Unterhaltungen
für
die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Erſter Band.

Mit zwei Muſikbeilagen.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi.

Inhalt des erſten Bandes.

Salina's Gruß, v. A. G. Eberhard Seite 5
Anne Marie und Joſeph, von A. Lafontaine . . 7
Die Feuerprobe. Dem Andenken der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg gewidmet, von A. G. Eberhard 71
Der Araber Bedovi, oder Beduin. Wie man kommt, wie man geht . 79
Thatſachen, die Reilſchen Badeanſtalten und das Schauſpiel in Halle betreffend, von A. G. E. . . 87
Geſang für den Sylveſterabend, von demſelben . . . 99
Ideen für Bücherfabrikanten, von Ernſt Scherzer . . . 103
Lied, von F. v. Fouqué . . 111
Text zu einer derben Lection für Patrik Peale, von A. G. Eberhard . 113
Kunſtnachrichten aus Halle. 1. Türk. 2. Carl Mühlenfels. 3. Buſchmanns Ovation und der Deklamator Plümicke, von A. G. E. . 117
Räthſel, von demſelben . . 120
Das hohe Lied, von Römer . 121
Eine nordiſche Sage, v. F. v. Fouqué 125
Flügel, a. d. Franz., von Haug . 139
Sankt Sylveſter, Poſſe, in Marionettenmanier, von A. G. Eberhard 141
Der nächtige Kampf. Ballade, von F. W. Gubitz . . . 195
Eheſtreit, von Haug . . 201
Die Kriegsliſt, von F. Laun . 202
Die Gebote der Liebe, v. F. W. Gubitz 223
Der furchtbare, gerufene Gaſt, von L. Brachmann . . . 227
Appellation an die Ankläger und Richter Heinr. v. Kleiſt, von A. G. Eberhard 229

Liebe und Freundſchaft, und: Nöthige Vorſicht, von Bramigk . 241
Ehrenſäule für den Verfaſſer des Rhinoceros, von A. G. Eberhard . 242
Ueber Saſſafras, von Haug . . 250
Ein merkwürdiges Aktenſtück für die Geſchichte unſerer Literatur, von A. G. E. . . . 251
Lächerliche Creationen, von Haug . 255
Silbenräthſel, von A. G. E. . . 256
Als Beilage 1. Angelika's Herbſtliedchen, von Tiedge, mit Comp. von Harder.
Der Abſchied, von F. v. Fouqué . 257
Vierzig Jahre, von A. Lafontaine 261
Der fromme Herr Gemahl, v. Weiſſer 295
Züge aus dem Leben des Policeylieutenants Lenoir . . 304
Bitte im Namen des Reichsgrafen Pomp, von Haug . . 325
Erinnerungen von Rügen, von A. G. Eberhard . . . 326
Lied, von Haug . . . 364
Blicke in das neun und dreißigſte Jahrhundert, von Ernſt Scherzer 365
Doppel-Räthſel, von A. G. E. . 380
Als Beilage 2. Wächterlied, von Grumbach, mit Comp. von Fr. Schneider.

Zu verbeſſern:

Seite 226 Zeile 2 leſe man Nie ſtatt Was.

Salina,

oder
Unterhaltungen
für
die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard und A. Lafontaine.

Erſter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

I.

Salina's Gruß.

Nicht ſtürz' ich mich von hohen Felſen nieder,
Wild ſchäumend, donnernd durch Gebirg und Thal;
Kein Adler grüßt, mit rauſchendem Gefieder,
Mich glänzend in Aurorens frühem Strahl.

Nicht waſch' ich Gold mit meiner kleinen Welle;
Nicht trag' ich ſtolzer Flotten reiche Laſt;
Nicht überſtrahlt, mit ſeiner Kerzen Helle,
Mich eines Königs prunkender Pallaſt.

Nur ſtill hinab in ſtillen Ufern gleitet
Die Well' aus meiner Urne ihre Bahn,
Bis ſie der Nachbar aufnimmt, der ſie leitet
Ins weite Grab, zum fernen Ocean.

Ich wandle hin durch lachende Gefilde,
Geſegnet von der guten Götter Hand;
Ich grüß', umſchirmt von guter Fürſten Milde,
An meinen Ufern manch beglücktes Land.

Ward meine Well' an manchem Schreckenstage
Gefärbt mit vieler tapfrer Krieger Blut:
Sie iſt hinweggeſpült; die Todtenklage
Vergeht allmählig in der Zeiten Flut.

Die Blumen blühen fort für mich zu Kränzen,
An Farben reich, und reich an ſüßem Duft;
Zu manches Feſtes raſch bewegten Tänzen
Erfüllet luſt'ges Saitenſpiel die Luft.

Aus meiner Wälder grünen Tempelhallen
Umflötet mich ein leicht beſchwingter Chor
Von liederreichen, holden Nachtigallen,
Und ſingt mir ſeine Frühlingsliebe vor.

Des Morgens Pracht, der Abendröthe Gluthen,
Und Mond und Stern' in unermeßnen Höh'n,
Sie ſpiegeln ſich in meinen ſtillen Fluthen,
Wie irgendwo, ſo ewig wunderſchön.

Da ſteht, betrachtend, mancher ernſte Weiſe,
Blickt in den Himmel meiner Flut hinab,
Denkt ſtaunend an der Sternenbahnen Kreiſe,
Und an die Ewigkeit, und an ſein Grab.

Es tönt an meinen Ufern manche Leier,
Von heiliger Begeiſt'rung raſch bewegt,
Und manches Lied ertönt zur ſchönen Feier
Des Herzens, dem das Herz entgegen ſchlägt.

Es gaukelt Phantaſus durch Blüthenlauben,
Und ruft die Elfen zum vergnügten Tanz;
Den Becher mit dem geiſt'gen Saft der Trauben
Umwinden Scherz und Ernſt mit duft'gem Kranz.

So blick' ich da und dorthin voll Entzücken,
Still ſendend meine Wellen ihren Pfad,
Und laſſe Jeden gern ein Sträuschen pflücken
Wer freundlich meinen Blumenufern naht.

A. G. Eberhard.

2.

Anne Marie und Joſeph.

Habt Ihr je von Anne Marie aus Roth gehört? So hieß ſie, ob man ſie gleich Ann-Mikchen, nach dortiger Sitte nannte. Romantiſch iſt das Geſchichtchen von ihr nicht, ſo romantiſch auch das Dorf oder der Flecken lag, in dem ſie wohnte. Aber ich denke, das Mädchen ſoll Euch dennoch gefallen, wie ſie allen gefiel, die ſie kannten. Denkt an keine Madonna bei ihrem Namen, an keine Venus, an keine Fauſtina, obgleich ſie nicht verlor, wenn man bei ihrem Anblick daran und an alles Hübſche dachte, was man je geſehen hatte. Ihr ſchönſter Reiz war ein großes ſchwarzes Auge, fromm, offen, froh und muthig.

Ihr Vater hieß Ehrlich, und er war, wie ſein Name, ehrlich. Er liebte ſeine Frau mit einer unbeſchreiblichen Liebe, und dieſe Liebe war das Glück ihres Lebens, trotz der Unglücksfälle, die ſie arm machten. Die Mutter ſtarb, und ihr Tod brach des Mannes Herz. Im Sterben ſagte er: „Mikchen, wenn man Gott traut und ſich herzlich liebt: ſo giebts kein Unglück.“ Mikchen glaubte dem ſterbenden Vater.

„Der Tod iſt ein großes Unglück, Mamſell Mikchen,“ ſagte eine Nachbarin, welche die Leichengebräuche beſorgte. Anne ſah die blaſſe Leiche mit einem traurigen Lächeln an, und ſagte: „Ach nein, der Tod iſt kein Unglück, wenn man aus Liebe ſtirbt, wie mein Vater.“ Und nach drei Monaten ſagte ſie, mit einer hohen Glut auf den Wangen, mit funkelnden Augen, und mit hochklopfendem Herzen: „Tralala! der Tod iſt kein Unglück, wenn an — dem ſtillgeſtandenen Herzen ein anderes Herz mit ſtill ſteht!“

Sie hatte alſo zwei Grundſätze aus dem Leben ihrer Eltern geſchöpft: wenn man auf Gott hofft, und ſich herzlich liebt: ſo giebt's kein Unglück im Leben! Und das kleine dreizehnjährige Perſönchen glaubte kopfnickend ſich mit dieſen zwei Sätzen recht gut durchs Leben zu helfen, eben ſo gut, wie ihre ſeligen Eltern. Sie machte dabei ihren Ehrenſprung, das war ihre Gewohnheit. Nach drei Monaten kehrte ſie die beiden Sätze um und ſagte: „Ohne Hoffnung auf Gott und ohne rechte Liebe iſt das Leben ja gar nichts.“ Sie blieb feſt dabei, obgleich ihres Vaters Stiefbruder faſt alle Tage noch recht viel mehr zum Leben rechnete, als ſie. Sie ließ ſichs aber nicht abmerken, daß ſie anders rechnete.

Ihres Vaters Stiefbruder, der aber nicht Ehrlich hieß und nicht ehrlich war, hatte einen Theil an der Weinhandlung ſeines Bruders gehabt. Er zog mit einer Verwandtin nach Roth in Annens Haus, nach dem letzten Willen ſeines Bruders. Er merkte nichts von ſeiner Nichte Rechnung; denn die Nichte, ſo offen ſie auch alles herausplauderte, was ſie dachte und fühlte, war doch in gewiſſen Puncten ſehr verſchwiegen; ſo in dieſem.

Sie war vierzehn Jahre alt geweſen. Sie bekam ihr erſtes ſeidnes Kleid, und Anne ſah daraus denn wohl, ſie gehörte jetzt zu den erwachſenen Mädchen; und ſo hörte ſie auf die Ermahnung ihrer Baſe, der Madame Worth, die ihr einen ganzen Regensburger Staatskalender voll Regeln gab, wo ſie Hand und Fuß und Augen laſſen, wie ſie gehen, ſitzen, eſſen und trinken, wie ihre Stimme klingen, wo ſie lächeln, wo ſie ſauer ſehen, wo ſie roth und blaß werden müßte. Das kleine Ding horchte hoch auf. Denn es liefen bei dem Moralſyſtem der guten Frau Anſpielungen und Winke mit unter, die Anne weiter zu bedenken ſich recht ernſthaft vornahm. Die Regeln gingen faſt alle, wie ſie wohl merkte, gegen die jungen Herren, die in Annen den Fauſtinenkopf, die Madonnenſchönheit und die Reize der Liebesgöttin zu finden anfingen; denn Anne war, trotz ihrer vierzehn Jahre, hoch aufgeſchoſſen, ſchlank und rund.

Anne hatte das gar nicht übel gefunden, und fand es, trotz aller Ermahnungen der Baſe, noch immer nicht übel, daß die Gaſſe, wo ſie wohnte, die gangbarſte des ganzen Oertchens, der öde Gang durch ihre Weinberge ein berühmter Spaziergang wurde, auf den ſo gar Verſe gemacht wurden. Sie fand es nicht hübſch, daß an jedem Kirchpfeiler des Sonntags ein junger Mann ſtand, und ſie betrachtete, als ſollte ſie predigen; aber deſto hübſcher fand ſie es, wenn bei der Weinleſe, oder bei jedem andern Tanzfeſte, ſie die Feſtkönigin war.

Sie ſetzte aus der Stimme eines Echo's in ihrem Herzen, die erklang, ſie wußte nicht woher, aus den Ermahnungen ihrer Tante, und aus dem Benehmen der jungen Herren ſich eine Erklärung zuſammen, bei der ſie aufſprang, in die weißen Hände klatſchte, und rief: „Ich werde einen finden, der mich herzlich liebt! Und dann — iſt das Leben — ein Glück!"

Die Baſe aber, die auch jung geweſen war, und Mikchen oft von ihren frohen Jugendjahren erzählte, was dem jungen Mädchen beſonders nützlich war, hinter den Sinn der Aeolsharfen-Stimmen ihres innern Echo's zu kommen, — ſprach auch von der Treuloſigkeit, dem Unbeſtande der Männer, und ſprach davon mit einem Ernſt, der Annen nachdenkend machte. Die gute Madame Worth hatte ſchmerzliche Erfahrungen gemacht.

Das junge Ding ſchüttelte den Kopf; die Baſe hätte gewiß das Ding nicht recht angefangen, meinte ſie. Sie hatte nicht Luſt, Auge, Herz und Zunge zu verſchließen; aber ihr Inſtinkt rieth, was die Baſe rieth; und nach einem halben Jahre, in dem Mikchen auch ein paar Erfahrungen von dem Leichtſinn und der Eitelkeit eines ihrer eifrigſten Anbeter gemacht hatte, beſchloß ſie in aller Stille, klüger zu ſeyn, als die Baſe, recht herzlich zu lieben, um glücklich zu ſeyn; aber Niemanden, als der wieder recht herzlich liebte. Davon ſagte ſie aber der Baſe nicht ein kleines Wörtchen.

Auch hätte die Baſe das Nichtchen ſicher nicht verſtanden; denn die Nichte, die überall zu Hauſe war, im Hauſe, in der Küche, im Keller, im Weinberge, im Garten, auf dem Hühnerhofe, auf dem Taubenboden und in zierlicher, aber häuslicher Kleidung, mit den ſchönen Roſen der Thätigkeit auf den Wangen, mit einem frohen Tralala auf den Lippen überall hinflog, war gar nicht mehr zu Hauſe, wenn ſie auf ihre Grundſätze kam. Da ſtand alles in dem magiſchen Lichte einer goldenen Morgenröthe, unter Triumphpforten von Regenbogen, in Paradieſen, unter deren Lebensbäumen Engelſtimmen erklangen. Die Erde war ihr verſchwunden, das Leben, die Zeit, das Grab, die Welt, und es blieb ihr von dem Leben nichts, als ſüße Thränen, und eine frohe Sehnſucht in die unendliche Weite hinaus. Ja, es ſchien ihr, als wäre ſie da mehr zu Hauſe, als in Roth.

Es lebte in Roth die arme Witwe eines Weinhändlers, was auch Mikchens Vater geweſen war, eine freundliche, liebe Frau, ſo ſagten alle von ihr. „Ihr größtes Unglück,“ ſagte die Baſe Worth — „iſt ihr ungerathener Sohn.“ Mikchens Bruſt hob ſich mit einem ſchweren Seufzer. „Armuth iſt kein Unglück,“ ſagte ſie leiſe — „wenn der Sohn ſie nur herzlich liebte.“ Sie dachte an ihre Eltern, und das nächſte Mal, da Madam Gärtner zu der Baſe kam, trat Mikchen mit einem vollen, bewegten Herzen an die Seite der Frau, hielt das Auge voll Liebe feſt auf dem ihrigen, und war ſo kindlich-freundlich, daß die gute Frau ſie einmal über das andere an ihre Bruſt nahm.

Madame Worth erwähnte des Sohns, und Mikchen zitterte. Sie hätte um keinen Preis das Wort, Sohn, ſagen mögen.

„Wo ſteckt er denn jetzt?“

„In Straßburg, denk ich.“

„Viel Freude haben Sie nicht an ihm, arme Mutter!“

Die Mutter ſchlug das Auge gen Himmel, auf die Wange ſtieg eine höhere Farbe.

„Er iſt wild," ſagte die Mutter ſanft — „aber gut, glauben Sie mir! Ich denke mit Sorge an ihn; aber nie mit Verdruß."

Bei dieſen Worten ſah ſie keinen an; aber das Auge funkelte in Thränen, und wie es Mikchen ſchien, der Freude. „Sein Vater ſelig ſagte immer von ihm: ein großer Baum will Raum haben, und glauben Sie mir, er hatte Recht."

Madame Worth widerſprach aus Mitleiden nicht; aber nachher ſagte ſie: „So blind ſind die Mütter! Raum haben? lieber Gott!" Aber Mikchen hatte große Luſt, dem funkelnden Auge der Mutter mehr zu glauben als ihrer Baſe. „Die Mutter liebt ihn wenigſtens," ſagte ſie zuletzt — „und ſie iſt nicht ganz unglücklich."

Auf einmal erſchells in ganz Roth: „Der ungerathene Burſche iſt wieder hier! die arme Mutter!"

„Nimm Dich ja vor ihm in Acht, **Mikchen**!“ ſagte die Baſe warnend — „denn das iſt der Schlimmſte von allen in dieſem Punkte.“

Seine Wiederkunft hatte Aller Zungen in Bewegung gebracht, und **Mikchen** wußte in drei Tagen ſeine ganze Biographie. Als ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren hatte er einen Unſchuldigen faſt ermordet, worüber er drei Monate lang im Gefängniſſe geſeſſen hatte. Im achtzehnten Jahre war er freiwillig unter die Soldaten gelaufen. Von da war er mit einem Mädchen, von ſehr zweideutigem Rufe davon gegangen. Dann kam er zurück; und da eben ſeine Mutter auf ſeine Unterſtützung hoffte, ging er wieder davon, man wußte nicht, wohin.

Das Auge der Mutter machte noch jetzt einen Kommentar zu dieſer Erzählung, der beſſer klang, und **Mikchen** rechnete ruhig aus, daß er zwanzig Jahre alt war. Sie war doch neugierig, ihn zu ſehen.

Endlich ſah ihn Mikchen bei ihrem Oheim. Sie mußte geſtehen, er war der hübſcheſte, ſchlankeſte junge Menſch in Roth. „Tralala!“ rief ſie, da er fort war — „hübſch iſt er; aber mein Herz will ich wohl hüten!“

Aber das Herz läßt ſich nicht hüten, liebes Mikchen, und Amor iſt ein Taſchenſpieler! das mußte Mikchen wohl erfahren.

Ein Taſchenſpieler bat Mikchen, die in der erſten Reihe die Schönſte von Allen da ſaß, um ihren Ring. Sie erröthete, aber ihre Tante ſtieß ſie an, da ſie zögerte; ſie mußte ihn geben. Nun bat ſich der Taſchenſpieler von Joſeph, der am andern Ende ſaß, auch ſeinen Ring aus. Da ſchlug Mikchen das Herz; es ſchlug ihr noch ſtärker, da der Taſchenſpieler die beiden Ringe zuſammen band und mit den bedeutenden Worten:

„Fliegt hin! fliegt hin in die weite Welt!
Das Band der Lieb' Euch zuſammen hält!“

beide Ringe über ſeinen Kopf wegwarf.

Mikchen wurde ſo roth, daß ſie nicht einmal ſah, wie nun der Zaubermann einen Becher aufdeckte, unter dem zwei Turteltauben ſaßen, jede einen Ring im Schnabel. Der Taſchenſpieler zeigte mit ſeinem Stäbchen bald auf dies Mädchen, bald auf jenes, und fragte: „Treues Täubchen, wem gehört der Ring?“ Als er Mikchen berührte, flog die Taube auf, und brachte Mikchen den Ring. Das arme Mädchen wußte nicht, wohin ſie die Augen ſchlagen ſollte vor Scham und vor dem Lachen ihrer Nachbarinnen. Die andere Taube flog mit dem Ringe zu Joſeph, der Mikchen mit funkelnden Augen betrachtete, und alles ging nun nach Hauſe.

Das erſte, was Mikchen that, war, ſie ſchwor, ſie wollte nie bei ſo einer Gelegenheit wieder einen Ring tragen. Sie wollte ihn abziehen, und, o Schrecken! es war nicht ihr Ring. Inwendig ſtand Josephs Name, und das Wort: Treue!

Das arme Kind ſann bis zum Zubettgehen auf ein Mittel, wieder zu ihrem Ringe zu kommen, träumte davon, ſtand mit dem Gedanken auf, und erſann keines, was nicht ſeine Gefahr hatte. So ging ein Tag hin, und nun war's zu ſpät, ihn hinzuſenden, und ſich ihren auszubitten; denn was ſollte er glauben, daß ſie ſeinen Ring einen ganzen Tag lang behalten hätte? konnte er nicht das Ringwechſeln zweideutig auslegen? konnte er nicht tauſend Dinge thun?

Spottet der Unruhe des Kindes nicht! Nach drei Tagen kam eine neue Unruhe dazu, ob ſie ihn tragen ſollte oder nicht. Trug ſie ihn nicht: ſo merkte er, daß ſie den Ring kannte; trug ſie ihn: was konnte er dann gar glauben? Sie zog ihn bald ab, ſie ſteckte ihn bald an, und der Ring brannte ihr auf dem kleinen weißen Finger, wie eine Flamme.

Aber ohne Gefahr für ihr Herz war dieſer Streit nicht geblieben. Sie ſah in gewiſſen Momenten in dem Ringe, den ſie trug, den Willen des Himmels. Sie beſchloß feſt, ihn wieder los zu werden, auf welche Weiſe ſie konnte. Sie hatte keine Ruhe mehr vor dem goldenen Reiſe.

Die Unruhe des Kindes vermehrte ſich, da ſie auf einmal merkte, daß Joſeph aus den Weinhecken her ſie beobachtete, wenn ſie auf ihrer Traumhöhe ſaß; daß Joſeph es war, der auf einem fremden Inſtrumente alle Abende gegen ihrem Kammerfenſter über die ſchönſten Harmonieen in ſanften Gängen hervorlockte. „Er weiß es alſo?“ ſagte ſie — „und er denkt wohl gar?“ ſetzte ſie zürnend hinzu. Und da klang wieder aus dem ſchönſten Inſtrumente die rührende Melodie in ſanften Tönen. „Und der Himmel weiß,“ lispelte ſie, die Hände zuſammen faltend — „wie unſchuldig ich bin! Ach, die Baſe hat gut ſagen! wenn ich nicht einmal meinen Ring hüten kann: wie kann ich mein Herz denn hüten?“ Sie erröthete vor den letzten Worten; aber ſie fühlte, ſie kamen aus einem unruhigen, pochenden Herzen.

„Aber,“ fuhr ſie, mit einem trotzigen Schritte vom Fenſter weg, fort — „merken ſoll er nicht, ob ich weiß, daß er meinen Ring hat, ob ich weiß, daß er es iſt, der ſpielt. Gewiß nicht! gewiß nicht!“

Dabei blieb es nicht. Ein paar Tage darauf kam ihre Baſe nach Hauſe, und ſagte: „Joſeph wird am Ende ein Taſchenſpieler; denn er hat von dem Taſchenſpieler zwei abgerichtete Turteltauben gekauft.“ Ein Glück war's, daß ſich Milchen bei dem

Namen Joſeph ſchon abgebeugt hatte; denn die Turteltauben hatten das Geſicht und den Buſen mit dunkler Roſenfarbe überzogen.

Ach, hätte die Baſe die Glut von Mikchens Wangen geſehen! hätte ſie gewußt, in welch einer wunderſüßen Empfindung des innerſten Lebens Mikchens Herz heftig pochte! Aber Mikchen flog ſchnell hinaus und rief, da ſie allein war: „Das erbarme der Himmel! Wie ſoll ich da mein armes Herz hüten!“ Und das Bild des wilden Jünglings im ſanften Spiel mit der Taube, die ihm den Ring brachte, und die ſie dafür liebte, ſtand in dem ſanften Glanze ihrer Morgenröthe vor ihr. Ihr halbes Herz ging bei dieſem Bilde verloren.

„Aber merken ſoll er nichts! gewiß nicht!“ rief ſie, und legte drückend die weiße, weiche Hand auf das pochende Herz.

Ach, die Kleine wußte nicht, wie tief Amors Pfeil verwundet. Doch trotz des ſchönen Bildes, auf dem die treue Botin der Liebe, die Taube, den ſchönen Jüngling ſchnäbelt, ſah Mikchen ganz gleichgültig in die Welt hinein, wenn ſie ihm begegnete. Sie hielt ihr Wort wie eine Heldin; „denn er iſt ein ſchlechter Menſch!“ ſetzte ſie ernſt hinzu — „und mein Herz will ich wohl hüten!“

„Kannſt Du Dein Herz hüten, Mikchen?“ Sie kam aus dem Weinberge zurück; und da er immer am Fenſter ſtand, wenn ſie vorüber ging: ſo ſchlich ſie jetzt hinter dem Gärtchen weg. Ihr Fuß ſtockte; denn ſie hörte die ſchönen Töne ſeines Inſtruments. Sie hörte ſeine Stimme Worte ſingen, die wie brennende Pfeile in ihre Seele drangen. Er ſang:

„Dir, ſchmeichelnde Taube, dir, Botin der Liebe,
Vertrau' ich die Seufzer der ſchweigenden Bruſt;
Du wurdeſt der Sehnſucht zum freundlichen Diebe,
Du gabſt mir die ſchönſte, verſtohlene Luſt.
Im innerſten Herzen,
In Freude, in Schmerzen,
Im Traume, im Wachen,
In Thränen, im Lachen;
Und muß ich auch ſchweigen:
Sie bleibt doch mein eigen!
Denn mein iſt ihrer Liebe Pfand,
Der goldne Ring von ihrer Hand.“

Mikchen wendete das Auge gen Himmel; denn wie konnte ſie gegen ſolche Worte, gegen dieſe Töne, die wie ſegnende Geiſterſtimmen erklangen, auf deren Wogen Engel und alle Liebesgötter ſchwebten, ihr Herz vertheidigen!

Sie kehrte um; das war alles, was ſie vermogte, und ging auf einem andern Wege nach Hauſe. Ach was half es ihr? Sie hörte nah und fern ſeine freundliche, bittende Flötenſtimme erklingen. Sie flog in die Küche, ſie that alle Geſchäfte, ſie plauderte freundlich und muthig mit der Magd, mit der Baſe, mit dem Oheim ſo gar. Es half nicht.

„Liebe Baſe,“ rief Mikchen noch immer muthig — „ich kann's nicht mehr mit anſehen, wie oben alles über einander liegt. Laſſen Sie mich ganz allein, ich will's ſchon machen!“

Mikchen flog auf den Boden, und räumte auf, und arbeitete, um ſich von den Worten des Liedes los zu machen. Aber es half nicht. Da ſaß auf einer Kiſte ein Paar brütender Tauben. „Die ſchmeichelnde Taube, die Botin der Liebe,“ tönte es mit leiſer Stimme über ihr, neben ihr, nah und fern. Sie hörte ja die ſtummen Seufzer ſeiner Liebe. Sie lehnte ſich ermattet über das Neſt, und zum erſten Male tropften zwei Thränenperlen der erweichten Liebe aus ihren Augen.

„Nein, nein!“ rief ſie, die verhaßten Tauben von dem Neſte verſcheuchend — „er ſoll es nie wiſſen, was ich fühle! Den Ring hat er; aber mein Herz nicht. Er iſt ein wilder Menſch!“

Leiſer klangen die Töne; aber wie ſollte ſie ihren Ring wieder erhalten? Und doch mußte ſie das; denn er war ja ihrer Liebe Unterpfand. Sie ſann nichts hervor. Sie blieb zu Hauſe. Sie hatte immer eine nöthige Arbeit, wenn die Baſe ſie in den Weinberg ſenden wollte, oder ſonſt wohin in Noth; aber wer rettete ſie, wenn um Mitternacht ſeine Klage von den ſanften Saiten ſeines Inſtruments in ihr Ohr, in ihren Schlaf, in ihre Träume drangen?

„Wie ſchwer iſt's, ſein Herz zu hüten!“ ſagte ſie, die Hände ſanft faltend.

Kam dann nicht wieder Joſeph's Mutter, und redete mit mütterlicher, ſanfter Sorge von Joſeph, und ſeinem geheimen Kummer? „Nichts kann ihn erheitern, als ſeine Laute und ſeine Tauben. Sonſt ſo muthig, ſo unbeſorgt, von dem Leben jede Freude der friſchen Jugend erringend, jede Arbeit mit Kraft ergreifend! und jetzt? jetzt? ach, wenn ich ihn über das Lockenhaar ſtreiche, Mamſel Mikchen, und ſage: „Joſeph, was iſt Dir? wo iſt denn Dein froher Muth?" ſo drückt er meine Hand an ſein Herz, und ſagt mit einem ſanften Lächeln: „Ich bin ja ſo glücklich, liebe Mutter. Denn, Gottlob! ich habe ja jetzt einen, Einen Wunſch, Eine Bitte an das Leben, an die Zukunft!"

Mußte nicht Mikchen das alles, Wort für Wort anhören? hatte nicht die ſorgende Mutter des Mädchens Hand gefaßt? drückte ſie die Hand nicht, als wollte ſie ſagen: „O erfüllen Sie den Einen Wunſch des armen Jungen?“ füllte ſie nicht mit Schmerz, mit Mitleiden, mit Liebe des Mädchens volles Herz?

„Ach, ich bin doch recht übel daran!“ ſagte Mikchen, betrübt; denn ſie ſah, daß ſie immer mehr von ihrem Herzen an Joſeph verlor. „Aber wiſſen ſoll er es nicht! — Nein, das Herz kann ich nicht hüten,“ ſetzte ſie noch trauriger hinzu — „aber meine Zunge kann ich verwahren. Das, lieber, guter Gott! das kann ich!“

Sie tanzte nicht auf dem Feſte der Weinleſe; ſie gab vor, ſie hätte den Fuß vertreten. Auch Joſeph tanzte nicht. Sie ſaß neben ihrer Baſe, und ſah nur, wie Joſeph, in ein Fenſter des Tanzſaals gelehnt, ſie betrachtete, nur ſeine Stellung änderte, wenn jemand zwiſchen ihr und ihm ſtand. Die hübſcheſten Mädchen waren in ſeiner Nähe — denn troz des Verbotes der Eltern wünſchten ſie ihn zum Tänzer — aber er ſtand unbewegt mit trauerndem Geſicht.

Er folgte Mikchen von Ferne nach; ſie ging, und nach einer halben Stunde erklang ſeine Laute, trauernder als je, und Mikchen — theilte ſeine Trauer.

Der Winter war vorüber. Der Sommer kam, und das ganze Rebengebürge war voll Jauchzen; denn voll hingen die Weinſtöcke, groß waren die Trauben, der Sommer goß die Gluten des Südens in den Boden. Die reichſte Weinärndte vieler Jahrhunderte war die ſtolze Hoffnung des Gebirgs. Der Strom ſank in der Dürre immer tiefer von Monat zu Monat, und endlich erhob ſich aus dem ſinkenden Strome ein Felſen, das erſehnte Zeichen der reichſten Weinärndte. Es war die Sitte, wenn dieſer Felſen, der mit einer Inſel im Strome zuſammen hing, über dem Waſſer erſchien, ein frohes Feſt zu feiern auf der Inſel, auf dem Felſen ein Faß zu binden, um das Faß zu tanzen. Aus den Dörfern umher, aus den Städten wurden junge Mädchen und Jünglinge zum Feſte geſendet.

Aus Roth ging Mikchen und ihr Vetter, der ſchon verlobt war, zum allgemeinen Feſte des künftigen Reichthums. Sie kamen an's Ufer. Sie beſtiegen mit Muſik die Kähne, an deren Maſten Kränze und Bänder flatterten. Sie zogen hinüber an die Inſel: Mikchen, froh wie der Tag, ſchön wie die Hoffnung, deren Feſt ſie feiern half.

Sie war die Schönſte aller Mädchen; in den braunen Locken hing ein Kranz von Roſenknospen und dunkeln Purpurroſen, das weiße Kleid umfing ein Blumenkranz.

Als ſie an's Ufer trat und mit ihr die Gefährten, da empfing ſie Muſik aus dem Walde der Inſel, die von dem tiefen Felſen hoch empor ſtieg. Das Feſt wurde gefeiert. Nach dem Takte der Muſik wurde das Faß gebunden, mit Blumen bekränzt; und dann tanzten Mädchen und Jünglinge um das Faß her.

Nun ſetzten ſich die Mädchen und Jünglinge, Männer und Weiber unter den Schatten der Bäume, und feierten ein frohes Mahl. Dann tanzten die jungen Leute in dem Schatten der Bäume. Dann gegen Abend flog auf einmal alles zu einem Zelte, unter dem ein Taſchenſpieler ſeine Künſte zeigen wollte. Mikchen erkannte ſogleich den Zauberer, der ſie mit Joſeph verlobt hatte. „Ich werde mich hüten," ſagte ſie mit einem ſchnellen Herzpochen. Sie ging allein zurück, träumend von den Tauben, von dem Ringe, von dem trauernden Jünglinge,

linge, der nur der Taube ſeine Liebe vertraute.

Ach Mikchen, dieſe Träume ſind gefährlich, wenn ein frohes Herz, wenn die Freude das Herz weit geöffnet hat!

Das fühlte ſie auch, in einem geheimen Beben, in einem ſehnſüchtigen Zuge ihres Herzens für den Jüngling. „Muß er denn vergehen unter den Schmerzen der Liebe?“ ſagte ſie ſchon zu mitleidig. Sie ſetzte ſich nach langem Umherirren unter dem magiſchen Schatten der Bäume und des Abendroths, tief in die dunklere Nacht eines dicken Gebüſches. Die Einſamkeit, die einfarbige Dämmerung, die Entfernung von ihrem Hauſe, Dorfe, Eltern, Bekannten, gaben ihr eine Freiheit, die ſie ſonſt nicht hatte. Sie dachte zum erſten Male mit einem immer höher werdenden Vergnügen an Joſeph, an ſeine Liebe. Sie lächelte ſeinem Bilde zu. „Und wenn er nur wild wäre, nicht böſe?“ fragte ſie lächelnd. Und dann verſank ſie in noch ſchönere Träume, in denen Joſeph unter ihren Triumphpforten von Regenbogen und Morgenröthen ſtand, als auf einmal etwas ſehr ſchnell durch die Büſche rauſchte, als auf einmal Jemand ihren Namen ängſtlich, und gleichſam verſtohlen rief. Sie ſprang auf. Sie eilte hervor. Es war tief Abend, und vor ihr ſtand Joſeph, keuchend, die Hand auf die hochſchlagende Bruſt gedrückt; kaum konnte er die Worte hervor bringen: „Sie müſſen eilen, Mamſel Mikchen! Ich kann kaum athmen. — Man fährt ab. Man weiß nicht, daß Sie noch hier ſind.“

Alles vergeſſend, flog eilig Mikchen den Weg zurück, hinter ihr Joſeph, keuchend vom langen, heftigen Laufen. Sie kamen an's Ufer. Alle Kähne waren verſchwunden. Sie hörten nur noch aus der

Ferne die Muſik, die nach dem Dorfe in's Gebirge zog.

„Guter Gott!“ rief Mikchen, die Hände zuſammen ſchlagend — „ſie ſind fort! Und ich hier allein!“

„Ich bin ja bei Ihnen, Mamſel Mikchen!“

Ach, das war noch ſchlimmer für Mikchen! allein mit ihm! „Mein Gott!“ ſagte ſie — „warum wartete mein Vetter nicht auf mich?“

„Ich hätte auf Sie gewartet.“

„Aber wie iſt es gekommen?“

Nach hundert ſolchen Fragen, die auch Josephs Hierſeyn betrafen, erfuhr ſie denn: Joſeph, um das Feſt mit anzuſehen — bei den Worten erröthete er, und Mikchen auch — hätte ſich ganz früh mit einem Nachen an die Inſel überfahren laſſen. Er hätte das Feſt mit angeſehen, freilich nur aus der Ferne her, aus dem Gebüſche.

Aber auf einmal hätte er, in dem Gedränge nach dem Taſchenſpieler, Mamſel Mikchen aus den Augen verloren — hier erröthete er entſetzlich, und Mikchen faſt eben ſo arg.

Darauf hätte man die Kähne bereit gemacht, um zurück zu gehen. Ihr Vetter hätte nach ihr gefragt, und ſie geſucht, bis Jemand ihm geſagt hätte, ſie ſey im erſten Kahne ſchon mit abgefahren.

Joſeph hätte recht wohl gewußt, daß Mikchen noch nicht fort wäre — eine neue Röthe von beiden Seiten — Er hätte vermuthet, ſie wäre im Walde noch. Er wäre alſo ſogleich fortgeſtürzt, um ſie zu ſuchen. Er wäre drei Mal die ganze Inſel durchlaufen, und unterdeß ſey alles — abgefahren.

„Gott, was ſoll nun werden?“ fragte ſie, das ſehnende Auge nach dem Ufer hinüber ſchlagend.

Joſeph bot ihr ſeinen Nachen an, den er um Mitternacht beſtellt hatte. Mikchen mochte den Zufall ſo viel drehen, als ſie wollte: ſie mußte mit Joſeph allein ſeyn, und zwar gute drei Stunden.

„Man kann nicht immer ſtehen,“ fühlte Mikchen. Sie ſetzte ſich an eine Stelle, wo durchaus nur Einer ſitzen konnte; und Joſeph, ſtatt ſich zu ihren Füßen zu ſetzen, verließ ſie, ging in den Wald, kam mit einer Flaſche Wein und mit etwas Brod zurück. Er bot dem Mädchen das alles ſo freundlich an; die Furcht, die Angſt hatte Mikchen ſo durſtig gemacht, daß ſie ihm geſtand, ſie bedürfe eines Tropfen Weins. Er öffnete die Flaſche. Ein Glas war nicht da. Mikchen trank aus der Flaſche, und ſie ſah nun, wie ſchnell er die Flaſche, die ihre Lippen berührt hatten, an ſeine Lippen ſetzte; und das Schlimmſte war nun, ſie hatte mit den paar Tropfen ihren Durſt noch gar nicht gelöſcht. Es half nicht. Sie mußte mit ihm Kuß um Kuß wechſeln. Hundertmal machte ſie, mit unmerklichem Kopfnicken, dem Himmel Vorwürfe, daß er Schuld ſey, und nicht ſie, wenn ſie ihr Herz und ihre Zunge nicht hüten könnte. Aber eben das gab ihr Muth. Sie fing an, ganz gleichgültige Dinge mit ihm zu reden. Sie machte ihre Sachen recht gut, beſſer als tauſend Mädchen in einer ſolchen Lage; aber ſie verrieth ſich doch; denn ſie verſteckte die linke Hand, an der ſie ſeinen Ring trug; und Joſeph, das ſah ſie mit Erröthen, blickte immer verſtohlen nach der Hand, die ſie verſteckte.

„Er könnte ja gar denken,“ dachte ſie, und auf einmal fing ſie an: „Es iſt gut, der Taſchenſpieler erinnert mich daran. Ich habe es immer vergeſſen, wenn ich Sie ſah. Dieſes iſt Ihr Ring, ich bitte mir meinen wieder aus.“

Sie ſah in der Helle des Abends, daß Joſeph erblaßte; aber dennoch zog er den Ring vom Finger, ach, wie langſam! hielt ihn nahe vor die Augen, dann war's, als wollte er ihn an die Lippen bringen. Aber er wagte es nicht. „O Mamſell Mikchen!" ſagte er mit zitternder Stimme. Dann hielt er inne. Dann hob er wieder an, eben ſo zitternd: „Laſſen Sie ihn mir noch eine Viertelſtunde!" Seine Stimme wurde mit dem letzten Worte ſo weich, ſo zitternd, faſt weinend, daß ihre ganze Bruſt ſich voll Wehmuth an ſeinen Tönen ſog. Sie hielt den Ring mit einer Hand, die eben ſo zitterte, als ſeine Stimme.

„Nur ſo lange," fuhr er ſanft, aber ſein Auge an den Boden heftend, fort — „bis ich von Ihnen ſcheide. Ich bitte Sie!"

Er ſteckte den Ring langſam wieder an den Finger. Sie fühlte wohl, daß das nicht recht war, was ſie that. Sie mußte den

Ring jetzt durchaus haben; aber das Weinen ſaß dem armen Mädchen auf den Lippen, daß ihr erſter Athemzug ein Weinen geworden wäre. Und das wäre noch ſchlimmer geweſen! Sie that, was ſie konnte. Sie zog ſeinen Ring, um zu zeigen, daß ſie weiter keinen Theil an ihm hätte, auf ihr Taſchentuch, und ſchlug einen Knoten davor, um ihn nicht zu verlieren.

Er verſtand das, und fuhr langſam fort: „Dieſer Ring, Mamſell Mikchen, den mir eine Taube, die der Treue gewidmet iſt, brachte, dieſer Ring band mich, mich, der ich von Allen verlaſſen war, mit einem Herzen voll heißer Sehnſucht von Allen verlaſſen war, band mich an Ein Weſen — doch, in meiner Phantaſie nur, in einer erträumten Welt nur; aber es machte mich doch glücklich, ſo glücklich! ach, Mamſell Mikchen! Ich ſagte mir oft: er iſt ja doch nicht mein! und zog ihn vom Finger, und legte ihn auf einen

Tiſch. Dann brachte ihn mir die Taube wieder. Denn ſehen Sie, die Tauben habe ich auch gekauft, Mamſell Mikchen!'

Ja, hätte Mikchen nur: ſo? ſagen können.

„Dann drückte ich ihn auf mein Herz, küßte ihn, und — o dieſen Abend laſſen Sie ihn mir nur noch! Er war meine einzige Freude."

Da Mikchen nun gar nicht antwortete: (wir wiſſen warum) ſo ſah er das als eine Einwilligung an, drückte des Mädchens Hand an ſeine heißen Lippen, und ging dann in den Wald hinein. „Nein," ſagte Mikchen. — „da ſeh einer, wie es einem gehen kann!" und trocknete die Thränen, die jetzt reich hervorbrachen, ab. „Mein Herz konnte ich nicht hüten, den Ring, glaube ich, auch nicht, und die Zunge? Nur wiſſen ſoll er nichts, gar nichts, ob ich gleich ſehe, er iſt nicht einmal wild.

Da ſperrt mich der Himmel mit ihm auf eine Inſel!"

Er blieb lange aus, ſo lange, daß Mikchen Zeit hatte, allen ihren Muth zuſammen zu nehmen; denn es fiel ihr ein, daß er einen Menſchen faſt ermordet hatte, mit einem unehrbaren Mädchen davon gelaufen, und Soldat geworden war. Sie war entſchloſſen, ihm beim Scheiden den Ring ganz gleichgültig kurz und gut abzufordern. Sie ſprach ganz gleichgültig von dem Feſte; und er ſagte von dem Ringe kein Wort mehr.

Endlich hörte ſie das Plätſchern des Kahns, der ſie abholte. Es war ein ganz kleiner Fiſchernachen, in dem nur zwei Menſchen Raum hatten. Es war gar kein Auskommen mit dem Himmel, ſah ſie; denn ſo ſehr ſie zögerte und widerſprach, mußte ſie ſich doch hinten in dem Nachen auf ſeinen Schooß ſetzen; und da ſie ſich bei dem Schwanken des Nachens fürchtete: ſo mußte er ſie eng umfaſſen, und an ſeine Bruſt drücken. Ach, wie war ihr, da ſie ſich von ſeinen Armen ſo eng umſchlungen, da ſie das gewaltige Pochen ſeines Herzens an ihre Schulter fühlte! Da er ihr ſagte: „Sey doch nur ruhig, liebſte Schweſter“ — ſo mußte er ſagen — „es iſt keine Gefahr, Du biſt ja in meinen Armen!“

„Ich wollte, Jungfer,“ — rief ihr Führer — „Sie wären ſeine Braut: ſo würden Sie drei Tage ſo fahren wollen!“

Joſephs Herz ſchlug ſtärker, und ihres fing an, hoch zu pochen. Sie weinte nur ſanft, und ſchwieg. Was konnte ſie heute thun und ſagen!

Sie ſtiegen aus. Es war Nacht. Ihr Führer beſchrieb ihnen den Weg, den ſie nach dem Dorfe nehmen mußten. Sie ging in ſeinem Arme; denn der Weg war rauh und lang. Sie zitterte vor der Unterredung, die nun kommen würde; aber Joſeph hob an zu erzählen, von ſeinen Reiſen, von ſeiner Liebe zur Einſamkeit, von den vergeblichen Wünſchen ſeiner Jugend, nach Etwas, das er nicht kannte. Er ſprach ſo ſchön von der Freundſchaft, von den Täuſchungen des Lebens, er eiſerte ſo heftig gegen alle Untreue, gegen alle Ungerechtigkeit, daß Mikchen nach und nach ganz Ohr wurde, ihr Wörtchen zuletzt mit dazu gab, ihm von ihren Eltern erzählte, von ihrem Glück in der Armuth, von der Güte ihres Vaters. Von ihren beiden Grundſätzen fing ſie zuweilen wohl an; aber ſie beſann ſich doch früh genug und ſchwieg.

So kamen ſie vor dem Hauſe an, wo ihr Vetter nicht ſeyn konnte; denn Mikchen ſah recht wohl, ſie müßte ihren Vetter in der Meinung laſſen, ein Zufall hätte ſie getrennt. „Gute Nacht!“ flüſterte Joſeph vor der Thür. „Gute Nacht!“ ſagte ſie. Er drückte ihre Hand, verſchwand; und nun erſt fiel ihr ein, er hätte ja doch ihren Ring noch.

Das war wieder nicht anders. Sie kam in Roth mit dem Vetter wieder an, und dankte dem Himmel, daß weder der Vetter, noch ſonſt Jemand etwas gemerkt hatte. Sie ſagte für ſich: „Ring und Herz ſind fort; aber Gottlob, die Zunge habe ich bewahrt. Er hat nichts gemerkt.“

Aber Joſeph mußte etwas gemerkt haben, ſah ſie mit heißer Schaam; denn ſein Gram war vorüber, erzählte die Mutter. „So iſt er nun, Mamſell Miekchen! Jetzt geht er in den Lüften; er tauſchte nicht mit einem Könige. Raſch geht ihm die Arbeit von der Hand. Er arbeitet für zehn Menſchen. Ach, und er iſt ſo gut jetzt, ſo ſehr gut!“

Das mußte Mikchen doch gefallen. Eine ſanfte Wärme füllte ihr ganzes Herz.

Aber nach acht Tagen wußte ganz Roth, warum Joſeph ſo fröhlich war, und Mikchen erblaßte ein wenig, da ſie es hörte. Ein Weinhändler, Herr Strack, war nach Roth gezogen. Der reiche Mann hatte eine Tochter, die eben ſo ſchön war, als Mamſell Mikchen; dazu war ſie in der Stadt erzogen, konnte ihre Worte ſetzen, wie ein Buch, ſpielte und ſang, wie ein Engel, und verhehlte es gar nicht, daß ſie Joſeph für den hübſcheſten und artigſten jungen Mann hielt, der in Roth war.

Mamſell Strack beſuchte Joſephs Mutter Tag vor Tag, und Joſeph war täglich in ihrem Hauſe. Sie ſang zu ſeiner Laute, und er zu ihrem Klaviere. Das lief auf eine Hochzeit hinaus, meinte man.

Da aber kam die Mutter, und die Baſe fiel über die Mutter her mit neugierigen Fragen. Mikchen mit gepreßter Bruſt horchte.

Die Mutter wiegte das Köpfchen, lächelte, und meinte: „Das ſteht noch in weitem Felde;“ aber ſie gab doch dieſes zu, und jenes.

Kurz, es war, als ſtieße Jemand ein kaltes Eiſen durch Mikchens Herz. Sie dachte an den Unbeſtand der Männer. Sie war ſehr betrübt, und — wenn ſie ſich recht unterſuchte — auch ſehr böſe auf den unbeſtändigen Joſeph.

Aber Mikchen hielt ſich doch an Joſephs Laute, die jede Nacht vor ihrem Fenſter ertönte, und ſie hatte Recht. Auf einmal war alles vorüber. Die Beſuche der beiden Familien wurden ſeltener. Mamſell Strack reiſte nach vier Wochen zu ihrer Tante. Joſephs Mutter kam mit einem traurigen Geſicht zu der Baſe, und vertraute ihr heimlich, daß Joſeph — „ſo iſt er nun! Kurz, er hat alles abgebrochen, ſobald er ſah, was man wollte.“

„Das Mädchen iſt aber doch hübſch, ſchön wie ein Engel!“

„Das läugnet er nicht.“

„Und reich, die einzige Tochter!“

„Darauf giebt er nichts.“

„So muß ſein Herz ſchon verſagt ſeyn.“

„Das erfährt Niemand. In dieſem Puncte hat er ganz eigne Grundſätze.“

Mikchen ging hinaus, und die Treppe hinauf; aber wie ihr Fuß freudig flog, ſo freudig flog auch ihr Herz. Sie ſteckte ſeinen Ring, den ſie nicht mehr getragen hatte, wieder an ihren Finger, die Wangen glühten, das Herz pochte, ſie breitete die Arme aus, und hüpfte im Zimmer umher, ohne es zu wiſſen. Sie nahm ſich in dem Wirbel der Freude vor, Joſephs Mutter bis an ihr Haus zu begleiten, und die Hand mit dem Ringe ihm gar nicht zu verbergen, wenn er da wäre. Sie rollte die ſchönen Locken noch ſchöner, that ein ſchöners Tuch um die Schultern,

tern, eine Blume vor die Bruſt. Die Freude, der Vorſatz hatte ihr ſchönes Geſicht noch verklärt.

Auf der Thürſchwelle fiel ihr ein, er hatte einen Menſchen faſt ermordet, er war mit einem Mädchen davon gelaufen. Mit vielen Thränen nahm ſie das Tuch wieder ab, zerriß in Unwillen die Blume, und brachte das ſchwerſte aller Opfer in ſtiller Demuth. „Nein, wiſſen ſoll er nichts!“ Sie nahm Abſchied von der Mutter.

Aber Mamſell Strack liebte den Jüngling zu heftig. Sie wurde kränklich, und der Arzt erklärte, ſie ſey in Gefahr. Da wendete ſich der Vater an Josephs Oheim, einen ehrwürdigen Mann, den Joseph wie ſeinen Vater ehrte. Der Oheim kam. Er redete zu dem Neffen mit dem Ernſt der langen Erfahrung, und mit der Majeſtät des väterlichen Anſehens. Die Mutter bat mit Thränen, mit ſtummen Seufzern, die noch beredter waren, als die Vorſtellungen des Alten. Die übrigen Verwandten quälten den Jüngling. Die Umſtände der Mutter waren zerrüttet. Sie ſah der tiefſten Armuth entgegen.

Da ſtand er mitten im Kreiſe ſeiner Verwandten, die ihn liebkoſend baten. Sein Herz brach, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. „Er ſagt ja!“ rief der Oheim; „denn er weint.“ Die Mutter hatte ſeine Hand gefaßt, und drückte ſie an das hoffende Herz. Da ſank er der Mutter zu Füßen, und ſagte ſchluchzend: „Ich kann nicht, geliebte Mutter. Ich bin verlobt! Sehen Sie hier den Ring der Treue. Ich kann nicht!“

Alle ſtanden ſprachlos um ihn her. Der Oheim wendete ſich ab, und ſagte: „So iſt's vorbei!“

Man quälte ihn um den Namen ſeiner Braut. Den aber verſchwieg er feſt, auch dem Oheim.

Strack wurde erbittert. Er mißhandelte ſogar den ehrwürdigen Oheim, und ſchwor Rache an der Familie.

Das alles erzählte die Mutter der Baſe in Mikchens Gegenwart. Da erhob ſich der reine Triumph der Liebe in Mikchens Seele. Sie tanzte auf ihr Zimmer, küßte Josephs Ring, ſteckte ihn an, und rief mit blitzenden Augen in der Stellung einer Königin: „Ich bin verlobt! — Und nun,“ ſagte ſie weinend — „nun rede, Mund! und ſage ihm, daß ich ihn liebe! Ich kann nicht unglücklich mehr ſeyn. Ich habe, was ich wünſchte.“

Aber Stracks Rache war in Flammen; der Krieg auch. Man hob Soldaten aus, und Joseph wurde eine Nacht aus den Armen ſeiner Mutter geriſſen, und fortgeſchleppt. Er hatte nur Zeit, ſeiner Mutter zuzurufen: „Liebſte Mutter, wenn Sie mich lieben: ſo ſorgen Sie für meine Tauben!“

Am andern Morgen lief die Nachricht durch Roth, und durchbohrte mit flammenden Dolchen Mikchens Herz. Wie ſie war, ſtürzte ſie zu Josephs Mutter, und fand ſie unter der ſtarren Laſt einer ſtummen Verzweiflung. Ach, Mikchen konnte nicht tröſten; aber nach acht Tagen kam ein Brief von dem Sohne, der die Fülle des Troſtes enthielt. Er war frei; aber er konnte nicht kommen. Noch eine Bitte um die Sorge der Mutter für ſeine Tauben. Kein Wort von Mikchen; aber Mikchen hatte Vertrauen zu Gott, und ſie fühlte die göttliche Kraft, einem Menſchen zu trauen.

Mikchen ging aus und ein bei Josephs Mutter, und wurde ihr Troſt, ihre Hülfe. Sie ſorgte für Josephs Tauben; und legte ſie ſeinen Ring ab: ſo brachte ihn eine der Tauben ihr wieder. Sie war Tochter im Hauſe. Sie blieb oft ganz allein im

Zimmer; dann ſetzte ſie ſich gern an Joſephs Schreibtiſchchen, und las in ſeinen Rechnungen. So fand ſie eines Tages ein kleines verborgenes Schiebefach. Sie zog es auf, ſie fand drei bis vier Briefe von Joſephs Hand.

Sie las: „Da ſtand Franz in dem Kreiſe der Liebe. Er hatte das ſchöne Ziel des Lebens erreicht. Der Hochzeittag wurde auf mein ſehnliches Bitten feſtgeſetzt. Mein Franz war glücklich, ſeine Braut war es. Von dem ganzen Elende war ihnen nichts übrig geblieben, als die ſchimmernden Thränen der Freude, wie nach dem tobenden Ungewitter nur funkelnde Regentropfen noch auf den friſchen, duftenden Blumen hängen.“

„Mitten in dieſen glücklichen Tagen kam von ſeinem Vater ein Brief, der ihn zurück rief; er war zum Soldaten aufgefordert. Er mußte einen andern für ſich ſtellen, oder er verlor ſein ganzes Vermögen. Da verzweifelten ſie Alle. „Verzweifle nicht," rief ich, mich in ſeine Arme werfend — „denn Du haſt einen Freund!" Ich flog nach Roth, warf mich in die Arme meiner theuren Mutter, ach, die ich nun wieder betrüben mußte. Dann flog ich nach Landau, wurde an ſeiner Statt Soldat, und er wurde glücklich."

„Bin ich nun gerechtfertigt? Aber nun laß das alles vergeſſen ſeyn, wie ich vergeſſen muß. Er war mir ſo theuer, ich liebe ihn noch. Er hat mich vergeſſen. Das war mein Unglück. Lebe wohl!"

Auf Mikchens Roſenwangen hingen auch die Thränentropfen der Liebe nach dem Sturm, wie er ſchrieb. Sie küßte den Brief. Mit Herzpochen fing ſie den andern an.

„Ach, meiner Mutter thränenvolle Augen, die ich nicht trocknen durfte! ach, ihre ſorgenvolle Blicke, die ich nicht erheitern konnte! wie gern hätte ich Roth vermieden! Aber ich konnte nicht. Ich wußte nirgend hin zu ſliehen mit dem theuren Mädchen, als hier ins Gebirge zu meiner Mutter, wo ſie allein die paar Tage in Sicherheit leben konnte, bis ihre grauſamen Verfolger zurückgekehrt waren. Hannchen war leicht gekleidet, wie ſie gerade war, da ich ihr die nahe Gefahr ſagte, die ihrer Liebe, und ihrem Glücke drohete. Sie ſtürzte mit mir aus dem Hauſe. Wir mußten unaufhaltſam weiter. Ich führte ſie durch unwegſame Gegenden, durch die verſchlungenen Pfade der Weinberge, die ich kannte."

„Auf mich allein konnte der Verdacht der Entführung des Mädchens nicht fallen. Sie war von zwei langen Tagereiſen ermüdet. Sie konnte nicht weiter. Roth war nahe. Ich brachte ſie dahin. Ich durfte meiner Mutter den Zuſammenhang nicht ſagen, Niemandem. Die Kleidung des Mädchens, die ich faſt hier erſt bemerkte, da ich die zweideutigen, ſorgenden Blicke meiner Mutter ſah, womit ſie die Kleidung betrachtete; das Vertrauen, das mir Hannchen zeigte, und das in den Entzückungen der reinſten Dankbarkeit ausbrach, weil ich ſie ihrem Verlobten mit der Aufopferung von allem, was mir theuer ſeyn mußte, erhielt, brachte meine Mutter auf den Verdacht, ſie ſey meine Geliebte, mit der ich davon gegangen wäre. Ich mußte ſie dabei laſſen, ich mußte ſie darin beſtärken, um allen Verdacht der Wahrheit zu entfernen.“

„Mochte Roth, mochten meine Verwandten glauben, was ſie wollten: mein Oheim kannte mich ja; aber die Blicke meiner Mutter thaten mir weh, ihre ſanften Vorwürfe zerſchnitten mein Herz. Ich ſchwieg dennoch.“

„Nach drei Tagen lag Hannchen, entronnen dem höchſten Elend, in den Armen des Geliebten. Sie ſanken zu meinen Füßen. Ich freute mich meiner That. Meine Bahn, die mich weiter führen ſollte, war verſchloſſen, auf ewig, ich kehrte traurig zu meiner Mutter zurück. Und ganz Roth hielt mich für einen ſittenloſen, wilden Wüſtling."

„Meine Mutter glaubte meiner Verſicherung, ich wäre unſchuldig. Und ich war zufrieden; aber wieder in dem alten, jammervollen Kreiſe des Kaufens und Verkaufens, das ich haſſe. Wann werde ich Ruhe finden? wann ein Herz, das an meinem treuen Herzen treu und liebend ſchlägt?"

„Du haſt es gefunden, edler Joſeph!" rief Mikchen, und drückte den Brief an ihre volle, flammende Bruſt.

Das hatte Mikchen geleſen. Ach, er war nicht einmal wild, er war nur großmüthig, nur treu und edel geweſen! Sie hatte nun ja den Mann gefunden, an deſſen ſtillgeſtandenem Herzen ihr Herz mit ſtillſtehen würde. Sie war glücklich. Es war kein fröhlicheres Weſen in ganz Roth, als Mikchen.

Der Krieg wüthete nun. Die Feinde kamen, die Freunde. Der Feind nahm, der Freund foderte und nahm auch. „Was wird aus uns?“ fragte fluchend der Oheim, betend die Baſe.

„Bettler, wenn das ſo fortgeht!“ ſagte Mikchen muthig — „und dann werden wir Ruhe haben.“

Die Prophetin hatte Recht. Nach zwei Jahren, in denen der Kampfplatz in ihrer Gegend geweſen war, waren der Oheim und Mikchen zu Bettlern geworden. Mikchen war allein muthig. Sie tröſtete den Oheim, ſie liebte die Baſe, ſie theilte mit Joſephs Mutter insgeheim ihr letztes Stückchen Brod. Sie ließ die Arme, den Muth nicht ſinken. „Das Herz iſt fort,“ rief ſie froh —„der Ring iſt fort; aber der Muth nicht!“

Sie ſah gen Himmel. Sie pflanzte in den zerſtörten Weinbergen Kartoffeln, und hatte für die Armen noch übrig.

Da verließ der grauſame Krieg ihre Gegend, und alles holte freier Athem; aber Bettler waren ſie. Haus und Weinberg waren verſchuldet, das baare Geld verbraucht. Da kam ein junger Mann nach Roth. Die Grundſtücke waren zu wohlfeilen Preiſen zu haben. Der Wein um Roth war der beſte der Gegend. Er wollte dort kaufen. Er handelte mit dem Oheim um einige gut gelegene Weinberge. Er ſah Mikchen, in Leinwand dürftig die reiche Schönheit eingehüllt, er ſah ſie wieder. Er hörte von ihrem Muthe erzählen, er ſah die lachende Freude auf dem ſchönen Geſichte. Er geſtand, er hatte hier etwas beſſeres zu thun, als um Weinberge zu handeln. Er handelte mit dem Oheim um Mikchens Hand.

Die Baſe trug das Glück dem Mädchen an. „Nein," rief Mikchen muthig — „der kommt viel zu ſpät! Ich will nicht!"

„Was willſt Du denn, Jungfer Eigenſinn?" donnerte der Oheim. Der junge hübſche Mann flehte mit ſanften Bitten um ihre Hand, erwies, daß er ein guter Menſch ſey, unwiderleglich. „Das iſt Schade!" ſagte Mikchen — „aber ich kann nicht! Ich kann nicht!"

Da ſtellte die Baſe vor Mikchens Augen das bleiche, ſchreckliche Geſpenſt, die Armuth, hin, und daneben die groſſen Reichthümer des jungen Mannes, eine glänzende Equipage, ein Landgut, den Winteraufenthalt in Frankfurt, wo Mikchen einmal geweſen war, mit Bällen, Schauſpielen, Konzerten, Beſuchen, was alles Mikchen mit froher Luſt liebte.

„O, das iſt ſchön, recht ſchön!" rief Mikchen mit funkelnden Augen — „aber beſſer iſt beſſer! Ich kann nicht! Denn ich will glücklich ſeyn!"

„Rette Deines Vaters Bruder," ſagte die Baſe weinend. — „Rette Deine alte Baſe, die Dich ſo ſchmerzlich liebt, Mikchen! Du kannſt es!"

Weinend antwortete Mikchen: „Ich kann nicht!"

Da nahm endlich die Baſe zu Josephs Mutter ihre Zuflucht, die in der bitterſten Armuth lebte. Josephs Oheim war gerade da. Die Mutter fiel um Mikchens Hals, und bat ſie, nachzugeben. Der ehrwürdige Oheim redete ſanft mit dem Mädchen, und ſtellte ihr ihre Pflicht vor. Ihr Oheim bat, ihre Baſe. Da rang ſie ſich aus den Umarmungen los, und rief mit Augen, die in bittern Thränen funkelten, mit hochſchlagender Bruſt, mit ſiegender Stimme: „Ich kann nicht! Ich bin verlobt! Seht hier den Ring der Treue!" Dann warf ſie ſich zu den Füßen der Mutter ihres Josephs, und umarmte ihre Knice.

Der Oheim fragte nach dem Namen des Verlobten. Mikchen nannte ihn nicht. Die Mutter erkannte des Sohnes Ring. Sie drückte die Tochter heimlich an ihr Herz, und Mikchen fühlte, daß die Mutter ſie erkannt hatte.

Als ſie Mikchen zu Hauſe hatten, da fragte der Oheim: „Sag, iſt er reich?“

„Ach, er iſt ärmer als ich, und reicher als ein König; ſo reich als ich.“

„Wie lernteſt Du ihn kennen?“

„Nirgend und überall, lieber Oheim! Er weiß nicht, wie genau ich ihn kenne.“

„Wo gab er Dir den Ring?“

„Er gab mir ihn nicht.“

„Wo erklärte er Dir ſeine Liebe?“

„Nirgend, er hat ſie mir nie erklärt.“

Der Oheim war wie beſeſſen bei dieſen Antworten; aber Mikchen gab der Baſe keine andern.

„Aber wenn er nun nicht wieder kommt?"

„So iſt er todt, Baſe! das weiß ich."

„Schreibt er Dir denn?"

„Ach, Baſe, er weiß von mir nichts, ich nichts von ihm!"

„Das Mädchen iſt nicht geſcheut," ſagte ganz Roth; aber Mikchen, die es wußte, lächelte fröhlich. Sie wußte, was ſie wollte. Sie trug ſtill den Zorn ihrer Verwandten, den Spott des ganzen Orts, die bittre Armuth; ihr Schmuck war eine Blume, ihre Schönheit, ihre Fröhlichkeit.

Da leuchtete den armen Menſchen eine neue Hoffnung. Man hatte am Frieden gearbeitet. Aber in Roth wußte man noch nichts. Ein Regiment Kavallerie, das niemand kannte — es hatte die Pyrenäen erobert — ſollte in Roth Ruhetag machen

Die Furiere, die Quartier machten, erzählten von ihrem Obriſten, der bei dieſem Regimente von unten auf gedient hatte, Wunder der Tapferkeit, des Muths, der Güte, der Schonung; und ganz Roth glaubte den Leuten: ſo menſchlich, ſo gütig waren ſie ſelbſt. Am andern Morgen rückte das Regiment unter voller, froher Muſik in Roth ein, die bloßen Säbel mit grünen Zweigen umwunden; denn unterweges hatte der Kurier das Regiment mit der Friedensnachricht eingeholt.

„Friede! Friede!" riefen die Krieger den Bewohnern Roths zu, und warfen die blühenden Zweige unter den Haufen. Da ſtieg das froheſte Jauchzen gen Himmel, mit Freudeweinen, und dazwiſchen ertönte die Muſik.

Der Obriſt allein ſchien an der allgemeinen Freude keinen Theil zu nehmen. Er ſchaute unter dem Helme, der tief über

den

den blitzenden Augen hing, langſam unter den Zuſchauern umher.

Das Regiment ordnete ſich auf dem Markte, gegen Mikchens Fenſtern über. Der Obriſt ſollte in ihrem Hauſe den Tag zubringen. Sie ſtand in der Thür, und der Gedanke: „Alle kehren ſie zurück! Alle, und wer weiß, ob Joſeph?“ machte ſie traurig. Thränen, die ſie vergebens zu ſtillen ſuchte, rollten über die ſchönen Wangen. Sie ſtand da, dürftig, ach, wie ſehr dürftig gekleidet, und zitterte, wie ſie den Obriſten bewirthen wollte.

Da wurde es ſtill; denn der Obriſt winkte mit dem Säbel den Reutern, dem Volke zu. Ein Offizier rief jetzt mit lauter Stimme: „Der Friede iſt den Zwölften geſchloſſen! Wir ſind Freunde!“

„Freunde! Friede! Gott ſey Dank!“ Ein lautes Schluchzen ſtieg gen Himmel. Da winkte der Obriſt wieder, und eine ſanfte Melodie hob an, deren erſte Töne mit wunderbar-ſüßer Gewalt in Mikchens Herz drangen. Ach, ſie erkannte Joſephs Melodie: Dir ſchmeichelnde Taube, dir Botin der Liebe ꝛc.

Sie erblaßte, ſie wurde glühend roth; ihr Auge flammte, ihr Fuß hob ſich, ihre Arme hoben ſich langſam empor. Sie öffnete die bebenden Lippen, und ſah rings im Kreiſe der Männer umher, den Geliebten zu erkennen.

Die Baſe ſagte: „Was iſt Dir, Mikchen?“ und faßte ihre Hand. Aber in dem Augenblick ſtürzte Mikchen fort in den Kreis, außer ſich, von nichts mehr wiſſend, alles vergeſſend, als Joſeph, und rief, ſich ängſtlich umwendend: „Wo biſt Du? o wo biſt Du, mein Getreuer? wo biſt Du? O Du biſt hier! o verbirg Dich nicht nicht länger, Du Geliebter!“

Alles erſtarrte. Es wurde eine Todtenſtille. Da warf ſich der Obriſt vom Pferde; der Helm ſtürzte von dem Haupte, der Säbel entſank der Hand.

Er drang ſchreiend auf **Mikchen** zu, und lag ihr zu Füßen. „Trägſt Du den Ring?“ rief er, und faßte ihre linke Hand.

„Ich habe ihn immer getragen. O **Joſeph**, nun kann ich Dir's ſagen! Gottlob, jetzt, da ich Deine Briefe gefunden habe, daß ich Dich liebte vom erſten Augenblick an; daß ich Dir treu blieb, wie Du mir; daß ich Armuth, Spott, Verachtung gern und froh ertrug; denn ich wußte, Du würdeſt mich nicht laſſen!“

Da ſprang der Obriſt auf, und ſtreckte beide Arme gen Himmel, und ſchlug ſie dann um das geliebte Mädchen her. „**Mikchen!**“ rief er — „ich traute Dir, ſo fern ich war, ſo lange es dauerte, ich traute Dir. Nun bin ich glücklich!“ Sie ſchlangen die Arme um einander, und ſtanden ſo Herz an Herz gepreßt; und der Geſang an die treuen Tauben, nur von ſanften Flöten geblaſen, ſchwebte, wie Engelgeſtalten, um die entzückten Seelen.

Dann rief der Obriſt: „Dieſes treue Mädchen iſt meine Braut, Kameraden! Heute iſt meine Hochzeit!“

Das Regiment jauchzte, und die Offiziere beugten ſich tief vor der Braut ihres Chefs. Da kam Josephs Mutter in den Kreis. Sie erkannte ihn nur, weil Mikchen ihn erkannt hatte. Er ſank aus einem Arm in den andern.

Nun kamen ſeine Wagen. Ein Mahl wurde bereitet; Mikchen blieb in ihrem armen Kleide. Der Prediger legte ihre Hände zuſammen, und am Tiſch erzählte Mikchen alles, wie ſie ihren Ring, doch ihr Herz gar nicht, hätte bewahren können.

„Aber die Zunge, Mikchen,“ ſagte die Baſe — „die haſt Du bewahrt!“

„Nicht ich, liebe Baſe, ſondern die Liebe ſelbſt bewahrte ſie. Ich hätte nur weinen können, hätte ich die Lippe geöffnet, wie ich mit ihm allein auf der Inſel war.“

Der Obriſt war ein ſehr reicher Mann; und auf ſeinem Reichthum hing keine Thräne und kein zweideutiges Lächeln. Er nahm ſeinen Abſchied beim vollen Frieden, und zog mit ſeiner jungen Frau auf ein Gut, und Mikchen hatte ſich nicht geirrt. Sie war glücklich, wie ſie es gewollt hatte. Denn ſie liebten ſich wie ihre Eltern, wie ſeine.

Die jungen Mädchen in Roth merkten ſich die Begebenheit. Sie gingen zu jedem Taſchenſpieler mit einem Ringe am Finger. Sie boten ihn Alle lachend und erröthend, daß ſie ſo ertappt waren, an; aber ſie mochten doch etwas nicht gemerkt haben, was

Mikchen that oder fühlte. Es fand ſich kein junger ſchöner Obriſt.

Dieſes Jahr iſt der Felſen im Strom wieder von Waſſer frei geweſen. Man hat wieder ein Feſt gefeiert. Ich habe gehört, die Mädchen hätten ſich dort auf einen jungen Obriſten gefaßt gemacht. Lieben Kinder, ich glaube, nicht die Taube, nicht der Taſchenſpieler, nicht der Felſen und der Nachen, ſondern Mikchens zwei Grundſätze, ſind es, die nun Mikchen in dem Arme eines Obriſten oder eines armen Teufels, das iſt gleich, glücklich machen!

A L.

3.

Die Feuerprobe.

Dem Andenken der Fürſtin Pauline von
Schwarzenberg geweiht.

Horch! es wehen Geiſterſchwingen
Klagend im Cypreſſenhain!
Meiner Laute Saiten klingen!
Laßt ein Trauerlied mich ſingen!
Stimme, wen es rührt, mit ein!

Durch die Sturmnacht ſeh' ich lodern
Eines Hochaltares Glut!
Schickſal, hemme deine Wuth!
Welch ein Opfer willſt du ſodern
Von der Liebe Heldenmuth?! —

Daß der Edelſtein ſich lobe,
Wirf ihn in die Glut hinein!
Brenne Gold in Flammen rein!
Aber ſoll, zur Feuerprobe,
Gar ein Herz geopfert ſeyn?

Es war, zum rauſchenden Feſte,
Mit Blumen rings der Saal umkränzt,
Von tauſend Kerzen überglänzt;
Es ſpendeten der Gaben beſte
Die Freudengötter ohne Zahl,
Zu würzen das köſtliche Mahl.

Eine Sonne in der Planeten Mitte,
Stand zwiſchen den Helden der Kaiſerheld,
Den ſelbſt der unverſöhnliche Britte
Anſtaunt, als Herrn einer halben Welt.
Und neben der flammenden Sonne
Stand herrlich - ein ſanft erglänzender Mond -
Die Kaiſerin, die, zur ſüßeren Wonne

Des Helden, in ſeinem Herzen thront.
Und der edelſten Männer und Frauen
Waren ein zahlloſes Sternenheer
Im weiten Saale zu ſchauen,
Daß die Luſt ſich entfaltete mehr und mehr.

Die Sphärenmuſik von Flöten und Geigen,
Gepaart mit Trompeten- und Paukenklang,
Melodiſch jauchzend den Saal durchdrang;
Es flatterten durch die tanzenden Reigen
Die Anmuth, die Freude, die Liebe, der Scherz,
Und entflammten in Wonne jegliches Herz.

Doch ein böſer Dämon lachte
Grimmig ſolcher Luſt, und fachte
Wilde Unglücksflammen an,
Daß der Hölle Feſt begann!
Mit des Blitzes wilder Eile,
Wie des Blitzes Unglückspfeile,

Fliegen Flammen durch den Saal,
Zur Zerſtörung, Angſt und Quaal!
Klirrend, krachend ſtürzt in Flammen
Alles rings umher zuſammen!
Wild bewegter Rettungskampf
Iſt gehüllt in Rauch und Dampf!
Engel weinen! Helden zittern!
Kinder ſchreien nach den Müttern!
Und mit athemloſer Haſt
Wird, im blinden Rettungstriebe,
Von der Angſt und von der Liebe
Oft die fremde Hand gefaßt.
Unter geht mit Schmerz und Beben
Manches ſchöne, ſtolze Leben!

Doch glücklich entging der Höllengefahr
Das Kaiſerpaar;
Denn den Kaiſer, den Kaiſer bewahren
Die Götter ſchützend in tauſend Gefahren.

Es leuchtet weithin durch die Nacht
In immer furchtbar-ſchön'rer Pracht

Des Freudentempels Feuerſäule,
Den tauſendſtimmig Angſtgeheule,
Zum Trauertempel ſchnell gemacht.
Es wogt, in ängſtlichem Gedränge,
Durch hellbeglänzte Laubengänge
Die Freude hier, und dort der Schmerz;
Es wird geſucht, es wird gefunden;
Es fliegt beſeligt Herz an Herz;
Man trocknet Thränen, heilet Wunden;
Und heißer Dank ſteigt himmelan
Von Kind und Greis, von Weib und
Mann.

Doch raſtlos irrt mit Furcht und Zittern
Die zärtlichſte von allen Müttern
Umher, verſtörten Angeſichts!
Ihr iſt die eigne Rettung nichts,
Bis ſie die Tochter hat gefunden,
Im Sturm des Saales ihr entſchwunden.
Und ſtets vergeblich ruft ihr Mund
Den Namen von dem theuren Kinde;

Mit Beben macht ihr Jeder kund,
Daß man es nirgends, nirgends finde!
Da ringt ſie faſt die Hände wund!
Und, von Verzweiflung fort getrieben,
Eilt ſie zurück zum Feuerſaal,
Und wähnt, es ſey, zur Todesquaal,
Das theure Kind darin geblieben.
Es faßt ein ungeheurer Schmerz
Ihr krampfhaft zuckend Mutterherz!
Wie Donner ſchallt's in ihre Ohren:
„Wer dort noch blieb, der iſt verloren!"
Und Keiner, Keiner hat den Muth,
Zu nahen ſolcher Höllengluth!
Die Thüren gleichen Todesrachen
Von ungeheuren Feuerdrachen!
Die Trepp' iſt eine Flammenbahn!
Der ganze Saal iſt ein Vulkan!

Allein es hat ihr Kind zu fodern
Von dieſer Flammen wildem Lodern
Der Mutter quaalzerrißnes Herz!

Sie kennt nur einen, einen Schmerz!
Ihr g'nügt kein betend Händefalten!
Kein Fleh'n, kein Warnen kann ſie halten!
Wovor der Helden-Held gefloh'n,
Der Flamme ſpricht die Mutter Hohn!
Sie will ihr Kind noch einmal ſehen,
Es retten, oder untergehen!
Und fliegt hinauf die Flammenbahn!
Und ſtürzt ſich in den Glutvulkan!
Und nimmer wird ſie mehr geſehen!

In der Aſche unverbrannt
Liegt der edle Diamant;
Nur das Erz, das ihn umfangen,
Iſt im Feuer leicht zergangen.

Eine kleine Handvoll Staub
Ward — der Flamme frechſter Raub —
Ward das ſchönſte aller Herzen
Unter namenloſen Schmerzen!

Doch der Geiſt, der es bewegt,
Ward nur freier aufgeregt
In der Glut, die ihn umflammte;
Denn, ein ſchön'rer Diamant,
Höhern Geiſtern anverwandt,
Flog er hin, woher er ſtammte.

A. G. Eberhard.

4.

Der Araber Bedovi,

oder

Beduin.

Wie man kommt, wie man geht.

Die Gränze des Landes iſt erreicht, vor Dir liegt das ſtille Meer der Wüſte, eine unermeßliche Sandebene. Du betrittſt ſie mit einem geheimen Schauer. Noch eben haſt Du Menſchenſtimmen gehört, den Geſang der Vögel, das Gebrüll, das Geblök der Heerden, die Schalmei des Hirten, das Rauſchen des Windes in den Bäumen. Nach und nach verſchwindet alles, alles! Das bunte Spiel der Farben hört ſogar auf.

Du ſiehſt nichts, als die graue, unbewegliche, gerade Linie der Sandebene, und das blaue Gewölbe des Himmels darüber hingeſpannt, und zwiſchen beiden nichts, gar nichts.

Je weiter Du fortſchreiteſt, deſto mehr hört das Leben auf. Der Lebensathem der Natur, den Du nicht geachtet haſt, ſteht ſtill: das Säuſeln der Luft in den ſparſamen Grashalmen. Die Stille iſt furchtbar, beängſtigend.

Kein Hügel, nicht der eines Maulwurfs zwiſchen Dir und dem Horizonte. Du mit Deinen Kameelen biſt der einzige Lebende in der Natur.

Du ziehſt weiter, Du horchſt durch die lebensloſe Stille nach einem Tone, der Dich leiten könnte, und alles ſchweigt. Schweigend zeigt jetzt Dein Führer, deſſen Auge die Wüſte und die Furcht geſchärft haben, Dir ein paar Lanzen, die über dem Sande hervorragen. Du erblickſt nichts. Dann ſiehſt

ſiehſt Du zwei ſchwarze Puncte am Horizont mit Deinem Fernglaſe, die Dein Führer für zwei Reuter erkennt. Sie haben Dich lange erblickt; denn ſie halten. Dann nähern ſie ſich vorſichtig; Dein feiges Feuergewehr, vor dem ſie allein zittern, die Söhne der Wüſte, hält ſie vom Raube ab.

Du betrachteſt ſie. Schwarz, klein, hager, nichts als Flechſe und Haut: das Bild ihrer dürren Wüſte. Du frägſt: „Wo hat der Emir ſein Haus? Ich bin ſein Freund. Ich habe ſeinen Schutzbrief.“ Sie begleiten Dich freundlich zum Lager, wohin Du willſt. Sie zeigen Dir ſeine Zelte. Du ſiehſt nichts, nichts mit Deinem Fernrohre, was ihr Falkenauge ſieht.

Du lagerſt am Abend, und am Morgen ſiehſt Du einen ſchwarzen Punct, der immer ſich vergrößert. Du näherſt Dich gegen Abend, Du würdeſt das Lager zu Nacht erreichen. Aber Deine beiden Führer warnen

Dich. Große, böſe Hunde umſtreifen Nachts in großen Kreiſen das ſichere Lager, und zerreißen Jeden, der ſich nähert.

Früh am Morgen erreichſt Du den Kreis der ſchwarzen Zelte; in der Mitte ſteht das größere, grüne des Emirs, von den Zelten ſeiner Familie umgeben, abgeſondert von den Zelten ſeines Stammes durch einen weiten Raum.

Dein Führer bringt Dich vor ſein Zelt, das er geſtern verlaſſen hat, um die Wüſte zu durchſtreifen.

Da ſiehſt Du ſeine drei Knaben und ein Mädchen nackend noch ſchlafen. Ein dreijähriger Knabe ruht auf einer Stute; zwiſchen den Hühnern, und zwiſchen und auf den Pferden ſchlummern die andern.

Die Stute hebt das Haupt auf, ſchüttelt vorſichtig das ſchlafende Kind von ſeinem Halſe, und ſteht auf, ſeinen Herrn zu begrüßen. Sie tritt über die ſchlafenden Kinder vorſichtig weg.

Es reicht der Araber, der nun Dein Wirth iſt, Dir die Hand, ruft: „Friede ſey mit Dir!“ dieſelben Worte, die Abraham vor Jahrtauſenden ſagte, und Du antworteſt ihm: „Mit Dir ſey Friede!“ Dann hebt er Deine Hand zwölf und mehrmal empor, und küßt die ſeine, und frägt zwölfmal: „Wie befindeſt Du Dich, mein Bruder?“ Und zwölfmal frägſt Du daſſelbe ihn.

Dann küßt er Dir den Bart; denn der Mann trägt im Morgenlande einen Bart, nur der Sklave nicht, nicht der, auf dem Schande oder Schmach ruht. Er ſagt dabei: „Der Segen Gottes zieht mit Dir in mein Zelt, in unſer Lager; darum ſey mir herzlich willkommen!“

Du antworteſt ihm mit ähnlichen Worten. Er küßt Deinen Bart mit einem neuen Complimente; Du antworteſt.

Jetzt faßt er Deine Hand, und führt Dich in den Menſil, oder das Gaſtzelt des Emirs, dem der Knabe Deines Führers ſchon Nachricht gegeben hat.

Du findeſt ſchon die Leute des Emirs, die Tapeten auf dem Fußboden ausbreiten, Polſter und Kiſſen.

Der Emir tritt in das Zelt, Dich zu begrüßen. Eben die langen Complimente, Umarmungen und Küſſe des Barts. Man bringt den Kaffee, die Pfeiſe. Deine Kameele werden abgepackt, Deine Pferde beſorgt, getränkt, gefüttert. Man frägt Dich höflich, was Du willſt, ob Du die Nacht im Lager bleiben, ob Du weiter, wohin Du reiſen willſt?

Du erklärſt die Art Deines Geſchäfts. Man bringt das Mittagseſſen. Die Vornehmen des Lagers leiſten Dir Geſellſchaft; Du erhältſt den Ehrenplatz. Man trägt Dir auf das Beſte, was man hat, Reis, Milch, Käſe, Früchte, Honig. Iſt Dein Wirth ein Emir: ſo erhältſt Du Fleiſch, geſotten, gebraten. Man langt mit der rechten Hand zu, die linke Hand berührt das Eſſen nie. Man trocknet die Hand mit dem Schnupftuche, das man über die Kniee breitet. Man ſchweigt während des Eſſens von jedem Geſchäfte. Jeder kämmt mit den Fingern ſeinen Bart, den Engel bewohnen. Man giebt Kaffee und die Pfeife, und nun fängt man an zu reden. Man iſt heiter, man erzählt aus Tauſend und eine Nacht.

Bleibſt Du nur die Nacht im Lager, und gehſt den andern Morgen wieder, um den Emir zu ſehen, oder um eines andern Geſchäfts willen: ſo giebt man Dir ein Frühſtück; der Schäch erkundigt ſich nach Deiner Geſundheit, nach Deinem Schlafe.

Du reiſeſt ab, der Schäch entſchuldigt ſich, daß er Dich nicht beſſer hat aufnehmen können. Er beklagt ſich über die Kürze Deines Aufenthalts. Das Abſchied-nehmen iſt eben ſo wortreich. Man umarmt ſich, man giebt ſich hundertmal den Segen des Himmels; dann kommen die Bartküſſe. Dann ſteigt man zu Pferde. Man hat Lebensmittel für Dich auf Deine Kameele gepackt, Haſer für Deine Pferde. Man begleitet Dich, ſind die Wege gefährlich, bis ans nächſte Lager.

Man hätte Dich, wenn eines Deiner Pferde krank war, oder Dein Geſchäft Dich länger aufhielt, noch acht Tage ſo behandelt. Du giebſt, willſt Du, heimlich beim Abſchiede den Bedienten des Schächs oder des Emirs eine Kleinigkeit; und die Segnungen der guten Leute ſchallen hinter Dir noch lange her.

5.

Thatſachen, die Reilſchen Badeanſtalten und das Schauſpiel in Halle betreffend.

(In Beziehung auf die Berichte eines Ungenannten in der Beilage No. 23. zur allgemeinen Zeitung und im 41ſten Stück der Nationalzeitung.)

Aus freundſchaftlicher Nachgiebigkeit gegen einen Dritten hat der Herausgeber der Salina einen andern Aufſatz über dieſes Thema, der an dieſer Stelle ſtehen ſollte, und vielleicht ein wenig ſcharfe Lauge enthielt, zurück genommen; doch aus reiner Liebe zur

Wahrheit, aus lebhaftem Intereſſe für jene Anſtalten, und in der Ueberzeugung, es ſey nöthig, daß mehrere Stimmen öffentlich den Behauptungen jenes Ungenannten widerſprechen, um die hier und da veranlaßten, nachtheiligen Eindrücke wieder zu zerſtören, ſtellt er hier folgende Thatſachen und Behauptungen auf, die kein Unterrichteter und Unpartheiiſcher für falſch erklären wird.

1. Die Reilſche Badeanſtalt, die „auf nichts beruhen" ſoll, hat aufzuweiſen: ein eiſenhaltiges Waſſer, das dem Lauchſtädtiſchen vielleicht gar nichts nachgibt — dann die treffliche Soole, die weit mehr Stärke hat, als die zu Salza (auf welche allein Hr. Dr. Tolberg in Schönebeck eine nicht unbedeutende Badeanſtalt gegründet hat) — auch liefert ſie mehrere Arten künſtlicher Kräuter- und Mineralbäder — ferner zeichnet ſie ſich durch einen höchſt heilſamen

Dampfkeſſel und die ruſſiſchen Schwitzbäder aus — und endlich iſt ſie im Beſitz einer Touche-Maſchine und eines trefflichen Apparats zum Elektriſiren und Galvaniſiren. — Und was das Wichtigſte iſt: ſie ſtellt in ihrem Schöpfer und Pfleger einen Rathgeber für die hülfsbedürftigen Badegäſte auf, der ihr durch ſeinen Blick und ſeine Erfahrung einen entſchiedenen Rang im Vergleich mit allen Badeanſtalten in der Welt ſichert.

2. Wenn die Reilſchen Badeanſtalten bis jetzt auch von Fremden noch nicht ſo zahlreich beſucht worden ſind, als ſie es an ſich wohl verdienen: ſo iſt das kein Grund zu ihrer Herabſetzung. Ja, wenn auch kein einziger Fremder gekommen wäre: ſo würde Reilen doch dieß neue, höchſt dankenswerthe Verdienſt bleiben, daß er einer Men-

ge ſeiner ehemaligen Halliſchen Mitbürger und Mitbürgerinnen, die ſich jener Anſtalten bedient haben, dadurch höchſt wohlthätig geworden iſt.

3. Was die **Ungeſundheit des Lokales** betrifft: ſo braucht, in Abſicht des Hauptbadehauſes, hier nur geſagt zu werden, daß dieſes jetzt zu einem öffentlichen **Krankenhauſe** gemacht worden iſt, und daß ein neues Badehaus auf eine andre, von der Regierung ſelbſt eingeräumte, ökonomiſch-paſſendere Stelle gebracht wird. Und die Gegend, wo der Tanzſaal befindlich iſt, wird zwar zum Theil bei **großen Ueberſchwemmungen**, gewöhnlich im Frühjahr, naß und feucht; ſo wie, im Herbſt und bei Abendwind und ſchlechtem Wetter, der Rauch von den königlichen, am andern Saalufer liegenden, Salzkothen darüber hinzieht; allein zur Badezeit, in den ſchönen Sommertagen, finden dieſe Unannehmlichkeiten

nicht ſtatt, und die ganze Gegend iſt ſehr freundlich und einladend zu Spaziergängen, ſo daß die Lage von ſehr vielen beſuchten Bädern in eingeſchloſſenen, feuchten Berggegenden mit der hieſigen lachenden Gegend und geſunden Luft nicht zu vergleichen iſt. Große Lauchſtädtſche oder Pyrmonter Alleen hat ſie freilich nicht aufzuweiſen; allein die laſſen ſich in ein paar Jahren nicht hinzaubern.

4. Der Gründer unſers Schauſpielhauſes — geſetzt auch, daß es entſchiedene Nachtheile für Halle hätte — würde es deswegen noch nicht böſe mit der „Menſchheit meinen;" denn in Halle wohnt nur ein höchſt unbedeutender Theil der Menſchheit. Wenn daher auch ganz Halle durch ſein Schauſpielhaus unterginge, wie Sodom und Gomorra: ſo könnte doch bei weitem der größte Theil der Menſchheit ſich noch auf's wohlſte befinden. — Aber bei

einer vorurtheilloſen, ruhigen Ueberlegung möchte ſich wohl ergeben, daß Halle durch das Schauſpielhaus, im Vergleich mit ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen, keinen Nachtheil zu fürchten hat.

Weil wir ſonſt kein Schauſpiel in Halle hatten: ſo ſuchten wir es, mit um ſo größerem Verlangen, anderwärts auf. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der damalige Prorector, D. Schulz, mit aller Strenge das Verbot, daß kein Student in das Schauſpiel nach dem, etwan eine halbe Meile entfernten, Dorfe Riedeburg gehen ſollte, geltend zu machen ſuchte, und aufpaſſen und ſtrafen ließ, wenn einer dagegen ſündigte: erreichte er nichts, als daß die Studenten anfangs manche Geld- und Zeit-koſtende Strafe leiden mußten, und dann, als Friſeurs, Bedienten, Bauern u. ſ. w. verkleidet, nach Riedeburg zogen, ja ſo gar zum Theil

Reiſen in die Heimath verwendeten, und ſich Wochen lang in den Dorfſchenken aufhielten, und mit den leichtfertigen Komödiantinnen eine ſehr lüderliche Wirthſchaft trieben. — Iſt es wohl noch zweifelhaft, daß ſehr viel Böſes verhütet worden wäre, wenn in jener Zeit Halle ein eignes, anſtändiges Schauſpiel gehabt hätte? —

Dann koſtete uns Leipzig viel Zeit und Geld, das von ſehr vielen Studenten und Nichtſtudenten, vorzüglich des Schauſpiels wegen, beſucht wurde. Wem die Chronique scandaleuse der Studenten ein wenig bekannt iſt, wird eine Menge Geſchichten von ihnen wiſſen, wie ſie zu Oſtern oder Michaelis, mit ihrem friſchen Wechſel in der Taſche, das dortige Schauſpielhaus, und zur Ausfüllung der übrigen Zeit eine Farobank beſuchten, und, wenn ſie nach einigen Tagen nach Halle zurückkehrten, oft einen großen Theil ihres Wechſels, ja nicht ſelten ihn ganz und gar eingebüßt hatten.

In Lauchſtädt nun vollends waren — faſt einzig und allein des Schauſpiels wegen — unſre Honoratioren nicht allein, ſondern auch unſre Handwerker mit ihren Familien, ſeit einer langen Reihe von Jahren, ſehr fleißige Gäſte. Unſre Studenten zogen in ganzen Caravanen zu Roß und zu Fuße hin, oft mehr als einmal in einer Woche, kamen erſt um Mitternacht oder am folgenden Morgen zurück, und Manche blieben gleich mehrere Tage und Wochen dort, wenn ſie Geld oder Kredit genug hatten, ſich nicht nur im Schauſpielhauſe, ſondern auch an den Spieltiſchen und anderweitig zu amüſiren. Es war das gewöhnliche Bonmot unter den Halliſchen Bürgern, die mit den Studenten zu thun hatten: „Es iſt die Lauchſtädter Zeit!“ welches nichts anders hieß, als daß der Student ſein Geld verjubelt habe. Die Geſchichte einer großen Anzahl von Studenten ließ ſich auf die wenigen Worte zurück führen: „Er kam zu Michaelis nach Halle, und lebte den ganzen Winter recht fleißig und wirthſchaftlich. Auch im Frühjahr ging es noch gut mit ihm. Aber dann kam die Lauchſtädter Zeit; ſeitdem ging er in kein Collegium mehr und bezahlte nicht mehr.“ Ich weiß gewiß, daß Mancher, der in weiter Ferne dieſes lieſt, ſich noch dabei hinter den Ohren kratzen wird. — Selbſt unſre Dienſtmägde warfen ſich des Sommers ein oder ein paar Mal in ihren Feſtſtaat, trotz der Gefahr, ihn von einem Platzregen verderben zu laſſen, und fuhren oder gingen nach Lauchſtädt, um in der ſchönen Allee, beim Anblick der vielen geputzten Leute, ihre zu Hauſe gelaſſenen Küchenſchürzen, und vor Thaliens und Melpomenens Altar auf ein paar Stunden ihre Koch- und Braten-Altäre zu vergeſſen.

Das iſt nun auf einmal anders geworden, ſeit wir uns in Halle eines eignen Schauſpielhauſes und des Beſuchs der trefflichen Weimarſchen Schauſpielergeſellſchaft freuen. Für die Koſten, die uns ſonſt ein einziger Theatergenuß in Lauchſtädt machte, können wir jetzt deren mehrere, und mit weniger Aufopferung von Zeit und Bequemlichkeit haben. Wie wir ſonſt, bei der Aufführung eines vorzüglich intereſſanten Stücks, zu Hunderten zum Thore hinauszogen: ſo ziehen jetzt die Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer, zum Theil mehrere Meilen weit her, zu Hunderten zu unſern Thoren herein, und helfen nicht allein unſer Schauſpielhaus füllen und überfüllen, ſondern ſind auch für viele unſrer Bürger ſehr willkommene Gäſte.

5. Daß unſre Studenten im vorigen Sommer ungleich fleißiger als ſonſt des Sommers geweſen ſind, wird von den würdigſten

digſten Profeſſoren verſichert. Der und Jener hat in Halle gegen das Schauſpiel ein Vorurtheil, das ſich noch von dem Scandal mit der alt-Döbelinſchen Geſellſchaft herſchreibt. Allein eine Geſellſchaft, wie die Weimarſche, wird keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit, wohl aber einen wünſchenswerthen auf die Geſchmacksbildung unſerer Studenten haben, und ihnen eine Erholung verſchaffen, über welcher Der und Jener gewiß manche weit unwürdigere vergeſſen wird. Andern möglichen, doch gerade nicht wahrſcheinlichen, Ungehörigkeiten kann eine verſtändige und wachſame Polizei leicht vorbeugen. Wer aber faul und verſchwenderiſch ſeyn will, wird es auch ohne ein Theater ſeyn. Das hat man ja tauſendfältig ſchon längſt erlebt, hier, wie in Jena, Göttingen und auf den übrigen berühmten und unberühmten Univerſitäten. Unſere nächſte Univerſitäts-Nachbarin, Leipzig, hat Jahr aus Jahr ein, faſt ununterbrochen, theatraliſche Vorſtellungen. Und ſtanden die Leipziger Studenten den hieſigen wohl jemals an Fleiß, Sittlichkeit und Wirthſchaftlichkeit nach? Das wird wohl Niemand behaupten können. —

Uebrigens hat ziemlich jede Univerſität ihr Lauchſtädt, mehr oder weniger nahe, oder auch in ſich ſelbſt, wie zum Beiſpiel Leipzig, Breslau, Berlin und andere mehr. Von Jena wird nach Weimar, von Erlangen nach Nürnberg, von Göttingen nach Caſſel, von Roſtock nach Dobberau hinüber gejubelt u. ſ. w. Die Gefahr iſt für den Leichtſinnigen ziemlich gleich, und in Halle wenigſtens nicht größer, als anderswo.

A. G. Eberhard.

6.

Geſang
für den
Sylveſter-Abend.

(Mel. Was iſt auf der Welt das Beſte?)

Einer. Iſt das alte Jahr vergangen:
Alle. Gute Nacht!
Einer. Wird ein neues angefangen;
Alle. Habet acht!
Einer. Im Umſehn entſchwindet die flüchtige Zeit,
Es ſtehet der Sarg von der Wiege nicht weit!
Drum nützet, o nützet die Spanne der Zeit!
Alle. Im Umſehn entſchwindet die flüchtige Zeit ꝛc.

E. Morgen bricht vielleicht in Scherben
A. Schon dieß Glas!
E. Auch die Trinker müſſen ſterben!
A. Merkt euch das!
E. So faſſet denn feſt noch das Glas in die Hand,
Und trinket — den Blick zu dem Himmel gewandt —
Den Wein, den ein Gott uns zum Troſte geſandt!
A. So faſſet denn feſt noch ꝛc.

E. Nichts kann hier auf Erden bleiben;
A. Freud' und Leid,
E. Eines muß das Andre treiben
A. Mit der Zeit.
E. Was heute den Einen ſo hoch noch entzückt,
Was heute den Andern zu Boden noch drückt,
Wie bald iſt es Beiden auf immer entrückt!
A. Was heute den Einen ꝛc.

E. Auch Sylveſters Herrſcher-Krone —
A. Weh! o weh!
E. Stürzt gar bald zu Spott und Hohne!
A. Dann Juchhe!
E. Du armer, verzweifelnder Gatte, ſey froh!
Du Dame Regentin, ſtolziere nicht ſo!
Bedenkt, wie Sylveſter ſo ſchnell ſtets entfloh!
A. Du armer, verzweifelnder Gatte ꝛc.

E. Freundſchaft nur und Liebe müſſen
A. Nie entfliehn!
E. Hin durch's Leben unter Küſſen
A. Laßt uns ziehn!
E. Und würd' auch der indiſche Zucker verbrannt:
Hat Lieb' auf die Lippen doch Honig geſandt.
Es lebe der Gott, der das Küſſen erfand!
A. Und würd' auch der indiſche Zucker ꝛc.

E. Herz um Herz, und Händ' in Hände!
A. Schlaget ein!
E. Laßt uns bei des Jahres Ende
A. Fröhlich ſeyn!
E. Laßt fröhlich uns grüßen den nahenden Gaſt!
Und bring' er uns Labung, und bring' er uns Laſt:
So ſind wir am beſten auf alles gefaßt.
A. Laßt fröhlich uns grüßen ꝛc.

A. G. Eberhard.

7.

Ideen für Bücherfabrikanten.

Es iſt unbegreiflich, wie wenig Induſtrie die deutſchen Schriftſteller und Buchhändler beſitzen, trotz der berühmten Fabrik-Anſtalten, die ſchon von den Letztern etablirt ſind. Sie haben zwar ſchon manche, zum Theil originell genug ausgedachte Speculationen gemacht; aber wie viel mehr hätten ſie nicht machen können, wenn ſie mit hellem Blick um ſich herſchauten, und ſähen, wo es noch fehlt. — Theorieen für einzelne Wiſſenſchaften — Zeitungen, Journale und Taſchenbücher für beſtimmte Klaſſen von Leſern in Menge; nur noch lange, lange nicht genug! Wie viel dringenden, längſt gefühlten (oder auch nicht gefühlten) Bedürfniſſen wäre durch die Buchdruckerpreſſen noch abzuhelfen!

Um von Tauſenden nur etwas zu erwähnen: ſo mögen hier einige Titel und Ideen zu Werken, die uns noch fehlen, zur Probe eines projektirten Anhangs zum Weidmannſchen Meßkatalog, hingeſtellt ſeyn:

ABC, (goldenes) für Un- Blöd- und Wahnſinnige. Nebſt Recepten, ſich ſelbſt zu kuriren.

(Sollten die verdienſtvollen populären Schriftſteller im mediciniſchen Fache, ein A ......, ein B ...., ein B .... und Conſorten, nicht Luſt haben, dieſe Idee aufzunehmen?)

Kunſt (die) der Künſte, oder deutliche und gründliche Anweiſung, wie man über jeden Gegenſtand aus jedem Gebiet menſchlichen oder übermenſchlichen Wiſſens mit Dreiſtigkeit ſprechen, ſchreiben und aburtheilen könne, ohne etwas davon zu verſtehen.

(Dieß Werk könnte vielleicht überflüßig ſcheinen, weil ohne daſſelbe ſchon viel von dieſer Art geleiſtet worden iſt. Allein eine Kunſt, der ſo viel in Geſellſchaften, auf Kathedern, Kanzeln, Theaterbänken und in tauſend Büchern und Zeitungsblättern etc. etc. etc. täglich, ſtündlich, ja augenblicklich gehuldigt wird, verdient wohl endlich einmal eine beſondere Analyſe und Ehrenſäule.)

Theorie, (einzig richtige) des Kau-, Trink- und Schluck-Geſchäfts des Menſchen. Zunächſt für Neugeborne, überhaupt aber für Jeden, der dieſes Geſchäft nicht blos empyriſch treiben will.

(Das letzte Ziel jeder Fertigkeit und Kunſt iſt und kann nichts anders ſeyn, als die reine, ſcientiviſche Anſchauung deſſelben, das iſt: der Uebergang vom Realen zum Idealen. Nachdem die Menſchheit (zu ihrer Schande) Jahrtauſende lang blos empyriſch gekaut, getrunken und geſchluckt hat, iſt es wohl endlich Zeit, daß ſie anfängt, ſich dabei ſelbſt zu verſtehen.)

Grobian (Hans Julius) über das Weisheits-, Gerechtigkeits- und Höflichkeitsorgan mancher Recenſenten. Nebſt einer Zugabe von Bonmots aus dem Munde eines Poſtillons.

(NB. Von dieſem Werke, müſſen ſchön gebundene Velin-Exemplare, nebſt ſchmeichelhaften Briefen, als Captationes benevolentiae, ſogleich nach ſeinem Erſcheinen an alle Recenſionsanſtalten franco eingeſchickt werden.)

Schatzkäſtlein (poetiſch-moraliſches) für Ammen und die es werden wollen.

(Da alle Welt ihren poetiſchen Weihrauch erhält: warum nicht auch eine der Menſchheit ſo wohlthätige Klaſſe von Weltbürgerinnen?)

Magnus, oder der Scharfrichter, wie er ſeyn ſollte. Nebſt Ideen zu einer äſthetiſchen Veredlung der Galgen und Rabenſteine. Mit illum. Kupfern.

(Bei dieſem Buche möchte eine um ſo dringendere Eile nöthig ſeyn, als es leider nur allzuwahr iſt, daß der Geiſt der Zeit Scharfrichter, Galgen und Rabenſteine zwar nicht entbehrlich, aber doch immer rarer macht.)

Noth- und Hülfsbüchlein für Selbſtmörder; enthaltend eine Kritik aller möglichen Todesarten, und eine große Zahl Monologen und Briefformulare auf die außerordentlichſten Situationen und Empfindungen paſſend. Dabei ein Futteral mit Würfeln, vermöge welcher man auf einen Wurf ſich Ort, Zeit und Art des Todes vom Schickſal beſtimmen laſſen kann.

(Lebendige und lebensluſtige Leute dürfen über dieſe Idee nicht abſprechen. Der Verfaſſer muß blos nach dem Lobe der Selbſtmörder in jener Welt ringen. Dieß Lob wird nicht ungewiſſer ſeyn, als der Beifall künftiger, höher gebildeter Generationen, auf welchen manche Hyper-Poeten und Philoſophen hoffen, deren Makulaturwerke die Mitwelt weder kaufen noch leſen will. (Exempla sunt odiosa.)

Taſchenbuch, (unentbehrliches) für Scheintodte, ſie mögen Taſchen haben oder nicht. Oder Sammlung untrüglicher Mittel, ſich ſelbſt vom Scheintode zu wecken. Nebſt einer Sammlung von kurzweiligen Räthſeln und Charaden, zum Zeitvertreib für Lebendigbegrabene.

(Der edle, menſchenfreundliche Zweck, den man bei dieſem Werke im Auge hat, wird die Einwendungen, die man ihm etwan entgegen ſtellen könnte, überſehen laſſen.)

Stundenblatt von und für Waſchweiber, oder Klatſchereien, Lügen, Verläumdungen, Zänkereien und Scandale aus der gelehrten und nicht gelehrten Welt.

(Wird ganz unfehlbar eine unendliche Menge von Beiträgen und ein noch unendlicheres Heer von Leſern und Leſerinnen erhalten.)

Zeitung von und für Spitzbuben.

(Ein kleiner, einfacher Titel, hinter dem aber etwas Großes, höchſt Wichtiges ſteckt! Die eben genannte, zahlreiche Klaſſe von Menſchenkindern, die ſich täglich immer mehr und glänzender ausbreitet, ob ſie gleich in Eccleſia preſſa lebt, und deren Ordenszeichen gar ſtattliche Leute, wenn auch nicht an der Stirn, doch im Herzen tragen ſollen, bedarf gewiß mehr als irgend eine andere, einer eigenen Zeitſchrift. Da alle übrigen Zeitungen eine Oppoſition gegen ſie machen: ſo ſpringt es in die Augen, wie nützlich ihnen ein literariſches Inſtitut wäre, das ausſchließlich für ihre Zwecke arbeitete, das, zum Beiſpiel, ſtatt der Steckbriefe und der ausgebotenen Belohnungen für Entdeckung von Diebſtählen, liebreich die Verfolgten warnte, die Gefangnen tröſtete, und die Freien über Vervollkommnung ihrer Kunſt und Gelegenheit zur vortheilhaften Ausübung derſelben unterrichtete. Die tauſendfältigen, immerwährend glücklich oder unglücklich ausgeführten Streiche der eigentlichen Spitzbuben, die Mittheilung von einer Menge von Bankerut-, Heiraths-, Handels- und Erbſchafts-Proceßgeſchichten, ſo wie biographiſche Nachrichten von Virtuoſen in den verſchiedenen Zweigen der höhern und niedern Spitzbüberei, gäben einen reichen, intereſſanten Stoff zur Unterhaltung, ſo daß mit dem Nützlichen auch das Angenehme verbunden werden könnte. An Leſern und an Abſatz würde es dieſer Zeitung nicht fehlen. Die Galgencandidaten in ihrem letzten Stündlein würden ſich noch daran ergetzen. Jede Diebsherberge, jedes Zuchthaus, jede Bande, in Modekleidern, wie in Lumpen, würde einen Leſecirkel bilden; recht wohlanſehnliche Leute würden eifrige Intereſſenten abgeben. Doch dürfte dieſe Zeitung nur, gegen ein gewiſſes Zeichen an Geweihte, verabfolgt werden. — Endlich, um das Gleich und Gleich geſellt ſich gern ganz durchzuführen: ſo ubernähme irgend ein Spitzbubenadvokat oder ein Buchmacher, der durch literariſchen Diebſtahl ſich in den großen Orden eingebürgert hat, die Rolle des Redakteurs, und ein Nachdrucker — etwan Herr Mäken in Reutlingen, oder einer ſeiner Collegen — die Rolle des Verlegers.

Ernſt Scherzer.

8.

Lied.

Ein Schäfer ſaß im Grünen,
Sein Liebchen ſüß im Arm,
Durch Buchenwipfel ſchienen
Der Sonne Strahlen warm.

Er koſ'te froh und heiter
Von Liebeständelei;
Da ritt bewehrt ein Reiter
Den Glücklichen vorbei.

„Sitz' ab, und ſuche Kühle!“
Rief ihm der Schäfer zu.
„Bald kommt des Mittags Schwüle,
Gebietend ſtille Ruh.

Es lacht im friſchen Glanze
Noch Strauch und Blume hier;
Und Liebchen pflückt zum Kranze
Die hellen Blüthen Dir.“

Da ſprach der finſtre Reiter:
„Nie hält mich Baum und Flur.
Mich treibt mein Schickſal weiter,
Und ach, mein ernſter Schwur.

Ich gab mein friſches Leben
Dahin, um ſchnöden Sold;
Glück kann ich nicht erſtreben,
Nur höchſtens Ruhm und Gold.

Drum ſchnell, mein Roß, und trabe
Vorbei, wo Blumen blühn!
Einſt lohnt wohl Ruh' im Grabe
Des Kämpfenden Bemüh'n.“

F. v. Fouqué.

9.

9.

Text zu einer derben Lection für Patrik Peale.

Da ich in dieſer Schrift noch einige Erinnerungen von meiner Reiſe durch Rügen, Meklenburg und Holſtein im vorigen Sommer niederzulegen denke: ſo werde ich dabei Gelegenheit haben, über Wilhelm Tiſchbein in Eutin, und über Patrik Peale, den ich in Roſtock traf, ein wenig mein Herz auszuſchütten. Ich rechnete es zu meinem vorzüglichen Glück auf jener Reiſe, dieſe beiden Männer kennen gelernt zu haben. Ich freute mich recht ſehr darauf, namentlich von Peale rühmen zu können, daß er zu den wenigen, echten Künſtlern gehöre, die von der Natur einen ſchönen, innern Beruf zur Kunſt empfangen haben, die es wahrhaft redlich mit ihr meinen, und die Kunſt, mit reiner Liebe zu ihr, weiter zu bringen ſuchen, ſtatt deſſen die meiſten nur ſich durch die Kunſt weiter bringen wollen, nämlich von einer Stadt und von einer Mahlzeit zur andern. Ich wollte ſagen, wie wohl es mir gethan hätte, in ihm nicht allein einen mimiſchen Künſtler vom erſten Range, ſondern auch einen ſittlich-würdigen, für das geſellige Leben fein gebildeten, von mehr als einer Seite mit dem glücklichſten Talent ausgeſtatteten, wohl unterrichteten Mann kennen gelernt zu haben. Aber zu meinem großen Schrecken vernehme ich auf einmal, daß ihm noch eine wichtige Lebensweisheit abgeht, deren ſchnöde Vernachläſſigung ſich wohl an ihm rächen muß! — Weiß er denn nicht — oder will er es gar nicht wiſſen, daß oft die unberufenſten und unwürdigſten Subjekte ſich öffentlich zu Kritikern des ſchönſten Verdienſtes aufwerfen? Hat er den Spruch denn vergeſſen, daß man ſich Freunde machen ſoll mit dem ungerechten Mammon? Sieht er denn nicht ein, daß des Künſtlers Erdenwallen, während ſein Ziel bei den Göttern iſt, ſeinen Leib mitunter auf einen armen Sünder ſtoßen läßt, den man entweder auf eine energiſche Art in Furcht ſetzen, oder durch eine Erniedrigung (zum Beiſpiel durch einen Beſuch, durch ein Freibillet, eine Umarmung auf der Straße, oder durch ein höfliches Briefchen) zu ſeinem Freunde machen muß? — Mache er ſich's doch wenigſtens für die Zukunft zum Geſetz, ſelbſt ſolche Kritiker, deren Rücken oder Backen ſchon Märtyrer für die Producte ihres Scharfſinns geworden ſind, ja die vielleicht verächtlich genug ſind, ſich ſelbſt damit zu rühmen, daß ſie die Kunſt der Intrigue verſtehen, gehörig zu bekomplimentiren, nach dem Beiſpiel mancher andern Kunſt-Perſon!

Iſt er zu ſtolz zu ſolchen lobeinbringenden Erniedrigungen? Nun ſo wird er ſehen, wie es ihm vielleicht in irgend einem Mittags-, Abends- oder Mitternachts-Blatte ergeht!

Nachſchrift.

Eben fällt mir Herders treffliche Epiſtel: Der deutſche Nationalruhm, die kürzlich bei Hartknoch erſchienen iſt, in die Hände. Ich empfehle ſie dem braven Patrik Peale zum Troſt, und Jedem, der ſie leſen und faſſen kann, zur Erweckung und Beherzigung.

A. G. Eberhard.

10.

Kunſtnachrichten aus Halle.

1. Türk.

Kürzlich wurde in unſrer Vorſtadt *Glaucha* die St. Georgenkirche, die mehrere Jahre wegen eines Baues verſchloſſen geweſen war, wieder eröffnet. Daß bei dieſer Feierlichkeit auch die Tonkunſt ihr Opfer brachte, war zu erwarten. Am meiſten zeichnete ſich der Choral aus: „*Wenn Chriſtus ſeine Kirche ſchützt*,“ nach der nicht genug zu preiſenden, *Lutheriſchen* Melodie ſeines Liedes: *Eine feſte Burg iſt unſer Gott*. Trompeten und Poſaunen führten einfach, mit dem Geſang der Gemeinde, die Melodie durch; daneben aber ging eine, vom Hn. Prof. *Türk* meiſterhaft componirte, fugenartige Begleitung von Saiten- und Blas-Inſtrumenten ihren harmoniſchen Gang hin, in den, am Schluß jedes Verſes, einzelne Sängerſtimmen einfielen, welche die letzte Zeile wiederholten. Ich habe nie eine ſchönere, zur Erweckung religiöſer Rührung paſſendere, Muſik gehört, als dieſe; wie denn überhaupt wohl dem *Choral* der Preis im Gebiete der Tonkunſt gebührt.

Hr. Prof. *Türk*, der auf ähnliche Weiſe mehrere der ſchönſten Choräle bearbeitet hat, würde durch Herausgabe derſelben ſich nicht nur als Componiſt bei weitem in ſeinem *Hauptſache* aufs rühmlichſte bekannt machen, ſondern ſich auch, in Hinſicht auf die Erweckung ſchöner, religiöſer Gefühle, ein ſehr großes

Verdienſt erwerben. — Warum zögert er ſo lange hiemit?

2. Carl Mühlenfeldt.

Ein Jüngling von ungefähr 15, 16 Jahren, aus Braunſchweig gebürtig, der eben, in Begleitung ſeines Vaters, eine Reiſe macht, um ſich auf dem Fortepiano und der Violine öffentlich hören zu laſſen. Möge doch Keiner, der Gelegenheit hat, dieſen jungen Virtuoſen auf dem Fortepiano zu hören, es verſäumen, ſich dieſen ſeltenen Genuß zu verſchaffen! Wer ſich durch die ſtille, ſo ganz und gar anſpruchloſe Außenſeite dieſes Jünglings ſo mißtrauiſch gegen ihn machen ließe, daß er ihn nicht hörte, würde ſich ſelbſt am meiſten ſtrafen. Seine beſeelten Sprachwerkzeuge ſind ſeine Finger, die mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit von Schwalbenflügeln über den Taſten hinſchweben. Daher das Intereſſe auch ſo ſehr geſteigert wird, wenn man ihn nicht bloß ſpielen hört, ſondern auch ſpielen ſieht. Den hieſigen Muſikkennern und Liebhabern werden die Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit unvergeßlich bleiben, und ihr Dank und ihre beſten Wünſche folgen ihm nach.

3. Buſchmann's Uranion und der Declamator Plümicke.

Jenes ſpielte Hr. Biſchof aus Frankenhauſen; Dieſen ſpielte der Hr. Regierungsrath Plümicke ſelbſt. Beide hatten ſich hier am 23. Nov. zu einer ſogenannten deklamatoriſch-muſikaliſchen Akademie vereinigt. Das Uranion, welches mittelſt einer Claviatur geſpielt wird, hat einen Umfang von ſechstehalb Oktaven. Die Behauptung, daß es „alle andre Inſtrumente an Schönheit und Feinheit des Tones übertreffe, und ein Gemiſch von mehrern Inſtrumenten, vorzüglich der Flöte, Clarinette, Orgel, Harmonika und Aeolsharfe vereinige," möchte wohl ſchwerlich ein unbefangener Hörer unterſchreiben, wenn es auch an dieſes und jenes der genannten Inſtrumente auf eine angenehme Weiſe erinnert. Zu ſanften Sätzen iſt es vorzüglich geeignet, wie die Harmonika, und möchte dieſer in mancher Hinſicht vorzuziehen ſeyn, wenn es nur noch von der Unvollkommenheit befreiet wäre, daß es ihm an Einheit des Toncharakters fehlt. Die höhern Töne und die tiefern Töne weichen von einander ab, faſt als ob ſie zwei verſchiedenen Inſtrumenten gehörten; vielleicht weil beide nicht durch einen und denſelben Mechanismus hervorgebracht werden.

Hr. Regierungsrath Plümicke ſchickte die gedruckte Verſicherung voraus, daß er ſich als Declamator bereits in Berlin, Hamburg und Leipzig vortheilhaft bekannt gemacht habe. Mit Wehmuth rufen wir ihm nach, warum er Halle nicht einer gleichen Ehre für werth gehalten hat? Bei ſeinen hieſigen Zuhörern erregte er ungefähr die Empfindung, die ein Podagriſt erregen würde, der ſich einfallen ließe, weil er vor Zeiten einmal über den Tanzboden gelaufen iſt, mit ſeinem Podagra als Solotänzer aufzutreten. Müßte man nicht über den Tanz lachen, während man über den Tänzer ſeufzte?

A. G. Eberhard.

II.

Räthſel.

Ich trage manche ſchwere Laſt,
Doch ſchwerer bin ich oft zu tragen;
Mit frommem Glauben ſchnell geſchlagen,
Bekämpf' ich einen böſen Gaſt;
Ich prang' auf eines Thieres Rücken;
Ich wieg' auf Mädchen Buſen mich;
Allein in Rom nur kann ich dich
Recht glänzend koloſſal entzücken.

A. G. E.

12.

Das hohe Lied.

(God save the King. Abwechſelnd in Stimmen und Bewegung, dem Inhalte der Strophe gemäß, jede vierte Zeile wiederholt, ſo wie die drei letzten vom ganzen Chor.)

Freudig im Chorgeſang
Fliege der Becherklang,
Feire das Mahl!
Mit des Geſanges Macht
Kränzet die heil'ge Nacht!
Weiht den Pokal!

Schlürſt ihr den Rebentrank:
Spendet auch Göttern Dank!
Sprühe der Saft!
Freude, du fleuchſt herab,
Schüttelſt den Blüthenſtab,
Weckeſt die Kraft!

Wenn es im Leben ſchweigt,
Wenn es zu Staub ſich neigt —
Weinet ein Schmerz!
Gießeſt du Himmelsglut:
Höher zu Göttermuth
Hebſt du das Herz.

Hoch, wie der Eiche Kranz,
Wachſe des Vaterlands
Heiliger Baum! —
Ob's auch im Sturm erbebt,
Eiche, dein Haupt erſtrebt
Sonnigen Raum.

Herrmann, Thuiskon, ſeyd
Feſtlich auch uns geweiht,
Eichenumlaubt!
Seht ihr die Winfeldſchlacht?
Tief aus der blut'gen Nacht
Blitzet ihr Haupt.

Ha, Melodieentanz!
Freudig im Siegeskranz
Steigt der Geſang! —

Bürger, dein Vaterland,
Das dir die Krone wand,
Flammet dir Dank.

Hoffnung, dein Blüthenzweig
Kränze das Vaterreich,
Heil'ge die Flur!
Schirme du, traut und warm,
Wo uns im Mutterarm
Weihte Natur. —

Weisheit, zu deinem Thron
Leite den Fürſtenſohn!
Heb' ihn hinauf!
Dort, wo der Sterne Band
Wandelt an deiner Hand,
Feire ſein Lauf.

Liebe, dein Götterhauch
Flüſtert im Roſenſtrauch,
Murmelt am Bach.
Flötet die Nachtigall
Süßeren Zauberhall:
Wein' ich dir nach.

Mädchen, wie lockſt du mich!
Sieh, es umſchlinget dich
Wilder mein Arm:
Sey, o Thusnelda, mein,
Ewig im Roſenhain
Feurig und warm.

Seh'n wir die Sonnen flieh'n,
Seh'n wir die Nebel zieh'n,
Achten wir's nicht;
Schöner am Himmelrand
Sproſſet dein Vaterland,
Heiliges Licht.

Freundſchaft und Liebe, weiht
Alle der Ewigkeit!
So ſey's vollbracht! —
Wenn wir einſt ſchlafen geh'n:
Ueber den Sternenhöh'n
Grüßet die Nacht.

Römer.

13.

Eine nordiſche Sage.

Zwiſchen der alten, ſeit urgermaniſchen Zeiten für heilig geachteten Rügen und dem feſten Lande lag ſchon vor vielen hundert Jahren ein kleines Eiland, Swolld geheißen, welches jetzt den Namen der Rudeninſel führen ſoll. Dort hatten gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Könige von Schweden und von Dänemark zuſammt dem tapfern Eyrik Jarl einen Hinterhalt geſtellt auf das Verderben des großen Königs von Norweg, Olaf Tryguaſohn; und weil ihn der liſtige Sigwald, Palnatoke's unwürdiger Nachfolger auf Jomsburg, in die Falle zu locken wußte, war der heldenmuthige Fürſt auch dem vereinten Anfalle nach einer furchtbaren Seeſchlacht erlegen. Da ſind viele der Heerführer und andre Kriegsmänner gefallen mit ihrem lieben Herrn; denn hätten ſie auch eine gute Rettung für ſich gewußt: ſo trugen ſie doch zum Ueberleben allzumal kein Behagen. Recht wider ſeinen Willen war ein guter Norwegskämpfer, Asbrandur geheißen, dennoch dazu gelangt. Er ſtand mit auf dem Hauptſchiffe König Olafs, welches man den langen Drachen zu nennen pflegte, und focht über den Leichen von Freund und Feind, denen ſeine rüſtige Fauſt noch immer welche zugeſellte. Da kam der tapfre Eyrik Jarl endlich ſelbſten auf ihn zugeſchritten, trug eine ungeheure Streitaxt in beiden Händen, und ließ die auf Asbrandurs rechte Schulter, juſt wo der Panzerärmel ſich an die Brünne ſchließt, herunter fallen, ſo daß der Arm, zuſammt dem guten Schwerdte, auf's Verdeck, der blutende Fechter von der andern Seite in die Wellen ſtürzte. Die ſchleuderten ihn — man ſagt, ſie ſcheuen ſich vor Heftigblutenden — ohnmächtig an des kleinen Eilandes Geſtade.

Die wenigen Hüttenbewohner, dem Mordgetümmel mit ſtaunendem Entſetzen aus ihrer kleinen Freiſtadt zuſchauend, halfen dem Bewußtloſen an's Land, und pflegten ihn ſorgſam bis zu ſeiner Geneſung. Dem Kriegsmanne mochte wohl wunderlich zu Muthe ſeyn, als er ſeiner Sinne zum erſtenmale wieder mächtig ward. Lange ſchon war der Schlachtlärm auf den Waſſern vertobt, welche ihren endloſen Spiegel jetzt wieder ruhig im Abendſcheine ausbreiteten; vor der Hütte, wo Asbrandur lag, weideten Hirten ſingend ihre Heerden, Mädchen ſchöpften, einander Mährchen erzählend, Waſſer aus dem nahen Brunnen. Da merkte der verſtümmelte Fechter gleich, daß ſein Leben ein ganz umgewandeltes worden ſey, und blieb nach ſeiner vollkommenen Heilung, ſchon im rüſtigen Mannesalter zum Ruheſtande des Greiſen hinübergeſchlendert, als ein Hirte friedlich unter den Hirten wohnen. Gern weidete er ſeine Herrde nach der Gegend des Strandes zu, wo der lange Drache auf den Fluthen beſtürmt und verfochten worden war, und dann ließ er die Blicke nachdenklich auf der Meeresfläche raſten, wie auf einem grünſilbernen Spiegelgrabe, drinnen ihm ſein König verſunken war, und das eigne rüſtige Fechterleben mit. Dann geſchah es wohl oft, daß ſich das kleine Inſelvölklein, Männer, Weiber und Kinder, zu ihm zu finden wußten, und ſich von ihm genauer erzählen ließen, was ſie zum Theil vor einigen Jahren ſelbſt geſehen hatten, aber doch nur aus der Ferne, und mit ſchreckendunkelm Auge.

So ſaßen ſie denn auch einſtmalen um ihn her gelagert, er auf einem alten Runenſtein hoch in der Mitte, das Antlitz gegen den Mond gekehrt, welcher wie ein blutig goldner Schild aus dem Meere hervor zu wandeln begann.

„Recht wie jetzt eben der vor uns,“ ſagte der Kriegsmann, „hat auch König Olafs Schild geleuchtet durch die finſtern Wolken der letzten Schlacht. Es war doch ein herzerhebend Ding, ſo unter der erleſenen Schaar mit zu fechten, die an des langen Drachen Borde ſtand, und des Königes Schlachtruf herüber zu hören durch

alle

alle das Getümmel, bisweilen den Blick zu richten auf ſeine herrliche Kämpfergeſtalt. Das wird nun auf dieſer Erden nie wieder geſchehen; und an das Zechen auf Walhalls Bänken hat uns der große Olaf ſelbſten zu glauben verboten. Da ſchaue ich denn bisweilen recht ſehnſüchtig nach dem Himmel aus, und möchte wohl, der grimme Eyrik Jarl hätte ſeine Streitaxt lieber auf meinen Schädel fallen laſſen, als auf meinen Arm. So wäre man mit dem Beſten aller Norwegshelden an einem Tage aus dem Leben geſchieden, und ich glaube nicht, daß ſich etwas glorwürdigeres für einen getreuen Kriegsmann erdenken läßt."

„Sie wollen aber ſagen," wandte ein Hirte ein, „der große König Olaf Tryguaſohn ſey aus der Schlacht gerettet worden, und wirklich noch am Leben."

„Das geht mir ſchwer zu glauben ein," entgegnete Asbrandur." Seht, als das Fechten ſo recht in ſeiner wildeſten Luſt war, da rief der Norwegskönig vom Hintertheile des Schiffes zu uns herüber: „Ei, Ihr meine erleſene Mannen, wie ſchlagt Ihr doch ſo ohnmächtig drein? Wohl klingen Eure Schwerdter, wohl blinken ſie auf die Feindeshelme herunter, aber fallen ſeh' ich nur ſelten einen der Eyrikskrieger davor!" — Wir aber riefen zurück: „Du Heerevater, das macht, unſre Klingen ſind ſtumpf geworden, und ſchneiden nicht mehr ein." — Da rief der König mich und noch ein paar Andre, und ging mit uns an eine ſchöne Kiſte. Die thät er auf, und wie ſie denn ganz voll langer, ſcharfer, leuchtender Schwerdter lag, nahm er deren genug heraus für die ganze Schaar, und er und wir theilten die heiße Königsgabe aus, davor es dann recht wacker unter den Eyriksfechtern zu fallen begann. Während aber der große Tryguaſohn ſich nach den Schwerdtern niederbeugte, ſahe ich den rothen Blutſtrahl wohl, der ihm am Arme niederfloß. Wo nun die Wunde ſaß, das kann ich freilich nicht ſagen. — Zuletzt als die Eyriksdegen von allen Seiten den langen Drachen erſtiegen hatten, und nichts mehr zu erhoffen war, als ein ehrlicher Tod, da ſprang der Olaf mit ſeiner vollen Rüſtung in die See, und ſein goldner Schild tauchte zwiſchen den Meereswellen unter, wie wir dort eben den Mondesſchild aus ihnen auftauchen ſahen."

„Ich kann Euch wohl erzählen, was aus dem König Olaf geworden iſt," ſagte ein Mann in Hirtentracht, der ſich unter den Zuhörern eingefunden hatte, und vermuthlich vom feſten Lande herüber gekommen war. „Ihr müßt wiſſen, daß der treuloſe Sigwald Jarl eine ſehr fromme, ſchöne und weiſe Hausfrau hatte, mit Namen Aſtrid. Die merkte wohl, daß ihr Gemahl Uebles gegen den Norwegskönig im Sinne trug, ſo freundlich er ſich auch vor ihm anzuſtellen wußte; und damit ſie das Leben des bedrohten Helden ſichern möge, rüſtete ſie ein Fahrzeug aus, das ſollte mit in der großen Flotte fahren, und auf nichts anderes achten, als auf den König, und wie er in vorkommenden Nöthen zu retten ſey. Weil ſie nun die Mannſchaft aus lauter treuen und ehrbaren Kriegsleuten gewählt hatte, auch ſie hinlänglich ausgerüſtet mit allem Guten und beſchenkt mit vielen Koſtbarkeiten: ſo erging Alles nach ihrem Willen. Die Kriegsleute hatten genau Acht, und fuhren während des heißen Treffens, ſo nahe ſie konnten, um den langen Drachen herum, ohne daß man ihr unbedeutendes, und wie es ſchien, zum Geſchwader der verbündeten gehöriges Schifflein irgend bemerkte. Wie aber König Olaf über Bord in die See ſprang, that zugleich von der andern Seite des Schiffes ſein Vetter, auch in glänzenden Waffen und von hoher Heldengeſtalt, das Gleiche; und Eyrik Jarl dachte, der ſey der König, und alle ſeine Helfer fiſchten ſorglich nach ihm. Derweile hatte der rechte König Zeit, eine Strecke unter dem Waſſer — denn er war aller Schwimmer beſter — fortzuſchwimmen, und ward, ohne daß es Freund oder Feind gewahrte, von Aſtrids frommen Schiffern aufgenommen. Die freuten ſich, wie Perlenfiſcher im Oſtreich über ein köſtliches Kleinod des Meeres, und landeten auf des Königs Begehr mit ihm an der waldigen Rügen."

„Olaf ging nun die Felſen hinauf, und wollte ſich in den Klippenſpalten eine Stelle ſuchen, wo er ſein glänzendes Gewaffen und vorzüglich ſein groſſes goldnes Schild verbergen könne bis auf beſſere Zeiten; auch dachte er daran, das ganze Geräthe in den Herthaſee zu verſenken, und ſich die Stelle zu merken. Denn das ſah er wohl ein, daß er nach dieſem ſieglosen Treffen eine Zeitlang verborgen unter den Menſchen leben müſſe.“

„Wie er nun auf einen recht einſamen Waldfelſen hinauf gelangt, fangen ihm ſeine Wunden wieder an zu bluten, und er legt ſich, matt zum Tode, auf ſeinen goldnen Schild. Da kommt aus dem dichteſten Gebüſche eine Frauengeſtalt hervor, ganz weiß, ganz weiß, und ſehr ernſthaft und ſehr ſtrenge, aber eben ſo ſchön. Olaf meinte zu Anfang, es ſeye wohl gar eine Drude, oder ein heidniſches Waldgeſpenſt, und ſchlug das heilige Kreuz über ſeine ganze Geſtalt. Aber das ſchreckte ſie gar nicht ab; ſie kam vielmehr immer näher, nur daß ein milderes, recht freundliches Lächeln über ihr Angeſicht hinzog. Sie faßte den blutenden König in ihre Arme, und ſagte: „Ich will Dich heilen und retten, Du armer, verrathener Held! Du mußt Dir nur gefallen laſſen, daß es ein wenig neblig wird um uns her.“ — Damit ſchlug ſie ihre wallenden Schleier um den Wundenmatten, und die dehnten ſich aus und ſchwollen an, wie ein ſchneeweißer Nebel, aus dem einige Tropfen mit bitterlich ſchmerzender Kälte in Olafs Wunden fielen, bald aber als lindernder Thau durch ſeine Adern rannen, ſo daß er in einen lieblich erquickenden Schlummer ſank. Eine ganze lange Zeit hat der König in dieſem Nebel gelegen.“

„Das müßt Ihr Euch allzumal erinnern,“ fiel ein Hirt ein, ſeine Genoſſen ringsumher anſchauend — „daß am Abende nach der Schlacht und bis tief in die Nacht hinein ein gewaltiges Nebelgewölk über Rügen lag.“

„Die Andern gaben ihm Recht, und Einige wollten geſehen haben, wie in der Morgendämmerung die weiße Schleierumhüllung, als von eiligen Lüften getragen, unzertrennt gegen Oſten über die Meeresfläche gezogen ſey.“

„So war es auch,“ fuhr der Fremde fort — „denn als der Tryguaſohn erwachte, wehte nur eben erſt das Gewölk auseinander, und er ſah, daß es ihn in ein morgenröthliches, wieſenblühendes, lämmerdurchweidetes, von tauſendfachen Liedern und Wiederhallen durchtöntes Land getragen hatte. Auf einem ſanft geſchwellten Raſenhügel lag eine funkelnde Burg, und Helden ſchritten ihm mit Preisgeſang von dort entgegen, in lauter goldnen Waffen leuchtend, und ihm ſelbſt eine ſo überaus herrliche Rüſtung anlegend, daß er gern ſeines Schildes und der übrigen Wehr, die auf Rügen zurückgeblieben war, vergeſſen konnte. Dabei umſtanden ihn himmelſchöne Jungfrauen, und ſangen es in ihre Harfen und Zithern, daß Olaf nun in das Morgenland gekommen ſey, und dieſes Morgenreiches Beherrſcher bleiben ſolle immerdar, entronnen den eiſigen Gegenden voll Blut und Grimm. Aber die ſchönſte der Jungfrauen ſtand an ſeiner Seite, und er wußte, daß ſie mit ihm herübergekommen war; denn ungeachtet der frühlingshellen Lichter und Farben, welche jetzt über ihrem Antlitze ſpielten, und auch über ihren Gewanden, konnte er doch in ihr die erſt ſo bleiche Herrin nicht verkennen, die ihn von dem Waldfelſen auf Rügen abgeholt hatte. Jetzt trug ſie ein helles, von Edelſteinen blitzendes Krönlein im Goldhaar; ſie ward ſeine Königin und Hausfrau, und Beide herrſchen nun von dem leuchtenden Hügelſchloſſe im ſeeligen Frieden über ihr morgenliches Reich.“

Asbrandur war vom Runenſteine herabgeklommen, um ſich dem Fremden, damit ihm kein Wort von deſſen Erzählung verloren gehe, zu nähern. Als dieſe nun zu Ende war, ſagte der Kriegsmann: „Herr, Ihr habt mir das Herz erquickt; aber es geht mir doch ein Zweifel durchhin. Wenn das mein lieber König Olaf wäre, der fern auf dem öſtlichen Burghügel wohnet und herrſcht, — wie herrlich auch ſeine morgenröthlichen Auen blühen mögen und tönen, wie königlich ſeine goldnen Waffen funkeln — der käme doch manchmal, beſuchte ſeine lieben Normannen, und ſähe, wie es um ſie ſtände." — „Der König Olaf kommt auch manchmal wieder, und beſucht ſeine lieben Normannen!" rief der Fremde plötzlich mit freudiger, lauter Stimme, und die Hirtengewänder wallten zurück, und in leuchtender Rüſtung ſchritt die Heldengeſtalt freundlich grüßend an Asbrandur vorüber, und in die nahe Waldung hinein. — „Mein König und mein Herr!" rief der Normann und ſtürzte in freudigem Schreck auf die Knie, alle Andre mit ihm. Als ſie die Häupter wieder erhoben, war der herrliche Fremde verſchwunden, und keine Spur des großen Tryguaſohns ließ ſich auf der Inſel oder am Strande entdecken.

Die Hirten des Eilandes hegten gar verſchiedne Meinungen über das, was ſie geſehen hatten. Einige meinten, der König Olaf lebe wirklich noch, und ſey durch Zauberkunſt in das Reich gen Oſten entrückt; Andre glaubten, er habe auf Rügen an ſeinen heißen Wunden den Geiſt aufgegeben, und ſein morgenliches

Reich liege im Himmel. **Asbrandur** ließ ſich über nichts aus; aber er war um ein Großes fröhlicher, obzwar ſtiller, ſeit jener Mondnacht, und mochte wohl der letzterwähnten Meinung geweſen ſeyn; denn als er lange nachher im hohen Alter ſtarb, rief er verſcheidend aus: „Der König Olaf ſchickt eine weiße Jungfrau zu mir her. Heiliger Gott, wie ſonnig leuchtet die Straße nach Morgenland!“

F. v. Fouqué.

14.

Flügel.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Mel. Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens ꝛc.

Flügel ſind ein ſchönes Angebinde,
Nach der Dichtkunſt hohem Schluß.
Flügel tragen Zeit und Winde;
Flügel hat der Tod als Genius.
Amor auch, der ungetreue Kleine,
Trotzt mit Flügeln jeder Pflicht.
Nur die Freundſchaft, ſie hat keine:
Wechſeln und entfliehen kann ſie nicht.

Stunden, ihr, geflügelt, tragt Auroren
Mild voran des Phöbus Pfad.
Zephyrs Flügelſchlag gibt Floren
Kunde, daß ihr Frühling wieder naht. —
Ach, die mit der Sehnſucht Flügeln ſpähen,
Wo die Roſenknoſpen blüh'n,
Seh'n die Roſen kalt vergehen,
Täuſchen, wie der Schmetterling, und flieh'n.

Träume ja ſogar und Morpheus — fliegen.
Komm heran, geliebtes Chor!
Wahrlich deine ſchönen Lügen
Zieh ich nun des Tag's Geſchichten vor.
Pegaſus, auch du biſt ſchön beflügelt.
Heil, wer dir Geſetze gab!
Doch wer deine Glut nicht zügelt,
Taumelt, gleich dem Icarus, hinab.

Kriegender Armeen Flügel beide
Schreiten ernſt, gemeſſen, fort.
Nur die Flügel der Gebäude
Bannte ſchon Vitruv an einen Ort.
Thraſo der Triumphe log und drohte,
Und den Britten Rache ſchwur,
Stürmt, ein Held für Don Quixote,
Lächerlich auf Windmühlflügel nur.

Endlich paradiren noch mit Flügeln
Fama, wie Victoria.
Laßt mich wählen ohne Klügeln!
Doch ein Philoſoph erwäg' es ja!
Flügel des Vergnügens, immer friſche!
Weht beim Schlafen und Bankett!
Traget mich von Bett zu Tiſche!
Traget dann von Tiſche mich zu Bett!

Hg.

15.

Sankt Sylveſter,

oder

der alte Krieg und neue Sieg.

Poſſe in einem Aufzuge,
in Marionetten-Manier.

Von

A. G. Eberhard.

Perſonen:

Der verliebte Prinz.
Die ſchnippiſche Prinzeſſin.
Der gravitätiſche Mentor.
Die böſe Mentorin.

(In magnis et voluisse sat est.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Die Prinzeſſin. Der Mentor.

(Die Prinzeſſin in ſtolzer Stellung, die rechte Hand in die Seite geſtemmt, die linke, mit gerade ausgeſtrecktem Arm, dem Prinzen hinhaltend.)

Prinz.

Prinzeſſin, habt Ihr es denn ganz und gar vergeſſen,
Daß euer Bräutigam ein Prinz iſt von Geblüt?
Ihr kennt ſeit geſtern nun mein zärtliches Gemüth.
Ich bin auf einen Kuß mit Mund auf Mund verſeſſen;
Und immer reicht Ihr mir, mit grauſamlichem Sinn,

Statt Eures Mundes, nur die ſtolze Patſchhand hin! —

(wendet ſich zum Mentor.)

Mein Mentor! laſſet Euch noch einmal von mir fragen:
Hab' ich nicht guten Grund, darob mich zu beklagen?

Mentor.

Ja wohl, mein theurer Prinz! Die Weisheit ſpricht aus mir,
Und was die Weisheit ſpricht, das muß man glauben hier!

Prinz.

Da hört Ihr es ja ſelbſt! Nun werdet Ihr's doch glauben?
Und auf den ſüßen Mund ein Küßchen mir erlauben?

Prinzeſſin.

Ich bitt' Euch, ſeyd mir ja mit Eurer Weisheit ſtill!
Ich, die Prinzeſſin, glaub' und thue, was ich will.
Seht doch mein Händchen an! es iſt ja weiß gewaſchen!

Nicht

Nicht wie Flanell und Mull; wie Atlas iſt die Haut.
Es möcht' ein ganzes Heer von Prinzen ſie erhaſchen.

Prinz.

Ganz recht! Allein bedenkt: Ihr ſeyd ja meine Braut;
Drum kann ich Küſſe wohl von Eurem **Munde** naſchen.
Geht auf den Taubenſchlag! Da ſchnäbeln Paar und Paar,
Trotz ihrer Unvernunft, die Tauben ſich ſogar.
Und ich, ein großer Prinz, ſoll alſo darben müſſen?
Soll ſtatt des Mundes, nur der Braut das Händchen küſſen?

Mentor.

Prinzeſſin, ja, Ihr treibt ſie wirklich viel zu weit,
Die jungfräuliche Schaam und keuſche Sprödigkeit.
Ich weiß recht gut noch her von meinen großen Reiſen,
Und die Geſchichte hilft mir weit hinaus beweiſen,

Daß Braut und Bräutigam ſich auf den Mund geküßt.
Was iſt der Kuß der Lieb'? — Ein Aneinandertippen
Von reſpective männ- und weiblich holden Lippen.
Und weiß man gleich noch nicht, wer ihr Erfinder iſt:
So fehlt's in dieſer Kunſt doch nicht an Praktikanten;
Wenn manche Völker gleich in weit entfernten Landen —

Prinzeſſin. (raſch einfallend.)

Ich bitt' Euch, weiſer Mann! erſparet Euch die Müh!
Sobald es mir beliebt, des Prinzen Mund zu küſſen,
Werd' — ohne Hülfe von Geſchicht' und Theorie —
Als Virtuoſin ich es zu vollbringen wiſſen.

Prinz.

Das eben, ſchnöde Braut, das mehret meine Pein.

Ihr dürftet *wollen* nur: ſo würd' ich glücklich ſeyn.
Im Wege ſteht mir nichts, als eine Mädchen Grille —
Dem Prinzen, *mir*, in den ſich alle Welt verliebt,
Dem jedes Mädchen gern zehntauſend Küſſe giebt —

Prinzeſſin. (einfallend.)

Ich bitte: reſpectirt ſey nun ſogleich mein Wille! —
Ihr, dem mein bräutlich Herz in Lieb' entgegen brennt,
Gleich küſſet mir die Hand, mein Süßeſter, mein Beſter! —
Ihr zaudert? — Weigert Euch? — Potz tauſend Sapperment!
Seht im Kalender nach! Iſt heute nicht Sylveſter?
Und kommt mir da nicht zu das ſtrenge Regiment?

Prinz.

Mein Mentor, rathet mir! was ſoll ich nun erwiedern?
Darf unter ſolch Geſetz ſich wohl ein Prinz erniedern?

Mentor.

Ha! ich beſchwör' Euch, Prinz: Jetzt zeiget Euch der Welt.
Nicht als verliebter Sclav! nein, als ein Prinz! ein Held!

Prinz.

Meint Ihr? Nun gut! Ich bin bereit zum tapfern Streite.
Doch laßt mich nicht im Stich! Bleibt treu mir hier zur Seite!

Mentor.

Recht gern. Setzt gleich darauf nur einen derben Trumpf!
So feiert Ihr gewiß den glänzendſten Triumph.

Prinzeſſin.

Nun, theurer Prinz, wie wird's? Ich ſtehe, wie auf Kohlen!

Ich hab' nicht lange Zeit! thut ſchnell, was ich befohlen!

Prinz.

Was Ihr befohlen? Wie?

Prinzeſſin.

Nun ja, mein Prinz! ganz recht.
Ich bin die Herrin heut', und Ihr gehorcht, als Knecht.

Prinz.

Ich ſoll Euch, auf Befehl, die Hand gehorſam küſſen? —
Nein! eher ſey der Bund der Liebe ganz zerriſſen,
Eh' krache unter mir der Erdball ganz entzwei,
Eh' ſey die Sonne ſchwarz, eh' leg' ein Bär ein Ei,
Ja, eh' erhäng' ich mich am nächſten Schweifſtern-Schwanze,
Und flieg', Aeonen lang, dem Weltall zum Scandal,
Euch laut verfluchend, durch den weiten Himmelsſaal,

Eh' ich, Prinzeſſin Braut, ſo nach der Pfeif' Euch tanze! — —
Sagt, Mentor! war's ſo recht? War das ein derber Trumpf?

Mentor.

Ja wohl. Drum lohnt Euch auch der glänzendſte Triumph.

Prinzeſſin.

Ihr habt ein Tigerherz! Ihr ſprecht mit Drachenzungen!
Ich kenn' in Euch nicht mehr den ſonſt ſo ſanften Jungen.
Doch nicht vergeben darf ich mir mein ſchönes Recht.
Es gilt nicht mich allein, es gilt hier mein *Geſchlecht*.
Sylveſter will es ſo: *wir* ſollen heut' regieren,
Um für das ganze Jahr uns ſtreng zu revanchiren.

Prinz.

Sylveſter war ein Narr, wenn er ſolch Zeug gebot!

Was kümmert mich der Narr? Er iſt ja mauſetodt.

Mentor.

Er war ein frommer Mann. Laßt ſolch Geſpräch uns enden!
Er muß ſich zürnend ſonſt im Grabe noch umwenden.

Prinzeſſin.

Ich wollt', er käm' heraus, und wüſch' Euch derb den Kopf.

Prinz.

Ich würd' ihn fürchten nicht, den Weiberknecht! den Tropf!

Prinzeſſin.

Er würde hoffentlich Euch beſſre Weisheit lehren;
Nicht, wie der Mentor da, noch ärger Euch bethören.

Mentor.

Prinzeſſin! — mit Verlaub — Ihr ſprecht, wie eine Gans.
Ihr glaubt, Sylveſter ſey nichts als ein dummer Hans;
Allein der iſt er nicht, der iſt er nie geweſen.

Drum würd' er, käm' er her, den Text gar ſchön Euch leſen.

Prinzeſſin.

Herr Mentor, Euer Witz wird gar zu fein und kraus;
Allein die Strafe bleibt dafür gewiß nicht aus.
(ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Prinz. Der Mentor.

Prinz.

Sie eilt ſo ſchnell hinweg! Ihr habt ſie wohl beleidigt?

Mentor.

Ich habe nichts gethan, als unſre Ehr' vertheidigt.
Und daß recht wirkſam ſey, was Ihr und ich geſagt:
So ſey, auf friſcher That, ein kühner Streich gewagt!

Prinz.

Ein kühner Streich? ei ſchön! ich helf' ihn Euch vollbringen.

Mentor.

Gut! um ſo beſſer wird mein Kunſtſtück mir gelingen.
Es iſt mein großer Zweck: die ganze Chriſtenheit
Soll vom Sylveſterſpott auf ewig ſeyn befreit.

Prinz.

Wahrhaftig? Sagt, wie denkt Ihr das denn auszuführen?

Mentor.

Nichts leichter. Seht, man muß die Weiber nur frappiren,
Durch Unerwartetes, was wie ein Blitz erſchreckt.
Da bleibt gewiß nicht aus ein herrlicher Effekt.
Man braucht mit Keulen juſt dazwiſchen nicht zu ſchlagen;
Man braucht ſie, unverſehens, ins Bockshorn nur zu jagen:
So ſchrei'n ſie gleich Pardon, und unſer iſt der Sieg.
Mit Haaſ' und Weib iſt's gar ein leichter, luſt'ger Krieg.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Mentorin.

Mentorin.

Mit Haaſ' und Weib? — Ei, welch ein unverſchämter Prahler!
Doch wart! es bleibt nicht aus dein ſtrafender Bezahler!

Mentor.

Verdammter Streich! mein Weib! Die böſe Sieben hier! (ab.)

Prinz.

Mein Mentor! Ihr entflieht? Welch Beiſpiel gebt Ihr mir!
(läuft Jenem nach.)

Vierter Auftritt.

Mentorin, allein.

Wer iſt der Haaſe nun? Ich, oder dieſer Prahler?
Was hat man doch für Noth mit einem ſolchen Mann,

Der nichts, und ewig nichts, als raiſonniren kann!
Er ſchwatzt, mit tiefem Ernſt, Jahr aus Jahr ein ſich heiſer,
Damit man glauben ſoll, er ſey ein Held, ein Weiſer;
Doch wenn die Frau nicht ſtets recht ſtreng ſein Thun bewacht,
Wird von dem Weiſen nichts, als dummes Zeug gemacht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Die Prinzeſſin.

Prinzeſſin.

Wo ſind die Herrn denn hin?

Mentorin.

Das mag der Himmel wiſſen.
Sie ſind, ſo bald ich kam, gar tapfer ausgeriſſen.

Prinzeſſin.

Mein Bräutigam iſt fort? Ich unglückſel'ge Braut!

Mentorin.

Seyd ruhig doch! Der Prinz iſt eine gute Haut,
Iſt noch verliebt in Euch, und wird zurück wohl eilen,
Um von der Sehnſucht Pein ſich ſchnell genug zu heilen.

Prinzeſſin.

Ließ' er mich ſitzen: ach! es wär' ein arger Streich!
Wo fänd' ich, zum Erſatz, dann einen Andern gleich?

Mentorin.

Da habt Ihr recht. Doch glaubt: er wird nicht lange bleiben.
Die friſche Liebe wird gar bald zurück ihn treiben.
Seyd nur auf Eurer Hut! verderbt Euch nicht das Spiel!

Prinzeſſin.

Nicht Herrſchaft mehr, nur Glück der Liebe ſey mein Ziel!
Wie will ich zärtlich ihn in meine Arme ſchließen!

Und zur Verſöhnung gleich mit tauſend Küſſen grüßen!

Mentorin.

Prinzeſſin, ſeyd Ihr toll? Erlebt' ich das an Euch,
An meiner Schülerin: ich ſtürb' in Schuhen gleich.
Ein Augenblick Geduld! Ich will's Euch beſſer lehren,
Wie ein für allemal der Prinz iſt zu bekehren.
(ab.)

Sechſter Auftritt.

Prinzeſſin, allein.

Was hat die Alte vor? Begeiſtert war ihr Blick.
Sie meint es gut mit mir und meinem Eheglück;
Geachtet iſt ſie hoch bei allen klugen Frauen:
So darf ich ihrem Rath wohl unbedingt vertrauen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorige. Die Mentorin.

Mentorin. (mit einem Beſen in der Hand.)
Prinzeſſin Braut, nun hört, was ich mir ausgedacht!

Prinzeſſin.
Ein Beſen? Meint Ihr denn, es ſey Walpurgisnacht?

Mentorin.
Prinzeſſin Naſeweis! ſpart alle Stichelworte!
Ihr braucht ein Scepter jetzt, von längſt erprobter Sorte.

Prinzeſſin.
Ein Scepter? Ei, wie käm' denn das in meine Hand?

Mentorin.
Zeigt, es zu halten, nur Courage und Verſtand;
So wird, der Eure Hand aus Trotz nicht wollte küſſen,
Das Scepter, das ſie hält, in Demuth fürchten müſſen.

Prinzeſſin.

Wär' Liebe, ſtatt der Furcht, ein beßrer Leitſtern nicht?

Mentorin.

Die Lieb' — erbarm' ſich Gott! — iſt gar ein flüchtig Licht!
Mag's noch ſo hell und ſchön vor Euren Augen funkeln:
Sanct Hymen bläſt es aus, und läßt Euch dann im Dunkeln.
Die Herrſchaft aber iſt ein ſchöner Talisman,
Den kein geſcheites Weib entbehren will und kann.
Drum legt nun Hand an's Werk! Kommt her mit frohem Muthe!
Macht von dem Beſen hier Euch eine derbe Ruthe!

Prinzeſſin.

Wie? Eine Ruthe? Pfui! o pfui, Frau Mentorin!
An ſolchen Frevel wagt ſich nimmermehr mein Sinn.

Wie reimte ſo was ſich mit meinem zarten Lieben?

Mentorin.

Das hab' ich, weiland, wohl ſo arg, als Ihr getrieben.
Ich ſaß im Mondenſchein bei meinem Bräutigam,
Und ſchmiegte mich an ihn, ſo friedlich, wie ein Lamm.
In ſüßer Unruh flog das Herz mir auf und nieder,
Knackt' er ein Nüßchen mir, und knackt' ich eins ihm wieder.
Wir ſpielten Blindekuh, wir ſangen Aria's,
Und trieben allerlei ehrbar verliebten Spaß.
Wir ſeufzten nach dem Takt, wir küßten um die Wette.
Ich glaubte, daß ich Lieb' auf Ewigkeiten hätte,
Und daß das große Loos des Glücks nun wäre mein.
Doch ſah' ich bald als Frau den argen Irrthum ein.

Wie's erſte Wechſelchen dem luſtigen Studenten,
So kam die Liebe weg mir unter meinen Händen.
Dem Mann ging's eben ſo; und weil es Ernſt nun galt,
Erhob ich, keck und ſchlau, zur Herrin mich alsbald.
Hätt' ich's verſäumt: ſo wär' ich Sclavin bald geweſen.
Bedenkt das, und verſchmäht von mir nicht Rath, nicht Beſen!
Wenn man bei Zeiten nicht das Rauhe auswärts kehrt,
Wird in der Ehe nur Verdruß und Streit gemehrt;
Dagegen der Gemahl, den man gleich anfangs zügelt,
Sein Joch geduldig trägt, nicht widerſtrebt und klügelt.

Prinzeſſin.

Die Augen werden mir durch Eure Reden hell.
Wohl wahr iſt Euer Bild, wenn gleich ein wenig grell.

Auch ich kann, wie ein Lamm, mich an den Prinzen ſchmiegen,
Und mag recht gern geküßt in ſeinen Armen liegen;
Doch eh' ich Sclavin ſoll im Eheſtande ſeyn,
Will ich zur Herrin mich bei Zeiten lieber weih'n.
Und meint Ihr, daß hiezu mir eine Ruth' iſt nöthig:
So bin ich weislich auch zu dieſem Werk erbötig.

Mentorin.

Paßt auf! es kommt der Prinz.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Prinz. (mit einem weißen Stabe in der Hand.)

Ah! meine ſchöne Braut!
Ein groß Geheimniß ſey von mir Euch anvertraut.
Auch Euch, Frau Mentorin! Ihr könnt doch Beide ſchweigen?

Prinzeſſin.

Iſt's auch der Mühe werth?

Mentorin.

Je nun, das wird ſich zeigen.

Prinz.

Seht her! — Doch ſeyd nicht bang! — Das iſt ein Zauberſtab,
Den barg Jahrtauſende des größten Zaubrers Grab,
Der viele Zauberei vordem damit getrieben.

Mentorin.

Schon vor Jahrtauſenden? Und iſt ſo blank geblieben?

Prinz. (verlegen.)

So blank? — Ihr meint ſo blank? — Das macht die Zauberei.

Prinzeſſin. (näher tretend.)

Wie fühlt er ſich denn an? Erlaubt! ich bin ſo frei.

Prinz. (etwas zurück tretend.)

Thut Ihr's mit frommem Sinn: ſo braucht Ihr nicht zu zagen;

Doch meint Ihr's redlich nicht: ſo dürft Ihr's ſchwerlich wagen.

Mentorin.

Was zaudert Ihr? Greift zu! Ihr fürchtet Euch doch nicht?

Prinzeſſin.

O nein! — indeß — wozu?

Mentorin.

Den Muth gebeut hier Pflicht.
Seht her! ich fürchte mich vor keinem Zauberſtabe.

(Sie greift danach, erhält aber unverſehens einen Schlag auf die Finger.)

Herr Prinz! Das thut ja weh!

Prinz.

Da habt Ihr eure Gabe.
Beſtrichen iſt der Stab mit einem Glutmagnet.
Das iſt ſo eine Art von Electricität,
Die man, in dunkler Nacht, aus Armenſünder-Knochen,

Auf einem Rabenſtein, in Krötenmilch muß kochen.

Prinzeſſin.

Pfui! das berühr' ich nicht! das iſt ja ekelhaft!

Mentorin. (ſpöttiſch.)

Das aber juſt erzeugt die hohe Wunderkraft.

Prinz.

Er iſt gar theuer auch. Ich hab' ihn, ungelogen,
Mit Edelſteinen, Gold und Perlen aufgewogen.

Prinzeſſin.

Die wären anders wohl weit beſſer angewandt.

Mentorin.

Ja wohl: zum Schmuck der Braut, für Haar, und Hals und Hand.

Prinz.

Wohl hätt' ich herrlich Euch auf die Art können ſchmücken;
Doch ſoll Euch dieſer Stab viel dauernder beglücken.
Er iſt ein Laſterfeind, hält Herz und Sitten rein.

Prinzeſſin.

Viel Glück denn, wenn Ihr meint, er werd' Euch nöthig ſeyn.

Prinz.

Auch, Herrſchſucht, Eigenſinn, Gefallſucht, böſe Grillen —

Prinzeſſin. (zur Mentorin.)

Er ſtichelt wohl auf uns?

Mentorin.

Wir brauchen keine Pillen.

Prinzeſſin.

Und unverſilberte ſind vollends uns fatal.
Das ſag' ich, mein Herr Prinz, Euch ein für allemal.

Mentorin.

Vor Aerger knackt mir ſchon am Herzen hier das Mieder.

Prinz. (zur Prinzeſſin.)

Ich bitte, ſchlagt nicht gleich die Augen zürnend nieder!
Das iſt bei dieſem Stab gewaltig ſchwer verpönt.
Auch wett' ich, daß er Euch recht bald mit ſich verſöhnt,
Denn wer ihn täglich küßt mit freundlichem Gemüthe,

Der ſteht verlängert ſtets der Jugend ſchöne Blüthe.
Doch frei muß ſeyn das Herz von böſer Leidenſchaft,
Von Trug und Launen, ſonſt — wirkt keine Zauberkraft.

Prinzeſſin.

Was meint Ihr, Mentorin? Iſt ſo was wohl zu glauben?

Mentorin.

Ich will den ſüßen Troſt nicht Eurem Herzen rauben.
Verſucht's für's erſt' etwan ein halb Jahrhundert nur:
So kommt Ihr ganz gewiß der Wahrheit auf die Spur.

Prinz.

Ich will im Augenblick dem Zweifel Euch entreißen,
Und meines Stabes Kraft in andrer Art beweiſen.
Auch Todte läßt er aus den Gräbern auferſteh'n,
Und, gleich Lebendigen, vor uns ſpaziren geh'n.

Mentorin.

Wahrhaftig? Ei, ſo gebt doch eine kleine Probe,
Damit der Zauberſtab einmal auch ſelbſt ſich lobe.

Prinzeſſin.

Doch vor Geſpenſtern — ach! Ihr wißt es — fürcht' ich mich!

Prinz.

O, neben dieſem Stab' iſt keines fürchterlich!

Mentorin.

Ja, hierauf, glaub' ich, könnt Ihr ruhig Euch verlaſſen.

Prinzeſſin. (zur Mentorin.)

Im Nothfall werd' ich Euch ſogleich beim Aermel faſſen.
Und läuft's gefährlich ab: dann, Prinz, nehmt Euch in Acht!

Prinz.

Seyd unbeſorgt! — Doch *wer* ſoll aus des Grabes Nacht
Herauf, auf meinen Wink, zu unſerm Anſchau'n ſteigen?

Mentorin.

Der erſte beſte, dem's beliebt, ſich uns zu zeigen.

Prinz.

Da's einerlei Euch iſt: ſchlag' ich Sylveſtern vor,
Er leiht, als Heiliger des Tages, uns ſein Ohr
Vor allen Andern gern, und wird, wer von uns Beiden
Vorhin wohl Recht gehabt, am gründlichſten entſcheiden.

Mentorin.

Vortrefflich auspunktirt!

Prinzeſſin.

Den Vorſchlag geh' ich ein.
Sylveſter wird gewiß auf meiner Seite ſeyn.

Prinz.

Das fürcht' ich jetzt faſt ſelbſt. Doch werd' ich ſeine Lehren,
Aus frommer Pflicht, als Chriſt, gewiß zeitlebens ehren.

Gleich jetzt gelob' ich das, mit Herz und Mund und Hand.
Und meiner Seele Heil ſetz' ich zum Unterpfand.

Prinzeſſin.

Nun, ſo gelob' auch ich ein Gleiches gern und willig;
Denn was dem Einen recht, das iſt dem Andern billig.

Mentorin. (frömmlich.)

Ihr ſeyd das frömmſte Paar von allen Liebespaaren,
Und müßt lebendig wohl, zum Lohn, gen Himmel fahren.

Prinz.

Das wird ſich finden. — Doch, jetzt ſchweigt, und ſammelt Euch! —

(mit feierlichem Tone.)

Hinunter ruf' ich nun in's ſtille Schattenreich:
Cadabra! Abra! Bra! Horcht auf, geehrte Geiſter!
Befolgt, was euch befiehlt des Zauberſtabes Meiſter!

(dumpfes Getöſe in der Ferne.)

Prinzeſſin. (furchtſam.)
Laßt's gut ſeyn! Fahrt nicht fort!

Mentorin.

Mir ſelber wird curios.

(ſtärkeres Gebrüll.)

Prinz.
Um Gottes willen! ſchweigt! ſonſt geht der Teufel los!
Ich kann nicht mehr zurück. Der Akt muß bis an's Ende.
Seyd ſtill, und auf die Bruſt legt kreuzweis Eure Hände!

(Sie thun's. Der Prinz beſchreibt mit dem Stabe einen Kreis auf dem Boden.)

Cadabra! Abra! Bra! Merkt auf, auf mein Geheiß!
Verſammelt unſichtbar euch um den Zauberkreis!

(ſtarkes Gebrüll.)

Was brüllt ihr denn ſo arg, als wolltet ihr mich freſſen?
Denkt an den Zauberſtab! ich kann mit euch mich meſſen.

Wer irgend ſich vergreiſt an mir und meiner
Braut,
Dem gerb' ich braun und blau die alte Geiſter-
haut.

(man hört ein dumpfes Seufzen)

Cadabra! Abra! Bra! Aus Himmel oder Hölle,
Schafft blitzſchnell auf mein Wort Sylveſtern
mir zur Stelle!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Mentor.

(Donnerſchlag. Der Mentor tritt plötzlich in den Kreis, als St. Sylveſter maſkirt, in ein weißes Tuch gehüllt, mit langem, weißem Bart, mit einer dreifachen Krone und einem Heiligenſchein von Goldpapier.)

Prinzeſſin. (erſchrecken.)

O weh!

Mentorin.

Herr Jemine!

Prinz.

Um Gotteswillen! ſtill,
Wer nicht mit Extrapoſt zur Hölle fahren will! —

Mentor. (mit hohler, verſtellter Stimme.)
Was rufſt Du mich herab zur ſündenſchweren Erde?

Prinz.
Daß Deine Gegenwart der Menſchheit nützlich werde.

Mentor.
Wie ſo, mein frommer Prinz?

Prinz.
Ihr kennt mich, theurer Gaſt?

Mentor.
Wie ſollt' ich nicht? Dich kennt der ganze Himmel faſt.
Dich hat der größte ja von allen Pädagogen,
Ein Weiſer, wie die Welt noch keinen ſah, erzogen.

Mentorin.
Mein Mann? Ach, kenntet Ihr den Narren ſo, wie ich!

(es erfolgt ein Donnerſchlag.)

Prinz.
Weib! ſeyd Ihr raſend denn?

Mentor.

Schweig! Du verſündigſt Dich!
Du wirſt dafür dereinſt mit Zähneklappen büßen,
Wenn als Kollegen dort
(nach dem Himmel zeigend.)
wir Heil'gen ihn begrüßen.

Prinz.

Hier präſentir' ich Euch auch meine holde Braut.

Mentor.

Ich bin ſchon längſt mit ihr und ihrem Thun vertraut.
Will Eurer Liebe ſie ſich ernſtlich würdig machen:
So höre ſie nicht mehr nach jedem alten Drachen!

Mentorin.

Was? meint er mich?
(Donnerſchlag.)

Prinz.

O ſchweigt!

Mentor.

Wer ſich getroffen fühlt,
Der denke, daß nach ihm ich habe hingezielt.

Prinz.

Vor allem ſagt uns doch, ob, zu der Männer Plage,
Von Euch im Ernſt beſtimmt ſind Eure Namenstage?
Ob Mann, wie Bräutigam, da ſclaviſch folgen muß?
Ob eine Braut den Mund verweigern darf zum Kuß?

Mentor.

Prinz! Ihr beleidigt mich! Ihr kränkt mich an der Ehre!
Wir duellirten uns, wenn ich ein Geiſt nicht wäre! —
Wem in dem ganzen Jahr das Regiment gehört,
Hab' auch am letzten Tag' im Jahr' es unverſehrt!
Die Ordnung der Natur auf einmal umzukehren

Am letzten Tag' im Jahr: wie ſollt' ich ſo was
lehren!
Dem Manne ſey das Weib tagtäglich unterthan!
Das Weib, das einen Tag nur wankt von
dieſer Bahn,
Und ſchnell ſich nicht bekehrt, iſt ewiglich verloren!
Der Herr der Welt iſt auch zum Herrn der
Frau erkoren.

(Die Mentorin huſtet mehrmals ſehr ſtark.)

Prinz.

So haltet doch das Maul!

(Donnerſchlag.)

Mentorin.

Auch huſten darf
man nicht?

Prinz.

Ganz ſtill das böſe Maul zu halten, iſt hier
Pflicht! —
Fahrt fort, o heil'ger Mann, ſo ſchön uns zu
erbauen!

Mentor.

Mentor.

Wie mangelt's an Vernunft den aufgeblaſ'nen Frauen,
Die nach dem Scepter heut' ausſtrecken ihre Hand,
Dem tollen Kinde gleich, das, ſtatt nach Puppentand,
Leichtſinnig, freventlich, nach einem Schwerdt will greifen!
Die Frau darf tollkühn nicht aus ihrem Kreiſe ſchweifen!
Ihr Scepter iſt ein Quirl, die Küche iſt ihr Reich;
Da ſchaff' und ſorge ſie, daß ſchmackhaft, nie zu weich,
Auch nie zu hart, der Mann die Speiſen ſtets erhalte,
Damit, durch ihre Schuld, nicht ſeine Lieb' erkalte!
Will er ihr anvertrau'n ein wenig Kinderlaſt:
So ſey ſie hierauf auch demüthiglich gefaßt,
Und ſorge Tag und Nacht für Windeln und dergleichen!

Sie zittre, wenn dem Mann nicht alle Kinder gleichen!

(Die Mentorin nieſt ein paarmal ſehr ſtark. Ein Donnerſchlag unterbricht ſie. Sie fährt aber gleich fort zu nieſen. Es donnert abermals)

Prinz.

Hört Ihr's? Das heißt: Halt's Maul!

Mentorin.

Es thut's das Maul ja nicht.
Was weiß die Naſe denn von Eurem Hochgericht?

Mentor.

Notirt hab' ich mir ſchon die böſen Bräut' und Frauen,
Die auf den heut'gen Tag ein Recht der Herrſchaft bauen.
Weh' ihnen, wenn ſie bald nicht reuvoll in ſich gehn,
Und trotzend länger noch auf ihrem Kopf beſtehn!

(Die Prinzeſſin verräth große innere Bewegung. Der Prinz umfaßt ſie. Sie hält ihm den Mund zum Küſſen entgegen.)

Prinz.

Triumph!

Prinzeſſin.

Wie ſüß!

Mentorin.

O pfui!

Prinz.

Mein heiligſter Sylveſter!
Durch Eure Weisheit knüpft der Herzen Bund ſich feſter.

Mentor.

Vergeben, ſchöne Braut, iſt nun Dein Frevel Dir.
Gehorſam ſey Dein Schmuck, und Demuth Deine Zier!
Auf immer ſey aus Dir der Herrſchſucht Geiſt vertrieben! —
Du aber, Mentorin! Du alte, böſe Sieben!
Die du tagtäglich willſt beherrſchen deinen Mann,
Den meine Zunge nicht genugſam preiſen kann,
Dem du die Schuhe kaum biſt würdig aufzulöſen,

Wie haſt du ganz und gar ergeben dich dem Böſen!
So ſchrecklich, als verdient wird deine Straf' einſt ſeyn!
Denn in die Hölle rennſt du ſpornenſtreichs hinein.
Wie wird dein frommer Mann im Himmel dich verlachen,
Erblickt er bratend dich im tiefſten Höllenrachen,
Auf ewig hart verdammt zu Feuer, Qualm und Qual,
Für Sünden, die du hier begangen ohne Zahl!
Kein Tropfen Kaffee wird dich Dürſtende dann laben!
Die Surrogate ſind dort nicht einmal zu haben,
Die ſchändlichen, womit den armen Mann du quälſt,
Indeß du für dich ſelbſt die ächten Bohnen zählſt.
Geh' in dich, böſes Weib! entſage ſolchen Sünden:

So will ich etwas Troſt in Gnaden dir verkünden.

(er ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl.)

Demüthig nahe dich! komm her! knie nieder hier!
Und küß', als Reuige, die zwei Pantoffeln mir!

Mentorin.

Nein, das iſt doch zu toll!

(greift nach dem Beſen.)

Prinz. (hält ſie zurück.)

Was wollt Ihr?
Laßt den Beſen!

Mentor.

Ich bin ein großer Pabſt hier auf der Welt geweſen,
Der ſolche Huldigung von Fürſten ſelbſt annahm.
Eu'r Weigern wär' daher nur Trotz und falſche Schaam.

Prinz. (die Mentorin beim Arm faſſend.)

Beſinnt Euch länger nicht! man weiß Euch ſonſt zu zwingen!
Vollſtändig muß ihm das Bekehren hier gelingen.

Mentorin.

Ja ja! faßt mich nur los!
(Sie reißt ſich los, und bückt ſich vor dem Mentor.)
Gebt Eure Füße her!
(Sie reißt ihm die Pantoffeln ab, und mit einem Pantoffel in jeder Hand hebt ſie ſich drohend in die Höhe.)

Mentor. (vom Stuhl aufſpringend.)

Gottloſes Weib!
(ſucht hinter dem Prinzen Schutz.)

Prinz.

(zur Mentorin, die auf den Mentor losſchlagen will.)
Hinweg!
(er winkt lebhaft hinter die Scene.)

Mentorin.

Wer wird bekehrt
nun? Wer?

Prinz. (eifrig hinter die Scene rufend.)

Jupiter! donnre doch!
(es erfolgt ein ſchwacher, verunglückter Donnerſchlag.)

Mentorin. (ihren Mann verfolgend.)

Ich will dich Mores
lehren.

Mentor.

Wer hilft mir?

Prinz. (eifriger hinter die Scene rufend.)

Stärker noch!

(es erfolgt ein noch ſchwächerer Donnerſchlag.)

Mentorin.

(erreicht ihren Mann und ſchlägt ihn mit beiden Pantoffeln.)

So muß
man Dich bekehren!

(Die Prinzeſſin ſetzt ſich in den Lehnſtuhl, und präparirt ſich zu einer Ohnmacht, während der Mentor und die Mentorin um ſie herumlaufen.)

Prinz. (noch eifriger hinter die Scene rufend.)

So ſtark, als ſchläg' es ein!

Stimme des unſichtbaren Jupiters.

Der Donner iſt
entzwei.

(die Donnermaſchine fällt auf die Scene.)

Prinzeſſin. (erſchrocken aufſpringend.)

Herr Gott! das Haus fällt ein!

Prinz. (außer ſich.)

O, quetſcht' es
mich zu Brei!

Mentor. (erhält wieder einige Schläge.)

O weh!

Prinzeſſin.

Wer iſt er denn?

Mentorin.

Ich hab an ſeinen Waden
Ihn gleich erkannt, der mich mit Schande will beladen.

Prinz. (ſich hinter den Ohren kratzend.)

O welch verdammt Malheur!

Mentorin. (prügelnd.)

Wart! ich bezahle dich.

Prinzeſſin.

Den Heil'gen prügelt ihr?

Mentor.

O weh! wer rettet mich!

(will entfliehn.)

Mentorin. (hält ihn zurück.)

Nein, alter, böſer Schelm! Herab erſt Bart und Krone!

(ſie reißt ihm nach und nach ſeine ganze Verkleidung ab.)

Und dann ſollſt Du hier knie'n, zum wohlverdienten Lohne!

Mentor. (ſich losreißend.)

Pardon!

Prinzeſſin.

Der Mentor iſt's?

Mentorin.

Ihr merkt's nun, wen ich ſchlug?
Welch einen Heiligen, voll Argliſt, Tück' und Trug?

(ſie faßt ihren Mann auf's neue.)

Mentor. (mit Zittern und Beben.)

Ach! an Cichorien, an Saft von Runkelrüben,
An jeder Buße will ich meine Demuth üben;
Selbſt *lieben* will ich Dich, mein Schatz, wenn Du's verlangſt:
Vergieb, und ende hier nur meine Höllenangſt!

Mentorin.

Nein! knieen mußt Du erſt!

Mentor.

Mein Engel! das nur nicht!

Mentorin.

Du mußt!

Mentor. (ſich losreißend.)

Vergieb, mein Kind!

(läuft fort.)

Mentorin. (ihm nachlaufend.)

Nun, warte,

Böſewicht! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Prinz. Die Prinzeſſin.

Prinzeſſin. (zornig gegen den Prinzen.)

Gottloſes Schelmenſtück!

Prinz.

O, meines Herzens
Wonne!
Ihr ſeht, ich ſtehe ſchon, wie Butter an der
Sonne.
Verzeihet liebend mir den kleinen, luſt'gen
Spas!

Prinzeſſin.

Nein, Prinz! das wäre wohl der Langmuth
Uebermaaß.

Ihr habt's zu arg gemacht! Adieu! wir müſſen brechen!

Prinz.

Ich unglückſel'ger Prinz! nun muß ich mich erſtechen.
(zieht den Degen.)

Prinzeſſin. (ihm den Degen nehmend.)

Noch *ein* ſolch Frevelwort: ſo mach' ich laut Geſchrei,
Und denunzir' alsbald Euch bei der Polizei.

Prinz. (weinend.)

Weh mir! ſo kann ich denn nicht leben und nicht ſterben,
Und geh' einſt aus der Welt, ach! ohne Leibeserben!

Prinzeſſin. (ebenfalls weinend.)

Welch Unglück für das Land! verwaiſt wird nun der Thron;
Denn ſein Herr Vater hat ja nur dies bischen Sohn!

Prinz.

Bin *ich es* auch nicht werth: erbarmet Euch des Landes!

Prinzeſſin.

Das möcht' ich wohl; allein ich bin zu hohen Standes,
Als daß ich ſolche Schmach —

Prinz.

Ich büße gern dafür.
Eröffnet nur auf's neu die alte Gnadenthür!

Prinzeſſin. (ihm den Beſen hinhaltend.)

So bindet denn zur Straf' Euch ſelbſt hier eine Ruthe.

Prinz.

Bedenkt! wie reimt ſich das mit meinem Prinzenblute!

Prinzeſſin.

(wirft zornig ſeinen Degen hin und will fort.)

Ihr hegt noch Trotz und Stolz? Ihr wollt nicht folgſam ſeyn?

Prinz. (ſie zurückhaltend.)

O bleibt! und weiht mich nur zum Kreutzesträger ein!
Mein Vater iſt es *noch*; der ſeine iſt's *geweſen*!

Die meiſten Männer ſind's: — ſo gebt denn her den Beſen!

(er ſchneidet ihn mit dem Degen entzwei, und fängt an, eine Ruthe zu machen.)

Prinzeſſin.

Nur macht ſie nicht zu dünn! und hier den Zauberſtab,
Für den der gnäd'ge Prinz ſo große Schätze gab,
Den bindet mit hinein, zum ſteten Angedenken!

Prinz. (den Stab einlegend.)

Prinzeſſin! o wie könnt Ihr mich ſo bitter kränken!

Prinzeſſin. (ihm ihre Buſenſchleife gebend.)

Dafür knüpft um das Ding dies ſchöne Buſenband,
Als meiner künftigen Vergebung Unterpfand!

Prinz. (bindet das Band um die Ruthe.)

Grauſame Geberin! Wie miſcht ihr Luſt zu Schmerzen!
Schon balgen Beide ſich, wie toll in meinem Herzen!

(küßt das Band an der Ruthe.)

Prinzeſſin.

(nimmt ihm die Ruthe aus der Hand.)

Hier kniet!

(der Prinz thut es. Die Prinzeſſin giebt ihm drei leichte Schläge mit der Ruthe auf den Kopf)

Jetzt weih' ich Euch, geliebter Bräutigam mein,
Zum ächten Ritter in den größten Orden ein,
Den's je auf Erden gab, und den es je wird geben.

Prinz.

So wollt' es das Geſchick! Ich kann nicht widerſtreben.

(legt ſeine Hand an die Ruthe)

Gutwillig ſchwör' ich hier auf dieſes Inſtrument:
Von meiner Liebe ſey die Demuth nie getrennt!
Verkehrtes Streben war's, der Macht entgehn zu wollen,
Der Weiſ' und Narren hier, wie's ſcheint, gehorchen ſollen.
Nicht einen Tag im Jahr wollt' ich gehorſam ſeyn;

Nun muß zum Sclaven ich auf immerdar mich weih'n!
Und, leider, zu verliebt, mich von ihr loszureißen,
Küß' ich die Feſſel, ſtatt erboſ't hinein zu beißen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Mentor. Die Mentorin.

Mentorin.
(ihren Mann, mit beiden Pantoffeln in den Händen, hereintreibend)

Hier bring' ich ihn zurück. Er hat gekniet, gebüßt!

Prinz. (wehmüthig)

Ich hab' es auch. Drum ſeyd, als Bruder, mir gegrüßt.
(öffnet ſeine Arme.

Mentor. (dem Prinzen in die Arme fallend.)

Ein ſüßer Troſt für mich.

Prinzeſſin.

Wie rührend iſt die Gruppe!

Mentorin.

Nun iſt wohl Hochzeit bald? Hernach giebt's Wochenſuppe.

Mentor.

Ey, das iſt für den Mann gewöhnlich gute Zeit!

Prinz.

Ja, Freudenblumen ſind auf jeden Pfad geſtreut.

Mentor.

Doch fehlt's im Eheſtand auch nicht an rauhen Klippen.
Wer Sprünge machen will, zerſtößt ſich leicht die Rippen.

Mentorin.

Drum trage jeder Mann geduldiglich ſein Joch!
Wer trotzt und widerſtrebt, vermehrt die Laſt ſich noch.

Prinzeſſin.

Es weigre Keiner ſich, der Herrin Hand zu küſſen!
(hebt die Ruthe auf.)

Zur

Zur Strafe könnt er ſonſt was Schlimmeres
küſſen müſſen.

Mentorin.

Wem ein Pantoffel ſchon im Ehewapen thront,
Hab' Acht, daß ſeinen Trotz ein Pärchen
nicht belohnt!
(der Mentor wendet ſich ab von ihr. Sie hält beide
Pantoffeln hinter ihm empor.)
Paar oder Unpaar? He?

Mentor.

O weg mit ſolchem
Spaße!

Prinz. (zum Mentor.)

Wir beide gehn nun heim mit ziemlich langer
Naſe.

Mentor.

Doch geht's wohl Manchem, der uns auslacht,
eben ſo,
Drum zupfe Jeder ſich — man wird wohl wiſſen, wo.

Prinz.

Wo friedlich heut' ein Paar ſich küßt, wie
Turteltauben,
Da würde man wohl kaum, was wir erfahren,
glauben.

Mentor.

Ach, wen ſein Weibchen heut' noch himmelhoch
entzückt,
Weiß nicht, wo morgen ſchon vielleicht der
Schuh ihn drückt!

16.

Der nächtige Kampf.

Ballade.

Die Heiden aus des Irrthums Nacht
Dem Himmelslichte hinzuwenden,
Und ihrer Herrſcher Trotz zu enden,
Zog Kaiſer Karl von Schlacht zu Schlacht;
Und fortgepflanzt im Haß und Raube,
Drang nun des Heilands milder Glaube
Mit blut'ger Spur in's Sachſenland.

Verwundet auf dem Schlachtfeld' fand
Sich einſt ein Jüngling, ſchön geſtaltet;
Die Hände auf der Bruſt gefaltet,
Hielt er ſein Schwerdt noch feſt umſpannt.
Schnell lernen Schmerz und Thränen kennen
Die Heiden, die ſchon todt ihn nennen;
Es war Fürſt Ranulphs letzter Sohn.

Graf Rodrichs Tochter pflegte ſchon
Auf einer Chriſtenburg ihn lange;
Und endlich war zum Lebensgange
Swend's erſter Blick zurück gefloh'n,
Und prägte, daß er haften bliebe,
Die Religion der Welt, die Liebe,
Mit Edda's Bild dem Herzen ein.

Der eignen Seele Wiederſchein
Hat er in ihr ſich aufgefunden,
Das Schöne, was ihm je entſchwunden,
Scheint nun vereinigt wieder ſein;
Und hell, durch ihre Flammenworte,
Erkannt' er bald des Himmels Pforte:
Erlöſend wird ihm, was ſie ſpricht.

Doch wie ſein Herz hervor nun bricht,
Sagt ſie, von Wehmuth unterbrochen:
„Ich ward dem Ritter Veit verſprochen,
Des Vaters Wünſche ſind mir Pflicht!“
Und nagend ſchlich durch düſtre Räume,
Ein öder Geiſt in ſeine Träume,
Ein Fremdling wankt' er ſcheu umher.

So ſucht er einſt gedankenſchwer
Um Mitternacht des Schloſſes Hallen,
Da hört er plötzlich Waffen ſchallen,
Und doch ſind rings die Thürme leer;
Durch Windesheulen eingeſungen,
Liegt alles Volk vom Schlaf bezwungen,
Und draußen klimmt's den Pfad empor.

Und Kriegsgeſchrei vernimmt ſein Ohr
Von Brüdern, die zur Rache kamen,
Der Wiederhall giebt ſeinen Namen,
Des Vaters Klage dringt hervor;
Und doch, er muß die Chriſten wecken,
Ihn überfällt, mit Laſt und Schrecken,
Ein ungeheurer Augenblick.

Der Liebe noch erſehntes Glück,
Läßt ihn nur in die Zukunft ſchauen,
Die Tage hinter ihm vergrauen,
Kein Jugendbild lockt ihn zurück;
So eilt, von ſeinem Ruf erſchaffen,
Der Chriſtenhaufe zu den Waffen,
Und Edda's Vater ſtürmt voran.

Ein heldenkräft'ger Streit begann,
Rings krachten Felſen, ziſchten Pfeile,
Und raffend, mit Gedankeneile,
Durchſchlang der Tod des Haders Bann;
Die angeflammten Kränze flogen,
Und gräßlich ſtrahlt aus Feuerwogen
Vom Schloß herab durchzuckte Glut.

Und mitten in des Streites Wuth
Fleht Swend, daß Gott den Vater ſchütze.
Da winkt den Ritter Veit zur Stütze
Graf Rodrich, der, bedeckt von Blut,
Sich kraftlos nach dem Schloſſe richtet;
Doch plötzlich ſieht er, wie vernichtet,
Daß in der Bruſt der Ton verhallt.

Denn um's Gemach der Tochter ballt
Der Rauch die wolkenhohen Maſſen;
Und grauſem Tode überlaſſen
Iſt Edda, zeigt ſich Gott nicht bald!
Kein Retter naht, ſelbſt Veit's Erbarmen
Erdrückt die Furcht mit ſchweren Armen,
Als Swend erſtarrt das Leid vernahm.

Und wie er's faßt, und wie er kam,
War kühn er auch im Dampf verſchwunden.
Der Vater achtet nicht der Wunden,
Ihn überwält'gen Schmerz und Gram.
Doch Swend verzögert immer länger!
Gewaltſam hebt ſich, bang und bänger,
Der Zweifel aus der Ahnung Schooß.

Des Vaters Angſt wächſt rieſengroß;
Da ſtört Geräuſch die Todesſchmerzen,
Sie kommt, ſie ruht an ſeinem Herzen,
Und reißt ihn von Verzweiflung los;
Sein Arm hielt zitternd ſie umſchloſſen,
Kein Laut erklang, nur Thränen floſſen,
Und prieſen Gottes Herrlichkeit.

Doch bald, wie ſich die Bruſt befreit,
Spricht Edda: „Als ich hülflos flehte,
Hab' ich, im brünſtigen Gebete,
Dem Retter ewig mich geweiht;
Dein bin ich, Swend, denn keinem Feigen
Giebt ſich ein deutſches Mädchen eigen.“
Und „Amen!“ war des Vaters Wort.

Da toßt der Heiden Schwur zum Ort:
Sie wollen nur dem Tode weichen!
Wild, über ihrer Brüder Leichen,
Treibt ſie Fürſt Ranulphs Jammer fort;
Und als der Fernen nächt'ge Schatten
Im frühen Dämmerlicht ermatten,
Sind ſie der letzten Mauer nah.

Als Swend die Noth der Chriſten ſah,
War er zur Mauer hingedrungen;
Und eben, ſiegreich aufgeſchwungen,
Stand auch ſein Vater ſtaunend da,
Bis ſchnell der erſte Strahl der Sonne
Gewißheit giebt der Himmelswonne:
Er lebt, den er gemordet glaubt!

Und innig läßt das greiſe Haupt
Er an die Bruſt des Sohnes ſinken;
Kein Herrſcher durfte Friede winken,
Die Kraft zum Hader war geraubt!
Jetzt, daß er feſt die Seelen kettet,
Erzählet Swend, wer ihn gerettet,
Und macht die Gnade Chriſti klar.

Bewundernd lauſcht die wilde Schaar,
Kein göttlich Wort ging hier verloren,
Die Heiden wählen, neugeboren,
Das Schlachtfeld ſich zum Hochaltar
Und brachten, in der heil'gen Stunde,
Bei **Swends** und **Edda's** Liebesbunde,
Sich ſelbſt dem einz'gen Gotte dar.

F. W. Gubitz.

17.

Eheſtreit.

Warum ſich Avar und ſein Weibchen ſo rauſen?
Sie will ſich verſchenken, er will ſie verkaufen.

Haug.

18.

Die Kriegsliſt.

Der Feldprediger Penſelmüller hatte nichts Erhebliches gegen ſich, als die Geſchwindigkeit ſeiner Füße während der letzten Schlacht, nach welcher er wegen verſpäteter Zurückkunft einen derben Verweis vom General bekam. Sein Spiegel ſtand auch mit ihm auf ſehr freundſchaftlichem Fuße, und ſagte ihm früh und ſpät, daß er ein Mann ſey, der wohl auf eine vornehmere Hand Anſpruch machen könne, als die von der Kammerjungfer, welche ihm zur Feldpredigerſtelle verholfen hatte. Joſephe, des Generals ſechszehnjährige Tochter, ſchien ihm obendrein ein lebendiger Beweis der Wahrhaftigkeit ſeines Spiegels. Denn wenn er von der Kammerjungfer kam und Joſephen begegnete, da, meinte er, ſprächen ihre dunkelblauen Augen ganz anders mit ihm, als die Augen der Generalstöchter ſonſt mit den Feldpredigern zu ſprechen pflegten. Wenn er bei dem Generale geſpeiſt hatte, und nachher Joſephen die Hand küßte, da glaubte er gar, einen Druck von ihrem zarten Händchen wahrzunehmen. Ja, neulich, als er eben vom General den erwähnten Verweis erhalten hatte, war das Fräulein ihm ſo betrübt vorgekommen, daß er der feſten Ueberzeugung lebte, der Makel, welchen ihm ſeine geſchwinden Füße zugezogen, werde ihm in ihrem Herzen keinen Schaden gethan haben. Er konnte ſich auch gar nicht enthalten, allen ſeinen Bekannten die Gunſt, welche ihm wiederfuhr, heimlich zu vertrauen, und mußte allezeit mitleidig lächeln, wenn ſie behaupteten, daß ſeine Eitelkeit dem ſchönen Fräulein Joſephe mit ſolchen Vermuthungen gewaltig Unrecht thue. Bloß der Kammerjungfer ſagte er nichts von ſeinen frohen Ausſichten; doch war es unmöglich, daß ihm das ſchlaue Tinchen dieſe nicht hätte anmerken ſollen. Auch mußte ja wohl etwas dahinter ſtecken, daß er gegen ſie jetzt immer ſo kalt war, wie der garſtige Laubfroſch, den er ihr am Geburtstage zum Präſent gemacht hatte. Dazu kam er nur wenig mehr in's Haus, ſo bald er erfuhr, daß Fräulein Joſephe für einige Zeit zu einer Freundin auf ein benachbartes Gut gereiſet war. Er entſchuldigte ſich flüchtig mit einem böſen Fuße, und es fruchtete auch gar nichts, als Tinchen ihm ſagte, in ſeiner Abweſenheit ſey noch ihre liebſte Geſellſchaft der lange Kammerdiener, gegen den Herr Penſelmüller ſonſt immer eine grimmige Eiferſucht gezeigt hatte.

Eines Abends zogen ihn ſeine Bekannten abermals mit ſeiner ſonderbaren Einbildung, wie ſie es nannten, auf, ſo daß er im Fortgehen noch ſpöttiſch ſagte: „Laßt's nur gut ſeyn! Ihr werdet noch Alle erſchreckliche Kratzfüße machen, wenn ich künftig einmal mit meiner Gemahlin vorbei fahre."

Auf dem Wege nach ſeiner Wohnung überlegte er ſich die Sache noch weiter, und es dünkte ihm durchaus nicht unwahrſcheinlich. Denn was den Stand anlangte, ſo meinte er, daß der geiſtliche mit jedem andern wenigſtens die Wage halten könne. Und die paar kleinen Falten um ſeinen Mund, wenn er lachte, die waren ja ſo wenig der Rede werth, als der lichtgewordene Fleck auf ſeinem Scheitel. Ein vernünftiges Mädchen mußte ſich, ſeines Bedünkens, darüber hinaus ſetzen; und daß Joſephe, bei kaum ſechszehn Jahren, ein ſo vernünftiges Mädchen war, das gab ihm der Augenſchein.

In dem Gedanken an dieſen glaubte er, ſich ruhig ſchlafen legen zu können.

Seinen Glauben ſtörte jedoch ein Brief, den er auf ſeinem Tiſche fand, ein Brief von — — Joſephen. Er wußte wirklich nicht, ob ſeine Augen recht hätten; auch tanzten die Buchſtaben ſo raſch auf dem Papiere herum, daß er das Blatt ein Paarmal leſen mußte, ehe er den Inhalt im Zuſammenhange heraus brachte, welcher alſo hieß:

„Sie werden vielleicht erſtaunen, daß meine ungeübte Hand ſich bis zu einem Briefe an Sie verſteigen kann; aber das Bedürfniß, Sie zu ſehen, das ich nun ſchon länger als eine Woche entbehre, ließ mir keine Ruhe mehr. Ich mußte nothwendig die Feder ergreifen. —

Und jetzt, da ich es gethan habe, jetzt fällt es mir wieder auf's Herz, daß ich für's erſte über einen gewiſſen Punkt in Richtigkeit kommen muß. Täuſche ich mich, oder iſt es wirklich eine beſondere Zuneigung zu mir, was ich in Ihrem Auge leſe?

Ihre Antwort wird entſcheiden, ob dieſe Zeilen meine letzten an Sie ſeyn ſollen, oder ob ein längerer Briefwechſel zwiſchen uns ſtatt finden kann. Da ich Sie nicht erſt auf die völlige Geheimhaltung meines unbeſonnenen Schrittes hinzuweiſen brauche: ſo füge ich nur noch hinzu, daß Sie dem Soldaten, welcher morgen früh um 8 Uhr bei

Ihnen verfragen wird, Ihre Antwort ſicher anvertrauen können.

Josephe von Maltha."

Es fehlte dem Feldprediger zu ſeiner Seligkeit jetzt nichts weiter, als mit dieſem Briefe allen ſeinen Bekannten höhniſch unter die Augen treten zu können. Aber ſo ſchwer ihm auch die Geheimhaltung der Sache werden mochte: ſo glaubte er dieſe doch ſeinen Verhältniſſen ſchuldig zu ſeyn, und er tröſtete ſich im Voraus mit der künftigen, deſto größeren Ueberraſchung und Beſchämung der Zweiſler an ſeinem Lebensglücke. Vor Wonne taumelnd, brachte er die ganze Nacht mit der Antwort zu, welche in vielen tauſend Worten nichts weiter enthielt, als die magre Nachricht, daß er Josephen liebe und ewig lieben werde.

Am Abende des folgenden Tages erſchien der behende Bote mit einem neuen Briefe, worin Josephe dem Feldprediger ihre Liebe ebenfalls, jedoch unter der Bedingung zuſicherte, daß er den Sonntag, wo er ohnfehlbar mit ihr zugleich bei ihrem Vater ſpeiſen werde, nicht das mindeſte von dem Einverſtändniſſe ſolle merken laſſen, weil der General in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtehe, und eine allmählige Einleitung der Sache, welche ſie allein übernehmen wolle, ihren gemeinſchaftlichen Zweck unſtreitig am beſten befördern werde.

Wie geſagt, wurde er auch wirklich zu dem General gebeten. Er traf grade mit dem Wagen an der Hausthür zuſammen, welcher Joſephen von dem Gute brachte. Des Fräuleins ganze Freundlichkeit gehörte dazu, das verlegene Weſen, das ſein Hin- und Hertrippeln verrieth, auch nur ein wenig zu zerſtreuen. Er hätte gar zu gern ſein Uebermaaß von Gefühl in einem einzigen Wörtchen zu erkennen gegeben; aber die ſpitzigen Blicke des verwünſchten Maulaffen von Bedienten ſtachen ihm auch den kleinſten Laut auf den Lippen entzwei. Und oben an der Treppe wartete vollends gar die Kammerjungfer, die bekanntlich einen Laubfroſch zum Pfande ſeiner Liebe aufzuweiſen hatte!

Sein Stuhl bei Tiſche ward ihm, ſo weich er auch war, zum glühenden Roſte. Denn er mußte mit anſehen, daß der General ſelbſt, Joſephens Nachbar, den ſtattlichen Huſarenmajor, ermunterte, ſeiner Geliebten einen Kuß zu geben. —

Es war noch ein Glück, daß es am Wein nicht gebrach, und er ſeine Pein durch dieſen ein wenig zu lindern vermochte. Aber auf der andern Seite war es auch ein Unglück. Denn im Garten, wo man nach Tiſche den Kaffee einnahm, da ſtießen die Gäſte lachend einander an, weil der Feldprediger, ergriffen vom Geiſte der Flaſche, in ein ſchwankendes Rohr verwandelt, Joſephen, welche nach Blumen umher ſuchte, auf Tritten und Schritten nachwankte. Der General hatte beſonders ſeine Freude daran, und ſchlich am Arme des Huſarenmajors hinter ihm her, um zu ſehen, was daraus werden würde. Und beim Eingange in eine Hecke fielen plötzlich, wie Blitz und Schlag, ein Kuß und eine Ohrfeige, der erſte vom Feldprediger auf Joſephens, die zweite von Joſephen auf des Feldpredigers Backen.

Der General hielt ſich beide Seiten vor Lachen, und die Kammerjungfer kicherte vom Kaffeetiſche ſo laut herüber, daß dem armen Geſchlagenen Hören und Sehen verging.

„Marſch, hinein, auf's Sofa, lieber Mann," rief der General — „und den Rauſch ausgeſchlafen!"

Doch der betäubte Herr Penſelmüller zog es vor, dieſes in ſeiner Wohnung zu thun, wohin er ſogleich gefahren wurde.

Ein Troſt in ſeiner Noth war ihm am andern Morgen folgender Brief:

> „Tauſendmal Vergebung, mein Theurer, wegen des geſtrigen Vorfalls. Ueberraſcht von Ihrer Unbeſonnenheit, welche leicht unſern ganzen Plan hätte hintertreiben können, ließ ſich mein Verdruß gar nicht halten. Sie können aber leicht denken, welche bittre Reue mich nach dieſer unglückſeligen Ohrfeige zerriſſen hat. — Zum Glück war mein Vater nicht eben böſe auf Sie, ja er verwies mir

ſogar meine Heftigkeit, und ſagte, daß ich ſeinem guten Weine, der aus Ihnen geſprochen, wohl etwas glimpflicher hätte begegnen können. Urtheilen Sie, was mich die entſetzliche Zurückhaltung meines Gefühls den ganzen langen, geſtrigen Tag gekoſtet hat. — Nein, guter Penſelmüller, lieber einander gar nicht ſehen, oder erſt dann, wenn der Vater auf unſer Verhältniß vorbereitet iſt. Bis dahin laſſen Sie uns unſre Empfindungen nur ſchriftlich austauſchen.

Morgen mit dem Früheſten gehe ich wieder auf's Gut, von dem mich mein Vater in einigen Tagen abholen wird. Herzliches Lebewohl.."

Der Feldprediger antwortete ſogleich mit dem Ueberbringer dieſes Briefes.

Die Ewigkeit von drei Tagen, in denen er keinen Beweis der Zärtlichkeit Joſephens erhielt, nahm am vierten Morgen zwar ein Ende, aber ein Ende mit Schrecken. Joſephe ſchrieb, ſie habe ihrem Vater, der ihr den Huſarenmajor zum Gatten vorgeſchlagen, ihre

Abneigung gegen dieſen zu erkennen gegeben, und darauf die abſcheulichſte Behandlung erfahren. Wie ſie den General kenne, dürfe ſie nun niemals auf ſeine Einwilligung in irgend eine andre Heirath hoffen. Jetzt werde es daher darauf ankommen, ob des Feldpredigers Liebe ſo ſtark ſey, wie die ihrige, und ob er ſich entſchließen könne, die zeitherigen Verhältniſſe gänzlich aufzugeben und mit ihr heimlich davon zu gehen. In Hinſicht des Einkommens könne ſie ihm weit mehr als hinlängliche Entſchädigung für die Gegenwart verſchaffen, da der größte Theil ihres Vermögens ihr auch auf den Fall gewiß bleibe, daß ihr Vater ſie mit Enterbung beſtrafe.

Anfangs erſchrak der Feldprediger über das Mißlingen ſeiner Hoffnung und des Fräuleins Vorſchlag. Allein es war ihm ſchon bekannt, daß Joſephe wirklich für ihre Perſon ein anſehnliches Vermögen ererbt hatte, und bald wurde er mit dem Gedanken, ſie zu entführen, völlig vertraut. Denn, meinte er, ſo auffallend es auch klinge, wenn es hieße, der Feldprediger **Penſelmüller** ſey mit des Generals Tochter davon gegangen, ſo wohlthätig ſey es auf der andern Seite, durch **Joſephens** Vermögen vom Predigen und allen mit ſeinem Stande verknüpften Unbequemlichkeiten los geſprochen zu werden. Bloß die Gefahr auf der Flucht, und der Gedanke, daß vielleicht gar Steckbriefe nachgeſendet würden, beunruhigte ihn. Allein **Joſephe**, gegen welche er ſich hierüber äußerte, wußte ihm alles ſo leicht und ſchön vorzumahlen, daß er auch dieſen Punkt für beſeitigt hielt.

Die Anſtalten zur förmlichen Entführung, welche das Fräulein kaum erwarten konnte, wurden getroffen. Der Feldprediger verſäumte nichts, um ſeinen nächſten Umgebungen den nöthigen Sand in die Augen zu ſtreuen. Er nahm auf acht Tage Urlaub zu einer Reiſe, in Familien-Angelegenheiten, ließ auch, ſo ſchmerzlich es ihm ankam, manches von ſeinen älteſten Kleidungsſtücken umher geſtreut liegen. Den vollgepackten Koffer hatte er mit der Poſt nach ſeiner Heimath voraus geſandt. Die Aufwärterin bat er, auf das Zurückgelaſſene ja ein wachſames Auge zu haben, und auf Schloß und Schlüſſel unabläſſig zu merken, auch für ſeinen lieben Gimpel ſo zu ſorgen, als ob ſie ihn ſelber vor ſich hätte.

Gleichwohl überfiel ihn an dem Abend, der zur Flucht feſtgeſetzt worden war, ein ſolches Fröſteln, daß er faſt den ganzen Plan aufgegeben hätte. Der Gedanke an die tauſend widrigen Zufälle, die ihm bis zu dem Gute begegnen könnten, nach welchem er, der Abrede gemäß, für's erſte mit Joſephen fahren wollte, faßte ihn beim Hinuntergehen der Treppe ſo unzart an, daß er ſchon im Begriff war, wieder umzukehren. Er überlegte jedoch, daß hierdurch übel nur ärger werden könne. Das Fräulein war in der Stadt. Sie hatte ihn um neun Uhr in der Nähe des Thors erwarten wollen. Wenn er ſie nun dort allein ließ und das lange Warten einer, unfehlbar ſehr verhüllten, Perſon der Wache verdächtig wurde? Wenn man ſie arretirte, und ſie, vom Schrecken übermannt, ein förmliches Geſtändniß ablegte?

Nein, das Werk war zu weit vorgerückt, als daß er zurück gekonnt hätte. Er eilte daher mit Zittern und Zagen ſeinem Schickſal entgegen.

Er fand die Geliebte ſchon an dem bezeichneten Orte. Sie gab ihm ſtillſchweigend den Arm, und half ſeinem wankenden Fuße und klopfenden Herzen durch die Thorwache, bis nach einem nahen Häuschen, wo ſie verabredeter Maßen in den Wagen ſteigen wollten.

Auf des Fräuleins dreimaliges Pochen öffnete eine Alte die verſchloſſene Hausthür, nickte freundlich und ging dem Paare mit ihrer Lampe voraus in ihre Putzſtube, welche von dem ſchwachen Schimmer eines Kreuzerlichtes nur gar ſpärlich erleuchtet wurde.

Der Wagen fehlte noch. Joſephe warf ſich auf das harte Kanapee. Die Angſt benahm dem Feldprediger alle Sprache. Auch das Fräulein ſchien ſie um alle Beſinnung gebracht zu haben. Denn als Herr Penſel-

müller, der ſchon aus purer Verlegenheit etwas thun mußte, ihr jetzt den erſten Kuß auf die Lippen drücken wollte, erhielt er einen Backenſtreich, wogegen der neulich im Garten für ein ſchmeichleriſches Streicheln gelten konnte.

„Mein Gott, warum das?“ rief er, der nun faſt zu glauben anfing, daß ein Kuß bei **Joſephen** allezeit mechaniſch auf ihre rechte Hand, und gar empfindlich für den Küſſenden wirke.

„Warum?“ wiederholte ſeine Geſellſchafterin, ihn faſſend und an das Licht ziehend.

Der Feldprediger flog erſtarrt einen Schritt rückwärts, und nicht ein einziges Wort wagte ſich vor den blitzenden Augen des Mädchens aus ſeinem weit offenen Munde heraus. Nicht Fräulein **Joſephen**, ſondern **Tinchen**, der Kammerjungfer, gehörte dieſe gellende Stimme, dieſes rollende Auge.

„Fragen Sie noch immer, warum?“ fing nun die glühende Rednerin an. „Pfui, Herr Feldprediger, das hätte ich nimmermehr gedacht, daß Sie ein ſolcher Zeiſig ſeyn ſollten!

Jetzt den Augenblick zurück zum General! Er ſoll es erfahren, zu was für ſaubern Dingen ſie ſeine Tochter verleitet hätten, wenn ich nicht zu rechter Zeit dahinter gekommen wäre. Ihre Briefe an Joſephen ſind in meiner Verwahrung, und nur, um Ihnen die Ausflucht zu benehmen, als ob die Reue noch vor Vollführung des allerliebſten Vorhabens gekommen ſey, nur darum habe ich mich zu dieſer Maskerade entſchloſſen. Ihren Laubfroſch gebe ich Ihnen zurück, ſo bald wir nach Hauſe kommen. Sie werden nun den ganzen Tag Zeit haben, dem häßlichen Schreihalſe Fliegen zu fangen. Denn Feldprediger, und Prediger überhaupt ſind Sie geweſen: das ſage ich Ihnen im Voraus. Ich mache mir ein Verdienſt daraus, Ihnen die Larve vom Geſichte zu ziehen. Kommen Sie!“ —

„Liebes Tinchen!“

„Ei, bleiben Sie mir drei Schritte vom Leibe mit Ihrer Liebe! Vor dem ganzen Corps ſollen Sie proſtituirt werden; ſo weit bringe ich's gewiß, damit ſich jeder ein Beiſpiel nehme.“

Tinchens Stimme verſtärkte ſich in der Hitze immer mehr. Der Feldprediger ſah ſchon im Geiſte das Volk zuſammen laufen. Er ſah den General mit funkelndem Auge vor ſich ſtehen. Er ſah, wie ihm vor der Fronte der Prieſterrock abgenommen wurde. Er fiel Tinchen, in ſeiner Verzweiflung, zu Füßen. Nur diesmal ſollte ſie ihm verzeihen. Es ſey freilich ein grober Fehltritt geweſen, aber er werde ihm auch zur ewigen Warnung dienen.

Als Tinchen noch immer nicht hören wollte, erwähnte er ſein früheres Verhältniß mit ihr, und flehte, daß ſie doch auf den alten Fuß mit ihm treten möchte.

„Nimmermehr. Damit ich mir wieder Vorwürfe machen könnte, wie heute! Wenn ich die damalige Zeit bedenke, und was ich gelaufen und gerennt bin, um Ihnen die Feldpredigerſtelle zu verſchaffen! Wenn ich bedenke, wie viel Gutes ich Ihnen da nachſagte! Und nun? — Ach, wenn ich nur an den einzigen

Mondſcheinabend denke, an dem Sie ſagten — — Nun, was ſagten Sie da? Aber wahrſcheinlich haben Sie das längſt vergeſſen; denn ſo was hört unſtreitig eine Jedwede von Ihnen."

„Nein, beſtes Tinchen, alles noch weiß ich, als wär' es heute geſchehen! Ach, es war eine ſchöne, feierliche Stunde, unter dem großen Birnbaume! Sie rechneten mir vor, was Sie alles heimlich zurück gelegt hätten."

„Heimlich, doch ehrlicher Weiſe erworben. Aber was thaten Sie?"

„Ich nahm Sie bei der Hand und ſagte: „Wie ſchön, wenn ich Feldprediger würde, und eine Hand wie dieſe, ſparſam und fleißig, am Altare in die meinige fiele!""

„Dazu ſahen Sie mich ſo redlich an, Herr Feldprediger!"

„Und Ihnen, liebſtes Tinchen, fielen die Thränen ſtromweis aus den Augen."

„Ihnen auch, als der Wind die große Birne herunter auf Ihre Naſe ſchüttelte. Ach, was bedauerte ich Sie da! Und es blieb nicht beim fruchtloſen Bedauren. Noch denſelben Abend lief ich wegen der Feldpredigerſtelle überall herum, und ſchon am folgenden Tage wurde ſie Ihnen zugeſagt.“ —

„Ja wohl, Tinchen, durch Ihre namenloſe Güte!“ —

„Und heute — wollten Sie mit Fräulein Joſephen durchgehen!“

Tinchen ſchleuderte hierauf ſeine Hand und ihn ſelber von ſich. Doch er ließ nicht nach, bis ſie Vergeben und Vergeſſen der unglückſeligen Unterbrechung ihres gemeinſchaftlichen Glücks — wie er es nannte — ihm zuſagte.

Bald kehrten ſie traulich, Arm in Arm, zurück, nachdem der Feldprediger darauf gedrungen hatte, daß ihre Hochzeit ſchon in den nächſten acht Tagen gefeiert werde. Joſephens Bekehrung und Belehrung übernahm Tinchen freiwillig. Sie rieth dem Feldprediger, als das Beſte an, nie, wenn er mit dem Fräulein zuſammen träfe, ein Wort über das nun aufgelöſte Verſtändniß fallen zu laſſen.

Herzlich froh, daß er noch ſo mit blauem Auge davon kam, ſchwelgte er ordentlich am Sonntage vor dem Spiegel in der Freude, Prieſterrock und Kragen, welche zum Glück nicht in den abgeſchickten Koffer waren, noch an ſeinem Leibe zu haben. Die Generalstochter vermied er, bis am Tage nach ſeiner ſtillen Hochzeit mit Tinchen. Da aber war es nicht länger möglich, weil der General das neue Paar zur Tafel gebeten hatte. Josephe benahm ſich indeſſen ſo unbefangen und vortrefflich, daß er faſt gar nicht in Verlegenheit gerieth, und daher Abends auch nicht umhin konnte, des Mädchens Schonung ſeiner jungen Frau anzupreiſen.

Grade an dem kurz darauf eintretenden Hochzeittage des Fräuleins und des Huſarenmajors erhielt er den beſten Aufſchluß über dieſe Faſſung, durch ein Billet, das die Schweſter des langen Kammerdieners an ihre Freundin Tinchen geſchrieben, und Tinchen auf dem Tiſche liegen gelaſſen hatte. Er verglich die Handſchrift mit einem Briefe von Josephen, und fand ſie in beiden vollkommen gleich. Der Argwohn, der augenblicklich in ihm aufſtieg, beſtätigte ſich. Joſephe hatte kein Wort von dem ganzen Briefwechſel gewußt. Um den Treuloſen zurück zu bringen, waren alle die Briefe, welche der eitle Feldprediger dem Fräulein zuſchrieb, von Tinchen ihrer Freundin in die Feder diktirt worden.

„Eine Kriegsliſt!“ rief Tinchen, laut auflachend, als der Feldprediger ſie dieſerhalb zur Rede ſetzte.

Uebrigens hat ſich ſeine Ehe bis jetzt in ganz erträglichem Zuſtande erhalten. Denn wenn ſie ja einmal anfängt, etwas wandelbar zu werden: ſo iſt der lange Kammerdiener ſtets bei der Hand, um eine gute Mittelsperſon abzugeben. Und wenn Herr Penſelmüller in trüben Tagen zuweilen dem niedlichen Pantoffel ſeiner Gattin den nöthigen Reſpekt verweigert: ſo darf ſie nur drohen, daß ſie ſeinen eigebildeten Triumph über Fräulein Joſephen allen ſeinen Bekannten mittheilen wolle, und gleich wird er ſo nachgiebig und zahm, daß ſie den Guten um ihren kleinen Finger wickeln könnte.

Fr. Laun.

19.

Die Gebote der Liebe.

Jeder Dame, die es wünſcht, in Ehrfurcht geweiht.

Erſtes Gebot.

„Du ſollſt nicht andre Götter ehren
Noch haben, neben mir!“
Die Göttin will es nicht verwehren,
Drum wend’ ich mich zu Dir!

Bemerkung. Der Dichter hatte, zur Strafe für einen Einfall, auf den Wunſch einer Dame, zwölf Epigramme gegen die Frauen liefern müſſen. Als man ſie ein wenig arg fand, begehrte man als Gegengewicht eine Zahl von Galanterien; und da nicht auszuweichen war: ſo that er bei gelegentlicher Aeußerung des Fräuleins v. W...: ihr wären die Gebote entfallen, das Verſprechen: dieſe dem Gedächtniſſe anzudeuten mit der Galanterie, doch behielt er ſich natürlich das ſechſte vor zu eigener Anwendung. So entſtand ihm dieſes Schild für die Epigramme.

Zweites.

Auf daß ich nicht unnützlich führe
Den Namen Gott: ſo ſtell' ich nur
Auf Deine *Reize* meine Schwüre;
Denn *Himmliſches* verlangt der Schwur!

Drittes.

Daß ich dies halten mag
Sprich täglich nur: „Du biſt geliebt!"
So lange Gott mir *Dich* dann giebt,
Iſt heilig jeder Tag!

Viertes.

Gern thu' ich alles, wie's hier heißt,
Und bin mit Luſt ein folgſam Kind;
Da Deine *Schönheit* und Dein *Geiſt*
Die *Eltern* meiner *Liebe* ſind.

Fünftes.

Es lehrt: daß man nicht tödten ſoll.
Drum wirf den Blick nicht Zornes voll!
Bedenk: daß man nicht tödten ſoll!

Sechstes.

Auch ſoll ich nicht die Ehe brechen!
Ich bin davon gerührt;
Doch will, wie ſich's gebührt,
Voraus ich nicht zu viel verſprechen.

Siebentes.

Ich weiß, daß Du die Wahrheit liebſt,
Drum will ich nichts verhehlen;
Sieh, was Du nicht im Guten giebſt,
Muß ich wahrhaftig ſtehlen!

Achtes.

Falſch Zeugniß nicht zu geben!
Drum ſag' ich ſtets zu Dir:
„In Liebe nur iſt Leben!"
O gieb' es, Holde, mir!

Neuntes.

Ich wüßte nicht, was vom Geſchick
Des Nächſten Haus mich wünſchen ließ,
Schaffſt Du mit ſeelenvollem Blick
Die Hütte mir zum Paradies!

Zehntes.

Was ſoll ich ſcheel zum Nachbar ſehen:
Dies iſt wohl hier der Sinn der Schrift;
Doch ach! wenn ihn Dein Auge trifft,
Muß dies Gebet ich übergehen!

Schluß.

Was ſagſt Du nun zu den Geboten allen?
O möchten ſie und ich Dir wohlgefallen,
Und dann der Dank nicht mit dem Wort' enthallen!

F. W. Gubitz.

20.

Der furchtbare, gerufene Gaſt.

Als ich durch der Kindheit Blumenauen
Leichten Fußes hüpfte, leichten Sinnes,
Da fragt ich: Was iſt doch der Schmerz?
So ein wenig doch möcht' ich ihn kennen!
Möcht' ihn als Spielgefährten mir nennen!
Immer nur luſtig, in guter Ruh,
Geht's heute, wie alle die vorigen Tage!
Zum Wechſel wär' doch ein wenig Klage
Recht hübſch! Ja, hätt' ich nur Urſach dazu!
Ein wenig möcht' ich den Schmerz wohl kennen!
Gukt er etwa zur Thür herein,
Wie der Ruprecht am Weihnachtsabend?
Mag ſich der kindiſchen Furcht erfreu'n?
Und entflieht, denn ſchnell war der Freude
Schein,

Die mit Lichtern erſcheinet, das Herz uns labend?
Oder will er geneckt und gerufen ſeyn?
„Zeig dich ein wenig doch, Schmerz!!“ —
Da kömmt er! da iſt er! doch — — nicht ein wenig!
Ach weh mir! er iſt ein gewaltiger König!
Allein und zerſtörend beherrſcht er das Herz!

Louiſe Brachmann.

21.

Appellation
an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleiſt.

Faſt alle öffentliche Blätter ſprechen jetzt über den Tod Heinrichs von Kleiſt und ſeiner Freundin Adolphine Nagel, und über die Art, wie H. Peguilhen, als Vollſtrecker ihres letzten Willens, ihren Tod in den Berliner Zeitungen angekündigt hat. Daß ein ernſtes, ſtrenges Gericht bei dieſer Gelegenheit von mehreren öffentlichen Stimmgebern ergeht, vorzüglich über Hn. Peguilhen's Anzeige, iſt recht und gut. Es muß öffentlich gemißbilligt werden, wenn über ein ſolches Ereigniß öffentlich in einem ſolchen Tone geſprochen wird, wie H. Peguilhen in jener Anzeige ſprach. — Aber ich glaube, daß auch die Richter auf dem Wege ſind, ihr Ziel zu überſpringen, und daß ſie endlich, nach Verhältniß, fehlen können, wie H. Peguilhen. Auch der gerechteſte Eifer kann ungerecht werden, wenn er nicht Maaß und Ziel erkennen will, und kann ſchaden, wo er mit dem redlichſten Willen nützen, oder doch Schaden verhüten will.

Möchte auch vor einem ſtrengen Gerichte Heinrich v. Kleiſt für einen Verbrecher erklärt werden: ſo wäre er darum noch nicht ein gemeiner, verächtlicher Verbrecher. Und wenn er auch dieſer wäre: ſo hat er ja ſchon dafür gebüßt, indem er es beging! ſo iſt er ja todt! Spott mit dem Leichnam eines Menſchen zu treiben — und läg' er auch auf einem Rabenſteine — iſt immer eine Rohheit, welche den beſſern Theil der Zuſchauer beleidigen muß. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, weſſen Hände allein im Stande ſind, einen abgeſchlagenen Kopf etwan mit einem Schnurbart zu bemahlen, oder ähnlichen

Muthwillen zu treiben? Stehen aber, verhältnißmäßig, nicht hiermit faſt in gleichem Range die Berichte, welche jene Kataſtrophe recht abſichtlich zur platteſten Gemeinheit herunter ziehen? Man richte, man verdamme ſo ſtreng, als die That es verdient! Aber man ſpotte nicht! Spott iſt eine Unſtändigkeit, wo nur dem heiligſten Ernſt eine Stimme gebührt.

Ich will das de mortuis nil nisi bene in dieſem Falle nicht über die Gebühr geltend machen; aber es iſt doch einer der ächt-menſchlichſten Denkſprüche, den man wenigſtens in keinem Falle ganz umkehren und auf den Kopf ſtellen ſollte.

Heinrich v. Kleiſt iſt mir, von mehr als einer Seite her, als Menſch gerühmt worden. Ich ſelbſt habe ihn nicht gekannt, und bin auch in keiner Art von Verbindung mit ihm geweſen. Doch ich weiß, daß ihn Viele, auch ſehr beſonnene, achtungswerthe Menſchen, geachtet und geliebt haben. Er verdient alſo gewiß nicht, wie ein Verächtlicher behandelt zu werden, wenn er auch am Ende eine ſehr ſtrafbare Verirrung beging. Möge von dieſer Niemand eine empfindſame, romanhafte Anſicht nehmen, damit das Gift, das in derſelben liegt, nicht weiter wirke! Aber möchte man auch nicht unbedingt den Stab über ihm brechen, wenn man ihn über ſeine That nicht verhören kann! Um ganz gerecht und verſtändig über ihn urtheilen zu können, müßte man vollkommen vertraut ſeyn mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, allen ſeinen Schickſalen und Verhältniſſen, und mit den äußeren Veranlaſſungen zu ſeiner ſchaudervollen That. Möchte doch einer ſeiner Freunde — (nur H. Peguilhen wohl nicht!) — etwas Befriedigendes in einem ruhigen, verſtändigen Tone, und ohne dem Urtheil der Leſer vorgreifen zu wollen, über ihn in allen dieſen Beziehungen bekannt machen! Könnten wir ihn ganz und gar durchſchauen: ſo würden vielleicht auch ſeine ſtrengſten Richter, indem ſie ſeine That verabſcheuten, ihn ſelbſt nur für einen verirrten Unglücklichen erklären müſſen, der auch in ſeinem tiefſten Falle noch eine ächt-menſchliche Theilnahme in Anſpruch nähme. — Daß ſeine Todesgefährtin eine ſehr Unglückliche, und auf eine Art unglücklich geweſen iſt, wo die hoffnungsloſe Verzweiflung leicht zu einem unſeligen Entſchluſſe verleiten, wenn auch denſelben nicht rechtfertigen kann, iſt keinem Zweifel mehr unterworfen. Es muß ein ungeheures Gefühl ſie aus der Welt getrieben haben, in der ſie nicht allein einen Gatten, ſondern auch einen alten Vater und ein Kind zurück ließ! Was ſie vor ihrem Tode noch von irdiſcher Glückſeligkeit und Nicht-betrauren ihres Todes ſchrieb, könnte vielleicht weniger aus Ueberſpannung, als aus dem Beſtreben, ihre Zurückgelaſſenen über ihre eigene ſchmerzliche Empfindung gutmüthig zu täuſchen, gefloſſen ſeyn. Und müßte man über die beiden Todten das Urtheil ſprechen, ſie wären in einem Zuſtande von Wahnſinn aus der Welt gegangen: ſollte man auch dann nicht ein ſtilles Mitleid an die Stelle des lauten Spottes treten laſſen?

Wenn aber Heinrich v. Kleiſt, auch als Menſch, ſeine Bahn auf eine ſtrafbare

Weiſe beſchloß: iſt es gerecht, hievon Gelegenheit zu nehmen, ihn auch als Dichter und Schriftſteller büßen zu laſſen? Wer kann es erweiſen, daß ſein poetiſcher Glaube ſeine letzte unſelige That hat motiviren helfen? Wer kann behaupten, daß er, unter den nämlichen übrigen Verhältniſſen, nicht den nämlichen unſeligen Schritt gethan haben würde, wenn er nicht einer beſtimmten poetiſchen Sekte angehört hätte? Sind denn nicht Menſchen genug auf eine ähnliche Weiſe aus der Welt gegangen, die von unſrer ſogenannten neuen Schule und von allem romantiſch-poetiſchen Myſticismus ſo wenig wußten, als wir Alle von den poetiſchen Schulen im Monde oder im Uranus?

Und mag Heinrich v. Kleiſt einer Schule angehört haben, welcher er will; und mag man noch ſo gerechten Grund haben, gegen dieſe Schule im Allgemeinen, und vorzüglich gegen eine Menge von aberwitzigen Bekennern derſelben, zu Felde zu ziehen: kann man billiger Weiſe hievon einen Grund hernehmen, dieſen Kleiſt, faſt im Angeſicht ſeines Leichnams, wie einen verächtlichen Tollhäusler zu behandeln, an dem nichts weiter verloren iſt?

Sind wir denn ſo überreich an ausgezeichneten, ächt-poetiſchen Köpfen, daß wir in ſo wegwerfendem Tone davon ſprechen dürfen, wenn in dieſem Theile unſrer Literatur einer, wie Heinrich v. Kleiſt, uns auf die unglücklichſte Weiſe verloren geht? Iſt es nicht eine Verſündigung an dieſem Todten, ihm nachzuſagen, daß er „einen den Deutſchen heiligen Namen mit großer Unehre“ geführt habe? Läßt ſich ihm nichts Beſſeres nachſagen; als daß vernünftige Leute in ſeinen poetiſchen Produkten „beynahe nichts als Symptome der entſchiedenſten Querköpfigkeit wahrnahmen?“

Ich habe von Heinrich v. Kleiſt noch nichts geleſen, als (auf Veranlaſſung einer Anzeige in der Zeitung für die elegante Welt) ſein Käthchen von Heilbronn; und dies iſt mir genug geweſen, in ihm zwar nicht einen ſchon ganz gereiſten, wohl aber einen herrlichen, ächt-dichteriſchen Geiſt zu erkennen. Ich bin weit davon entfernt, dem Urtheil jener Anzeige beizutreten, welche dieſes Werk als ein meiſterhaftes, wie aus einem Guß hervorgegangenes preiſt. Vielmehr möcht' ich demſelben, als einen Haupttadel, nachſagen, daß ihm die harmoniſche Geſtaltung der einzelnen Theile zu einem ſchönen Kunſt-Ganzen in einem ſehr fühlbaren Grade fehlt, daß der Verfaſſer zu auffallend und abſichtlich ſhakeſpeariſirt, und über das, was er könnte und ſollte, noch nicht mit ſich einig und im Klaren iſt. Aber auch, wo er ſich verirrt, erſcheint er nicht gemein und verächtlich; und mehr als eine Partie ſeines Werks beurkundet ein ausgezeichnetes Talent, das mit Muth und Glück dem Preiſe der Meiſterſchaft entgegen ringt, und das ſelbſt der Sänger des Frühlings, wenn er noch unter uns lebte, mit Freudigkeit anerkannt haben würde, wenn er es auch in einer künſtleriſchen Verirrung geſehen hätte. — Habe die Kritik an dem Ganzen des Käthchens von Heilbronn und an der *Anlage* und *Ausführung einzelner Theile* noch ſo viel einzuwenden: ſo iſt doch kaum daran zu verkennen, daß der Verfaſſer deſſelben, bei künftiger, reiferer künſtleriſcher Beſonnenheit, unſre Literatur mit Meiſterwerken würde haben beſchenken können, wie uns von den vielen Nachtretern Schillers noch Keiner eins aufgewieſen hat. Ein ſolcher Kopf konnte ſich, auf kürzere oder längere Zeit, *verirren*; aber es war von ihm auch ein früheres oder ſpäteres *Zurechtfinden* zu erwarten; und wenn ihm dieſes jetzt auch, durch ein unerwartetes Abtreten von ſeiner Bahn, unmöglich geworden iſt: ſo berechtigen ſeine poetiſchen Verirrungen doch Niemanden, ihn wie einen verächtlichen Sudler und gemeinen Tollhäusler zu behandeln; und es iſt eine unverdiente Schändung ſeines Namens und künſtleriſchen Strebens, mit dem Urtheil über ihn die Aeußerung in Verbindung zu ſetzen, daß „unſere Literatur ein verpeſteter Sumpf ſey, der beinahe nichts als Baſilisken ausbrüte.“

Doch geſetzt auch, daß dieſe Aeußerung, ſo wie ähnliche andere, hier an ihrer Stelle wären: ſo frage ich: was kann die geſammte deutſche Nation für die Verkehrtheit eines Haufens von Schriftſtellern, die ſich gar nicht einmal rühmen können, die ſiegende Partei in Deutſchland zu ſeyn? Heißt es nicht das Ziel ungeheuer überſpringen, wenn man um ihrentwillen eine ganze Nation öffentlich anklagt, ihr Bettelſtolz vorwirft, und ſie, im Gegenſatz anderer Nationen, unwürdig herabſetzt? Kein Deutſcher ſollte doch die deutſche Nation verdammen, wenn er auch einzelne Deutſche noch ſo hart anzuklagen hätte! Die deutſche Nation darf nicht hochmüthig thun; aber das edle Selbſtgefühl ſollte man ihr doch nicht rauben wollen, daß, wo ſie, im Vergleich mit andern Nationen, auf der einen Seite im Schatten ſteht, dafür auf der andern Seite in einem deſto ſchöneren Lichte erſcheint, und daß ſie, wie irgend eine andere Nation, ihren eigenthümlichen Fehlern auch eigenthümliche Tugenden entgegen zu ſtellen hat. — Wenn ein H. Peguilhen und einer ſeines Gleichen, dem er nicht feſtſitzt, auch einmal den Kopf verliert: ſo hat ihn deswegen die deutſche Nation nicht verloren. Der allgemeine Tadel, den er erregt hat, beweiſt das ja offenbar. Auch denke ich, H. Peguilhen — wenn ihn auch alle Selbſtmörder zum Vollſtrecker ihres letzten Willens ernennen ſollten — wird keine ſolche Anzeige wieder in eine Zeitung einrücken laſſen. Schwerlich hat er gewußt, was er ſchrieb, als er jene Anzeige ſchrieb, und hoffentlich hat er ſie längſt ſelbſt gemißbilligt, nachdem der Schwindel vorüber gegangen iſt, in welchen ihn ein Blitz, der dicht neben ihm niederflog, verſetzt hatte.

Dieſes und alles Obige beherzige, mit ruhiger Beſonnenheit, jeder Kläger und Richter in dieſer ganzen Angelegenheit, und vorzüglich der Verfaſſer des Aufſatzes in No. 310 des Morgenblattes, mit der Ueberſchrift: Deſfentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland. Hoffentlich wird er mich nicht mißverſtehen bei meinem Widerſpruch gegen ſeine Aeußerungen. Wenn ich nicht ſehr irre: ſo iſt er ein Mann, der es wohl weiß, daß ich ihn aufrichtig achte und ehre, und daß ich mit ihm in ſeinem gerechten Eifer gegen die Thorheit der Zeit vollkommen einverſtanden bin. Um ſo unverdächtiger muß ihm, wenigſtens in Hinſicht auf die Quelle, aus der er komme, mein Widerſpruch erſcheinen, wo ich glaube, daß ſein Eifer ihn zu weit getrieben hat.

A. G. Eberhard.

22.

Liebe und Freundſchaft.

Blühen wird der Liebe Roſe immer,
Glänzen wie der Sonne Licht.
Sanft erquickend iſt, wie Mondesſchimmer,
Freundſchaft, dein Vergißmeinnicht.

Bramigk.

Nöthige Vorſicht.

(Aus dem Engliſchen.)

„Es töne, zu dem Gläſerklang,
„Ihr Freunde, froher Rundgeſang! — —
„Doch nein! — Kein Freudenlied ſoll noch
„bei Nacht erklingen:
„Der Morgen möchte ſonſt die Freudentaxe
„bringen.“

Bramigk.

23.

Ehrenſäule

für den Verfaſſer des Rhinoceros.

Schon vor geraumer Zeit iſt ein ſeynſollendes Spottgedicht auf Tiedge'ns Urania erſchienen, von dem eigentlich gar keine Notiz genommen werden ſollte, da es viel zu unbedeutend hiezu iſt. Allein ganz neuerlichſt erſchien im liter. und artiſt. Anzeiger zum Freimüthigen für 1811 No. XI. folgende Buchhändleranzeige davon:

> Rhinoceros, ein komiſch-didaktiſches Gedicht in einem Geſange. Gegenſtück zu Tiedge's Urania.

Man vernimmt in demſelben, aus dem eigenen Munde des Herrn Tiedge, eine ganz artige und feine Erzählung von den wunderſeltſamen

Schickſalen und Abentheuern ſeiner ſelbſt eigenen Naſe, nach deren endlichen Verbrennung ihm eine andre große neue Naſe anſchießt, die mit einem ſtarken Nieſer einen unumſtößlichen Beweis für das Daſeyn Gottes aus ſich ſelbſt hervornieſ't, dahin lautend:

Es iſt ein Gott und iſt auch keiner.

Diejenigen, welche ſich gern Gott ſo vorſtellen, wie ſie ſelbſt ſind, ihre eigene, gemeine Individualität an die Stelle deſſelben ſetzen, und aus ihm durchaus einen idealiſirten Menſchen machen wollen, werden aus dem angezeigten Gedicht unter Lachen und Scherzen bemerken können, in welcher ſchrecklichen Abgötterei und in welchem groben Aberglauben ſie befangen ſind.

Tiedge wird dieſe Anzeige ſchwerlich leſen und ſich ihretwegen alſo auch nicht einmal mit dem kleinſten Achſelzucken in Unkoſten zu ſetzen brauchen. Seiner Urania, die ſich bereits in den Händen von Tauſenden befindet, und die ſelbſt ihr beſter Schild gegen die ſtumpfen Pfeile des Neides und Aberwitzes iſt, wird jenes Produkt in den Augen keines Vernünftigen Abbruch thun. Aber jene unwürdige Anzeige könnte manchem Freunde und Verehrer Tiedge'ns und ſeiner Urania wehe thun, und

Mancher dürfte wohl gar meinen, daß auf dieſem Rhinoceros ein tapferer, poetiſcher Ritter ſitze, deſſen Witz wenigſtens die Lacher auf ſeine Seite bekommen könnte, wie etwa Knigge mit ſeinem Hoſenmacher, Mahlmann mit ſeinem Herodes, Göthe mit ſeinen Muſen und Grazien in der Mark, und Schlegel mit ſeinem Wettgeſang im Athenäum. Um dieſer falſchen Meinung vorzubauen, und um zu beweiſen, daß hier nur eine ſehr gemeine Poeſelei ihren Thron aufgeſchlagen hat, und daß der Reiter auf dieſem Rhinoceros nur ein ſchmutziger, ungelenkiger Affe iſt, welcher durch einfältige Pürzelbäume und Bocksſprünge den Flug des Hyppogryphen höchſt langweilig parodirt, mögen hier einige Proben ſeiner Kunſt ausgeſtellt ſeyn.

Das Ganze läuft darauf hinaus, daß der Verfaſſer durch einen Schnupfen „zugleich mit dem Riechen, auch den Glauben an ſein Riechorgan — die Naſe — verliert." Von allen Seiten wird er aber — ſeines Unglaubens ungeachtet — darauf geſtoßen, daß er doch eine

Naſe habe. Sein Glaube daran wird aber nicht eher wieder hergeſtellt, als bis er endlich derb nieſen muß, worauf er dann ſich auf ſeine Naſe mehr als vorher zu Gute thut.

So armſelig dieſe Erfindung iſt: ſo hätte ein wirklich witziger Kopf, der mit richtigem Takt Maaß und Ziel zu halten und ſich auch mit Leichtigkeit beim Reimen zu benehmen verſtanden hätte, wohl etwas daraus machen können, das wenigſtens einen Theil des Publikums zu ergötzen im Stande geweſen wäre. Aber dieſem Rhinoceros-Ritter fehlt es bei weitem zu ſehr an glücklichem Talent hiezu. Hätte er die wenigen, leidlichen Einfälle, die ſich in ſeinem Machwerk befinden, auf einige wenige Seiten concentrirt: ſo würde er wenigſtens die Genugthuung gehabt haben, daß vielleicht ein paar hundert Menſchen ſeine Bemühung mit einem wirklichen Leſen ſeines Produkts belohnt hätten. Wie es aber jetzt da ſteht, glaube ich kaum, daß es zehn Menſchen geben wird (ihn ſelbſt, den Cenſor, Setzer und Corrector mit eingerechnet), welche gedankenloſe

Geduld genug haben ſollten, es ganz zu leſen. Mir wenigſtens iſt es nicht möglich geweſen. Denn der Verfaſſer wäſſert ſeinen armſeligen Stoff bis zu 2109, ſchreibe Zweitauſend einhundert und neun, größtentheils höchſt holprigen Verſen aus!!! Und faſt auf jeder Seite iſt Naſe und Naſe, zum allerlangweiligſten Spaße, gereimt und ungereimt zuſammen geſtellt! Wer kann das aushalten?

Doch die Proben werden die beſte Kritik ſeyn. Seite 51:

Griff ich etwa nach einem Glaſe,
Gleich hieß es: „Freundchen, nur gemach!
Holla! begießt Euch nicht die Naſe!
Der Spiritus iſt ſtark, er ſteigt Euch in die Naſe —"
Entfuhr ein Seufzer mir, ein ganz zufällig Ach!
„Was habt Ihr? Ihr hängt ja die Naſe! —"
Wollt' ich mich etwas frei und keck
Wo unter kluge Leute miſchen:
„Man laſſe ſich (hieß es) erſt ſeine Naſe wiſchen! —"
„Verzeiht, ich nahm's Euch vor der Naſe weg,
Im eigentlichen Sinn recht vor der Naſe —"
Ein andermal hieß es bei Tiſch:
„Dies Stückchen Braten oder Fiſch,

Nicht wahr, das ſticht Euch in die Naſe?“ —
Neugierig bin ich etwas, kümmert' ich
Manchmal um andrer Leute Händel mich:
„Steckt doch in jeden Quark nicht Eure Naſe!“ —

An einer andern Stelle kömmt noch einmal die Sauberkeit vor:

Jezt will ich Euch die Naſe wiſchen!

und Seite 121. heißt es gar:

Man ſteckt die Naſ' in allen Dreck,
Da bleibt denn freilich oft was in der Naſe ſtecken,
Das giebt auf dem Papier leicht ſchwarze Flecken,
Und eh man ſich's verſucht, wird's ein Geſang,
Ein lang Gedicht von einer langen Naſe —

So treffend in dieſer Stelle auch der Verfaſſer ſein Werk charakteriſirt: ſo iſt doch wohl erſt Seite 143. der Witz aufs höchſte geſteigert:

Kurzum, der liebe Gott, ich ſag's ihm frank und frei,
Er muß uns Alles auf die Naſe binden;
Und ich geb' ihm mein Wort, er wird dabei
Gewiß auch ſeine Rechnung finden;
Man nimmt zum Dank ſich nun auch ſeiner an —
Weil er, wie weltbekannt, nicht ſelber ſchreiben kann —
In trefflichen Theodiceen —

Nur Schade, daß er gar nichts lieſt!
Würd' manchmal mit Verwund'rung ſehen,
Wie excellent geſcheidt er iſt!

Daß der H. Verfaſſer ſoſt ſelbſt fühlt, „wie excellent geſcheidt er iſt,“ leuchtet aus folgender Stelle hervor, Seite 141:

Seh' ich ſo meine Verſe an,
Mir fängt bisweilen ſelbſt der Kopf faſt an zu ſchwanken,

Ach, wenn er ihm auch vor Schreck ganz abſiele: ſo wäre wohl nicht viel daran verloren.

Von des Verfaſſers Verskunſt nur noch ein paar Proben:

Nicht wahr, dies Argument, das hāt Haăr' auf den Zähnen?
Sie ſchwebt ſo zwiſchen Himm'l und Erden;
So ein' Natur, die iſt doch ziemlich lang und breit,

Das heißt doch, ſeinen innern Beruf zu dem Unternehmen, die Urania lächerlich zu machen, vollſtändig beurkunden!

Um die Parodie bis an's Ende durchzuführen, hat der Verfaſſer auch Anmerkungen hinzugefügt. Wie ſich da der Witz in Proſa ergießt, kann man aus folgendem erſehen, Seite 160:

> V. 52. Lorbern. Im Deutſchen iſt noch ein verdammter Doppelſinn in dem Worte. Wie bekannt, nennt man die Excremente des Schafes auch ſo. Wie ſoll man nun gleich in jedem Falle wiſſen, welche Art Lorbern gemeint iſt?

Heiliger Apollo! Haſt du kein Meſſer mehr, dieſen Marſyas zu ſchinden? Er ſelbſt hat den Muth bloß, ſich zu proſtituiren, aber nicht, an ſich oder ſeinem Werke zu thun, was Recht wäre. Denn S. 165. läßt er ſich alſo vernehmen:

> V. 934. Der Herkules verbrannte ſich ſelbſt mit Haut und Haar, auf dem Berge Mons glaub' ich, was in der That eine erſtaunliche Selbſtüberwindung vorausſetzt, da es unſer Einem z. B. ſchon ſchwer ankommt, nur ein ſchlechtes Gedicht zu verbrennen, was man ſelber gemacht hat.

Leider! leider! liegt der Beweis hievon vor Augen! Nur das Eine iſt dem Verfaſſer nachzurühmen, daß er ſich nicht genannt hat, als welches doch von einigem Schaamgefühl zeigt.

Seite 163. ſagt er:

V. 504. Nieſewurz. Wurde in alten Zeiten häufig gegen Verſtandesmängel gebraucht.

Schlüge dies Mittel noch jetzt an: wie ungleich beſſer hätte der Verleger gethan, ſein Geld lieber auf eine hinreichende Portion Nieſewurz für den Verfaſſer und Conſorten, ſtatt auf den Verlag dieſes Machwerks und eine ſo unwürdige Anzeige deſſelben, wie die oben erwähnte iſt, zu verwenden!

— A. G. Eberhard.

Anhang.

Ueber Saſſafras.

Leſt vom Doctor Saſſafras,
Dem Romantiſch-Blinden,
Der euch Wunder ohne Maaß
Wähnte zu verkünden,
Gaſſenhauer, dummen Spaß
Und ein Deo gratias
Ob Verſtandesſünden! —
Hier verſucht ein Marſyas,
Den Apoll zu ſchinden.

Haug.

24.

Ein merkwürdiges Aktenſtück für die Geſchichte unſerer Literatur.

So eben wird folgende gedruckte Ankündigung verbreitet, die man füglich für einen Nachtrag zu den Ideen für Bücherfabrikanten unter No. 7. anſehen kann, und die daher in der Vorausſetzung, daß man ſie mit der gehörigen Andacht leſen werde, hier in buchſtäblicher Treue mitgetheilt wird.

„Zeitſchrift für Poeſie, herausgegeben von D. G. A. F. Goldmann und D. B. H. Freudenfeld.

Seit das innere Leben der Poeſie aus langem Dunkel ſich in großen Muſtern herrlich wieder entfaltete, und wie die Sonne neues poetiſches Leden aufblühen ließ, hat man erkannt, daß ſie ſey das alte angeſtammte Erbgut der Völker, das heilige Eigenthum jedes Gemüths, die Tochter der Religion. Und wenn dieſes erſt von einem Volke, das noch Religion hat, erkannt iſt, muß es die Poeſie, den reinſten Ausfluß des religiöſen Gemüths, hoch halten als einen köſtlichen Balſam gegen mannigfache Wunden, als die himmliſche Harmonie, in welcher die Seele aus den ſchneidenden Mißtönen der irdiſchen Verwirrung ſich erhebt zum Genuß alles Höchſten und Heiligſten.

So iſt es unter dem deutſchen Volke, und wird immer mehr ſo werden, weil das höhere Leben, einmal geweckt, immer weiter zieht durch die Menge, und lebendig macht; und die irreligiöſe Thorheit derer, welche ſprechen, das goldne Zeitalter der Poeſie ſey ſchon dahin, und alle Erquickung für uns liege in der Vergangenheit, wird zu Schanden werden, denn wie Andacht ſich an Andacht entzündet, ſo flammt der heilige Gottesfunken immer weiter und höher.

Darum ſollen nicht ſchweigen, die ihn im Buſen fühlen, ſondern die Glut ausſchlagen laſſen in die Flamme des Geſanges, damit ſie immer weiter ergreife das Volk und die Zeit.

Das Wenige möge einführen und ſchirmen die Zeitſchrift für Poeſie, die wir bereiten.

Wir ſind zu tief durchdrungen von dem göttlichen Leben der Kunſt, als daß wir übermüthig uns verſündigen könnten an ſeinem Heiligthum, und ſprechen, wir wollten es ſelbſt und ganz geben, ſtatt einzelner Klänge und Strahlen aus ſeiner unendlichen Fülle.

Wir wollen nur niederlegen in der Zeit, was im Gemüth des Einzelnen lebt und hervortritt als Kunſtwerk, und wiederum die Bilder poetiſcher Kunſtwerke, wie das Gemüth ſie zurückſtrahlt.

Die Geſtalten und Töne des höheren Lebens erwachen und ſteigen auf, die Geſtalten ſuchen das empfangende Auge, die Töne das vernehmende Ohr; aber entgegengeſetzt empfängt der Blick die Geſtalten und ſpiegelt ſie nach, das Ohr die Töne und hallt ſie weiter.

Dem gemäß iſt doppelt unſer Streben: wir wollen bringen

1) Poeſieen jeder Art.
2) Abhandlungen über die verſchiedenen Offenbarungen der Poeſie überhaupt, und in beſonderen vorhandenen Kunſtwerken aller Zeit.

Dem Zweck unſrer Zeitſchrift iſt es gemäß, daß auch andere durch ſie einwirken können auf den Kreis, der ihr zu Theil werden möchte, und wir laden deshalb, außer den ſchon mitverbundenen Freunden, die Gleichgeſinnten zur Theilnahme ein.“

Kann es eine treffendere Perſiflage der Narrheit geben, die jetzt hier und da in

Hinſicht auf Religion und Poeſie getrieben wird, als dieſe Ankündigung? Man kann ihr nachrühmen, daß ſie ſich vollkommen ſelbſt ausſpricht, von den erſten Zeilen an, wo „das innere Leben der Poeſie — neues poetiſches Leben aufblühen läßt,“ bis zu den verſprochenen „Abhandlungen über die verſchiedenen Offenbarungen der Poeſie“ und zu der Auffoderung der Gleichgeſinnten am Schluſſe. Wenn die Herren Goldmann und Freudenfeld mit gleichem Glück im verſiflirenden Tone nur ein paar Hefte zu Tage fördern könnten: ſo würden ſie dem verſtändigern Theile des Publikums ein herrliches Feſt bereiten. Um den Spaß vollſtändig zu machen, müßten ſie ſich für Doktoren der Medicin ausgeben, und zum Beleg ein paar Parthieen aus der Anatomie in einen Cyclus von andächtigen Sonetten bringen, auf daß die Welt endlich einmal wieder Arzt, Dichter und Prieſter in einem und dem nämlichen Subjekte vereinigt ſehe, als welches H. Prof. Schelver in ſeiner

Zeitſchrift für organiſche Phyſik ſchon längſt gewünſcht hat.

A. G. Eberhard.

Anhang.

Lächerliche Creationen.

Karfunkel, ein halbverrückter Student,
Hat ſich zum deutſchen Apoll erkoren;
Auf ſeinem Stuhl, den er Pindus nennt,
Erklärt er große Geiſter für Thoren,
Und gibt den Thoren ein Geiſtespatent.

Haug.

25.

Silbenräthſel.

1.

Oft treibt man boshaft hier und dort
Mit meinem Erſten manches Spiel,
Indem mein Zweites ſich zum Ziel
Des Witzes nimmt ein kleines Wort.
Das Ganze neckt ſo eben dich.
Du ſinnſt doch nicht darüber noch?
Greif noch ſo falſch: ſo greifſt du doch
Ein Erſtes ſicherlich.

2.

Das Erſte brechen viele Leute
Weit lieber als ein Bein;
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Luſt, bald Aerger ein;
Das Ganze ſoll, zum Scherz, auch heute,
Hiemit getrieben ſeyn.

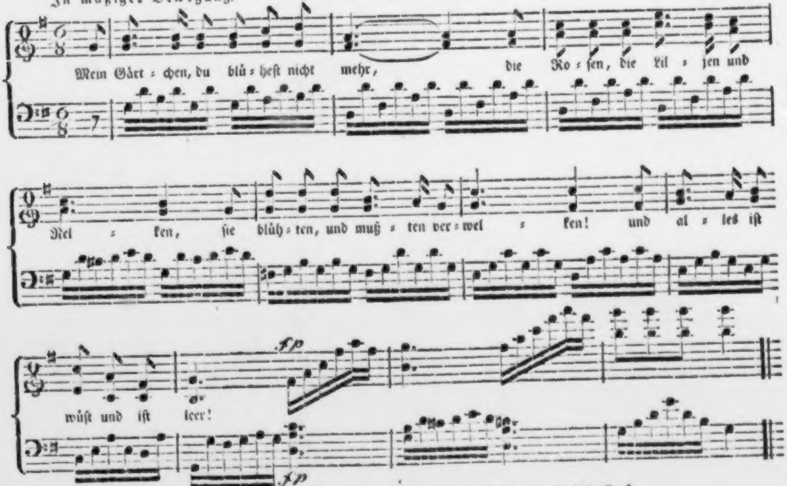
A. G. E.

Auflöſung des Räthſels Seite 120. — Kreuz.

Angelika's Herbſtliedchen.

In mäßiger Bewegung.

A. Harder.


Mein Gärt - chen, du blü - heſt nicht mehr, die Ro - ſen, die Lil - jen und
Nel - ken, ſie blüh - ten, und muß - ten ver - wel - ken! und al - les iſt
wüſt und iſt leer!
fp
fp

Die Sonne, als wäre ſie blind,
Mag kaum durch den Himmel noch ſchauen,
Und über den Flächen und Auen
Jagt hinter den Blättern der Wind.

Das Laub iſt vom Nachtigallneſt
Gefallen im ſtürmiſchen Wetter;
Ich werde nicht fallen, ihr Blätter,
An Mütterchen halt' ich mich feſt.

C. A. Tiedge.

26.

Der Abſchied.

Hell reitet in den erſten Ritterwaffen,
Am Abend ſeiner erſtgefocht'nen Schlacht,
Ein junger Kämpfer durch den grünen Wald.
Da leuchtet's ihm entgegen von der Erden!
„Daß Gott, wie goldig und wie groß!
Ach, wenn es nur nicht Vaters Schildrand iſt!" –
Er ſpringt vom Roſſe, fleugt hinzu —
Im hohen Graſe liegt der alte Held,
Sein goldnes Schild weit über ſich gedeckt,
Und Blut quillt vor aus vielen edlen Wunden.
Der Jüngling ſeufzt, erhebt das Schildesdach,
Und ſucht des Helmes Band zu löſen.
Da wacht der Alt' aus tiefer Ohnmacht auf,
Und ſpricht:
„Wer wagt an mein Gewaffen ſich? Laß ab,

Du Wandersmann! Dies iſt geweihter Schatz.“ –
„Ach, Vater, ſeht doch nur, ich bin's!
Wollt' Euch erleichtern von der rieſ'gen Wucht.“ –
„Laß liegen, Kind, laß liegen! S'iſt mein Denkmal,
Wie ich in Ehren fiel.
Wenn ich verſchieden bin, nimm Dir den Helm,
Den goldnen Schild, und auch dies gute Schwerdt.
So lang' ich aber lebe,
Darf ich's nicht laſſen. — Unſer iſt der Sieg?“
„Ja, Vater!“ — „Gott ſey Dank!
Wen er lieb hat, ruft er an ſolchem Tage.
Haſt jetzt in den Geſchwadern was zu thun?“ —
„Nein Vater!“ — „Wohl; da ſey mir zu Gefallen,
Und ſinge mir — der Wald iſt grün und friſch
Und abendſonnig, wie als ich zuerſt
Im grünen Laubſaal Deine Mutter fand,
Die liebe, ſel'ge Mutter — ſinge mir
Das Lied, das ſie ſo gern zu ſingen pflag,
Vom lieben Himmel und des Angers Schafen.“
Der Jüngling trocknet ſtill ſein feuchtes Aug'
Und hebt einfältiglich die Weiſe an:

„Im Maien,
Im grünen Wald im Freien,
Da iſt der Schäflein Haus;
Thut eines mit dem andern
So recht verträglich wandern,
Gehn friedlich ein und aus.
Im Himmel
Weitab vom Weltgewimmel,
Da iſt der Englein Haus.
Da hört man Liedesweiſen,
Die Gottes Liebe preiſen,
Da iſt all' Streiten aus."
„Ja, ja im Himmel!"
So unterbricht der alte Held ſein Kind.
Doch hier auf Erden ficht ſich's noch recht munter.
Hörſt? Auf dem linken Flügel?
Der Feind hat ſich geſetzt.
Friſch auf Dein Roß und hau' mir herzhaft drein!
Leb' wohl! Ich will die Mutter von Dir grüßen." —
Der junge Degen küßt ihn, ſpringt in Sattel.
Da ruft der Alt' ihm noch vorſorglich nach
Mit letzter Kraft:

„Brauch ſcharf den linken Schenkel, wenn Du einhauſt!
Vorhin ging Dir der Scheck' ja beinah durch.
Ich kenn' ihn wohl. Man darf das nicht verſäumen.“
Dann birgt er ſein erbleichend Angeſicht
In's Gras, empfiehlt ſich Gott und allen Heil'gen,
Und murmelt, leiſe ſingend:
„Da iſt all' Streiten aus.“
Und frohbeflügelt ſchwebt der tapfre Geiſt
Zu ſeinen frommen Heldenahnen,
Und zu den alten Kaiſern hoch im Himmel.
Der Jüngling läßt den Helmſturz niederfallen
Vor das bethränte Angeſicht,
Spornt an ſein freudig Roß, braucht ſcharf den Schenkel,
Schärfer das Schwerdt, und bricht des Feindes Reih'n.

F. v. Fouqué.

27.

Vierzig Jahre.

Briefe von Schlebhorſt an Braune.

Als ich in der neuen Welt ankam — ich war aus der alten weggelaufen, weil — weil — ich ein zu warmes Herz hatte — und einen zu warmen Kopf — kurz, es war eine fatale Mädchengeſchichte — ſo empfing mich ein Engländer, dem ich aus meinem Nachen mit offnen Armen entgegen ſprang, mit dem Schlage ſeines Ruders quer über den Kopf, und ſagte dabei: „Willkommen, Landsmann!“ Ich war meinem Landsmann vor Freude in ſeine Fiſchernetze gefahren. Als ich in Hamburg, nach zwanzig Jahren, vor vierzehn Tagen wieder an's Land ſtieg, fiel mir das Willkommen des

Landsmanns wieder ein; und da ich im Wagen ſaß, und, vor Ungeduld hieher zu kommen, mit den Füßen arbeitete, worüber mein Neger gewaltig lachte, rief ich: „Wer weiß, welch ein Willkommen mir das Geſchick von zwanzig Jahren in meiner Vaterſtadt giebt!“ und ſo ſtieg ich im Thore aus, und ließ meinen Adam — ſo heißt mein Schwarzer — beim Wagen.

Ich hatte meine Freude, da ich am Thor noch die alte Obſthändlerin meiner Jugend wieder ſah. Ich warf ihr ein Goldſtück zu, und lief, wie ein verfolgter Dieb, weiter. Der Thurm ſtand noch; ich zog vor Freuden meinen Hut gegen ihn, dann huſch! um ihn weg, und ich ſtand vor meinem väterlichen Hauſe.

Alle Welt, Braune, mit welchen behutſamen, leiſen Schritten und bedenklichem Kopfnicken ſtieg ich die Stufen hinan, zog das Glöcklein, und paf! da ſtand ich nun vor einem hübſchen Mädchen von ſiebenzehn Jahren, das Niemand anders als meiner Schweſter Tochter ſeyn konnte.

Da übermannte mich's. Ich zog das Mädchen an meine Bruſt, ich nannte ſie tauſendmal: „Nichtchen! mein Kind! meine geliebte Tochter! Lebt Deine Mutter noch? Wie heißt Du? Lebt Dein Vater, mein Schwager noch? Haſt Du noch Brüder? Sieh, mich doch an! Kennſt Du Deinen Oheim **Ludwig** nicht?"

Das alles ſtieß ich faſt mit weinender Stimme hervor. „Oheim?" fragte das Mädchen verwundert — „Oheim?" Kurz, **Braune**, wie es um und um kam, war das Mädchen nicht meine Nichte; aber ein theures, liebes Weſen, das mich, troz meines Irrthums, troz meines Anzugs — denn mein Kopf war von der heiligen Heimath ſo voll, daß ich ganz vergeſſen hatte, meine weite Schifferkleidung abzulegen — ins Zimmer nöthigte, ſich freundlich zu mir auf das Sofa pflanzte, und mir freundlich verſicherte, ſie würde ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ſie meine Nichte wäre.

Das war ein freundlicheres Willkommen, Braune! Da ich von ihr erfahren hatte, daß meine Schweſter und Schwager noch lebten, vier geſunde Kinder hatten und ſo weiter, da mußte ich ihr erzählen von meinen Seefahrten, von den Wilden, von Stürmen, Schiffbrüchen und Menſchenfreſſern, und ſie ſchaute mit den hellen, blauen Aeuglein, die ich Dir nicht glänzend genug beſchreiben kann, mir die Worte von den Lippen, hatte für jeden gefährlichen Augenblick ein Ach! ein theilnehmendes Oh! oder gar einen tröſtenden Händedruck.

Kurz und gut, Braune, mir fiel eben ein, wie Othello ſeine Deſdemona gewinnt, und zum Henker! ein häßlicher Mohr bin ich doch nicht; ein wenig braun gebrannt von der Sonne, das iſt alles! Und ſo will ich Dir friſch hintereinander wegſagen, daß ich in meinem vierzigſten Jahre noch ein zwanzigjähriges Herz hatte.

Während ſie mir in der Küche eine Erfriſchung beſorgte — ich ſah mit ſehnſuchtsvollen Blicken dieſer ſchönen, ſchlanken Figur nach —

trat ich vor den großen Spiegel, und ſuchte meine vierzig Jahre, und hielt mir eine kleine Ermahnungsrede, die ich gedruckt leſen möchte; denn meine Wärme fiel faſt bis auf Null. Aber auf dem Tiſche vor dem Spiegel ſtand ein kleiner Schuh von rothem Atlas, und der trieb die Wärme wieder hoch in die Höh. Kurz, nachdem ich den Schuh tief unter das Sofa geſchoben hatte, lachte ich über mich ſelbſt, und ich nahm nun meine Pfeife, die ich vorher ausgeſchlagen hatte, und erzählte ruhig weiter.

Aber, Braune, die Kleine, die ich Dir nun einmal nicht ſchön, nicht angenehm genug beſchreiben kann, erzählte mir dagegen, daß ſie dem Zufall für nichts mehr danken könnte, als für meinen Beſuch. Sie bat mich mit einem Ernſt, der gewiß unverſtellt war, ich möchte ihr den vertraulichen Namen Nichte laſſen. (Warum nicht Tochter? Braune, warum nicht? Ich hatte ſie eben ſo oft Tochter genannt, als Nichte.)

Da ich denn endlich ging — es war ſpät Abends — mußte ich ihr verſprechen, ihr Oheim zu bleiben.

„Das will ich,“ rief ich hervorplatzend — „und wohl noch mehr!“ Sie erröthete, ich erröthete; aber wir gingen freundlich aus einander.

Ich ging wieder zu meinem Adam. Wir blieben vor dem Thore in einem Gaſthofe die Nacht. Ich ſaß da, und überſann mein Geſchick, das, wie es ſcheint, mir auf einmal alles erſetzen will, was es mir ehemals nahm. Aber Braune, ich beſah mich noch einmal, rechnete noch einmal mein Alter und ihre ſiebenzehn Jahre, und rief: „Ich ſetze mein Taſchenbuch gegen einen Thaler, es ſteckt etwas dahinter!“

Ich ließ den Wirth kommen. Er kannte Mamſel Alborn recht gut. Sie war die Krone der Mädchen an Schönheit, an Züchtigkeit. Sie war reich. Die edelſten Männer hatten ſich um ihre Hand beworben; aber das Mädchen — aufgepaßt, liebſter Braune! — ſagte der Wirth zu den drei Mohren, ein verſtändiger Mann — wäre vernünftig genug, ſich nicht dem erſten leichtſinnigen Gefühle, und dem erſten jungen Menſchen hinzugeben. Ihre Mutter, die ſie ſehr liebte, hätte Unglück gehabt in der Ehe. Die Tochter ſuchte nur Zufriedenheit in den Armen eines redlichen Mannes.

Hätte ich doch faſt den Wirth umarmt, als er mir das ſagte! Ich pfiff meine luſtigſten Liedchen, und mein Adam konnte ſich weder in mein Kopfſtützen, noch in meine Luſtigkeit finden.

Am andern Morgen, das heißt heute, kleidete ich mich — ich will es geſtehen — ſo jugendlich wie möglich, ſteckte ein Etui mit reichem Schmuck auf allen Fall in die eine Taſche, in die Andere ein Käſtchen mit Perlen von Seilon, nahm Hut und Stock, und —

„Teufel!“ rief ich auf einmal — „vierzig Jahre und ſiebenzehn! Es ſteckt etwas dahinter!“

Ich ließ den Wirth noch einmal kommen, hob wieder an, und er antwortete lächelnd:

„Ich kann Ihnen die freudige Nachricht geben, daß Sie die Mamſel Alborn in einer Viertelſtunde ſehen können; denn alle Morgen geht ſie hier vorüber nach ihrem Garten.

Sie kam wirklich, und ich? ich, den Wirth überzwerg anſehend, weil der Kerl lachte, ging ihr dennoch nach.

Sie war im Morgenkleide, ein wenig hoch aufgeſchürzt des Thaues wegen. Sieh, Braune, jeder Schritt ihres kleinen Füßchens trat einen Theil meiner Vorſicht nieder, jede Bewegung ihres Arms, ihrer Hand riß ein Bollwerk meines Herzens ein. Ich wurde hinter ihr ſo poetiſch, daß ich anfing, Verſe zu machen; und nun alles vergeſſend, fiel ich in meine üble Gewohnheit, wenn ich vergnügt bin, und fing an laut zu pfeifen.

Sie ſah ſich um, und ich ſchämte mich nicht wenig. „Ach, liebſter Oheim!“ rief ſie, mir ſogleich die Hand bietend — „welch ein glücklicher Zufall!“ Sie hing ſich in meinen Arm; ſie war ſo heiter, ſo ſchön, wie der Morgen, der uns umgab. Sie bat mich, ſie auf ihren

Garten zu begleiten. Hier war's nun, Braune, glaube mir, ſo war's, als wollte die Kleine einen Blick in mein Herz thun, ehe ſie ſich weiter einlaſſen wollte. Sieh, und ſo hielt ich es für das beſte, ihr mein Leben zu erzählen, und ihr am wenigſten zu verſchweigen, daß ich ſchon geliebt hätte; denn ſie hatte mit einer Art vom Vorwurfe ſich gewundert, daß ich nicht verheirathet wäre.

„Ich habe geliebt, Nichtchen,“ ſagte ich — „und Sie werden ſehen, mit welcher Treue! Ich liebte eine Mamſel Gärtner“ — bei dieſem Namen ſtürzten auf einmal alle Jugendempfindungen wieder über mein Herz. — Ich mußte aufſtehen, um meinem Herzen durch ein paar Schritte wieder Freiheit zu gewinnen.

Sie bat mich weiter zu erzählen. Ich erzählte ihr, daß ich geliebt wurde, wie kein Mann. Aber der Geliebten harter Vater riß ſie aus meinen Armen, ſchleppte ſie an den Altar. Schmerz und Liebe brachen ihr treues Herz, und ich floh auf die erſte Nachricht ihres

Todes nach Amerika, entſchloſſen, das Land nicht wieder zu ſehen, wo ihr Grab war.“

Ich hatte meine Erzählung geendigt, und ſchlug die trüben Blicke zu Boden. Auf einmal ſagte ſie, und Thränen fielen wie Perlen aus den blauen Augen: „Mich dünkt, Ihre Geliebte, Oheimchen, war treuer als Sie.“

Ich erröthete; denn ſchien es nicht ein Vorwurf meiner Neigung zu ſeyn, die ſie gewiß gemerkt hatte?

„Zwanzig Jahre war ich treu!“ ſagte ich ſeufzend, und fühlte, daß ich jetzt die Treue gebrochen hatte, die ich Sophien lobte.

„O!“ rief ſie mit einer Art von Begeiſterung, meine Hand in ihren beiden drückend — „zwanzig Jahre? O das Geſchick iſt Ihnen den Lohn der Treue ſchuldig, und müßten auch Wunder darum geſchehen! Ich bin zu gerührt; gönnen Sie mir eine Minute Erhohlung!“

Sieh, Braune, das ſagte ſie. Sprich, bin ich ein Thor, troz meiner vierzig Jahre?

Der Morgen war dahin; ſie ging nach Hauſe, nachdem ſie mir geſagt hatte, ſie wäre jeden Morgen auf ihrem Garten zu finden, und ſie bat mich mit dem Vertrauen einer Tochter oder einer — — Braut, ſie lieber auf dem Garten zu ſehen, als in ihrem Hauſe. Was ſagſt Du dazu?

Jetzt ſchreibe ich Dir das, und — ſteckt nichts dahinter, was mir doch zuweilen noch einfällt: ſo hat die Liebe mich hier willkommen geheißen, mit der ſchönſten Freude des Lebens. Lebe wohl!

Antwort.

Freund! Vierzig Jahre und ſiebenzehn! ein ganzes Menſchenalter iſt der Unterſchied. Nimm Dich in Acht! Es ſteckt etwas dahinter! Dein Adam, der den Brief brachte, ſagte: „Der Herr geht, reitet, kleidet ſich, treibt es, wie ein achtzehnjähriger Menſch, und er flattert vor dem Winde, wie eine Freudenflagge, bunt und glänzend. Kann das gut ſeyn, was Dich zu einem windigen Pflaſtertreter macht?

Nimm Dich in Acht! Die Eigenliebe iſt ein närriſch Ding.

Von Schlebhorſt an Braune.

Mein Adam iſt ein Fraz, Braune, der ſeit der langen Schiffsreiſe ſich an den Pech- und Theergeruch gewöhnt hat, obgleich die ehrliche Seele gerade nicht gelogen hat. Aber, lieber Braune, ſo weit ich die Augen öffnen kann, öffne ich ſie, und ſehe nichts Unrechtes. Meinſt Du denn, mein guter Freund, ich kann keinen Finken von der Nachtigall unterſcheiden?

Des Wirths Ausſage hat ſich in meiner Schweſter Hauſe beſtätigt; das Mädchen iſt ein Edelgeſtein, die ſchönſte Blüthe des Lebens; und wenn die Hand der Liebe einen Blumenkranz für mein Leben daraus machen will, was gehts Dich an?

In meiner Schweſter Hauſe ſtehts ſo, ſo! Mein älteſter Neffe, ein braver Junge, ſah aus wie ein Apriltag mit Ungewitter und Son-

nen-

nenſchein. Sieh, nun kann ich nichts weniger auf der Welt leiden, als dieſes leidige Aufpaſſen, dieſe luſtige Bitterkeit, dieſes Gift in freundliche Blicke, dieſe Dolche in lächelnde Worte gewickelt.

„Was giebt's, Kinder?“ fragte ich, und zog meines Schwagers Hand in ſeines Sohnes Hand — „Was giebts?“ Ich ſchlug ſo lange auf Beider Herzen mit liebender Inbrunſt los, bis ſie weich waren. Da hat denn der Vater dem Sohne ein Mädchen zur Frau vorgeſchlagen, freilich — denn mein Schwager iſt ein braver Mann — freilich alſo mit der Bedingung, wenn der Sohn ein Herz für das Mädchen hat. Der Sohn erklärt denn ſeine Abneigung.

„Warum?“ frägt der Vater. Eine dumme Frage; denn man weiß nicht, warum man liebt oder nicht. Der Sohn iſt ſtumm, mißtrauiſch, ſtatt ſich an ſeines Vaters Hals zu werfen. In dieſen Dünger legt der Teufel ſeinen Giftbaum, und der grünt, blüht und trägt reichliche Frucht.

Pah, ich nehme den Vater allein! Das Mädchen hat hunderttauſend Thaler, iſt die Nichte des Miniſters, und eine weitläuftige Verwandtin, ich weiß nicht, welches Fürſten.

„Und dabei eine Vogelſcheuche?“ frage ich.

„Nein, ſchön wie ein Engel!“ Das läugnet der Neffe nicht.

„Bruder,“ ſage ich — „dachten wir ſo in der Jugend, wie Du jetzt? Wer heißt Dich Herzen zwingen?“

„Auch will ich das nicht; aber ich ſchließe aus Karls Kälte, er hat eine Verbindung geſchloſſen, der er ſich ſchämt, mit einer Bürgerlichen.“

Pah, da fuhr ich auf, wie die Henne mit geſpreiztem Gefieder, ihre Jungen zu ſchützen. „Dachten wir ſo in der Jugend? War's nicht mein Unglück, daß Andere ſo dachten? He?“

Das läugnet er nicht; aber er kann doch nicht anders, er hat ſein Wort gegeben, und ſo weiter.

Ich gehe zum Sohn. Der fällt um meinen Hals, geſteht, daß er heimlich liebt.

„Liebſt?“ rief ich — „und wußteſt, wie Dein Vater dachte?“

„Und eine Bürgerliche.“

„Geh zum Henker mit Deiner Liebe!“

Aber mein Neffe erzählt mir, wie ein Zufall ihn zu dem Mädchen geführt, weiter, immer weiter geführt, wie er ſeine Liebe erſt gemerkt, da ſie ſchon eine raſende Leidenſchaft geworden, wie der Gedanke, ſich von ihr zu trennen, ihm wie der Tod vorkomme, wie er in einer Stunde der Begeiſterung ihr ſein Wort gegeben, und ſo weiter.

Ich nickte treuherzig mit dem Kopfe; denn ich ging alle Morgen auf den Garten zu Amalien, ſo heißt ſie, und — ſieh, wenn ich nicht mit meiner Stirn jetzt die Sterne berühre: ſo — doch davon nachher.

Ich frage meinen Neffen, wer das Mädchen iſt. Pah, er hat ſein Wort gegeben, ſie niemals in ſeinem Leben zu nennen!

„Ohne Namen? eine Prinzeſſin ohne Namen? Höre Neffe, Karl, das gefällt mir nicht!“ Aber zu einer weitern Erklärung war er nicht zu bringen. „Ich kenne meinen Vater," ſagte er. — Ich mußte ihn fahren laſſen; denn kennen müſſen wir die Prinzeſſin doch.

Alſo nun ich! Sieh, Braune, Dein einfältiges Billet, das ich fluchend in einen Winkel warf, wirkte doch wie langſames Gift nach. Das Wort, windiger Pflaſtertreter! ärgerte mich bis in die Seele, und um deſto mehr, weil ich am Ende merkte, es war nicht ganz unwahr; denn ſieh, Braune, ich ließ mir jeden Morgen eine Stunde lang mein ſchlichtes Haar in Locken legen; ich arbeitete fleißig daran, meinen ernſthaften, weitbeinigten Schiffergang abzulegen, und dagegen den hüpfenden Gang eines Spatzen anzunehmen. Kurz, ich ſchüttelte über mich ſelbſt den Kopf.

Ich rechnete wieder ſiebenzehn von vierzig ein halb, und der Erfolg war, ich war gegen des Mädchens Liebkoſungen und gegen den Heuchler in meiner eigenen Bruſt auf meiner Hut.

Aber trotz dem ging ich alle Morgen zu ihr auf den Garten, und alle Morgen empfing mich die Freundſchaft mindeſtens, das Vertrauen, ein frohes Lächeln, das der Liebe ſo ähnlich ſah, wie ein Thautropfen dem andern. Sie ſpielte, und ſang mir vor, und las mir, und die Liebe drang zugleich durch Auge, Ohr und alle Pforten in meine Seele.

Sieh, *Braune*, wenn ich hinter ihrem Stuhle ſtand, und die reizenden Finger ſah, die runden, weißen Arme, den Nacken von Marmor, und die Töne hörte, die wie Pfeile der Liebe in meiner Seele auf und ab flogen, und ſie dann das ſchmachtende blaue Auge nach mir umwendete: der Sturm in meiner Bruſt war ärger als einer im Chineſiſchen Meere.

Aber doch hielt ich mich, und halte mich ritterlich gegen dieſen tauſendarmigen Rieſen von Verlangen, Sehnſucht und Liebe, der mich zu ihren Füßen reißen will. Ich ſeufze manchmal, daß ihre Harfen- und Clavierſaiten erklingen; aber ich halte mich.

Nun aber in aller Welt, ich ſende dir das durch *Adam*; denn heucheln will ich mit Dir nicht, ſonſt hätte ich Jemand anders geſchickt —

aber ſag mir, wenn das alles nicht eine Art von Liebe iſt, was iſt's denn?

Antwort.

Eine Art von Liebe iſt's freilich, nur nicht die rechte. Was hat denn das Mädchen, wenn ſie die Züchtigkeit ſelbſt iſt, mit Dir hinter dem Rücken ihrer Familie allein zu kramen? Antwort! Potz über den Blinden! Dein Adam ſchlägt über Dich die Hände zuſammen; ich thue es auch! Es ſteckt etwas dahinter!

Von Schlehhorſt an Braune.

O zum Henker! Ich zog meinen alten Oberrock an, und ging, als rückte ich gegen den Feind, zu ihr in den Garten. „Ach, Oheimchen, heute kommen Sie ſehr ſpät! Ich fürchtete ſchon, Sie würden gar nicht kommen.“ Das war ihr freundlicher Empfang.

„Hm! hm!“ brummte ich. — „Ja! ja! Aber hören Sie doch, liebes Nichtchen! Warum ſpielen wir denn eigentlich Verſtecken? Warum ſoll ich Ihre Mutter nicht kennen lernen?“

Sieh, da glaubte ich, ſie gefaßt zu haben; denn ſie wurde roth wie eine Betonie; aber auf einmal reichte ſie mir die Hand mit einem ſo freundlichen Zutrauen, mit einer ſo herzlichen Freimüthigkeit, daß ich ſie ſchon jetzt für unſchuldig erklärte. „O liebſter Oheim, das Göttlichſte im Leben iſt, an eines Menſchen Tugend zu glauben,“ ſagte ſie zärtlich. — „O ich bitte Sie, an dieſe Bruſt voll Unſchuld, an mein Herz zu glauben, und nichts zu fragen. Wollen Sie das?“

„Ja, liebes Mädchen,“ rief ich — „ich will! Und wenn die Wahrheit ſelbſt gegen Sie zeugte, ich will!“

„Laſſen Sie,“ ſetzte ſie freundlich hinzu — „die ſüße Frucht reif werden, bis ſie von ſelbſt in unſern Schooß fällt. Ich möchte gern, wenn auch auf einem ſeltenen Wege, glücklich werden; auch“ — hier ſah ihr Auge mich bedeutend an — „und auch glücklich machen; aber das alles muß aus der heiligen Hand der Natur kommen. O Oheim, haben Sie Zutrauen!“

Das hatte ich, das verſprach ich; und nun laß ich den Nachen von ihrer Hand leiten. Ich ſehe aus dieſen dunkeln Worten wohl, was ſie will, worauf ſie hofft. In einem Herzen, wie das ihre, will die Liebe erſt Vertrauen werden, dann Freundſchaft, dann — was ſie kann, und ich bin glücklich! bin ich nicht? Ich ſoll die Frucht der Liebe reif werden laſſen, bis ſie von ſelbſt in meinen Schooß fällt. Sie will glücklich werden, und glücklich machen. — Verſtehſt Du es nun? Ha! ſo leb wohl, und trink auf das Glück Deines vierzigjährigen Freundes!

Schlebdorſt an Braune.

Horch auf, mein Freund! Horch auf!

Sie foderte mein Vertrauen; ich foderte das ihre. Ich mußte; denn die Frucht konnte ja morgen ſchon im Sonnenſchein der Liebe reif werden, meinen Schwager auf allen Fall vorbereiten.

Ich ſagte ihm alſo, daß ich liebte. Er fiel zärtlich und glückwünſchend an meine Bruſt.

„Eine Bürgerliche.“ Er ſtutzte ein wenig. „Ich fühle, Bruder, Du giebſt Karln ein böſes Beiſpiel.“

„Bringt Karl Dir ſo ein Mädchen, als ich: ſo“ — Er lächelte, drückte meine Hand, und fragte: „Wer iſt ſie?“

„Das iſt ein Geheimniß. Aber kennen lernen ſollſt Du meine künftige Frau vorher. Ich bringe ſie Dir nach.“ Mein Bruder ging nämlich in den Ferien auf ſein Gut.

Das hatte ich verſprochen. Mein Bruder war fort, und ich ging auf den Garten, um ſie zu bitten, mich zu begleiten. Ich zweifelte ſelbſt an ihrem Ja. „Hören Sie, liebes Malchen, Sie haben Ihr Geheimniß, ich meines auch. Ich traue Ihnen. Sie müſſen mir auch trauen. Ich wollte ſie gern mit der Familie meines Bruders bekannt machen. Sie fuhr zurück, erſt erröthend, dann erblaſſend.

„Gott," ſagte ſie verwirrt — „Sie wüßten alſo —"

„Ich weiß nichts; aber ich habe mein Plänchen auch; und Gott gebe, daß es mit Ihrem zuſammenpaßt!"

Auf einmal war ſie heiter, fröhlich ſogar. Sie verſprach ſogleich, meinen Wunſch zu erfüllen.

„Aber unter einem fremden Namen, Malchen!"

„Wahrhaftig? Oheim, Sie führen mich doch nicht an?"

„Iſt das Ihr Vertrauen, Malchen?"

„Ich fahre mit Ihnen, Oheim. Und führen Sie in die Hölle, mit Ihnen fahre ich."

Braune! ich pfiff wie eine Nachtigall bei den Worten.

Am andern Morgen hohle ich ſie in meinem Londener Wagen, mit vier Mohrenköpfen beſpannt, — und das Haar war ein Tituskopf — da haſt Du die närriſche Wirthſchaft — von dem Garten ab, und am Abend war ſie unter dem Namen Fräulein Braune in meiner

Familie eingeführt. Mein Schwager hatte mir ſein Wort gegeben, zu ſchweigen.

Was ich vorausgeſehen hatte, geſchah. Sie hatte in vier und zwanzig Stunden die Herzen meiner ganzen Familie gewonnen, ſo gewonnen, daß mein Bruder ſogar vergaß, daß ſie nicht von Adel war. Sie ging unter den Titel meiner Mündel.

Mein Schwager ſchwor nun aber, ſein Sohn ſollte ſeine Verbindung mit mir auf einen Tag feiern, und er bekam Befehl, auf das Gut zu kommen.

Er kam, der arme Teufel! Und mein Schwager, ſo ſehr ich auch zuredete, befahl mit dem ganzen unerbittlichen Ernſte des Vaters dem Sohn, das Mädchen zu heirathen, das er ihm beſtimmt hatte.

„Nein!“ ſagte der Sohn feſt und kalt — „nein, mein Vater! Ich habe mich recht ernſthaft geprüft, wie viel ich für unſere Liebe zu thun ſchuldig bin.“

„Und wie viel hat denn der Sohn herausgebracht?“ fragte der Vater bitter.

„Sehr viel, mein Vater, ſehr viel!“ Der Sohn fand, daß er ſchuldig ſey, dem Vater jede Leidenſchaft, auch die den Sohn beglücken würde, aufzuopfern; und das Opfer iſt der Sohn dem Vater bereit zu bringen. „Nur das Mädchen, daß Sie mir beſtimmt hatten, kann ich nicht nehmen; denn ich müßte ſie haſſen: ſo verwahrloſet iſt ihr Herz. Und das kann der Vater nicht gebieten. Mein Glück will ich opfern; aber nicht das beſſere Gefühl der Ehre und der Tugend.“

„Du würdeſt daſſelbe ſagen, wenn ich Dir einen Engel zuführte.“

„Nein, mein Vater! nein! Ich liebe, ja ich liebe ein theures Mädchen. Dieſes Mädchen hat mir den Muth gegeben, hat mir befohlen, meine und ihre Hoffnungen des Glücks für den Frieden meiner Familie aufzuopfern. Sie ſollen Ihren Sohn und ſeine Geliebte ehren lernen, mein Vater!“

Das rührte mich, ach, wie ſehr! Denn dem jungen Menſchen ſtanden Thränen in den Augen.

„Worte!“ rief der Vater — „ſchöne Worte! und nichts weiter. Wenn ich Dir einen Engel brächte —“

„Bringen Sie mir ein Mädchen, deren Herz noch unverdorben iſt, und hier iſt meine Hand!“

Der Vater ging voll Zorn. „Karl!“ ſagte ich — „Das wollteſt Du thun?“

„Das will ich, Oheim!“ rief er — „denn dieſer Haß, der uns alle entzweit, iſt die Hölle. Ich will uns mit dem theuerſten Opfer, was je gebracht iſt, verſöhnen.“ Ich umarmte ihn.

„Was kann Karl mehr thun, Schwager?“ ſagte ich; aber der Vater lächelte ungläubig. Ich wurde böſe, und er rief: „Ich will Dir beweiſen, daß es nichts als Worte ſind. Ich will ihm Deine Braut vorſchlagen.“

„Gehorſamer Diener, da ſagte er gewiß ja!“

„Was wird er? Du ſollſt ſehen, er ſagt nein! oder am Ende ſagt Malchen nein! Laß mich machen!“

Er rannte fort, und rief den Sohn. „Gut denn, Karl," hob er an — ich entlaſſe Dich jener Verbindung, und ich fordere dagegen das Opfer, das der Sohn dem Vater zugeſagt hat."

Karl wurde wie eine Leiche ſo blaß. Der Vater fuhr fort: „Du kennſt das Fräulein Braune? Des Oheims Mündel? Die iſt ein Engel!"

„Vater!"

„Nein! Keine Ausrede weiter! Nimm ihre Hand!"

Der Sohn ſchwieg lange. „Das iſt Ihr Ernſt nicht, Vater!" ſagte er dann ſtockend.

„Seht Ihr! O ja, es iſt mein Ernſt, mein ſo völliger Ernſt, daß ich Dir die Erlaubniß gebe, zu heirathen, wen Du willſt, wenn ſie etwan nein ſagt."

„Liebſter Vater," ſagte er erſtaunt, und ich fing an zu glauben, ſein Vater hatte Recht — „das Mädchen — was Sie mir vorſchlagen — das Mädchen — iſt kein Fräulein, was Sie nicht zu wiſſen ſcheinen."

„Der Oheim kann Dir ſagen, das ich das weiß."

„Du weißt, wer ſie iſt?" fragte ich neugierig.

„Mamſel Alborn," ſagte er ruhig. — Wie ſollte ich ſie nicht kennen? Ich habe ſie oft in Geſellſchaft geſehen."

„Deſto beſſer, wenn Du ſie kennſt. Alſo laß hören, ob der Sohn das Opfer bringen will."

„Sie wollen mich auf die Probe ſtellen, mein Vater; aber das Mädchen kann Ihre, wie meine Achtung fodern."

„Siehſt Du, Schwager! mein tugendhafter Sohn, mein großmüthiger Sohn! Malchen ſoll Dir es ſelbſt ſagen." Er lief davon, ich hinter ihm her, auf Malchens Zimmer.

„Er legte ihr die Sache vor, ich rief dazwiſchen: „Biſt Du toll, Schwager? wenn er nun ja ſagt?"

„Er ſagt nicht ja! Thun Sie mir's zu gefallen, liebes Kind! Ich will ihn nur überzeugen."

„Was ſoll ich denn?“ fragte Malchen.

„Sagen, daß Sie wollen.“

„Und habe ich das geſagt, Herr Präſident, und er ſagt ja?“

„Er ſagt nicht ja, liebes Kind! Er ſagt nicht ja! Und ſagt er es, weil er etwan glaubt, es iſt eine Probe: ſo bleiben Sie nur feſt bei Ihrem Ja. Ich will ihn aus ſeiner trotzigen Verſchanzung heraustreiben: ſo laſſe ich den Prediger holen. Ich will ihn, beim Himmel! überführen. Ich will es!“

Er zog Malchen fort; er hörte nicht auf mein Geſchrei, nicht auf Malchens Einwürfe. Wir mußten mit ihm fort. Und nun, mit der Thür in der Hand, rief er: „Hier bringe ich Dir Deine Braut, Karl!“

Karl legte die Hand an die Stirn; dann ſagte er: „Wie das nun auch kommen mag: ich nehme die Braut aus der Hand meines Vaters.“

Einen Augenblick ſtand mein Schwager beſtürzt da; aber auf einmal rief er: „Aber Du wirſt

wirſt auf der Stelle kopulirt! Der Prediger iſt unten!“ Er ſprang aus dem Zimmer.

Kaum war er hinaus, da knieete mein Herr Neffe vor dem Mädchen hin, und rief mit einer Stimme, die mir wie ein Dolch durch die Seele fuhr: „O hochgeliebte Seele! — mein geliebtes Malchen!“ Und in dem Augenblicke ſanken ſie Beide zu meinen Füßen, umarmten meine Kniee, küßten meine Hände, benetzten ſie mit Thränen, und riefen entzückt: O Edelſter der Menſchen! Ja, Sie haben die heißeſte Liebe in ihren Schutz genommen! O mein theuerſter Oheim! Sie wußten alſo, daß Malchen meine Geliebte war?“

„Ja, Oheimchen, ich errieth es gleich, da ich mit Ihnen fahren ſollte, daß Sie mein Geheimniß wußten, daß Sie wußten, Karl war mein Geliebter.“

Du, Braune, ich ſtand Dir da, ſo bewegungslos, wie eine ſchlecht gemachte Holzpuppe, und ſah bald dem Spitzbuben von Neffen, bald dem Mädchen in die Schelmenaugen.

Ihre Entzückungen ließen mir Zeit, mich zu beſinnen. Ich biß muthig in den verteufelt ſauern Apfel hinein, und that, als ob ich die Sache faſt errathen hätte.

„Alſo Malchen," fragte ich — „Ihr freundliches Willkommen in Ihrem Hauſe galt hier dieſem zwanzigjährigen Burſchen?" Sie flog an meine Bruſt. „Ich wollte mir einen Beſchützer erwerben; aber auch meinen Beſchützer belohnen!"

„Belohnen? Bei meiner Seele, jetzt weiß ich nicht, womit."

„Armer Oheim!" rief ſie, ihre Arme um mich ſchlagend — „Ich weiß zu belohnen, wie Sie glücklich zu machen wiſſen. Ich —" Aber da trat mein Bruder mit dem Prediger in's Zimmer.

„Du wirſt kopulirt," rief er hitzig — „und auf der Stelle!" Ich trat nun von einem Fuß auf den andern vor Verlegenheit. Ich zog ihn mit mir in's Nebenzimmer, um ihm die Sache ſanft beizubringen. Meine Schweſter ging neben mir weg in's Zimmer, mit ihren beiden übrigen Kindern.

„Höre, lieber Schwager," hob ich an — „es iſt keiner ſchlimmer bei der Sache angeführt, als eben ich. Ich! ja ich! mit meiner vierzigjährigen Weisheit. Und das ging ſo zu." Ich fange ihm an zu erzählen. Er hört aufmerkſam zu; aber endlich läßt er mich ſtehen, und rennt ins Zimmer, ich hinter ihm drein, und da ſtehen Karl und Malchen mit zuſammen gegebenen Händen vor dem Prediger, der friſch weg kopulirt.

Mein Herr Schwager erblaßt; aber ſie ſind Frau und Mann. Der Herr Sohn kniet vor ſeinem Vater, Malchen auch, in der Meinung, mein Schwager habe wirklich eingewilligt. Mein Schwager ſteht da, gerade wie ich vor ein paar Minuten, hört, daß Malchen die Geliebte Karls iſt. Wir reden auf einander hinein. Mein Schwager fällt mir mit Vorwürfen auf den Leib, das ſey mein edles Machwerk. Ich darf nicht ſagen, daß ich ſo gut betrogen bin, als er. Ich ſchleppe ihn endlich mit Gewalt in das Nebenzimmer, und hier erkläre ich ihm denn, wie ich angeführt war.

Er ſah mich groß an. Ich ſchwor mit heiligen Eiden, daß ich feſt geglaubt, Malchen ſey meine Braut. Ich holte ihm die Abſchrift meiner Briefe an Dich, Deine Antworten, und überzeugte ihn.

„Wer iſt denn alſo Schuld?“ fragt er.

„Wer? Wir Alle, und Niemand, als das Schickſal. Du, ich, Dein Sohn, Malchen, und doch iſt Niemand ſchuldig.“ Ich verſprach, das Mädchen zu meiner Erbin zu machen, und ſo war denn nach einer Stunde jedes Geſicht heiter und vergnügt.

„Und nun meine Belohnung, Malchen!“ ſagte ich.

„Sogleich!“ rief ſie mit einem neuen Entzücken — „Laſſen Sie anſpannen. Wir fahren!“

Ich ſtutze; aber wir fahren. Unterwegs fragte ſie: „Ihre Geliebte hieß Julie Gärtner? heirathete den Kriegsrath Alborn? — Und ich bin die Tochter Ihrer Julie.“

„Gott!“ rief ich — „Du? Du? ja Du lohneſt, Malchen! Du lohneſt!“

„Und meine Mutter“ — fuhr ſie fort — „lebt noch. Sie wurden durch eine falſche Nachricht von ihrem Tode getäuſcht, ſo wie auch meine Mutter; und in meiner Mutter treuem Herzen lebt noch die alte Liebe gegen meinen Oheim. Meine Mutter weiß noch nicht, daß Sie leben; ich wollte erſt von meinem Oheim wiſſen, ob nicht ſeine Wiederkunft ein neuer Schmerz für das Herz meiner Mutter wäre.“

„Und Dein Vater lebt nicht mehr?“ rief ich. „Er iſt todt!“ antwortete ſie; und der Wagen hielt vor ihrem Hauſe. Sie lief zu ihrer Mutter erſt allein. Nach einer Weile wird mein Name genannt, ich höre ein Geſchrei, ich ſtürze ins Zimmer, ich finde meine Julie wieder, nicht die reizende Jungfrau; aber ich erkenne ihr Auge, ich höre ihre Stimme, ich ſehe ihr Lächeln, ich erkenne ſie ganz wieder, und ſie liegt an meinem Herzen.

Braune, Braune! Die Liebe empfing mich dennoch in dieſem Hauſe, nur die kindliche zuerſt. Ich habe die wieder, die ich liebte. Ja, es iſt mir, als hätte ſie in ihrem ſechs und dreißigſten Jahre die Reize des Mädchens von ſiebenzehn wieder.

Ach, Freund, wohl ſteckte etwas dahinter; und ich muß Dich bitten, ja zu ſchweigen, welcher Thorheit ein vierzigjähriger Menſch fähig war.

Malchen hat nichts gemerkt; wenigſtens thut ſie ſo, und ich danke dem Himmel, wenn ſie mich den Retter ihres Glücks nennt. Morgen iſt mein Hochzeitstag! Ich bin glücklich!

A. Lafontaine.

28.

Der fromme Herr Gemahl.

Ein ernſthaftes Heldengedicht *).

Von einem Helden tön', o Leier,
Weil es die Muſe dir befiehlt!
Er ſelber ſingt ſein Lob, voll Feuer,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Kühn wagt er tauſend Abentheuer,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er kämpft mit jedem Ungeheuer,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er wird jetzt ſchweigen, und jetzt ſprechen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

---

*) Dieſes im Morgenblatt ſchon früher abgedruckte Gedicht erſcheint hier mit vielen Verbeſſerungen und mehreren ganz neuen Strophen.

Er hält ſein Wort, er wird es brechen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird verzeihen, wird ſich rächen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Den wird er hauen, Jenen ſtechen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er wird jetzt weinen, und jetzt lachen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſchläft, was ſoll er anders machen?
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Doch ganze Nächte wird er wachen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er flieht die Mädchen mehr als Drachen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er ißt den Trank, und trinkt die Speiſen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird dafür die Götter preiſen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſchmilzt, wie in der Glut das Eiſen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er wird ſich als ein Mann beweiſen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er lacht der Ehre, lacht der Schande,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſchmiedet ſelber ſeine Bande,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er reiſt zu Waſſer, reiſt zu Lande,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Es fehlt ihm gar nicht an Verſtande,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er geht im Flausrock, geht in Seide,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird ein Jude, wird ein Heide,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird gerührt von eurem Leide,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Erhenkt ihr euch, ſo machts ihm Freude,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Den Braten nennt er wohl geſotten,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er geht, den Türken auszurotten,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Der ſieben Weiſen wird er ſpotten,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er rühmt den Witz der Hottentotten,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er läßt ſich gern zu Hauſe finden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſpielt den Tauben, ſpielt den Blinden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er beichtet nie begangne Sünden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er flieht den Wein aus guten Gründen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Viel Böſes wird er noch verüben,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird die Buße nicht verſchieben,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Die Freunde wird ſein Haß betrüben,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt,

Doch ſeine Feinde wird er lieben,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Gern wird er Froſt und Hitze dulden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſucht den Pfennig, läßt den Gulden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er iſt ein Herr von großen Hulden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er zahlt wohl gar noch ſeine Schulden,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er thut, was ihm die Schrift befohlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er pilgert fromm auf nackten Sohlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird beim Tanze ſich erhohlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er liegt auf Roſen, liegt auf Kohlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er geißelt ſich, trotz manchem Pater,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Magnetiſch ſtreichelt er den Kater,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er iſt ſein eigener Berather,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Wird Mutter ſie, ſo iſt er Vater,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er liebt das Alte, liebt das Neue,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er baut ein Schloß auf Weibertreue,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er weint in Menſchenhaß und Reue,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er lacht der Kraft und ihrer Weihe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er geht zur Kirche, geht zur Schenke,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſchmiegt ſich unter Tiſch' und Bänke,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er treibt die Eſelein zur Tränke.
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er ſpinnt, wie Herkules, man denke!
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er ſcheuert Schüſſeln, Teller, Töpfe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Mit Wunderhänden heilt er Kröpfe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er hält ſich für den Kopf der Köpfe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er ſpricht: Ich bin der Tropf der Tröpfe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er baut noch jetzt den Thurm von Babel,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er bläht ſich, wie der Froſch der Fabel,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er lobt den Laien, ſchilt den Adel,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Sein Leibroß iſt die Ofengabel,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er trotzt dem Tod mit ſeiner Hippe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Der Scherz erſtirbt ihm auf der Lippe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er rühmt den Biß von Adams Rippe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt,
Anbetend preiſt er die Xantippe,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Den Bart wird er dem Sultan ſtehlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird den Sand am Meere zählen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Faſt wird er Tag und Nacht vermählen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird noch ſeiner Frau befehlen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Das Schönſte läßt ihn unbeweglich,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Ein Shakespear iſt ihm kaum erträglich,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Selbſt Goethe's Lieder nennt er kläglich,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Doch hier das meine lieſ't er täglich,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Er glaubt ein Wunder ungeſehen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er denkt, was ſeyn ſoll, muß geſchehen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Er wird getroſt von hinnen gehen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.
Vom Grab wird er einſt auferſtehen,
Wenn es ihm ſeine Frau befiehlt.

Weiſſer.

29.

Züge aus dem Leben des Polizeylieutenants Lenoir.

Je mehr ein Amt dem Manne, der es bekleidet, Veranlaſſung geben kann, von dem Pfade des Rechts oder der Billigkeit abzuweichen, und die ſeinen Händen anvertraute Gewalt zu Befriedigung kleinlicher Leidenſchaften zu mißbrauchen, um ſo mehr verdient er unſere Achtung, wenn er, von jenen Lockungen ungeſtört, den graden Weg der Pflicht fortwandelt, und nur von Wahrheit, Recht und Menſchenliebe ſich leiten läßt. — Ein ſolcher Mann war der Polizeylieutenant zu Paris **Lenoir**. Der bekannte **Herr von Sartines**, dem die Polizey zu Paris, bekanntlich eine der beſten in Europa, und immer als ein Muſter in ihrer Art betrachtet — mancherlei bedeutende Verbeſſerungen zu verdanken hatte, beſtimmte, als er Marineminiſter geworden war, den Herrn Lenoir ſelbſt zu ſeinem Nachfolger in dem wichtigen Poſten, den er verlaſſen mußte. Lenoir hatte ſchon vorher mehrere wichtige Aemter von gleicher Art untadelhaft, ja man kann ſagen, muſterhaft verwaltet, weil er mit dem Staatsbeamten den Menſchen immer auf das liebenswürdigſte zu vereinigen wußte. Zehn Jahre hatte er ſein ſchweres Amt als Polizeylieutenant verwaltet, da wurde er von Ludwig XVI. zum Aufſeher ſeiner Bibliothek und zum Präſidenten der Finanzcommiſſion ernannt. Als die Revolution ausbrach, begab er ſich in die Schweitz, und lebte hier ſich und den Wiſſenſchaften, welche er über Alles liebte, und denen er ſogar während ſeines unruhigen Geſchäftslebens nicht untreu geworden war. — Er kehrte endlich nach Paris zurück, hatte aber während der Revolution das Unglück gehabt, ſein ganzes Vermögen zu verlieren. Er trug dieſen Verluſt mit edler Ergebung, und ſtarb, von Jedermann geachtet und geliebt, am 17. November 1807. Man rühmt von ihm beſonders, daß er nicht nur auf die geſchickteſte Art begangene Verbrechen zu entdecken und der Thäter ſich zu verſichern vermocht habe, ſondern auch, daß er ſie oft zu vereiteln wußte, ehe ſie begangen wurden; ja daß er, ſelbſt ohne den heiligen Bezirk des Hauſes gewaltſam zu verletzen, Frieden und Ruhe, Ordnung und Lebensglück, in vielen Familien erhalten und wieder hergeſtellt habe. Folgende Züge aus ſeinem Leben werden dies, und zugleich ſeinen Scharfblick, ſeine Wachſamkeit, Entſchloſſenheit, und ernſtliche Thätigkeit, verbunden mit den edelſten, humanſten Geſinnungen, außer Zweifel ſetzen.

Ein junger Offizier unter den Schweitzergarden, Biß mit Namen, welcher aus ſeinem Vaterlande jene Offenheit und Argloſigkeit mitgebracht hatte, welche die Abentheurer der Hauptſtadt ſo leicht zu mißbrauchen pflegen, unglücklicherweiſe aber von einer wüthenden Leidenſchaft für Hazardſpiele angeſteckt war, hatte beſondere Empfehlungen an Herrn Lenoir erhalten; und dieſer ließ nichts unverſucht, um ihn in eine edlere Geſellſchaft zu bringen. Indeſſen entſchlüpfte ihm der junge Menſch doch oft genug, um ſeine Leidenſchaft in den verworfenſten Winkeln zu befriedigen. Lenoir machte ihm deshalb nicht ſelten dringende Vorſtellungen, allein ſie fruchteten wenig. Eines Tages wurde der Jüngling auch zum Polizeylieutenant in ſein Cabinet gerufen, und hier ſagte ihm dieſer, er wiſſe, daß er dieſe Nacht abermals in einem ſolchen Hauſe, wo er nicht wieder erſcheinen zu wollen, verſprochen, mit Spielen zugebracht habe. Biß geſtand zwar, in jenem Hauſe geweſen zu ſeyn, läugnete aber, geſpielt zu haben. „Es thut mir leid," ſagte Lenoir zu ihm, „daß Ihre Leidenſchaft Sie zu einer Ihrem Charakter nicht anſtändigen Verſtellung verleitet, zumal da meine Freundſchaft Sie zu unverſtellter Offenheit hätte veranlaſſen ſollen. Sie haben in einer Geſellſchaft von Betrügern geſpielt, haben hundert Louisd'ors verloren, welche ich mir habe bringen laſſen, und die ich Ihnen hier zurückgebe, in der Hoffnung, daß dies Ihnen zur Warnung dienen werde, und daß Sie von nun an eine Geſellſchaft fliehen werden, welche ich, meines Amtes ohngeachtet, dulden muß, die aber für einen Mann Ihres Standes ganz und gar nicht paſſend iſt."

Das gütige, väterliche Benehmen Lenoirs machte auf den jungen Mann einen ſo tiefen Eindruck, daß er verſprach, nie wieder ein Hazardſpiel zu verſuchen, und daß er wirklich Wort hielt. —

So ſehr dieſe Idee allgemeinen Beifall finden muß, ſo leicht dürften bei dem Folgenden ſtrenge Richter vielleicht Lenoir einer zu wenig ſtrengen Moral beſchuldigen, wenn die Pflichten ſeines Amtes nicht eine gewiſſe Nachſicht gerechtfertigt, ja nothwendig erfordert hätten, wodurch Verbrechen verhütet werden konnten, welche ihn ſeine tiefe Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften vorherſehen ließ.

Eine Frau, nicht eben von der gemeinen Volksklaſſe, ließ Lenoir um eine beſondere

Audienz erſuchen. Man führte ſie insgeheim in das Kabinet des Polizeylieutenants. Hier warf ſie ſich ſogleich, mit Thränen in den Augen, zu ſeinen Füßen nieder, und ſtellte ihm ihre ganze Lage vor. Vermählt mit einem höchſt eiferſüchtigen, jähzornigen, der heftigſten Ausbrüche der Leidenſchaft fähigen Manne, befand ſie ſich in dem Falle, die gerechten Ausbrüche ſeiner Rache zu erfahren. Er war länger als ein Jahr abweſend geweſen, und ſollte nun in einigen Tagen zurückkehren. Sie war ſchwanger und ihrer Niederkunft nahe. Die Verzweiflung der Unglücklichen machte jeden Vorwurf unnütz. Es kam darauf an, ihr zu helfen, und ihrem Manne ein ſchreckliches Verbrechen zu erſparen. Vor Lenoir's Geiſt traten ſogleich alle Folgen, welche eine ſolche Erzählung ahnen ließ. Er hörte die Schuldige gütig an, und geſtand, daß es diesmal nothwendig ſey, einen Fehler zu verhehlen, über den ſie die bitterſte Reue bezeugte. Er that ihr daher den Vorſchlag, ſich zu einer Hebamme in der Vorſtadt Saint Antoine zu begeben, welche, auf ſeine Empfehlung, ihr alle nur mögliche Pflege angedeihen laſſen würde, und wo ſie um ſo ſicherer ſich aufhalten könnte, da allein den Polizeybeamten das Recht zuſtehe, im großen Coſtüm und von der Wache begleitet, dergleichen Häuſer zu betreten.

Die Frau kehrte nach Hauſe zurück, wendete bei ihren Bedienten eine Reiſe vor, welche ſie auf's Land zu machen habe, und wobei ſie der Begleitung einer Bedienung gar nicht bedürfe. Sie nannte jedoch den Ort nicht, wohin ſie ſich begeben wollte. Nachdem ſie Befehle für die Zeit ihrer Abweſenheit ertheilt hatte, ſetzte ſie ſich in einen Miethswagen, den ſie auf dem erſten Ruheorte zurückſchickte, worauf ſie heimlich in die Stadt zurückkehrte, und glücklich an dem Orte ihrer Beſtimmung eintraf.

Kurz darauf kam der Mann zurück. Er wunderte ſich ſehr, ſeine Frau nicht zu treffen, welche, wie er glaubte, von ſeiner Rückkehr unterrichtet ſeyn müſſe, mehr noch aber darüber, daß ſeine Leute den Ort nicht wußten, wohin ſie gegangen ſey. Nachdem er einige Tage ſelbſt vergebliche Nachforſchungen angeſtellt hatte, begab er ſich auf die Polizey, und theilte Herrn Lenoir ſeine Beſorgniſſe mit, indem er ihn zugleich dringend bat, Alles aufzubieten, um ihm wieder zu ſeiner Frau zu verhelfen. Dieſer verlangte ein genaues Verzeichniß nebſt der Addreſſe aller Bekannten des Mannes ſowohl, als der Frau in Paris, und verſprach ihm, in einigen Tagen Antwort zu ſenden. Dieſe Zeit verſtrich, und Lenoir meldete ihm, daß er noch nichts entdeckt habe, und daß er auch die Addreſſe derjenigen Bekannten der Eheleute bekommen müſſe, welche ſie auf dem Lande oder in den Provinzen haben könnten. Man ertheilte ihm dieſe Nachrichten mit der möglichſten Genauigkeit; allein dieſe neuen Nachforſchungen erforderten noch mehr Zeit, und dieſe wünſchte Lenoir beſonders zu gewinnen, damit ſich die unglückliche Frau gänzlich wieder erholen könnte.

Indeſſen verließ ſich doch der Mann nicht ſo ſehr auf die Bemühungen der Polizei, daß er nicht ſeiner Seits auch alles nur Mögliche hätte thun ſollen, um den Aufenthalt ſeiner Frau auszuſpüren. Er wurde dabei von einem ſehr geſcheuten Bedienten unterſtützt, dem es, durch viele Nachforſchungen, endlich gelang, die Wahrheit zu ahnen, welches er auch ſogleich ſeinem Herrn mittheilte.

Kaum war dieſes geſchehen, als es auch ſchon Lenoir durch die Spione erfuhr, welche er in dieſem Hauſe angeſtellt hatte. Er ließ den Bedienten vor ſich kommen, befragte ihn über die Mittel, wodurch er dieſe Entdeckung gemacht habe, ſchien ſie für unwahrſcheinlich zu halten, und ſagte ihm, daß wenn ſie ſich wirklich beſtätigen ſollte, es ein großes Unglück ſeyn würde, weil man ſicher vorausſehen könne, daß die Frau ein Opfer der Heftigkeit ihres Mannes werden müßte. „Und," fügte er hinzu — „auf Euch ſelbſt würde, als den erſten Urheber und Mitſchuldigen alles dieſes Unglücks, die Strafe zurückfallen; die mildeſte, welche Ihr zu erwarten hättet, wäre Verwahrung in Bicêtre auf Lebenszeit. Im Gegentheil könnt Ihr alle dieſe Schreckniſſe, welche ich vorausſehe, vermeiden, wenn Ihr ein ganz einfaches Benehmen befolgt, wofür Ihr reichlich belohnt werden ſollt. Ihr braucht nämlich bloß über die Unterredung, die ich mit Euch gehabt habe, die größte Verſchwiegenheit zu beobachten, fortzufahren, Euerm Herrn treu zu dienen, und mich von allen ſeinen Schritten, ſo wie von dem Entſchluſſe, den er auf die Nachricht, die Ihr ihm gegeben habt, faſſen wird, ſogleich zu benachrichtigen. Entſchließt Euch ſchnell, und bedenkt, daß Ihr meiner Wachſamkeit nicht entgehen könnt."

Die Wahl war nicht ſchwer für den armen Bedienten, der, eben ſo ſehr in Furcht geſetzt durch die Drohungen, an deren Erfüllung er nicht zweifeln konnte, als gelockt durch die Hoffnung einer leicht zu erhaltenden Belohnung, kein Bedenken fand, die größte Pünktlichkeit in Vollziehung des Auftrags, den man ihm ertheilt hatte, zu verſprechen.

Zwei Tage nachher, um 10 Uhr früh, meldete er Herrn Lenoir, der Plan ſeines Herrn ſey der: er wolle ſich noch denſelben Abend als

Polizeycommiſſair verkleiden, die Wache beim Einbruche der Nacht requiriren, und ſo im ganzen Hauſe der Hebamme eine Nachſuchung anſtellen; er ſelbſt, der Bediente, ſey beſtimmt, die Rolle des Schreibers, im Gefolge ſeines Herrn, zu ſpielen.

„Gut," erwiederte Lenoir — „befolge die Befehle Deines Herrn auf's pünktlichſte!" Dabei gab er ihm einige Goldſtücke, und ſagte, er möge dieſes nur einſtweilen auf Abſchlag nehmen.

Sogleich ließ Lenoir den Commiſſair Chenen rufen, der ſein ganzes Vertrauen beſaß. Er trug ihm auf, ſich einige Schritte von dem Wachhauſe in Hinterhalt zu ſtellen, um einen falſchen Commiſſair zu verhaften, der am Abend hier erſcheinen würde, und denſelben in ſeiner Verkleidung zu ihm zu führen. Zu gleicher Zeit ſchrieb er an die Frau, welche ſich nunmehr vollkommen wieder hergeſtellt befand; und indem er ihr Alles, was vorgegangen war, meldete, empfahl er ihr, ſich um ſieben Uhr des Abends in ihrem Hauſe einzufinden; allein zugleich ſollte ſie an ihn auf der Stelle einen aus der Gegend von Rouen — wo er wußte, daß ſie eine Freundin hatte, auf deren Diſcretion ſie ſich vollkommen verlaſſen konnte — datirten Brief zuſtellen laſſen, und darin dem Polizeylieutenant danken, daß er ihr die Rückkehr ihres Mannes gemeldet habe, dabei aber auch anzeigen, daß ſie noch den nämlichen Tag in ihrer Wohnung wieder eintreffen würde. Der Brief wurde auf der Stelle geſchrieben, und Herr Lenoir ſandte ihn auf die Poſt, um hier das Zeichen von Rouen darauf ſetzen zu laſſen.

Indeſſen unterließ der Mann nicht, ſich noch vor ſieben Uhr Abends auf die Hauptwache in der Vorſtadt St. Antoine zu begeben, und zwar in einem langen Amtskleide, einer Magiſtratsperüke, mit einem viereckigen Barret, und von ſeinem vorgeblichen Schreiber begleitet. Er begehrte eine Eſcorte, welche mit ihm gehen ſollte; allein kaum hatte er mit den Soldaten einige Schritte gethan: ſo trat der Commiſſair Chenon hervor, befahl der Wache, Halt zu machen, und verlangte zu wiſſen, wohin ſie wollten. Der Ehemann, welcher ſeine Rolle wohl einſtudirt hatte, ſtellte ſich dem Fragenden kühn entgegen, und ſagte: Er ſey der Polizeycommiſſair der Vorſtadt Saint Jacques, und ſolle auf höhern Befehl in dem Hauſe einer Hebamme dieſes Stadttheils eine Nachſuchung anſtellen.

„Sie wären der Commiſſair der Vorſtadt Saint-Jacques?“ verſetzte Chenon — „das iſt eine Lüge! Er iſt mein Freund, und ich komme den Augenblick von ihm her. Man verhafte ſogleich dieſen Menſchen, der ſich einen falſchen Titel giebt und die Gerechtigkeit verſpottet! Ich führe ihn ſogleich auf die Polizey, wo ſein Urtheil erfolgen ſoll!“

Bei dieſen Worten wurde der Unglückliche verwirrt; er ſtotterte, geſtand ſeinen Fehler, wollte den Polizeycommiſſair beſtechen, und verlangte endlich bloß, man möge ihn nur nicht in ſeinem Aufzuge vor den Polizeylieutenant führen, der ihn kenne; allein er konnte nichts erbitten. Er wurde völlig ſo, wie er war, zu Herrn

Lenoir geführt, welcher ihn erſt kürzlich zum Schein verhörte, hierauf aber in ſein Kabinet treten ließ, wo er ihm dann bittere Vorwürfe über ſeinen unbeſonnenen Schritt machte, ihm alle Folgen davon vorſtellte, ihn mit Androhung der Strafe, welche er verdient habe, erſchreckte, und endlich zu ihm ſagte, er könne die Urſache ſeines Benehmens bloß in einer übertriebenen Eiferſucht finden, er wolle ihm diesmal verzeihen, und ihm zugleich zeigen, wie ſtrafbar er ſey, beſonders in Anſehung des Benehmens gegen ſeine Gattin, welche, weil ſie ſeinen Brief ohne Zweifel nicht erhalten habe, von ſeiner Ankunft nichts gewußt, ſich aber auf die erſte Nachricht davon ſogleich aufgemacht habe und in dieſem Augenblicke ſich zu Hauſe befinde. Um ihm allen Zweifel zu benehmen, legte er ihm den Brief vor, den er ſich hatte ſchreiben laſſen, und deſſen Handſchrift, Datum und Poſtzeichen die vollkommenſte Ueberzeugung bewirkten.

Der arme Mann, von der Unſchuld ſeiner Frau ganz überführt, ſich ſeines Verdachtes ſchämend, und von der gütigen Behandlung des Polizeylieutenants gerührt, kehrte dankerfüllt nach ſeiner Wohnung zurück, wo er diejenige wirklich fand, die er ſo ängſtlich geſucht hatte; und den andern Tag erſchienen Beide bei Herrn Lenoir, um ihm ihren Dank abzuſtatten, den er auch in ſo fern wohl verdiente, als er Beiden die Verbrechen erſpart hatte, welche ſo leicht durch Verzweiflung und Eiferſucht erzeugt werden konnten. Er hatte auch die Beruhigung, zu bemerken, daß die Ehegatten von nun an in der vollkommenſten Eintracht lebten, und kein Argwohn oder Vergehen von einer oder der andern Seite jenes gute Vernehmen ſtörte. —

Bisweilen diente der Zufall Herrn Lenoir gerade in den ſchwierigſten Umſtänden; allein er beſaß doch immer die Kunſt, die Reſultate deſſelben zu ſeines Hauptzwecks Beförderung, der Eintracht in den Familien, zu benutzen.

Ein Mann, der am Hofe alles das Anſehen genoß, welches Geburt, Rang und Vermögen geben, ſchrieb eines Tages an ihn, um ihn zu bitten, die genaueſten Nachforſchungen anzuſtellen, um eine junge Perſon ausfindig zu machen, welche ſiebzehn Jahre alt, ſeine Nichte und dereinſtige Erbin, und ſeit drei Tagen aus dem Kloſter der *** zu Paris entwiſcht ſey. Es war ſchwer, einen ſolchen Antrag abzulehnen; aber noch ſchwerer, ihn mit Glück zu vollziehen. Es ſchien nicht zweifelhaft, daß die Liebe an dieſer Entweichung Antheil haben, und daß eine Art von Entführung vorgefallen ſeyn möchte. Allein die Flüchtlinge mußten ſchon Zeit gewonnen haben, ins Ausland zu entkommen, ehe man Nachforſchungen anſtellen konnte; waren ſie aber noch in Frankreich: wie ſollte man ſie ohne eine Bezeichnung des Entführers oder Angabe des Weges, den ſie genommen haben könnten, ausfindig machen?

Indeß Herr Lenoir in tiefes Nachdenken über dieſe Angelegenheit verſunken war, trat ein Policeyinſpektor, der die Aufſicht über die öffentlichen Mädchen hatte, zu ihm ins Zimmer, und meldete ihm einen ganz beſondern Vorfall, weshalb er ſich Verhaltungsbefehle von ihm erbitten wollte. Ein junges Mädchen in ſchwarzer Kleidung, mit ſchwarzen Bändern, war ganz außer ſich und in der fürchterlichſten Verzweiflung an einen entehrenden Ort gebracht worden. Sie hatte der Beſitzerin des Hauſes ein Empfehlungsſchreiben ohne Unterſchrift eingehändigt, und dann um ein beſonderes Zimmer gebeten, wohin ſie ſich, ganz in Thränen zerfließend, zurückgezogen habe, ohne Nahrung oder ſonſtige Hülfe anzunehmen. Der Inſpector hatte der Frau befohlen, die junge Perſon Niemanden ſehen zu laſſen, und nun wünſchte er zu wiſſen, welches Benehmen er bei einem ſo außerordentlichen Vorfalle zu beobachten habe. Aus der Beſchreibung des Kleides und der Bänder erkannte Lenoir ſogleich die Kleidung der Koſtgängerinnen des Kloſters der ***, und glaubte in der jungen Perſon diejenige zu finden, deren Ausſpähung ihm aufgetragen worden war. Er ließ die Frau zu ſich kommen, und alle Nachrichten, welche er vom Inſpektor erhalten hatte, wurden beſtätigt. Allein nun entſtand eine neue

Verlegenheit. Es war nicht möglich, das Mädchen in dieſem Zuſtande an den Onkel zurückzuſchicken, noch unmöglicher aber, ſie in ein Kloſter zu bringen. Es war ſpät, alle waren geſchloſſen, und konnten bloß mit Erlaubniß des Erzbiſchofs geöffnet werden. Deſſen ungeachtet ſchien es durchaus nothwendig, ſie aus dem ſchändlichen Hauſe, worin ſie ſich befand, zu befreien. Die Frau merkte die Verlegenheit des Policeylieutenants, und errieth die Urſache davon. „Monſeigneur,“ ſagte ſie zu ihm — „ich glaube zu bemerken, daß Ihnen die Situation der jungen Perſon Sorge macht; allein ſeyn Sie ruhig, laſſen Sie ſie mir, bis Sie in Hinſicht ihrer einen Entſchluß gefaßt haben. Ich werde ihr alle Hülfe leiſten, deren ſie bedarf, und Niemand ſoll ſie ſehen: darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Ich ſehe wohl, daß Sie dieſes Wort aus meinem Munde in Verwunderung ſetzt; allein meine Ehre beſteht darin, nicht auf Zeitlebens in der Salpetriere eingeſperrt zu werden; und Sie haben ja das Recht, mich dazu zu verurtheilen. Auf dieſe Art bürgt ſchon mein eigenes Intereſſe für die Ausführung meiner Zuſage."

„Gut," verſetzte Lenoir — „bedenken Sie, daß Sie ſich ſelbſt Ihr Urtheil geſprochen haben. Tragen Sie für dieſes junge Mädchen alle Sorge, welche ihre Lage erfordert, und Sie können dann auf eine reichliche Belohnung rechnen; aber bedenken Sie auch, daß die ſchwerſte Strafe Ihrer wartet, wenn Sie meine Befehle im mindeſten verletzen."

Den andern Morgen früh ließ der Policeylieutenant die junge Perſon zu ſich holen. Man brachte ſie ganz in Geheim in ſeine Wohnung. Getröſtet durch den liebevollen Empfang des Policeylieutenants, erzählte ſie ihm ihre ganze unglückliche Geſchichte.

Von Liebe gegen einen jungen Officier entzündet, der ſie unter mancherlei Vorwänden oft am Sprechgitter ſahe, hatte ſie ſich endlich heimlich mit ihm entfernt, und zwar im Vertrauen auf das mündliche Verſprechen einer Heirath. Sie war zwei Stunden von Paris weggebracht, und nach zwei Tagen mit allen Demüthigungen, welche ihre Schwachheit und Leichtgläubigkeit verdiente, zurückgeſandt worden. Sie glaubte, nun keine andere Zuflucht zu haben, als das Haus, wohin man ihr ein bloßes Empfehlungsbillet gegeben hatte.

Herr Lenoir bemühte ſich, ſie zu beruhigen, verſicherte ſie, daß ihr Onkel gleichfalls von ihrem Unglück und ihrer Reue gerührt ſey, verſprach ihr, ſeine Verzeihung zu bewirken, und ſchrieb auf der Stelle an dieſen letztern, um ihn zu bitten, zu ihm zu kommen, weil er ihm über den bewußten Gegenſtand ſehr bedeutende Nachrichten zu geben habe. Der Onkel erſchien; er erfuhr, daß ſeine Nichte wieder gefunden ſey; aber nun dachte er bloß an die Strafe, welche ihre Verirrung verdient habe. Je mehr er ſie geliebt hatte, deſto mehr war er gegen ſie aufgebracht. Der edle Lenoir ſuchte ſeinen Zorn zu beſänftigen; er ſtellte ihm die Gefahr vor, dieſen Vorfall laut werden zu laſſen, milderte ſo viel er konnte das Vergehen der jungen Perſon, ſchob alle Schuld einer

Seits auf ihre Unerfahrenheit und andrer Seits auf die Rohheit des Verführers; mit einem Worte: er ſtellte ſie ſo unglücklich, ſo reuevoll dar, daß der Onkel endlich vor Rührung weinte. In dieſem Augenblicke ſtürzte die liebenswürdige Pflegbefohlne aus dem Kabinet hervor, wo ſie die ganze Unterhaltung mit angehört hatte, und ſank vor ihrem Vormunde auf die Kniee, der ſie dann umarmte, ihr verzieh und ſie mit ſich nahm. Kurz darauf heirathete ſie einen Mann von hohem Range, der ſie ſehr glücklich machte. Belehrt durch eine ſo ſchreckliche Erfahrung, zeigte ſie ſich am Hofe immer als ein Muſter aller Tugenden.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß das Geheimniß ihrer Entweichung von den Nonnen ſehr ſorgfältig bewahrt wurde, welche ſich bei dieſer Gelegenheit viel klüger benahmen, als die eines Kloſters aus der Provinz, welche, da ſie einſt in der Nacht im Innern ihres Kloſters einen jungen Mann gefunden hatten, der in der Stadt ſehr bekannt war, ihn bis zum andern Morgen bewachten, und nach reiſlicher Erwägung beſchloſſen, ihn am hellen Tage vermittelſt derſelben Leiter herabſteigen zu laſſen, mit welcher er die Mauern erklimmt hatte; denn, ſagten ſie, er ſollte durch öffentliche Schande das Verbrechen verſöhnen, welches er in Geheim zu begehen verſucht hatte.

30.

Bitte
im Namen des Reichsgrafen Pomp.

Um meine Schulden zu beſtreiten,
Gebt ihr den halben Marſtall hin!
Laßt mir die Pferde, die mich ziehn!
Nehmt mir die Eſel, die mich leiten!

Haug.

31.

Erinnerungen von Rügen.

Ich bin auf Rügen geweſen, ohne ſagen zu können, daß ich mehr als einige intereſſante Punkte davon kennen gelernt habe. Deshalb will ich hier auch nur flüchtige Blicke darauf wiedergeben, wiewohl ich dennoch gar leicht ein ganzes Buch darüber ſchreiben könnte.

Meine Reiſe dahin war nur ein fröhliches Impromtü. Ich hatte Frau und Kinder im Arme der Gaſtfreundſchaft zurückgelaſſen, und fuhr mit einem Freunde nach Schwerin, um einige Tage dazu anzuwenden, dieſe freundliche Stadt und den ſchönen, meilenlangen See an derſelben mit ſeinen mannigfaltigen Ufern und kleinen Inſeln näher kennen zu lernen.

Der munter hinrollende, offene Wagen ſtimmte mich ſelbſt immer muntrer und muthiger. Die Hoffnung auf das Schöne, was ich ſehen ſollte, weckte in mir den Gedanken an das Schönere, was ich, eine Strecke weiter, ſehen könnte. Der See lenkte meine Phantaſie auf's Meer. Die kleinen Inſeln erinnerten mich an eine ungleich größere. Der Gedanke wurde zum lebhaften Wunſche, und dieſer alsbald zum fröhlichen Entſchluſſe. Es war der 19te Junius. Ich wollte am längſten Tage, von Arcona oder Stubbenkammer aus, die Sonne über dem baltiſchen Meere auf- oder untergehen ſehn.

Aber längſtens am ſiebenten Tage mußte ich wieder bei den Meinigen ſeyn, um die Reiſe nach Holſtein anzutreten; und Rügen lag wenigſtens 19 Meilen von mir entfernt! Dies zur Erklärung und Entſchuldigung der unbefriedigenden Eile, mit der ich ſo vieles Schöne nur flüchtig anblicken, oder ganz ungeſehen zur Seite liegen laſſen mußte.

Unvorbereitet zu einer ſolchen Reiſe, wie ich war, mußte ich dazu erſt allerlei zuſammenborgen, wie ein Student: Geld, Mantel, Halstuch und Knotenſtock mit einem tüchtigen Stachel am untern Ende. Gott ſchenke meinen damaligen großmüthigen Gläubigern noch heute, am 2ten Februar, wo ich dies ſchreibe, eine fröhliche Stunde dafür!

Am Abend war ich in Sternberg, am andern Morgen, mit Sonnenaufgang, in Roſtock, von dem ich unlängſt in einer ſehr gründlichen topographiſchen Beſchreibung viel Intereſſantes geleſen hatte, zum Beiſpiel: daß man, außer andern gewöhnlichen Nahrungsmitteln, dort im Sommer allerlei friſche Gemüſe, im Winter hingegen mehr trockne Hülſenfrüchte, auch Würſte, genieße. Ich konnte mich indeſſen diesmal um nichts bekümmern, als um einen Paß nach Stralſund, und nur die einzige, ſo neue, als intereſſante Bemerkung machen, daß die guten Roſtocker, des Morgens, bevor ſie aufgeſtanden ſind, noch in den Betten liegen. —

Doch dies nur im Vorbeigehen, für künftige Topographen.

Am Nachmittag erreichte ich die Grenze von Schwedischpommern; Abends ziemlich ſpät langte ich in Stralſund an, wo ich, eines großen Jahrmarkts wegen, erſt lange vergebens nach einem Stübchen fragen mußte, um da zu übernachten. — Man verlachte dort die Meinung, daß Schill noch am Leben ſeyn, und irgendwo auf dieſer Erde noch einmal auferſtehn könne.

Am andern Morgen tauſchte ich meinen Roſtockſchen Paß gegen eine gedruckte Karte aus, laut welcher mir erlaubt wurde, vier Tage auf Rügen zu verweilen, falls ich mich tadellos aufführen würde. Die damalige Aufmerkſamkeit an den Küſten auf die Feinde des Kontinents, welche auf der See umherſchwammen, hatte eine beſondere Wachſamkeit auf alle Reiſenden zur Folge. Meine Aufführung auf Rügen war aber ſo lojal und tadellos, daß Niemand mich vor der Zeit zurückſchickte.

Mein einziger Bekannter in **Stralſund** behandelte mich, wie ein alter Freund, half mir im Fluge noch einige nöthige Erkundigungen über die Einrichtung meiner Reiſe einziehen, verſorgte mich mit Charte und Büchern, auch mit einer Flaſche Wein, die mir trefflich zu Statten kam, und ſchloß im Fährhauſe am Strande mit einem Einwohner aus dem nächſten Rügenſchen Dorf für mich einen Accord wegen eines Fuhrwerks auf **Rügen**.

Indem wir nach dem Strande gingen, machte ich noch die Bekanntſchaft eines andern wackern Mannes, deſſen Wohnung in der Nähe war. Kaum hatte er gehört, daß ich **Rügen** bereiſen wolle, als er mich fragte, ob ich auch ein Fernrohr hätte; und ſobald ich die Frage verneint hatte, verſprach er, unaufgefordert, mir eins zu holen; und nach ein paar Minuten überreichte er mir ein ſchönes Inſtrument, ohne daß er auch nur ein Wort wegen ſorgfältiger Aufbewahrung deſſelben verlor. Es leiſtete mir viele treffliche Dienſte auf meiner Fahrt, weswegen ich dem braven Manne, für ſeine herrliche Dienſtfertigkeit, noch heute die Hand in Gedanken recht dankbar drücke.

Endlich ſaß ich mit meinen Habſeligkeiten im Boot, und übernahm die Rolle des Steuermanns, während im regelmäßigen Takte die Ruderer unermüdet ihre Arbeit verrichteten. Vollauf hatte ich ringsum mich her auf die weite Waſſerfläche, ſo wie rückwärts nach der entſchwindenden Stadt mit ihren ruhig liegenden Schiffen, und vorwärts nach der Inſel, die mein Ziel war, zu ſchauen, bis ich, nach einer Fahrt von etwa drei Viertelſtunden, das Rügenſche Ufer betrat.

Es iſt von dieſer Seite weder hoch, noch ſonſt mahleriſch ſchön. Man ſieht weder Berge noch Wälder, von denen man ſich einen beſondern Naturgenuß verſprechen könnte. Meine Erwartung von dem, was ich ſehen ſollte, ſtimmte ſich merklich herab. Ich fürchtete ernſtlich, daß ich die poetiſchen Schilderungen, die ich hier und da von den Naturſchönheiten dieſer Inſel gehört und geleſen hatte, ziemlich übertrieben finden würde, was mir um ſo wahrſcheinlicher war, da die nächſten Provinzen des feſten Landes zu den flachſten, einförmigſten, zum Theil langweiligſten und am ſtiefmütterlichſten ausgeſtatteten in Deutſchland gehören, und daher ſchon ein geringer Abſtand von dieſen unerfreulichen Gegenden den Reiſenden, der hier eben hauſet, oder gar einheimiſch iſt, zu lobpreiſenden Ausrufungen verleiten kann; beſonders wenn er noch jung iſt, noch wenig von der Welt geſehen hat, und nach der Ehre ringt, nicht weniger empfunden zu haben, als ſeine Vorgänger.

Körperliche Abſpannung von der raſchen Fahrt in den letzten anderthalb Tagen und von geſtörtem Schlaf in den beiden letzten Nächten kamen hinzu. Ich kann alſo ſagen, daß ich mit wahrhaft verſtocktem Gemüth die Inſel betrat, und nichts weniger als aufgelegt war, mich ohne Noth rühren und begeiſtern zu laſſen. Vielmehr verſprach ich mir für meinen Aufwand an Zeit, Geld und Strapazen nicht viel mehr, als die endliche Befriedigung eines lange gehegten Wunſches, den ich dadurch aus der Seele los wurde, und die ziemlich kahle Ehre, wenigſtens ſagen zu können, daß ich doch auch einmal hier geweſen ſey.

Fürwahr eine ſchlechte Stimmung! und dennoch die vortheilhafteſte, mit der ich meine kleine Reiſe antreten konnte. Ich möchte ſie alle meinen Nachfolgern wünſchen. Nur darf ihnen die Fähigkeit nicht fehlen, nach und nach in eine andere verſetzt zu werden.

Es war faſt 11 Uhr, ehe mein Fuhrmann die Pferde gefüttert und angeſpannt hatte. Ich fürchtete, heute nur bis Trent, höchſtens bis Wyk kommen zu können, was mir meinen ganzen, flüchtigen Reiſeplan verdorben hätte. Aber nachdem ich den unerwartet guten, ebenen Weg, und die Munterkeit der kleinen braunen Pferde, die den leichten, offnen Wagen mit meinem wenigen Gepäck ſpielend fortzogen, gehörig kennen gelernt hatte, lebte in mir die Hoffnung auf, bis zum Abend noch, trotz einer Entfernung von etwa ſechs Meilen, das letzte Dorf vor Arcona erreichen, und zum nächſten Sonnenaufgang mich dort einſtellen zu können. Ich ließ es daher an Aufmunterungen meines Fuhrmanns, und dieſer nicht am Treiben der Pferde fehlen. So ging es immer raſcher meinem Ziele zu.

Etwan eine kleine Meile weit ging es auf der Straße nach dem Städtchen Bergen, in nordöſtlicher Richtung. Dann fuhren wir links ab, in nördlicher Richtung den graden Weg auf Arcona zu. Dieſen Reiſeplan hatte ich mir gemacht, weil ich wußte, daß hier der flachſte Theil der Inſel war, und weil ich dieſen lieber vor, als nach den bergigteren Gegenden ſehen wollte, um das Langweiligere zuerſt, das Intereſſantere zuletzt zu haben, beſonders da ich mich, wegen Kürze der Zeit, bloß auf den Beſuch der wichtigſten Punkte von Rügen ſelbſt und ſeinen Halbinſeln Wittow und Jasmund beſchränken, und auf die weſtlich gelegenen Nebeninſeln Ummanz und Hiddensö leider Verzicht thun mußte.

Ich fuhr, mit Ausnahme weniger Stellen, durch ein fruchtbares, gut angebautes Land, und durch manches freundliche Dorf: alles recht angenehm für eine Spazierfahrt, wo man nichts will, als etwan eine leichte Sonntagserholung, aber alles noch keines Aufhebens und keiner Reiſe werth, beſonders für den Bewohner einer ebenfalls fruchtbaren und gut angebauten Gegend.

Etwas Abwechſelung kam allmählig dadurch in meine Fahrt, daß der Weg ſich mehr dem Ufer näherte. Ich gewann manche heitre Ausſicht aufs Waſſer, nach der Inſel Ummanz und ein paar andern kleinen, freundlich grünenden Inſelchen. Aber es gab keine großen Anblicke und Ueberblicke, weil alle dieſe Gegenſtände ſich nur wenig über den Waſſerſpiegel erhoben, gleich dem niedrigen Boden, auf dem ich fuhr. Ein paar Mal mußten wir in ziemlich langen Strecken durchs Waſſer fahren, das aber klar und flach genug war, um ohne Gefahr die Gleiſe des Weges, die man zu nehmen hatte, im weißen feſten Sande verfolgen zu können. Zur Linken fing an der bergigte Theil von Hiddensö einen mahleriſchern Hintergrund zu bilden; ſo wie zur Rechten, in meilenweiter Ferne, die Berge von Jasmund in bläulichem Duft mir Freude zu verheißen begannen. — Es war wie die Vorbereitung zu einem Konzert, wo der eine und der andere Spieler, beim Stimmen der Inſtrumente, eine melodiſche Paſſage hören läßt, die dem Ohr wohl thut, ohne es noch zu entzücken.

Ungemein ergötzlich war mir dazwiſchen der honigſüße Duft der vielen Felder von weißblühendem Klee, den ich ſo noch nirgends genoſſen hatte, ob ich gleich zum Beiſpiel auf den Meklenburgſchen Koppelfeldern blühenden Klee in Menge getroffen hatte. Hier auf Rügen war der Duft von einer Stärke und würzigen Schönheit, wie er mir noch nirgends vorgekommen war. Ob der heutige Wärmegrad und die Bewegung der Luft dabei eine zufällige, wichtige Rolle ſpielten, oder ob wirklich der Klee hier einen vorzüglichen Duft von ſich giebt, weiß ich nicht. Genug, ich war oft ſchon im ſchönſten Genuſſe deſſelben, ehe ich noch das entfernte, oder hinter Häuſern und Gebüſch verſteckte Feld finden konnte, von dem er herkam.

kam. Am andern Tage, auf Jasmund, war dies bei weitem nicht in dieſem Grade der Fall. Hier auf dem eigentlichen Rügen aber konnte ich es nicht laſſen — ſo groß der Abſtand auch war — an die gewürzreichen Inſeln einer glücklicheren Zone zu denken, die dem vorüberfahrenden Schiffer mit jedem Lufthauch ihre Balſamdüfte über die Wellen zuſenden.

In Gingſt ließ ich mich von dem Kantor in die Kirche führen, um das Altar-Gemälde, eine Himmelfahrt Chriſti, von dem verſtorbenen Bernhard Rode in Berlin, zu ſehen, wovon ich geleſen hatte. Ich fand meine Erwartung aber nicht befriedigt, und würde von ſelbſt jenen Meiſter ſchwerlich in dieſer Arbeit erkannt haben. Da er ſich, wie ich erſt hinterher in Zöllner's Reiſe geleſen habe, nicht mehr als zwanzig Louisd'ors dafür hat bezahlen laſſen: ſo iſt auch wohl anzunehmen, daß das Wenigſte darin von ſeiner eignen Hand ſeyn mag.

Ein lebendiges, fröhlicheres Gemälde überraſchte mich in der Nähe von Kohlhof.

Es war ein Waſch- und Trocken-Feſt, das auf einer kleinen Wieſe mit üppigem Graswuchs, von einem Bache durchſchnitten und mit Gebüſch umkränzt, gehalten wurde. Einige Mädchen und Frauen, zum Theil noch am Bache mit Schlagen der Wäſche, zum Theil ſchon mit Ausbreiten derſelben beſchäftigt, grüßten und lachten mir aufs Freundlichſte aus ihren Strohhüten heraus, entgegen. Nicht weit davon der kleine Wagen, auf dem alles, wahrſcheinlich von einem nahgelegenen Edelhofe, herbeigefahren war, und rings umher das bunte Gewirre der ausgebreiteten Wäſche auf dem grünen Grunde, machte im Verein mit den heitern Figuren ein überraſchendes, liebliches Bild, wenn gleich nur im niederländiſchen Geſchmack.

Der Himmel hatte ſich ziemlich aufgehellt; und bei ſchönem Sonnenſchein gelangten wir an die Stelle, wo wir in einem Boot uns nach der Halbinſel Wittow, an deren Ufer das Fährhaus befindlich iſt, überſetzen laſſen mußten. Das Binnenwaſſer, welches von hier an tief in die Inſel eintritt, iſt an dieſer ſchmalſten

Stelle etwa nur tauſend Schritte breit, dehnt ſich aber rechts hinüber, in vielfachen Krümmungen und anſehnlicher Breite meilenweit aus, und macht eben Wittow und Jasmund zu Halbinſeln, ſo daß Wittow nur mit einem ſchmalen Landſtreifen (die Wittowſche Heide oder die Schabe genannt) mit Jasmund zuſammen hängt, und dieſes an ſeinem ſüdlichen Ende wieder mit dem eigentlichen Rügen, ebenfalls nur durch einen ſchmalen Landſtreifen verbunden iſt.

So kahl und niedrig das ſandige Ufer auch war, an dem ich das Boot erwarten mußte, ſo unterhaltend war doch die Ausſicht nach mehreren Gegenden hin. Am ſchönſten war ſie wohl rechts hin, über den dunkelblauen Spiegel des ſtillen Binnenwaſſers, mit ſeinen vorſpringenden und zurücktretenden Ufern; doch am meiſten beſchäftigte ſie mich zur Linken, ihrer Eigenthümlichkeit wegen. Es zieht ſich nämlich von dem obern Ende von Wittow ein meilenlanger, zum Theil ſehr ſchmaler Landſtreifen herunter, die Büge genannt, zwiſchen welcher und dem Hauptbeſtandtheile von Wittow ſich ein breiter Meerbuſen hoch hinauf dehnt. Der längſte und ſchmalſte Theil dieſer Büge iſt unbewohnt und unbebaut; nur an der untern, äußerſten Spitze deſſelben, die, in grader Richtung über das Waſſer, etwa eine halbe bis eine kleine Meile von mir entfernt ſeyn mochte, liegt ein Poſthaus, wo die Jachten, die von Stralſund nach Stockholm gehen, und auch andre Schiffe, in Nothfällen anlegen. Eine Strecke weiter hinaus erhob ſich das bergigte Ende von Hiddenſö.

Mein ſchönes Fernrohr brachte mir das einſame Gehöfte und den langen öden Pfad, durch den es mit andern Menſchenwohnungen zuſammen hing, ziemlich klar vor die Augen, ohne mir jedoch zu genügen. Gar zu gern hätte ich die feſten Mauern durchſchauen mögen, um die Bevölkerung dieſes iſolirten Hauſes in ihrer einfachen Lebensweiſe zu belauſchen. Am liebſten wäre ich hinüber gefahren, um nicht allein die Einſiedler-Phyſiognomieen zu ſehen, ſondern um auch zu hören, was die Abgeſchiedenheit aus dieſen Menſchen gemacht habe, die faſt nichts ſehen, als Himmel und Waſſer. Nur meine gar zu beſchränkte Zeit hielt mich von der Ausführung dieſes Wunſches ab.

Als das Boot endlich ankam, hatte ich einen ziemlichen Schreck, weil ich es für gänzlich unmöglich hielt, Wagen und Pferde damit fortzubringen. Allein mit Hülfe einer möglichſt ausſtudirten Oekonomie ging es recht gut. — Wir mußten, des niedrigen Waſſers wegen, dem Boot eine gute Strecke entgegen fahren, bis an eine gehörig tiefe Stelle. Als der Wagen dicht an der einen Seite des Boots ſtand, wurde er abgeladen und die Pferde wurden abgeſpannt, und im Waſſer auf die entgegengeſetzte Seite des Boots gebracht. Hier wurde einem nach dem andern ein Strick um ein Vorderbein gelegt, und an dieſem gezogen, bis ihn das Thier mit über den hohen Seitenrand des Boots heben half. War dies auch mit dem andern Vorderbein geſchehen: ſo ſprang es, nach wenigem Antreiben, mit den Hinterbeinen von ſelbſt nach. Der Wagen aber wurde mit dem Vorder- und Hinter-Rade der einen Seite über den Rand des Boots gehoben, ſo daß er auf dem Rande, der Länge nach, beinahe balancirte, doch mit einigem Uebergewicht immer ins Waſſer zu fallen geneigt war. Um dies zu verhindern, wurde oben ein Strick daran gebunden, und dieſer mit dem andern Ende an der entgegengeſetzten Seite des Boots befeſtigt. So war alles untergebracht; und ungeachtet ſeines kleinen Raumes brachte das Boot, außer Wagen und Pferden, auch noch acht bis zehn Menſchen, die zum Theil ſich darin hin und her bewegen mußten, glücklich ans jenſeitige Ufer.

Nun war ich auf Wittow, dem fruchtbarſten, aber auch ebenſten, einförmigſten und kahlſten Theile von Rügen. Ich hatte nur den Wunſch, möglichſt geſchwind darüber hinweg an die entgegengeſetzte, nördliche Spitze zu kommen, und fürchtete bis dahin eine langweilige Fahrt. Doch die Zeit entſchwand mir, ich wußte nicht, wie. Weithin ging unſer Weg links, in ziemlich grader Richtung, am Rande des Ufers hin. Wie dieſes nach und nach ſich etwas hob, gewann ich einen immer freieren Ueberblick des großen Meerbuſens, in welchem eben ein ſegelndes Fahrzeug, wegen widrigen Windes, von einer Seite zur andern lavirte. Eine ſchöne Wellenbewegung umſpielte das ruhige Ufer, und zog fortwährend nicht nur meine Blicke nach ſich hin, ſondern ergötzte mit ihrer einfachen Muſik auch mein Ohr. Mit jeder Minute wurde dieſes Schauſpiel anziehender für mich. Manches hatte mich heute wohl ſchon erfreut; aber noch nichts hatte mich recht ergriffen. Jetzt endlich ging mir das Herz auf, möcht' ich ſagen. Ich war nun nicht allein mit mir ſelbſt gänzlich ausgeſöhnt wegen meines Entſchluſſes zu dieſer Reiſe, ſondern ich wurde es auch immer mehr mit der eigenthümlichen Einfachheit von Wittow. Je vertrauter ich mit ihr wurde, deſto rührender ſprach ſie mich mit ihrer heiligen Stille an, und deſto herzerhebender wurde mir, im ſonderbaren Gegenſatze, das lebendige, tönende Meer.

Nach dem Dorfe Wyk hin verließ der Weg den Strand. In Wyk, wo ich faſt die Hälfte von Wittow ſchon hinter mir hatte, ſprang ich am Wirthshauſe vom Wagen, und eilte in das Haus des Hn. Präpoſitus Schwarz, um da eine Landſchaft des berühmten Hackert zu ſehen, der in ſeiner Jugend, in dem Hauſe eines kunſtliebenden Gönners, lange auf Rügen gelebt hat. Ich traf nur eine Tochter vom Hauſe, die mich mit der bekannten, ſchönen Rügenſchen Gaſtfreundlichkeit empfing, und aus einer andern nahen Wohnung ihren Bruder, welcher der Amtsgehülfe des Vaters iſt, herbei rief.

Gleich in dem Zimmer, in welches ich geführt war, befand ſich das Hackertſche Gemählde, eine Anſicht der intereſſanteſten Partie von Stubbenkammer darſtellend. Wenn auch noch nicht die Hand der ſpätern Meiſterſchaft dieſes Künſtlers darin ſichtbar war: ſo zeigte ſich darin doch ein gut auffaſſender, nach manieriſcher Behandlung glücklich hinſtrebender Sinn. Am intereſſanteſten war mir der ungeheure Abſtand der Kälte dieſes Kolorits gegen die Glut in Hackerts ſpätern, italieniſchen Arbeiten. Der kalte Norden und der lebenswarme Süden könnten in keinem auffallendern Kontraſte charakteriſirt werden, als wenn man dieſes Bild etwa einer der Hackertſchen Landſchaften, die ſich ſonſt in dem Marmorpalais bei Potsdam befanden, gegenüberſtellte. Ich weidete mich in Gedanken an dem himmliſchen Gefühl, welches in Italien immer wärmer und mächtiger ihn durchdrang, bis ſein Pinſel endlich, um dieſes ſein Gefühl möglichſt auszuſprechen, jene glühenden Farben ſuchte und auf die Leinwand warf. — Sehr intereſſant waren mir auch eine Menge kleiner radirter Blättchen von Hackerts Hand, noch aus jener frühern Epoche ſeiner Künſtlerbildung, mit allerlei Studien, wie die Natur auf Rügen ſie darbietet. —

Gern hätte ich mich mit Hn. Schwarz noch länger unterhalten, wenn ich nicht noch mit Sonnenuntergange auf Arcona hätte ſeyn wollen, was durch die raſche Fahrt nun möglich geworden war. — Eine meiner letzten Fragen an Hn. Schwarz war nach dem Charakter der Einwohner auf Wittow. Er gab ihnen ein ſehr gutes Zeugniß, und ſchloß mit der Aeußerung: ihr Sinn und Weſen wären einfach, wie die Natur auf Wittow. — In dem Maaße, als mein Intereſſe für dieſe Halbinſel hierdurch erhöht wurde, vermehrte ſich mein Bedauren, daß ich ſo flüchtig darüber hinwegeilen mußte.

Als ich, nach dem kurzen Beſuche, wieder in's Freie trat, fand ich Wind und Wetter auffallend verändert. Der ganze Himmel war trübe geworden, und drohte Regen, als wollte ein böſer Dämon mir meine Freude verderben. Doch ich durfte nicht zögern, und fuhr auf gut Glück weiter.

Nun ging es auf Altenkirchen zu, das, als Koſegartens ehemaliger Wohnort, bekannt genug geworden iſt. Der größte Theil dieſes Weges ging zwiſchen den allerebenſten und fruchtbarſten Feldern hin, auf denen, weit ausgebreitet, in ununterbrochner Fülle und

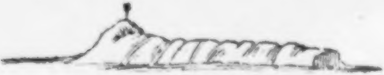
Reinheit, die üppig grünende Gerſte, wie eine ungeheure, ſammtene Decke erſchien. — Ein junges, grünes Saatmeer neben dem alten baltiſchen Meere! Als hätte die Göttin der Erde ſich mit dem Gotte des Meeres in einen Wettſtreit eingelaſſen, und ſein Meer nachahmen wollen, jedoch auf ihre Weiſe. Es war ein höchſt einförmiger, und doch, wegen ſeiner ſtillen Größe, für mich ſehr anziehender Anblick. — Ehe er mir, durch zu langes Anſchauen, langweilig werden konnte, war ich ſchon raſch darüber hingeflogen.

Statt in Altenkirchen, wie ich es gern gethan hätte, Koſegartens alten Muſentempel und ſeinen geachteten Schwiegerſohn auf einige Minuten zu begrüßen, mußte ich bei einem andern Hauſe vorfahren, wo der ſchwediſche Capitain einquartiert war, welcher das Commando der Truppen auf Wittow hatte. Da auf den wichtigſten Küſtenpunkten militairiſche Wachen ausgeſtellt waren, welche ſehr ſtrenge Befehle zu befolgen hatten: ſo mußte ich fürchten, von Arcona zurückgewieſen zu werden, wenn ich nicht eine beſondere Erlaubniß aufzuweiſen hatte, mich dort umzuſehen. Sobald ich dieſe ſchriftlich in der Taſche hatte, eilte ich weiter.

In dem letzten Dorfe vor Arcona, wo es kein eigentliches Wirthshaus gab, in Puttgarten, ließ ich meinen Fuhrmann in der Nähe des Hofes des Schulzen abſteigen, und dieſen fragen, ob ich Nachtquartier bekommen könne. Der Schulze kam ſelbſt herbeigelaufen, um mir mit der gutmüthigſten Dienſtfertigkeit eine bejahende Antwort zu ſagen, wobei er nicht wenig Entſchuldigungen machte, daß ich ſchlecht und recht würde vorlieb nehmen müſſen.

Da jede Minute mir koſtbar war, fuhr ich bis zu dem äußerſten Punkte, wohin ich mit dem Wagen kommen konnte, und war nun in weniger als einer Viertelſtunde an meinem Ziele, bald nach acht Uhr.

Schon jenſeit Puttgarten hatte mir es mein Fuhrmann gezeigt. Ich kann mich nicht enthalten, Spaßes halber, den Umriß, den ich mir davon in meine Schreibtafel zeichnete, hier wieder zu geben.



Das war die ganze Herrlichkeit, die ich ſah. Nichts als eine wallähnliche, mit Raſen bedeckte Erhöhung, die ſich kahl über die lange, kahle Horizontlinie erhob. Je näher ich kam, deſto anſehnlicher wurde zwar dieſer veraltete Wall; allein es blieb doch immer ein Anblick, der an ſich gar nichts verſprach. Alles iſt wie zu einer rechten Ueberraſchung angelegt, beſonders da man die Höhe dieſes Standpunktes kaum ahnen kann, indem ſchon, von der ſüdlichen Spitze von Wittow an, das Land ſich zwar fortwährend, aber ſehr unvermerkt, und nur erſt aus der Gegend von Puttgarten an auffallender hebt.

Um der letzten Station zu meinem Ziele noch einen recht lieblichen, idylliſchen Stempel zu geben, begegnete mir ein junges Mädchen, das ein paar wohlgenährte, bunte Kühe nach dem Dorfe nicht trieb, ſondern nur begleitete. Ihr ruhig freundliches, im guten Sinne des Worts, einfältiges Geſicht paßte ganz zu der Stelle, wo ich ſie traf; und der junge Burſche, der ſich an ſie geſchloſſen hatte, war unverkennbar ein Liebhaber, aber wohl kein Verführer. — So ſah ich über der nördlichſten Spitze von Deutſchland noch einen Amor flattern, der aber gewiß einer der unſchuldigſten war.

Dicht unter dem Walle, zur linken Seite, wo ich ſchon einen ſchönen Anblick des Meers hatte, ſtieg ich aus, und goß mir, mit froh klopfendem Herzen, ein volles Glas Wein ein, das ich, gegen das Meer gekehrt, in drei Zügen austrank: den erſten auf's Wohl von Weib und Kindern und allen weit umher verſtreuten Menſchen, die ich liebe; den zweiten — doch das darf ich nicht verrathen; und den dritten auf einen einſtigen heitern Tod.

Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich, mitten in meinem Wohlgefühl, an den Tod dachte; aber es war nun einmal ſo. Ohne daß es mir klar wurde, konnte auch wohl der Standpunkt, auf dem ich mich befand, wie ein allegoriſches Bild, an das ernſte, große, lange vorher erwartete, und dann doch oft ſo ſehr überraſchende Ziel des Lebens erinnern. Erblickt' ich nicht plötzlich, am jähen Abhang meines Zieles, das Meer — ein ernſtes, ewig offenes Grab, und unabſehlich, wie die Zukunft über dem Grabe? —

Ich ließ den Wagen nach Puttgarten zurückkehren, und ſtieg nun links die höchſte und äußerſte Spitze des Walles hinauf, auf welcher ein hoher, ſtarker Signal-Pfahl mit einer Pechtonne ſtand. Nicht weit davon ſpazierte ein wachhabender Soldat umher.

Selbſt dieſer Menſch, der Langeweile genug auf ſeinem Poſten haben mochte, ſprach mit Lebhaftigkeit von der Schönheit dieſes Standpunktes. Ich gab ihm aber bald ein Stück Geld, um mich von der Unterhaltung mit ihm loszukaufen, worauf er auch ſo geſcheut war, zu ſeinen Kameraden nach der Strohhütte am Fuße des Walles hinunter zu gehn.

Nun war ich allein, und konnte mich ungeſtört dem großen Eindruck dieſer Ausſicht hingeben. — Unter den vielen berühmten Ausſichten, nach welchen Reiſende hin zu wallfahrten pflegen, iſt die auf Arcona unſtreitig eine der einfachſten, und dennoch eine der ergreifendſten zugleich. Nirgends lebhafter, als auf dieſer Stelle, habe ich es jemals empfunden, wie nur das einfach Große das wahrhaft Erhabene iſt, und mit heiliger Gewalt das Gemüth ergreift.

Von einer ſteilen Höhe von etwa zweihundert Fuß ſieht man gänzlich frei, und durch keinen dazwiſchen tretenden Gegenſtand geſtört, hinunter aufs Meer, das in einer großen Zirkellinie in meilenweiter Ferne, etwa zwei Drittheile des Horizonts einnimmt. Rückwärts liegt das große Fruchtfeld von Wittow ausgebreitet, hinter welchem Hiddensö ſich als mahleriſcher Hintergrund erhebt; und rechts zieht ſich in einem, dem Horizont entgegengeſetzten, Halbzirkel die Wittowſche Heide weit hinaus, um ſich an Jasmund zu ſchließen,

ſen, deſſen Ende, als ein hohes, waldbedecktes Vorgebirge, in einer Entfernung von ein paar Meilen, im Meere thront.

Der trübe Himmel gab dem Ganzen einen eignen, melancholiſchen Charakter. Doch ein langer Wolkenſtreif, links in einer geringen Höhe über dem Meereshorizont, färbte ſich allmälig roth; und als ob mein guter Genius eine Fürbitte für mich gethan hätte, zeigte ſich mir noch aufs unerwartetſte die untergehende Sonne, zwar in einen leichten Schleier gehüllt, aber doch hell genug, um das Bild noch mit einer ſchönen Glorie zu verherrlichen. Wie glänzte, nach Weſten hinüber, nun die goldgrüne, üppige Saat! In welchem Farbenreiz erſchien darüber das blaue Meer, und über dieſem wieder das feurige Abendroth! Ich habe nie einen herrlichern Wechſel von Farben in der Natur geſehen, als Erde, Meer und Himmel hier übereinander zauberten! — Wie ſchimmerte in Oſten Jasmund im röthlichen Duft aus dem dunkelblauen Meere herüber! Wie klar dehnte ſich die ſandige, Wittowſche

Heide, gleich einem ſilbernen Bande, das die beiden Halbinſeln zuſammen hielt, auf der blauen Fläche hin! — Und kehrten meine Blicke aus der Ferne zurück: ſo ſah ich grade unter mir die ſchöne Bewegung der Wellen, deren Rauſchen feierlich zu mir herauf tönte, ob gleich in der Luft jetzt faſt gar keine Bewegung war. Nur eine Lerche erhob ſich noch in meiner Nähe über der ſtillen Flur, und ſang ihr freudiges Abendlied zu den großen Akkorden, welche das Meer anſchlug. — So lange ich denken kann, werde ich jenen Abend, jenes große Panorama, und jene Muſik nicht vergeſſen. —

Ob ich gleich wußte, daß von Arcona die Ausſicht bei weitem das Vorzüglichſte, und die Anſicht das Unbedeutendere wäre: ſo wollte ich doch auch dieſe näher kennen lernen, und ſtieg in der nächſten Schlucht, die mir dazu paſſend ſchien, hinunter an den Strand, und wanderte lange genug auf dem ſteinigen Boden zwiſchen dem Meere und den Kreidewänden umher. Intereſſant genug ſind auch dieſe wohl, um die Blicke der Reiſenden, die einmal Rügen beſuchen, auf ſich zu ziehen, beſonders da weit und breit das deutſche Küſtenland, die ganze Oſt- und Nordſee entlang, kein großes Felſenufer aufzuweiſen hat. Doch einer weiten Reiſe wäre Arcona gewiß nicht werth, wenn es weiter nichts zu zeigen hätte, als ſeine Wände von Lehm und Kreide, die ihrer Form nach nicht vorzüglich, und ihrer Farbe nach gar nicht mahleriſch ſchön ſind. — Wäre Arcona nicht vom Meere umgeben, und läge etwa an deſſen Stelle ein unerfreuliches Land, oder ein Berg, welcher der Ausſicht in den Weg träte: ſo würde Arcona gewiß nur wenig berühmt geworden ſeyn; und ein Reiſender, der nur einige Gebirgs- und Felſengegenden geſehen hätte, möchte dann die Wände von Arcona ſchwerlich eines großen Umwegs werth halten. Hingegen würde Arcona, ſo lange ihm nur ſeine Ausſicht bliebe, immer eins der herrlichſten Reiſeziele ſeyn, wenn auch die Wände ſeines Abhangs auf immer den Blicken jedes Beſuchenden durch irgend eine Zauberei entzogen würden.

Dieſe Kreidewände, mit ihren horizontal laufenden Schichten von eingeſprengten Feuerſteinen, ſind übrigens ſchon ſo häufig beſchrieben und abgebildet worden, daß man ſich, auch ohne ſie geſehen zu haben, eine ziemlich deutliche Vorſtellung von ihnen machen kann. Ihre Eigenthümlichkeit konnte mich daher um ſo weniger überraſchen.

Ich war, wie es hier faſt Jedem geht, von der Betrachtung des Großen allmälig zur Beſchäftigung mit dem Kleinen übergegangen, und hatte mir Feuerſteine und Kreidenſtücke aus dem ungeheuern Vorrath, womit der Boden bedeckt iſt, zuſammen geleſen, zum Andenken in der Heimath an den Beſuch dieſer Stelle. Darüber war unvermerkt eine tiefe Dämmerung eingetreten, auf welche ich erſt aufmerkſam wurde, da ich den Weg, den ich am Ufer hin gegangen war, wieder zurück zu gehn anfing.

Alles erſchien jetzt in einem höchſt ſchauerlichen Charakter, und zum erſten Mal erfüllte mich meine Einſamkeit faſt mit einem beklemmen den Gefühl. Ueber den halbhellen Kreidewänden zogen die dunkeln Wolken wie zürnende Geiſter hin. Das Meer, mit ſeiner wilden Brandung, ſchien mit jeder heran rauſchenden Welle mich ergreifen zu wollen. Es war etwas Furchtbar-Schönes in dem Kontraſt der düſtern Undeutlichkeit, in der das Meer ſich dem Auge entzog, und dem lauten Brauſen, mit dem eine Welle die andere überſchrie, und das Ohr übertäubte. Das Ganze ſchreckte mich faſt an, und hielt mich zugleich doch feſt. —

Es war gegen zehn Uhr, als ich den mühvollen Pfad in der Schlucht wieder hinauf ſtieg, wobei mir mein Stachelſtock die erſprießlichſten Dienſte leiſtete. Als ich in Puttgarten bei dem ehrlichen Schulzen ankam, war großes Klagen, beſonders der gutmüthigen Hausfrau, über mein langes Außenbleiben, worüber das Abendbrodt nun kalt geworden ſey. Dieſe Unterhaltung geſchah aber faſt in tiefer Finſterniß, denn es war große Noth um Licht im Hauſe; weil ein einquartierter alter Wachtmeiſter, der eine große Rolle da ſpielte, ſchon das einzige Dreierlichtchen in Requiſition geſetzt hatte, um in ſeiner Kammer eben erhaltene Briefe ſeines Sohnes zu leſen, und weil man es für anſtändiger hielt, mich lieber ganz im Dunkeln ſitzen zu laſſen, als mich mit einer Thranlampe zu bedienen.

Unterdeſſen brachte mir die gute Frau ein wahres Ungeheuer von einem Napfe mit Milchſuppe, woran ich wohl eine ganze Woche meine Kräfte hätte üben können. Dann kam eine dazu paſſende Schüſſel mit Rühreyern, nebſt Brodt, Butter und Käſe in großen Maſſen; und endlich erſchien auch der Wachtmeiſter mit Licht und Briefen. Ein alter, ehrlicher Kriegsknecht, der recht glücklich im Gefühl ſeines wichtigen Poſtens war, und ſein möglichſtes that, mich von dem, ihm ganz närriſch vorkommenden, Vorſatz abzubringen, zum Sonnenaufgang mich wieder auf Arcona einzuſtellen, indem er hoch und theuer verſicherte, daß die Scene dort genau die nämliche ſey, wie man ſie auf jedem andern Fleck ſehen könne.

Um ſeiner Beredtſamkeit, die doch nichts fruchtete, ein Ende zu machen, warf ich mich auf das Lager, das für mich ſchon in einem Winkel zubereitet war. Doch auch dahin folgte mir noch ein letzter Verſuch des Redners nach, bis er endlich von dannen ging.

Uneingedenk ſeiner Lehren, eilte ich ſchon um 3 Uhr wieder aus dem Hauſe, in welchem alle übrigen Bewohner noch in tiefem Schlafe lagen. Doch zu meinem nicht geringen Verdruſſe mußte ich bald eingeſtehen, daß der Wachtmeiſter nur zu ſehr Recht gehabt habe. Es war auf Arcona von dem Aufgehen der Sonne gerade ſo viel und ſo wenig zu ſehen, als ich auch in Puttgarten hätte ſehen können, nämlich gar nichts. Es war ein trüber Himmel, der erſt ſpäterhin anfing, ſich aufzuhellen.

Dennoch konnte ich lange nicht fort von der herrlichen Stelle, und ich beſchäftigte mich wohl drei Stunden lang, mir alle Gegenſtände durch ruhiges Betrachten auf immer recht tief einzuprägen, und mehrere kleine Zeichnungen zu entwerfen, um meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Auch die Inſel Möhn ſah ich heute in Weſten ziemlich deutlich mit Hülfe meines Fernrohrs. — Uebrigens war bei dem heutigen Winde die Wellenbewegung faſt geringer, als am vorigen Abend, bei gänzlicher Stille der Luft.

Endlich riß ich mich los; machte aber noch einen Umweg, von etwa einer Viertelſtunde weit, rechts am Strande, nach dem kleinen Fiſcherdorfe Vitte, das durch die ſogenannten Uferpredigten bekannt iſt, welche mehrere Wochen lang, während der Zeit des Heeringsfangs, dort unter freiem Himmel gehalten werden, damit die emſigen Fiſcher nicht nöthig haben, durch den Weg zur Kirche in Altenkirchen, zu viel Zeit zu verlieren.

Dieß Dörfchen liegt in einer ſchräg zum Strande hinunter laufenden Aushölung des noch ziemlich hohen Ufers ſo verſteckt, daß man von ſeinen Hüttchen nicht eher etwas ſieht, als bis man faſt an den Rand des kleinen, friedlichen Aſyls gelangt iſt. Die Häuſer liegen größtentheils in der Tiefe; höher hinauf iſt der grüne Platz, auf welchem der erwähnte Gottesdienſt gehalten wird. Und über dieſem iſt jetzt ein kleiner, achtſeitiger Tempel erbaut, in welchem eben noch gearbeitet wurde, um bei übler Witterung den Prediger mit ſeinen Zuhörern aufzunehmen.

Ein äußerſt freundliches Bild hat man vor ſich, wenn man von dieſem, nördlichſt gelegenen deutſchen Andachtshauſe aus über den grünen Predigtplatz und die ſtillen Hüttchen aufs blaue Meer hinaus ſchaut, in welchem die Küſte von Jasmund einen ſchönen Hintergrund macht. Wenn vollends auf dem grünen Platze die kleine Gemeinde ihre Andacht hält, und zu Ehren des Schöpfers von Himmel, Erde und Meer, hier im freien Anſchauen ſeiner Werke, ein frommer Geſang ertönt, muß man ein Schauſpiel haben, das herzerhebend genug iſt, um ſeinetwegen eine eigne kleine Wallfahrt hierher zu machen. —

Merkwürdig war mir, bei meiner Abfahrt von Puttgarten, noch die Rechnung, die ich bezahlen mußte. Ich hatte freilich von dem überflüſſigen Vorrath am Abend bei weitem nur das Wenigſte genoſſen; allein es war doch um meinetwillen alles zubereitet, ſo wie ich auch eine Menge Betten zum Lager erhalten, und überhaupt durch meine Ankunft und mein langes Außenbleiben am Abend das ganze Hausweſen aus der gewohnten ſtillen Ordnung gebracht hatte. Mein Fuhrmann hatte die nämlichen Gerichte, gewiß eben ſo reichlich gehabt, als ich, hatte auch zum Frühſtück Brodt, Butter und Schnaps, ferner für die Pferde Stallung und Heu erhalten, und für ſich ſelbſt eine Schlafſtätte. Und für dies alles foderte und nahm man nicht mehr, als acht Groſchen und ſechs Pfennige. In ähnlichem Verhältniß waren die meiſten Bezahlungen, die man mir auf Rügen abfoderte. — Viele edle Gaſtwirthe des feſten Landes würden das, ſo wahr es auch iſt, kaum glauben, oder wenigſtens ihren Greuel daran haben, daß ihre Afterkollegen auf Rügen die Kreide, die man dort Centnerweiſe umſonſt haben kann, beim Anſchreiben ſo gewaltig ſchonen, da hingegen ſie, die Edlen, welche die Kreide erſt kaufen müſſen, doch ſo liberal damit umgehen, daß ſie gewöhnlich mit doppelter Kreide, ja wohl mit zehnfacher anſchreiben. Was würden jene Edlen in dieſer Kunſt erſt für Fortſchritte machen, wenn ſie ſich auf dem kreidereichen Rügen befänden! In der That, man ſollte die Virtuoſen unter ihnen, zur Belohnung, alljährlich wenigſtens auf ein paar Wochen oder Monate (nach Verhältniß ihrer Würdigkeit) in die Rügenſchen Kreidehölen ſtecken, damit ſie dort, wie die Fröſche im Waſſer, in ihrem eigentlichen Element ſich recht was zu Gute thun könnten. Als würdige Kandidaten dazu könnte ich gleich einige Herren vorſchlagen, bei denen ich auf meiner letzten Reiſe einzukehren die Ehre hatte.

A. G. Eberhard.

30.

Lied.

Die Zeit hat Flügel! Zapft die Tonne!
Trinkt noch die kurze Friſt und lacht!
Vielleicht an dieſes Maitags Wonne
Reiht ſich die lange Todesnacht.

Auf, Brüder, trinkt und küßt und ſinget!
Wie ſtehn ſo nahe Wieg' und Grab!
Genießt der Gegenwart, und ringet
Die Stunde noch den Parcen ab!

Schlürft Rebengeiſt in vollen Zügen,
Ja, bis zur ſüßen Schwärmerei!
Gleichviel, gewährt es nur Vergnügen,
Ob's Klugheit oder Thorheit ſey.

Haug.

31.

Blicke in das neun und dreißigſte Jahrhundert.

Ich, der Endesunterzeichnete, habe die Ehre das ganze lebende (gelehrte und ungelehrte) Deutſchland zu benachrichtigen, daß es binnen dato und zweitauſend Jahren in unſerm Vaterlande ganz anders ausſehen wird, als gegenwärtig. Man kann mir das glauben; denn ich ſchöpfe es aus einer überirrdiſchen, mithin aus einer höchſt reſpectabeln, Quelle.

Belehrt, ermuthigt, geläutert durch die gemeinnützigen Schriften des Herrn Jung, genannt Stilling, kann ich mich rühmen, in unmittelbarem Verkehr und Zwieſprach mit einem Geiſte einer ſehr hohen, weit über der

Weisheit der menſchlichen Geiſter ſtehenden Sorte gerathen zu ſeyn, welcher mich oft mit ſeiner überirrdiſchen Gelehrſamkeit in das ungeheuerſte Erſtaunen ſetzt.

In der letzten Neujahrsnacht — mit einer leeren Flaſche in der Hand (denn den Wein, der darin geweſen war, hatte ich wahrſcheinlich ſchon im Kopfe) -- fleht' ich meinen Uriel inbrünſtig an, mich von den ſämmtlichen, bisher unentdeckten diplomatiſchen, verliebten und naturhiſtoriſchen Geheimniſſen der Vergangenheit und Gegenwart gründlich zu unterrichten, indem ich durchaus ein rückwärts gekehrter Philoſoph, das heißt: ein Geſchichtforſcher, werden wolle. Der Uriel redete mir dieſe Grille aber aus, indem er verſicherte, es gebe dergleichen Geheimniſſe gar nicht mehr, weil die diplomatiſchen durch die Zeitungsſchreiber, die verliebten durch die Romanendichter, und die naturhiſtoriſchen durch die Natur-Philoſophen längſt verrathen wären. Er erbot ſich dagegen, mich einige Blicke in die Zukunft thun zu laſſen, und auf dieſe Weiſe zu einem vorwärts gekehrten Philoſophen oder Propheten zu appretiren. Da es mir nun im Grunde blos darum zu thun war, mit etwas Außerordentlichem vor der Welt zu glänzen, es möchte ſchädlich, nützlich, oder keins von beiden ſeyn: ſo ließ ich mir ſeinen Vorſchlag gefallen, ſchaute durch das tauſendfüßige, prophetiſche Fernrohr, das er mir vorhielt, und hörte ihm zu, ſo andächtig, als es der Wein in meinem Kopfe irgend zuließ.

Hilf Himmel! was ſah und hört' ich da nicht! Wer es nicht glauben will, mag es bleiben laſſen, und mich einen falſchen Propheten ſchelten, wenn die Zukunft mich nicht rechtfertigt! Am Erzählen ſoll mich unterdeſſen die Zweifelſucht nicht hindern. Doch bevorworten muß ich gleich, daß es nur Bruchſtücke ſind, die ich behalten habe.

Jahrhunderte, mit ihren Revolutionen, gingen meinen Augen, wie Bilder einer Laterna magica, vorüber. Mir wurde faſt ſchwindlich vor dem Anblick des ſchnellen Kreislaufs der Zeit, des ewigen Wechſels von Zertrümmern und Aufbauen, des ruheloſen Kampfes der Thorheit und des Laſters gegen die Weisheit und die Tugend.

Schon beim zwanzigſten neuen Jahrhundert hatte ich das tolle Kommen und Verſchwinden von Luſt- und Trauerbildern ganz ſatt. Ich beſchwur meinen Uriel, er möchte die prophetiſche Maſchinerie doch endlich ein wenig aufhalten, damit Augen und Ohren einmal wieder etwas zu Athem kommen könnten. Es geſchah; und ich that einen ruhigern Blick in's neun und dreißigſte Jahrhundert.

Daß ich mich zuerſt nach Halle umſah, wird mir Niemand verdenken. Ich hoffte mit Zuverſicht, es zum Athen aller Athene emporgeblüht zu ſehen, prangend im Glanz einer Straßenbeleuchtung, noch herrlicher, als ſeine gegenwärtige iſt, und die Nachkommen ſeiner jetzigen Legion von Bettlern in lauter Honoratioren verwandelt, die in weißen, ſeidenen Strümpfen, ohne Furcht, ſich zu beſchmutzen — (man denke!) — ihre Reſourcen und Kränzchen beſuchen könnten, wenn ſie ſich nicht, Anſtandsſtands halber, lieber in eleganten Portechaiſen tragen ließen. — Das hofft' ich; doch es war leider alles ganz anders, was ich fand!

Wie war es der alten, guten Stadt ergangen! Keine Spur war mehr von ihr zu ſehn. Ueber ihren Ruinen grünte ein großes Runkelrübenfeld, das die verarmten Engländer mit Zucker verſorgen helfen ſollte, weil ſie das Schiffebauen und Seefahren verlernt hatten.

Aus dem Ruin von England machte ich mir wenig; aber ein Schauder ergriff mich beim längern Betrachten des großen Runkelrübenfeldes, als ich vergeblich die Stätte ſuchte, wo vor Zeiten die Salina, der Courier, die allgemeine Literatur-Zeitung und die Zeiten ſelbſt gedruckt wurden. Mit Entſetzen hört' ich, daß alle dieſe Blätter im Strom der Zeit untergegangen wären; und Uriel — (denn er iſt weder ein Meuſel noch ein Erſch) ſchien ſelbſt nicht recht zu wiſſen, ſeit wie lange ſchon. Ich hielt aus dem Stegreif einen Monolog, noch zehnmal pathetiſcher, als der berühmte Hamletſche iſt.

„Unſeliges Geſchick!" rief ich unter andern aus — „was ſoll aus dem Geſchmack, aus der geiſtigen und ſittlichen Bildung meiner Landsleute werden, wenn ſie keine Salina mehr leſen! was aus dem Scharfſinn, der Urtheilskraft und der Unpartheilichkeit der Nationen, ohne die alte allgemeine Literatur-Zeitung! Wie kann die Welt noch laufen, ohne Kurier! Wie mag nur noch die Rede von Zeiten ſeyn, wenn man keine mehr druckt!"

Als ich von meinen Landsleuten wehklagte, lachte Uriel laut auf, und ſagte mir, daß ſie längſt untergegangen wären, in den hin und her fluthenden Strömen der Völkerwanderungen, daß unſere Sprache dadurch zu einer gelehrten oder todten geworden, und unſre Literatur, mit Ausnahme eines einzigen, geretteten Trillionentheiles, zum Teufel ſey.

Aus Beſcheidenheit fragte ich gar nicht nach dem Schickſal meiner eigenen Werke, ſondern nur nach den unſterblich geprieſenen Werken der Herren X. Y. Z. Lieber Gott! es war keine Rede von ihnen mehr! Ich fragte nach den ungeheuren Bücher-Vorräthen in Leipzig. Kein Menſch wußte etwas davon! Ich fragte nach den berühmten Jubilate-Meſſen. Ach! in einem Ammenmährchen exiſtirte kaum noch die letzte Spur davon!

Fremde Völker, mit fremden Sitten und Sprachen, waren hingewandelt über dem alten, geliebten Boden, und von noch fremderen Völkern verdrängt worden. Die Nachkömmlinge von Völkerſtämmen, die jetzt kaum als barbariſche Horden bekannt ſind, hatten ſich weit ausgebreitet in dem alten Deutſchland, und ſcherzten, im Gefühl einer neuen, höhern Cultur, über die Fabeln, die man von der des neunzehnten Jahrhunderts erzählte.

Ich zerfloß in Thränen, vorzüglich über den Untergang des deutſchen Buchhandels; und da ich mir, in meiner Verzückung, für den Augenblick einbildete, daß er ſchon jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, zu Grabe gegangen ſey, pries ich ihn mit der Unverſchämtheit eines gut bezahlten Leichenpredigers, als wenn er ein wahres Muſter von Solidität geweſen wäre.

Uriel nahm ſich meinen Jammer zu Herzen, und verkündigte mir die Morgenröthe einer neuen, gelehrten Literatur, indem der Geiſt der alten (das heißt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts) noch nicht ganz untergegangen ſey. — Ich wollte ihm das nicht glauben; aber er lieferte mir den Beweis. Und von dieſer tröſtlichen Ueberraſchung ſey es mir erlaubt, hier noch einige Nachricht zu geben.

Ein reiſender Gelehrter vom Mittelpunkte des großen, aufgeeiſten Nord-Pol Landes her, ein Menſch von etwa zehn Jahren, in abentheuerlicher Kleidung, mit Rollen unter den Füßen, einem Luftballon, ſtatt des Hutes, auf dem Kopfe, und ſeinen weiten Mantel wie ein Segel brauchend, ließ ſich mit gutem Winde über das Runkelrübenfeld treiben, ohne zu ahnen, über welchem intereſſanten, claſſiſchen Boden er halb ſchwebend hinrollte. Doch ein Zufall ſtieß ihn recht eigentlich mit der Naſe darauf. In einer Vertiefung des ehemaligen Saalbettes fiel er nieder, und ſtand mit blutiger Naſe wieder auf. Die Urſach dieſes Unfalls unterſuchend, entdeckte er einen aus dem Boden hervorragenden Scherben, und als er weiter nachgrub, fand er ein paar Bruchſtücke eines irdenen Gefäßes. Der glückliche Finder machte, mit Hülfe ſeines Luftballes, thurmhohe Freudenſprünge, wickelte ſeine Scherben in Sammet und Atlas ein, und eilte mit dem erſten günſtigen Winde nach der berühmteſten Univerſität des Polar-Landes, welche aus den Ruinen eines ehemaligen nordiſchen Schöppenſtädtes empor geblüht war.

Da, vermöge einer leicht anwendbaren epidemiſch gewordenen Abrichtungswuth unter den Pädagogen des neun und dreißigſten Jahrhunderts, die Welt mit Carl-Wittenſchen Wunderkinder-Genies überfüllt war: ſo wird man es natürlich finden, daß unſer zehnjähriger Reiſender, nachdem er die Welt geſehen, endlich auch ernſtlich nach der Magiſterwürde ſtrebte. Sein unerwarteter Fund ſollte ihm auf eine recht ausgezeichnete Weiſe dazu behülflich ſeyn. Er beſah ihn tagelang, fing an perſiſch und chineſiſch zu ſtudiren, und entwarf zwanzig Pläne zu einer gelehrten Magiſterdiſſertation.

Als er damit aber ſchlechterdings nicht zu Stande kommen konnte, wandte er ſich an den berühmteſten Sprach- und Alterthümerkenner des neun und dreißigſten Jahrhunderts, der für einen Ausbund von Gelehrſamkeit galt, vorzüglich weil er die deutſche Sprache, beſſer als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, zu radebrechen verſtand. Dieſem händigte der gereiſte Gelehrte ſeine Antiken, nebſt einem hübſchen Beutel voll Diamanten, als Honorar, ein; und der entzückte Antiquar warf ſich nun mit ſeinem ganzen Vorrath von deutſch-claſſiſcher Gelehrſamkeit über die irdenen Scherben her, um für ſeinen Protegé eine Magiſterdiſſertation zu ſchreiben, worüber die ganze cultivirte Welt Maul und Naſe aufſperren ſollte.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich ihm mit dem tauſendfüßigen Wunder-Tubus über die Schultern ſah, um die Antiken genauer zu betrachten, die er, nebſt ihren Aufſchriften, eben von einem berühmten Künſtler, mit mehr als diplomatiſcher Genauigkeit zeichnen ließ. Die Inſchrift auf dem einen Scherben war buchſtäblich folgende:

SI TA CU ISS ES PHILOS

und auf dem andern:

ISS ES. HALLE BOEHME.

Eine alte Erinnerung dämmerte in mir auf, je länger ich die Scherben und ihre Inſchriften betrachtete. Auf einmal war ich im Hellen. Ich erkannte darin die Ueberbleibſel eines ſchlechten, irdenen Waſchbeckens aus meiner Knabenzeit her, das einer meiner Schulkameraden, Namens **Böhme**, der Sohn eines Töpfers, in Beziehung auf eine Tracht Schläge, welche ich einsmals, wegen einer vorlauten Aeußerung, von einem Lehrer bekam, eigenhändig mit einer räthſelhaft ſeyn ſollenden Inſchrift verſehen, und mir zum Geſchenk gemacht hatte. Ich mußte laut auflachen, daß ein unbedeutender Knabenſcherz aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſo abentheuerlich noch in die philologiſch-antiquariſche Weisheit des neun und dreißigſten hinüber griff. Da aber mein helles Gelächter nicht mit hinüber ſchallte: ſo arbeitete der Antiquar ungeſtört vor meinen Augen viele Monate lang in ſeinem Lieblingsfache fort, und brachte endlich ein ſo höchſt gelehrtes Werk zu Stande, daß Jedermann ſogleich mit tiefem

Reſpekt den **Weltberühmten** darin erkannte, ob man gleich ſo that, als ob man den jungen Reiſenden, deſſen Name auf dem Titelblatt ſtand, für den Verfaſſer hielte, und dieſen deshalb auch feierlich zum Magiſter creirte. – Und was für Wunderdinge lehrte das gelehrte Werk? Mit Ergänzung einiger Buchſtaben und Interpunctionszeichen, hatte der Verfaſſer folgende altdeutſche Worte herausgebracht: Ei(eh)da! Ku(h)! Iß es fülos — — — Iß es! Halle (in) Böhme(n.)

Zur Ausfüllung der unglücklichen Lücke in der Mitte war nicht zu denken, bis das ausgebrochne Stück ſich einmal noch fand. Aber ein ungeheurer Schatz von philologiſcher Gelehrſamkeit bewies durch eine Heerſchaar von Citaten, daß die Deutſchen in ihrer Orthographie ſich nicht gleich geblieben wären, und daher man manchmal Si ſtatt Sih (unſer Sieh oder Siehe) und Ta ſtatt Da, ſo wie C ſtatt K, mithin Cu ſtatt Ku oder Kuh, ferner ph und i ſtatt f und ü, und alſo auch philos ſtatt fülos (unſer fühllos) geſchrieben hätten. Die Belege dafür liefere ihm ein wichtiges altes Manuſcript der öffentlichen Bibliothek, welches in einigen Fragmenten von Liebesbriefen eines deutſchen Lohnbedienten aus dem neunzehnten Jahrhundert beſtand.

Zugleich ſtellte der Verfaſſer die Scherben in Hinſicht auf Material, Form und Farben, als einen Typus der äußerſten Kunſthöhe auf, bis zu welcher die Deutſchen gelangt wären; und ſchloß daraus, daß ihr gerühmtes Porcellain (wofür er dieſe Töpferarbeit hielt) ſo beſonders fein und ſchön denn doch nicht geweſen ſey, als man bisher geglaubt habe, und daß ihnen in der Kunſt und Technik mehrere wichtige Farben: als hochroth und dunkelblau, gänzlich möchten gefehlt haben, weil ſie auf dieſen wichtigen Kunſtfragmenten durchaus nicht zu finden wären. — Ohne entſcheiden zu wollen, ob die Deutſchen auch Ochſen gehabt, nahm er doch als unumſtößliche Thatſache zu Folge der Inſchrift an, daß ſie Kühe nicht allein beſeſſen, ſondern auch reſpektvoll behandelt hätten, woraus er den Rückſchluß auf eine wirklich beſtandene Viehzucht bei den Deutſchen machte. Er wagte nicht anzunehmen, daß die Deutſchen, (trotz ihrer Meiſterſchaft in der Schulmeiſterei) die Kühe bis zum Schriftleſen und Verſtehen abgerichtet; aber, daß ſie, wo nicht alle, doch wenigſtens einzelne Kühe höflicher, als mit unter ihre Nebenmenſchen behandelt hätten, leuchtete ihm aus jener Inſchrift ein, welche die Kuh nicht zum Freſſen, ſondern zum Eſſen, (der edleren Art des Speiſegenuſſes) auffordert. —

Zu einer kühnen Hypotheſe gab dem Verfaſſer das Wort fühllos und ein am Ende der Inſchrift gemalter Schnörkel, der ihm ein Kälberſchwanz zu ſeyn ſchien, Veranlaſſung. Er ſtellte nämlich die Vermuthung auf, daß die Deutſchen ihren Kühen, vielleicht aus einem mediciniſchen oder religiöſen Aberglauben, den Schwanz, wenn auch nicht jedes, doch des erſtgebornen Kalbes zu freſſen gegeben, und ſich dazu beſonderer, wahrſcheinlich von Prieſtern geweihter Schüſſeln bedient hätten, deren Inſchriften die Kühe auffoderten, mit Unterdrückung ihres Muttergefühls ein weſentliches Stück ihres Kindes zu verzehren. — In wie fern dieſer heilige Gebrauch mit dem Kalbe Moſes zuſammenhängen möchte, verſprach der gelehrte Verfaſſer an einem andern Orte auseinander zu ſetzen.

Schließlich machte er nur noch auf die glückliche Beſtätigung einer ſeiner geographiſchen Lieblingsbehauptungen aufmerkſam, daß die Gegend des großen Runkelrübenfeldes, wo ſich die intereſſante Antike fand, unſtreitig zu dem ehemaligen Königreich Böhmen gehört habe, weil man ſich daſelbſt des Gefäßes aus der Werkſtatt eines böhmiſchen Künſtlers, Namens Halle, bedient habe. Daß eine Stadt dieſes Nahmens exiſtirt habe, leugnete er keck.

Mehr mocht' ich nicht ſehen und hören; denn ich knirſchte mit den Zähnen über die Ignoranz des antiquariſchen Polyhiſtors, daß er nicht einmal die alte, gute Stadt Halle, mit ihren weltberühmten Anſtalten zur Menſchenbildung und Salzcoctur, kannte, und ihren Namen einem ſogenannten Künſtler, der nichts als ein Töpferknabe war, beilegte. — Aber die Liebhaber der Alterthumswiſſenſchaften verſchlangen mit wißbegierigem Heißhunger die gelehrte Schrift, aus welcher ſie ſo viel Intereſſantes lernten; und die Trompeten aller Recenſionsanſtalten ertönten zum Ruhme des Verfaſſers.

Wie gern hätte ich dieſem ins Ohr geſchrieen: Si tacuisses, philosophus mansisses! denn aus dieſer alten, treffenden Sentenz, (nur des Spaßes wegen mit deutſchen Buchſtaben gemalt) befand die Inſchrift meines zerbrochnen Waſchbeckens.

„Nein, Uriel," ſprach ich ganz ungeduldig — „wenn mir dein Tubus nichts beſſers in der Zukunft zeigt: ſo blick ich lieber mit bloßen Augen in die Gegenwart und Vergangenheit, die auch nicht arm an ähnlicher Weisheit ſind."

Und hiermit ſchob ich das Wunder-Inſtrument weit von mir weg.

Ernſt Scherzer.

32.

Doppel-Räthſel.

Ein hübſches Mädchen kam gegangen,
Und hielt Amynten Blumen hin;
Da ſtieg das Blut ihm in die Wangen,
Und trüb umwölkte ſich ſein Sinn.

„Was iſt ihm?“ hört ich Manchen fragen,
„Der luſtige Junggeſell Amynt
Iſt plötzlich auf den Mund geſchlagen
Durch Blumen und ein ſchönes Kind?“

„Nicht durch die Blumen!“ ſeufzt er leiſe,
„Allein das Ding, woraus ſie mich
Umduften, macht im frohſten Kreiſe
Mich plötzlich ſtill und ärgerlich.

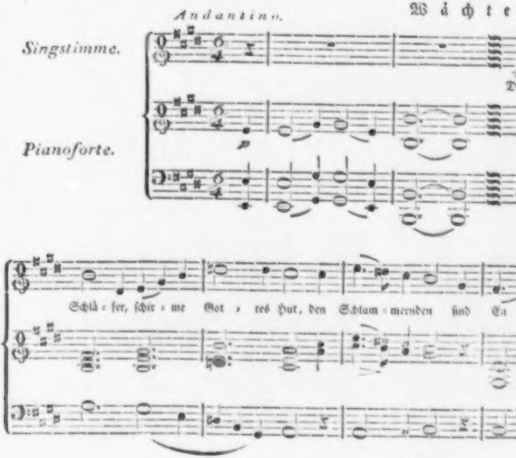
Um das, um das bat ich Armiden,
Woran ſo zierlich jenes hing;
Doch ſie, zerſtörend meinen Frieden,
Gab mir das unverlangte Ding.“

A. G. E.

Auflöſung der Silbenräthſel 1 und 2 Seite 266.

Wortſpiel.

Wächte


Andantino.
Singstimme.
Pianoforte.
D
Schlä = fer, schir = me Got = tes Hut, den Schlum = mernden sind Ew
p

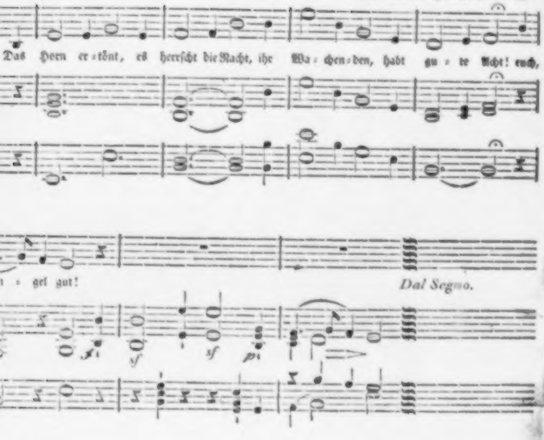
Was klein und groß, was reich und arm,
Ruht nun in Schlafes sicherm Arm,
Und was am Tage schwer gedrückt,
Liegt nun entfesselt und gebückt.

Euch, die der süße Schlummer flieht,
Euch sing' ich noch ein andres Lied:
„Wer seinem guten Gott vertraut,
Hat warlich nicht auf Sand gebaut."

Beilage 2.

er-Lied.

Componirt von Fr. Schneider.


Das Horn er-tönt, es herrſcht die Nacht, ihr Wa-chen-den, habt gu-te Acht! euch,
gel gut!
Dal Segno.
sf
sf
pi

Gott lenkt der Orionen Band,
Er führt auch uns an ſeiner Hand,
Und aus der ſchwarz umflorten Nacht
Bricht bald des Morgens Strahlenpracht.

Drum ſchlummert ſanft, bis Roſenlicht
Durch Nacht und Graus und Dunkel bricht!
Das Horn ertönt, es herrſcht die Nacht,
Ihr Wachenden, habt gute Acht!

Carl Grumbach.

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Zweiter Band.

Mit einer Muſikbeilage

und einem Kupfer.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Phantaſie, beim erſten Lerchengeſange, von A. G. Eberhard . . 3

Die Glückswürfel, von F. Laun . 7

Das Erdbeben, oder der Schulmeiſter und ſeine Frau, von Hilarius Reimbold . . . 67

Auf Bello's Halsband, von Haug . 103

Nachtrag zu meiner Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleiſt, von A. G. Eberhard . 104

Der Sonntag, von Louiſe Brachmann 117

Probe einer treffenden Kritik, von A. G. Eberhard . . . 120

Anekdote, von Hg. . . . 126

Kunſtnachricht aus Berlin . . 127

Räthſel, von A. G. E. . . 128

Beilage zu Seite 120.

Röſchen, von C. F. Lange . . 129

Heiraths-Abentheuer des Grafen von Aich, von A. Lafontaine . 132

Die Wegweiſerin, von Fr. v. Fouqué 173

Erinnerungen von Rügen, von A. G. Eberhard. (Fortſetzung.) . 185

Ueber Einquartierung, von A. G. Eberhard 218

Räthſel, von A. G. E. . . 256

Als Beilage: Die Waiſe von Carl Grumbach, mit Muſik für die Guitarre von F. Riedel.

Seite
Lochinvar. Nach dem Engliſchen, von Friedrich B..h..l. . . 257
Das Schauerfeld. Eine Rübezahlsgeſchichte, von Fr. v. Fouqué . 262
Philoſophin Torva, von Haug . 288
Lebenslehren, von Carl Grumbach 289
Der Graf von Flamarens . . 291
Das Mädchen auf dem See, von Wilhelmine Willmar . . 303
Erinnerungen von Rügen, von A. G. Eberhard. (Beſchluß.) . . 305
Das Echo, oder Alexis und Ida, von Tiedge 361
Ein Uhr-Surrogat. Nebſt einer Zugabe vom wüthenden Heer, von Ernſt Scherzer . . . 367
An Klügel's Grabe, von A. G. E. . 378
Charade, von A. G. E. . . 380
Als Beilage ein Kupferblatt mit Mönchgutſchen Trachten, zu S. 346.

In Weißers Gedicht: Der fromme Gemahl, im erſten Bändchen iſt zu leſen:
Seite 301 Cain ſtatt Laien.

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Zweiter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Phantaſie,

beim erſten Lerchengeſange.

Merkt auf! merkt auf!
Seyd wach mit allen euren Sinnen!
Ein Wunderſchauſpiel wird beginnen,
Im ewig neuen Zeitenlauf.

Der Schauplatz iſt die alte Erde,
Und Freudengötter führen's auf,
Mit freundlich lächelnder Gebehrde.
Drum freut euch, freut euch Alle drauf!

Schon ſeh' ich vom Himmel hernieder ſteigen
Der holden Genien viel,
Um küſſend den Mund zur Erde zu neigen,

Im Segen-bereitenden Spiel.
Sie werden von lauen Weſten umgaukelt,
Hingleitend über den zitternden Teich,
An deſſen Ufer, im dürren Geſträuch,
Sie flüſternd und ſcherzend ſich eben geſchaukelt.

Von ihrem belebenden Fittig bewegt,
Hochauf jeder Puls der Natur nun ſchlägt.
Er zittert durch's Mark bis zur luftigen Spitze
Des alternden Eichbaums himmelwärts,
Er zittert durch's Moos in der Felſenritze,
Wie durch der niedrigſten Pflanze Herz;
Und hell von der lachenden Sonne beſchienen,
Beginnt's überall nun herrlich zu grünen.

Da wollen im engen Kämmerlein
Die Würmchen nicht länger die Zeit verträumen,
Und rennen umher im Sonnenſchein,
Als könnten ſie ſonſt, wer weiß was, verſäumen.

Und immer höher und freundlicher ſteigt
Die Sonne, das fröhliche Leben zu ſchauen,
Und weilt immer länger, eh' ſie ſich neigt,

Und weckt immer liebender Lieb' und Vertrauen
Durchdrungen wird Alles allzumahl
Von ihrem warmen, belebenden Strahl.

Froh kommen die Lämmer zur Weide geſprungen;
Es bauen ſich luſtig die Vögel ihr Neſt;
All überall wird gezwitſchert, geſungen,
Zu feiern ein langes, herrliches Feſt.
Unzählige Knospen entſchwellen den Hüllen,
Und heben ſich höher und höher empor;
Was wunderbar ſich bereitet im Stillen,
Das ſtrebt nun frei und vollendet hervor.
Es laſſen die Blumen nicht länger ſich halten,
Sie ſteigen empor in tauſend Geſtalten,
Und zeigen, vergnügt von der Sonne beſtrahlt,
Mit welchen Farben ihr Kelch iſt gemahlt.
Da ſpiegeln, wie auf kriſtallenen Fluthen,
Sich wunderherrlich des Himmels Blau,
Der Alpen Schnee, und Aurorens Gluthen.
Hellglänzende Perlen von friſchem Thau
Sind ihrer Kronen ſchönes Geſchmeide;
Und prangend in ihrem feſtlichen Kleide,

Bringt jed' ihren Duft an dem großen Altar
Der Mutter Natur, als Opfer, dar. —

So zieht der Frühling über die Erde,
Und ruft nach Höhen und Tiefen ſein: Werde!
Und dem Menſchen füllet mit Himmelsluſt,
Was er ſiehet und höret und athmet, die Bruſt.
Die Freude tanzet auf blumigen Matten,
Die Liebe koſet in duftigem Schatten,
Die Unſchuld ſpielet mit Lämmern am Bach,
Wirft Blumen den fliehenden Wellen nach;
Und mag ſie zu Kränzen ſich tauſende pflücken:
Blühn immer noch mehr zu neuem Entzücken.

Drum freut euch! ſie nahet! ſie iſt nicht mehr weit,
Des Frühlings goldene, wonnige Zeit!
Horcht auf! wie ſchon ihn die Lerchen verkünden!
Schnell werden die Tage des Hoffens verſchwinden!
Dann flötet noch ſchöner die Nachtigall,
Und Frühlingsjubel iſt überall.

A. G. Eberhard.

Die Glückswürfel.

Die Familie Schroll zu Taubendorf, ſtand dort länger als hundert und funfzig Jahre in Anſehn und Ehren, hauptſächlich auch ihrer Einſicht und Bildung halber; und der Schulze Elias Schroll, der ſich in ſeiner Jugend den gelehrten Ständen angeſchloſſen hatte, aus Liebe zum Landleben aber ſpäterhin in's Dorf zurück gekehrt war, wurde für einen beſſern Redner als ſelbſt der Pfarrer gehalten.

Man erinnerte ſich ſeit der langen Reihe von Jahren eines einzigen Schrolls, der einen zweideutigen Charakter, und, wie Manche verſicherten, ſogar Umgang mit dem Böſen gehabt hatte. Es gab noch in dem Hauſe einen ſtets verſchloſſenen Wandſchrank, deſſen Inhalt ſich von ihm herſchreiben ſollte. Die Jahrzahl 1630, die an dem Schranke ſtand, traf auch wirklich in ſeine Lebenszeit. Zu dieſem Behältniſſe hatte bisher allemal der älteſte Sohn den Schlüſſel mit dem Bedeuten erhalten, daß kein fremder Blick hineingelaſſen, viel weniger Fremden Ohren etwas von dem Inhalte laut werden ſolle. Der Schrank war auch dazu mit einem Schloſſe verſehen, das man ſelbſt mit dem rechten Schlüſſel, nicht ohne beſondere Anweiſung eröffnen konnte; und um noch ſicherer zu gehen, hatte der jetzige Familienvater ein Meiſterſtück von Vorlegeſchloß hinzugefügt.

Vergebens richtete ſich die Neugier des ganzen Hauſes auf dieſen Schrank. Niemandem war es gelungen, etwas von dem Inhalte zu entdecken, als Heinrichen, des Schulzen einzigem Sohne. Wenigſtens glaubte dieſer, daß der, in ſchwarzen Sammt gebundene, alte Foliant mit Goldſchnitte, bei dem er ſeinen Vater eines Tages überraſchte, in das geheimnißvolle Behältniß gehöre. Denn die Thüre des letztern war zwar nicht offen, aber doch unverſchloſſen; auch ſchlug Elias das Buch erſchrocken zu, und hieß Heinrichen, in ſehr unfreundlichem Tone, aus der Stube gehen. Heinrich mochte damals ohngefähr zwölf Jahre alt ſeyn.

Seitdem hatte der junge Menſch durch den Tod zwei große Verluſte an der guten Mutter und einer geliebten Schweſter erlitten. Auch der Schulze war von dieſen Unfällen ſehr angegriffen worden. Seine Grillen nahmen mit jedem Tage zu. Der Beſitzer des Dorfes ſchätzte Heinrichen, ohngeachtet des ihm eigenen Jähzorns, dergeſtalt, daß er ſchon Willens war, ihn künftig zum Schulzen zu wählen. Allein Elias behauptete, er werde die Mündigkeit ſeines Sohnes nicht erleben, und müſſe daher auf eine andere Beſtimmung für ihn denken. Heinrichen kam das gelegen. Zwei Jahre, die er ſchon in der Stadtſchule geweſen war, hatten ihm ohnehin Luſt zum Studieren gemacht. Der Vater war's zufrieden, und mit dem achtzehnten Jahre kam Heinrich, bereit die Akademie zu beziehen, in die Heimath zurück.

Er erſchrack über ſeinen Vater; ſo verändert fand er ihn, im Aeußern und Innern. Seine Geſtalt war merklich verfallen; dazu ſchien er mit ſich ſelbſt im Streite: ein Zuſtand, von dem er ſonſt niemals gepeiniget worden war. Er ſchien an die Nähe ſeines Todes zu glauben, und ſonderte alles, was zu den Gemeindegeſchäften gehörte, von dem, was ſeinen Erben anging; gab auch dem Sohne von dieſem und jenem außenſtehenden Kapitälchen Nachricht, worüber ihm die Dokumente fehlten. Ja, als Heinrich einmal gegen Abend von einem Beſuche in der Nachbarſchaft nach Hauſe und an dem bewußten Wandſchranke vorüber kam, da ſah er deſſen Thüre offen und nicht das mindeſte mehr darin. Seinen Vater traf er am Heerde bei einem großen Feuer, mit dem das ſchwarze Buch bereits aufloderte.

Elias ſuchte ſeinen Sohn bittweiſe zu entfernen; dieſer aber hielt ſich nicht länger und ſagte: „Ich glaube faſt, lieber Vater, daß dieſes Buch hier in den verſchloſſenen Wandſchrank gehört hat.“

Der Schulze bejahte mit ſichtbarer Verlegenheit.

„Nun, ſo wundert mich's, daß Ihr alſo mit einer Sache ſchaltet, die ſeit mehr als hundert Jahren allezeit auf den älteſten Sohn übergegangen iſt.“

„Du haſt Recht, mein Sohn,“ ſagte der Vater, ihn freundlich bei der Hand faſſend. „Ich ſelber bin lange uneins mit mir geweſen, was hier zu thun ſey oder nicht. Doch jezt fühle ich mich wieder froh, daß ich die Vernichtung der ſeltſamen und unerklärlichen Geräthſchaften, welche der Schrank enthielt, und hauptſächlich dieſes auf jeden Fall mehr verderblichen als nutzbringenden Buches beſchloſſen und ſchon ſo weit ausgeführt habe. Daß das Familienglied, von dem es ſich herſchreibt, nicht viel getaugt hat, darüber ſtimmt die Gemeinde überein. Warum alſo ſeinen Nachkommen ein Buch zurück laſſen, deſſen Verfaſſer ſich ſelber rühmt, die ſchwarze Kunſt aus dem Grunde zu verſtehen?“

Durch alles dieſes aber war Heinrich nicht beruhigt. Er behauptete vielmehr, der Vater habe damit einen Eingriff in ſeine Rechte gethan, und bewies dies auch ſo gut, daß Elias ſelbſt anfing einzuſehen, ſein Sohn beſchwere ſich nicht ohne alle Urſache.

Sie gingen den ganzen folgenden Tag, nicht unfreundlich zwar, aber doch ziemlich ſtumm, neben einander hin. Am Abend endlich konnte das der Vater nicht länger aushalten und ſagte: „Lieber Heinrich, wir ſind nun ſo lange immer gut und einig mit einander geweſen, laß uns nicht jetzt anfangen, anders zu werden, da ich nur wenig Tage noch zu leben habe.“

Heinrich drückte dem Vater die dargebotene Hand, und dieſer fuhr fort: „Ich denke Dir ſogar, wenn Du nicht freiwillig davon abſiehſt, den hauptſächlichſten Inhalt des verbrannten Buches treu und ehrlich mitzutheilen.“

Elias ſchien ſich zu ſchmeicheln, daß ſein Sohn dies ablehnen werde. Aber Heinrich, viel zu begierig darauf, bat den Vater um die Mittheilung.

Erſt nach einem langen, liebreichen Blicke, der die Zurücknahme dieſer Bitte jedoch fruchtlos beabſichtigte, ſagte der Schulze: „Das Buch deutet hauptſächlich auf Dich, als den lezten unſers Stammes. Du wirſt blaß? Siehſt Du wohl, daß es beſſer geweſen wäre, wenn Du Dich um ſeinen Inhalt gar nicht bekümmert hätteſt?“

„Nein,“ ſagte Heinrich, „denn es fragt ſich ja immer noch, ob die Prophezeihung auch wahr ſey.“

„Das fragt ſich, ja wohl!“

„Und weiter enthielt das Buch nichts, das auf mich zu beziehen wäre?“

„Noch etwas. Du wirſt mich aber auslachen; denn heutiges Tages glaubt man dergleichen Seltſamkeiten nicht mehr. Es ſagt ziemlich klar, daß der Böſe — Gott ſey bei uns

Allen! — Dir einen Antrag zum Glücke machen werde."

Heinrich lachte wirklich laut auf, und verſezte, daß er dem ernſthaften Anſehen des Buches ein weit ernſthafteres Innere zugetrauet hätte.

„Nun nun, mein Sohn," ſagte der Alte, „ich weis zwar ſelber nicht, ob ich die Hiſtörchen von Bündniſſen mit dem Böſen glauben ſoll. Lachen aber ſollte man doch nicht darüber. Genug, ich traue Dir ſoviel Gottesfurcht zu, daß Du jedes Glück verſtoßen würdeſt, das Dir auf gottloſem Wege begegnete."

Hier wollte Elias abbrechen, aber Heinrich ſagte: „Nur noch das Einzige, da Ihr mich einmal neugierig gemacht habt: Worin beſteht denn das Glück? Und heißt es denn, daß ich den fabelhaften Antrag annehme?"

„Der Verfaſſer hat ſich über das Glück ſelbſt nicht ausgelaſſen, ſondern ſagt nur, daß Du ein ſehr großer Mann werden könnteſt, wenn Du es mit Verſtande benuzteſt. Ob Du es annimmſt — der Himmel behüte und bewahre Dich doch vor ſo frevelhaftem Gedanken! — darüber iſt geſchwiegen. Auch ſcheint es faſt, als ob der Schwarzkünſtler eben an dieſer Stelle vom Tode übereilt worden ſey. Denn mitten im Worte hat er abgebrochen. Der Himmel erbarme ſich ſeiner Seele!"

So wenig auch Heinrich an die Möglichkeit eines ſolchen Antrages glaubte, ſo ſchien er doch über des Vaters Mittheilung dermaßen unruhig, daß dieſer ſagte: „Wär' es nicht beſſer geweſen, Heinrich, wenn Du mir das Geheimniß gelaſſen hätteſt?"

Heinrich läugnete, aber ſein unruhiger Blick, ſein zerſtreutes Weſen ſprach für des Vaters Beſorgniſſe.

Einen ſehr tiefen Eindruck machte des Alten, einmal plötzlich in der Nacht erfolgter Tod und die Art deſſelben. Er verlangte Heinrichen zuvor. Er hatte eine Vermahnung auf den bebenden, blaſſen Lippen. „Mein Sohn!" — rief er, mit dem Ausdrucke des ſchmerzlichſten Flehens, dazu ſtreckte er beide Arme nach ihm aus — und verſchied.

Der Leichtſinn der Jugend ebnete jedoch die unruhigen Wogen in Heinrichs Gemüthe gar bald wieder. Die frohherzigen Umgebungen auf der Akademie, die er nun bezog, ließen in ſeinem Buſen keinen Platz für bange Beſorgniſſe. Nur dann war er unruhig, wenn der Vormund zögerte, ſein zu oft erneuertes Geldbedürfniß vollſtändig zu befriedigen.

Eine Ordensſache, worein Heinrich verwickelt war, zog ihm nach Verfluß eines Jahres nebſt drei Andern die Relegation zu. Da damals gerade der ſiebenjährige Krieg ausbrach: ſo nahmen zwei davon, mit Namen Theiler und Werl, nebſt Heinrichen Dienſte; Letzterer ſehr wider Willen eines Mädchens, dem er ſeine Hand zugeſagt hatte. Doch gab auch Lottchen endlich nach, da ſie ſah, daß gegen ſeinen neuen Entſchluß ihre Einwendungen nicht aufkamen, und der Geliebte ihr überdies das Glück des Wiederſehens in Officiers-Uniform mit den glänzendſten

Farben

Farben zu ſchildern wußte. Denn daß er es im erſten Feldzuge durch ausgezeichnete Bravour bis zum Leutnant bringen müſſe, das ſtellte er ihr ſo überzeugend vor, als die Unwahrſcheinlichkeit, daß er auch wohl vor dem Feinde bleiben könne.

Die drei Freunde waren ſo glücklich, in Einer Kompagnie Unterkommen zu finden. Aber die erſte Schlacht rafte Beide an Heinrichs Seite hin. Werlen ging ein Flintenſchuß durch das Herz, und Theilern wurde der Kopf von einer Kanonenkugel weggenommen.

Heinrich ſelbſt kehrte bald nachher zurück; doch nicht als Offizier, ſondern als Arreſtant, geſchloſſen. Vom Jähzorn übereilt, hatte er, nebſt zwei Andern, ſich der Inſubordination ſchuldig gemacht.

Das Kriegsgericht ſprach den Tod über ſie aus. Ihr gutes Betragen während des Arreſts nahm ſelbſt die Richter für ſie dermaßen ein, daß ſie die Unglücklichen gewiß der Fürſtlichen Gnade unbedingt empfohlen hätten, wenn nicht ein Exempel nöthig geweſen wäre. Indeſſen wurde das Urtheil doch ſoweit gemildert, daß nur Einer von den drei Verurtheilten erſchoſſen werden ſollte. Welcher? darüber war auf dem Richtplatze dem Würfel die Entſcheidung vorbehalten.

In den letzten Tagen ſtürmte noch alles auf die drei Arreſtanten ein. Den Einen beunruhigten die Thränen eines Vaters, den Andern das Schickſal einer kränkelnden Frau und zweier Kinder, die ihn umklammerten. Der Dritte, Schroll, verlor, wenn ihn das Loos traf, mit dem Leben die geliebte und ſehr wohlhabende Braut, die ihm mehr als alles am Herzen lag. „Wenn nur dasmal der Würfel günſtig wäre!“ rief er am Abende vor dem Tage der Entſcheidung; und kaum war der Wunſch heraus: ſo trat ſein Kamerad Werl, den er neben ſich in der Schlacht hatte fallen ſehen, zu ihm ins Gefängniß.

„Nicht wahr, Bruder Schroll, mich hätteſt Du am wenigſten erwartet?“

„Ei wohl," ſagte er erſtaunt; denn er hatte dieſen Kameraden am Tage nach der Schlacht, mit eigenen Augen begraben ſehn.

„Ja," ſagte Werl, „ſo geſchickt, wie der Arzt iſt, der unter mehrern Eingeſcharrten auch mich ausgrub und herſtellte, ſo geſchickt wird es auch wenige geben. Mit rechten Dingen ſchien mir's gar nicht zuzugehen. Ueberhaupt weiß der Mann eine Menge Sachen, die kein Menſch erklären kann. Er kann mit Einem Worte, ſelbſt das Unmögliche möglich machen."

„Meinetwegen," antwortete der Arreſtant. „Mir kann er doch nicht helfen mit all ſeiner Kunſt."

„Wer weiß, Bruder! Der Mann iſt hier in der Stadt; auch habe ich ſchon, aus alter Freundſchaft, Deinethalben mit ihm geſprochen. Er hat mir darauf einen Glückswürfel zugeſagt, der Dich aus aller Verlegenheit retten könnte."

„Ach," ſagte der ganz muthlos gewordene Schroll, „auch damit wäre mir wenig gedient!"

„So?“ antwortete der Andere, kopfſchüttelnd.

„Nun ja! Geſetzt es gäbe in der That ſolche Würfel, was ich bezweifle: ſo möchte ich doch auch nicht das Unglück, wenn es mir beſchieden wäre, durch falſche Künſte abwenden, und meinem Kameraden hineinbringen.“

„Ei, wie wunderlich edel! In ſolchen Fällen iſt ſich wohl jeder ſelbſt der nächſte.“

„Aber denke nur! der eine Kamerad hat einen alten Vater zu erhalten, der andere eine kranke Frau mit zwei Kindern!“

„Schroll, Schroll, wenn das Deine verlaſſene Braut hören ſollte, die würde ſich nicht ſonderlich darüber freuen! Verdient denn Lottchen nicht, daß Du zu allererſt an ſie und ihr Schickſal denkſt? Ein junges, liebes Geſchöpfchen, das ſein ganzes Glück auf Dich ſetzt, hat wohl nähere Anſprüche auf Deine Vorſorge, als ein Alter, der ohnehin heute oder morgen in die Grube fällt, oder eine Frau und Kinder, die Dich nichts angehen. Wie viel Gutes könnteſt Du noch auf der Welt ſtiften mit Deinem Lottchen! und für Dein Lottchen, wollteſt Du den Weg, den ich Dir zeige, nicht einſchlagen? Gieb acht, Schroll! wenn Du meinen Wink verſchmähſt, und vom Todeslooſe getroffen wirſt, gieb acht, ob Dir nicht der Gedanke an die verrathene, durch Dich verrathene Braut, das Hinknieen auf den Sandhügel gewaltig ſchwer machen wird. Ich habe Dir nun gerathen genug. Leb wohl!“

„Bruder,“ rief hierauf Heinrich, von der Rede und von den ſchönen Bildern ſeiner künftigen Häuslichkeit ergriffen, denen er ſonſt oft allein und in Geſellſchaft ſeiner Braut mit Wolluſt nachgehangen hatte, „noch ein Wort, Bruder! „Ich wünſchte freilich, daß mir der Himmel das Leben ſchenkte, wie es möglich iſt; nur möchte ich nicht gern die Schuld auf meiner Seele haben, ſelbſt der Urheber des Unglücks eines Andern geweſen zu ſeyn. Wenn der Mann aber, den Du kennſt, ſo viel weiß: ſo frage ihn doch, wen von uns dreien der Tod treffen werde. — Oder nein, frage ihn nicht!“ ſetzte Heinrich tieferſeufzend hinzu.

„Ich habe ihn ſchon gefragt!“ antwortete der Andere.“

„Und kommſt alſo nach ſeiner Antwort mit dieſem Rathe zu mir?“

Das Vorgefühl der Todtesnähe überzog hierbei Schrolls blühendes Geſicht mit einer abſchreckenden Kalkfarbe; dicke Tropfen ſammelten ſich auf ſeiner Stirn, und der Andere ſagte mit empörendem Hohn: „Du bedenkſt Dich mir zu lange; ich gehe. Sollteſt Du mich auf dem Richtplatze ſehen und wieder kennen, dann habe ich auch den Würfel bei mir, und es iſt noch Zeit zu einem Winke; aber verbindlich kann ich mich nicht machen zum Kommen.“

Als Schroll ſeine Augen aus der flachen Hand, womit er ſich in dem letzten Momente der Betäubung verborgen hatte, wieder emporhob und noch etwas ſagen wollte, da war der Rathgeber ſchon hinweg. Es war ihm lieb und auch leid. Je mehr er über den Mann nachdachte, deſto weniger glich er ſeinem in der Schlacht gefallenen Freunde. Dieſer war die

Herzlichkeit ſelbſt geweſen: eine Eigenſchaft, welche ſeinem jetzigen Rathgeber gänzlich abging. Nein, der Hohn, den er dem Unglücklichen zeigte, und die Kälte, mit der er ihn verließ, ſetzten Schrollen außer Zweifel, daß es zweierlei Perſonen ſeyn müßten. Wie ein vernichtender Blitz traf ihn jetzt der Gedanke an das verbrannte ſchwarze Buch und deſſen Inhalt. Ein Glückswürfel! Ja, das war der Verſucher geweſen, und er war herzlich froh, daß er ſeinen Rath unbenutzt gelaſſen hatte.

Allein die Braut, die bald nachher ſchluchzend herein und an ſeinen Hals flog, veränderte dieſe Stimmung bei weitem. Er erzählte ihr von dem Anerbieten, und ſie erſchrack, daß er nicht ſogleich Gebrauch davon gemacht habe.

Schroll wandte mit blutendem Herzen ein, daß ein ſo reizendes und wohlhabendes Mädchen auch ohne ihn dem Glücke nicht fehlgehen könne. Aber ſie vermaaß ſich hoch, daß Er oder Keiner der Ihrige werden ſolle.

Der Geiſtliche, welcher den Gefangenen nach ihr beſuchte, brachte wieder einigen Frieden in ſeine Bruſt, der durch die Dazwiſchenkunſt der Braut daraus völlig gewichen war. „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben!“ ſagte der bejahrte Geiſtliche, und mit ſo vieler Innigkeit und Salbung, daß dieſer Spruch ſelber von den ſeligſten Wirkungen ſeyn mußte.

Am Morgen nach der entſetzlichen Nacht ſahen die drei Verurtheilten einander ſeit ihrem Arreſt zum erſtenmale wieder. Gleiches Schickſal und lange Entbehrung kamen dazu, das auf dem Schlachtfelde geſchloſſene Freundſchaftsband feſter zuſammen zu ziehen. Sie bezeigten alle drei einen lebhaften Abſcheu vor dem Verſuche, den Tod durch den Würfel vor ſich weg auf den Kameraden zu werfen. So lieb auch Jeder die Seinigen und deren Wohl hatte: jetzt ſiegte die Gewalt des im blutigen Kampfe bewährten Bundes. Jeder wollte den Tod eher ſelbſt leiden, als ſich deſſen auf Koſten des Andern ſchmerzlicher entziehen.

Der würdige Geiſtliche, der ihr ganzes Vertrauen beſaß, fand ſie bei der lauten Aeußerung dieſes heroiſchen Entſchluſſes. Kopfſchüttelnd, wies er ſie auf ihre Hinterlaſſenen und die Pflicht, für dieſe ſo lange als möglich Sorge zu tragen. „Vertraut auf Gott!“ ſagte er. „Er iſt es, der die Entſcheidung in eure Hand legen wird, und ſchreibt nicht euch, oder dem todten Werkzeuge, dem Würfel, die Kraft zu!“

„Er, ohne den kein Sperling vom Dache fällt, der auch jedes Haar auf euerm Haupte gezählt hat, er weiß am beſten, was euch gut iſt; nur er allein.“

Die drei Kameraden, die den Mann für ihren und der Ihrigen Engel anſahen, drückten ihm hierauf die Hand, umarmten ſich, und nahmen das Nachtmahl in der beſten Stimmung. Auch frühſtückten ſie ſpäterhin ſo vergnügt, ja faſt luſtig mit einander, als ob der dunkle, blutige Morgen, der vor ihnen lag, einem heitern Feſttage angehöre.

Als es aber endlich zum Abmarſch vor das äußere Thor kommen ſollte, und die Geliebten zum Lebewohl herzugelaſſen wurden, da ſah ſich der hohe Muth von neuem unter die Laſt des traurigen Verhängniſſes niedergebeugt. „Heinrich,“ flüſterte unter andern die verzweifelnde Braut, „Heinrich, warum haſt Du die Hülfe von Dir gewieſen?“ — Er beſchwor ſie, ſein Leid nicht zu vergrößern, und ſie beſchwor ihn kurz zuvor, ehe das Kommandowort zum Abmarſch ihr das Bewußtſeyn raubte, ja dem geſtrigen Rettungsboten noch einen Wink zu geben, wenn er ihn irgendwo bemerken ſollte.

Straßen und Fenſter waren mit Menſchen angefüllt. Vergebens ſuchte ſich ein Jeder der Verurtheilten durch die Gebete, welche ſie dem mitgehenden Geiſtlichen nachſprachen, vor den Umgebungen und vor dem Gedanken zu ſchützen, daß ihm der Rückweg leicht verſagt ſeyn könne. Das große Haus ſeines künftigen Schwiegervaters erinnerte Schrollen an ein Glück, das, wenn ſein geſtriger Rathgeber Recht gehabt hätte, für ihn verloren war, und es überfiel ihn eine ſehr auffallende Kraftloſigkeit. Der Geiſtliche, der mit ſeinen Verhältniſſen bekannt, wohl auf die Veranlaſſung ſchließen konnte, ergriff ihn lebhaft beim Arme, und ſagte mit ſtarker Stimme, daß, wer Gott vertraue, ſeine gerechten Hoffnungen gewiß entweder ſchon in dieſer Welt oder in einer beſſern erfüllt ſehen werde.

Aber die gute Wirkung dieſes Troſtwortes dauerte nur wenig Augenblicke. Draußen vor dem Thore trieb der ſchon aufgeworfene Sandhügel Heinrichen kalten Schweiß auf den ganzen Leib. Sein Blick flog haſtig in der ganzen Gegend umher. Nirgends der Mann von geſtern!

Die Entſcheidung trat immer näher und näher. Schon lag der Wurf des einen Verurtheilten auf der Trommel. Er hatte die Zahl ſechs geworfen, die jetzt unter einem überaus bangen Schweigen in's Protokoll getragen wurde. Die Umſtehenden betrachteten ihn mit ſtillem Glückwunſch auf der Zunge. Denn gerade für dieſen und Heinrichen verwendete ſich das allgemeine Mitleid am meiſten; weil Jener eben der unglückliche Gatte und Vater, Heinrich hingegen der jüngſte und blühendſte von Allen, auch von ſeiner beſondern Bildung etwas verlautet war.

Als der jüngſte, nicht nur an Jahren ſondern auch im Dienſte, hatte Schroll erſt den lezten Wurf zu thun, und alle Anweſenden zitterten für den Armen, wie jetzt ſeinem Vorgänger ebenfalls eine Sechſe gefallen war.

Schon im Geiſte vernichtet, ſtarrte Heinrich den ihm abholden Würfel an. Dann blickte er abermals rings umher und das ſo fürchterlich verzweifelnd, daß die Umſtehenden ein heftiger Schauder anwandelte. Niemand zu hören, noch zu ſehen! „Und wenn er auch erſchiene,“ ſagt Heinrich bei ſich ſelbſt, „nun wär' es ja doch zu ſpät, da eine Vertauſchung der Würfel gar nicht mehr gedenkbar iſt.“ Er ergreift hierauf das entſcheidende Werkzeug, ſeine Hand zieht ſich krampfhaft zuſammen, und ehe noch der Wurf geſchieht, fühlt er, daß der Würfel zerbrochen iſt.

Während der allgemeinen Verwundrung über dieſen ſeltſamen Zufall blickt er aufs neue umher. Entſetzen und Freude mahlt ſich zugleich auf ſeinem Geſichte. Als Tablettkrämer ſteht Theiler, der Kamerad, dem in der Schlacht der Kopf von einer Kanone geraubt wurde, nicht gar weit von ihm und unverſehrt. Schroll winkt leiſe mit dem Auge. Denn ſo klar es ihm auch nun wurde, mit wem er's zu thun hatte: die ſchreckliche Stimmung des Augenblicks überwältigte ſeine beſten Vorſätze.

Das Gericht iſt in einiger Verlegenheit. Auf einen ſo ſeltſamen Vorfall nicht vorbereitet, hat man keinen Würfel weiter bei der Hand. Es ſoll eben nach einem geſchickt werden, als der Tablettkrämer ſich zum Erſatz des fehlenden Bedürfniſſes anbietet. Der Auditeur beſieht den Würfel, der hierauf dem Unglücklichen eingehändigt wird. Er fällt auf die Trommel. Abermals eine Sechſe! Die Verwunderung iſt allgemein; nichts entſchieden. Die Würfe erneuern ſich, und Kunz, der Mann einer kranken Frau und zweier halbnackten Kinder, dem nunmehr die niedrigſte Zahl gefallen iſt, wird erſchoſſen.

Alle Glückwünſche, von denen die Zurückkehrenden in der Stadt empfangen werden, ſtreichen fruchtlos an Heinrichs Ohre vorüber. Kaum daß ſogar Lottchens Liebkoſungen etwas über den Mann vermögen, der durch teufliſche Künſte ſeinen Kameraden geopfert zu haben glaubt.

Lottchens Ungeſtüm überwindet alle Einwendungen, welche der Stolz ihres ſchwachen Vaters gegen den verurtheilt geweſenen Schwiegerſohn vorbringt.

Bei dem geräuſchvollen Hochzeitfeſte aber fehlt es beiden Hauptperſonen an Heiterkeit. Der Schwiegervater ſtirbt in Kurzem, und ſetzt durch ſeinen Tod das Paar in eine ganz unabhängige Lage. Aber ein geſchäftloſes, luſtgieriges Leben verzehrt gar bald Lottchens Vermögen und den Reſt deſſen, was Heinrichen noch vom väterlichen Erbe übrig war. Er mißhandelt ſeine Frau. Er ſtürzt ſich in Ausſchweifungen aller Art, um ſeinem Bewußtſeyn zu entfliehen. Beſonders merkwürdig iſt es, daß, bei einem entſchiedenen Abſcheu vor dem Gedanken an ſeinen Glückswurf, ſeitdem eine ſo unbezwingliche Neigung zum Würfelſpiele in ihm entſtanden war, daß er bald ſeine Zeit nur noch mit Leuten zubrachte, welche dieſe Neigung zu benutzen wußten. Das Haus war längſt in fremden Händen, kein Gläubiger mehr aufzutreiben. Die kranke Frau des Erſchoſſenen und ihre Kinder, die er bis dahin unterhalten hatte, verloren Heimath und Brod. Bald kam es auch an ihn ſelbſt, ſeine Frau und ſein Kind.

Der Arbeit zu ſehr entwöhnt, um durch ſie eine Verbeſſerung ſeiner Umſtände zu erwarten, beſann er ſich einſtmals noch darauf, daß das chirurgiſche Inſtitut armen Leuten bei Lebzeiten ihren künftigen Kadaver abkaufte. Er wendete ſich deshalb an den Vorſteher der Anſtalt. Das hinfällige Anſehen, die Folge ſeiner wüſten Lebensart, war Urſache, daß man den Kauf des wohlgebauten Körpers nicht verſchmähte.

Aber auch dieſes Geld, beſtimmt, das Leben ſeiner Frau und des halb verhungerten Kindes zu friſten, ging im Spielhauſe verloren. Schroll nahm, als der letzte Thaler verſchwunden war, einen Würfel mit Wuth zwiſchen die Zähne. Da hört er ſich die Worte in's Ohr raunen: „Gemach, Bruder, nicht alle Würfel zerbrechen, wie der auf dem Richtplatze!“ Doch als Schroll erſchüttert ſich umſieht, iſt keine Spur von dem Urheber der Bemerkung aufzufinden.

Unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ſich ſelbſt und die Mitſpielenden, ſchwankte er aus dem Hauſe, um nach der übel verwahrten Dachkammer zu gehen, wo Frau und Kind ſchmerzlich auf ſeine Rückkehr und Hülfe warteten. Aber hier drangen die von Hunger und Kälte Gepeinigten ſo ungeſtüm auf ihn ein, daß er ſich nicht zu retten wußte, als durch ſchleunige Flucht. Doch wohin bei Nacht, da jedes Wirthshaus ſeine jetzige Armuth kannte? Er ſchlug mit der Fauſt nach der Stirn, und erhob ſie dann drohend gegen den Mond, der in ſtiller Heiterkeit die Sturmwolken über ſich hingleiten ließ. Er war jetzt an dem Gottesacker. Die bleichen Geſtalten der Leichenſteine blickten trübe über die Mauer herüber. Ihm graute vor nichts, als vor ſich und ſeinem Daſeyn. Er trat lautlachend auf den Platz der Abgeſchiedenen. Ein verfallener Schwibbogen gab ihm vor den eiſigen Winden Schutz, die ſtärker, als noch kurz vorher, zu hauſen anfingen.

Der Mond warf ſeinen Strahl in den Schwibbogen, gerade auf die goldenen Worte an der Wand: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben.“ Schroll nahm ein Grabſcheit, das in der Erde ſtand, und ſchlug damit wüthend gegen die goldenen Buchſtaben. Aber gerade dieſe Buchſtaben ſchienen unvertilgbar; und als er eben beſſern Erfolg von einer Hacke erwartete, die er jetzt an der Erde liegen ſah: da klopfte jemand auf ſeine Schulter und ſagte dazu: „Laß das, Kamerad, Du bemühſt Dich umſonſt damit!“ Schroll ſchrie laut. Er hörte in dieſer Anrede die Stimme des erſchoſſenen Kunz; ſah auch die ganze Geſtalt, wie er nun entdeckte.

„Was willſt Du?“ fragte Heinrich, mit vorgehaltenen Händen, die blutbeſprützte bleiche Erſcheinung.

„Dich tröſten, Bruder!“ antwortete die Erſcheinung, die nun wieder Geſtalt und Stimme des Mannes angenommen hatte, welchem Schroll den Glückswürfel verdankte. „Du haſt mich vergeſſen, und biſt darum in's Elend gerathen. Erkenne jetzt Deinen Freund in der Noth, der blos kommt, um Dich wieder glücklich zu machen.“

„Wenn Du das willſt: warum erſcheinſt Du mir in der Geſtalt, vor der ich mich am meiſten entſetzen mußte?“

„Weil ich Niemandem meinen Umgang und meine Hülfe allzuleicht machen darf. Auch damals ſchon, ehe mein Würfel Dein Geſchick wendete, mußte ich Dich ahnden laſſen, mit wem Du's zu thun hatteſt.“

„Mit wem hatte ich zu thun?“ rief Schroll, und ſein Auge ſprang weit auf, ſein Haar ſtieg hoch empor.

„Du wußteſt es, Kamerad,“ ſagte der Andre, ihm dazu mit Lachen auf die Schulter klopfend — „Du weißt es auch in dieſem Augenblicke — Aber was wünſcheſt Du?“

Schroll kämpfte mit ſich ſelbſt, doch, bezwungen von ſeinem troſtloſen Zuſtande, ſagte er bald und ſchnell: „Würfel will ich haben, die gewinnen, ſo oft ich's verlange!“

„Gut. Aber weiche zuvor aus dem brennenden Scheine dieſer Schrift an der Wand! Dich geht ſie nichts an. — Lege dieſe Würfel nie von Dir! Es könnte Dir großes Unheil bringen. Und hüte Dich auch vor dem Segensſpruche in der Kirche und ſonſt! Und wenn Du mein bedarfſt: ſo zünde mit dem letzten Schlage der Mitternachtsſtunde ein Feuer an, thue meine Würfel, aber mit lautem Lachen hinein! Sie werden einigemal krachen und dann ganz zerplatzen. Iſt dies geſchehen: ſo wird es Zeit, in die Flamme nach ihnen zu greifen. Verſäume aber nicht den Moment, oder Du biſt verloren! Und habe Muth, Dich von den Trugbildern nicht irre leiten laſſen, mit denen ich Dir meinen Umgang allemal erſchweren muß! Vermeide übrigens, heilige Feſttage dazu zu wählen! Hier nimm!“

Schroll ergriff die Würfel mit der einen Hand, während er mit der andern ſeine Augen vor Schmerz bedeckte.

Als er wieder aufblickte, ſtand er allein.

Eiligſt verließ er nun den ſchaurigen Ort, um in das Spielhaus zurückzukehren, wo noch helles Licht zu ſehen war. Aber nur mit vieler Mühe erhielt er hier von einem ſogenannten Freunde ſo viel Geld, um noch den kleinſten Satz verſuchen zu können. Weit leichter gelang es ihm, die Verſammlung zum Gebrauche der Würfel zu bewegen, die er mitbrachte. Die Spieler glaubten hierin höchſtens einen gar nicht ungewöhnlichen Aberglauben, doch keine Ueberliſtung zu ſehn, weil ſie ja ebenfalls ihr Heil mit dieſen Würfeln verſuchen konnten und ſollten. Aber nur der Beſitzer dieſes Geräthes wurde davon begünſtigt, und Schroll kam gegen Morgen, faſt mit der ganzen Baarſchaft der Uebrigen, taumelnd von Wein und Freude, in der Dachkammer an, wo die Seinigen faſt erfroren und verhungert waren.

Ihre äußere Lage verbeſſerte ſich ſogleich Schroll's gewonnenes Geld reichte nicht nur für die dringendſten Bedürfniſſe; es war auch genug, um ſogleich eine warme Wohnung im Voraus zu bezahlen, und einen bedeutenden Satz übrig zu behalten.

Mit dieſem wurde, in beſſerer Kleidung, ein vornehmeres Spielhaus aufgeſucht, und Heinrich kam erſt Abends, aber von Gelde ſchwer, nach Hauſe.

Bei einer Spielanſtalt, die er nun ſelbſt errichtete, veränderten ſich ſeine und ſeiner Familie Umſtände in wenig Wochen dergeſtalt, daß die Policei anfing, ein wachſames Auge auf ihn zu haben.

Dieſes bewog ihn, die Stadt zu verlaſſen, und von nun an ſeinen Aufenthalt unaufhörlich zu verändern. Beſonders wurden auch die Bäder von ihm beſucht. Obſchon aber die Würfel fortdauernd ihre guten Dienſte thaten: ſo erübrigte er dennoch nicht das Mindeſte. Alles ging bei dem ausſchweifenden Leben des Paares wieder auf.

Endlich bekam die Sache im Bade zu ** eine ſchiefe Wendung.

Die Leidenſchaft zu einem jungen, ſchönen Fräulein, der Heinrich bei Bällen und Konzerten, wie in der Kirche, kurz überall, vergebens nachſtellte, nahm ihm plötzlich alle andere Beſinnung. Eines Abends, da Schroll, der ſich jetzt Hauptmann von Schrollshauſen nannte, einen Meiſterſtreich von ſeinen Würfeln erwartete, um vielleicht durch Glanz und Ueberfluß das geliebte Fräulein noch zu erobern, da verſagten ſie ihm plötzlich allen Dienſt. Sonſt verloren ſie nur, wenn er es haben wollte, diesmal aber ging, ſehr wider ſeinen Willen, nicht nur die ganze Baarſchaft darauf, ſondern er hatte auch noch Schulden machen müſſen.

Schäumend vor Wuth, kam er nach Hauſe. Er fragte ungeſtüm nach ſeiner Frau. Sie war abweſend. Er betrachtete die Würfel. Sie ſchienen ihm nicht die Seinigen. Ein Argwohn ſchoß mächtig in ihm auf. Frau von

Schrollshauſen hatte ebenfalls ihre Spielzirkel. Er hatte ſie von der Kraft ſeiner Würfel, ohne deren eigentlichen Urſprung zu verrathen, einiges merken laſſen, und ſie ihm ſchon längſt angelegen, ihr nur ein einzigesmal dieſe Würfel zu erlauben. Zwar legte er ſie auch beim Schlafengehn nicht von ſich. Im Schlafe aber war doch eine Vertauſchung möglich. Bei längerm Brüten über dieſem Gedanken ward ihm das Mögliche wahrſcheinlich, das Wahrſcheinliche gewiß, um ſo gewiſſer, als ſie jetzt mit der heiterſten Laune nach Hauſe kam, und ihm ankündigte, daß ſie heute vom Glücke ganz auffallend unterſtützt worden wäre, auch zum Beweiſe eine anſehnliche Summe in Golde auf den Tiſch zählte. „Nun," fügte ſie lachend hinzu — „nun bedarf ich Deiner Würfel nicht weiter, ja ich würde die Meinigen kaum damit vertauſchen."

Heinrich, beſtärkt in ſeinem Argwohn, forderte die Würfel, als das ihm entwendete Eigenthum, zurück. Sie lachte und läugnete. Endlich erhitzte man ſich dergeſtalt, daß er ihr ein Meſſer in's Herz ſtieß. Sie zuckte noch einmal und ſtarb. „Verdammt!" rief er, als doch die Würfel, die er bei ihr fand, ganz ſichtbar nicht die ſeinigen waren.

Das Kind hatte während des Mordes geſchlafen; aber der Wirth wollte am Morgen Lärm machen. Durch große Verſprechungen gelang es Heinrichen endlich, den Mann zum Schweigen zu bringen. Heinrich ſagte ihm eine Summe Goldes und die Heirath ſeiner Tochter zu, mit welcher er ſchon ſeit langer Zeit heimlichen Umgang gehabt hatte.

Nun hieß es, die Frau von Schrollshauſen habe in einem Anfalle von Melancholie, der ſie längſt nachgehangen, ſich ſelbſt umgebracht; und wenn es auch Zweifler gab: ſo war doch kein Kläger zu Gunſten der Ermordeten da.

Weit empfindlicher, als dieſer Mord, war Heinrichen zu damaliger Zeit der Umſtand, daß, wie ſich immer mehr bewährte, ſeine Würfel ihre Kraft eingebüßt hatten. Denn ſchon zwei Tage lang hatte er mit ihnen vermaßen verloren, daß er ſich bei Nacht und Nebel davon machte. Sein Kind, zu dem ſeine Liebe tagtäglich zunahm, mußte er jedoch dem Wirthe, als Pfand ſeiner Rückkehr und der Einlöſung ſeines gegebenen Wortes, überlaſſen. Schroll würde geblieben ſeyn, wenn er ſogleich ſeinen Rathgeber hätte citiren können. Denn ohn' dieſe Citation war nichts weiter anzufangen, und ſie mußte wegen des heiligen Pfingſtfeſtes, das gerade einfiel, auf einige Tage hinausgeſchoben werden. Beim Bleiben hätte er nur mancherlei — immer verdächtige — Ausflüchte gebraucht, um ſich in der Zwiſchenzeit bei ſeinen Gläubigern im Anſehen zu erhalten, ſtatt daß, wenn er nun mit Zahlungsmitteln zurückkehrte, jeder Argwohn durch das Vorgeben einer dringend nothwendigen Reiſe, auf einmal zu verbannen, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen war.

In einer nahen Reſidenz, wo er ſo häufig einſprach, daß er daſelbſt ein beſtändiges Abſteigequartier hatte, verlebte er die Pfingſttage mit Ungeduld, und beſchloß, ſogleich in der darauf folgenden Nacht ſeinen Rathgeber zu fordern und zur Rede zu ſetzen.

Aber ſo wenig er auch die Zeit hatte erwarten können, ſo bange ward ihm, je näher die Stunde der Mitternacht heranrückte. Ob er gleich in ſeiner Wohnung ganz allein war, und ſelbſt den Bedienten im Bade zurückgelaſſen hatte, ſo war es ihm ſchon lange zuvor, als höre er um ſich her gehen und flüſtern. Sein Vorhaben, das er in den letzten, dringenden Tagen wie ein gleichgültiges Spiel betrachtet hatte, zeigte ſich ihm nunmehr in der ganzen ungeheuern Geſtalt. Dazu erinnerte er ſich, daß ſein böſer Rathgeber ihn ſelbſt in der bangen Zeit, die ihm bevor ſtand, zum Muthe ermuntern zu müſſen, geglaubt hatte. Es blieb ihm indeſſen keine Wahl. Wie ihm geheißen war, ſo ſetzte er auch mit dem letzten Schlage der Mitternachtsſtunde das zuvor ſchon auf dem Heerd geſchichtete Holz, nicht ohne heftiges Zittern, in Flammen, und warf ſodann die Würfel mit einem Lachen hinein, das an allen vier Wänden den ſchrecklichſten Wiederhall fand.

Betäubt hiervon und von dem Dampfe, der die hoch aufwirbelnde Flamme begleitete, ſtand er einige Minuten, als er auf einmal alle Umgebungen verändert, und ſich in ſeines Vaters Haus zurück verſetzt ſah. Der Vater lag auf dem Sterbebette, wie er ihn wirklich geſehen. Er hatte den ſchmerzlichen Ton noch auf der Lippe, mit dem er ihn damals bittend zurief. Er ſtreckte, wie damals, ſeine Arme nach ihm aus, und verſchied.

Schroll war durchbohrt von dem Bilde, das alle ſchönen Vorſätze aus jener Zeit in ſeinem Gedächtniſſe mit Furiengewalt auffriſchte. In dieſem Augenblicke krachten die Würfel zum erſtenmale, und Schroll wandte, hiervon neu aufgeſchreckt, ſein Geſicht nach der Flamme. Der Rauch verfinſterte abermals alles, um ein neues Bild vor ihm aufſteigen zu laſſen. Er ſah ſich ſelbſt am Tage vor der Exekution in der Wachſtube ſitzen. Der Geiſtliche bei ihm. „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben!“ ſchien er eben zu ſagen. Heinrich gedachte ſeiner damaligen Faſſung, der Hoffnungen, die der Geiſtliche in ihm erregt hatte, und des Gefühls, der Vereinigung mit dem verſtorbenen Vater würdig geblieben, oder ſolches wenigſtens durch bittre Reue wieder geworden zu ſeyn. Der zweite Knall der Würfel zerſtörte die Scene, aber nicht, um eine tröſtlichere an ihre Stelle zu ſetzen. Denn jetzt ſtellte ſich eine Diebesherberge dar, worin die unglückliche Gattin des an Heinrichs Stelle Hingerichteten ihre Kinder verfluchte, welche aus Mangel an Verſorger und Rathgeber, zum Gaunerhandwerke gegriffen hatten. Im Hintergrunde ſtand der blutige Vater der Ungerathenen, drohend und eine Anklage wider Heinrichen zum Himmel richtend.

Mit dem dritten Krachen der Würfel lößte ſich von dem neu aufſteigenden dicken Rauche die Geſtalt ſeiner ermordeten Gattin los, die, ihn aus einem Winkel in den andern drängend, endlich an dem Feuer Platz nahm, zu welchem, wie Schroll nun mit Schaudern bemerkte, ſich auch ſein verſtorbener Vater und der erſchoſſene Kunz gelagert hatten, die ein einſtimmiges, leiſes zwar, aber durch Mark und Bein durchdringendes, Wehe, über ihn ausriefen.

Nach langem, ſchrecklichem Träumen ſah Heinrich die Flamme nur noch ſchwach und ſchwächer auflodern. Er nahte ſich. Die ringsum ſtehenden Geſtalten hoben die Hände drohend auf. Jetzt oder nie! Einen Augenblick ſpäter war der Zeitpunkt für immer verſchwunden, und Heinrich, wie ſein falſcher Freund geſagt hatte, verloren. Mit dem Muthe der Verzweiflung griff er zwiſchen den drohenden Geſtalten hinein nach den glühenden Würfeln, die, ſobald er ſie berührt hatte, mit einem entſetzlichen Getöſe, vor dem die Erſcheinungen insgeſammt verſchwanden, entzwei platzten.

Ein böſer Rathgeber trat diesmal in der Kleidung eines Todtengräbers herbei und fragte mit ſchnaubender Stimme: „Was willſt Du von mir?“

„Dich an Dein Verſprechen erinnern!“ antwortete Schroll, mit Beben zurücktretend. — „Deine Würfel haben ihre Kraft verloren.“

„Durch weſſen Schuld?“

Heinrich bedeckte ſeine Augen; denn der Blick des Böſen flog wie ein tödtender Wetterſtrahl umher.

„Als Dich,“ fuhr er fort — „neulich Deine Lüſte dem ſchönen Fräulein in die Kirche nachführten, da hatteſt Du freilich keine Gedanken an meine Worte; und der Segensſpruch, vor dem ich Dich warnte, entkräftete die Würfel. Merke beſſer auf meine Reden!“

Hiermit verſchwand er, und Schroll fand drei neue Würfel auf dem Heerde.

Da nach ſolchen Auftritten an keinen Schlaf zu denken war: ſo entſchloß ſich Heinrich, wo möglich noch in dieſer Nacht, eine Probe mit den Würfeln zu machen. Der Ball im Hotel gegenüber, zu dem er eingeladen war, und deſſen Walzer noch recht lebhaft herüber klangen, ſchien Gelegenheit darzubieten. Er begab ſich dahin, übrigens nicht ohne Beſorgniß, daß dort ſowohl als im Hauſe etwas von dem Getöſe verlautet ſey. Zum Glücke fand er dies ungegründet. Es ſchien alles blos auf ſeine Ohren berechnet geweſen zu ſeyn; denn wenn er auch mit verſtellter Unbefangenheit fragte, was für ein Krachen mitten in der Nacht ſtatt gefunden habe: niemand wollte davon etwas inne geworden ſeyn.

Auch mit den Würfeln erreichte Schroll ſeinen Zweck. Er fand zum Spiel bereite Geſellſchaft, und war, als der Morgen anbrach, ſo glücklich geweſen, daß er ſogleich in's Bad zurückreiſen konnte, um ſein Kind und ſeine verpfändete Ehre einzulöſen.

Im Bade gewann er jetzt nur um ſo mehr Kunden, je bedeutender der Verluſt geweſen war, den man ihn vor Kurzem hatte leiden ſehen. Man hielt ihn für einen der reichſten Kavaliere, und verlor, indem man davon Gebrauch zu machen ſuchte, ſolche Summen an ihn, daß er wirklich in einem einzigen Monate für einen reichen Mann gelten konnte. Ohnfehlbar würde er bei dieſem Rufe, und da er Witwer war, mit gutem Erfolg um das Fräulein, dem er zeither vergebens nachgeſtellt, haben anhalten können, weil ihr Vater einzig auf Vermögen ſah, und ſich wahrſcheinlich über Sitten und alles andre bei ſeinem künftigen Schwiegerſohne hinweggeſetzt hätte. Allein auch durch die größten Geldanerbietungen konnte er ſich von der Heirath mit der ſehr verrufenen Wirthstochter nicht loskaufen, welche ihm ſechs Monate nach dem Tode ſeiner erſten Frau angetraut wurde.

Durch den gränzenloſen Aufwand, mit dem ſeine zweite Gattin die Flecken ihrer Ehre vergeſſen machen wollte, war Heinrichs gewonnenes Vermögen gar bald wieder verſchwunden. Die Würfel durften nicht ruhen. Die Scheidung war einer ſeiner herzlichſten Wünſche, den er aber nur einmal gegen ſeinen Schwiegervater geäußert hatte, weil dieſer ſogleich in die fürchterlichſten Drohungen ausgebrochen war. Der Mord ſeiner erſten Frau feſſelte ihn an die zweite. Der Knabe, den ihm jene hinterlaſſen, war, ſo ſehr er ihm auch die Züge derſelben und mit dieſen ſein Verbrechen

brechen zurückrief, dieſer Knabe war noch ſein einziger Troſt, wenn es anders bei ſeinem Gemüthszuſtande in Stunden, die durch keine Zerſtreuung gemildert wurden, irgend einen Troſt für ihn geben konnte.

Um dieſen Knaben vor ſchlimmen Beiſpielen von mancherlei Art zu bewahren, hatte er bereits mit einem berühmten Erzieher wegen ſeines künftigen Aufenthalts Verabredungen getroffen. Vergebens! Frau von Schrollshauſen, deren Prachtliebe gern aus Allem Feſte zu bereiten pflegte, hatte am Abende vor des Kleinen Abreiſe eine Geſellſchaft zuſammen bitten laſſen. Die Zeit zwiſchen Eſſen und Trinken war, wie gewöhnlich, den Würfeln gewidmet, deren Glück der Hauswirth, der durch den Ankauf eines Landgutes um ſein baares Geld gekommen war, diesmal nach möglichſten Kräften benutzte. Einer der Gäſte, welchem ein unaufhörlicher Verluſt anſehnliche Summen gekoſtet hatte, ſchleuderte in ſeinem Mißmuth die Würfel einmal dergeſtalt aus dem Becher, daß einer davon herunterfiel. Die Bedienung ſuchte; auch der Kleine, deſſen Abſchied eben gefeiert wurde, kroch nach dem Würfel herum, ohne ihn zu finden, bis er unverſehens mit dem Fuße darauf trat, das Gleichgewicht verlor, und dergeſtalt mit dem Schlaf auf eine Ofenecke ſtürzte, daß er nicht wieder in's Leben zu bringen war.

Dieſer Unfall machte den heftigſten Eindruck auf den Vater. Er rekapitulirte ſein ganzes Leben ſeit dem erſten unglückſeligen Gebrauche des Glückswürfels. Aus ſeinen Würfeln entſprang all ſein Unglück. Wie von ihnen loskommen?

In der tiefſten Betrübniß bei dieſem Gedanken, durchirrte Schroll eines Abends die Stadt, wo er ſeit ſeines Kindes Tode ſich aufhielt. Endlich gelangte er auch auf eine Brücke. Der tiefe Strom ſchien ihn theilnehmend anzublicken und anzuſprechen. Seine Verzweiflung fügte das Uebrige hinzu: „So ſey es denn!“ rief er, und ſprang über das Geländer der Brücke hinab.

Aber ſtatt in den Wellen ſein Grab zu finden, fühlte er ſich unten von den Armen eines Mannes umfangen, den er an ſeinem Hohnlachen und an ſeinem Blicke gar bald für den böſen Rathgeber erkannte. Der Mann trug ihn ſtill bis an's Ufer, und ſagte dann: „Nein, Kamerad! wer einmal mit mir im Bunde ſteht, dem helfe ich, ſelbſt wider Willen."

Halb wahnſinnig ſeit dieſem Augenblicke, ſchlich Schroll am andern Morgen mit geladenem Piſtol in's Freie. Frühling, Blumen und Nachtigallen waren da; nicht für ihn. Eine Schaar munterer Krämer, die einem Jahrmarkte zuzogen, erregte ihm nur Verdruß. Einer davon, der ſein finſteres Geſicht mitleidig anſah, geſellte ſich zu ihm, fragte theilnehmend, was ihm fehlte; und Schroll hörte deutlich ein paar Vorübergehende ſagen: „Mit dem tückiſchen Menſchen ginge ich auch nicht allein." Er warf den Leuten wilde Blicke zu, machte ſich aber doch mit einem Händedrucke von ſeinem freundſchaftlichen Begleiter los, um einen einſamen Weg nach dem Walde einzuſchlagen.

Der erſte abgeſchiedene Platz dient ihm, das Piſtol auf ſich abzudrücken. Nach langer Betäubung aber erwacht er wieder. Der Menſch, der ihn vor Kurzem mit ſo vieler Theilnahme anredete, liegt vor ihm in ſeinem Blute. Schroll iſt unverſehrt. Indem er den Ermordeten anſtarrt, fühlt er ſich ſchon von hinten bei der Bruſt gefaßt. Schon glaubt er auf dem Blutgerüſte zu ſtehen. Als er ſein Geſicht zurückwendet, weiß er nicht, ob er Freude oder Schmerz empfinden ſoll. „Gut, Kamerad," redet ihn ſein böſer Freund, in Geſtalt des Todtengräbers, an — „willſt Du den Tod von meiner Hand nicht erwarten: ſo muß ich Dich auf den Richtplatz ſchleppen, wie Du durch mich ihm entriſſen wurdeſt. Aber denke darum nicht, mir zu entrinnen! Mit Deinem Tode biſt Du ſicherlich wieder mein."

„Wer iſt der Mörder des armen Wanderers?" fragte der Unglückſelige.

„Wer anders, als Du? Oder warſt Du es nicht, der das Gewehr abſchoß, das neben ihm liegt?“

„Auf mich abſchoß!“

Der Böſe lachte, daß es Heinrichen Mark und Bein erſchütterte. „Merke Dir's nochmals, Kamerad, daß der, deſſen Geſchick ich leite, dieſem niemals aus eigenem Willen vorgreifen wird. Jetzt gehe, wenn Du dem Hochgericht ausweichen willſt! Ich werde, Dir zu Gefallen, meine Schleier über Deinen Todtſchlag werfen.“

Dazu ſchickte ſich der Todtengräber an, mit ſeinem Grabſcheite ein Loch zu machen, um die Leiche zu verbergen, während Schroll davon ſchwankte, mehr um nur dem Kreiſe des Furchtbaren wieder zu entkommen, als in Sicherheit zu gelangen.

Der Mord, den er, wenn ſchon bewußtlos, ſo eben wieder begangen hatte, verſtärkte, wo möglich, Heinrichs Seelenangſt über den Gedanken, dem heilloſen Gängelbande, an dem er gehalten wurde, gar nicht entfliehen zu können.

Beim Anblick eines Arreſtanten in der Thorwache, fiel Schrollen ſein eigener Arreſt wieder ein. „Wie gut für mich und Lottchen, wenn ich damals die Luſt des Lebens nicht ſo theuer erkauft, wenn ich den ſchönen Spruch des Geiſtlichen beſſer beherzigt hätte!“

Bald gerieth er nunmehr auf den Einfall, jenen wackern Geiſtlichen ſelbſt wieder aufzuſuchen, und ſich und ſeine unſelige Situation ihm zu entdecken. Dieſer Vorſatz gab ihm neuen Muth. Er überredete ſeine Frau, daß ein nothwendiges Geſchäft ihn auf einige Tage nach der Reſidenz rufe. Doch konnte er ſie durchaus nicht von der Begleitung zurückhalten, ſo viel er auch dagegen ſprechen mochte.

Nach langem Ueberlegen, ob er die Würfel ſogleich von ſich thun, oder mitnehmen ſolle, fehlte es ihm zu erſterm an Kraft. Ohne daher an ſie weiter zu denken, behielt er ſie, wie gewöhnlich, bei ſich, und hatte auf der Reiſe nur die eine Sorge, daß der Geiſtliche, der ſchon am Tage jener Execution in einem hohen Alter geweſen war, nicht mehr am Leben ſeyn möchte. Aber ſogleich bei ſeiner Ankunft ſah er den Mann noch ganz mit dem vorigen Aeußern über die Straße gehen, und er fühlte ſich ruhiger, als ſeit Jahren.

Das edle Aeußere des Mannes beſtärkte ihn nur noch mehr in dem Vorſatze, ihm alles, was er für wichtig hielt, zu entdecken. Nur die Art des Todes ſeiner erſten Frau glaubte er übergehen zu können, da doch auch ſie lediglich die Folge ſeines unglückſeligen Bündniſſes und einmal geſchehen, bei aller herzlichen Reue, nicht mehr zu verhindern war.

Der fromme Geiſtliche verſagte Heinrichs Erzählung eine Zeitlang allen Glauben; als er aber inne ward, daß er zwar ein krankes Gemüth, aber keinen zerrütteten Geiſt vor ſich ſah: da ſuchte er alle Troſtgründe hervor, die ſeine Menſchenliebe ihm darbot, und eine langjährige Erfahrung als wirkſam erprobt hatte.

Ein achtägiger, faſt ſtäter Umgang mit dem Geiſtlichen, gab Heinrichen ſeine Hoffnung auf eine ſelige Zukunft zurück. Nur ermahnte der fromme Mann ihn noch beim Scheiden, ſtets nach dem Himmel zu trachten, und alles von ſich zu thun, was ihn an das unſelige Verhältniß erinnern könnte.

Schroll bedachte auf dem Wege in den Gaſthof, daß darunter ohnfehlbar die Würfel auch mit gehörten. Denn ausdrücklich hatte der Prediger ſie allem Vermuthen nach darum nicht erwähnt, weil der Unglückliche den Umſtand, daß er ſie immer bei ſich tragen ſollte, (er konnte jetzt ſelbſt nicht ausmitteln, ob mit oder ohne Abſicht,) ganz übergangen hatte. Indeſſen beſchloß Schroll doch feſt und unwiderruflich, daß es nach ſeiner Rückkehr ſein Erſtes ſeyn ſollte, dieſes jedem Beſitzer mit dem größten Nachtheil drohende Geräth an einem unzugänglichen Orte zu vergraben, um ſo jedermann vor der Gefahr des Fundes ſicher zu ſtellen.

Im Gaſthofe kam ihm ſeine Frau luſtig bis zur Ausgelaſſenheit entgegen. Sie lachte, wenn ſie ihn auch nur anſah, dermaaßen, daß ihm endlich die Galle überlief, und er unwillig nach der Urſache fragte.

„Ei," antwortete ſie — „haſt Du mir doch auch nicht die Urſache unſers Hierſeyns mitgetheilt, und was in den acht Tagen für wichtige Dinge vorgefallen ſind! Ich will meine Geheimniſſe eben ſo gut behaupten. Daß Du mich hier im Gaſthofe immer allein gelaſſen, das iſt eine Höflichkeit, die der Eheſtand mit ſich bringt; aber daß Du hierher gereiſet biſt, einzig um — Deine ganze Zeit mit einem alten, langweiligen Schwarzrocke zu vertrödeln, das — nimm mir's nicht übel, das ſcheint mir eine Laune, die das viele Geld nicht werth iſt, was ſie koſtet."

„Wer hat Dir von meinem hieſigen Umgange erzählt?" fragte **Heinrich** verwundert.

„Auch das ſollſt Du erfahren, wenn Du mir geſtehſt, was Du ſo lange mit dem Geiſtlichen abgehandelt haſt. — So viel," fügte ſie ſchlau hinzu — „ſo viel kannſt Du glauben, daß der Kavalier, der mich von Deinen Geſchäften ein wenig unterrichtet hat, tauſendmal hübſcher und intereſſanter war, als ein alter Mann, der ſchon am Rande der Grube herum wankt."

Aber ſo ſehr ſie auch hierdurch Heinrichs Neugierde zu reizen hoffte: er forſchte nicht weiter nach, da er ſein Geheimniß um keinen Preis weggegeben hätte, doch eben ſo wenig ſie mit einer Lüge abfinden wollte, weil es zu ſeinen neuerlichen Vorſätzen mit gehörte, ſo wahrhaft zu ſeyn, daß ſein Verfolger gar keine Gelegenheit mehr finden ſolle, ihm ſeinen verderblichen Umgang aufzudringen.

Allein dieſe Gleichgültigkeit beleidigte die Frau von Schrollshauſen dergeſtalt, daß ſie ihre gute Laune völlig verlor, und von nun an äußerſt gehäſſige Bemerkungen gegen ihres Mannes langweiliges Weſen machte, und dazu viel von Leuten ſprach, die bei abnehmendem Verſtande Pietiſten zu werden pflegten.

Auch am folgenden Tage ſetzte ſie unterwegs die Anſpielungen dieſer Art fort. Ihr Gatte ertrug alles. Was ihm aber unerträglich vorkam, das war die Rechnung, die ihm bei der Rückkehr in die Heimath ſeine Gemahlin zur Bezahlung übergab. Sie hatte nämlich den Aufenthalt in der Reſidenz zum Ankaufe ſo vieler, prächtiger Kleidungsſtücke und Pretioſen angewandt, daß Heinrichen nichts übrig blieb, als, das Gut, das er ſeit Kurzem beſaß, ohne allen Verzug in's Geld zu ſetzen.

Seine Gattin nahm jedoch dieſes Geſtändniß ſehr übel auf. „Warum," ſagte ſie — „das Gut, mein einziges Erbe nach Deinem Tode, verkaufen, da Du Dein Glück im Spiele zum Erſatz dieſer Bagatellen nur benutzen darfſt, und wenig darauf ankommt, ob die Rechnung heute oder morgen bezahlt wird?"

Heinrich erklärte beſtimmt, daß er nie wieder ſpielen werde, und ſeine Gattin rief aus: „Pfui, ſchäme Dich! Alſo iſt es doch ganz gegründet, was ich in der Reſidenz erfuhr, daß Gewiſſensſkrupel, ha ha ha! Dich dahin, zu dem verroſteten Schwarzrocke, getrieben haben, und daß dieſer Dir zur Buße die Vermeidung des Spieles auferlegte? Ich wollte nicht dran glauben, weil mir die Sache bei Deinen Vermögensumſtänden zu albern und unvernünftig erſchien."

„Liebes Kind," ſagte Schroll bekümmert — „überlege — —"

„Was iſt da lange zu überlegen!" fiel ſie ein. Ihr Vater kam dazu, und miſchte ſich in das Geſpräch. Frau von Schrollshauſen, die ohnehin den Mann in der Reſidenz nicht vergeſſen konnte, ſprach ſelbſt von Trennung. Ihr Gatte war es zufrieden. Der Vater ſagte: „Ich bin es auch. Nur muß für den anſtändigen Unterhalt meiner Tochter zuvor ein zureichendes Kapital ausgeſetzt werden, oder — —"

Er nahm Heinrichen bei Seite, und ſeine Drohung, das alte Verbrechen noch aufzudecken, machte dieſen ganz muthlos, ſo daß er endlich voll Verzweiflung einwilligte, und ſich wegen der Summe verſtändigte.

Nur ſo lange noch, bis dieſe zuſammengebracht war, ſollte das Glück der Würfel verſucht werden, und dann die Scheidung geſchehen. Nach dieſer, dachte Heinrich, ſein Brod anderwärts, wäre es auch vor den Thüren, zu ſuchen. Er wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich mit der bedungenen Summe recht bald von den unglückſeligen Glückswürfeln loszukaufen. Sein Schwiegervater that ihm darin auch allen möglichen Vorſchub, und arrangirte, wenn Schroll nicht ſeine Spielgeſchäfte auswärts beſorgte, häufig eine Parthie in ſeinem Hauſe.

Die Summe war bis auf wenige hundert Thaler beiſammen, und Heinrich ſah ſich ſchon einen verfallenen Brunnen an, wohin er er die Würfel werfen, und den er nachher ganz verſchütten laſſen wollte. Denn ſelbſt in dem Fluſſe glaubte er ſie, ſeit ihm darin ſo unerwünſcht das Leben war gerettet worden, weniger ſicher.

Sonderbar genug war Schroll an dem Abend, da der Reſt des Geldes in ſeines Schwiegervaters Hauſe zuſammen gebracht werden ſollte, einem Abend, auf den er lange ſchmerzlich gehofft hatte, äußerſt düſter und niedergeſchlagen. Vorzüglich beunruhigte ihn das Geſicht eines fremden Spielers, der ſchon mehrere Tage nach einander anſehnlich verloren hatte. Der Menſch, der ſich Stutz nannte, glich ſeinem, auf dem Richtplatze erſchoſſenen, vormaligen Kameraden bis zur Täuſchung, und hatte vor dieſem nur eine blühende Jugend voraus. Aber die Beunruhigungen häuften ſich. Ein andrer Menſch, den niemand kannte, trat gegen Mitternacht an den Spieltiſch, und unterbrach das Spiel mit der Erzählung einer Geſchichte, die eben vorgefallen ſeyn ſollte. Es hätte nämlich jemand, ſagte der Fremde, ein Bündniß mit irgend einem Manne, den man den Böſen nenne, gemacht, und durch dieſen viel Glück im Spiele gehabt, ſpäterhin aber von dem Bündniſſe abgehen und nur zuvor etwas Geld zurücklegen wollen. Aber der Böſe hätte das zeitig genug gemerkt, und ſich ſeiner verſichert, wie er eben die letzten Thaler zu erwerben geſucht habe.

Die Geſellſchaft fing an, über das fabelhafte Hiſtörchen ſo zu lachen, daß Heinrichs Gattin aus dem Nebenzimmer herbei gelockt wurde. Man berichtete ihr die Sache, und ſie freute ſich um ſo mehr darüber, da ſie in dem Erzähler den artigen Kavalier aus der Reſidenz wieder erkannte, der ihrer Meinung nach ohnfehlbar gekommen war, um ihr zu gefallen, und ihren Gatten, wie er's verdiene, auszuſpotten.

Alles lachte, Stutzen und Heinrichen ausgenommen. Der Erſte hatte wieder faſt all ſeine Baarſchaft verloren, und der Letzte war durch die Geſchichte ſo erſchüttert, daß er den Fremden, der ihm gegenüber ſtand, anzuſtarren gleichſam gezwungen ward. Sein Erſchrecken nahm zu, als er bemerkte, daß dieſes neue Geſicht mit jedem Momente anders geſtaltet zu ſeyn ſchien, und nichts daran unverändert blieb, als der kalte Hohn, mit dem es fortdauernd auf Heinrichen ruhte.

Dieſer konnte es nicht länger aushalten, und ſagte daher, als Stutz eben wieder einmal einen Satz verloren hatte, daß es ſchon ſpät ſey, jener Spieler auch zuviel Unglück habe, und das Spiel lieber auf einen andern Tag verſchieben ſolle. Dazu ſteckte Heinrich die Würfel in die Taſche.

„Ausreden!“ rief mit eins der Neuangekommene — „um Ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen!“

Schroll erſtarrte; denn nun blieb ihm kein Zweifel mehr, wem dieſe Stimme und das flammende Auge gehörten.

„Heraus mit den Würfeln!“ rief der Fremde, und bebend warf Heinrich ſie auf den Tiſch. „Ich glaube gar,“ ſagte der Furchtbare — „daß es falſche Würfel ſind!“

Er ließ ſich hierauf einen Hammer geben, und ſchlug einen davon entzwei. „Sehen Sie wohl,“ ſagte er zu Stutzen, indem er ihm zeigte, daß wirklich auf der einen Seite im Innern des Würfels Blei angebracht war.

„Halt, Betrüger!“ rief jetzt der junge Mann, als Heinrich in der fürchterlichſten Beſtürzung davon wollte, und warf dazu die Würfel nach ihm, deren einer in des Unglücklichen Auge flog.

Der Lärmen vergrößerte ſich. Die Wache kam, und der Thäter mußte um ſo mehr verhaftet werden, da Heinrichs Auge ſtark verletzt war, und augenblicklich ſchlimmer zu werden ſchien.

Am andern Tage bekam Schroll ein Wundfieber, das die herbei gerufenen Ärzte nie ſo heftig wollten gefunden haben. Er fragte wiederholt nach dem jungen Spieler. Dieſer war indeſſen in ſichre Verwahrung genommen worden, da man gefunden hatte, daß er auf falſche Päſſe reiſte. Er geſtand auch gar bald, daß der erſchoſſene Kunz ſein Vater geweſen, die kranke Mutter frühzeitig geſtorben ſey, und er und ſein Bruder, ohne Aufſicht und Unterhalt, auf ſchlechte Wege gerathen wären.

Schrolls Zuſtand verſchlimmerte ſich äußerſt bei dieſer Nachricht, und er entdeckte einem jungen Geiſtlichen ſeine ganze unglückliche Geſchichte, worauf er ein wenig ruhiger wurde. Gegen Mitternacht verlangte er ſchleunig nach dem Geiſtlichen. Dieſer kam. Aber beim erſten Blicke auf ihn ſtreckte Schroll mit ſichtbarem Schauder beide Hände vor ſich hin, um anzudeuten, wie es ſchien, daß man den vorher ſo ſehnlich begehrten Mann wieder entfernen möchte.

Noch ehe dies geſchehen war, verſchied der Kranke unter den heftigſten Konvulſionen.

Aus ſeinem Entſetzen vor dem Geiſtlichen iſt zu ſchließen, daß deſſen Geſtalt gemißbraucht worden war. Dieſes beſtätigt der Umſtand nur noch mehr, daß derſelbe junge Geiſtliche kurz nach Schrolls Tode erſchien, und von ſeiner frühern Anweſenheit kein Wort wußte.

Die Glückswürfel waren im ganzen Zimmer nicht zu finden.

Fr. Laun.

Das Erdbeben,

oder

der Schulmeiſter und ſeine Frau.

Skizze
zu einer
Schickſal- und Chor-Komödie,
in zwei Aufzügen

von

Hilarius Reimbold.

Perſonen:

Die Gräfin.
Der Schulmeiſter.
Chor der A-B-C-Schützen.
Des Schulmeiſters Frau.
Chor der Kaffeeſchweſtern.

Zur Verſtändigung.

Indem zu erwarten ſteht, daß die Idee des Schickſals und des Chors der Alten, ſo wie das Spiel mit poetiſchen Formen, in den Tragödieen der jetzigen, heidniſch-chriſtlichen Deutſchen, ſich als immer unentbehrlichere Mode einſchwärzen werden: ſo muß man endlich wohl daran denken, auch die Komödie mit ſolchem Schmucke auszuſtatten, und dadurch in der poetiſch-dramatiſchen Kunſt einen wichtigen Schritt vorwärts zu thun.

Der Verfaſſer der nachfolgenden, flüchtigen Skizze macht mit derſelben auf kein Verdienſt Anſpruch, als nur auf das, wenigſtens, mit warmem Intereſſe für den Ruhm ſeiner Landsleute, einen Fingerzeig gegeben zu haben, wo noch ein ganz neuer Lorbeerzweig zu brechen ſey.

Nur übereile ſich Niemand mit dem Urtheilsſpruche, daß dieſe Skizze keinen komiſchen Effekt mache! Das ſoll und darf ſie nicht! Denn da es zum Charakter der neueſten Schickſal- und Chor-Tragödie zu gehören ſcheint, daß ſie keinen tragiſchen Effekt mache, weder rühre, erſchüttere, noch Thränen hervorlocke: ſo muß — als ein durchgeführter Gegenſatz — die Schickſal- und Chor-Komödie nothwendig das Lachen verſchmähen, und den Wechſel poetiſcher Formen durchaus dem Wechſel komiſcher Situationen vorziehen.

Erſter Aufzug.

Die Schulſtube.

Erſter Auftritt.

Der Schulmeiſter (in einem Lehnſtuhl ſchlafend.)
Chor der A-B-C-Schützen (auf niedrigen Bänken ſitzend.)

Chor.

A-b Ab, B-a ba,
Herr Bartel ſchläft, Juchheiſaſa!
E-b Eb, B-e be,
Oft prügelt er mich! O weh! o weh!
J-b Jb, B-i bi,
Die Ruth' und das Lernen ergötzen mich nie.
O-b Ob, B-o Bo,
Wär' aus doch die Schule: ſo wär' ich froh!
U-b Ub, B-u Bu,
Ich denk', ich ſpiele nun Blindekuh.

(Der Chor fängt an Blindekuh zu ſpielen, und rennt gegen den Schulmeiſter, daß er aufwacht.)

Schulmeiſter.

So eben träum' ich von heiligen Engeln,
Da weckt mich der Chor von Bauerbengeln!
Wo iſt die Ruthe? wo iſt der Bakel!
Denn wollt' ich einen dergleichen Spektakel
Nicht auf der Stell' exemplariſch beſtrafen:
Nie könnt' ich mit gutem Gewiſſen hier ſchlafen.

(fängt an mit Ruthe und Stock auf den Chor los zuprügeln.)

Chor.

Pardon! Pardon!
Von meinen Sünden bekehr' ich mich ſchon.

Schulmeiſter.

(Aria.)

Keiner hat Pardon zu hoffen!
Jeder wird von mir getroffen!
Denn ſo will es das Geſchick.
Wollt ihr den Reſpect verletzen,
Und euch keck zur Wehre ſetzen:
Brech' ich Allen das Genick!

Chor.

Herr Jemine! Herr Jemine!
Wie thun mir Jack' und Hoſen weh!

Schulmeiſter.

Recht euch noch einmal zu gerben,
Das iſt meine heil'ge Pflicht,
Denn ich weiß, ich muß bald ſterben!

Chor.

Sterb' Er! Mord' er uns nur nicht!

Schulmeiſter.

Muß ich in den beſten Jahren
Leider ſchon von hinnen fahren:
Ei, ſo ſchreit, ſo laut ihr wollt!
Meine Meiſterſchaft im Prügeln
Will ich noch einmal beſiegeln,
Daß ihr an mich denken ſollt.

Chor.

Herr Jemine! Herr Jemine!
Wie thun mir Leib und Seele weh!

Schulmeiſter.

Recht! ganz recht! ſo muß es ſeyn!
So nur wirkt man kräftig ein
Auf die dummen Bauernſeelen

In den plumpen Körperhöhlen.
Anſehn muß das Lumpenpack
Den Himmel für einen Dudelſack.

Chor.

Ach! ich bin ſchon mauſetodt!
End' er endlich meine Noth!

(Der Chor fällt ohnmächtig zur Erde.)

Schulmeiſter (hört auf zu prügeln.)

Da liegt der Chor,
Der geſchlagene Thor,
Und kann ſich nicht rühren,
Der kurz zuvor
Noch konnte ſolchen Spektakel verführen!
Das iſt gewiß
Die Nemeſis,
Weil ſeine Väter, die Bärenhäuter,
Mich oft chikaniren, und ſo weiter.
Denn jedem Bauer oder Philiſter,
Der irgend Schaden oder Schmach
Anthut einem frommen Ludimagiſter,
Folgt auf dem Fuße die Strafe nach.
Und folgt ſie nicht gleich:
So trifft des Schickſals Ruthenſtreich

Die Kinder und Enkel
Auf Händ oder Schenkel.

Zweiter Auftritt.

Des Schulmeiſters Frau. Die Vorigen.

Frau.

Was Kukuk iſt mit dem Chor geſchehn?

Schulmeiſter.

Nun? Kannſt du wieder einmal nicht ſehn?

Frau.

Potz Peſt und Noth!
Er iſt ja wohl todt?
Hilf Himmel! haſt Du ihn erſchlagen?

Schulmeiſter.

(Triolet.)

Es wollt' es das Geſchick,
Daß ich ihn mußt' erſchlagen.
Was hilft nun alles Klagen?
Es wollt' es das Geſchick.
Du kannſt es Jedem ſagen:
Ich brach ihm das Genick.

Es wollt' es das Geſchick,
Daß ich ihn mußt' erſchlagen.

Frau.

O welche That! und welch Geſchwätz!

Schulmeiſter.

Unwandelbar iſt des Schickſals Geſetz.
Es kann ihm der Menſch nicht entrinnen,
Er mag, was er wolle, beginnen.

Frau.

Ja, du, verrückter Böſewicht,
Entrinnſt gewiß dem Galgen nicht!

Schulmeiſter.

Leicht möglich, daß ſich bald am Galgen
Mit meinem Leichnahm die Raben balgen.
Wahrſcheinlich ſteht eine Miſſethat —
(Ein Käſediebſtahl, oder ein Hochverrath) —
Der meine Ahnen belaſtet mit Fluche,
Noch ungelöſcht in dem Contobuche
Der racheluſtigen Nemeſis.
Die nimmt nun *mich* auf's Korn gewiß;
Denn Jeden ereilt unerbittlich das Fatum
An einem ſeit jeher beſtimmten Datum.

Frau.

O, hätt' es doch lange dich ſchon ereilt:
So wärſt du von deiner Narrheit geheilt!

Schulmeiſter.

Meinen hohen Schickſalsglauben —
Drückt er mich auch noch ſo ſchwer —
Sollſt du nun und nimmermehr
Mir durch Frevelworte rauben.
Narrheit nennſt du, holde Taube,
Was die echte Weisheit iſt.
Ach, dir fehlt der ſtarke Glaube,
Weil ein ſchwaches Weib du biſt!
Mir hat ihn ein Schnapsconfrater,
Der bei einem Hoftheater
Weiland Lampenputzer war,
Eingeſchnapſt auf immerdar.

Frau.

Dein verdammtes, arges Schnapſen!

Schulmeiſter.

Kind, wie magſt du mit ſo ſchnöden,
Abgedroſchnen Stachelreden
In das ſchöne Lied mir tapſen!
Ueberdem, in wenig Stunden

Wird mein Geiſt, dem Leib' entbunden,
Einziehn in des Himmels Halle:
Dann iſt ſo das Schnapſen alle.
Wiß', ein Traum hat mir's verkündet,
Daß ich, eh die Sonne ſchwindet,
Von der ganzen Labſalmaſſe,
Aus dem vollen Brandweinfaſſe
In der Kammer
Dort, o Jammer!
Soll die letzte Flaſche füllen,
Nach des Schickſals ſtrengem Willen. —
Denke dir: **die letzte Flaſche**
Von dem ſchönen Nektartranke,
Den ich ſonſt allſtündlich naſche,
Ohne den ich gleich erkranke!
Drum iſt's aus mit meinem Leben!
Aber, ohne Widerſtreben,
Meinem Schickſal hingegeben,
Will ich, ſonder Furcht und Grämen,
Cito von dir Abſchied nehmen.

(er breitet die Arme aus.)

Oft verwünſchtes Herzensſchätzchen!
Gieb mir ſchnell das letzte Schmätzchen;

Denn ich ſiehe, wie auf Kohlen,
Mir den letzten Trunk zu holen.

Frau. (ihn zurückſtoßend.)

Holte gleich der Teufel dich:
Wer wär' glücklicher, als ich?

Schulmeiſter.

Was die Frau nicht will gewähren,
Kann ein weiſer Mann entbehren;
Denn er trifft wohl anderwärts
Troſt für Magen oder Herz.

(ergreift eine leere Flaſche und geht damit in die Kammer.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Schulmeiſter.

Frau.

Was ſprach er da für Frevelworte!
O möcht' er, nach des Schickſals Schluß,
Mein'twegen geſteinigt, wie Stephanus,
Oder auch lebendig gebraten, wie Huß,
Noch heute gelangen zur Höllenpforte!
Ich will mir bald einen beſſern Mann,
Für dieſen betrunknen Schickſalsaffen,

Der nicht einmal Kaffee trinken kann,
Zum luſtigen Troſt an die Stelle ſchaffen.
(unterirdiſches Getöſe läßt ſich hören.)
Doch was iſt das?
Da unten ſauſt es,
Und donnert und brauſt es
Ohn Unterlaß!
Das iſt ohne Zweifel
Der nahende Teufel,
Der meinen Gemahl
Abholt zur Höllenqual.
Ich ſpreche: Amen!
In Gottes Namen!
(Ausbrechendes Erdbeben, wovon nach und nach alles im Zimmer umgeworfen wird.)
Herr Jeſus! Herr Jeſus! der jüngſte Tag!
Ich kriege das Fieber! mich rührt der Schlag!
Ich ſterbe, von Gott und Menſchen verlaſſen!
Mein Herz! ach, mein Herz! und die Kannen! die Taſſen!
Sie wanken!
Sie ſchwanken!
Hinaus! hinaus!

In den Hof oder Garten!
Als wär' es von Karten,
Purzelt im Nu zuſammen das Haus!

(Bravour-Arie, während welcher nach und nach das Haus einfällt.)

Wird der jüngſte Tag verkündigt,
O!
Weil ich mich vorhin verſündigt?
So?
Muß der Erdenball zerbrechen,
Weh!
Um mein Frevelwort zu rächen?
Heh?
Gnade! Gnade!
Denn wie Schade
Wär's um mich und um die Erde!
Ach! und draußen auf dem Heerde
Um den Kaffeetopf, den großen,
Den im rachetrunknen Zorne,
Mir das Schickſal will zerſtoßen,
Daß es mich zum Glauben ſporne.
Strenges Schickſal! Hab' Erbarmen
Mit mir Armen!

Fürchtend will ich an dich glauben,
Wie mein weiſer Mann mich lehrte;
Nicht Tortur und Daumenſchrauben,
Sollen mich, die Neubekehrte,
Ab davon je wieder bringen!
Ach! und hör' ich
Von der Macht des Schickſals ſingen:
Gleich — das ſchwör' ich —
Will ich, ohne Schaamerröthen,
Auch den heidniſchſten Poeten
Laut mit Beifall überhäufen,
Und aus ſeinem Ton mit pfeifen!

(ab.)

Vierter Auftritt.

Chor allein.

(kriecht unter dem Schutt hervor.)

Wer hat mich geweckt?
Wer hat mich erſchreckt?
Wer hat mich mit Staub und Trümmern bedeckt?
Mein Ludimagiſter,
Wie wüthend oft iſt er!
Zerſchlagen hat er wohl gar das Haus!
Juchheiſa! nun iſt's mit dem Schulgehn aus!

Auch brauch' ich Zeit, um mich ganz zu erholen,
Denn, warlich, es brennt, wie glühende Kohlen,
Die Stelle, womit ich ſitzen ſoll!
Sie wird mir zergerbt gar zu oft und zu toll!
Doch hink' ich luſtigen Muthes nach Hauſe,
Denn das Geſchick
Verſchafft mir jetzt eine lange Pauſe
In meinen Nöthen! o welch ein Glück!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ländlicher Garten, mit einer Laube im Vorgrunde. Nicht weit davon ein kleiner Feuerheerd. Im Hintergrunde die Ruinen des Schulhauſes.

Erſter Auftritt.

Des Schulmeiſters Frau allein.

Der jüngſte Tag iſt nicht gekommen!
Gott Lob! es war ein Erdbeben nur.
Beruhigt iſt wieder die ganze Natur;
Und dennoch iſt mir das Herz ſo beklommen!
Mein Mann iſt verſchüttet; gerettet bin ich.
Verheirathen kann ich auf's neue mich;
Doch das luſtigſte aller Witwengefühle
Beengt mir die Bruſt, wie Gewitterſchwühle!

Die alte, verwünſchte Zigeunerin
Aus meiner Jugend liegt mir im Sinn:
„Sieben, weniger eins, iſt ſechſe"
Sprach die gelbe, häßliche Hexe —
„Achte', weniger eins, iſt ſieben,
Magſt du ihn haſſen oder ihn lieben:
Dennoch, hangend an einem Strick,
Endet dein Leben! So will's das Geſchick!"
Lachend hört' ich's; doch behalten
Hab' ich jedes Wort der Alten,
Leider, jetzt zu meiner Pein!
Denn das Träumen und Prophezeihn
Zeigt ſich, durch meines Mannes Geſchichte,
Auf einmal für mich in ganz anderm Lichte.
Seh' ich jetzt nur einen Strick,
Läuft mir's kalt gleich übers Genick;
Denn nun kenn' ich das Geſchick,
Wie es, den furchtbarſten Spruch zu erfüllen,
Grauſam uns leitet nach ſeinem Willen,
Wie es, gefühllos bei unſerm Flehn,
Gute, wie Böſe, läßt untergehn!

(Sie geht an den Heerd und legt Holz in die Flamme.)

Der Kaffee kocht.

Mein Buſen pocht
Mit ſchnellern Schlägen
Den Schweſtern entgegen!
Wie ſoll es mich freun,
Wenn ſie heute nicht zaudern,
Mit traulichem Plaudern
Mich bald zu zerſtreun!
Wahrhaftig! ſie kommen,
Wie gerufen juſt!
Schon iſt mir die Bruſt
Nur halb noch beklommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorige. Chor der Kaffeeſchweſtern.

Frau.

Willkommen! Willkommen!

Chor.

Ich hab' es vernommen,
Mit Herzeleid,
Daß ohne Gnad' und Barmherzigkeit
Das Schickſal den braven Mann dir genommen.

Frau.

Ach ja! es waltet fürchterlich!

Chor.

Das ganze Dorf zerjammert ſich
Um dieſen Phönix von Ludimagiſter.
Wie ſpielt' er die Orgel durch alle Regiſter!
Und ſang er darein:
Wahrhaftig, dann ſchallt' es mitunter ſo,
Als wollt' er die Mauern von Jericho,
Er ganz allein,
Zu Schande ſchrein.

Frau.

Ganz recht! Er hatt' eine tüchtige Stimme;
Zumal im Rauſche, oder im Grimme.
Das Kunſtſtück war, bei Gott! nicht klein,
Ihn, wenn er zankte, zu überſchrei'n!

Chor.

Es läßt ſich denken,
Wie das eine brave Frau muß kränken.

Frau.

Er hat dafür ſeinen Lohn empfangen:
Er iſt im Erdbeben untergegangen.
So mög' er nun

Im Frieden ruhn!
Doch laßt uns von was anderm ſprechen!
Mir iſt, als wollte das Herz mir brechen.
Vertreibt mir, durch des Geſchwätzes Luſt,
Den quälenden Dämon aus der Bruſt!

Chor.

Hilf Himmel! Du biſt wohl gar hiſteriſch?

Frau.

Ach nein! ich bin im Grunde lutheriſch;
Nur hab' ich, zu des Fatums Ruhm,
Ein wenig gepfuſcht in's Heidenthum.
Ich hoffe, der liebe Gott wird dafür
Mir nicht verſchließen die Gnadenthür.

Chor.

Das hoff' auch ich,
Darum beruhige dich!
Und ſage, womit ich, zu deinem Ergötzen,
Mich etwa ſoll in Unkoſten ſetzen.

Frau (den Kaffee holend.)

Seht, die große Kanne winkt!
Setzt euch! ſetzt euch doch und trinkt!

Chor (trinkend.)

Welch ein Kaffee! o wie labend!
Schweſter! ich beſchwöre dich:
Nun gebiete über mich!
Dein bin ich den ganzen Abend.

Frau.
(Kaffeelied.)

Ach, ihr treuen Kaffeeſchweſtern!
Helft mir klatſchen! helft mir läſtern!
Dann vergeß' ich meinen Gram.
Hier, vom lauen Weſt umfächelt,
Werde Jeder durchgehechelt,
Der nicht *mit* zum Hecheln kam.
Uns ein Feſtchen zu bereiten,
Tauſchet eure Neuigkeiten,
Traulich gegen meine aus!
Und, die Freundſchaft zu befeſten,
Gebt das Heiligſte zum Beſten
Aus des treuſten Nachbars Haus!
Schont nicht Alter und nicht Jugend!
Schont nicht Laſter und nicht Tugend,
Wenn's nur Stoff zum Schwatzen bringt!
Selbſt die treuſte unſrer Schweſtern

Schont nicht, die ſeit ehegeſtern
Kreiſend mit dem Tode ringt!

Schont auch nicht die alten Lungen!
Wofür hat man denn die Zungen,
Und den herrlichen Verſtand?
Brauchen muß man ſeine Gaben,
Muß nicht ſtumm ſein Pfund vergraben!
Schnell verrinnt des Glaſes Sand!

Chor.

Weil du gar zu ſchön geſprochen,
Hab' ich dich nicht unterbrochen;
Aber länger ſchweig' ich nicht!
Alles will ich dir verrathen,
Was die Freund' und Nachbarn thaten,
Haltend ſtrenges Strafgericht.

Will mich Gott dafür verdammen
Zu der Hölle Schwefelflammen,
Bei des Satans Großmama:
Läſtr' ich noch im Glutgewimmel
Alle Heiligen im Himmel:
Das ſey mein Halleluja!

Frau.

Du biſt ein wahres Ideal
Von einem Chor von Kaffeeſchweſtern!
Bewundern muß ich dich jedesmal
Heute noch mehr als geſtern.

Chor.

Das weißt du wohl ſchon, das Anneliſe
Sich geſtern, hinter dem Zaun an der Wieſe,
Von einer alten Zigeunerin —

Frau.

O weh! du trübſt mir auf's neue den Sinn!
Ach! ſprich mir von keiner Zigeunerin!

Chor.

Nicht wollt' ich das Lob ihrer Thaten dir ſingen!
Allein ich bewundre den ſcharfen Blick,
Mit dem ſie vermag, in's Verborgne zu dringen,
Und ihre Kenntniß von künftigen Dingen,
Die ſtill noch verhüllt das verſchwiegne Gſchick!

Frau.

O ſchweig! du machſt mir die bitterſten Qualen!
Wie kannſt du mir alſo den Kaffee bezahlen?

Chor.

Ich bin erſtaunt,
So böſe gelaunt
Dich plötzlich zu ſehn!
Was iſt dir geſchehn?

Frau.

Ach, möchteſt du, ſtatt mich mit Fragen zu quälen,
Mir lieber ein luſtiges Stückchen erzählen!

Chor.

Was Luſtiges hab' ich wohl nicht bereit;
Doch manchen wichtigen Zank und Streit.
So kam dieſen Morgen der Schulze gelaufen,
Und ſchwur, er woll' einen Strick ſich kaufen —

Frau. (ganz außer ſich.)
(großer Doppelklingler.)

Wehe mir! nennſt du nun gar einen Strick?
Drehe mir lieber ihn gleich um's Genick!
Wehren, ach! ſollteſt du meiner Noth!
Lehren, ach! willſt du mich lieber den Tod?
Thue nur, wie es das Schickſal dir heißt!
Ruhe nur wünſchet mein ſehnender Geiſt.
Heller und heller ſieht es mein Blick:
Schneller und ſchneller naht mein Geſchick.

Chor.

Der Mund bleibt mir offen!
So bin ich betroffen.
Wovon ſoll ich wagen,
Noch etwas zu ſprechen,
Da gleich deine Klagen
Mich laut unterbrechen?

Frau.

(kleiner Doppelklingler.)

Sprich nur immer fort!
Brich nur durch kein Wort
Wieder mir das Herz!
Nieder ſchlug ein Schmerz
Allen meinen Muth.
Krallen voller Blut
Zeigten mir den Strick,
Neigten mein Genick —

Chor.

Laß doch länger den Zügel nicht ſchießen,
Solchen traurigen Phantaſien!
Könnte dein Schmerz ſich in Thränen ergießen:
Würde das finſtre Gewölk ſich verziehn.
Solche verzweifelte Liebesſchmerzen
Fühlt eine Witwe wohl ſelten im Herzen.

Frau.

Nun, daran iſt, wahrlich, Gott ſey Dank!
Mein Herz auch nicht im mindeſten krank.
Gern geb' ich euch, zum klaren Beweis,
Für eure Zungen den Seligen Preis.
Wenn's Spaß euch macht: zum Veſperbrodt
Schlagt noch einmal im Grab' ihn todt!
(ſtarkes unterirdiſches Getöſe.)

Chor.

O weh! was will dieſer Donner verkünden?

Frau.

Ach Gott! verzeihe mir meine Sünden!
(Die Ruine des Schulhauſes verwandelt ſich plötzlich in einen Krater, aus welchem Rauch und Flammen ſteigen.)

Chor.

Hilf Himmel! was kömmt im ſchönſten Bogen
Dort aus dem Krater daher geflogen?
(Der aus dem Krater geſchleuderte Schulmeiſter fällt im Vordergrunde nieder.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schulmeiſter.

Frau.

Barmherziger Gott!
Mein ſeliger Mann!

Schulmeiſter. (aufſtehend.)

O ſpare den Spott!
Du ſiehſt ja, daß ich noch ſtehen kann.

Chor.

Ich traue dem eigenen Auge kaum.
Ich glaub', es iſt nur ein luſtiger Traum.

Frau.

O welch ein Wunder!

Chor.

O welch ein Mirakel!

Schulmeiſter.

Macht um den Plunder
Nicht ſolchen Spektakel!
Doch ehret mit eurem devoteſten Knicks
Die Conſequenz des ſtrengen Geſchicks!
Gelöſcht iſt der Fluch
Im Contobuch.

Mein Traum iſt erfüllt!
Das Räthſel enthüllt!
Ich habe die letzte Flaſche gefüllt
Von meinem ſeligen Brantweinfaſſe,
Doch ohne, daß ich darnach erblaſſe!
Ich bin nicht todt,
Sondern geſund und roth.
Der Brantwein hat,
An meiner Statt,
Sein Quaſi-Leben
Zum Opfer gegeben.
Er floß in den Sand,
Weil meine Hand
Ein wenig zitterte,
Als unerwartet die Erd' erſchütterte,
Und über den unerwarteten Spaß
Den Hahn am Faß' ich zu ſchließen vergaß.
Ich machte, nicht ohne Herzeleid,
Als leer das Faß war, dieſe Bemerkung;
Doch that ich, zur Stärkung,
Mir fleißig aus meiner Flaſche Beſcheid,
Und ruht' auf meinen Lorbeern bis jetzt.
So blieben bei Ehren die hohen Orakel;

Und ich kam aus dem gewalt'gen Spektakel
An's Tageslicht wieder unverletzt.

Frau.

Doch Hof und Haus und all unſre Haabe
Verſchwanden in einem ſchrecklichen Grabe!

Chor.

Das iſt gewiß
Die Nemeſis,
Dieweil der Meiſter ſo ungezügelt
Die Jacken und Hoſen des Chors zerprügelt,

Schulmeiſter.

Iſt untergegangen des Schulmeiſters Haus:
So iſt auf immer die Schule aus.
Den Scepter, mit welchem ich war begabt,
Ich hab' ihn lange ſchon ſatt gehabt.

Frau.

Womit nun aber das Brodt uns erwerben?
Weh! nun ereilet mich das Geſchick!
Ich ſoll ja, hangend an einem Strick,
Nach dem Spruch einer alten Prophetin ſterben!

Schulmeiſter.

Ei nun, ſo iſt doch Eins verſorgt.
Wir kriegen gewiß keinen Dreier geborgt!

Frau.

Daß ſich Gott erbarm'!
Nun ſind wir auf einmal bettelarm!

Chor.

Ach wär' ein deus ex machina
Doch ſchnell zur Hülfe der Armen da!

Schulmeiſter. (nach der Seite zeigend.)

Ey ſeht! dort hat eine Kutſche den Koller!
Sie jagt quer Feld ein,
Ueber Stock und Stein,
Mit allen ſechs Pferden immer toller!

Frau.

Kein Kutſcher dabei! der Abgrund nicht weit!
O eile, Bartel! verlier' keine Zeit!
Du retteſt vielleicht einem gnädigen Herrn,
Durch eine muthige That das Leben.

Schulmeiſter.

Zwar thu' ich dergleichen Thaten nicht gern;
Doch wird's eine gute Belohnung wohl geben.
(ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, (ohne den Schulmeiſter.)

Chor.

Hat man Hoffnung, was zu erndten:
Streut man luſtig aus die Saat.
Hoffend den Lohn, den nicht allzu entfernten,
Thut man auch gern eine edle That.

Frau. (ihrem Manne nachſehend.)

Jetzt gilt's! — ach, vielleicht in wenig Sekunden
Sind Kutſch' und Pferd' in den Abgrund verſchwunden!
Wie wird er's vollbringen? — Er wirft die Perücke
Den Pferden entgegen! — Sie ſtutzen! — ſie ſtehn! —
Sie laſſen geduldig ſich ſeitwärts drehn!
Da kommen ſie her ſchon über die Brücke! —
Er öffnet die Kutſch'; eine Dame kuckt 'raus,
Gleich einer Schneck' aus dem Schneckenhaus.
Wie dankbar iſt ſie! wie devot iſt er!
Wahrhaftig! er führt ſie zu Fuße hieher!

Chor.

Chor.

Der ſo oft ſich hat betrunken,
Den wir ſahn ſo tief verſunken,
Plötzlich hat er ſich erhoben,
Daß wir laut ihn müſſen loben.
Großes hat das Schickſal vor,
Hebt ihn hoch wohl noch empor!
Warf ihn nicht ein Glut-Vulkan
Donnernd auf die Heldenbahn?

Frau.

Wer weiß, was hinter dem Taugenichts ſteckt?
Ich kriege wohl ſelbſt noch vor ihm Reſpekt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin. Der Schulmeiſter.

Chor.

Heil der Geretteten und dem Erretter!

Gräfin.

Geprieſen ſeyen die guten Götter,
Die gnädig an des Abgrunds Rand
Mir dieſen Helden zur Hülfe geſandt!

Schulmeiſter.

Mir ſelber iſt, als wär' ich zum Orden
Der Herkuleſſe geſtempelt worden.

Frau.

Nun weiß ich doch: ich hab' einen Mann,
Der mehr, als Brantweintrinken, kann.

Gräfin.

(Terzinen.)

Im niedern Stande ſo hoch geſinnt!
  Und hat ein Maal hinter beiden Ohren?
  Er iſt doch nicht gar ein Findelkind?

Schulmeiſter.

Ja wohl! ich ſteh' in der Welt, wie verloren!

Gräfin.

  O wunderſeliger Augenblick!
  Wir Beide ſind nun auf's neue geboren!
Beim Himmel! es hat das allmächt'ge Geſchick,
  Indem es uns ſo zuſammenbrachte,
  Mich überraſcht durch ein Meiſterſtück!
Da ich's am allerwenigſten dachte,
  Führt's in die Arme mir unverletzt
  Den Sohn, den, weil er mir Sorge machte,
Man nach der Geburt gleich ausgeſetzt! —
  Ich wußt' aus eines Weiſen Munde,

Den ich von Kindheit an geſchätzt,
Es werde mir einſt, in bedenklicher Stunde,
Ueber Leben und Tod gebieten mein Sohn.
Mit Angſt erfüllte mich dieſe Kunde!
Ich ſah ihn in jedem Traume mir drohn,
Und befahl meinen Leuten, ihn umzubringen.
Die ſprachen meinen Befehlen Hohn,
Indem ſie mich liebreich hintergingen.
Er ward gerettet, als Findelkind,
Um heute mir zu Hülfe zu ſpringen.
Ich find' ihn ritterlich geſinnt,
Durchaus nicht aus der Art geſchlagen;
Darum erheb' ich ihn geſchwind
An meine Seit' in meinen Wagen.
Statt dieſer Lumpen ſoll er nun
Beſtändig Sammt und Seide tragen,
Und wie in Abrahams Schooße ruhn.

(ſie umarmt ihren Sohn.)

Schulmeiſter.

Ein zweiter Moſes ſteh' ich da,
Vor meiner gnädigen Frau Mama!
Nun hab' ich täglich Wein und Braten!
Das nenn' ich Lohn für edle Thaten!

Gräfin.

Wie rührt dein Jauchzen mich! doch ſchau!
Es weint ja deine liebe Frau.

Schulmeiſter.

Sie weint, weil das Geſchick beſtimmt,
Sie ſoll elendiglich verderben:
An einem Stricke hangend ſterben!

Frau.

Das iſt's, was mir die Ruhe nimmt.

Gräfin.

Sey ruhig, herzgeliebte Schnur!
Der Ausſpruch klingt unglücklich nur.
Du hängſt ja an dem Stricke ſchon:
Es iſt dein Mann, mein lieber Sohn.
Sein Vater war der Graf von Strick.

Schulmeiſter.

Ein Graf? — Herr Jeſus! welch ein Glück!

Frau.

Ey! meinte nur dies das ernſte Geſchick:
So bin ich mit ſeinem Spruche zufrieden.
Mein Schatz! nun werden wir nimmer geſchieden.

Schulmeiſter.

Ich füge mich fromm in des Schickſals Schluß;
Dieweil man ihm gläubig gehorchen muß.

Chor.

Welch ein romantiſcher Lebenslauf!
Wie wunderherrlich löſt alles ſich auf!
Potz tauſend! was kann ich für ſchöne Geſchichten
Brühwarm den Gevattern im Dorfe berichten!

Gräfin.

(Stanze.)

Liebt euch ferner, liebe Kinder,
Wenigſtens ſo, wie bisher!
Alle ſind wir arme Sünder;
Sagt! wer wär' wohl Keiner? wer?
Ich beſitze wenig minder,
Als ein Nabob ungefähr.
Und nach meinem ſel'gen Sterben
Sollt ihr beiden alles erben!

Frau.

(Triolet.)

Ich hänge feſt an meinem Strick,
Und werde, an ihm hängend, ſterben,

Und die Frau Gräfin mit beerben!
Ich hänge feſt an meinem Strick,
Und kann mit ihm nun nicht verderben.
Feſt iſt mein Glaub' an das Geſchick.
Ich hänge feſt an meinem Strick,
Und werde, an ihm hängend, ſterben.

Schulmeiſter.

(Sonet.)

Wenig fehlt, daß ich vor Freuden weine!
Aus iſt meines Lehrſtand's Prüfungszeit!
Kann nun ſchlafen nach Bequemlichkeit,
Tag für Tag, bei Mond- und Sonnenſcheine;
Darf nun trinken, ohne daß mir meine
Theure Hälfte voll die Ohren ſchreit.
Nota bene — denn ich bin geſcheit —
Trink ich nun die allerfeinſten Weine.
Dieſer hielt bisher mich für ein Schaaf,
Jener hielt mich für den ärgſten Thoren;
Mancher ſprach wohl gar von langen Ohren.
Nun wird Jeder ſehn, wie ſchlecht er's traf,
Wenn er hört: der Bartel war ein Graf,
War für ſolchen Spott zu hochgeboren.

Chor.

(Hoyſer.)

Heil euch, daß ihr dazu ſeyd erleſen,
Preiſen zu können die Gunſt des Geſchicks!
Heil mir, daß ich der Zeuge geweſen,
Eures ſo herrlich entblühenden Glücks!
Aber eh' ich euch traurend umfaſſe,
Zärtlichen Abſchied in's Ohr euch zu ſchrein,
Gießt mir noch einmal voll Kaffee die Taſſe,
Gläubig und fromm dem Geſchick ſie zu weihn!

Auf Bello's Halsband.

O bringe nach Juliens Wohnung
Mich ſchweifendes Windſpiel zurück!
Dein wartet, zur ſüßen Belohnung,
Ihr Lächeln, ihr dankender Blick.

Haug.

Nachtrag
zu meiner Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleiſt.

Der ungenannte Verfaſſer des Aufſatzes (in No. 310 des Morgenblattes vom vorigen Jahre): Oeffentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland hat gegen meine Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleiſt (im zweiten Stück der Salina) einen Aufſatz in No. 47 des Morgenblattes d. J. einrücken laſſen, den ich nicht unerwähnt laſſen darf, ob ich gleich einen ſo vielfach beſprochenen Gegenſtand jetzt gern ruhen ließe.

Die kräftige Gewandtheit, mit welcher der Ungenannte gegen mich kämpft, könnte mir wahres Vergnügen machen, da man in unſern öffentlichen Blättern ſelten einen Streit mit Verſtand und Anſtand führen ſiehe, wenn ſich nicht ein unſeliges Mißverſtändniß eingemiſcht hätte, welches meinen Gegner nothwendig in die lebhaft-empfindliche Stimmung verſetzen mußte, die in dem ganzen Aufſatze vorherſchend iſt.

Gleich auf der zweiten Seite meiner Appellation ſagte ich:

„Spott mit dem Leichnam eines Menſchen zu treiben — und läg' er auch auf einem Rabenſteine — iſt immer eine Rohheit, welche den beſſern Theil der Zuſchauer beleidigen muß. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, weſſen Hände allein im Stande ſind, einen abgeſchlagenen Kopf etwan mit einem Schnurbart zu bemahlen, oder ähnlichen Muthwillen zu treiben? Stehen aber, verhältnißmäßig, nicht hiermit in gleichem Range die Berichte, welche jene Kataſtrophe recht abſichtlich zur plätteſten Gemeinheit herunter ziehen? Man richte, man verdamme

> ſo ſtreng, als die That es verdient! Aber man ſpotte nicht! Spott iſt eine Unanſtändigkeit, wo nur dem heiligſten Ernſt eine Stimme gebührt.“

Dieſe Stelle, (welche ich übrigens noch heute Wort vor Wort unterſchreibe, ob ſie gleich „eine höchſt widrige Tirade“ ſeyn ſoll) hat der Ungenannte, zu meinem größten Erſtaunen, auf ſich bezogen! — Dieß würde mir bei einem Manne von ſo hellem Verſtande kaum erklärbar ſeyn, wenn nicht ein leicht alterirter Puls, eine ſehr empfindliche Reizbarkeit, und ein, manchmal zu flüchtiges, Umherſchießen des ſcharfen Blickes, zu den Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes zu gehören ſchienen.

Hätte ich in jener Stelle meiner Appellation, wo ich von Rohheit ſprach, wo ich Bubenhände andeutete, meinen Ungenannten im Morgenblatte gemeint: ſo würde ich ihm auf der letzten Seite warlich keine Verſicherung meiner aufrichtigen Achtung gegeben haben. Ich glaube nicht, daß mir

Jemand in meinem ganzen Leben eine ſo arge Inconſequenz wird vorwerfen können.

Auch unerinnert weiß ich, daß ich am Schluſſe meiner Appellation dem Ungenannten empfahl, mit ruhiger Beſonnenheit alles zu beherzigen, was ich geſagt habe. Ich that dieß mit klarem Bewußtſeyn deſſen, was ich ſchrieb, weil ich vorzüglich von ihm nicht verkannt zu ſeyn wünſchte, und er daher beherzigen ſollte, was mich alles dazu beſtimmt habe, dieſe Appellation in's Publikum zu ſchicken. Aber nicht ihm allein empfahl ich, das Geſagte zu beherzigen; ſondern ausdrücklich empfahl ich es „jedem Kläger und Richter in dieſer Angelegenheit.“ So ſprach ich auch ausdrücklich in der oben wieder abgedruckten Stelle nicht von einem beſtimmten Aufſatz oder Bericht, ſondern von mehreren Berichten; und meine Appellation hebt gleich mit den Worten an: „Faſt alle öffentliche Blätter ſprechen u. ſ. w.“ und ſpäterhin heißt es: „ich glaube, daß auch die Richter auf dem Wege ſind u. ſ. w.“

Unverkennbar iſt es alſo, daß ich nicht bloß den Ungenannten im Morgenblatte, ſondern auch noch andere Berichterſtatter vor Augen hatte. Daß ich dabei die Weitläuftigkeit ſcheute, Jedem insbeſondere ſeinen Theil zuzumeſſen, kann mir in einem Falle, wie der gegenwärtige iſt, von einem ruhig aufmerkſamen Leſer ſchwerlich zum Vorwurf gemacht werden, da der Antheil des Ungenannten ſich ſo charakteriſtiſch und unverkennbar auszeichnet, daß eine Verwechſelung faſt unmöglich iſt. — Wer ſollte im Stande ſeyn, den ſo entſchiednen, ſtreng ausgeſprochenen, eifrigen Ernſt des Ungenannten mit dem rohen, unanſtändigen Spotte andrer, kläglich witzelnder Berichterſtatter zu verwechſeln? Der kräftige Hammerſchlag eines Cyklopen iſt doch wohl von dem Schlage mit dem Pritſchholz eines Hanswurſts zu unterſcheiden? Und wenn man von dieſem den Uebergang nimmt, um von jenem zu ſprechen: ſo hat man doch wohl nicht nöthig, erſt noch zu ſagen, daß beim Pritſchholz der Hanswurſt, und beim Rieſenhammer der Cyklop gemeint ſey? — Am wenigſten konnte mir einfallen, daß der Ungenannte hierüber noch eines überflüſſigen Wortes bedürfe, da er ſelbſt doch am beſten wußte, was er geſchrieben und was er nicht geſchrieben habe, wie er denn auch, mitten in ſeinem unbegreiflichen Mißverſtändniß, den ganzen Ton ſeines Aufſatzes für ernſt-unwillig erklärt. Hätte ihm das Widerſinnige, faſt Unmögliche der Beſchuldigung nicht ein Beweis ſeyn müſſen, daß ich ſie mir weder erlauben könne noch wolle? Und hätte er daher nicht erſt noch einmal mit ruhiger Aufmerkſamkeit leſen ſollen, was ich geſchrieben habe, ehe er gegen das Phantom ſeiner vorgefaßten, falſchen Meinung ſo hitzig zu fechten anfing? Mich haben dieſe Lufthiebe, ſo ernſtlich ſie zum Theil auch gemeint ſind, nicht treffen können. Ich brauche ſie daher, frei von jeder Verwundung, nicht zu erwiedern.

Auf das, was der Ungenannte außerdem noch zu meiner Bekämpfung und zu ſeiner

Vertheidigung aufſtelle, will ich, in möglichſter Kürze, nur das Nöthigſte erwiedern — Ich habe nirgends geſagt, daß das ungeheure ſchmerzliche Gefühl, welches bei der Todesgefährtin Heinrichs von Kleiſt vorauszuſetzen ſey, ſie zum Selbſtmord berechtigt habe. Ich ſage vielmehr ausdrücklich, daß die hoffnungsloſe Verzweiflung (wegen ihres bekannten, körperlichen Unglücks) ſie wohl zu einem unſeligen Entſchluſſe habe „verleiten, wenn auch denſelben nicht habe rechtfertigen“ können. Das Mitleid, das ich für ſie in Anſpruch nahm, habe ich ausdrücklich nur dem lauten Spott entgegen geſetzt. — Bin ich deswegen ein Vertheidiger des Selbſtmords, oder ein Prediger einer gefährlichen, hartherzigen Weichherzigkeit? — Ueber das Verhältniß der M. Vogel gegen H. v. Kleiſt habe ich nicht zu ſprechen vergeſſen, ſondern nicht ſprechen wollen, vorzüglich deswegen, weil ſie, außer einem Gatten, auch noch einen Vater und eine Tochter hinterlaſſen hat, welche zu berückſichtigen ich für Pflicht hielt.

Wenn ich in meiner Appellation ſagte:

> „Ich will das de mortuis nil nisi bene in dieſem Falle nicht über die Gebühr geltend machen; aber es iſt doch einer der ächtmenſchlichſten Denkſprüche, den man wenigſtens in keinem Falle *ganz umkehren* und auf *den Kopf ſtellen* ſollte,“ —

wenn ich dies ſagte: ſo proteſtirte ich doch offenbar nur gegen ein: de mortuis nil nisi *male*. Wer kann mir das zum Vorwurfe machen? —

Daß es mehr und minder ſtrafbare, verächtliche und nicht verächtliche Verbrecher gebe, kann der *Ungenannte* wohl nur in der Hitze ſeines Eifers überſehen. Wie oft war ſchon der Hingerichtete achtungswerther, als ſein Richter! Nicht *jeder* Kopf, der auf einem Rabenſteine liegt, iſt daher *unter* dem Spotte, ſondern mancher auch *über* demſelben. — Nichts berechtigt übrigens den *Ungenannten* zu der Behauptung, daß ich mich in jener ſogenannten höchſt widrigen Tirade *beſonders zu gefallen ſcheine*; denn ich verweile dabei nicht über die Gebühr, und wiederhole ſie auch nirgends.

Das Beiſpiel vom Seiltänzer und Schieferdecker iſt blos witzig; aber hier nicht anwendbar. Die äußeren Veranlaſſungen, durch welche ein Seiltänzer den Hals bricht, liegen offen vor Jedermanns Augen; aber die Motive, welche Heinrich v. Kleiſt zum Selbſtmord beſtimmten, ſind zur Zeit noch nicht enthüllt, und werden auch wohl nie befriedigend enthüllt werden können.

Was unſre Urtheile über Kleiſt als Dichter betrifft: ſo mögen ſie auch fernerhin einander gegenüber ſtehen. Wer ſie gegen einander abwägt, überſehe nicht, daß ich ihm künſtleriſche Verirrung, zu auffallende Nachahmung des Shakeſpeare, und mehrere andere Unvollkommenheiten, ſelbſt Schuld gebe, aber ſein vorzügliches, dichteriſches Talent anerkenne, um deſſen Verluſt es mir leid thut; dagegen der Ungenannte ihm nachſagt, daß er ſeinen Namen mit großer Unehre geführt habe, und daß ſein Käthchen v. Heilbronn

bronn beinahe nichts als Symptome der entſchiedenſten Querköpfigkeit wahrnehmen laſſe. Partheiloſe, urtheilsfähige Richter mögen entſcheiden, wer von uns beiden mit ſeinem Urtheile der Wahrheit und Gerechtigkeit am nächſten trifft. — Iſt es aber nicht eine Mißhandlung des Todten, wenn ihn der Ungenannte einen der berüchtigtſten Jünger der berüchtigten romantiſch-myſtiſchen Schule nennt? wenn er mit dem Urtheil über ihn die Aeußerung in Verbindung ſetzt, daß unſere Literatur ein *verpeſteter Sumpf* ſey, der *beinahe nichts als Baſilisken* ausbrüte? — Iſt das gerecht? Iſt das wahr? —

Endlich meint der Ungenannte, daß ich ohne Noth auch die *deutſche Nation* an meiner Appellation habe Theil nehmen laſſen; und er will nun die *Nation* auf's ſtrengſte von einem gewiſſen (literäriſchen) *Volkshaufen* unterſchieden wiſſen. Allein er ſagte im Allgemeinen, *wir* hätten Bettelſtolz, und weiſere und beſſere *Nationen*, zum Beiſpiel die Franzoſen, hielten uns umſonſt täglich einen

Spiegel vor. Er fragt ferner, was man von einem Volke erwarten könne, das ſeine edelſten Geiſter Haller, Klopſtock u. ſ. w. der Verunglimpfung einer rohen Sudlerbande Preis gebe u. ſ. w.? Hier iſt doch offenbar der literäriſchen Sudlerbande das Volk in Maſſe entgegen geſetzt, und alſo von der deutſchen Nation im Gegenſatz andrer Nationen die Rede.

Ohne alle Hitze und Empfindlichkeit überlaſſe ich auch hier, wie in allen übrigen ſtreitigen Punkten, unpartheiiſchen Richtern, die ſich die Mühe gegeben haben, unſre beiderſeitigen Aufſätze mit Aufmerkſamkeit zu leſen, die Entſcheidung: ob den meinigen Unververſtand, oder denen meines Gegners hier und da Ungerechtigkeit vorzuwerfen iſt.

Mein Gegner will in dieſer Angelegenheit nichts weiter ſchreiben. Dieſer Entſchluß iſt ihm nicht zu verdenken. — Möge er dafür ſeine gewandte, ſcharfgeſpitzte Feder bald wieder auf eine andere, ihm ſelbſt und der Leſeweit erfreulichere, Weiſe in Thätigkeit ſetzen! Das iſt der aufrichtige Wunſch, mit dem ich von unſerm Kampfplatz abtrete.

A. G. Eberhard.

Nachſchrift.

So eben erhalte ich von einem — wie man man mir auf's Wort glauben kann — durchaus unverdächtigen Zeugen noch einige Notizen über Heinrich v. Kleiſt, die ſich auf eine frühere Bekanntſchaft mit ihm gründen, als er noch bei dem Regiment Garde (in Potsdam) ſtand, und die hier wohl eine Stelle verdienen.

Mein Zeuge ſagt von ihm, er ſey, bei einem ſehr wenig empfehlenden Aeußern, doch ſehr beliebt unter ſeinen Kameraden und in allen Geſellſchaften geweſen; er wird als ein guter, ſehr ſittlicher Menſch, von viel Geiſt und Bildung, aber auch mit vielem Hang zur Schwärmerei, geſchildert; und als ſein größter Fehler wird eine überaus große Empfindlichkeit und Reitzbarkeit genannt. Deshalb ſoll er ſich auch mit dem General von R** nicht vertragen, und, nach einem Streit über den Anzug, ſeinen Abſchied genommen haben, ſchon vor dem unglücklichen preußiſchen Kriege, (ungeachtet er, ſo viel ich weiß, ohne Vermögen war.)

Erklärt dieſe Charakteriſtik — bei einer überhand genommenen, langen, finſtern Verſtimmung über vielerlei vereitelte Hoffnungen und ein beſonderes unglückliches Verhältniß — ſeinen Selbſtmord nicht hinlänglich, ohne daß wir die Gründe dazu in ſeiner Verbindung mit einer poetiſchen Sekte aufſuchen? Oder ſoll ſeine Uneinigkeit mit dem General v. R**, ſein Streit über den Anzug (vielleicht über den Zipfel des Zopfbandes), und ſein raſches Verlaſſen der militäriſchen Laufbahn auch Myſticismus geweſen ſeyn?

E.

Der Sonntag.

Der Jüngling.

Duftig blüht der Thimian,
Lieblich glüh'n die Roſen!
Dort am Zaun, am Wieſenplan
Läßt ſich's traulich koſen.

Komm dann, komm, mein ſüßes Kind,
Komm in Deinen Garten!
Wo die ſchönſten Roſen ſind,
Will ich Deiner warten.

Das Mädchen.

Laß nur blüh'n den Thimian,
Laß nur glüh'n die Roſen!
Sieh, der Sonntag rückt heran,
Dann iſt Zeit zu koſen.

Heut' iſt noch mit ernſtem Muth
Vieles zu beſorgen,
Eh' Dein flinkes Mädchen ruht;
Sonntag iſt es morgen.

Und die gute Mutter ſagt:
„Raſch, mein Kind, von Händen!
Eh' der Sonntags-Morgen tagt,
Muß noch vieles enden!"

Dann vom Thurme hallt Geläut';
Grün im Feierkleide
Liegt das Dörfchen, weit und breit
Andacht herrſcht und Freude.

Laß denn heut' die Roſen blüh'n,
Liebſter, ohne Sorgen!

Morgen, wenn ſie ſchöner glüh'n,
Sonntag iſt es morgen!

Der Jüngling.

Ach, laß morgen Sonntag ſeyn!
Heut' iſt Sonnenſchimmer,
Wo ſich Treu' und Lieb' erfreu'n,
Iſt es Sonntag immer.

Das Mädchen.

Nein, mein Liebſter, alſo nicht!
Morgen lacht die Haide!
Einzig nach vollbrachter Pflicht
Süß iſt Ruh' und Freude.

Luiſe Brachmann.

Probe einer treffenden Kritik.

In einer der literariſchen Beilagen des Morgenblatts (No. 5.) zeigt ein Recenſent in einem, zum Theil ſehr abſprechenden, Tone das erſte Stück der Salina an. Unter andern ſagt er von meinem dort abgedruckten Gedicht: die Feuerprobe, es ſey darin „Göthe's Johanna Sebus zu ſichtbar nachgeahmt.“

Zu ſichtbare Nachahmung iſt Nachäfferei. Und dieſe würde ich in dem gegenwärtigen Falle, wenn ſie mir bewieſen werden könnte, ohne alle Schonung gegen mich ſelbſt, für erbärmliche künſtleriſche Unſelbſtſtändigkeit und poetiſche Geiſtesarmuth erklären. Der Recenſent hat alſo in den wenigen Worten ein ſehr ehrenrühriges Urtheil über mich aus, geſprochen.

Dennoch würde ich mich hier ſchwerlich darüber zu rechtfertigen verſuchen, wenn es nicht ein Fall wäre, wo es, auf eine faſt beluſtigende Art, recht klar, und über allen Zweifel hinaus, dargethan werden kann, was die Tadelſucht (aus übler Laune, üblem Willen, oder — ?) in der wohlthätigen Hülle der Anonymität, unter der Firma der Kritik, für Weisheit zu Markte zu bringen, im Stande iſt. Ich würde den gegenwärtigen Fall den Leſern der Salina mittheilen, wenn er mich auch gar nicht näher anginge; denn in ihren Plan gehören ja, (laut Ankündigung) auch „ſcherzende oder ernſte Rügen der Verirrungen — — menſchlicher Köpfe und Herzen.“

Ich erlaube mir daher, ſowohl das Göthesche Originalgedicht, als auch meine ſeynſollende Nachahmung deſſelben hier mitzutheilen. Die letztere indeſſen ſey dieſem Bogen als eine außerordentliche Beilage angehängt, damit man mir nicht vorwerfen könne, daß ich den Raum durch wiederholten Abdruck eines Gedichts auszufüllen ſuche. Zu einem nochmaligen Abdruck bin ich aber ſchon gezwungen, da den früheren gewiß die wenigſten Leſer, zu der beabſichtigten Vergleichung, bei der Hand haben werden.

Das Götheſche Gedicht lautet in der Abſchrift, in welcher ich es einzig und allein geleſen habe, wörtlich folgendermaaßen:

Johanna Sebus.

Zum Andenken
der
ſiebzehnjährigen Schönen, Guten
aus dem Dorfe Brienen,
die
am 13. Januar 1809
bei dem Eisgange des Rheins und dem großen
Bruche des Dammes von Cleverham
Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſt,
Die Fluten ſpülen, die Fläche ſauſt.
„Ich trage dich Mutter durch die Flut,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“ —

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau!... Du gehſt davon!“—
Sie trägt die Mutter durchs Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil;
Gleich kehr' ich zurücke, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl' iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmet auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſt,
Die Fluten wühlen, die Fläche ſauſt.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt,
„Wohin? wohin? Die Breite ſchwoll,
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge ſie ſchwankt und ſauſt.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,

Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin,
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das Ein'
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluten ſie auf.

Kein Damm! kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt iſt alles mit Waſſerſchwall;

Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint —
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Göthe.

Und nun vergleiche man hiermit **mein** Gedicht, die **Feuerprobe**, in der angehängten Beilage.

Wo iſt hier nur — nicht etwa eine zu **ſichtbare**, ſondern nur die **mindeſte Nachahmung** in **Form**, **Anlage**, oder **Ausführung**? Wo findet ſich auch nur in einer einzigen Stelle ein zufälliger, leiſer **Anklang**, der an eine ähnliche Stelle in dem **Göthe**ſchen Gedicht erinnern könnte? — Entweder muß **ich blind** ſeyn, oder mein Herr Recenſent muß fortgeſetzte Viſionen haben, wenn er bei ſeiner Behauptung bleiben will. —

Er wirft **Ernſt Scherzers Ideen für Bücherfabrikanten „Gernwitz"** vor. Ernſt Scherzer bittet ihn höflich, an ſein Tintenfaß oder ſeinen Spiegel die beiden Wörtchen Gernweisheit und Gerntadel zu ſchreiben, damit er ſich fleißig ſeiner Schwachheit — oder wenn er lieber will, ſeiner Stärke — erinnere.

A. G. Eberhard.

Anecdote.

Ein Brand entſtand im gold'nen Horn.
Als nun die Nachbarn ſchnell zuſammen liefen,
Und St. Johann, St. Theodor'n,
Kurz, alle Heilige zu Hülfe riefen,
Ha! ſchrie der Wirth voll Angſt und Zorn:
Zum Teufel Ihr mit dieſen Großvezieren!
An Gott, an Gott ſich grade zugewandt!
Bis jene Herrn ihm lange raportiren,
Sind Haus und Hof mir abgebrannt!

Hg.

Kunſtnachricht aus Berlin.

Ein vom Profeſſor Gubitz nach einem Paſtellgemälde von Schröder angefertigtes Bildniß der Frau Oberhofmeiſterin Gräfin v. Voß, hat hier bei Hofe allgemeine Bewunderung erregt. Da nur wenige Abdrücke dieſes Kunſtwerks in das große Publikum kommen möchten: ſo wird es nicht überflüßig ſeyn, ein paar Worte über daſſelbe zu ſagen. Offenbar hat der Künſtler hiermit einen neuen Beweis gegeben, daß er raſtlos bemüht iſt, die Grenzen ſeiner Kunſt zu erweitern, und nach Vervollkommnung zu ſtreben. Das Bild iſt faſt 2 Fuß hoch und 18 Zoll breit, einem Paſtellgemälde völlig gleich, und die Abſtufung des einen Farbentons zum andern durch eine Crayon-Manier erreicht, welche vom Künſtler erfunden iſt. Schon in dem Umſchlag zu dem botaniſchen Prachtwerk des Herrn Gr. v. Hoffmannsegg, und in der Vignette auf dem Titelblatt der Erdbeſchreibung vom Herrn Profeſſor Zeune, hat derſelbe ſeine Kunſt durch eine Tuſchmanier bereichert; und wer es weiß, daß keiner Kunſt beſtimmte Grenzen angewieſen ſind, der kann von der Art der Ausübung der Holzſchneidekunſt, durch Herrn Profeſſor Gubitz, noch bedeutende Fortſchritte für dieſelbe erwarten. So viel iſt gewiß, daß dies Bildniß die Zahl der Bewunderer der Arbeiten des wackern Künſtlers vermehren muß. Mit dieſem Bildniß beſchenkte der Fürſt von Wittgenſtein, ein Freund der Kunſt und des ſinnigen Scherzes, die Gr. von Voß am 11ten März, als ihrem Geburtstage.

Für dieſen Tag war auch ein komiſches Gedicht beſtimmt, in welchem die Thaten und Schickſale der Frau Gräfin, von ihrer Wiege an bis zum Fall vom Schlitten auf ihrer Reiſe von Memel nach Petersburg, beſungen ſind. Aber die Berückſichtigung der Trauer, mit welcher der 10. März, als der Geburtstag der Königin, noch immer von allen gefeiert wird, welche ſie einſt die Ihrige nannten, erlaubte das Lachen nicht, und die Beſungene mußte ſich diesmal mit einem Lächeln begnügen.

Nachſchrift des Herausgebers.

Das der obigen Nachricht beigefügte Gedicht erlaube ich mir nicht, ohne Zuſtimmung der dabei zunächſt intereſſirten Perſonen, abdrucken zu laſſen. A. G. E.

Räthſel.

Der nächſte, ſtillvertraute Freund,
Er quält uns oft als ärgſter Feind!
Der ruheloſeſte Vampyr,
Er iſt unſchätzbar dir und mir.
Es hegt und pflegt ihn Jedermann;
Doch zieht ſein Herr ihn nie an's Licht.
Wer eine Welt erobern kann,
Erobert darum ihn noch nicht.

A. G. E.

Auflöſung des Doppel-Räthſels Band 1 Seite 380: — Hand und Korb.

Röschen.

Des Schnitters Lied erwachte,
Der Fiſcher kam vom See,
Der Bergmann aus dem Schachte,
Der Jäger von der Höh.
Von Röschen ſprach die Zither,
Von ihr das Jägerhorn,
Der Fiſcher und der Schnitter,
Am See und in dem Korn.

Von Pracht und Glanz geſchieden,
Auf einer Hirtenflur,
Beglückt durch Hüttenfrieden,
Durch Unſchuld und Natur,
Sah Röschen vierzehn Sommer
Und nur der Heimat Höhn,
Sie wurde täglich frommer
Und war ſo gut als ſchön.

Sie ſaß und ſpann am Rädchen
Und blickte vor ſich hin.
Dem Müller lag das Mädchen
Schon lange in dem Sinn;
Er ging mit raſchem Schritte
Von ſeinem Taubenſchlag,
Vorbei an ihrer Hütte
Und ſagte: „Guten Tag!“

Sie ſah ihn lächelnd wandern,
Und rief dann: „Schönen Dank!“
Bald kamen auch die Andern,
Noch eh' die Sonne ſank;
Sie ſtanden ſtill und blickten
Nach dem Hollunderſtrauch
Vor Röschens Thür, ſie nickten,
Und Röschen nickte auch.

Der Schnitter mied die Scherze,
Der Fiſcher lag im Heu,
Der Bergmann ging vom Erze,
Der Jäger ſchoß vorbei;
Und mit den Winden zankte

Des Müllers Ungeduld;
Daß Jeder halb erkrankte,
Daran war Röschen Schuld.

Sie ſah beim Glanz der Sterne,
Im Schein des Morgenlichts,
Die Freier in der Ferne,
Und ſagte nickend — nichts;
Nur in der Abendkühle
Sprach ſie, doch nur ganz ſacht,
Zum Nachbar in der Mühle,
Erröthend: „Gute Nacht! —“

Und als darauf ihr Mieder,
Beinah zu enge war,
Da ſah ſie, durch den Flieder,
Ein ſchnäbelnd Taubenpaar.
Bald half die Hochzeitfeier
Dem Müller aus der Noth,
Nun ſchrie'n die andern Freier:
„Die Liebe geht nach Brod.“

C. F. A. Lange.

Heiraths-Abentheuer
des
Grafen von Aich.

Ich kann den Grafen Joſt Aimo von Aich der ſchönen Welt nicht empfehlen; aber verachten kann ich ihn mir auch nicht laſſen. Sein Vater, an dem ſchon mehr war — denn er trank, verſchwendete, quälte ſeine Frau, die ihn dennoch liebte, ſpielte, und war umher geachtet — ſtarb, da Joſt noch in der Wiege lag.

Die arme Gräfin, die zwar um den Mann herzlich trauerte, beſchloß doch aber, ihren Sohn ganz anders zu erziehen, als ihr Mann erzogen war; und ſo kam's, daß der junge Graf, in ſeinem achtzehnten Jahre, weder Karten noch Würfel kannte, aber dagegen den Homer und den Virgil im Orginal, zwei Glas Wein zu Mittag trank, und zu Abend gar keins. Seine Mutter behalf ſich ſeit dem Tode ihres Mannes mit ihrer alten Kammerfrau, und mit lauter weiblichen Domeſtiken im Schloſſe, die alle über den vierzigen hinaus waren, und Joſts Hofmeiſter, durch den er den Virgil und den Homer kannte, hatte dem Grafen ſo ernſtlich die zehn Gebote für Gottes Wort ausgegeben, und die Mutter hatte ihm ſo viel Achtung für ſeinen Rang, und für die Unſchuld des weiblichen Geſchlechts beigebracht, daß Joſt kaum einmal die Mädchen ſeiner Unterthanen betrachtete. Aber dagegen ſah Euch der Joſt aus, wie die Geſundheit ſelbſt; ſein blaues Auge ſah munter in das Leben hinein. Er konnte, wie Simſon, den Thorflügel vor ſeinem eigenen Schloſſe ausheben. Das that er zum Erſtaunen aller ſeiner Unterthanen. Er ritt alle ſeine jungen Pferde, und zwar nur Hengſte, ſelbſt zu. Er ſchoß mit Piſtole und Büchſe im Fluge eine Schwalbe.

Seine Dörfer fühlten mit tiefem Reſpect, daß er zu ihrem Herrn geboren war; aber ſie dankten auch Gott dafür, und der Gräfin, daß ſie ihrem Sohn die ſchönſte Erziehung gegeben hatte, die nach ihrer Meinung eines jungen Edelmanns würdig war.

Nicht ſo ſein Oheim. „Der Junge muß einmal in die Welt, und er kann ſich nicht ſehen laſſen!“

Des Grafen Kammerdiener begriff nicht, was die Welt an ſeinem edlen Herrn würde auszuſetzen haben. „Das werdet ihr ſehen!“ rief der Oheim. Aber hörte man auf ihn?

Nun aber ſollte der Graf wirklich in die Welt, um ſich eine Frau zu holen. Seine Sachen wurden eingepackt, die prächtigſten Kleider mit Gold geſtickt, enge genug, damit ſie des Grafen ſchöne Figur hervor hoben.

An ſeine Güter ſtießen des Baron Rohrwald Güter. Baron Rohrwald hatte drei Töchter, die Graf Joſt einmal im Vorüberfahren geſehen hatte, und von denen er vier Wochen lang mit trunkenem Auge ſprach.

Baron Rohrwald war gar nicht abgeneigt von einer Verbindung mit dem Grafen; er hatte ſogar durch den Oheim dieſe Verbindung rege zu machen geſucht. Die Gräfin wollte ſelbſt hin, um für ihren Joſt zu werben, der Oheim wollte es auf ſich nehmen; aber Graf Joſt ſagte: „Ich ſelbſt will hin. Ich ſelbſt!“

„Du? Vetter Joſt! mich dünkt, Du ſollteſt einen Andern ſenden, als dich.“

Joſt wollte ſich todt lachen; er hörte nicht auf, das lächerlich zu finden.

„Indeß,“ ſagte der Oheim — „es wird wohl gehen. Dein Reichthum, die Güter! Sie nehmen Dich im Dunkeln.“ Das nahm Graf Joſt übel. Er legte den Finger an die Stirn, und ſagte: „Im Dunkeln? Das ſollen ſie wohl bleiben laſſen.“

Sein Oheim mußte ihm einen Empfehlungsbrief an den Baron Rohrwald geben, als wäre er der arme Herr von Bold, und nicht der reiche Graf Joſt. „Sie ſollen mich um mich ſelbſt lieben,“ ſagte er; der Oheim lachte aus vollem Halſe.

„Ich hätte dem Oheim,“ ſchrieb Joſt aus der Reſidenz an ſeine Mutter — „folgen ſollen, liebe Mutter! Indeß wird das überhin gehen. Das Beſte iſt, ich lache ſo gut, wie die Andern; denn mit meiner Friſur, mit der ſich mein alter Kammerdiener rechte Mühe gab, um Ehre einzulegen, und mit meinen Kleidern iſt es kläglich abgelaufen.

Ich fuhr Tag und Nacht, ohne anzuhalten; denn wahrlich, liebſte Mutter, ich war im höchſten Grade neugierig geworden, die drei Baroneſſen zu ſehen. Mit jeder Meile, liebe Mutter, (mein theurer Hofmeiſter mag Ihnen das Wie erklären) wuchs meine Liebe; und hätte ich, ſtatt vierzig Meilen, hundert zu machen gehabt: ich hätte mich in alle drei verliebt, ohne eine zu kennen.

Das iſt eine wunderſame Empfindung; die Liebe, wenn die erſt, wie Homer ſagt, im Gemüth und Verſtande wohnt: ſo iſt man ſeiner kaum mächtig. Die Namen der drei Gräſinnen klangen mir wie Muſik. Blandine, Erminie, Adele. Ich weiß nicht, welcher der ſüßeſte iſt.

Ich war außer mir, wie ich endlich hier durchs Thor fuhr, außer mir, und ein wenig ängſtlich, da mir der Baron auf meinen Empfehlungsbrief ſagen ließ, er erwarte mich zum Diner. Gott, wie mein Herz ſchlug! Ich konnte kaum ſtill ſitzen zum Friſiren.

Nun ſehen Sie, liebe Mutter, wenn ich aus dem Fenſter ſah, ſo ſah ich Niemanden in der Welt friſirt. Das fiel mir auf. Auch ſagte ich es Franzen. Franz meinte, das wäre das Morgennegligé der Hauptſtadt.

Ich fahre alſo richtig um Zwölf zu dem Baron, gepudert, mit Haarbeutel, Chapeaubas und Degen. Man meldet mich, man führt mich in's Zimmer. Gott! ich ſehe die drei Gräſinnen, Mutter! Mutter! ſchön wie die lächelnde Afrodite! und Prats! lachen ſie mir, nachdem ſie alle drei glühend roth geworden waren vor Angſt, ins Geſicht. Da kam der Baron; da ſah ich mein Elend an dem Baron. Er war ganz anders gekleidet.

Die Mädchen laufen in ein Nebenzimmer, und ich höre ſie laut lachen. Der Baron wird roth, immer röther, immer brauner, er ruft mir zu: „Erlauben Sie!“ und dahin geht er, und ich höre ihn auch lachen.

Ein ſchöner Anfang für einen, der das Herz ſo voll Verlangen hat!

„Gehen Sie, Fräulein Leiſer, und unterhalten Sie ihn, bis ich mich erholt habe!“ höre ich den Baron ſagen.

Zum Henker, liebe Mutter, ich war ungeduldig geworden. Kann nicht jeder Narr ſeine Kappe tragen?

Fräulein Leiſer kam in's Zimmer. Sie lächelte; aber lachte doch nicht.

„Nicht wahr, Fräulein,“ ſagte ich doch erbittert — „ich habe etwas an mir, was die Leute zum lachen bringt? Was iſt's denn eigentlich?“ Ich drehe mich vor ihr herum.

„Herr von Bold,“ rief ſie luſtig — wahrſcheinlich geben Sie den Baroneſſen eine luſtige Fete.“

„Den Teufel auch! gar nicht. Vielmehr bitte ich Sie, wenn ich etwas Lächerliches an mir habe, es mir —“

„Sie ſind ganz aus der Mode, Herr von Bold! Ganz und gar!“ Sie lief davon, kam mit einem Buche zurück, und zeigte mir das Bildchen eines Jünglings. „So gehen jetzt unſere jungen Herren. Uebrigens Herr von Bold, kommt man um vier Uhr zum Diner und nicht um zwölf. Woher in aller Welt kommen Sie?“

„Von Herrenbach, den Gütern meines Couſins, des Grafen Aich.“

„Ach, daher! Aus der Wüſte, wie der Baron es nennt. Und dort geht man ſo, Herr von Bold?“

„So? ich denke Wunder, wie —“

„Ja, Herr von Bold, wenn die Mode die Augen nicht verblendete, ich könnte ſagen, Sie wären recht ſchön gekleidet, bis auf das

Haar. Das werden Sie zugeben, das trägt dieſer gemahlte Herr beſſer."

„Ganz und gar nicht!" rief ich. Und nun kamen wir in einen Streit, der aber nicht zu Ende kam; denn jeder blieb bei ſeiner Meinung.

Der Baron ließ mich in ſeinem Wagen wieder in meinen Gaſthof bringen, ſendete mir ſeinen Schneider, und bat mich recht freundſchaftlich auf Uebermorgen zu Tiſch.

Das iſt der Anfang! Ach, ich fühle, liebe Mutter, meine Liebe ſollte ſich nicht mit Lachen anfangen; aber ſie konnten nicht dafür; denn da ich ausſtieg im Gaſthofe, mußte ich durch ein unendliches Gelächter, wie Homer ſagt, aller Gäſte, die da waren, durchgehen, drei Treppen hoch, bis in mein Zimmer.

Der Schneider kam, lachte — ich fing nach gerade an — es gewohnt zu werden — und er nahm mir das Maaß; ſo lange konnte ich keinen Schritt machen, ohne von Lachern begleitet zu werden."

Zweiter Brief.

Oho, liebe Mutter, wenn das ſo fortgeht, ſo komme ich zurück, und laſſe heirathen, wer will.

Mein Haar mußte ich dem Friſeur übergeben, und der Kerl ſchnitt ſo unbarmherzig hinein, als wäre es Wolle. Aber meinen Zopf hinten hatte ich mir durchaus ausbedungen; den wollte ich behalten. Auch ging's recht gut; denn ich ſteckte ihn hinten in meinen Rock, wo hinein ich hätte mein halbes Gut ſtecken können; ſo weit war er.

Um vier Uhr bringt der Schneider meinen [illegible] Anzug, der Wagen ſteht ſchon vor der Thüre, mein Zopf wird verſteckt, und nun fahre ich ab.

Da ich zu dem Baron in den Saal trat, ſtarrt mich alles an. Man flüſtert, man ziſchelt, man lächelt, wohin ich ſehe, und lacht laut, wohin ich ſehe. Das machte mich nicht wenig verwirrt. Artig war es nicht, wahrhaftig nicht! Aber ich denke, ich will mich wohl durcharbeiten.

Fräulein Leiſer kam zu mir, und redete mich an, und auf ihrem Geſichte ſahe ich doch Spuren des Mitleidens. Ich wurde doch ein wenig tückiſch, verlegen dazu; und nun gehts auch in dem Momente zu Tiſch. Ich mache es wie die Andern, nehme das Fräulein Leiſer, und da ich die Baroneſſen weit vor mir ſehe, will ich nach, um in ihrer Nähe meine Bemerkungen über ſie am Tiſch zu machen.

So gerathe ich auf eine Schleppe der Dame vor mir; ich habe, ohne es zu wiſſen, ein paar winzige Sporen an den Sohlen ſitzen, die mir der Schuſter daran gemacht hat, weil's Mode iſt.

Ich will mich durch einen kühnen Sprung retten; aber liebſte Mutter, die verdammten Sporen, von denen ich nichts weiß, wickeln ſich in die Schleppe. Ich ſpringe, weil ich hängen bleibe, zu kurz, auf die Schleppe der Nachbarin, von da auf eine dritte, und endlich liege ich, ſo lang ich bin, in eine rothe, blaue und eine grüne Schleppe gewickelt, am Boden, und die Schweifträgerinnen mußten nach, wohl oder übel. Man ſagte nachher, ich hätte unter den Schleppen ausgeſehen, wie die Jungfrau in dem Trauerſpiel unter ihren Fahnen.

Ich weiß nicht, wie das ausgeſehen haben mag, weil ich das Stück nicht kenne; aber iſt ihr nicht beſſer zu Muthe geweſen, als mir: ſo ſey der armen Jungfer Gott gnädig.

Es wurde ein Gelächter ohne Ende, und wie ich hervor kroch unter meinen Schleppen, reichte mir Fräulein Leiſer doch die Hand; indeß ſie lachte doch auch wie ein Schelm.

Ich wollte dem Gelächter ein Ende machen, und erklärte kurz und gut, daß ich ein Neuling in den fatalen Schleppen wäre, und ſo lachte alles ungezwungen. Ich bat um Verzeihung bei den Damen, und nun gings in den Eßſaal, wo denn jede ſich von mir wegdrängte. So kam ich richtig beim Fräulein Leiſer zu ſitzen, weit von den Baroneſſen.

Sie können denken, wie ich jetzt auf meiner Hut war. Ich aß faſt nicht einen Biſſen; auch konnte ich nicht; denn der Narr von Schneider hatte mir ein paar ſo lange Aermel gemacht, daß ich ausſah, wie unſer Invalide, dem ſie beide Hände weggeſchoſſen haben.

Und das war mein Unglück. Eine alte Stiftsdame gegen mir über, reicht mir eine Schüſſel. Ich will ſie faſſen. Ich kann meine Hände nicht hervor bringen aus meinen Aermelſchläuchen. Die Alte glaubt, ich faſſe, läßt los, und die Schüſſel mit einem Luftſprunge, ſprützt und ſtrömt ihre Brühe und Fleiſch auf zehn Menſchen.

Eine Verwirrung, ein Wiſchen, ein Klagen und ein Lachen ohne Ende. Ich ſaß da, verwirrt, beſchämt, blaß, wüthend, und ohne Bewegung wie eine Bildſäule. Ich zeige dem Fräulein Leiſer, wie ſie endlich wieder ſitzt, meine verdammten Aermel, und ſage: „Da haben Sie Ihre Moden!“

Sie tröſtet mich mit mitleidigen Blicken, die Einzige von Allen. Die drei Baroneſſen lachten, und neckten mich armen Beſchämten unbarmherzig.

Doch faßte ich Muth; und da es wieder an's Herumgeben der Schüſſeln kam, ſchlug ich

meine

meine Aermel über den Arm zurück. Erſt ein Kichern meiner Nachbarinnen — das Fräulein Leiſer nicht; die letzte vor — dann ein Ziſcheln, dann ein Lachen, was wie die Peſt immer weiter ging, aller Augen auf mich gerichtet, und auf einmal ein Chor von lautem Lachen.

„Mein Himmel, lieber Herr von Bold,“ ſagte die Leiſer'n ſanft und beſchämt — „was machen ſie auch?“

„Ja“ rief ich zornig — „ich werfe ſonſt noch alle Schüſſeln hin, ſind meine Finger nicht wenigſtens drauſſen.“ Man fing an, mich zu necken, man ſpottete ſogar, was grauſam war, da man ſah, welch eine klägliche Rolle ich ſpielte. Fräulein Leiſer wollte mich vertheidigen; aber ich ſah auf einmal, daß ſie hier ſo viel zu leiden hatte, als ich. Adele ſagte ihr etwas ſehr hartes, was in des Mädchens Augen ein paar Thränen hervortrieb. Ach, Mutter, dieſe Thränen machten das Auge des Fräuleins wunderſchön! Ich mußte immer die Augen verſtohlen betrachten, und den ſchönen Buſen, der unter ſtillen Seufzern langſam empor wallte.

Ich wollte ihr meine Dankbarkeit bezeugen; meine Hand kam alſo, wie eine Schnecke aus ihrem Hauſe, hervor, um des Fräuleins Hand zu drücken. Das ſchien mir nun ſelbſt lächerlich, und alſo konnt' ich's der Nachbarin des Fräuleins, die es ſehen mochte, nicht verdenken, daß ſie lachte, und daß der ganze Tiſch lachte, weil ich hätte dem Fräulein die Hand geben wollen. Es kam nicht dazu.

Graf Joſt ſah recht wohl, welche Rolle er hier ſpielte; er ſah aber auch wohl, daß das überhin gehen werde. Er näherte ſich nach Tiſch alſo der Baroneſſe Blandine. Gegen Adelen fühlte er wegen des Fräuleins Leiſer einen Widerwillen.

Blandine war ſchön, wie ein Engel; und ob er gleich Anfangs wohl aus Züchtigkeit ſeine blauen Augen niederſchlagen mußte: ſo erhob ſich ſeine Sehnſucht und eine dunkle Begierde deſto mehr, bei dem Anblicke der reizenden Büſte. Blandine fragte nach dem Grafen

Aich mit vieler Güte, und erzählte dem Herrn von Bold, wie ſehr viel Gutes ſie von ſeinem Charakter gehört hätte.

Joſt wollte ihr die Hand küſſen, ſo entzückt war er; aber da er die Hand leiſe hervorſpielen wollte, wurde es bemerkt, und Blandine vergaß ſeinen Kouſin, und fing an ihn zu necken.

Alle Welt beklagte ſich über Hitze; das Geſpräch wurde nun franzöſiſch geführt, obgleich der Graf erklärte, er verſtände nicht ein Wort davon. Fräulein Leiſer, die allein deutſch mit ihm redete, mußte davon, um den Thee zu bereiten. Joſt ſagte: „Gute Sitten haben ſie wahrhaftig nicht.“ Er ging ins Vorzimmer; und da er an der Leiſer'n thränenvolle Augen und an Blandinens ſchöne nackte Büſte dachte, ſchlief er ruhig ein.

Eine Dame ſah's. Es wurde bekannt gemacht, daß Junker Plump, ſo hieß er ſchon, im Vorzimmer ſchliefe. Man ſetzte ſich leiſe um ihn her. Jede bemerkte, aber für ſich, daß er zum Mahlen ſchön ſey.

Fräulein Leiſer ſah es; aber ſie konnte ihn nicht retten. Er erwachte, und ein gellendes Gelächter empfing ihn.

„Aber Herr von Bold,“ ſagte nachher die Leiſer'n — „was machen Sie auch?“

„Eine Grobheit, das iſt wahr,“ ſagte er freimüthig — „aber höflich iſt das auch nicht, wenn man in meiner Gegenwart nichts als franzöſiſch redet; da iſt am Ende Schlafen ſo höflich als Wachen.“ Er nahm ſeinen Hut und ging.

Zu Hauſe machte der Graf die vernünftige Bemerkung, daß das Fräulein Leiſer mit ihrem einfachen Kleide und mit ihrem furchtſamen Schweigen mehr Werth hätte, als Blandine, Herminie und Adele. Und wenn ſie ſich ſo kleidete — (er dachte an Blandinens nackte Büſte) — ſie wäre eben ſo reizend.

In Rohrwalds Hauſe lachte man den ganzen Abend auf Rechnung des Herrn von Bold. Man machte Plane auf ihn, man kreiſchte vor Luſt, was man mit Junker

Plump noch für Spaß haben wollte. Joſt wurde wieder auf den Garten des Herrn von Rohrwald gebeten.

Am Morgen erhielt er ein Billet, das ihm rieth, auf ſeiner Hut zu ſeyn, oder lieber gar nicht in die heutige Geſellſchaft zu gehen, indem es darauf abgeſehen ſey, über ihn zu lachen. Unterzeichnet war: „Ein unbekannter Freund.“ Ein Knabe übergab Joſten, der eben unten war, das Billet, und wollte davon. Joſt hielt den Knaben, bis er geleſen hatte. Er nahm ihn auf ſein Zimmer. „Wer hat das Billet geſchrieben?“ — „Ein Herr hat mir's gegeben, den ich nicht kenne.“ Joſt legt ein Goldſtück auf den Tiſch. „Das iſt für die Wahrheit, Knabe! Wer war's?“

Des Knaben Augen funkeln. Er ſtottert, er zittert, endlich ſagt er: „Das Fräulein von Leiſer.“ Joſt erröthet, und läßt den Knaben gehen. Die Handſchrift des Fräuleins iſt ſchön, die Worte noch ſchöner, der Ausdruck fein und gefühlvoll. Darauf verſteht ſich Joſt recht wohl. Aber er fuhr doch auf den Garten; denn er muß dem Fräulein danken; er muß ihr ja ſagen, welch ein ſchönes, theilnehmendes Herz ſie hat.

Bold iſt der Couſin von dem Grafen Aich. Der Baron Rohrwald hat ſich wenigſtens alles Auffallende verbeten. Die Leiſer'n erblaßt, da der Herr von Bold in's Vorzimmer kommt, wo ſie beſchäftigt iſt."

Bold hat heute ſeine Hände etwas freier. Er faßt der Leiſer'n Hand, drückt ſie mit Freude an ſeine Lippen, und ſagt: „Ich mußte kommen, um Ihnen zu danken, liebſtes Fräulein!"

„Mein Gott, Herr von Bold — wie wiſſen Sie — aber gut, ich war es! Ich warne Sie noch einmal. Sie ſind ein Menſch, zum mindeſten, es iſt grauſam!"

Mehr kann ſie nicht ſagen; denn man kommt, und man hat der Leiſer'n verboten, ſich des Junkers Plump anzunehmen, was man von ihr gewohnt iſt.

Die drei Schweſtern kommen ihm freundlich entgegen, aber ſchon mit ſchelmiſchen Blicken, und führen ihn in den Saal. Man betäubt ihn mit Fragen, die eine franzöſiſch, die andere engliſch, die dritte italiäniſch; der Junker Plump, der vorausweiß, und dem es nicht an Muth fehlt, antwortet ein paar Mal ſo ſchelmiſch, daß ein paar furchtſame Gänschen in Verlegenheit gerathen.

Zitternd kommt das Fräulein Leiſer in den Saal, und ſie faßt Muth, da ſie ihn ſieht und hört.

Aber man entdeckt ſeinen Zopf, und nun iſt er verloren. Es iſt unmöglich, das Lachen zu laſſen. Selbſt das Fraulein muß doch lächeln, da ſie den Januskopf ſieht, vorn mit der jugendlichen Titusfriſur und hinten den drei Fuß langen altmodigen Zopf.

Graf Joſt rettet ſich endlich vor Spott und Lachen in den Garten, und ſchwört, er will tauſendmal lieber ſeinen Namen ausſterben laſſen, als heirathen. Er irrt auf's Gerathewohl umher, und kommt endlich an das kleine Gärtnerhäuschen. Er hört durch ein offnes Fenſter, was aber ein dichter Schleier von Geisblatt von außen bedeckt, eine bekannte Stimme. Leiſe ſchleicht er an's Fenſter, beugt ein Blatt zurück, und vor ihm ſteht, dem Spiegel gegenüber, das Fräulein Leiſer, von dem Geſchäft der Gaſterei, von dem Hin- und Hergehen im Garten, blühend wie eine Roſe, das Tuch in der Hand, das ſie eben um die jugendliche Bruſt, um die weißen, glänzenden Schultern legen will.

Sein Fuß wurzelt feſt. Seine Seele iſt in ſeinen Augen. Sie iſt tauſendmal ſchöner als Blandine, ſie iſt tauſendmal ſchöner als die ſüßlächelnde Afrodite. Er wendet ſogleich das züchtige Auge ab; aber mit Flammen drückt ſich das jugendliche, ſchöne Bild in ſein Herz.

Er ſucht des Gartens verborgenſten Winkel, um das Liebe athmende Bild feſt zu halten vor ſeinen Sinnen. Dort trifft er den Knaben, der ihm das Billet brachte, weinend. Er beklagt ſich, daß Joſt dem Fräulein ſeine Verrätherei entdeckt hat. Er will ihm das Goldſtück zurück geben, das ſelbſt ſeine arme Mutter, die Gärtnerin, in deren Hauſe das Fräulein ſich ankleidete, nun nicht einmal nehmen will.

„Ach, ich that es nur, weil meine Mutter ſo arm iſt, und das Fräulein uns alles, alles giebt!“

„Giebt Euch?“ fragt der Graf, und der Knabe erzählt, wie Engelgut das Fräulein iſt, wie ſie ſehr lange ſchon ſeine Eltern unterſtützt, die der Baron und ſeine unbarmherzigen Töchter mißhandeln — wie das Fräulein alles, was ſie hat von ihrem kleinen Vermögen, an Arme vertheilt, Kranken Geld durch ihn, den Knaben, ſendet, weil ihn niemand kennt.

Das alles erzählt der Knabe mit kindlicher Unſchuld und flicht um die ſchöne Liebesgeſtalt, die Joſt hinter dem Geisblatt ſah, noch einen Heiligenſchein, eine Sternenkrone, die Joſt zu ehren verſtand; denn er ſelbſt war großmüthig. Jetzt ſah er ſeine Afrodite durch das Grün der Blätter aus dem Häuschen hüpfen, der Geſellſchaft zu, und er ging nun in das Stübchen mit der Gärtnerin, und ließ ſich alles noch einmal von der Mutter des Knaben wiederholen, was der Knabe geſagt hat.

Und welchen Eindruck mußte die Erzählung der Frau auf ihn machen! Seine Hand ruhte auf dem Halstuche des Fräuleins, das ſie abgelegt hatte. Es ſchien ihm noch zu athmen. Seine andere Hand ſpielte mit den feinen Fingern ihrer Handſchuhe. Ihre Schuhe ſtanden auf dem Tiſche; er dachte ſich die Thetisfüße darin, auf den Füßen die ganze, ſchöne, ſchlanke, lebenvolle, Liebe athmende Geſtalt. Ueber der Stuhllehne, auf dem er ſaß, hing das Kleid, das ſie ausgezogen hatte, und — er drückte den Mund mit glühendem Erröthen in die Falten, die das Herz des Mädchens bedeckten, als die Gärtnerin ſich umdrehete.

Die Roſenknoſpe, die noch an dem Kleide hing, nahm er mit zitternder Hand, und öffnete ſie mit zärtlichen verſtohlnen Küſſen. Der Teufel mußte meinen Joſt reiten; denn wie die Frau hinaus war, konnte er nicht anders: ein Gott führte ihm die Hand, er ſtahl einen Schuh, einen Handſchuh und das kleine muſſelinene Halstuch, das mit ſeinen Falten noch den hohen Reiz des Buſens bezeichnete.

Dann ſchenkte er der Frau eine große Summe, und verſprach ihr, wenn ſie ſchweigen wollte, ſeine Unterſtützung. Die Frau ſchwor, zu ſchweigen, und hielt Wort. Denn da das Fräulein wieder kam, um ihre Kleider wegzuthun, ſuchte ſie den Schuh, den Handſchuh und das Tuch emſig mit, ob ſie gleich halb und halb wußte: der ſchlaue, großmüthige Herr hatte ſie.

Joſt ging wieder zu der Geſellſchaft, die im Gartenſaale allerlei Spiele ſpielte. Man hatte den Junker Plump lange geſucht. Man ſpielte um Pfänder, und man fing doch an zu bemerken, daß Plump oft ganz feine Einfälle hatte. Joſt fand ſich in der That recht wohl unterhalten. Das alles war ihm neu.

Er ſollte ein Pfand geben. Er wußte nicht, was. Ein Herr griff, über das Zögern ungeduldig, in Joſt's Rocktaſche, und zog den Schuh hervor. Ein allgemeines Gelächter. Man glaubte, der Schelm, der ihn herauszog, hätte ihn auch hineinpractiſirt. „Sieh da, Herr von Bold, Sie haben Liebespfänder in der Taſche!“

Da ſtand Joſt, wie ein ertappter Sünder, glühend roth, ohne Kopf, ohne Worte, ohne Gedanken.

Der Anblick war ſo drolligt, daß das Gelächter Ernſt wurde, und Fräulein Leiſer mußte ſelbſt lächeln, daß er nicht gleich einſah, wie der Schuh in ſeine Taſche gekommen war, da ſie ihn doch gewarnt hatte.

„Wem gehört der Schuh?“ rief man von allen Seiten — „mir iſt er zu klein!“ Die Damen fingen an zu meſſen, und der arme Joſt gerieth aus Dantes Eishölle in die Feuerhölle, eins ums andere, da der Schuh aus einer Damenhand in die andere ging, und ſich dem Fräulein Leiſer näherte. Er verfolgte den Schuh mit Teller-großen Augen.

„Fräulein Leiſer, iſt er Ihnen?“ Fräulein Leiſer erkannte ihn jetzt, und ſagte: „Es iſt meiner. Ich weiß nicht, wer ſich das

Verdienſt um mich erworben hat, mich zur Königin des Spaßes zu machen?"

„Sehen Sie doch nur, Leiſer'n, wie der da ſteht!" rief Blandine.

„Ihnen hat Jemand den Schuh in die Taſche geſteckt," ſagte das Fräulein mitleidig mit Joſt's Geſtalt.

Er ſchüttelte den Kopf. „Sehen Sie, Leiſer'n," riefen die drei Schweſtern — „er bekennt auf Sie!"

„Nein!" rief auf einmal in Verzweiflung Joſt — „das Fräulein gab ihn mir nicht. Niemand! ich nahm ihn."

„Cendrillon!" rief Adele. „Ach ja wohl, Cendrillon!" ſeufzte die Leiſer'n, gen Himmel ſehend, und den Menſchen verwünſchend, den ſie ſo gütig behandelt hatte. Sie nahm ihren Schuh, und ging weinend.

Man warf ſich über den armen Joſt her, um von ihm heraus zu bringen, was er mit dem Schuhe gewollt. Man trieb's zu weit. Joſt gerieth in Zorn; nun wurde er ſehr verſtändlich. Er ſagte ein paar harte Worte, und dann ging er.

Am andern Morgen erhielt Joſt, von ſieben Uhr bis neun, zwölf Ausforderungen, alle zehn Minuten eine, von den jungen Herren, die wegen ſeiner Ungeſchliffenheit beim Abſchiede geſtern Genugthuung verlangten. Joſt war in der Stimmung, die Sache recht ernſthaft zu nehmen, und er antwortete höflich wie ein Franzoſe in dieſem Falle. Hier kannte er genau das Zeremoniel, und er verſah nichts; denn ſeine Mutter, die eine Generalstochter war, hatte ihm einen tüchtigen Fechtmeiſter vier Jahre hindurch gehalten.

Alle hatten ſie ihn auf Einen Platz, auf Eine Stunde beſtellt.

Dann kam noch der Baron Rohrwald, ſich zu entſchuldigen, um alle Schuld auf ihn ſelbſt und auf die Schuhgeſchichte zu ſchieben. Er konnte ihm nicht genug ſagen, was das arme, unſchuldige Fräulein Leiſer dabei zu leiden hätte, und er möchte ermeſſen, welche Genugthuung er dem Fräulein ſchuldig wäre.

Stolz, wie ein König, antwortete Joſt: „Das weiß ich zur Genüge.“

Am andern Morgen ritt er auf einem bäumenden Hengſte zum Schlachtfelde hinaus, ſeinen Franz hinter ſich, und einen Reitknecht mit ein paar Handpferden, (denn ſeine Equipage und Leute waren nachgekommen.) Ein Londoner Wagen, reich und koſtbar, mit ein paar Mohrenköpfen, fuhr hinter her. „Wenn es etwa eine Ohnmacht abſetzt, Franz!“ ſagte Joſt.

Pünktlich um fünf Uhr erſchien er auf dem Wahlplatze, grüßte die zwölf Herren, und ſchwang ſich herab, frei und kunſtmäßig. Er grüßte noch einmal mit einem höflichen Lächeln, ſprach von Ehre, alles was ſein Fechtmeiſter in den Prolegomenen der Mordwiſſenſchaft ihm beigebracht hatte.

Dann brachte Franz zwei Säbel, und zwei ſchöne Stoßdegen.

„Wer von Ihnen, meine Herren iſt der Erſte?“ fragte Joſt lächelnd — „hier iſt Säbel und Degen!“ über Kreuz ihnen präſentirend. Die Herren, die ihren Spaß hatten haben wollen, wußten nicht, wie ſie daran waren. Der Herzhafteſte unter ihnen ſagte ganz höflich: „Er ſchöſſe ſich nur," und zog eine Piſtole halb hervor.

Franz holte ſeines Herrn Piſtolen, zwei Paar, mit Gold ausgelegt, funkelnd wie der Tod. Er lud ſie vor ihren Augen. „Sie ſind gut, meine Herren!"

Der Herr wählte doch bei dieſer Ruhe Joſt's den Säbel, ſprach vorher recht freundſchaftlich mit Joſt, daß es im Grunde mehr ein Spiel ſey, des geſtrigen kleinen Mißverſtändniſſes wegen. Sie an ihrer Seite wollten wohl geſtehen, daß ſie zu weit gegangen, wenn er nur ein gutes Wort ſagen wollte.

„Nachher, meine Herren, nachher," ſagte Joſt, und legte ſich zurecht. Im erſten Gange ziſchte Joſt's Säbel dem Gegner um die Ohren, und nun ſaß der Hieb im Arme bis auf dem Knochen.

Joſt wiſchte den Säbel an ſeinem Schnupftuche ab, dankte dem Herrn für die Ehre, zog den Hut, küßte ihn, und ſagte: „Wer von Ihnen kommt nun?“

Der Streit war zu Ende, und der Verwundete fuhr in Joſts Wagen. Joſt auf ſeinem Hengſte ritt an der Spitze der Herren, die heute faſt ſtumm waren, zur Stadt, und über dieſen Spaß wurde weder gelacht noch geplaudert.

Er war nun dem Fräulein Leiſer Genugthuung ſchuldig. Er ſchrieb ihr, und erhielt ſeinen Brief unerbrochen zurück. Aber die Gärtnerfrau, die er beſuchte — denn er hatte das Stübchen hinter dem Geisblattfenſter gar zu lieb — gab ihm Nachricht, daß Fräulein Leiſer freilich böſe wäre; denn die drei Schweſtern quälten ſie ganz entſetzlich; aber im Grunde hatte ſie doch den Herrn von Bold recht gern. Denn wie ſie ihr erzählt hätte, daß er die Roſenknospe geküßt, und das Kleid auch: ſo wäre das Fräulein ſo roth geworden, als eine Roſe.

Joſt wurde auch roth, und er beſchloß, nie wieder in Gegenwart eines Menſchen etwas zu küſſen.

Er ſchrieb noch zweimal; da ſie aber wieder nicht antwortete, und nicht erſchien, wenn er beim Baron war: ſo konnte er doch nicht anders. Er lauerte ihr auf; aber ſie hörte nicht ein Wort von ihm an, ſondern floh.

Da er nun von dem Gärtnerknaben wußte, daß das Fräulein, wenn Geſellſchaft im Garten geweſen war, draußen ſchlief in dem Zimmer, mit dem Geisblattfenſter: ſo ließ er ſich von dem Knaben, ehe das Fräulein kam, in das Kämmerchen neben dem Zimmer führen.

Er hielt ſich ſtill, wie ein Mäuschen, mit dem Gedanken ſich vertheidigend: er ſey dem Fräulein ſeiner Ehre willen Genugthuung ſchuldig. Sie kam ſeufzend und dann ſingend, und wieder ſeufzend. Sie entkleidete ſich; und obgleich dem Grafen tauſend Teufel zuſetzten, durch eine große Spalte in der Thür ein wenig zuzuſehen: ſo hieß er die Teufel zu tauſend Teufeln gehen, und blieb in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen. Da rauſchte das Bett, und nun legte er das Ohr an die Thür, um gewiß zu wiſſen, ob ſie im Bette läge, damit er denn endlich hervorkommen könnte. Denn im Bette, hatte er berechnet, muß ſie mich anhören, weil ſie nicht herauskann.

Er erhorchte eine Art von Gebet, mit einem kleinen Selbſtgeſpräch, in dem ſein Name recht gut vorkam; das gab ihm Muth. Er öffnete leiſe die Thür, und rief ſanft in's Zimmer: „Fräulein Leiſer, ich bin's! Ich habe Ihnen etwas zu ſagen." Und mit den Worten ſtand er vor ihr.

Fräulein Leiſer wollte ſchreien; aber ſie beſann ſich. Ihre Tugend konnte mit dem Herrn von Bold nicht ſo ſchlimm fahren, als ihr Name mit den drei Schweſtern, wenn ſie die Gärtnersleute und die Tagelöhner zuſammen ſchrie, die im Hauſe waren.

Er zündete am Nachtlämpchen ein Wachslicht an, während Fräulein Leiſer ihm mit gedämpfter Stimme befahl, ihr Zimmer zu verlaſſen. Aber ſie konnte ihren Worten nicht durch ihre Stimme, auch nicht durch ihre Akzion Nachdruck geben; denn ſie traute ſich nicht, feſt in die ſeidne Decke gewickelt, nur eine Hand zu rühren.

Er antwortete auf ihren Befehl alſo gar nicht, ſondern hob an: „Ich mußte Sie ſprechen, theures Fräulein! denn ich habe Sie, Gott weiß! ſchwer beleidigt.“ Er knieete an ihrem Bette nieder, ſo daß ſein Geſicht nur acht Zoll von ihrem Geſichte ab war. „Und ich ſtehe hier nicht eher wieder auf, als bis Sie mir Ihre Hand zum Zeichen der Verzeihung geben.“

Das Fräulein, ſchnell entſchloſſen, den tollen Menſchen um jeden Preis los zu werden, ſteckte die kleine Hand aus der grünen ſeidenen Decke hervor, wie er ſeine aus ſeinem Aermel. „Ich verzeihe Ihnen, und nun gehen Sie!“ Er nahm die Hand, drückte ſie an ſeinen Mund, dann an ſein Herz; das Fräulein durfte gar keine Gewalt brauchen, die Hand wieder zu bekommen, ſondern mußte nur dahin ſehen, daß der grüne Betttuchsärmel mit der Hand weiter ging.

„Nun gehen Sie,“ ſagte ſie ſanfter ſchon.

„Ach,“ fuhr er fort, die Hand noch immer haltend — „wenn Sie wüßten, wie ich dazu kam, Ihren Schuh zu nehmen, Sie würden mir verzeihen! Gewiß Sie würden, Sie würden noch mehr, Sie würden Mitleiden mit mir haben.“

Thränen drangen dabei aus ſeinen Augen, die ſie alle über ſeine ſchönen Wangen rollen ſah, und ihr Geſicht lag, wie geſagt, zehn Zoll von ſeinem entfernt, und ſie hatte nichts, wohinter ſie ihr Mitleiden verbergen konnte; denn jede Bewegung war gefährlich. Sie machte alſo die blauen Augen ſo weit auf, als möglich, damit die Thräne ſich darin verlaufen könnte.

„Lieber Herr von Bold, ſagen Sie mir doch das morgen früh!“

„Nein, da laufen Sie mir wieder davon! Sehen Sie, liebes, beſtes, theuerſtes, o hochgeliebtes Fräulein —“ Sie wollte ihm in dieſem warmen Augenblicke ihre Hand entziehen. Auch ging's; aber er kam mit ſeiner nach, und ſie mußte ſie gutwillig wieder in ſeine legen, um nicht noch mehr zu verlieren.

Nun beſchrieb er ihr ſeine Liebe, und mit ſo warmen Farben, mit Thränen, mit Schwüren, mit allem, was ein Mädchen-Herz in Bewegung ſetzen kann, und beſchwor ſie, ihm zu ſagen, ob ſie ihm denn nicht ein ganz klein wenig gut wäre.

Das einzige, worauf ſie als ein kluges Mädchen ſich einlaſſen durfte, waren Seufzer; denn ihr Inneres zu verrathen, war jetzt nicht ſo gefährlich, als ihr Aeußeres.

„Darf ich, o darf ich dieſe Seufzer für mich deuten, liebſtes Fräulein? Ich kenne dieſe Leidenſchaft nicht, bis dieſen Augenblick. Mein Mund hat nie eine weibliche Lippe berührt. O darf ich dieſe Thränen, wie der Dichter, Perlen der Liebe nennen? O Fräulein! iſt denn Ihr Herz ſtumm? hart wie Marmor?"

Ach, des Mädchens Buſen hob ſich vor Entzücken hoch empor; ſie mußte mit vorſichtiger Hand das Wogen dem Auge entziehen. Antworten konnte ſie gar nicht. Aber ſie erröthete, ſie weinte, ſie drückte ſogar ſeine Hand; und der Aeneide vierter Geſang hatte ihn doch klug gemacht.

„Gott, Amalie!“ ſagte er zitternd, um gute vier Zoll mit dem Geſichte näher rückend. Er hob in dem Entzücken ſeiner Liebe ihre Hand hoch in die Höh', und auf einmal ſtürzte alle ihre Kunſt zuſammen, und ihre Hand beugte ſich um ſeine Schulter.

Jetzt erhob ſie das ſchöne Haupt, und die andere Hand, ſich zu ſchützen. Die Lippe geſtand jetzt halb ihre Liebe, ſein Mund raubte der Lippe die andere Hälfte des Geſtändniſſes. Wie ſie es machte, ihn zu umarmen und doch bekleidet zu ſeyn als eine Veſtale, das weiß die Urania, die jeder keuſchen Liebe die ſchützende Hülle verleiht. Joſt ſah nichts als ihr Geſicht, und den einen Arm bis an die Schulter entblößt; aber — nun trieb ihn die Geliebte weg, und er — der Edle! folgte von ſelbſt. Er entfloh durch's Fenſter, in die Stadt.

„Beſſer, o beſſer!“ rief Amalia — „die Armuth eines Mannes an ſeinem Herzen getheilt, als hier länger das Ziel des Haſſes zu ſeyn! Und wäre es wahr, bin ich ſeine erſte Liebe, wie er meine: o Gott, wie glücklich dann!“

Am andern Morgen fand der Graf ſeinen Oheim, der in der Nacht angekommen war.

„Nun Neffe! wie ſteht's? Haſt Du eine Braut? In Deiner Verkleidung?“

„Ja, Oheim, ja! Eine Braut, die ich liebe! die mich liebt! ſchön wie eine Grazie, gut wie ein Engel!“

„Wie haſt Du Dich denn in ſie verliebt? Wo? erzähle!“

„Sie zog ſich an, und ich ſah zu. Vorher führte ich ſie, und wickelte mich in drei Damenſchleppen, und zog ſie nieder zur Erde.“

„Sie zog ſich an, und Du ſaheſt zu? Eine ſchöne Liebe! Wie weiter! Noch nicht gezankt?“

„O ja, ich nahm ihr einen Schuh, und einen Handſchuh, und ihr Halstuch —“

„Zum Henker, Joſt! welche Dinge fängſt Du an! Das mag mir die Rechte ſeyn, die ſich ihr Halstuch nehmen läßt!“

„Iſt doch alles wahr! Und nun ſagte ich, es wäre ihr Schuh, in einer Geſellſchaft, ſchlug mich darum, und dieſe Nacht ging ich vor ihr Bett, wo ſie ſchlief, und da haben wir uns unſere Liebe erklärt.“

„So? wohl unter vier Augen?“

„Ja, wir waren ganz allein; aber Oheim in Veſtas Tempel kann's nicht heiliger zugehen. Auch habe ich die Welt kennen gelernt; es iſt eine närriſche große Welt. Meinen Zopf hat ſie mir noch gelaſſen; aber — Joſt nahm eine Scheere, und ſchnitt ſich den Zopf gerade am Nacken weg — nun bin ich Ihnen ein ſo gemachter Weltmann, wie einer.“

„Recht, Neffe! Ein Mädchen zieht ſich an; er ſieht zu. Richtig, das iſt zum Verlieben; dann ſtiehlſt Du ihr Halstuch und Schuhe; da iſt der Zank. Herrlich! dann beſuchſt Du ſie des Nachts im Bette; Liebeserklärung! Bei meiner Seele, ſchneller und närriſcher könnt's kein Mann aus der großen Welt machen!“

„Und doch alles wahr! das Fräulein heißt Leiſer, iſt im Hauſe des Baron Rohrwald, und Sie thun mir wohl den Gefallen, und machen dem Baron die Anzeige davon; aber von der Art meines Liebeshandels nicht ein Wort, Oheimchen!“

Der Oheim fuhr zu dem Baron. „Sie haben ein Fräulein Leiſer im Hauſe? Mein Neffe, der Graf Aich, liebt das Fräulein, hat ſich mit ihr verſprochen.“

„Der Graf Aich? Wie denn ſo? Wie kennt denn der die arme Leiſern?“

„Ja, lieber Baron, jetzt fällt mir's ein: er iſt unter dem Namen des Herrn von Bold hier geweſen.“

„Was zum Höllen-Teufel? das war der Graf?“ Die drei Schweſtern ſahen ſich finſter unter einander an. „Aber das Fräulein Leiſer iſt arm wie eine Kirchmaus.“

„Deſto reicher iſt der Graf, der ſich nichts einreden läßt. Mündig iſt er.“

„An dem Fräulein Leiſer iſt — bei Gott! — iſt nicht viel.“

„Das kann ich denken; aber —“ da trat das Fräulein Leiſer in's Zimmer, eben vom

Garten kommend, noch die friſche Roſe der Bewegung und der Liebe auf den Wangen. Der Oheim bückte ſich und ſah den Baron an. „Fräulein Leiſer!“ ſagte der.

„Ich freue mich,“ ſagte der Oheim ein wenig beſtürzt; denn das Mädchen war ſchön wie ein Engel — „in Ihnen meine Gnädige, die Braut meines Neffen, des Grafen Aich zu ſehen.“ Das Mädchen erblaßte, und der Oheim erklärte. Der Oheim war entzückt von der Nichte. Der Baron blieb freundlich, die drei Schweſtern wurden ein wenig gelb von Farbe; aber ſie wurden gegen die künftige Gräfin doch artig. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen, und lachten und ſagten: „Junker Plump! zu beneiden iſt ſie nicht!“

Da kam der Graf ſelbſt. Sein Zopf war weg, er konnte ſich jetzt in den Aermeln behelfen. Er brachte Amalien den unſchätzbaren Schmuck ſeiner Mutter, den die Mutter hatte umfaſſen laſſen. Er war unendlich glücklich, und die drei Schweſtern geſtanden doch: „Er iſt ſo dumm nicht, und ſchön wie ein Amor, und, ach, reich wie ein König, und freigebig wie ein Kröſus!“

Der Oheim konnte nicht begreifen, wie das ſein Neffe gemacht hatte. „Der Teufel,“ ſagte er zuletzt — „in dem Homer und Virgil des alten Pedanten muß etwas ſtecken.“

Er fragte heimlich Amalien: „Aber verliebte ſich denn mein Neffe in Sie, Kind, da er zuſah, wie Sie ſich anzogen?“

„Ich glaube es faſt, liebſter Oheim, wie mir die Gärtnerin erzählte.“

„So? Und nahm er Ihnen den Schuh, Handſchuh und Halstuch, und darüber entſtand ein Zank?“

„Ja, lieber Oheim; freilich das that er.“

„Und kam er zu Ihnen Nachts vor's Bett, und erklärte Ihnen ſeine Liebe?“

Sie erröthete. „Ja, ich kann's nicht leugnen. Das that er“

„Alle Teufel, in dem Homer muß etwas ſtecken! Ich lerne noch Griechiſch!“

Amalia und ihr Gemahl der Graf Aimo, ſo nannte er ſich nun, fuhren mit den vier Mohrenköpfen nach ſeinen Gütern, und ſie ſind glücklich in der Wüſte, wie der Baron die Gegend nennt, wie die erſten Eltern im Paradieſe.

A. Lafontaine.

Die Wegweiſerin.

„Abenddunkel, Waldesſtille,
Grasgeflüſter um mich her,
Fern anwogend Nebelmeer! —
Und der ehmals kecke Wille,
Der mich früh hat fortgetrieben
Von der Heimath, von den Lieben,
Spricht nun mit ganz andern Zungen,
Hat ſich ſelbſten friedlich eingeſungen.“ —
So denkt ein Wandrer, der von Weiten
Zum herzenslieben Heerde kehrt,
Und den, im raſchen Vorwärtsſchreiten,
Das Leben oftmals hat verſehrt.
Es that ihm weh. Er kommt, von ſolchen Wunden
Im Arm der alten Freunde zu geſunden. —

„Mond am Himmel!
Rings umher das Sterngewimmel!
Ob ſie wohl noch Alle leben,
Die mir ſonſt ihr Herz gegeben?
Ob ſie heut wohl freundlich denken,
Bei des ſtillen Lichtes Schein,
Gern vergeſſend alles Kränken,
Wo ich Flüchtling möchte ſeyn?
Nehmt mich auf! Ich komme treu und einſam,
Bin ſchon nah der lieben, lieben Heimath!“ —
„Schön guten Abend, junger Herr!“ —
„Sieh da!
Wie ſtehſt du Alte mir ſo plötzlich nah?“ —
„Nehmt's nicht vor Uebel! iſt ſo meine Weiſe.“ —
„Schon gut, halt mich nicht ab! bin auf der Reiſe.“ —
„Ich geh mit euch denſelben Gang,
Und gönnt mir das. Mir iſt im Dunkeln bang.
Zudem, ſo weiß ich hier Beſcheid,
Schütz' euch vor Schreck, warn' euch vor Leid.“ —

„Ach, es war mit mir gezogen
Manch ein liebliches Gebild
Auf des innern Sehnens Wogen,
Das mir hold im Herzen ſchwillt.
Und nun willſt du mit mir wandeln,
Schwatzen, plaudern um und um!
Und mir wird vor dem Verhandeln
All' das liebe Sinnen ſtumm.“
„Ich künde dir Geſchichten wundervoll,
Mährlein, gar ſeltner Art, du guter Sohn!“
„Wenn's ſeyn muß, magſt du denn erzählen,
Doch daß wir nicht den Weg verfehlen!“
„Sorg' du! Wo ich der Führer bin,
Geht man ganz unvermerkt, kommt unvermuthet hin.
Nun hör' hübſch zu!“ —
Da ſprach ſie fort im wunderlichen Sinne,
Von Berges holder Minne,
Von ſchöner Elfe zart und lind,
Die junge Helden liebt, Wandrern iſt treu geſinnt.
Auch ſey ihr Einer juſt erſchienen
Von ſchlankem Wuchs, von milden Mienen,

Und oben ſitze ſie und weine,
Von Bergwalds höchſter Höh' herab,
Und wiſſe nicht, wie ſie ſich ihm vereine,
Und Beider Sehnſucht werde Beider Grab.
„Heran, heran!
Du meiner Liebe Mann!"
So ſinge ſie durch feuchten Buſch und Tann!
„Alte Mutter," ſprach der Wandrer,
„Laß mit Reden jetzt mich los!
Bergesminne lieb' ein Andrer,
Mein ſey linder Heimath Schooß."
„Soll dein auch ſeyn, ſoll dich umfangen
Noch heut mit ſtillem, frommen Muth,
Als trügſt noch friſche Kinderwangen
Und Kinderſchürz' und Kinderhut."
„Ach ja! Und geht's nicht dort ſeitweges ab
Zum heimathlichen Lampenſchimmer?"
„Behüt' dich, junger Mann! das wär' dein Grab!
Dort wandeln Menſchen nun und nimmer."
„Sah ganz wie Vaters Hütte aus." —
„Und iſt doch nichts, als Spuk und Graus.
Da ſitzen Zwerge, ſchief geſtaltet,

Und kochen ſich den Zauberbrei;
Was längſt im Leben iſt veraltet,
Ja ſelbſt im Grabe tief erkaltet,
Und hin und ab und ganz vorbei,
Das ſchafft ihr Spruch auf's neu herbei.
Sie gaukeln mit den alten Bildern
Aus einer abgeſtorbnen Zeit,
Doch wird vor ihrem tollen Schildern
Das Rothe bleich, das Schlanke breit,
Alles verkehrt in Häßlichkeit.
Da dächteſt erſt, es wären Prinzen
Und ſchöne Frau'n — geh' näher hin:
Gleich blinkt das zwergenhafte Grinzen
Hervor, verzerrend Aug' und Kinn,
Zu Wahnwitz wirrend dir den Sinn.
Ja, meinen ſie's recht ernſtlich übel:
So borgen ſie vom Zauberkübel
Sich eine Bildung, die du liebſt,
Der du in Sehnſucht dich ergiebſt,
Dich ihr ergabſt ſeit frühſten Jahren,
Und nehmen tolles Necken vor!
Der Haß ſteht an der Liebe Thor,
Graus muß ſich dem Verlangen paaren."

„Laß uns laufen weit und weiter,
Alte! Wahnwitz packt mich ſchon!
Als abſcheulichen Begleiter
Ahn' ich nah' den wilden Hohn.
Hörſt du's raſcheln, hörſt Du's rauſchen?
Hinter uns ſchon ſind ſie her.
Was noch zaudern? Was noch lauſchen?
Fort! Und ging' es durch das Meer!"
„Nah ſind wir an des Bergs geheimſten
Schluften,
Die Kräuter duften,
Die Gräſer prangen; —
Hin, vor den Zwergen Rettung zu erlangen!
Nie wagt auf ſolchen Pfad ſich ihr Verlangen."
„Wär's nicht beſſer, zur Kapelle
Lenkten wir den Schritt alsbald?
Dorther leuchtet durch den Wald
Ihrer ew'gen Ampel Helle.
Dort hat mich dem Gottesbunde
Fromm ein Prieſter zugeführt;
Und man wird im heil'gen Runde
Nie von Zauberei berührt."
„Ach, wie die Jugend doch ſo gröblich irrt,

Und nimmer glaubt, daß manches anders wird!
Ich möchte mit dir keifen, thör'ger Jüngling!
Biſt lang' ja weg und weißt, die Zeit iſt flüchtig!
Wie ſoll denn hier zu Lande
Dir All's geblieben ſeyn im alten Stande?"
„Schilt nicht, wunderliche Alte,
Richt' dich nicht ſo hoch empor!
Wenn's nicht ſo iſt, wie ich's halte,
Sag' mir's doch in Güte vor!"
„Leer ſtarrt ſchon die Kapelle längſt und wüſt,
Kein Landmann, der dort knieet,
Kein Zug, der dahin ziehet,
Kein Pilger, der ſie grüßt.
Dein frommer Prieſter iſt geſtorben,
Und eines todten Mönch's Gebild,
Im Leben geizig, frech und wild,
Hat im Gebäu ſich Macht erworben.
Dort geht er nächtig durch die Hallen um,
Und winkt und ficht mit beiden Händen,
Als wär' er ſtumm,
Und könnte durch den Mund nicht Fluch aus-
ſpenden.
Ach, leider, leider kann er ſprechen!

Er heult und ſchreit
Durch all' die Gegend weit,
Daß Glück und Schlaf davor zuſammen brechen."
„Nach den Bergen, nach den Bergen
Führ' mich Alte nur hinauf!
Flügle, flügle noch den Lauf!
Schutz vor'm Böſen! Schutz vor Zwergen!
Doch wie eilſt du durch die Schatten?
Wie ſo weit hinaus dein Schritt?
Nein, ich muß bereits ermatten;
Alte, ſacht'; ich kann nicht mit!"
„Wie biſt du denn ſo kleine?
Wie kurz und ſtrauchelnd dir die müden Beine?
Dünkſt doch ein junger dich und kecker Mann,
Und reichſt nur kaum zu meiner Hand heran?"
„Alte, ja, du biſt gewachſen,
Seit ich eben mit dir ging,
Und du eilſt ſo keck und flink,
Wie geführt auf ſchnellen Achſen;
Weh'! du biſt ein ſchau'rlich Ding!"
„Laß dich's nicht irren!
Den Liebling deren, die da oben wohnt,
Darf nichts verwirren,

Weil bald er hoch ob allen Geiſtern thront.
O wie ſo ſchön in ihren Thränen
Sie nach dir ſchaut durch thau'ge Nacht!
Und du verweilſt im blöden Wähnen,
Haſt auf das blöde Thal noch Acht.
Gedenkſt du noch der Liebesflamme,
Die ſengend durch dein Inn'res flog,
Als eine Maid aus Königsſtamme
Im Pompe dir vorüber zog?
Es war an Napoli's Geſtaden,
Du durfteſt dich ihr nimmer nahn,
Und wußteſt wohl, ſie ging zum Baden,
Beſtieg den zeltumſchlei'rten Kahn.
Wohl an des weiten Zeltes Schwingung
War dir der heiße Geiſt gebannt,
Wohl in der Wellen Lieb'sumſchlingung
Die ganze Seele dir entbrannt!
Doch in viel holdern Reizen leuchtend,
Erwartet hoch die Elfe dich,
Hell ihre roſ'ge Wange feuchtend
Mit Thränenperlen all' um dich.
Hinauf! die zarten Arme breiten
Sich nach dir aus zum Liebesgruß.

Begegnend ſchon will niedergleiten
Der ſchlanke, unbeſchuhte Fuß.“
„Alte, Alte, du biſt häßlich,
Doch ſind deine Worte Gluth!
Alte, Alte, du biſt gräßlich,
Labſt mir himmliſch doch den Muth!
Sind wir bald am Gipfel oben?
Schwindelnd bin ich, matt und krank;
Doch im Buſen heißes Toben
Reißt mich fort zum ſüßen Dank.“ —
Nun ſtanden hoch ſie auf des Felſens Platte,
Nun in die Knie ſank der Erſchöpfte, Matte,
Da ſchlang das neblige, gewalt’ge Weib,
Die Rieſenarm’ ihm höhnend um den Leib;
Und dem Sprachloſen in das Ohr erſcholl
Alſo ihr Lied, vielfachen Grauſens voll:
„Hör’ zu, hör’ zu, du biſt ſchon bleich!
Hoch ſind des Felſens Stufen,
Und mein biſt du, wirſt blutig mein,
Der alt-geſpenſt’gen Drude.
Ich bin ein böſer Spuk,
Leck’ junger Knaben Blut.
Das deine rinnt nun bald herab

Aus dieſes Felſens Ritzen,
Das koſt' ich dann für dieſes Jahr
Mit meinen todten Lippen.
Und iſt das Jahr vorbei:
Lock' ich 'nen Andern 'rein.
Ich wieg' dich, wie ein kleines Kind,
In meinen kalten Armen,
Ich halt dich über'n Abgrund hin,
Und laß dich endlich fallen,
Doch hör' erſt noch, halb todt,
Wie dich verlockt mein Wort!
Hoho! Es war ein toller Scherz!
Du warſt ganz nah der Hütte,
Der Vater ſaß am frommen Heerd,
Bei ihm die Tochter blühend,
Und beider Ahnung ſprach,
Du ſeyſt der Heimath nah.
Die Ahnung trog, die Ahnung log,
Du liefſt mir nach, du Blöder,
Warſt vor den Zwergen bang und toll,
All durch mein luſt'ges Höhnen.
Nun biſt in meinem Haus
Wirſt nie den Vater ſchau'n.

Hoho! Es war ein toller Scherz,
Nach der Kapelle kamſt du,
Der Prieſter wachte, betend ſehr
Für ſeines Zöglings Wandrung,
Und ſeine Hoffnung ſprach,
Du ſeyſt der Heimath nah.
Die Hoffnung trog, die Hoffnung log,
Du liefſt mir nach, du Blöder,
Warſt vor dem Mönche bang' und toll,
All' durch mein luſt'ges Höhnen.
Nun biſt in meinem Haus,
Wirſt keine Kirche ſchaun."
Sie ſchlenkert' ihn, ſie ſchleudert ihn hinab;
Zerſchmettert lag er drunten an dem Quell,
Sah noch, aus weitem Thalesgrab,
Die rieſ'ge Drud', im Mondesſtrahle hell,
Hohnlachend ſchreiten überhin
Nach andern Höhn. Mit halb verwirrtem Sinne,
Hat er's den Hirten, die ihn dort gefunden,
Sterbend erzählt in Morgens kühl'gen Stunden.

F. v. Fouqué.

Erinnerungen von Rügen.

(Fortſetzung.)

Es mochte etwa neun Uhr ſeyn, als ich aus Puttgarten fuhr. Da für heute die Halbinſel Jasmund mein Ziel war: ſo ging mein Weg in ſüdöſtlicher Richtung links nach dem Strande hin.

Der einzige ausgezeichnete Gegenſtand, der ſich mir auf dieſem Wege zeigte, war in der Nähe des Dorfes Nobbin das vielfach beſchriebene und erwähnte große Hünengrab. Ungeſucht erblickte ich es zur Linken, in einer kleinen Entfernung vom Wege, nahe am Rande des hohen Ufers. Davor lag ein kleines, ſchön grünendes Saatfeld, über welches es ſich mit ſeinen altbemooſten Steinen nur wenig erhob. Die Umriſſe davon ſchnitten ſich ſcharf gegen das Meer ab, aus dem, als duftiger Hintergrund, die Küſte von Jasmund mahleriſch aufſtieg.

Es war ein ächt-Witowſches Bild, höchſt einfach und dennoch groß, ſtill und doch bedeutſam; recht wie dazu gemacht, um mir, zum Abſchiede, noch einen charakteriſchen Eindruck mit auf den Weg zu geben.

Ob ich wohl wußte, daß ich nichts Beſonderes weiter ſehen würde, konnte ich es doch nicht laſſen, vom Wagen zu ſpringen, um das einfache Denkmahl aus einem grauen Alterthume zu beſuchen. Ich fand nichts, als einen wenig erhöhten, mit grauem Raſen bedeckten, länglich viereckigen Platz, mit rohen, großen Steinen eingefaßt, die urſprünglich wahrſcheinlich in ziemlich gleicher Nähe neben einander aufgeſtellt geweſen, jetzt aber zum Theil verſchoben, verſunken oder hinweg genommen ſind. Die Länge von Norden nach Süden, wo zwei mächtige Granit-Blöcke die Eckſteine machen, mag zwiſchen 40 bis 50, die Breite zwiſchen 15 bis 20 Schritte betragen.

Sey es ein alter Betplatz, oder ein Grabmahl, was dieſe alten Steine bezeichnen: immer liegt etwas Anziehendes darin, ſich durch ihre ſtumme Sprache verkünden zu laſſen, daß hier eine heilige Stelle war, für ein Geſchlecht, das vor Jahrhunderten ſchon zu Staub geworden iſt. Es ſind die einfachen Laute eines ſchönen, menſchlichen Gefühls, die aus einer weit entlegnen, rauhen Vergangenheit noch vernehmlich und mild zu uns hertönen. Große Prachtgebäude, feſte Schlöſſer, Thürme und Kirchen ſind ſeit jener Zeit mit einem großen Aufwand von Kräften gebaut, und von Menſchenhänden, oder vom Rieſenarme der Zeit und der Wuth der Elemente längſt wieder zerſtört, während dieſe Steine größtentheils noch unverrückt auf ihren Stellen liegen, und, auf die kunſtloſeſte und zweckmäßigſte Weiſe zugleich, ein bedeutſames Denkmal bilden.

Gern hätte ich mich, dieſen und ähnlichen Betrachtungen nachhängend, auf einen der alten Steine geſetzt, und ruhig von hier aus noch einmal deñ ſchönen Anblick des Meeres genoſſen. Doch die Sonne war ſchon hoch geſtiegen; der Himmel fing an, ſich zu entwölken; die Wärme der Luft nahm mit jedem hervorſchießenden Sonnenſtrahle zu; und der lange Sandweg durch die Schabe oder Wittowſche Heide lag noch vor uns, ehe wie nach Jasmund kamen. So ſchön ſich dies lange Silberband auch, von Arcona aus geſehen, auf dem blauen Meere hinbog: ſo ergriff mich doch ſchon dort kein geringes Grauen vor der langweiligen Fahrt durch dieſe niedrige, kahle Sandwüſte, über welche faſt alle Reiſebeſchreiber klagen. Jetzt kam die Vorklage meines Fuhrmanns hinzu, daß ſeine Pferde ſich in dem tiefen Sande ſehr abquälen und uns doch nur langſam weiter bringen würden. Ich eilte alſo wieder auf den Wagen, voll Verdruß, eine intereſſante Stelle verlaſſen zu müſſen, um der Langeweile entgegen zu eilen.

Um ſo lange als möglich noch eines ſchönen Anblicks zu genießen, ſchaute ich, unverwandten Blicks, von der Höhe, auf welcher der Weg ſich hinzog, nach dem Meere hin; und es fehlte nicht viel, daß ich in laute Klagen ausgebrochen wäre, als der Weg ſich allmälig immer tiefer ſenkte, und in der Nähe des Dorfes Drewolt der bisherige, fruchtbare und feſte Lehmboden auf einmal in Sand überging.

Noch hatte ich rechts den Anblick eines freundlichen Landhauſes und eines Gartens, mit einem Tempelchen, das freilich klein genug war, deſſen Ausſicht es aber mit den meiſten in unſern Duodez-Parks aufnehmen mag; denn es ſchaute luſtig über die Bäume und den Sandpfad der Wittowſchen Heide hinüber nach dem Ufer von Wittow und der ſchönen Meeresbucht, die Tromper Wyk genannt, um welche ſich, in einem großen Halbkreiſe, mein Weg nun hinzog.

Schon fingen die Pferde an, kläglich im tiefen Sande zu keuchen, und ich glaubte faſt, nichts klügeres thun zu können, als zu ſchlafen, damit ich die Noth der Wüſte weder ſähe noch hörte. Doch die Noth war ſchon alle, da ſie eben erſt recht angehn ſollte. Das heißt: der Weg ſenkte ſich ſo tief, daß er nur wenig höher, als der Spiegel des Meeres war; und da kürzlich das Meer ſo hoch gegangen war, daß ſeine Wellen den Weg überſtrömt hatten: ſo war der Sand noch feucht und ſo feſt, daß die Hufe der Pferde und die Räder des Wagens nur leichte Spuren darauf drückten. Wir fuhren alſo, ohne Beſchwerde, auf dem ebenſten und feſteſten Boden hin. Und ob die Sonne gleich nur ſelten hinter ein Gewölk trat: ſo beläſtigten ihre Strahlen uns doch nicht, weil das Meer die angenehmſte Kühlung verbreitete.

Der einzige Menſch, den ich gleich anfangs auf dieſem einſamen Wege ſah, war ein Fiſcher, der in dem friſch ausgeworfenen Seegras nach Bernſtein ſuchte. Es war eine der plumpſten Geſtalten, die mir jemals vorgekommen ſind, mit einem, ans Thieriſche grenzenden, Ausdruck von Stumpfheit und Rohheit im Geſicht; dennoch gab mir dieſer Halbwilde, mit der größten Bereitwilligkeit, den kleinen Anfang ſeiner Erndte, als er ſah, daß ich mich vergeblich bemühte, mir ſelbſt ein Andenken an dieſe Stelle aufzuſuchen.

Die einzigen lebendigen Geſchöpfe, die ich außerdem noch ſah, waren dann und wann auffliegende Seemöven, deren weißes Gefieder am blauen Aether wie Silber glänzte. — Wenige Spuren von Vegetation zeigten ſich nur rechts, in einiger Entfernung, auf einer Kette zuſammen gewehter Sandhügel, deren Spitzen die Wellen des Meeres nicht erreichen. Da das linke Ufer dieſer Landenge ſo niedrig iſt, daß das Meer hier und da, bis zu einer Breite von einigen hundert Fuß, bei ſtürmiſcher Bewegung darüber ſtrömt: ſo bilden jene Dühnen eigentlich die Hauptſchutzwehr, welche das Durchreißen und Wegſchwemmen der Landwege, und das Hinübertreten des Meeres nach dem jenſeits befindlichen Binnenwaſſer verhindert. — Eine ziemliche Strecke lang in dieſer Sandwüſte hat indeß das Meer ſelbſt ſich einen Damm von Steinen entgegen geſetzt, der bei einer ungefähren Höhe von acht Fuß über dem Spiegel des Waſſers, wohl in einer Breite von zwanzig Fuß ſichtbar war. So baut das Meer oft, wenn es am zerſtörendſten wüthet, indem es Millionen von Steinen aus ſeinem Grunde gegen die Küſten ſchleudert, die es zu verwüſten droht. Noch auffallender ſah ich dieſe Erſcheinung am folgenden Tage am Strande der Prorer Wyk; am auffallendſten aber ſpäterhin an dem ſogenannten heiligen Damme bei Dobberan. —

Ich fuhr jetzt etwa anderthalb Stunden lang zwiſchen beiden Waſſerſpiegeln hin. Rechts hinderten mich nur die an einander gedrängten Dühnen, den Anblick des breiten Binnenwaſſers zu genießen. Deſto ſchöner entfaltete ſich dafür links das große Becken der Tromper Wyk, als Vordergrund des unbegrenzten, offenen Meeres, in welches, je weiter ich fuhr, die Küſte von Wittow bis zur hohen Spitze von Arcona, immer freier und ſchöner hinausſprang.

Ich verſöhnte mich nicht allein ſehr bald mit meinem einſamen Wege, ſondern ich gewann ihn mit jeder Minute lieber und lieber, ſo daß eine der angenehmſten Erinnerungen von meiner Reiſe an ihn geknüpft bleibt. Denn mit dem Meere, das mir ſchon lange ein intereſſanter Bekannter war, befreundete ich mich gleichſam immer mehr auf dieſer Fahrt. Seine breiten Wellen rauſchten in regelmäßigem Takte an dem glatten, ſchräg ablaufenden Ufer herauf, und verwiſchten, wenn ſie unſern Weg erreichten, hell darüber hingleitend, die Spuren unſers Fuhrwerks. Selbſt dieſes Spiel hatte etwas Ergötzliches für mich. Es glich den Spielen eines geſättigten, ausruhenden Löwen, der mit den nämlichen Klauen, welche ſeine Beute zerreißen, eine Kugel hin und her rollt. Die Gewißheit der Gefahrloſigkeit, dicht neben dem Gefährlichen, erweckte in mir ein heiteres, ſehr angenehmes Gefühl.

Und die Farbenherrlichkeit des Meeres ging meinen Augen erſt bei dieſer Fahrt in voller Klarheit auf. Weiter hinaus, in der Ferne, lag es da, als ein großer Juwel, deſſen kräftiges und doch ätheriſches Blau den ſchönſten Himmel beſchämte. Schneeweißer Wellenſchaum blitzte, wie eine ewig niedertauchende und wieder emporkommende Lämmerheerde, aus der großen bewegten Fläche auf. Je näher nach mir herüber, deſto deutlicher verſchmolz das tiefe Blau in das eigenthümliche Meergrün, das in den nächſten Wellen, in denen die Sonnenſtrahlen ſich brachen, zum goldgrünen Kriſtall ward. Jeder Wechſel der Bewegung, wie jeder Wechſel der Beleuchtung, brachte auch einen Wechſel des Farbenſpiels hervor. Ich überzeugte mich immer deutlicher, daß man nur mit einem empfänglichen Sinne, mit einem offnen, klar auffaſſenden Auge ans Meer treten müſſe, um in ſeiner hohen Einfachheit doch eine Fülle von wechſelnden Schönheiten zu bewundern. Für mich wenigſtens hatte die anhaltende, aufmerkſame Beobachtung deſſelben einen unbeſchreiblichen Reitz; und da die ſtille Einſamkeit dieſes Weges ihr ſo günſtig war: ſo wurde dieſe verſchrieenſte Partie von Rügen unerwartet für mich eine der angenehmſten, die mich nicht ermüdet haben würde, wenn ſie auch noch einmal ſo lang geweſen wäre.

Ein hoher Pfahl bezeichnete, gegen das Ende der Landenge, die Grenze von Wittow und Jasmund. Der Weg bog ſich nun bald vom Meeresſtrande ab, und war fürs erſte noch flach und ſandig; aber das ſchöne Rauſchen des Meeres begleitete mich noch, als ich es ſchon lange nicht mehr ſah. Nach und nach nahm die Gegend einen andern Charakter an, und wurde unterhaltend durch abwechſelnde Höhen, über welche der Weg führte, oder welche ſich wenigſtens, im Vorüberfahren, dem Auge angenehm zeigten. Ich erhielt jetzt ſchöne Ausſichten, wenn ich mich rückwärts wendete. Vorzüglich bei dem hochgelegenen Dorfe Bobbin zeigte ſich mir ein ſchönes, reiches Bild, indem ich zunächſt, über ſehr geſegneten Feldern hinab, das gothiſche Schloß von Spieker an einer kleinen Bucht des Binnenwaſſers, zur Linken die Hauptausdehnung deſſelben, und zur Rechten, über die Wittowſche Heide hinweg, das weit ausgedehnte Meer mit der ganzen dieſſeitigen Küſte von Wittow, bis Arcona hinauf, überſchaute. Vorzüglich ergötzte ich mich wieder an dem prachtvollen Blau des Meeres, wogegen das des klaren Himmels nur als eine ſchwache Mitteltinte aus dem Pinſel der Natur erſchien.

Gegen Mittag kam ich in Sagard an, einem Flecken, welcher wegen des dabei befindlichen mineraliſchen Bades bekannt iſt.

Mein erſter, nöthiger Gang war hier zu dem, über die Truppen auf Jasmund kommandirenden, Major, Grafen v. Jahnke, von welchem ich mir einen Erlaubnißſchein, mich auf Stubbenkammer umſehen zu dürfen, erbitten mußte. Ich erhielt ihn; doch mit der Warnung, nichts zu zeichnen. Meine beabſichtigte Waſſerfahrt, von dem Fiſcherdorfe Saſſenitz aus nach Stubbenkammer, wurde mir aber ſtreng unterſagt, damit ich mich den Feinden des Kontinents nicht etwa in die Hände ſpielen möchte. Ich mußte alſo auf das Vergnügen, den ſchönſten Anblick der Küſte von Jasmund vom Meere aus zu genießen, Verzicht thun.

Um mir über meinen, nun abzuändernden Reiſeplan Rath einzuholen, ſuchte ich, trotz der drückenden Hitze, den rühmlich bekannten Prediger, H. v. Willich, in ſeinem Garten, bei ſeinem Bienenhauſe auf. Ich lernte in ihm einen fein gebildeten, höchſt gefälligen Mann kennen, der mich freundlich über alles, was ich zu wiſſen wünſchte, belehrte. Auch zeigte er mir in einem kleinen, nahgelegenen Thale, deſſen Spatzierwegen es an Schatten nicht fehlte, die von ihm gemachten Badeanlagen. Alles freilich, im Vergleich mit andern berühmten Bädern, nur nach einem ſehr verjüngten Maaßſtabe; aber nützlich und verdienſtlich genug, um einen uneigennützigen, auf Menſchenwohl und Wohlgefühl im Genuß der Natur gerichteten Sinn in dieſer kleinen Schöpfung mit Freudigkeit anerkennen zu müſſen.

Eine gaſtfreundliche Einladung zum Mittageſſen konnte ich nicht annehmen, weil ich zu ermüdet für eine längere geſellſchaftliche Unterhaltung war. Ich eilte daher in den Gaſthof; und wenn ich auch nicht ſchlafen konnte: ſo ruhte ich doch wenigſtens ein Stündchen in einem kühlen Zimmer, während in der Küche für mich gearbeitet wurde. Ich erhielt ein unerwartet gutes Mittagseſſen, wobei ich auch den friſchen Häring, als ſehr wohlſchmeckend, kennen lernte.

Mit neuen Kräften eilte ich nach Mittag, zufolge einer genommenen Abrede, wieder zum Hr. v. Willich, deſſen Hauslehrer ſich entſchloſſen hatte, mich nach Stubbenkammer zu begleiten, um dort mein Führer zu ſeyn. Ehe wir indeſſen dorthin aufbrachen, machten wir noch einen Spatziergang nach einem nahe gelegenen, intereſſanten Denkmale der Vorzeit, der Dubberworth genannt. Es iſt ein regelmäßig aufgeführter, noch gut erhaltener Hügel, der mitten aus einer fruchtbaren Feldfläche ziemlich ſteil aufſteigt, und in ſeiner Baſis wohl einen Durchmeſſer von funſzig bis ſechzig Ellen haben mag. Sein Gipfel iſt größtentheils mit wildem Geſträuch bewachſen, zwiſchen welchem rohe Steine umher liegen, und hat eine Vertiefung, die wahrſcheinlich die Folge einer verſuchten Aufgrabung iſt, weil in ſeinem Innern ſich ein Vorrath von Urnen und andern Schätzen ähnlicher, in der Regel ungleich kleinerer, Hügel vermuthen läßt. Wenn die Größe ſolcher Grabhügel ein ungefährer Maaßſtab für den Rang oder die ſonſtige Wichtigkeit des Todten wäre, deſſen Andenken dadurch geehrt werden ſollte: ſo müßte man unſtreitig annehmen, daß hier das Denkmal eines ganz beſonders ausgezeichneten Mannes, vielleicht eines der thatenreichſten Helden ſeiner Zeit, aufgethürmt ſey. — Allein wer kennt ſeinen Namen? Wer weiß noch etwas von ſeinen Thaten? Ach, der Ruhm iſt in den meiſten Fällen nichts, als ein bald verſchwindendes Meteor! und die erkämpfte Unſterblichkeit iſt oft beinahe ſo ſterblich, als der Kämpfer ſelbſt, der ihr die größten Opfer brachte! —

Wir eilten zurück nach Sagard, wo der angeſpannte Wagen ſchon auf uns wartete um uns nach dem beſuchteſten und berühmteſten Theile dieſer Halbinſel zu bringen.

Die bergigte Beſchaffenheit von Jasmund zeigte ſich mir bei dieſer Fahrt zum Theil auf eine ſehr erfreuliche Weiſe. Höhen und Tiefen, Fruchtfelder und Gebüſch, wechſelten in Form und Farben aufs angenehmſte mit einander ab. Die trefflichſte Ausſicht bot mir der Berggipfel von Hoch-Selow, wo an mehreren Stellen die weiße Kreide zu Tag lag. In bunter Herrlichkeit und anziehender Abwechſelung, wenn auch nicht überall in mahleriſcher Schönheit, lagen Land und Waſſer in weiter Ausdehnung vor mir, als ich, zu einem ruhigen Rückblick, den Wagen halten ließ. Jasmund, Rügen und Wittow, in dem freundlichen Schmucke ihrer Felder, Gärten, Häuſer, Hütten und Thürme, ſchienen ſich luſtig ins Meer gelagert zu haben, um die ausgeſtreckten Glieder ihrer Landengen, Landzungen und Spitzen, hell und warm von der Sonne beſchienen, in den herrlichen blauen Fluten zu baden. Land und Waſſer, bis hinaus zu den duftigen Bergen von Hiddenſö im fernen Hintergrunde, ſchienen im fröhlichen Spiele einander entgegen getreten zu ſeyn, hier vorſpringend, dort zurückweichend, eins das andere ſcherzend umfangen oder losgelaſſen zu haben. Je mehr das Auge umher irrte, deſto mehr Abwechſelung und Schönheit offenbarte ſich ihm in der Nähe und in der Ferne. — Da ſpäterhin auf dem Rugard das Wetter mich nicht begünſtigte: ſo war die Ausſicht von Hoch-Selow bei weitem die mannigfaltigſte, welche ich auf dieſer Reiſe genoß. Die von den Quoltitzer Bergen, (ebenfalls auf Jasmund) welche als ſehr vorzüglich gerühmt wird, lernte ich nicht kennen.

Endlich langten wir in der Stubbenitz, dem bekannten Walde, durch welchen der Weg nach Stubbenkammer geht, an dem (wenn ich nicht irre, Schwirenzer) Baumhauſe an. Hier, wo erſt ein Schlagbaum geöffnet werden mußte, ehe wir weiter fahren konnten, hatte H. v. Willich uns gerathen, um ein Nachtquartier anzuſprechen; doch meinte er, daß wir mit magrer Koſt und einem harten Lager uns würden begnügen müſſen. Das Aeußere des kleinen Hauſes ließ uns nichts Beſſeres erwarten; und der heraus kommende Wirth, welcher den Schlagbaum öffnete, erſchien uns zwar gleich als ein freundlicher, gefälliger Mann, ſagte aber ſogleich, daß es ihm Leid thue, uns nicht nach Wunſch bewirthen zu können, und daß wir daher ſchlecht und recht würden vorlieb nehmen müſſen.

Ich war auf das Schlimmſte gefaßt, und ergab mich getroſten Muthes darein, indem ich ſchon zufrieden war, eines Nachtlagers unter Dach und Fach in dieſer Nähe von Stubbenkammer gewiß zu ſeyn. Ich wünſchte dort nämlich, den Untergang und Aufgang der Sonne zu ſehen; und da das nächſte Dorf, wo es auch kein eigentliches Wirthshaus gab, wohl noch eine gute halbe Stunde weiter rückwärts lag, und das leichte Bretterhaus, was H. v. Willich zum Uebernachten der Fremden in der Nähe von Stubbenkammer hatte erbaun laſſen, durch feindſeligen Muthwillen oder Unvorſichtigkeit längſt abgebrannt war: ſo geſchah mir ein großer Dienſt damit, wenn ich in dem

Baumhauſe nur ein Unterkommen fand. Als nun gar der Wirth meine Frage nach einem Napf voll Milch zum Abendbrodt mit der Verſicherung beantwortete, daß er überflüßigen Vorrath für uns an ſüßer und ſaurer Milch habe, ward ich hoch erfreut, weil ich mich ſchon auf nichts als grobes Brodt und ſaures Bier gefaßt gemacht hatte.

Unſer Appetit wurde rege; und weil das Abendeſſen wegen unſrer, gewiß ziemlich ſpäten Rückkehr ſehr weit von uns lag: ſo entſchloſſen wir uns zu einem flüchtigen Verſuch mit einem Halbabendbrodt, und ſprangen eilig vom Wagen.

Wir traten in ein kleines Stübchen, das freilich keinen Wohlſtand, aber doch überall Ordnungs- und Reinlichkeitsſinn verrieth. Nichts fiel mir unangenehm auf, als das, zwar nicht unfreundliche, aber doch ſehr unerfreuliche, faſt trübſelige Weſen der Hausfrau, das gegen die freundliche und immer beſonnene Geſchäftigkeit des Mannes ungemein abſtach, der ganz allein alles herbei ſchaffte: eine reinliche Serviette, als Unterlage auf dem Tiſch, Brodt und Zucker zur Milch, nebſt reinlichen Tellern und Näpfen, und zwar mit einer Schnelligkeit, die mir nichts zu wünſchen übrig ließ.

Ich glaubte, daß er ein ausgelernter Gaſtwirth ſey, hörte aber, zu meiner großen Verwunderung, daß er ſeines Zeichens eigentlich ein Schneider war, der vordem in Stralſund practiſirt hatte, und es jetzt in dieſem letzten, verlornen Häuschen auf Jasmund that, weil ſein Schlagbaumamt allein ihn nicht nährte. Je mehr der Mann mir gefiel, deſto mehr bedauerte ich ihn im Herzen, daß er ein unglücklicher Eheknecht ſey, der, um der Trägheit der Frau willen, alle Geſchäfte, die wohl dieſer eigentlich zukämen, übernehmen, und ſich obenein quälen müſſe, uns mit ſeiner bonne mine à mauvais jeu zu täuſchen. Wie ſich das hinterher auflößte, ahnete ich, trotz meiner offenen Augen, nicht im mindeſten. —

Wir brachen bald wieder auf. Eine Strecke fuhren wir noch auf ziemlich gebahntem Wege durch den Wald, dann rechts ab, um die berühmte

Herthaburg und den ſchwarzen See erſt noch zu beſuchen.

Iſt man einmal in dieſer Gegend: ſo thäte man freilich unrecht, nicht auch zu dieſer Stelle zu wallfahrten, ſchon um deswillen, weil ſie einmal ein altes, hiſtoriſches Intereſſe hat, wenn auch Fabel und Geſchichte zweideutig genug in einander ſpielen; nur ſpanne man ſeine Erwartungen in Abſicht deſſen, was man ſehen werde, nicht zu hoch, nach den phantaſtiſchen Ausrufungen mancher Erzähler! — Der ſchwarze See, mit ſeinem ſtillen, dunkeln Spiegel, in dem dichten Schilf- und Baum-Kranze ſeiner einfach gezeichneten Ufer, würden in einem engliſchen Garten gewiß eine vorzügliche, anziehende Partie bilden, zumal bei einer ſchönen Mondbeleuchtung; aber hier, auf Jasmund, in-der Stubbbenitz, den großen Eindrücken des Meeres und überhaupt einer freien, mächtig ergreifenden Natur ſo nahe, kann dieſe Stelle — wenn man nicht beſondere, ſtarke Gefühle in ſich hinein zwingt oder lügt — faſt für nichts gelten, als für eine kleine, höchſtens durch ihren Kontraſt anziehende, Epiſode in dem übrigen, hoch und frei einherſchreitenden Epos dieſer Inſelwelt.

Was vollends die Herthaburg oder den Burgwall betrifft: ſo iſt das Intereſſe, mit dem man dieſen betrachten kann einzig und allein ein hiſtoriſches; aber was man darüber hypotheſirt, iſt doch ſo ſehr unſicher, daß jenes Intereſſe höchſt ſchwankend und alſo faſt phantaſtiſch wird. — An ſich aber iſt dieſer Wall kein bedeutendes Werk; und die uralten Bäume, die ihn beſchatten ſollen, ſind größtentheils Buchen von einer wenig bedeutenden Stärke.

Ueberhaupt habe ich viele Schilderungen von der Pracht der Stubbenitz, als Wald, ſehr übertrieben gefunden. Theils wird hier ſeit langer Zeit eine zu ſchlechte Wirthſchaft mit dem Holze getrieben, als daß man noch uralte Bäume finden ſollte; theils auch iſt die Lage dieſes Waldes, auf einer ſo hohen, den Stürmen zu ſehr ausgeſetzten, Meeresküſte, dem Wuchſe der Bäume zu ungünſtig, als daß ſie auf eine erfreuliche Weiſe gedeihen könnten. Die Buchen der Stubbenitz erſchienen mir, mit ihren kurzen Stämmen, wie Zwerge, im Vergleich mit denen, die ich noch kürzlich an verſchiedenen Orten in der Gegend von Schwerin geſehn hatte; und vergleiche ich ſie vollends, mit den ſtarken, ſchnur gerade aufgeſchoſſenen Rieſenſtämmen, die ich ſpäterhin in ſeinem Walde auf dem Wege nach Ratzeburg traf: ſo erſcheinen ſie vollends in einer unbedeutenden, faſt krüppelhaften Geſtalt.

Ungerecht wäre es indeſſen, wenn man dieſen Waldweg nach Stubbenkammer nicht angenehm nennte. Sind die Buchen auch nicht majeſtätiſch hoch und ſtark: ſo bilden ſie doch ein ſchattiges, ſchön grünes Blätterdach, unter dem man mit Vergnügen zu dem herrlichen Standpunkte hineilt, der das Hauptziel aller Reiſenden auf Rügen iſt.

Als wir ſo nahe daran waren, daß die Horizontlinie des Meeres uns durch die Bäume entgegen ſchimmerte, ſtiegen wir aus, und ich ließ den Wagen, bis auf morgen, nach dem nächſten Dorfe zurück fahren, weil auf dem Baumhauſe kein Raum für die Pferde war.

Noch wenig Schritte, und ich ſchaute, im Schatten ſchöner Laubgewölbe, von einer Höhe von mehr als vierhundert Fuß, an ſchroffen, grotesk geſtalteten Kreidepfeilern hinunter auf den Strand und das weit ausgedehnte Meer, in welchem, links in der Ferne, das hell beglänzte Arcona als ein kleinerer, doch muthiger Nachbar thronte. Mit einem unausſprechlichen Wohlgefühl grüßte ich alles, was ich ſah, grüßte ich mich ſelbſt auf dieſer herrlichen Stelle, dankte ich meinem Geſchick, daß es mich endlich einmal hatte hierher gelangen laſſen.

Unvergeßlich, und mit den friſcheſten Farben, ſteht das prachtvolle Bild dieſes Anblicks noch vor meiner Seele; aber ich enthalte mich aller Schilderungen und Ausrufungen, weil deren ſchon ſo ſehr viele über dieſe Herrlichkeit in die Welt geſchickt ſind. Das Eine erwähne ich nur, daß es wohl unrecht iſt, bei einem Vergleich der Ausſichten von Stubbenkammer

kammer und Arcona, eins auf Koſten des andern preiſen und erheben zu wollen. Jeder von dieſen beiden Standpunkten hat genug Eigenthümliches, um neben dem andern mit Ehren beſtehen zu können. Der auf Stubbenkammer iſt der bei weitem höhere, der auch dadurch das Gemüth noch mehr ergreift, daß man in wilde Schluchten, voll großer, kühn geformter Maſſen hinabſchaut. Doch dafür iſt der auf Arcona der freiere, ſo daß man rings umher ohne Hinderniß um ſich ſchauen, und vorzüglich das Meer in einer weit ausgedehnteren Horizontlinie überſehen kann, während man auf Stubbenkammer rechts und links durch einzelne Bäume und hinter ſich durch den ganzen Wald an einer freien Umſicht gehindert wird. Aber wenn man auf Arcona einen freien Ueberblick zu einem großen, wirklichen Panorama gewinnt: ſo hat man dafür auf Stubbenkammer den Genuß, aus der Umſchirmung eines friſchen, anmuthigen Waldes hinaus zu ſchauen, und durch den Kontraſt der kräftigen Baumhallen, zwiſchen denen das Meer hervor glänzt, dieſes in noch lieblicherem Farbenreitze zu erblicken. Wenn daher der Standpunkt auf Arcona (trotz ſeiner relativen Niedrigkeit) durch die einfache Größe ſeiner Ausſicht der erhabnere genannt werden dürfte: ſo iſt der auf Stubbenkammer dagegen der romantiſch-intereſſantere zu nennen; und keiner raubt alſo dem andern den Preis, ſondern gewinnt ſeinen eignen, ihm eigenthümlich zukommenden.

Nachdem ich die Luſt des Umherſchauens mit vollen Zügen genoſſen hatte, führte mein Begleiter mich, in einer nahen Schlucht, auf einem leidlich gebahnten Fußſteige, dem weiter unten eine kleine, friſche Quelle zur Seite rieſelte, hinunter an den Strand.

Nun genoß ich auch die Anſicht von Stubbenkammer, mit welcher die von Arcona kaum zu vergleichen iſt. Nicht allein kommt bei dieſer Anſicht die ungleich bedeutendere Höhe gar ſehr in Betracht, ſondern auch ein Reichthum von impoſanten Formen beſchäftigt, auf eine höchſt mannigfaltige und ergreifende Weiſe, das Auge und die Phantaſie. Könnte man dieſe, zum Theil höchſt mahleriſch geformten, großen Maſſen, dieſe iſolirten, drohenden Pfeiler, dieſe bald hervor ſpringenden, bald in tiefe Schluchten zurück weichenden, ſteilen oder überhängenden Wände aus ihrer weißen Kreidenatur in einen, auch mahleriſch gefärbten, dauerhaften Sandſtein oder Granit verwandeln: ſo wäre das Ufer von Jasmund, in einer langen, höchſt abwechſelnden Ausdehnung, eins der vollendetſten Prachtwerke der Natur, zu dem alle Landſchaftsmahler mit uneingeſchränktem Entzücken hintreten würden. Statt deſſen kann das Auge ſich an der, zum Theil ſchmutzigen, zum Theil blendenden, Kreide mit horizontal-laufenden ſchwarzen Punkten eingeſprengter Feuerſteine, nicht ungeſtört ergötzen. Auch entſteht aus der leichten Auflösbarkeit der Kreide die unerfreuliche Folge, daß Stürme und Regengüſſe an den meiſten Wänden ein gar zu leichtes Spiel der Zerſtörung treiben. Würden hierdurch auch die Hauptpartieen in ih-

ihren Formen nicht verſchlechtert: ſo häuft ſich doch an dem untern Theile derſelben eine immer größere Menge herabrollender oder fließender Trümmern an, die an vielen Stellen, wo ſie nackt und kahl da liegen, ein unerfreuliches, abſchüſſiges Fußgeſtell der aufrecht ſtehenden Wände bilden, in welchem dieſe, bis zu einer beträchtlichen Höhe, bereits begraben ſind, und nach und nach immer höher hinauf begraben werden. —

Gern wäre ich noch recht lange an dem ſteinigen Strande hinauf und hinunter gegangen, um mich für die vereitelte Waſſerfahrt wenigſtens ſo viel als möglich zu entſchädigen; aber der nahende Untergang der Sonne beſchleunigte unſern Rückweg auf die Zinne des glänzenden Tempels.

Hätten meine Augen auch die Höhe deſſelben bezweifelt: ſo würden meine Beine doch beim Hinaufſteigen in der Schlucht mich hinlänglich darüber belehrt haben. Ich ſtieg mit abſichtlicher Mäßigung, und machte ſelbſt ein paar Pauſen zur Erholung: und dennoch langte ich nur mit fliegendem Athem und wie mit zerſchlagenen Gebeinen oben an. Wenigſtens merkte ich, daß ich dieſen Weg funfzehn bis zwanzig Jahre früher hätte verſuchen müſſen, um ihn mit raſcher Leichtigkeit zurück zu legen. —

Es war ein heller, günſtiger Himmel, und die Sonne dem Verſinken ſchon ziemlich nahe. Umherirrend nach einem Standpunkte, wo wir ſie, unverdeckt von Baumzweigen, betrachten könnten, waren wir auf den ſchräg liegenden bemooſten Stamm einer alten Buche gerathen, die ſich kaum mit den Wurzeln am Rande des Abgrunds noch halten zu können ſchien. Es war mir durchaus nicht wahrſcheinlich, daß wir ſie aus ihren alten Fugen drücken und mit ihr in den Abgrund hinunter fahren würden; dennoch war ich nicht im Stande, mich von dem ſtörenden Gedanken an dieſe verzweifelte Möglichkeit los zu reißen. Ich mußte ſchlechterdings aufſpringen, um nach dem freiern Platze des ſogenannten Königsſtuhls zu eilen, den ich, wegen der Geſellſchaft der dort befindlichen Soldaten, hatte vermeiden wolſen. Jetzt trieb die Noth mich hin, und ich hatte dafür einen ungeſtörten Anblick des ſo lange erſehnten Schauſpiels, die große, glühende Scheibe in's prachtvolle Meer verſinken zu ſehn. — Mir war zu Muthe, als wenn ich nun leichter und fröhlicher aus der Welt gehen könnte, da ich dieſen Genuß — einen der herzerhebendſten, die ſie dem Menſchen bietet — endlich einmal gehabt hatte. — Wie that es mir leid, daß ich nicht Frau und Kinder und Freunde, als Theilnehmer an meiner ſchönen Freude, um mich her verſammelt ſah! —

Ich hatte große Luſt, mit den luſtigen Soldaten beim Wachfeuer auf dem kreidigen Boden zu bivouaquiren, weil es mir ſchwer wurde, mich von der herrlichen Stelle zu trennen; doch die Ueberlegung, daß ich der ungeſtörten Erholung wenigſtens von ein paar ruhigen Stunden gar ſehr bedürfe, beſtimmte mich endlich, mit meinem Gefährten den Rückweg durch den dämmernden Wald, nach dem Baumhauſe anzutreten. In einer kleinen halben Stunde waren wir dort.

Wie wurden wir da, beim Eintritt in das Stübchen, durch unſern trefflichen Wirth überraſcht! Wie Kinder vor der Weihnachtsbeſcheerung, ſtanden wir vor dem gedeckten Tiſche, an dem wir gut und gern noch ein halbes, wo nicht gar ein ganzes, Dutzend Gäſte hätten als Ehrenmitglieder mit einſchwärzen und ſatt füttern können. Denn da gab es, außer den erwarteten Näpfen voll ſchöner, ſaurer und ſüßer Milch, nicht nur Brodt, Zucker, Butter, Käſe und einen Schnaps zur Nachfrage, ſondern auch Schinken, Kälberbraten und ein wahres Kabinetsſtück von einer Pommerſchen Spickgans. Und als wir dieſe nicht berühren zu können verſicherten, waren im Umſehen die trefflichſten eingekochten Häringe herbei gehext, um unſern Appetit auf's neue zu reitzen. Nichts fehlte von Geräthſchaften auf dem gedeckten Tiſche. Auch das gefüllte, reinliche Salznäpfchen war nicht vergeſſen; und mit ſtets bereitwilliger, doch nie läſtiger, Dienſtfertigkeit lauſchte der immer muntere Hahn auf jeden unſrer Wünſche. Und je mehr wir das köſtliche

Gaſtmahl prieſen, deſto mehr entwickelte ſich ſein beſcheidner, und dabei nach Vervollkommnung ſtrebender Sinn. Er bedaurte, daß er ſich, im erſten Jahre ſeines Hierſeyns, noch nicht beſſer auf die Bewirthung der Reiſenden habe vorbereiten können; und dann warf er einen trefflichen, reiflich durchdachten Plan hin, wie er durch Vermehrung und Verbeſſerung ſeines Viehſtandes, durch Mäſtung von ein paar Schweinchen, durch vergrößerte Gänſezucht und durch die ſorgfältigſte Pflege ſeiner Kuh, ſeine Vorräthe vermehren und verbeſſern wolle. Er ſprach, wie ein Virtuos, wie ein Weiſer, der auch bei ſeiner, von Andern noch ſo ſehr bewunderten Leiſtung, doch *ſich ſelbſt* nicht genügt, weil er ein viel höheres Ideal der Vollkommenheit in ſeiner Seele mit ſich herum trägt, wonach er mit der ganzen Macht ſeines Enthuſiasmus ſtrebe.

Nur ſeine Frau ließ ſich weder ſehen noch hören! Ob wir ſie gleich nicht entbehrten: ſo war mir die Trägheit oder böſe Laune, mit der ſie die Sorge für unſre Bewirthung ganz allein ihrem Manne überließ, doch um dieſes willen ein wahrer Greuel. Ich war nahe daran, die Rolle eines Eheteufels zu ſpielen, und den geduldigen Kreutzträger aufzufordern, ſich gegen ſeinen Hausteufel in Kriegsſtand zu ſetzen, um denſelben entweder zu bekehren oder fort zu jagen. Glücklicher Weiſe hielt ich meine Zunge noch im Zaum, und ſparte mir dadurch eine öffentliche Beſchämung.

Von den zwei Betten, welche ſich jetzt, ſtatt des vorherigen einen, im Zimmer befanden, glaubte ich nur das neu hinzugekommene für uns Gäſte beſtimmt. Als wir uns aber niederlegen wollten, hörten wir, daß beide Betten zu unſerm Gebrauch ſeyn ſollten. Ich fragte den Wirth, wo denn er ſchlafen wolle? Er meinte, er brauche kein Bett, und werde dieſe Nacht überhaupt wenig ſchlafen. — „Aber die Frau?“ fuhr ich fort zu fragen. Er antwortete, daß er ſie, während wir auf Stubbenkammer geweſen wären, in das Haus von Verwandten — ich glaube ihrer Schweſter — gebracht habe, etwa eine Viertel- oder halbe Stunde weit vom Baumhauſe entfernt.

Das kam mir gar zu arg vor! Ton und Miene des guten Hahn verriethen mir, daß er etwas Beſonderes auf dem Herzen habe. Eben wollte ich mit dem Rathe heraus platzen, daß er die träge, launiſche, pflichtvergeßne Frau nie wieder in ſein Haus laſſen ſolle! Da vertraute er uns, mit einer faſt verlegen werdenden Miene, das große, unerwartete, eheliche Geheimniß an, daß ſeine Frau ihrer Entbindung entgegen ſehe, und daher dieſen Nachmittag, bei unſerm erſten Eintritt in's Haus, ſchon mit ſehr böſen Empfindungen zu kämpfen gehabt habe.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, indem ich mir jetzt die Geſtalt und das ſchmerzvolle Geſicht der Frau vergegenwärtigte. Ich ſchalt mich im Herzen einen argwöhniſchen Blinden, und bat der armen Frau die Verſündigung meines böſen Urtheils ab.

„Um des Himmels willen, lieber Hahn!“ rief ich aus — „wir haben durch unſern unnützen Beſuch eine halb kranke, hoch ſchwangre Frau nicht allein aus ihrem Bette, ſondern gar aus dem Hauſe vertrieben?! Wenn die arme Frau nun morgen nicht im Stande wäre, den Rückweg zu machen, und in einem fremden Hauſe von ihrer Entbindung überraſcht würde?!“

Mit der größten Ruhe erwiederte der Mann: das habe nichts zu ſagen, und er habe eben deswegen die Frau fort gebracht, damit ſie uns nicht, und wir ihr nicht im Wege wären.

Dieſe Aufopferung erſchien mir ſo gefährlich, als unerhört, und ich wünſchte alles Ernſtes, das Haus lieber gar nicht betreten, und mich mit einem Lager bei dem Wachfeuer der Soldaten beholfen, als eine ſolche Auswanderung veranlaßt zu haben. Hahn dagegen ſuchte mich auf alle Weiſe zu beruhigen, und ſagte, daß er, außer uns, auch noch einen Magiſter mit einigen Zöglingen beherberge, die bereits in tiefem Schlafe lägen. Aber dieſe hatten die Frau auf keinen Fall vertrieben;

denn ſie lagen, wie ich am andern Morgen ſah, in einer hinten befindlichen Kammer, die ſo klein war, daß ſie ſich, auf der gemachten Streue, wie Häringe, mußten zuſammen geſchichtet haben. — Da ich die veranlaßte Störung nicht ungeſchehen machen konnte, legte ich mich endlich auf das Bette, und verſchlief auf ein paar Stunden meine Gewiſſensbiſſe.

Faſt eine Stunde vor Sonnenaufgang weckte Hahn uns ſchon. Als ich das geſtrige Geſpräch wieder anknüpfte, antwortete er, daß mit ſeiner Frau alles ganz gut ſtehe, und daß er, während wir (bei unverſchloßner Stuben- und Hausthür) geſchlafen, bei ihr geweſen ſey.

Ich konnte kein Mißtrauen in die Ausſage des Mannes ſetzen; allein um mich ſelbſt zu beruhigen, fing ich an, den Nothſtand der Frau etwas auf die leichte Achſel zu nehmen, indem eine ruhigere Ueberlegung mir ſagte, daß ſie wohl zu Hauſe geblieben ſeyn würde, wenn ihr Zuſtand ſchon bedenklich geweſen wäre.

Dazwiſchen mußte ich wieder die alles bedenkende Dienſtfertigkeit des Mannes bewundern, der uns, als wir aufbrechen wollten, ohne alle Veranlaſſung ein reinliches Töpfchen brachte, um damit einen reinlichen Trunk zu ſchöpfen, wenn wir etwa Luſt bekämen, von der ſchon erwähnten, etwas mineraliſchen Quelle in der Schlucht beim Königsſtuhle zu koſten. Faſt hätte ich dem böſen Gedanken Raum gegeben, ob alle dieſe Aufmerkſamkeiten, verbunden mit jener anſcheinenden, großen Aufopferung, nicht blos darauf angelegt wären, um beim Abſchluß der Rechnung deſto dreiſter mit doppelter, ja wohl gar mit dreifacher Kreide ſchreiben zu dürfen. Aber jeder Verdacht wurde von ihm durch den Zuſatz in der Geburt erſtickt, daß das Trinkgefäß, was er, zum allgemeinen Nutzen der Fremden, an der Quelle mit einem Strickchen befeſtigt gehabt, abhanden gekommen ſey, und daß er daher ein anderes anbringen wolle. Er ſprach das ſo leicht hin, als wär' es eine Sorge, die ſich von ſelbſt verſtände. — Solchen Glauben hatte ich in Iſrael noch nicht gefunden! —

Wir eilten fort, um den Aufgang der Sonne nicht zu verſäumen. Als wir aus dem Hauſe in den Wald traten, tönte uns ein ſchönes Rauſchen entgegen. Ich blickte auf nach den Wipfeln der Bäume, und ſah, daß ſie ſich kaum merkbar bewegten. Es war das Rauſchen des Meeres, das aus einer Entfernung von beinahe einer halben Stunde zu dieſer Höhe herauf durch die Bäume tönte. Mit doppelter Eile folgte ich ſeinem begeiſternden Rufe durch den friſchen, ſchweigenden Wald.

Bald ſtand ich wieder auf der ſchönen Stelle des Königsſtuhles; aber das erwartete Morgenroth glänzte mir nicht entgegen. Ueber dem Meere ſchwebte ein ſtarker Nebel; und obgleich über uns der Himmel hell und heiter war: ſo hatte ſich doch grade in Oſten eine ganz undurchſichtige Wolke gelagert, ſo daß von dem Aufgang der Sonne nicht das Mindeſte zu ſehen war. Die Soldaten zeigten mir die Stelle, wo ſie eigentlich herauf kommen müßte: uns gerade gegen über, faſt in der Mitte der großen Bogenlinie des Meerhorizonts. Ein ſchöner Sonnen-Aufgang muß ſich hier alſo in ſeiner ganzen Pracht zeigen, da hingegen beim Untergange die Sonne hier zur linken Seite kaum noch in den Geſichtskreis fällt, und zwar auch nur in den längſten Tagen.

Ich hatte zwar den Hauptzweck meines heutigen Morgenbeſuchs auf Stubbenkammer nicht erreicht, doch verweilte ich noch mit vielem Vergnügen auf mehreren der intereſſanteſten Stellen, ſo daß wir erſt nach anderthalb bis zwei Stunden beim Baumhauſe wieder ankamen.

Vor dem Hauſe fanden wir den Tiſch aus der Stube hingeſtellt, den ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren abwuſch. In der Stube ſelbſt waren die Betten gemacht, und alles in der beſten Ordnung aufgeräumt. Hahn trug Stühle heraus, und ſagte: er habe gemeint, es werde uns angenehmer ſeyn, im Freien zu frühſtücken, als in dem engen Stübchen. Ehe wir aber Zeit hatten, dieſe neue Aufmerkſamkeit gehörig zu rühmen, überraſchte er uns, vergnügten Angeſichts, durch die

Neuigkeit, daß ſeine Frau glücklich entbunden, und daß er eben bei ihr geweſen ſey, und ſo wohl ſie als auch das Kind, den Umſtänden nach, recht wohl gefunden habe.

Ich wurde durch dieſe Nachricht nicht allein überraſcht, ſondern auch wahrhaft gerührt, indem ich nun, über allen Zweifel hinaus, überzeugt wurde, daß die von mir verkannte Frau wirklich in einem ſchon ſehr bedenklichen Zuſtande, und gleich in der Ueberzeugung: vor ihrer Entbindung nicht zurückkehren zu können, aus dem Hauſe gegangen war, und einen, für ihren Zuſtand ſo beſchwerlichen, Weg noch zurückgelegt hatte.

Hahn wußte von keiner Aufopferung und Beſchwerde, ſondern ergab ſich blos der Freude, nach mehrjährigem Hoffen, nun Vater eines geſunden Kindes zu ſeyn. Auch bei mir behielt endlich die Theilnahme an ſeiner Freude die Oberhand, und ich wünſchte nichts mehr, als daß das Kind getauft würde, damit ich eine Pathenſtelle dabei übernehmen könnte.

Wirklich luſtig war noch der zufällige Umſtand, daß der oben erwähnte Magiſter, welcher ſich mit ſeinen Zöglingen in die einzige, kleine Kammer eingeſchachtelt hatte, der Schwiegerſohn der Hebamme war, die der Entbundenen beigeſtanden hatte. Er hatte alſo in dem Hauſe, wo ſeine Schwiegermama in dieſer Nacht eigentlich eine Hauptrolle hätte ſpielen ſollen, als Repräſentant derſelben, ruhig geſchlafen, ſo wie ich, ohne eine Beſchwerde zu fühlen, der Stellvertreter auf dem Bette der Wöchnerin geweſen war. —

Während des Frühſtückens erfuhren wir auch noch zufällig, daß das vorhin erwähnte kleine Mädchen eine, an Kindes Statt angenommene, arme Nichte war; doch verſicherte Hahn wiederholt, und mit einem recht ſchönen Eifer, daß er ſie nicht von ſich laſſen wolle, ob er gleich nun ein eignes Kind habe.

Endlich brachen wir auf; und, willig darauf gefaßt, doppelt und dreifach bezahlen zu müſſen, fragte ich nach unſrer Rechnung. — Aber wie wurde ich hier wieder überraſcht!

Mit einem beſcheidnen, faſt verlegenen Tone, als ob er ſeine Foderung nicht recht auszuſprechen wage, gab Hahn mir zur Antwort: „Sollte wohl ein Gulden für die Perſon nicht zu viel ſeyn?“

War ich Tags zuvor über die Wohlfeilheit der Bewirthung in Puttgarten ſchon erſtaunt geweſen: ſo mußte ich es hier in einem noch ungleich höhern Grade ſeyn, wenn ich auch nur an die Speiſen dachte, die uns aufgetragen waren. Und wie verſchwanden dieſe wieder als Kleinigkeit gegen die unermüdliche Aufmerkſamkeit dieſes Mannes! gegen die vielen, weiten Wege, die er in den letzten zwölf Stunden, in Folge unſrer Anweſenheit, gemacht hatte! gegen den ſauren Gang der Frau! gegen die Verbannung derſelben aus ihrem Hauſe, grade in einer der wichtigſten Stunden ihres Lebens! und gegen eine dadurch noch auf längere Zeit veranlaßte Störung der häuslichen Einrichtung! — Ohne allen Eigennutz waren, wie ſich nun ergab, alle dieſe Aufopfetungen gebracht, zu denen, unter Millionen, ſich vielleicht nicht ein Ehepaar verſtanden hätte, ſelbſt nicht dem beſten, Jahre lang erwarteten Freund und Bruder zu Liebe, geſchweige um eines Fremden willen, der uneingeladen und unangemeldet kommt, um morgen wieder fort zu gehn, um wahrſcheinlich nie im Leben wieder etwas von ſich hören und ſehen zu laſſen!

Wahrlich, der letzte Schneider auf Jasmund iſt einer der erſten Menſchen in Abſicht der ſchönſten gaſtfreundlichen Tugend! Seine Bekanntſchaft iſt mir eine der liebſten und unvergeßlichſten, die ich jemals auf einer Reiſe gemacht habe; und er verdient in vollem Maaße, daß ich ihn öffentlich rühme, geſetzt auch, daß der fein gebildete Egoismus die Achſeln darüber zuckt.

Nur wünſche ich ernſtlich, daß dem braven Hahn Niemand dieſe Blätter mittheile; denn die ſchönſte, beſcheidne Tugend ſteht in Gefahr, in ihrem Werthe zu ſinken, wenn ſie ſich ihres Werthes bewußt zu werden anfängt.

A. G. Eberhard.

Ueber
Einquartierung.

Zur Prüfung und Beherzigung.

Ich weiß nicht, was in beſonders dazu beſtimmten Büchern und Broſchüren oder in Zeitſchriften bereits darüber geſchrieben iſt, ob ausſchließlich blos die Hausbeſitzer oder auch die Miethseinwohner militairiſche Einquartierung zu übernehmen haben; aber eine an mehreren Orten noch fortdauernde, ſchreiende Ungerechtigkeit dient mir zum Beweis, daß das über dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand Geſchriebene entweder nicht verſtändig oder nicht deutlich auseinander ſetzend geſchrieben, oder auch nicht genug geleſen, begriffen, beherzigt ſeyn muß! — Ich halte es daher für eine wahrhaft heilige Bürgerpflicht, jenen Gegenſtand nochmals öffentlich zur Sprache zu bringen, und dadurch nach meinen Kräften mit dazu beizutragen, daß die gerechten Klagen viel tauſend unverhältnißmäßig gedrückter, unglücklicher Hausbeſitzer hier und da, wo man vor denſelben bisher leider immer noch das Ohr verſchloß, endlich auf eine wohlthätige Weiſe Gehör finden.

Wer mich um dieſes Aufſatzes willen tadeln, haſſen oder anfeinden wollte, weil er ſich dadurch vielleicht in ſeiner bisherigen Bequemlichkeit und Ruhe geſtört fühlt, würde nur einen Beweis ſeines Mangels an Einſicht, ſeiner Unbilligkeit oder ſeiner Selbſtſucht geben. Bei einem wichtigen, für Tauſende nützlichen, Zwecke darf jedoch dies von mir um ſo weniger beachtet werden, je wahrhaftiger ich mir ſelbſt das Zeugniß geben kann, daß die hier folgenden Beſchwerden keine Frucht einer ſelbſtſüchtigen Anſicht ſind, ſondern daß ich dieſelben tief gefühlt und oft genug laut ausgeſprochen habe, ſchon zu einer Zeit, als ich ſelbſt noch ein Miethseinwohner war, und durch die von mir gemißbilligte Einrichtung Vortheil genoß. Schon in jener Zeit fing ich an, einen Aufſatz hierüber zu ſchreiben, den ich blos deshalb nicht vollendete, weil ich veranlaßt wurde, ihn für nicht zweckmäßig zu halten. Jetzt indeſſen zwingt ein Blick auf die immer trauriger verſchlimmerte Lage der Hausbeſitzer in vielen Städten mir unwillkürlich aufs neue die Feder in die Hand. — Was ich — beſchränkt von Zeit und Raum — nur andeuten, nicht weitläuftiger ausführen kann, wird doch vielleicht den Stoff und die Richtung zu mancher anderweitigen, heilſamen Erörterung geben. Das etwa Irrige möge berichtigt, aber das Unleugbar-Wahre von denen, welchen das Helfen Pflicht iſt, beherzigt werden!

Zur leichteren Ueberſicht und zur Andeutung der Haupt-Ruhepunkte für die Prüfung oder Ergänzung meiner Anſichten, Thatſachen, Beſchwerden und Vorſchläge, mögen ſie, einzeln aufgezählt, hier der Reihe nach ſtehen:

1. Die Einrichtung, daß die Natural-Einquartierung vaterländiſcher oder fremder Truppen, die gewöhnlich auch mit halber oder ganzer Beköſtigung verbunden iſt, ausſchließlich, oder doch wenigſtens vorzüglich, den Hausbeſitzern aufgebürdet wird, ſucht man zunächſt durch das Alt-Herkömmliche zu vertheidigen. Allein das Alter einer Einrichtung kann kein Grund für eine längere Beibehaltung ſeyn, wenn ſich die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit derſelben, zumal bei ſehr veränderten Zeitumſtänden, immer auffallender zeigt.

2. Dann ſcheut man auch wohl, bei Hinzuziehung der Miethsleute zur Mittragung jener Laſt, die Schwierigkeit, welche aus der öftern Veränderung ihrer Wohnungen entſteht. Dieſer Umſtand wird freilich, um Irrungen zu vermeiden, eine beſondere Aufmerkſamkeit von Seiten derer, welche das Ausſchreiben der Billets beſorgen, erfordern; aber das kann und darf, bei nur einiger Gewiſſenhaftigkeit, kein Grund zur Beibehaltung einer ungerechten und ſchädlichen Einrichtung ſeyn.

3. Man ſcheut das Geſchrei und die Widerſetzlichkeit der Miethseinwohner, die ſich freilich bei der alten Einrichtung ſehr wohl befinden, und daher großen Theils, taub gegen die Stimme der Vernunft, des Rechts und der bittern Klage, ſich in dem Range von Eximirten, von privilegirten Glückskindern zu erhalten ſuchen. — Aber ſind das wohl würdige Gründe, durch welche die Vorſteher der Städte ſich dürfen abhalten laſſen, zu thun, was recht und billig iſt? Sollen ſie, auf ihrem ehrenvollen Platze, nicht gute, gerechte Väter aller ihrer Bürger ſeyn? Machen ſie aber durch jenes Verfahren nicht die Miethseinwohner zu ihren verzogenen Schooßkindern? die Hausbeſitzer hingegen zu den gemißhandelten Stiefkindern? Und verträgt ſich das mit der Würde und den heiligen Pflichten eines guten und gerechten Vaters? Kann das Geſchrei des unbilligen Egoismus, der ſich, auf Koſten Anderer, den gemeinſchaftlich zu tragenden Laſten entziehen will, ohne Verletzung heiliger Pflichten mit ſolcher Nachgiebigkeit berückſichtigt werden, wenn es

darauf ankommt, *gerecht* zu ſeyn, und die unglückliche Lage einer Menge von unverhältnißmäßig gedrückten Mitbürgern zu erleichtern?

4. Man fürchtet hier und da auch wohl, es werde der und jener wohlhabende Miethseinwohner, welcher an keinen beſtimmten Ort gebunden iſt, wenn den Miethseinwohnern Einquartierung auferlegt würde, die Stadt verlaſſen, um das daſelbſt bisher verzehrte Geld an einem andern Orte zu verzehren. — Aber es iſt gewiß eine der übelberechnetſten Finanzrückſichten, vielleicht Hunderte von Hausbeſitzern unter einer ſtärkern Laſt ſeufzen zu laſſen, um von einigen Begüterten jährlich einige tauſend Thaler mehr in der Stadt verzehren zu ſehen. In der ganzen Maſſe des circulirenden Geldes und des bürgerlichen Erwerbs einer Stadt werden dieſe Tauſende gewiß nicht ſo *wohlthätig* empfunden, als die dürftigen Bürger, die ſich dafür aufopfern ſollen, die dadurch vermehrte Laſt *ſchmerzhaft* empfinden. Hundert dürftigen Hausbeſitzern dann und wann einen *einzelnen* Thaler retten, iſt ungleich wichti-

ger, als einige *tauſend* Thaler mehr in Umlauf erhalten. Was helfen dieſe, vielleicht in weniger bedürftige Hände zerſplitterte, Tauſende dem Hausbeſitzer, den, in Folge der beibehaltenen alten Einrichtung, um ſo *öfter* die Einquartierungslaſt trifft, und der vielleicht für die morgende Einquartierung keinen Thaler mehr im Hauſe hat, weil die geſtrige oder vorgeſtrige ſeinen letzten gekoſtet hat? — Unterrichtete Perſonen können es bezeugen, daß bei vielen kleinen bürgerlichen Gewerben ſich die ganze Thätigkeit um ein Kapital von ſehr wenigen Thalern dreht, wofür ein rohes Material (Holz, Leder, Blech, Eiſen u. ſ. w.) zur ſchnellen Verarbeitung gekauft wird. Fleiß, Sparſamkeit und ſchneller Umſatz ernähren kärglich, aber doch redlich, mit Hülfe dieſes kleinen Kapitals, manchen Hausbeſitzer. Allein welche Noth kann einen ſolchen treffen, wenn außerordentliche Ausgaben ihn heute, und in einigen Tagen, und wieder in der nächſten Woche, zur Hinwegnahme eines Guldens oder Thalers aus ſeiner kleinen Kaſſe nöthigen!

Iſt es daher nicht wichtig, ſolchen Leuten jeden Thaler zu erſparen, der ihnen zu erſparen möglich iſt?

5. Man hat auch wohl, von Seiten der ſtädtiſchen Behörden und der Hausbeſitzer, die Bedenklichkeit, daß die, durch lange Schonung verwöhnten Miethseinwohner, bei einer veränderten Einrichtung des Einquartierungsweſens, um ſich unbeläſtigt zu erhalten, den unbilligen Ausweg ſuchen möchten, durch eine ihren Miethskontracten zugefügte Bedingung, die Uebernehmung der ihnen zugeſchriebenen Natural-Einquartierung, wohl gar auch die Beköſtigung derſelben, ihren Hauswirthen zuzuſchieben. In Städten, wo es mehr vermiethbare Wohnungen als Miethseinwohner giebt, würden viele Hausbeſitzer ſich dadurch leicht in die böſe Lage verſetzt ſehen, entweder nichts vermiethen zu können, oder jene drückende Bedingung eingehen zu müſſen. — Hiedurch würde der beabſichtigte, wohlthätige Zweck der neuen Einrichtung nicht nur ganz verfehlt, ſondern auch die Lage der Hausbeſitzer noch um

vieles verſchlimmert werden. Doch dieſem Uebel läßt ſich leicht entgegen arbeiten; und es würde eine beſonders wichtige Pflicht der ſtädtiſchen Behörden ſeyn, dies auf eine gewiſſenhafte und kräftige Weiſe zu thun. Eins der zweckmäßigſten Mittel würde unſtreitig dieſes ſeyn, daß jene Behörden im voraus alle ſolche, ihren wohlthätigen Abſichten entgegen ſtrebenden, Bedingungen für durchaus ungiltig erklärten, *) und mit Wachſamkeit und Strenge darauf hielten, daß jeder Miethseinwohner die ihm zugeſchriebene Einquartierung, entweder ganz und gar ſelbſt übernehme, oder — im Fall er dies nicht möchte oder könnte — ſie, ohne alle Theilnahme ſeines Wirthes, in einem andern Hauſe unterbringe. Um möglichſt ſicher zu gehen, müßte der Hauswirth

---

*) Trüge man Bedenken, dieſer Vorſchrift auch eine rückwirkende Kraft auf Kontrakte zu geben, die vielleicht ſchon vor längerer Zeit mit Einſchluß einer ſolchen Bedingung geſchloſſen ſind: ſo dürfte wenigſtens die unveränderte Verlängerung oder Erneuerung eines ſolchen Kontrakts mit einer ſolchen Bedingung nicht geſtattet werden.

auch nicht unter dem Titel freundſchaftlicher, freiwilliger Gefälligkeit, eben ſo wenig als gegen Bezahlung ſeines Miethsmannes, die Einquartierung für denſelben übernehmen dürfen, bei Strafe, daß beide, dies Verbot übertretende, Theile bei nächſter Gelegenheit mit doppelter oder dreifacher Einquartierung belegt werden.

Die ſo lange, auf's ungerechteſte gedrückt geweſenen, Hausbeſitzer haben gewiß einen gerechten Anſpruch darauf zu machen, daß man alle Sorgfalt anwendet, ſie gegen jede neue Bedrückung durch unbillige Miethseinwohner kräftig in Schutz zu nehmen.

6. Ferner läßt man ſich auch wohl von grundloſen Vorausſetzungen und Hoffnungen in Beziehung auf die Zeitumſtände irre führen. Wenn eine Epoche ſtarker Einquartierungen, welche wohl das Bedürfniß einer neuen Einrichtung fühlbar machte, vorübergegangen iſt, meint man, nun werde es ja wohl anders werden, nun ſei ja eine neue Einrichtung wahrſcheinlich nicht mehr nöthig; und, wie zum

Traume von einem ewigen Frieden, legt man ruhig die Hände in den Schooß. — Aber welcher Verſtändige, mit geſunden Augen um ſich her ſehende, kann ſich anmaaßen, die Ereigniſſe der Zukunft berechnen zu wollen? Und hätte man auch eine noch ſo große Wahrſcheinlichkeit vor ſich, daß die politiſchen Erſchütterungen Europa's ihr Ende erreicht haben möchten: ſo dürfte man doch nicht die Möglichkeit des Gegentheils aus den Augen laſſen, und müßte nicht verſäumen, ſich auf die Wiederkehr früherer Ereigniſſe gefaßt zu halten!

7. An manchen Orten thut man das nicht! Wird man dann, über kurz oder lang, wieder von Durchmärſchen überraſcht, und hört auf's neue das Verlangen der gedrückten Hausbeſitzer nach einer neuen, gerechteren Einrichtung: ſo wird ihnen wohl geantwortet: „Macht uns den Kopf nicht warm! Zu neuen Einrichtungen iſt jetzt nicht die Zeit! Wie können wir eine neue Löſchanſtalt organiſiren, während uns das Haus über dem Kopfe brennt?" — Aber

ſchlimm genug, daß man, trotz wiederholter Feuersbrünſte, welche die Unzweckmäßigkeit der alten Löſchanſtalten bewieſen, ganze, ruhige Jahre verſtreichen ließ, ohne die Zeit zur Einrichtung der neuen finden zu können! — Und iſt denn das ſchnelle Zuſtandebringen einer neuen Einrichtung etwas Unmögliches? Gehört denn mehr dazu, als ein ernſtliches, kräftiges Wollen, verbunden mit einer, kaum in Anſchlag zu bringenden, vermehrten Thätigkeit? — Ich erinnere mich, vor geraumer Zeit in den Zeitungen geleſen zu haben, daß in einer Stadt, welche eben ſtark mit Einquartierung belegt wurde, ein angekommener franzöſiſcher Kommandant, voll Verwunderung und Unwillen, blos die Hausbeſitzer mit Einquartierung belaſtet zu ſehen, hierin binnen ein paar Tagen eine Veränderung bewirkte, über deren Schwierigkeiten man Jahr und Tag ſtudiert hatte, ohne zum Zwecke zu kommen. — Wie viele gedrückte Hausbeſitzer in manchen Städten mögen beim Leſen dieſer Thatſache gewünſcht haben, daß dieſer gerechte und raſch-thätige

Kommandant auch zu *ihren* Thoren einziehen möchte! Welche Beſchämung für ſolche Städte liegt in einer einzigen ſolchen Thatſache!

8. Mancher meint freilich, oder *thut* wenigſtens ſo, als ob er ernſtlich meine, daß wirklich *von Rechtswegen* dem Hausbeſitzer, eben *weil* er ein Hausbeſitzer iſt, ausſchließlich die Einquartierung aufzubürden ſey. — Allein welcher wäre wohl der rechtliche, aus der Natur der Sache her zu nehmende, Grund für dieſe Behauptung?

Die Zeitumſtände, durch welche Einquartierung herbeigeführt wird, ſind eben ſo wenig von den Hausbeſitzern, als von den Miethseinwohnern verſchuldet. Durchmärſche, oder hier und dort auch längerer Aufenthalt vaterländiſcher oder fremder Truppen haben, in der Regel, blos *politiſche* Gründe und Zwecke, und ſtehen im Zuſammenhange mit den höhern, äußeren Verhältniſſen des *Staats* gegen andere Staaten. Die Einquartierung iſt daher ganz unläugbar eine Laſt, die Jeder, nach Verhältniß ſeiner Kräfte, als *Staatsbür-*

ger

ger mit tragen helfen muß. Hierbei kann es, vernünftiger und gerechter Weiſe, keinen Unterſchied machen, ob Jemand einen gekauften oder einen gemietheten Raum bewohnt; denn der Miethseinwohner iſt Staatsbürger, ſo gut als der Hausbeſitzer.

Der Raum, welcher für die Einquartierung hergegeben werden muß, kommt in den meiſten Fällen dem Hausbeſitzer viel theurer zu ſtehen, als dem Miethseinwohner, und wird von dem Erſtern oft eben ſo ungern entbehrt, oder mit eben ſo beſchwerlichen Aufopferungen überlaſſen, als von dem Letztern. Muß der Hausbeſitzer ſich dazu bequemen, den fremden Gaſt mit in ſein Zimmer zu nehmen, ihm ſein beſtes Zimmer einzuräumen, oder eins, was er ſonſt vermiethen könnte, zu dieſem Behuf in Bereitſchaft zu halten: warum ſoll der Miethseinwohner nicht zu gleichen oder ähnlichen Aufopferungen verpflichtet ſeyn? — Der Aufwand für die Beköſtigung iſt — bei übrigens gleichen Vermögensumſtänden — von dem Miethseinwohner eben ſo leicht oder ſchwer zu leiſten, als von dem Hausbeſitzer. — Alle übrigen, mit der Einquartierung verbundenen Beſchwerden werden von dem Hausbeſitzer eben ſo ſehr empfunden, als von dem Miethseinwohner. Aus welchem rechtlichen Grunde ſoll alſo der Miethseinwohner verſchont, und der Hausbeſitzer vorzüglich, oder gar ausſchließlich, belaſtet werden, zumal da Dieſer ſchon manche Abgabe für Staats- und Stadtkaſſe leiſtet, von welcher Jener nichts weiß?

9. Wäre der Hausbeſitzer, durch den Beſitz ſeines Hauſes, als ein wohlhabender, und der Miethseinwohner, wegen Entbehrung eines eignen Hauſes, als ein armer Staatsbürger anzuſehen, wie es größtentheils noch auf den Dörfern der Fall iſt, und wie es, in weit entlegnen Zeiten, bei der Gründung der Städte, vielleicht beinahe Regel geweſen ſeyn mag: ſo ließe ſich gegen die ausſchließliche Belaſtung der Hausbeſitzer wenig oder nichts ſagen. Allein wem kann es einfallen, jetzt noch eine ſolche Meinung zu hegen? Schon längſt war es nichts ſeltenes, daß die Beſitzer kleinerer

und größerer Häuſer ihren Miethseinwohnern an Vermögen oder Einkommen mehr oder weniger nachſtanden. Wie vielen Hausbeſitzern gehörte ſchon immer eigentlich nicht der Ziegel auf dem Dache ihrer geerbten oder gekauften Häuſer! In frühern, ruhigern Jahren, wo es in den meiſten Provinzen Deutſchlands weder an Geld noch an Kredit fehlte, konnte man Häuſer kaufen, faſt ohne alles eignes Geld. Der Ertrag der Häuſer und der Kaufpreis ſtanden in einem ziemlich ſichern Verhältniß, und die damit verbundenen Abgaben und Laſten waren mäßig und beſtimmt. Wer ſeine Zinſen ordentlich bezahlte, hatte nicht leicht die Aufkündigung eines Kapitals zu fürchten. Geſchah ſie dennoch: ſo wurde leicht ein neues, zur Abtragung des zurückgeforderten, herbei geſchafft; und im ſchlimmſten Falle war das Haus bald wieder zu verkaufen, gewöhnlich ohne bedeutenden, oft ohne allen Verluſt, ja mitunter wohl noch mit Gewinn.

Das machte Muth zum Kaufen der Häuſer; und ſo kam es, daß eine große Zahl der Häuſerbeſitzer in vielen Städten Leute ohne alles, oder mit wenig bedeutendem Vermögen waren, das ſie als einen Theil der Kaufſumme oder zu Baukoſten anlegten, um einen feſten Wohnſitz oder eine bleibend eingerichtete Werkſtatt zu haben. — Wie ſollten nun, gerechter Weiſe, ſolche Hausbeſitzer, als Hausbeſitzer, ſich zur ausſchließlichen Tragung ſchwerer Laſten eignen?! Genau abgewogen, beging man alſo ſchon ein Unrecht, daß man nicht gleich bei der erſten kriegeriſchen Einquartierung, die in neuern Zeiten eine Stadt betraf, die Miethseinwohner mit zur Uebernehmung derſelben zog!

10. Wirft man aber einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick auf die veränderten Verhältniſſe der meiſten Hausbeſitzer, zum Beiſpiel, in den Provinzen, die im Jahre 1806 mit Krieg überzogen wurden: ſo grenzt es wahrlich faſt an's Unbegreifliche, wie man Jahre lang in vielen Städten noch fortfahren konnte, die Hausbeſitzer ſo ſchonungslos zu behandeln! — In den meiſten Städten hätte man ſie ſeit jener

Epoche, eben aus dem Grunde, weil ſie ſchon das Unglück hatten, Häuſer zu beſitzen, im Gegenſatz der Miethseinwohner, möglichſt ſchonen und ſie weniger belaſten ſollen; denn — bei übrigens gleichem Einkommen eines Hausbeſitzers und eines Miethseinwohners — war nun in vielen Fällen der Hausbeſitzer, wegen des verringerten Einkommens von ſeinem Hauſe, bei gleichmäßig fortlaufenden, oder wohl gar erhöhten Zinſen von ſeiner Schuld, unleugbar weniger öffentliche Laſten zu tragen im Stande, als der Miethseinwohner. Und dennoch verurtheilte man ihn fortwährend, in unüberlegter, rückſichtloſer Willkühr, ſogar zu ausſchließlich zu tragenden, bis dahin noch nie empfundenen Laſten, **und beging dadurch einen der größten, unglückſeligſten Mißgriffe!**

Verringerte Einwohnerzahl, geſtörter Erwerb, Verminderung des baaren Geldes, und noch manche andere, mitwirkende Urſache, mußten nothwendig in den meiſten Städten einen nachtheiligen Einfluß auf den Werth der Häuſer, und hierdurch auf die ökonomiſchen Verhältniſſe der Hausbeſitzer haben. Aber bei weitem die traurigſte, in der ungeheuren Größe ihres Schadens gar nicht zu berechnende Wirkung auf den unverhältnißmäßigen, höchſt unglücklichen Fall des Werths der Häuſer und auf die Lage der Beſitzer derſelben, iſt durch die grauſame Einrichtung verſchuldet, daß man Dieſen ausſchließlich die Einquartierung aufbürdete! Indem dieſe drückendſte, am meiſten gefürchtete von allen öffentlichen Laſten, blos auf die Schultern der Hausbeſitzer gewälzt wurde, mußte unausbleiblich die Wirkung entſtehen, daß jeder Hausbeſitzer, als ſolcher, ſich unglücklich, dagegen jeder Miethseinwohner, als ſolcher, ſich glücklich fühlte, daß daher faſt Jeder ſein Haus los zu ſeyn wünſchte, Niemand eins — außer um einen Spottpreis, der gewöhnlich den Verkäufer ruinirte — zu kaufen Luſt hatte. — Hierdurch mußte der Fall des Werths der Häuſer nothwendig einen

Punkt erreichen, an den man — bei einem Blick auf die Menge dadurch unglücklich gewordener Menſchen — nicht ohne Schauder denken kann! Hierdurch wurde das Geſammtvermögen der Hausbeſitzer von Mittelſtädten um Hunderttauſende, von großen Städten um Millionen verringert! Hierdurch ging das Vermögen einer Menge von Hypothek- und Wechſel-Gläubigern ganz oder zum Theil verloren, oder wurde wenigſtens höchſt unſicher geſtellt! Hierdurch verſchwand immer mehr der ehemalige Kredit, und mit ihm für eine Menge von Hausbeſitzern die Möglichkeit, ſich im Beſitz ihres Eigenthums zu erhalten! Hierdurch wurden viele Tauſende von rechtlichen Bürgern um ihr gehabtes Vermögen, ja zum Theil bis an den Bettelſtab gebracht!

Welche Seufzer laſten alſo auf jener ungerechten Einrichtung, von welcher man ſagen kann, daß ſie den Hausbeſitzern das Fundament ihrer Häuſer untergräbt, um dieſelben ihnen über den Köpfen zuſammenſtürzen zu laſſen, während die Einquartierung doch nur vorübergehend Verdruß macht, und Speiſekammer und Beutel in Requiſition nimmt, was ungleich leichter zu verſchmerzen iſt! — Wird man das nicht endlich, endlich allgemein beherzigen? Wird man nicht endlich eilen, die ſchreiendſte aller Ungerechtigkeiten aufzuheben, um wenigſtens zu retten, was noch zu retten möglich iſt? Wird man nicht endlich allgemein das rühmliche Beiſpiel anderer, aufgeklärter Städte nachahmen, ſtatt hier und dort ſich fortwährend von ihnen nur beſchämen zu laſſen?

11. Geldunterſtützungen (nämlich nicht blos verheißene, ſondern wirklich geleiſtet werdende) aus Kreis- oder Diſtrictscaſſen für die Belaſteten zuſammengebracht aus den Orten, deren geographiſche Lage ſie wenig oder gar nicht zu der Mittragung der Natural Einquartierung kommen läßt, ſind zweckmäßig und löblich. Aber in einer und der nämlichen Stadt dem Hausbeſitzer die Natural Einquartierung, und dem Miethseinwohner blos die Zahlung von Geldbeiträgen zu einer Sublevationskaſſe aufzulegen, (wodurch man hier und da ſchon einen

Akt der Großmuth gegen die Hausbeſitzer auszuüben glaubt) das iſt — bei näherer Prüfung — doch nichts weiter, als eine, willkührlich, nur um etwas verminderte Ungerechtigkeit. Dies bliebe ſelbſt dann noch der Fall, wenn die Miethseinwohner auch regelmäßig und pünktlich ſo bedeutende Geldbeiträge zahlten, daß ſie eben ſo viel, oder wohl noch mehr hergäben, als der Werth alles deſſen beträgt, was die Hausbeſitzer für die, mit der Natural-Einquartierung gewöhnlich verbundene, halbe oder ganze Beköſtigung, liefern müſſen. Für den größten Theil der Hausbeſitzer ſind nämlich die übrigen, mit der Natural-Einquartierung verbundenen, Beſchwerden, (wie zum Beiſpiel: die Störung in der häuslichen Ruhe und Ordnung, in bürgerlichen Gewerben, gelehrten Arbeiten und Berufsgeſchäften, und die manchmalige Veranlaſſung ärgerlicher Auftritte allerlei Art u. ſ. w.) eben ſo drückend, ja zum Theil noch viel drückender, als der zu leiſtende Koſtenaufwand, und gar nicht mit Gelde zu vergüten. Es iſt alſo ungerecht, von den Miethseinwohnern blos Geld zu verlangen, hingegen den Hausbeſitzern Beſchwerden aufzubürden, welche von Vielen ungleich mehr, als die zu bringenden Geldopfer, empfunden werden. Das heißt ja, die ſämmtlichen Hausbeſitzer, zur Bequemlichkeit der Miethseinwohner, gewaltſam zu Gaſtwirthen machen!!

12. Je kleiner die Anzahl der Belaſteten iſt, deſto drückender wird natürlich für den Einzelnen die Belaſtung. Durch regelmäßige Hinzuziehung der Miethseinwohner zur Natural-Einquartierung wird gewiß in vielen Städten die Zahl der Belaſteten bedeutend vermehrt, hierdurch für die beſſere Beköſtigung des Soldaten geſorgt, die Veranlaſſung zu Mißhandlungen und Beſtrafungen vermindert, und die Laſt für den Einzelnen erleichtert; alſo iſt die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung auf alle Schultern, welche noch Kräfte zu tragen haben, die natürlichſte, gerechteſte und wichtigſte Hülfe, welche den Hausbeſitzern geleiſtet werden kann und muß. — Freilich wird von ihnen auch dann noch, beſonders bei ge-

häuften, ſtarken Durchmärſchen, die zu tragende Laſt oft ſchmerzlich gefühlt werden; aber ihr Unmuth wird dabei weniger gereitzt ſeyn, wenn ſie ſehen, daß ſie unter keiner willkührlichen Ungerechtigkeit mehr, ſondern nur unter einem nicht abzuwendenden, ſondern mit Ergebung zu tragenden, allgemeinen Schickſale leiden. Der erlebte Verdruß wird über kurz oder lang verſchmerzt, und der gehabte Koſtenaufwand kann in den meiſten Fällen durch perſönliche Entbehrungen und vermehrte Thätigkeit nach Tagen oder Wochen wieder erſetzt werden. Haftet die zu tragende Laſt nur nicht mehr, wie ein zerſtörender Fluch, auf dem wichtigſten Beſitzthum der Meiſten, auf ihrem Hauſe, ſondern blos an ihrer Perſon, wie an der Perſon des Miethseinwohners: ſo wird nach und nach gar vieles wieder gewonnen ſeyn. — Iſt die Ueberzeugung nur erſt allgemein und feſt begründet: daß es in Abſicht der zu tragenden Einquartierungslaſt ganz gleichgiltig ſey, ob man Hausbeſitzer oder Miethseinwohner iſt: ſo werden allmälig wieder weniger Häuſer ausgeboten, mehrere wieder zu kaufen geſucht werden. Bei vermehrter Concurrenz kann es nicht fehlen, daß die jetzt verrufenen Häuſer im Preiſe wieder ſteigen, daß hiedurch die Sicherheit der darauf haftenden Schulden, und mit dieſer das Vertrauen der Gläubiger vermehrt wird, welches unfehlbar die wohlthätige Folge haben muß, daß eine Menge, ihrem Ruin jetzt entgegen ſehender, Hausbeſitzer und Kapitaliſten noch am Rande des Abgrunds gehalten und gerettet werden. — Ihr Väter der unglücklichen, ſeufzenden Bürger! verdient das nicht endlich von euch beherzigt zu werden? —

13. Alle halbe Maaßregeln führen faſt überall, und hier ganz vorzüglich, nicht zum Zwecke. Es wäre daher faſt gar nichts gewonnen, wenn man etwa als Grundſatz annehmen wollte: nur in beſondern Fällen — etwa bei einer ungewöhnlich großen Zahl von Einzuquartierenden, oder bei oft hintereinander vorkommenden Durchmärſchen — die Miethseinwohner mit zur Tragung der Einquartierungslaſten

zu ziehen. Das wäre keine Gerechtigkeit, ſondern wieder nur eine etwas verminderte Ungerechtigkeit. Eine ſolche Maaßregel kann keine bedeutend wohlthätige Frucht bringen. Soll den Hausbeſitzern auf eine, wirklich wichtige und dankenswerthe, Weiſe geholfen werden: ſo muß von den Behörden, denen dies zukommt, *als feſter, unabänderlicher Grundſatz* laut bekannt gemacht werden, *daß Hausbeſitzer und Miethseinwohner*, ohne **Unterſchied**, *nach Verhältniß ihrer Kräfte, mit Natural-Einquartierung belegt werden ſollen*; und dieſer Grundſatz muß mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit und Feſtigkeit befolgt werden, ohne daß man ſich durch Klagen und Ausflüchte der Miethseinwohner irre machen läßt, und deren einen ſeiner Verpflichtung entläßt, wenn nicht Verhältniſſe dies nöthig machen, die auch einen *Hausbeſitzer* frei ſprechen würden. Nur belaſte man die Miethseinwohner ja nicht nach dem Betrag ihres *Miethpreiſes*! Das gäbe neues *Unrecht* und neues *Unheil*! —

Gewiß würde es den Erfolg bedeutend beſchleunigen und verſtärken, wenn von Seiten der oberſten Staatsbehörden, zu mehrerer Befeſtigung und Beglaubigung, dieſe neuen Einrichtungen in den Städten öffentlich anerkannt und für feſt beſtehend erklärt würden. Und wahrlich, wenn den Regenten daran liegt, daß in ihren Städten nicht ein Haus nach dem andern verödet und baufällig wird, und daß der ſchreckliche Krebsſchaden, welcher bereits ſo viel an dem Wohlſtande einer bedeutenden Zahl von Staatsbürgern zerſtört hat, nicht immer weiter und verderblicher um ſich freſſe: ſo iſt es wohl der Mühe werth, daß auch die höchſten Staatsbehörden dieſem ſo wichtigen Gegenſtande eine beſondere, in ihren Folgen gewiß äußerſt wohlthätige, Aufmerkſamkeit widmen.

Ich breche hier ab; nicht, weil ich meinen Gegenſtand erſchöpft zu haben wähne, ſondern weil ich glaube, daß ich für Den genug geſagt habe, der Ohren hat, zu hören, und Verſtand, zu prüfen, und moraliſches Gefühl, ſeine Pflicht zu erkennen. Wer taub iſt, oder taub ſeyn will, würde nicht hören, wenn ich auch noch viel mehr ſagte.

Nicht wegen des Intereſſes für den und jenen Einzelnen; auch nicht um einer beſtimmten Stadt willen, ſondern für das Intereſſe von vielen Tauſenden, in allen Städten, wo mehr oder weniger von dem erwähnten Unrecht gut zu machen iſt, habe ich dieſe Blätter geſchrieben. Sollte ſich auch an ihnen der alte Spruch auf's neue beſtätigen, daß der Sprecher — (ich will nicht ſagen: der Prophet) — da am wenigſten Gehör findet, wo er zu Hauſe iſt: ſo bleibt mir doch die Hoffnung, vielleicht an einem weit entfernten Orte zur Aufhellung mancher Begriffe, zur Bekämpfung manches Vorurtheils, zur Erkennung und Beſeitigung mancher ſchädlichen Einrichtung etwas beizutragen. — Sey das, wo es wolle: der Sieg der Wahrheit über den Irthum und des Rechts über das Unrecht iſt überall ein Gewinn für gedrückte Menſchen.

A. G. Eberhard.

Räthſel.

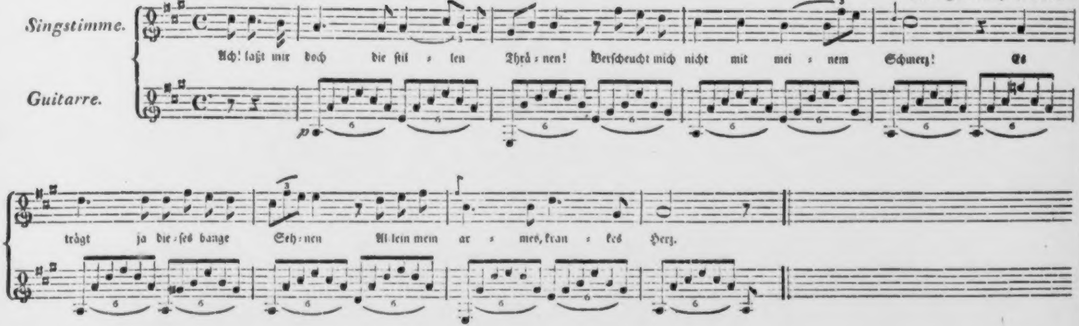
Ich ſteig' im Schornſtein hoch hinauf,
Ich hemm' im Meer des Schiffes Lauf;
Viel Ritter nannten ſich nach mir,
Die waren tapfrer Zeiten Zier;
Ich zeige Gleich und ungleich an,
Ich habe Gift, das tödten kann;
Doch Honig auch, der hoch entzückt,
Nebſt Schelmerei, die leicht berückt;
Ich bin der Lüg' und Wahrheit Knecht;
Wollt ihr's verſuchen? Sprecht nur! ſprecht!

A. G. E.

Auflöſung des Räthſels Seite 128: **Herz.**

Die Waiſe.

Von Friedrich Riedel.


Langſam und ſanft.
Singstimme.
Guitarre.
Ach! laßt mir doch die ſtil = len Thrä = nen! Verſcheucht mich nicht mit mei = nem Schmerz! Es
trägt ja die = ſes bange Seh = nen Al = lein mein ar = mes, kran = kes Herz.
p
3
6

Einſt hüpft' ich durch ein lachend Eden,
Mit friſchen Roſen überſtreut,
Und jede ſchien mich anzureden
In frohen Grußes Traulichkeit.

Die Freude bot zum warmen Kuſſe
Mir ihre Lippe ſanft und rein,
Die Freundſchaft lud zum Hochgenuſſe
Mich traut und zärtlich grüßend ein.

Da war ich ſelig. Doch hienieden
Iſt alles nur ein leerer Traum!
Bald ſchwand der goldumſäumte Frieden,
Und leer von Blumen war der Raum.

Allein im grenzenloſen Leben,
Allein und mühſam ſteh' ich da!
Kein Herz will ſich dem meinen geben,
Kein milder Blick, wohl fern und nah!

Drum laßt mir doch die ſtillen Thränen!
Verſcheucht mich nicht mit meinem Schmerz!
Es trägt ja dieſes bange Sehnen
Allein mein armes, krankes Herz!

Karl Grumbach.

Lochinvar.

Nach dem Engliſchen.

(Man ſehe: „Marmion, a Tale of Flodden Field. By walter Scott, Esq. The third Edition. Canto fifth. p. 258.")

Fern von Weſten hergekommen
Iſt der junge Lochinvar,
Reitend auf dem beſten Zelter,
Den noch je ein Land geſeh'n.
Außer ſeinem guten Schwerdte,
Führt' er mit ſich keine Waffen;
Unbewehret thät er reiten,
Reiten thät er ganz alleine. —
Traun! nie gab es einen Ritter,
So aufrichtig treu im Lieben
Und ſo unverzagt im Streite,
Wie der junge Lochinvar.

Ueber Stock und Stein — im Fluge —
Jagt' er fort, der Flüſſe Tiefen
Wurden ſchnell von ihm durchſchwommen;
Dennoch, eh' er vor den Thoren
Netherbys vom Roß geſtiegen,
Hatte „ja" die Braut geſprochen;
Der Geliebte kam zu ſpät.
Denn ein Schächer in der Liebe,
Eine Memme in Gefechten,
Sollte frei'n die ſchöne Elle
Unſres braven Lochinvar.

Muthvoll trat er in die Halle
Netherbys, wo ſich die Gäſte,
Die Verwandten und Geſchwiſter,
Schon zum Feſt verſammelt hatten.
Und es frug ihn Ellens Vater,
Seine Hand an's Schwerdt gelehnt:
(Denn der arme Wicht von Bräut'gam
Wagte nicht ein Wort zu ſprechen)
„Kommt Ihr her zu uns in Frieden?
„Oder kommt Ihr her zu Streite? —
„Oder woll't auf unſrer Hochzeit

„Einen Tanz Ihr auch beginnen,
„Junger Ritter Lochinvar?!“

„Lang warb ich um Eure Tochter,
„Abhold wart Ihr meiner Bitte;
„Liebe ſchwillt, wie Stromesfluthen,
„Fährt dahin, wie Stromesebbe. —
„Und jetzt komm' ich, die Geliebte,
„Die für mich nunmehr verlor'ne,
„Einmal noch im Tanz zu drehen,
„Einen Becher Wein's zu leeren. —
„Schön're Mädchen giebt's in Schottland,
„Die es freuen wird, zu heißen:
„Braut des jungen Lochinvar.“

Drauf die Braut den Becher küßte,
Und der Ritter nahm den Becher,
Stürzte ſchnell den Wein hinunter,
Warf den Becher auf die Erde. —
Und erröthend ſah ſie nieder,
Hob mit Seufzen auf die Blicke,
Holdes Lächeln auf den Lippen,
Eine Zähre in dem Auge. —

Ihre ſanfte Hand ergriff er,
Eh' die Mutter es mocht' wehren. —
„Laßt uns jetzt den Tanz beginnen!“
Sprach der junge Lochinvar.

Stattlich war von Wuchs der Ritter,
Sie, holdſeelig von Geſichte.
Nimmer hatte noch die Halle
So ein ſchmucker Tanz geziert.
Und die Mutter knirrſcht' die Zähne,
Und es ſchäumt' vor Zorn der Vater,
Und der Bräut'gam ſtand und ſchaukelt'
Sein Baret und Reigerbüſchel;
Und der Braut Begleiterinnen
Sagten flüſternd ſich: „Bei weitem
„Beſſer wär' es wohl geweſen,
„Unſre Nichte zu vermählen
„Mit dem jungen Lochinvar.“

Und ein Händedruck, ein leiſes
Wörtchen in ihr Ohr — da hatten
Sie erreicht das Thor der Halle,
Wo bereit der Renner ſtand.

Leicht ſchwang er die Maid, die ſchöne,
Auf des Roſſes Rücken, hurtig
Sprang er vor ſie auf den Sattel.
„Unſer iſt ſie! — Ueber Wälle
„Buſch und Moorgrund, geht die Reiſe. —
„Flinke Renner müſſen haben,
„Die uns folgen wollen.“ — Alſo
Rief der junge Lochinvar. —

Und den ganzen Clan durchſucht’ man,
Ritt und lief nach allen Enden,
Jagt’ und trieb durch Moor und Heide; —
Doch umſonſt! — Kein Blick gewahrte
Netherbys verlor’ne Braut. — —
Sprecht! wo ſah man einen Ritter,
So im Lieben unternehmend
Und ſo unverzagt im Streite,
Wie der junge Lochinvar? —

Friedrich B..b..k.

Das Schauerfeld.

Eine Rübezahlsgeſchichte.

Am Fuße des Rieſengebirges, in einer blühenden ſchleſiſchen Landſchaft, hatten ſich, einige Zeit vor dem weſtphäliſchen Frieden, unterſchiedliche Verwandte in die Erbſchaft eines reichen Bauern zu theilen, der ohne Kinder verſtorben war, und deſſen mannigfache Grundſtücke hier und dort durch die fruchtbare Gegend hin zerſtreut lagen. Man kam zu dieſem Endzwecke in einer Schenke des Hauptdorfes zuſammen, und wäre bald über die Anordnung des Theilungsweſens einig geworden, hätte es nicht unter der Nachlaſſenſchaft einen wunderlichen Acker gegeben, welcher das Schauerfeld geheißen war.

Dort blühete es von vielen Blumen, und war mannigfach wucherndes Geſträuch aufgeſchoſſen, allzumal des Bodens kräftige Fruchtbarkeit bezeugend; aber eben ſo ſehr deſſen Vernachläſſigung und Verödung beurkundend. Denn ſeit vielen Jahren war keine Pflugſchaar drüber hingezogen, ſeit vielen Jahren keine Saat darauf gefallen. Oder hatte man desgleichen ja hin und und wieder verſucht: ſo waren die Stiere unter dem Joch in eine unbegreifliche Wuth gerathen, und ſelbſt die Ackerknechte und Säeleute hatten den Platz mit wildem Entſetzen geräumt, betheuernd, es ziehen dort gräßliche Geſtalten umher, die ſich in furchtbarer Vertraulichkeit zu den Arbeitern geſellten, ſo daß kein menſchlicher Sinn davor ausdauern könne, und Einem ſchon immer der Wahnwitz drohend über die Schulter blicke.

Wer nun die verrufne Stelle in ſeine Erbſchaft mit aufnehmen ſollte, das war die große Streitfrage. Jedem kam es vor, als werde, was ihm ſelbſt unerträglich und unthunlich ſchien, der Andere leicht ertragen und ausrichten können, wie es denn wohl in der Welt zu gehen pflegt, und ſo ſtand man rechtend einander gegenüber bis in den ſpäten Abend. Da fiel einer von den Erben auf eine Auskunft, aber freilich auf eine gar nichtsnutzige. — „Wir ſollen ja," ſagte er — „nach dem Teſtamente irgend eine fromme Huld erweiſen an der armen Muhme, die hier im Dorfe wohnt. Nun iſt uns das Mädchen doch nur ſehr weitläuftig verwandt; zudem auch fände ſie wohl ohne alle Ausſteuer einen wohlhabenden Mann; denn ſie iſt gut und wirthlich, und man heißt ſie ja nur die ſchöne Sabine. Da denke ich, wir treten ihr das ganze Schauerfeld ab; ſo ſind wir unſrer Verpflichtung mit einemmal los, und es iſt doch fürwahr ein gar reichliches Geſchenk, falls ſie ſich nur einen Ehemann ſchafft, der damit umzugehen verſteht." — Die Andern ſtimmten alleſammt ein, und man fertigte einen der Vettern ab, der Beſchenkten die erwieſene Huld anzuzeigen.

Derweil hatte in der einbrechenden Dämmerung Jemand an Sabinens Hüttenthür geklopft, und auf ihre Frage, wer draußen ſtehe, kam eine Antwort zurück, vor der ſich die Riegel des kleinen Fenſterleins alsbald aufthaten. Es war eine lang' erſehnte Stimme, denn ſie gehörte dem jungen Kunz, der ſchön und gut, wie Sabine, aber eben ſo arm, ſich vor zwei Jahren in Kriegsdienſte begeben hatte, um auf dieſe Weiſe vielleicht die Heirath mit dem geliebten Mädchen möglich zu machen, deren Herz auch ihm in frommer Liebe gänzlich zugehörte. Es war hübſch anzuſehen, wie Sabine mit hellen Thränen in den wunderſchönen Augen zwiſchen den Epheuranken des Hüttchens hervor lächelte, und der hohe ſchlanke Soldat voll ſittiger Freude nach ihr aufſchaute, und ihr die treue Rechte entgegen bot. — „Ach Kunz," flüſterte ſie verſchämt — „Gottlob, daß Du lebendig wieder gekommen biſt! Das iſt alle Abend und alle Morgen mein herzliches Beten geweſen, und ſollteſt Du auch übrigens gar nichts von dem gehofften Glück erringen." — „Mit dem Glück," entgegnete Kunz, und ſchüttelte lächelnd den

Kopf dazu — „mit dem Glück ſieht es auch nur ſparſam genug aus. Aber es iſt doch beſſer, als da ich wegging, und wenn Du Muth genug haſt, denke ich, wir können einander heirathen, und uns mit Ehren durchbringen." — „Ach," ſeufzte Sabine — „Du treuer Kunz! Dein Wohl und Weh ſo feſt an das einer blutarmen Waiſe zu knüpfen!" — „Liebchen," ſagte Kunz — „nicke mir ein freundliches Ja heraus, wenn Du Vertrauen zu mir haſt. Ich verſichere Dich, es geht, und wir leben vergnügt mit einander, wie die Könige." — „Und haſt Deinen Abſchied? biſt kein Soldat mehr?" — Kunz ſuchte aus einem ledernen Beutelchen, das ſein gewonnenes Gut enthielt, einen Silberthaler heraus, und reichte ihn Sabinen hin, welche ſich ſo damit ſtellte, daß der Schein des Lämpleins im Zimmer auf die Münze fiel. Mit altväterlichem Witze war eine zerſprungene Trommel darauf gebildet, und darüber ſtanden die Worte: „Gottlob, der Krieg hat" — „Gottlob, der Krieg hat ein Loch, ſoll es heißen," fügte der erläuternde

Kunz hinzu. — „Es iſt zwar noch nicht Frieden; aber mit dem Kriege will's auch nicht mehr fort, und da hat mein Oberſter ſeine Schaar aus einander gehn laſſen.“ — In Friedens- und Liebesfreude hielt Sabine ihre Hand dem Liebling hin, und vergönnte nun auch dem Bräutigam, in das Stübchen zu treten, wo er ſich neben ſie ſetzte, und ihr erzählte, wie er ſeine wenigen Gold- und Silberthaler im ehrlichen, offnen Kampfe von einem tapfern Welſchen gewonnen habe, den er bezwungen, und ihm für dieſe Ranzion das Leben geſchenkt. Ein holdes Lächeln auf den muthigen Verlobten fallen laſſend, drehte die fleißige Braut wieder emſig ihre Spindel, und freute ſich, daß weder an ihrem noch an Kunzens dereinſtigem Erwerb das mindeſte Unrecht haften werde.

Da trat eben der Vetter herein, und wollte ſeine Botſchaft anbringen. Sabine ſtellte ihm mit ſittigem Erröthen den heimgekehrten Kunz als ihren Bräutigam vor, und Jener ſagte: „Nun, da komm' ich juſt zur rechten

Zeit, wie beſtellt; denn wenn der Verlobte nicht eben Reichthümer aus dem Kriege mitgebracht hat, wird ihm wohl die Zugabe ſehr willkommen ſeyn, die ich der Braut im Namen der heute verſammelten Erben anzubieten habe, da es ja der Teſtator ſo verfügt hat, daß wir ſie mit irgend einer guten Gabe bedenken ſollten.“ — Für **Kunz** lag etwas zu Hochmüthiges in der Art, wie ihm das neue Glück angeboten ward; er konnte gar keine Freude darüber empfinden. Aber die demuthsvolle **Sabine** nahm nur Gottes Gnade darin wahr, durchaus nicht beachtend, wie ſich die Menſchen bei deren Austheilung bezeigten, und ſo ſenkte ſie freundlich das Haupt mit dankbarem, herzensfrohem Lächeln. Aber als ſie nun hörte, man habe ihr das Schauerfeld zur gänzlichen Abfindung beſchieden, da drang ihr die feindliche Kargheit der Vettern mit ſchmerzhafter Kälte an's Herz, und ſie konnte die hervor ſtürzenden Thränen der getäuſchten Hoffnung nicht zurück halten. Der Vetter lächelte höhniſch dazu, ſprechend, es thue ihm leid, wenn ſie ſich noch auf mehr

Rechnung gemacht habe. Dies ſey doch ein ungleich größeres Stück der Erbſchaft, als ihr eigentlich zukomme.

Damit wollte er zur Thüre hinaus; aber Kunz vertrat ihm den Weg, und ſagte voll der ruhigen Kälte, die oftmalen den ſich ganz überlegen fühlenden Muth zu begleiten pflegt: „Herr, ich ſehe, daß Ihr mit dem guten Willen des Abgeſchiedenen Euern Spott zu treiben beliebt, und daß Ihr allzuſammen geſonnen ſeyd, meiner Jungfer Braut auch keinen nutzbaren Heller zukommen zu laſſen. Aber wir nehmen in Gottes Namen Euer Anerbieten an, verhoffend, es könne vielleicht unter den Händen eines braven Kriegsmannes dennoch mehr aus dem Schauerfelde werden, als es ſich neidiſche und geizige Memmen einzubilden vermögen."

Der Vetter, vor Kunzens ſoldatiſchem Anſtande ſcheu, wagte nichts zu erwiedern, und machte ſich etwas bleich davon. Darauf küßte der Bräutigam ſeiner Braut die Thränen ab, und eilte freudig zu dem Pfarrer, die Trauung zu beſtellen.

Nach wenigen Wochen waren Kunz und Sabine Eheleute, und fingen ihren kleinen Haushalt an. Der junge Mann hatte ſeine Gold- und Silberthaler meiſt alle dazu angewandt, ſich ein paar herrliche Stiere zu kaufen; das Uebrige davon war auf Saat und den nöthigſten Hausrath verwandt worden, und an Gelde nicht mehr in der kleinen Wirthſchaft zu finden, als gerade hinreichen mochte, um auf's ſpärlichſte und arbeitſamſte bis gegen die Erndte im künftigen Jahre auszureichen. Aber als Kunz mit Stieren und Pflug auf das Feld hinaus ging, lachte er fröhlich nach ſeiner holden Sabine zurück, ſprechend, daß er nun das rechte Geld ausſäe, und es über's Jahr um ein gut Theil reichlicher dabei zugehn ſolle. Sabine ſah ihm ängſtlich nach, und wünſchte, er möge nur erſt von dem verrufenen Schauerfelde wieder heim ſeyn.

Wohl kam er heim, und zwar noch ehe die Abendglocke läutete, nur bei weitem nicht ſo freudig, als er es um die Morgenſtunde in ſeinem zuverſichtlichen Muthe gehofft hatte. Den zertrümmerten Pflug ſchleifte er hinter ſich drein, führte mühſam den einen, ſehr verletzten Stier mit fort, und blutete ſelbſt an Schulter und Haupt. Aber er ſah doch immer noch friſch und freundlich drein, und tröſtete mit ungedämpftem Soldatenſinne die weinende Sabine. — „Halte Dich nur zum Einſalzen fertig," ſagte er lachend — „denn der Spuk auf dem Schauerfelde hat uns eine große Menge Rindfleiſch beſcheert. Der Stier nämlich, den ich mit herein brachte, hat ſich in toller Angſt dermaaßen beſchädigt, daß er zu keiner Arbeit mehr taugt; der andere lief in die Berge hinein, und ich mußte zuſehn, wie er ſich von einer Klippe in den reißenden Bach ſtürzte, wo er gewiß nun und nimmer wieder zum Vorſchein kommt."

„Die Vettern, die böſen Vettern!" klagte Sabine. — „Nun hat ihr verderbliches Geſchenk Dich noch gar um Dein mühſam erfochtnes Eigenthum gebracht, und was viel ſchlimmer iſt, Dich auch verwundet, Du herzenslieber Mann!"

„Damit hat es nichts zu ſagen!" entgegnete der wackre Kunz. — Die Stiere kriegten mich nur einmal zwiſchen ſich, als ſie juſt in der tollſten Wuth waren, und ich ſie nicht loslaſſen wollte. Aber es iſt Gottlob noch gut abgelaufen, und Morgen geh' ich wieder auf das Schauerfeld hinaus."

Nun trachtete Sabine auf alle Weiſe, den geliebten Mann davon abzubringen; aber er ſprach, ungenutzt ſolle das Feld bei ſeinen Lebzeiten nicht liegen; was man nicht umpflügen könne, müſſe man umgraben, und er ſey ja kein ſcheues Ackerthier, ſondern ein erprobter, handfeſter Soldat, dem der Spuk nichts anhaben ſolle. Dann ſchlachtete er den wunden Stier, zerhieb ihn, und während Sabine am frühen Morgen das Geſchäft des Einſalzens begann, war Kunz ſchon wieder auf dem geſtrigen Wege, und eben nicht viel minder vergnügt, als damals, wenn er gleich ſtatt der kraftvollen Stiere und des gut gezimmerten

Pfluges nur Karſt und Spaten zur Arbeit mit hinaus nahm.

Etwas ſpät kam er diesmal am Abende heim, etwas ermattet und bleich, aber ſehr heiter, und die ſorgliche Frau bald beruhigend. — „Dieſe Art der Arbeit greift etwas an," ſagte er lächelnd — „denn es geht ein geſpenſtiſcher Kerl, bald ſo, bald anders ausſehend, neben mir her, und foppt mich mit Worten und Werken; aber er ſcheint ſich doch ſelber zu wundern, daß ich mich gar nicht an ihn kehre, und eben daraus hol' ich mir neue Kraft. Zudem kann die ja niemals einem tüchtigen Manne ausgehn, der in ſeinem Berufe ſteht!"

So ging es denn nun viele Tage hindurch. Der treue Kunz blieb unverdroſſen am Graben und Säen und Ausraufen des Unkrautes. Freilich konnte er nun mit dem bloßen Spaten nur einen ganz kleinen Theil des Schauerfeldes beſtellen, aber er hielt ſich deſto ſorgſamer dazu, und ſah endlich eine Aerndte herauf blühen, die, wenn auch nicht reichliches, doch genügendes Auskommen verſprach und hielt. Auch das

Geſchäft des Einſchneidens und vom Felde Karrens verrichtete er ganz allein; denn Tagelöhner hätten ihm wohl um vielen Gewinn auf dem verrufenen Schauerfelde nicht geholfen, und daß Sabine ſich dahin wagte, ließ er gar nicht zu, um ſo minder, ſeitdem er Hoffnung hatte, bald von ihr mit einem Kindlein beſchenkt zu werden. — Das Kindlein ward geboren, und in drei Jahren wurden es noch zweie, ohne daß ſich außerdem eine Veränderung in Kunzens Lage gezeigt hätte. Mit Anſtrengung und Muth wußte er dem furchtbaren Schauerfelde Frucht auf Frucht abzugewinnen, und löſete ſein Wort, daß er Sabinen gut durchbringen wolle, als ein ehrlicher Mann.

Eines Herbſtabends, als es ſchon tief zu dunkeln begann, brauchte Kunz noch fleißig ſeinen Spaten. Da ſtellte ſich ein ſehr großer, ſtarkgegliederter Mann neben ihn, ſchwarz und rußig, wie ein Köhler, eine Schürſtange in der Hand, und ſagte: „Giebt es denn gar keine Stiere mehr im Lande, daß Du Dich mit Deinen beiden Fäuſten ſo abarbeiteſt? Du ſollteſt doch, dem Umfang Deiner Gränzen nach zu urtheilen, ein reicher Bauer ſeyn." — Kunz wußte wohl, wer ihn anrede, und that, wie er es gewöhnlich mit dem Spuk des Feldes zu thun pflegte. Er ſchwieg, wandte alle Gedanken nach Kräften von ihm ab, und förderte ſeine Arbeit rüſtig. Aber der Köhler that nicht, wie es in des Spukes gewöhnlicher Art war, der auf ſolch ein Betragen zu verſchwinden pflegte, um furchtbarer oder doch verſtörender in andrer Geſtalt wieder zu kommen. Diesmal ſagte er bloß ganz freundlich: „Geſell, Du thuſt mir Unrecht, und Dir auch. Antworte mir zutraulich, und wahrhaft! Vielleicht weiß ich für Dein Uebel ein gutes Mittel." — „Nun, in Gottes Namen," entgegnete Kunz. — „Wenn Du mich mit freundlichen Worten betrügſt, iſt es Deine Schuld und nicht meine." — Damit hub er an, alles zu erzählen, was ſeit der Beſitznahme des Ackers vorgefallen war, ehrlich und getreu, verhehlte auch ſeinen Unwillen gegen den Spuk gar nicht, und eben ſo wenig, wie ſauer es ihm werde, unter den beſtändigen Neckereien, mit Karſt und Spaten allein ausgerüſtet, die Seinigen zu ernähren.

Der Köhler hörte ſehr ernſthaft zu, ſchwieg dann eine lange Weile nachſinnend, und brach endlich in folgende Worte aus:

„Ich meine, Geſell, Du kennſt mich, und da iſt es recht brav von Dir, daß Du der Ehrlichkeit nichts vergiebſt, ſondern rein heraus ſprichſt, wie ſehr Du unzufrieden mit mir biſt. Die Wahrheit zu ſagen, fehlt's Dir auch nicht an Urſache dazu; aber weil ich Dich als einen gar tüchtigen Kerl erprobe, will ich Dir einen Vorſchlag thun, der Manches wieder gut machen kann. Sieh, bisweilen, wenn ich mich in Feld und Wald und Gebirg recht ausgetollt habe, kommt mir's luſtig und wünſchenswerth vor, in einen Haushalt einzutreten, und ein halb Jährchen lang recht ehrbar und ordentlich zu leben. Wie wär's, Du nähmſt mich auf ſechs Monate zu Deinem Knecht an?“ — „Es iſt ſchlecht von Euch,“ ſagte Kunz — „einen ehrlichen Mann zu foppen, der Euch Zutrauen beweißt." — „Nein, nein," ſprach der Andre zurück — „nicht foppen; es iſt mein voller Ernſt! Ihr ſollt einen wackern Arbeiter an mir haben, und ſo lang' ich Euch diene, wird ſich kein einziges Schreckbild auf dem Schauerfeld ſehen laſſen, ſo daß Ihr ganze Heerden Stiere darauf umher treiben könntet." — „Das wäre mir ſchon lieb," entgegnete Kunz nach einigem Beſinnen — „wenn ich nur wüßte, ob Ihr Wort haltet, und dann hauptſächlich, ob ich auch Recht daran thue." — „Das mache mit Dir ſelbſt aus," ſagte der Fremde — „aber mein Wort hab' ich noch nimmermehr gebrochen, ſo lange das Rieſengebürge ſteht, und ein feindſeliges Weſen bin ich auch nicht; etwas luſtig und neckiſch und wild bisweilen, das iſt es Alles!" — „Ich glaube gar," ſagte Kunz — „daß Ihr der bekannte Rübezahl ſeyd!" — „Höre," unterbrach ihn der Köhler, etwas finſter — „wenn Du das glaubſt: ſo denke dran, daß der mächtige Gebürgsgeiſt jenen Namen nicht leiden kann, ſondern ſich den Herrn vom Berge nennen läßt." — „Das wär' ein wunderlicher Knecht, den ich den Herrn vom Berge nennen müßte!" lachte Kunz. „Du kannſt mich Waldmann heißen," entgegnete Jener. — Kunz ſah' wieder eine Zeitlang ſtill vor ſich nieder, dann ſagte er endlich: „Gut! Es gilt! Ich denke, ich thue nicht Unrecht, Euch anzunehmen. Hab' ich ja doch wohl oftmalen geſehen, daß man unvernünftige Thiere zum Bratenwenden und andern Hausdienſten gebraucht, warum nicht auch einen Spuk?" — Der Köhler lachte herzlich, und ſprach: „Nun, ſo iſt es meines Gleichen wohl noch im Leben nicht geboten worden! Aber eben drum; es gefällt mir, und ſchlagt ein, lieber Brodherr!" — Kunz machte noch die Bedingung, der neue Diener dürfe nicht wagen, ſich es vor Sabinen und den Kindern merken zu laſſen, daß er eigentlich vom Schauerfelde herſtamme, oder wohl vielmehr aus den weltalten Hölengängen des Rieſengebürgs; auch ſolle er nie irgend eine Spukerei in Haus und Hof treiben; und als Waldmann das Alles recht treuherzig verſprach, war der Handel im

Richtigkeit, und ſie gingen mit einander freundlich heim.

Sabine wunderte ſich über den unvermutheten Zuwachs ihres Haushaltes, und empfand auch einige Scheu vor dem ſchwarzen, rieſengroßen Knecht; die Kinder wollten zu Anfang gar nicht aus der Thür, wenn er im Gärtchen oder im Hofe arbeitete; aber ſein ſtill freundliches und fleißiges Benehmen ſöhnte bald Alle mit ihm aus; und wenn er auch manchmal in eine Art von toller Luſtigkeit fiel, ſich mit dem Hunde herumjagend oder mit dem Federvieh: ſo fand man es mehr ſpaßhaft, als befremdend; auch genügte ein einziger Blick des Brodtherrn, ihn wieder in die gewohnten Schranken zurückzuweiſen.

Auf das Wort des Berggeiſtes trauend, hatte Kunz den zeither geſparten Geldvorrath wieder unbedenklich zum Ankauf zweier ſchönen Stiere verwandt, und zog nun mit dem zurecht gezimmerten Pflug luſtig zu Felde. Sabine ſchaute ihm ängſtlich nach, ängſtlich am Abende nach dem Heimkehrenden aus, fürchtend, er werde mit zerſtörter Hoffnung, und wohl gar noch ſchlimmer verwundet, als das erſtemal, zu Hauſe kommen. Aber ſingend, und ſeine folgſamen, glänzenden Stiere vor ſich hertreibend, ſchritt Kunz unter dem Läuten der Abendglocke durch's Dorf heran, küßte in großer Freudigkeit Weib und Kind, und ſchüttelte dem Knechte zufrieden die Hand.

Manchmal zog nun auch Waldmann mit den Stieren hinaus, während Kunz in Hof und Garten arbeitete. Man riß ein gewaltiges Stück des Schauerfeldes um, und Alles ging einen trefflichen Gang, zum Erſtaunen aller Einwohner des Dorfes, und zum neidiſchen Mißbehagen der geizigen Vettern. Freilich dachte Kunz oftmalen bei ſich: Es iſt nur auf eine kurze Zeit, und wie ich's mit der Aerndte anſtellen werde, weiß Gott; denn alsdann iſt Waldmann's Dienſtzeit ſchon lange um, und der Spuk auf dem Schauerfelde vielleicht wieder in beſter Luſt." — Doch das Einſammeln des Segens, meinte er, ſey eine Arbeit, die von ſelbſten Arm und Herz ſtärke, und vielleicht halte ihm ſogar Waldmann noch bis dahin aus alter Freundſchaft den Acker rein, wie auch dieſer bisweilen in fröhlichen Augenblicken wohl zu verſtehen gab.

Der Winter war darüber herangekommen, die Arbeit auf dem Schauerfelde beendigt, und Kunz fuhr nun mit ſeinen Stieren fleißig zu Holze, den Feuerungsbedarf für Ofen und Heerd einholend. Das war auch einſtmalen geſchehen, als Sabine zu einer armen Wittwe im Dorfe gerufen ward, die am Fieber darniederlag, und der ſie fleißig, ſo weit es ihr beginnender Wohlſtand vergönnte, beizuſtehen gewohnt war. Sie wußte nur nicht recht, wo ſie derweil ihre Kinder laſſen ſollte; aber Waldmann erbot ſich, auf ſie Achtung zu geben, und weil die Kleinen, an ſeine Mährchen gewöhnt, auch recht gern bei ihm blieben, trat Sabine unbeſorgt ihre fromme Wanderung an.

Etwa eine Stunde darauf kam der Hausherr aus dem Bergforſte zurück. Er führte den Karren in den Schuppen, brachte die Thiere zu

Stalle, und ging dann frohgemuth nach dem Hauſe zu. die erſtarrten Glieder am behaglichen Heerdesfeuer zu wärmen. Da ſcholl ihm das ängſtliche Weinen ſeiner Kinder entgegen. Pfeilſchnell hinzuſtürzend, und die Thür des Zimmers aufreißend, fand er die Kleinen ſchreiend hinter dem Ofen zuſammengedrängt, und Waldmann mit wildem Gelächter in der Stube umherſpringend, abſcheuliche Fratzen ſchneidend, einen Kranz von Funken und Flammen im aufgeſträubten Haar.

„Was geht hier vor?“ fragte der Hausherr mit ſtrengem Zorn, und der unheimliche Schmuck in Waldmanns Haaren verloſch; demüthig und ſtill ſtand der Knecht, ſich entſchuldigend, er habe nur ein Späßchen mit den Kindern machen wollen. Aber dieſe kamen ſchmeichelnd und klagend um den Vater, und erzählten. Waldmann habe ihnen erſt ſo häßliche Geſchichten vorgeſprochen, und ſey dann, bald mit einem Widderkopfe, bald mit einem Hundehaupt vor ſie hingetreten. — „Es iſt genug,“ unterbrach ſie Kunz. — „Fort mit Dir, Geſoll! Wir bleiben keine Stunde mehr unter Einem Dach." — Damit faßte er Waldmanns Arm, und ſchob ihn heftig bis zu der Hinterthür des Gartens hinaus, den Kindern gebietend, ſie ſollten ruhig in der Stube bleiben und ſich vor nichts in der Welt mehr bange ſeyn laſſen. Der Vater ſeye nun daheim, und ſie ſo ſicher, als in Abrahams Schooß.

Der wunderliche Knecht ließ ſich Alles ſchweigend gefallen; aber als er nun mit Kunz einſam in der winterlichen Gegend ſtand, ſagte er lachend: „Hört, Brodtherr, ich dächte, wir vertrügen uns wieder! Ich hab' einen gar dummen Streich angefangen, jedoch es ſoll gewißlich nicht wieder geſchehen. Die alte tolle Laune überfiel mich nur ſo." — „Eben deswegen, weil ſie das kann." entgegnete Kunz. — „Du möchteſt mir leicht noch meine Kindlein bis zum Wahnſinn erſchrecken. Mit unſerm Contract iſt es zu Ende." — „Mein halbes Jahr iſt noch nicht um," ſagte Waldmann trotzig. Ich will wieder in's Haus." — „Nicht an dir

Schwelle!" rief Kunz. — „Du haſt den Vertrag gebrochen mit Deinen verwünſchten Spukereien. Alles, was ich an Dir thun kann, iſt, daß ich Dir Dein volles Lohn gebe. Da nimm's, und packe Dich fort!" — „Mein volles Lohn?" hohnlachte der Berggeiſt. — „Kennſt Du meine reichen Kammern unten in den Höhlengängen?" — „Es iſt mehr um mich, als um Dich," ſagte Kunz — „Ich will Niemandem etwas ſchuldig bleiben." Und damit drängte er ihm das Geld gewaltſam in die Taſchen. — „Was ſoll aus dem Schauerfelde werden?" fragte Waldmann ernſt, beinahe grimmig. — „Was Gott will," entgegnete Kunz — „Mir wären ſechzehn Schauerfelder nichts, gegen ein Härlein vom Haupt meiner Kinder. Hinaus mit Dir, oder ich treffe Dich, daß Du dran denken ſollſt!" — „Sachte!" rief der Berggeiſt. — „Wenn meinesgleichen leibliche Geſtaltung annimmt, ſucht man ſich eine tüchtige aus. Du könnteſt bei der Schlägerei leichtlich unten zu liegen kommen, und dann ſey Dir Gott gnädig." — „Das iſt er immerbar geweſen," ſprach Kunz — „und meine leibliche Geſtaltung hat er mir auch recht tüchtig ausgeſucht. In Deine Berge zurück, Du häßliches Unthier! Ich warne Dich zum letztenmal."

Da fiel Waldmann im gereizten Grimme über Kunz her, und es entſtand ein hartnäckiges Gefecht. Man rang hin und wieder, man ſchwang ſich mit einander herum, ohne daß ſich der Sieg für Den oder Jenen entſcheiden wollte, bis endlich Kunz durch ein geſchicktes Ringerſtück ſeinen Gegner zum Fallen brachte, und ihm auf die Bruſt kniete, wobei er wacker mit beiden Fäuſten auf ihn losarbeitete, ſprechend: „Ich will Dich's lehren, Dich an Deinem Brodherrn vergreifen zu wollen, Du verfluchter Herr vom Berge!"

Der Herr vom Berge aber lachte ſo herzlich dazu, daß Kunz, in der Meinung, er verſpotte ihn, immer heftiger zuſchlug, bis Jener endlich die Worte heraus brachte: „Laß doch ab! Ich lache ja nicht über Dich; ich lache über mich, und bitte um Pardon.“ — „Da iſt's ein Andres,“ ſagte Kunz ehrbar, richtete ſich in die Höhe, und half dem Beſiegten auch auf die Beine. — „Ich habe das Menſchenleben recht aus dem Grunde kennen gelernt,“ ſagte dieſer, noch immer lachend. — „Es hat wohl noch keiner meinesgleichen das Studium ſo gar genau getrieben. Aber höre, Geſell, das mußt Du mir zugeſtehn, ehrlichen Krieg hab' ich geführt! Denn Du wirſt doch wohl einſehn, daß ich mir leicht ein halb Dutzend Berggeiſter hätte zu Hülfe rufen mögen. Freilich konnte ich vor Lachen nicht gut dazu kommen.“

Kunz ſahe den noch endlos fort lachenden Rübezahl bedenklich an, und ſagte: „Ihr habt nun wohl einen Zahn auf mich, und das wird mir nicht nur auf dem Schauerfelde, ſondern vielleicht auch anderwärts ſchlecht bekommen; aber, Herr, bereuen kann ich dennoch nicht, was ich that! Ich habe Hausrecht geübt, und zwar um meiner lieben Kindlein willen. Wär' es noch zu thun, ich thät es mit voller Ueberlegung wieder."

„Nein, nein," lachte Rübezahl — „incommodir' Dich nicht! Ich hab' an einem Mal vollkommen genug. Aber das ſag' ich Dir: auf dem Schauerfelde kannſt Du künftig ackern Jahr aus Jahr ein, und es ſoll ſich kein unheimlicher Schatten darauf regen, von nun an, ſo lange das Rieſengebürge ſteht. Gehabt Euch wohl, mein freundlich geſtrenger Brodherr!"

Damit nickte er zutraulich und verſchwand, und Kunz hat ihn nachher im Leben nicht wieder geſehn. Aber Rübezahl hielt Wort, und that noch viel mehr. Ein ungewöhnlicher Segen zeigte ſich in allen Geſchäften des Hausherrn, und er ward bald der reichſte Bauer im Dorfe. Auch wenn ſeine Kinder auf dem Schauerfelde ſpielten, welches ſie und Sabine jetzt ohne alle

Furcht betraten, erzählten ſie bisweilen Abends, der gute Waldmann ſey gekommen, und habe ihnen artige Mährchen vorgeſagt. Sie pflegten dann in ihren Taſchen gewöhnlich Näſchereien, oder blankes Spielzeug, oder wohl gar ſchöne Geldthaler zu finden.

Fr. v. Fouqué.

Philoſophin Torva.

Torva, die voll Eitelkeit
Der Philoſophie ſich weiht,
Macht uns Langeweile.
Was ihr Pallas zugeſteht,
Iſt ein Expectanzdecret
Auf den Platz der Eule.

Haug.

Lebenslehren.

Wenn der Sturm durch eure Tage ziehet,
Jeder Stern vom dunkeln Himmel fliehet,
Stehet feſt, im Leben wie im Tod!
Nur, wer Kraft in harter Duldung zeiget,
Nie dem Feigſinn ſeine Hände reichet,
Schaut von fern der Freude Morgenroth.

Ja, es gehn, mit Donnerſchwang'rer Rechte,
Durch das Leben unerkannte Mächte,
Deren Hauch das ſchönſte Glück erbleicht;
Doch ſie weichen, wo ſie Hochvertrauen,
Wo ſie ſtarke Kraft und Gleichmuth ſchauen,
Schnell, wie Nebel vor der Sonne weicht.

Wenn euch duft'ge Roſenkronen ſchmücken,
Euch umweht des Glückes Hochentzücken,
Schließet ſchnell den Kreis der ſüßen Luſt;
Nur, wer ſelbſt ſich von dem Glücke ſcheidet,

Selbſt die weichen Blumenpfade meidet,
Hegt es ewig in der tiefſten Bruſt.

Willſt Du froh durch's düſtre Leben wandern,
Schließ' Dich fröhlich an die frohen Andern,
Scherze, wo der Scherz die Sitze baut;
Aber da, wo bange Thränen rinnen,
Aendre ſchnell das fröhliche Beginnen,
Dämpfe Deines Mundes-Jubellaut!

Sey ein Mann, wenn Andre weibiſch zagen!
Tröſte mild, wo ſie bekümmert klagen!
Unglück beugt, doch ſtürzt es nicht dahin.
Baue, fällt es dumpf um Dich zuſammen!
Rette aus des Unfalls wilden Flammen!
Und erhebe den gebeugten Sinn!

So umgiebt Dich hier ſchon Götterweihe,
Und vereint mit Freundſchaft, Lieb und Treue,
Lacht Dir hier des Himmels ſüßer Lohn.
Nahſt Du dann der Heimath ſanftem Frieden,
Baut, umbebt von Amaranthenblüthen,
Die Vergeltung Dir den ſchönſten Thron.

Carl Grumbach.

Der Graf von Flamarens.

Der Graf von Flamarens hatte ſeine militairiſche Laufbahn mit vieler Ehre geendigt, und auf ſeinen Gütern ſich ſelbſt zu leben beſchloſſen. Bei einiger Sparſamkeit konnte er ſchon von ſeinen nicht unbeträchtlichen Einkünften bequem und ſeinem Stande angemeſſen leben. Ein Prozeß, den er bereits in mehrern Inſtanzen gewonnen hatte, war durch Appellation der Gegenparthei an das geheime Conſeil zu Paris gebracht worden, und der Graf ſahe ſich nun genöthigt, zu deſſen ſchleuniger Beendigung ſelbſt eine Reiſe nach Paris zu unternehmen. Er machte den Weg zu Pferde, in mehreren kleinen Tagereiſen. Als er durch den Wald von Fontainebleau ritt, bemerkte er mehrere Leute zu Pferde, welche ſämmtlich einen Querweg einſchlugen, und alle einerlei Beſtimmung zu haben ſchienen. Die Neugier trieb ihn an, ihnen zu folgen, ſollte er ſich auch dadurch ein wenig vom Ziele ſeines Weges entfernen. Nachdem er einige Zeit geritten war, ſahe er ſich auf einem großen runden Platze, den man le Fort de la Biche nennt, und hier fand er mehrere ſchlecht gekleidete Männer, welche von ihren Pferden abgeſtiegen waren, und dieſe an Baumzweige gebunden hatten. Sein erſter Gedanke war, er befinde ſich hier mitten unter einer Räuberbande; und da ihm die Flucht unmöglich ſchien, weil er noch ſehr viel Leute durch dieſelbe Allee hinzukommen ſahe, welche ihm zum Rückzuge hätte dienen können: ſo dachte er, das beſte Mittel, ſich aus dem Handel zu ziehen, ſey doch wohl das, es zu machen, wie die Andern, und ſich das Anſehen zu geben, als gehöre er mit zu ihrer Geſellſchaft. Er ſtieg daher gleichfalls vom Pferde, und band daſſelbe an einen Baum. Allein ſeine Unruhe wuchs bald ſehr, als er bemerkte, wie ſich Aller Augen auf ihn richteten, nach und nach ſich Gruppen bildeten, und unter dieſen ein Gerede und Geziſchel entſtand, ohne daß man ihn aus den Augen zu laſſen ſchien. Endlich trat einer von den Fremden hervor, ging gerade auf ihn los, und fragte ihn nicht ohne Verlegenheit: was ihn denn eigentlich hierher geführt hätte? — Der Graf, welcher noch immer ſeine erſte Idee feſt hielt, antwortete mit ziemlicher Entſchloſſenheit: „Wahrſcheinlich das nämliche, mein Herr, was Sie hierher gebracht hat."

Der Fremde begab ſich hierauf wieder in den Kreis ſeiner Gefährten zurück. Das leiſe Geziſchel fing nun von neuem an, und wurde immer größer und geheimnißvoller. Endlich kehrte einer zu dem Grafen zurück, und bot ihm 200 Louisd'or, wenn er ſich ſogleich entfernen wollte. Erſtaunt über einen ſo unvermutheten Antrag, fing er nun an, ſein Abentheuer beluſtigend zu finden, ohne daß er es jedoch begreifen konnte; und faſt unabſichtlich verſetzte er auf jenen Antrag: „Das iſt nicht genug!“ Es dauerte nicht lange, ſo erſchien ein Anderer, und bat ihn aufs dringendſte, ſich willig finden zu laſſen, und mit 500 Louisd'or zufrieden zu ſeyn, welche man ihm den Augenblick baar auszuzahlen bereit ſey. Seine Verwunderung ſtieg natürlich immer höher, und er konnte durchaus keine Erklärung dieſer äußerſt ſeltſamen Erſcheinung auffinden. Endlich nahm er den Vorſchlag an. Das Geld wurde ihm ſogleich hingezählt. Er ſteckte es ein, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd, und entfernte ſich, indem er von den Unbekannten alle nur mögliche Beweiſe von Höflichkeit erhielt, und ſich nicht wenig wunderte, daß er ihnen durch ſein Wegreiten eben ſo viel Vergnügen machte, als er ſelbſt darüber empfand, daß er von ihnen losgekommen war.

Als er nach Melün kam, erkundigte er ſich nach der Beſchaffenheit der ihm aufgeſtoßenen Begebenheit genauer, und nun erfuhr er, daß ihn der Zufall in den Wald von Fontainebleau, und auf das Fort de la Biche gerade in dem Augenblicke geführt habe, wo eine anſehnliche Parthie dieſes großen Forſtes an den Meiſtbietenden öffentlich verkauft werden ſollte. Hieraus konnte er leicht ſchließen, daß jene Menſchen, welche er für Räuber gehalten, nichts anders geweſen wären, als Leute, welche auf die Holzungen hätten bieten wollen, und weil ſie ihn gleichfalls ſeiner Aeußerung nach für einen Licitanten halten mußten, der ſie hoch hinauf treiben könnte: ſo waren ſie ſehr vergnügt geweſen, daß ſie ſich ſeiner durch eine Summe Geldes ſo leicht hatten entledigen können. — —

Um ſeinen Prozeß gehörig zu betreiben, mußte ſich der Graf nach Verſailles begeben. Einſt ging er ganz ruhig in der Gallerie des Schloſſes auf und ab, als ein ſehr anſtändig gekleideter Mann, nachdem er ihn lange aufmerkſam betrachtet hatte, auf ihn zukam, und mit allen Zeichen der Achtung ihm die Hand küſſen wollte. „Iſt's möglich, Herr Graf,“ rief er — „ſo habe ich wirklich die Ehre, Sie wieder zu ſehen? Erlauben Sie mir, zu fragen, was hat Sie denn hierher geführt?“ — Dieſer Menſch war der berühmte Clarjac, ein ehemaliger Kammerdiener des Grafen, der jetzt in gleicher Eigenſchaft bei dem Kardinal von Fleury ſich befand, deſſen ganzes Vertrauen er wegen ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit mit vollem Rechte beſaß. Der Graf von Flamarens erkannte ihn nunmehr ſogleich. „Ich freue mich ſehr, lieber Clarjac,“ erwiederte er — „Dich wieder zu ſehen. Da Du meine Lebensweiſe und meine Vermögensumſtände kennſt, muß es Dich freilich wundern, mich hier zu finden. Ich habe aber einen verwünſchten Prozeß beim geheimen Conſeil, und deswegen bin ich eigentlich hier.“ — „Ich fühle mich ſehr glücklich, Herr Graf, daß ich vielleicht das Glück haben kann, Ihnen nützlich zu werden.“ — „Du? wie ſo?“ — „Nun! Ich bin erſter Kammerdiener Sr. Eminenz des Herrn Kardinal Fleury; er beehrt mich mit ſeinem beſondern Wohlwollen, ja, ich kann ſagen, mit ſeinem Vertrauen. Ich werde ihn um die Erlaubniß bitten, Sie ihm vorzuſtellen, und ich wage es, Ihnen zu verſichern, er wird Sie beſſer aufnehmen, als wenn Sie von dem größten Herrn des Hofes vorgeſtellt würden.“

Ein ſolcher Vorſchlag konnte nicht anders als mit der größten Dankbarkeit angenommen werden, und wirklich behandelte auch der Kardinal, von Clarjac geſtimmt, den Grafen mit aller nur möglichen Artigkeit und Herzlichkeit. Bald aber wußte dieſer durch ſich ſelbſt die Güte zu verdienen, welche er eigentlich nur ſeinem alten Bedienten zu danken hatte. Eine einnehmende Figur, eine immergleiche Heiterkeit und Offenheit, welche man ſo am Hofe vergebens ſuchte, erwarben ihm die Achtung und Zuneigung des erſten Miniſters im höchſten Grade, ja er wurde ſo zu ſagen ſein ſtäter Tiſchgenoſſe. Man kann ſich leicht vorſtellen, ob er bei ſeinem guten Rechte und einem ſolchen Beſchützer ſeinen Prozeß verloren haben werde?

Da ihn nun nichts mehr zu Verſailles feſt hielt, ſchickte er ſich an, auf ſeine Güter zurückzukehren, und der Cardinal verhehlte Clarjac nicht, wie leid ihm dieſes thue.

„Monſeigneur!“ erwiederte Clarjac — „es kommt bloß auf Sie an, den Grafen von Flamarens am Hofe zurückzuhalten, und auch ſeine Familie dahin zu ziehen, wenn Sie ihm nur die Mittel ſchaffen, mit Anſtand hier leben zu können.“

„Clarjac!“ entgegnete der Miniſter — „bedenke, daß ich bloß der Aufbewahrer und Vertheiler des Schatzes bin, und daß es meine Pflicht iſt, ihn einzig zum Beſten des Staats zu verwenden; für mich ſelbſt darf ich ihm keine Aufopferung zumuthen!“ —

„Ich bin gleichfalls nicht im Stande, Monſeigneur, Ihnen etwas zuzumuthen, was auch nur entfernt Ihre Delicateſſe und Ihre Gewiſſenhaftigkeit kränken könnte. Allein ein ganz eigner Vorfall, der dem Grafen begegnet iſt, erlaubt mir, Ew. Eminenz einen Gedanken mitzutheilen, der ihm vortheilhaft seyn kann, ohne das Intereſſe des Königs zu verletzen.“

Nun erzählte er ſehr drollig das Abentheuer des Grafen in dem Walde von Fontainebleau, welches den Kardinal ſehr beluſtigte. Clarjac, welcher die alte Eminenz in dieſer heitern Stimmung ſahe, ſetzte nun noch hinzu:

„Monſeigneur, morgen werden in einem der Säle des Louvre die Generalpächte Sr. Majeſtät verſteigert. Erlauben Sie nur, daß der Graf von Flamarens in einem Ihrer Wagen mit Ihrer Livrei dahin fahren darf, und daß er, ohne ſich etwa hervordrängen zu wollen, nur die Zufälle benutzen könne, welche ſich ihm darbieten."

Der Kardinal fand dieſe Idee luſtig, und willigte gern darein.

Der Graf von Flamarens wurde von Clarjac gehörig in allem unterrichtet und dieſer begleitete ihn ſelbſt in dem Wagen des Kardinals. Die Licitanten, welche eben eine ſolche Geſellſchaft unter ſich gebildet hatten, wie die im Walde von Fontainebleau, waren ſchon beiſammen, als der Graf ankam. Indem man einen Wagen an die innern Höfe des Louvre fahren hörte, wo eigentlich nur die Prinzen vom Geblüt, die Kardinäle und Miniſter hineinfahren durften, ſteckte man die Köpfe eiligſt zum Fenſter hinaus, und wunderte ſich nicht wenig, als man die Livree des Kardinals erkannte, und ein Unbekannter mit Clarjac aus dem Wagen ſtieg, welcher, da er die Aufmerkſamkeit bemerkte, womit man alle ſeine Bewegungen betrachtete, ſich ſtellte, als ob er Dinge von der höchſten Wichtigkeit zu verhandeln habe, und dann wieder in den Wagen ſtieg, gleich als wolle er eine Entwickelung abwarten, woran er viel Antheil nahm. Die beſtürzten Licitanten zweifelten im erſten Augenblicke gar nicht, daß der, den ſie nach ihrer Seite zugehen ſahen, ein Abgeſchickter des Kardinals ſeyn möchte, der gewiß für ſich ſelbſt die Generalpächte erſtehen wolle, und gegen den ſie unmöglich kämpfen könnten.

Indeſſen ſtellten einige ruhigere Köpfe den Andern vor, daß der Unbekannte vielleicht auch nur ein von dem Miniſter oder von Clarjac beſonders begünſtigter Menſch ſey, deſſen Glück man machen wolle, indem man ihn an die Spitze irgend einer mit der ihrigen rivaliſirenden Geſellſchaft geſtellt habe, daß es in dieſem Falle möglich ſeyn würde, durch vortheilhafte Anerbietungen ſein Intereſſe anders zu fixiren; und da man dieſe Anſicht, welche die Gemüther beruhigte, allgemein vernünftig fand, beeilte man ſich ſogleich, eine Summe zu beſtimmen, bis auf welche die Anerbietungen ſich belaufen könnten.

In dem Augenblicke, wo dieſer Plan gemacht worden war, trat der Graf von Flamarens in's Zimmer, und ſetzte ſich beſcheiden in eine Ecke. Allein bald ſahe er ſich von mehrern jungen Herren umgeben, welche nun unter verſchiedenen Vorwänden den Bewegungsgrund ſeiner Anweſenheit zu erforſchen ſuchten. Er antwortete auf alle dieſe Fragen mit einem ſo geheimnißvollen Weſen, daß kein Zweifel über die bei ihnen vermutheten Abſichten übrig blieb. Nun glaubte man, ſey es Zeit, mit den großen Verſuchen offen herauszurücken. Einer von der Geſellſchaft nahm ihn, auf ein

Beifallszeichen der Uebrigen, bei Seite, und nach einer Einleitung über den geringen Vortheil, den man von den Pächten zu erwarten habe, verhehlte man ihm nicht, daß wenn er, wie man aus der Art und Weiſe ſeiner Ankunft ſchließen könne, ſich als das Organ einer höhern Autorität hier befinde, man dafür zu viel Achtung hege, um gegen dieſelbe kämpfen zu wollen; wenn er aber, unter gleich hoher Protection, bloß für ſeine eigene Rechnung erſcheine: ſo habe er den Auftrag, ihm hundert tauſend Thaler für den Abtritt anzubieten. Der Graf nahm nicht Anſtand, zu geſtehen, daß er bloß aus perſönlichem Intereſſe hierher gekommen ſey. Der Handel wurde bald berichtigt, und der Graf entfernte ſich mit einer Summe, welche ihn in den Stand ſetzte, ſich eine anſehnliche Hofſtelle zu kaufen, und ſeine Familie daſelbſt zu etabliren, welche ſich fortwährend durch ihre, dem Könige im Felde geleiſteten Dienſte, ſo wie durch die Würde auszeichnete, womit verſchiedene ihrer Glieder die erſten Aemter der Kirche bekleidet haben.

Das Mädchen auf dem See.

Die Abendluft wehte, ſo leiſe, ſo lau,
Schon ſenkte ſich nieder der perlende Thau;
Die Nachtigall klagte im Buchenhain,
Vom Himmel her leuchtete röthender Schein.
Und auf den hellen
Spielenden Wellen,
Tanzte ein Schiffchen im See.

Das Schiffchen ſchwebt' unſtät daher und dahin,
Ein Mädchen mit ringelnden Locken ſaß drinn.
Das Ruder lehnte in ihrem Arm,
Und aus den Augen ſprach bittrer Harm.
Die bleiche Wange
Schmückte ſchon lange
Das Roth der Jugend nicht mehr.

Das Mädchen ſang leiſe mit klagenden Ton:
„Wo find ich den Liebſten? er iſt mir entflohn!
Ich ſchiffe das Waſſer hinab und hinauf,
Und meine Thränen ſchwimmen darauf.
Aus weiter Ferne
Strahlen die Sterne,
Nur mein Stern leuchtet mir nicht!

Was blühet ihr Blumen in bräutlicher Zier?
Was tanzet ihr bräutlichen Wellen hier?
Mein Brautſchmuck nur iſt der Todtenkranz,
Zur Bahre wird mir der Wellentanz.
Die Luft iſt ſchwüle,
Das Waſſer kühle,
Mein Liebſter — er ſchläft darin!“

Da ſchweigen der Nachtigall Lieder im Wald.
Der Nordwind erhebt ſich ſchneidend und kalt.
Die Wellen ſchleudern den Kahn in die Höh',
Das Mädchen ſinkt mit ihm hinab in den See!
Im tiefen Grunde,
Da heilt die Wunde,
Da trocknet der Thränenquell.

Wilhelmine Willmar.

Erinnerungen von Rügen.

(Beſchluß.)

Erſt beim Hinweggehn bemerkte ich, daß das kleine Baumhaus *zwei* Eingangsthüren hatte, und erfuhr, daß es nur zur *Hälfte* unſerm freundlichen Wirth eingeräumt war. Je kleiner der Tempel der Gaſtfreundſchaft war, deſto größer erſchien mir der Prieſter darin. Kein Wunder alſo, daß ſich mir die Betrachtung aufdrang, wie die kleine Hütte das prunkende Haus manches geprieſenen Humanität-Ritters beſchämt, wo hinter dem Schilde der glänzendſten Gaſtfreundſchaft die wohlberechnete Convention die Gäſte einladet, die eigne Schmeckluſt den Küchenzettel macht, und die langweilige Eitelkeit an der Tafel den Vorſitz führt.

Mit einem dankbaren, recht herzlich gemeinten Händedruck nahm ich Abſchied von dem braven Hahn. Möge es der Himmel ihm und den Seinigen wohl gehen laſſen! —

Nun eilte ich mit meinem Geſellſchafter zum friſchen Walde hinaus nach dem nächſten Dorfe, in welchem der Fuhrmann übernachtet hatte. Dann ging es im raſchen Trabe den geſtrigen Weg über Hoch-Solow zurück, wo ich mich noch einmal der herrlichen Ausſicht freute, und dann in Sagard dankend von meinem Begleiter Abſchied nahm.

Arcona und Stubbenkammer, die beiden glänzendſten Punkte von Rügen, hinter mir, mußte ich meine Haupterndte für geendigt halten. Ich fühlte mich reichlich für meine Reiſe belohnt, und verlangte daher nichts weiter, ſondern war ruhig darauf gefaßt, ob ich auf meinem weitern Wege, der mir nur für eine Heimkehr galt, noch im Vorbeigehn eine kleine Aehrenleſe würde halten können oder nicht. Deſto erfreuter war ich, da ſie reicher ausfiel, als ich erwartet hatte.

Wenn ich den nächſten und gewöhnlichſten Weg hätte einſchlagen wollen: ſo wäre ich von Sagard aus gleich nach dem Städtchen Bergen (dem Hauptort von Rügen) gegangen, deſſen ſpitzer Thurm von ſeiner freien Höhe her mir faſt nach allen Punkten hin eine Einladung zugewinkt hatte. Doch ich wollte wenigſtens einen Blick in die kleine Halbinſel Mönchgut thun, die ſich mehr ſüd-öſtlich in's Meer hinausſtreckt. Es war meine Abſicht, in dem dortigen Dorf Philippshagen, weil eben Sonntag war, noch in die Kirche zu gehen, um das dortige, in Sitten und Gebräuchen ſich merklich von den übrigen Rügianern unterſcheidende, Völkchen in ſeinem eigenthümlichen Sonntagsſtaate zu ſehen. Ich ließ den Weg nach Bergen alſo zur Rechten liegen, und wendete mich links hin nach dem Strande des weiten Meerbuſens, die Prorer-Wyk genannt.

Wie nach der Wittower Heide zu, von der ich nach Jasmund herein gekommen war, ſo flachte ſich auch hier, nach dem Ausgange zu, das Land wieder allmählig ab, und mein Weg führte mich am Ende dieſer ſchönen, bergigten Halbinſel wieder nach einer Landenge, die ſchmale Heide genannt, die links von den Wellen der Prorer-Wyk umſpielt wird, und rechts einen Theil der Einfaſſung des Jasmunder Boddens bildet, welcher die Schlußpartie des großen Rügenſchen Binnenwaſſers iſt.

Bevor ich noch hieher kam, trat mir ein Landſee, der Woſtowitzer Teich genannt, in den Weg, welcher der Prorer-Wyk ſo nahe kommt, daß man auf dem Wege, der zwiſchen beiden hindurch geht, rechts und links einen Waſſerſpiegel überſieht. Daß der Anblick zur Linken der anziehendere war, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Das Meer war in einer ungleich lebhaftern Bewegung als geſtern. Um näher und kräftiger den herrlichen Genuß für Ohr und Auge zu haben, ſtieg ich vom Wagen, der auf einer langen, ebnen Terraſſe angeſchwemmter Kieſel hinrollte, und ging, ſo tief ich konnte, am ſandigen Abhange des Strandes hin, der durch die auf und nieder ſtrömenden Wellen zu einem glatten, feſten Pfade geworden war.

Das Feſt des geſtrigen Tages fing an, ſich in noch höherer Schönheit zu wiederholen, und ich genoß es mit der ganzen Unerſättlichkeit meiner entzückten Sinne. Leider, dauerte indeſſen dieſe Herrlichkeit heute nicht lange, indem der Fahrweg ſich bald nach der rechten Seite hinüberzog, und ich alſo dem Wagen nachfolgen mußte.

Im allmähligen Hinaufgehen nach der mächtigen Kieſelterraſſe gewährten mir noch eine beſondre Unterhaltung die von dem Meere ausgeworfenen Knochen und Stücke von gezimmertem Holz und gebrannten Steinen. Welche weite und lange Reiſe mochten ſie gemacht haben, ehe ſie bis hieher gelangt waren! Was mögen an der Geſchichte dieſer Trümmern für Schickſale einzelner Menſchen und ganzer Familien hängen! Wer ſie wüßte, könnte ſchwerlich ohne die lebhafteſte Theilnahme an dieſen Dingen vorübergehen, die jetzt nur zu ſtummen Zeugen der Macht empörter Elemente dienen. Wie manches Stückchen Holz oder Stein gäbe wohl eine merkwürdige Reliquie, werth des Aufbewahrens zum Andenken an würdige, unglückliche Menſchen!

Eine freundlichere Ueberraſchung hatte ich durch ein kleines Vogelneſt, das ich unverſehens zu meinen Füßen erblickte. Es beſtand aus nichts, als aus einer kleinen Vertiefung im Sande zwiſchen einigen zufällig oder abſichtlich etwas zurückgedrückten Kieſeln. Da lagen zwei warme, bunte Eier, von denen eine kleine Seemöve eben aufgeflogen ſeyn mochte. Dieß kleine, leicht bereitete Bette der Mutterliebe, worin mit ruhiger Sorgfalt ein junges, fröhliches Leben geweckt wurde, welch einen lieblichen Kontraſt machte es gegen die große, todte Maſſe des Kieſeldammes und gegen das nahe heran tobende Meer! Kann es ein ſchöneres Sinnbild der geräuſchloſen, unverzagten Pflichterfüllung geben, als den brütenden Vogel auf einem ſolchen Neſte, der ruhig über die tauſend daher brauſenden Wellen, ohne ſich irre machen zu laſſen, hinſchaut, und gegen die Wuth aller zürnenden Elemente ſorgſam mit ſeinem weichen Gefieder ein keimendes, leicht zerſtörbares Leden ſchützt? Der Menſch mit ſeinen tauſend, oft ſo nichtigen Sorgen und Vorkehrungen gegen nahe oder entfernte Uebel, wie viel beſſere, ſtille Weisheit könnte er manchmal beim Anblick eines ſolchen Vogelneſtes lernen! —

Höchſt ungern trennte ich mich vom Meeresſtrande, und beſtieg wieder meinen Wagen, der mich allmälig auf der großen Kieſelterraſſe mehr nach der rechten Seite hinüber führte. Grau und langweilig lag die ſchmale Heide vor mir, ſo weit ich ſehen konnte, mit hohem Heidekraut bedeckt. Immer mehr verlor ich den Anblick des Meeres aus dem Geſicht, und eine unangenehme Erinnerung an mehr als eine freudenloſe Steppe des preußiſchen Hinterpommerns, deren langweilige Bekanntſchaft ich ein paar Jahre früher gemacht hatte, regte in mir auf. Ungeduld und Mißmuth bemächtigten ſich meiner Seele mit jeder Minute mehr und mehr, da der Weg und die Schwüle der Luft nur ein langſames Fortſchreiten der Pferde erlaubten. Ich wußte aus mündlichen Nachrichten, daß dicht am Strande hin ein Fuhrweg nach Mönchgut führe, und meine Charte zeigte mir, wie viel näher jener Weg ſeyn müſſe. Mein Fuhrmann verſicherte indeſſen wiederholt, daß ſein Wagen für einige Stellen jenes Weges zu breit, und die dortige Fahrt für uns alſo nicht rathſam ſey. Nun ſah ich aber, daß wir einen ſehr großen Umweg machten, und daß bei der Langſamkeit des heutigen Vorwärtskommens es ſchwerlich möglich ſeyn werde, noch vor Mittag in die Kirche zu Philippshagen zu kommen. Geſchah dieß aber nicht: ſo ſah ich nicht nur den Hauptzweck meines Beſuchs von Mönchgut verfehlt, ſondern auch den Plan für den ganzen Tag zerſtört, da ich durchaus noch bis Bergen wollte, um auf dem Rugard heute die Sonne unter- und morgen aufgehen zu ſehen.

Ich wollte den Wagen im Stiche laſſen, und allein den Weg am Strande verfolgen; aber meine Charte zeigte mir da den Ausfluß eines Landſee's in's Meer, und mein Fuhrmann verſicherte, daß ich zu Fuße da nicht durchkommen könnte; auch mußte ich ihm zugeben, daß ich am Ende doch vielleicht nicht ſchneller an mein Ziel kommen würde. Ich mußte alſo mit der ganzen Laſt meines Unmuths auf dem Wagen bleiben, und mich in die Pein des Ausharrens auf dieſem öden Wege ergeben. Zehnmal nahm ich mir vor, die Augen zu verſchließen, um ihn gar nicht zu ſehen, ſondern ungeſtört der Erinnerung an ſchönere Bilder nachzuhängen; doch ich war innerlich zu unruhig hierzu, und konnte es nicht laſſen, auch ohne Hoffnung auf einen angenehmen Anblick umher zu ſchauen.

Auf's unerwartetſte, als meine Augen eben rechts auf der Wüſte des grauen Heidekrauts ruhten, erblickte ich in einiger Entfernung einen kleinen wilden Roſenſtrauch, von dem mir ein paar aufgeblühte Roſen im hellen Sonnenglanze auf's freundlichſte entgegen lachten. Die reichſten Roſenhecken aller Gärten, die ich jemals geſehen, die liebliche kleine Roſeninſel im Park zu Wörlitz, ſelbſt das prachtvolle Heer von hunderterlei Roſenarten beim Schloſſe zu Detmold, haben mich wahrlich nicht ſo entzückt, wie dieſer ärmliche Strauch mit ſeinen einfachen, vierblättrigen Blüthen. Er war mir eine Quelle in der Wüſte, bei der man den köſtlichſten Wein der ganzen Welt vergißt. Daß ich vom Wagen ſprang, und mir eine Roſe pflückte, wird mir hoffentlich Niemand als einen Akt der Empfindſamkeit vorwerfen. Ich konnt' es nicht laſſen.

Die Roſe war mir ein Unterpfand, daß auch dieſer gefürchtete Weg über die ſchmale Heide nicht ganz genußlos für mich ausfallen werde. Ich fing an, unbefangener umher zu blicken, und ſah, daß rechts hinüber, je weiter ich fuhr, eine Landſchaft ſich immer ſchöner entwickelte; denn ich bekam ein anſehnliches Stück des ſogenannten Jasmunder kleinen Boddens (der Schlußparthie des großen Binnenwaſſers) in meinen Geſichtskreis, welches zu beiden Seiten und im Hintergrunde von ſo mahleriſchen Ufern umgeben war, daß ich mich, mit Ausnahme des kahlen Vordergrundes, eines wahrhaft reizenden Bildes zu erfreuen hatte. Doch nicht lange, ſo erhielt auch dieſer ſeinen Schmuck. Unverſehens kam nämlich ein zweiter, ein dritter, ein vierter Roſenſtrauch zum Vorſcheine; endlich ſo viele, daß ich ſie nicht mehr zählen mochte. Hell flatternd putzten ſie den Vordergrund aus; und über ihnen hinweg, wo das Heidekraut am Ufer des Binnenwaſſers einem hellgrünen Wieſenteppich Platz machte, ſah ich eine große weidende Rinderheerde, in mahleriſche Gruppen vertheilt. Ich ergötzte mich an dieſem Anblick ſo ſehr, daß ich mir nur hinlängliche Zeit wünſchte, um länger verweilen und zeichnen zu können.

Ziemlich lange genoß ich den Anblick dieſer ſchönen Landſchaft; und zwei ähnliche folgten ihr in kurzen Zwiſchenräumen noch nach. Die ſchmale Heide, welche mit dem Waldberge der Prora endigt, ſpringt nämlich — zum auffallendſten Kontraſt gegen ihre übrige, einförmige Niedrigkeit — an zwei Stellen in Form von ſchön grünenden, waldbedeckten Vorgebürgen in die blaue Fluth des kleinen Boddens hinaus. Hierdurch erhält man alſo, von der ſchmalen Heide aus geſehen, drei ganz getrennte Bilder, indem das Thieſſower

Vorgebürge als mächtige Scheidewand zwiſchen das erſte und zweite, und das Bulitzer Vorgebürge zwiſchen das zweite und dritte, in den kleinen Bodden hinaus tritt. Jedes dieſer Bilder hat, als Hauptparthie, einen großen, ruhigen Waſſerſpiegel, und rings umher ſehr mahleriſche, zum Theil hohe, bergigte Ufer, und, trotz dieſer allgemeinen Aehnlichkeit, doch ſeine unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten. Wie hinter einem beſondern Vorhang hervor, kam langſam eins nach dem andern zum Vorſchein, ſo daß ich jedes beſonders mit behaglicher Ruhe beſchauen konnte. Sah ich rückwärts: ſo freute ich mich auch noch der Berge von Jasmund. Dazu brauſte das Meer, ob es gleich ſchon lange meinen Blicken verſchwunden war, von der linken Seite her, majeſtätiſch zu mir herüber; während zur Rechten die blühenden Roſenbüſche fortwährend die traurige Heide belebten, deren Einförmigkeit außerdem nur durch ein paar einzelne, ärmliche Hütten unterbrochen wird.

Mein Mißmuth war mir verſchwunden, wie ein Nebel im ſiegenden Sonnenſcheine. Nicht allein Auge und Ohr waren ergötzt, ſondern auch meine Phantaſie hatte eine angenehme Beſchäftigung erhalten, und ſpielte mit roſenfarbenen Bildern. Denn die Roſenbüſchchen, auf einer ſo langen, öden Strecke hingeſtreut, erinnerten mich an das Mährchen vom Däumling mit ſeinen im Walde ausgeſtreuten Steinchen, durch deren Hülfe die verlaßnen Kinder ſich wieder zurück nach dem Hauſe der Eltern fanden. So ſchienen mir auch hier die Roſen, vielleicht von der Hand der Liebe hingeworfen, den Pfad nach irgend einem ſchönen Aſyle ſtiller Glückſeligkeit bezeichnen zu ſollen. — Ich war am Ende der ſchmalen Heide, eh' ich es mir verſah; und mit froher Beſchämung mußte ich ihr das Zeugniß geben, daß ſie eine der angenehmſten Parthien für mich geweſen war.

Nun ging es, in einem ziemlich ſteilen, doch ſchattigen Hohlwege, einen mit Bäumen geſchmückten Berg, die Prora genannt, hinauf, den ich wohl angenehm, aber keinesweges ſo romantiſch finden konnte, als er mir geſchildert worden war.

Ich war nun wieder auf dem eigentlich Rügenſchen Boden, und fuhr ſtundenlang durch anmuthige, mit den mannigfaltigſten Reizen geſchmückte Gegenden hin. Mein Weg ging durch Höhen und Tiefen, bald durch Fruchtfelder, bald zwiſchen waldigen Bergen hindurch, oder an üppig grünenden Wieſen hin. Hier ergötzte mich der freie Ueberblick einer offnen, ſegenreichen Gegend; da überraſchte mich in einem einſamen Thale ein Hüttchen, eine kleine Mühle, halb hinter dichtem Gebüſch verſteckt; dort feſſelte mich der glatte Spiegel eines Landſee's oder einer kleinen Meeresbucht; und von ein paar höhern Stellen aus freute ich mich ſehr ſchöner Ausſichten, hinter mir nach den Jasmundſchen, vor mir nach den Mönchgutſchen Bergen, und zur Seite, über weiten lachenden Fluren hin, aufs ferne, weitgedehnte Meer.

Der Mittag kam heran, ohne daß ich Mönchgut hätte erreichen können; ich mußte mich darein ergeben, meinen heutigen Reiſeplan etwas verſchoben zu ſehen, und ich that es um ſo leichter, da der lange Weg, den ich von der Prora aus gemacht hatte, größtentheils ſehr angenehm unterhaltend für mich geweſen war.

Auffallend verändert fand ich, je näher ich an Mönchgut kam, die Mundart der Einwohner. Da ich mich ſchon in Meklenburg etwas an das Plattdeutſch dieſer Gegenden gewöhnt hatte: ſo war es mir bisher auch auf Rügen eben nicht ſchwer geworden, mich mit den Landleuten zu verſtändigen; jetzt aber konnte ich das faſt gar nicht mehr. Ich hörte immer mehr Wörter, die mir ganz fremd waren; und auch die bekannteren verſtand ich kaum noch, weil ſie, theils gänzlich verändert, theils ſo gezogen und ſchwerfällig über die Lippen kamen, daß ſie mir faſt ganz entfremdet waren.

Doch nicht allein die Sprache der Menſchen, ſondern auch die Stimme des Meeres war mir hier neu und überraſchend. — Unſer Weg hatte uns aus einer bergigten Gegend wieder ins Freie geführt, und zog ſich nur noch an dem Fuße einer Kette von waldigen Bergen hin, welche das Ende der Granitzer Berge waren. Zur Rechten war offnes, heiteres Land nach der Gegend von Lanken und der dortigen ſtillen Meeresbucht hinüber. Bei heiterem Himmel glaubte ich auf einmal einen zwar fernen, doch ſtarken Donner zu hören. Da der Schall aber zu anhaltend war: ſo mußte ich der Verſicherung meines Fuhrmanns, daß wir über die waldigen Berge herüber das Meer hörten, mit Erſtaunen beypflichten. Wunderbar ergriff es mich, in dieſer Ferne, hinter einer ſo mächtigen Scheidewand her, die Stimme des Meeres immer lauter und majeſtätiſcher zu vernehmen, als ſpräche ein unſichtbarer, rieſenhafter Dämon erhabene, drohend begeiſternde Worte mit mir.

Immer lebendiger und unbezwinglicher ward mein Verlangen nach dem Anblick des Meeres. Es war mir, als riefe es mich zu ſich hin. Ich hielt es nicht mehr im Wagen aus, der den gebahnten Weg nicht verlaſſen konnte, ſondern ſprang herunter, um in einer Diagonallinie

den

den Punkt zu erreichen, wo auf einer Senkung des Gebirges der Wald aufhörte, und ich eine freie Umſicht vorausſehen konnte.

Etwa in einer halben Viertelſtunde hatte ich den freien Bergrücken erreicht, und frohlockend mußte ich das Erſteigen deſſelben als den glücklichſten Einfall auf meiner heutigen Reiſe preiſen. In unbeſchreiblicher Pracht und Herrlichkeit erblickte ich auf einmal das Meer. Je unerwarteter mir ein naher und großer Ueberblick deſſelben auf dieſer Stelle war, deſto lebhafter war der Eindruck, den es auf mich machte. Mein Standpunkt war vielleicht nur halb ſo hoch, wie Arkona, allein vollkommen hoch genug, um das Meer meilenweit, links über die vorſpringende Küſte von Jasmund, und rechts über das Mönchguter Vorgebirge Perd hinaus, überſehen zu können. Die mindere Höhe brachte mir den Vortheil, daß die wilde Brandung zu meinen Füßen und ſeitwärts an der Küſte hin, mir näher war, und alſo deſto deutlicher und lauter zu mir herauf blitzte und donnerte. Und das Blau der großen, wogenden Meeresfläche erſchien noch kräftiger und bezaubernder, im Gegenſatz der blendend weißen, wild zuſammengewehten Sandhügel, über welche mein Blick am Fuße meines Berges bis an den Strand hinflog. — Es war wieder ſo wenigerlei, was ich hörte und ſah, und doch in Abſicht der Wirkung, die es hervorbrachte, ſo unendlich viel! Nur das Meer — das wilde, zauberiſche Ungeheuer, der unabſehliche, verſchönernde Spiegel des Himmels, das größte Wunderwerk unſrer Erde — kann ſolche Empfindungen erwecken! Tauſend entzückende Reize bietet das feſte Land mit ſeinen Bergen, Thälern, Flüſſen und Wäldern den Blicken des Wanderers dar; aber das Höchſte, Erhabenſte, womit unſer Erdball geſchmückt iſt, lehrt doch nur ein Küſtenland uns kennen. — Dieß war das Glaubensbekenntniß, mit welchem ich mich von der herrlichen Stelle losriß. —

Ich eilte nach dem Wagen hinunter, der jenſeit des alten Grenzgrabens von Mönchgut auf mich wartete. Das erſte kleine Mönchgutſche Dorf Baabe, das dicht am Wege lag, beſtand aus wenigen, ſchlechten Häuſern. Ein kleines, närriſch geputztes Mädchen, das ich durch die freundlichſten Worte zu mir rufen wollte, floh vor mir, wie vor dem ärgſten Unholde. Ich hatte nicht Zeit, es von ſeiner Furcht zu bekehren, und ließ es alſo laufen.

Nun ging der Weg eine ziemliche Strecke lang über einen flachen, traurigen Heideſtrich, auf eine geradevor ſtehende, waldige Bergwand los, die ſchön grünend aus dem niedrigen, ſchlechten Vorhofe von Mönchgut, wie ein gigantiſcher Feſtungswall mit verſtecktem Eingange, prächtig empor ragte.

Als wir an den Fuß der Bergwand gekommen waren, bat mich der Fuhrmann, daß ich vom Wagen abſteigen möchte, um den Pferden in der ſchwühlen Mittagshitze ihre Laſt etwas zu erleichtern; denn der Weg wand ſich nun ziemlich ſteil den Berg hinauf. Ich that es gern, und folgte in der Umſchirmung der ſchattigen Bäume frohen Muthes dem Wagen nach, obgleich ich nicht ahnete, welche liebliche Ueberraſchung mir ganz nahe bevorſtand.

Als ich auf den höchſten Punkt dieſes Weges gelangt war, hatte ich auch das Ende des Gehölzes erreicht; und frei konnt' ich auf einmal wieder weit hinaus vorwärts ſehen. Auf der Nordſeite, wo ich eben herauf gekommen war, ließ die ſteile Bergwand eine längere Wald- und Gebirgsgegend vermuthen; doch wie eine große, ſchräg liegende Tafel, ſenkte ſich gegen Süden eine breite Fläche mit Kornfeldern bedeckt, in ſanftem Abfall, frei und offen nach dem Dorfe Philippshagen hin, das als mein Ziel etwa eine Viertelſtunde weit vor mir lag. Ein großes, im vollen Sonnenlichte hellglänzendes Gerſten- oder Haferfeld, nur zu ſehr mit der gelbblühenden Wucherblume beſtreut, war zunächſt vor mir, wie ein grüner, mit Gold geſtickter Teppich, ausgebreitet, auf dem der Weg ſich nach meinem halbverſteckten Ziele hinunterzog. Gleich dahinter der glatte Spiegel eines großen Teichs, und darüber hinaus und zur linken offen und frei faſt der ganze tiefere Theil der Halbinſel, welcher ſich, nur nach den Vorgebürgen von Pert und

Thieſſow *) zu, wieder erhob, und rechts einen langen, ziemlich hohen Bergrücken zur Seite hatte. Dieſen grauen Bergrücken ausgenommen, lachte faſt alles in den hellſten Farben mich an, wie aus lauter Maigrün und ätheriſchem Silber und Golde gemahlt, leicht und kunſtlos hingeworfen ins blaue Meer, als ein luſtiges Spielzeug für die Wellen, die von allen Seiten in größern und kleinern Buchten die vielfach gekrümmten Ufer umtanzten.

So unerwartet mit einem Blicke faſt die ganze Halbinſel, in einer Länge von etwa anderthalb Meilen, überſchauen zu können, und weit darüber hinaus auch noch die kleinern Inſeln: die Greifswaldſche Oie und Ruden, und noch weiter Uſedom und einen Strich der Pommerſchen Küſte über die blaue Meeresfläche herüber dämmern zu ſehen, war eine Ueberraſchung, die mich in die heiterſte Stimmung verſetzte.

---

*) Dieſes muß nicht mit dem, oben erwähnten Bergrücken gleiches Namens an der ſchmalen Heide verwechſelt werden.

Zurückdenkend an die freundliche Erſcheinung der Roſengeſträuche auf der ſchmalen Heide, glaubte ich auf einmal das ſchöne Aſyl ſtiller Glückſeligkeit gefunden zu haben, zu welchem ſie den Weg zeigen wollten. Denn die kleine Halbinſel, faſt ringsumher vom Meere umſchloſſen, und auf der Nordſeite durch eine ſteile Bergwand abgeſchnitten von dem übrigen Lande, erſchien mir als ein liebliches Eden, von der Natur zum ſeligen Wohnſitz der Unſchuld und des Friedens beſtimmt. — Ich war in der beſten Laune, die Bewohner von Mönchgut für ein arkadiſches Hirtenvolk zu halten, und mit der erſten der beſten Schäferin, die mir begegnen würde, die Aufführung einer Geßnerſchen Idylle zu verſuchen. Aber es wurde nichts daraus. —

Es war wohl ſchon gegen zwei Uhr, als ich nach Philippshagen kam. Noch in die Kirche zu gehen, war es viel zu ſpät. Auch war heute in einem andern, entferntern Dorfe gepredigt worden. Ich fuhr alſo gerade vor's Wirthshaus; denn ich hatte Hunger und Durſt, und freute mich, ein geräumiges, ziemlichen Wohlſtand zeigendes, Haus zu ſehen. Doch vermißte ich gar ſehr den trefflichen Wirth vom kleinen Baumhauſe darin. Hier bekam ich mit einer, halb bäuriſch, halb bürgerlich geputzten Frau zu thun, die mir meine ſchöne Idyllenluſt augenblicklich verdarb, und ſich ziemlich lange auch nicht einmal den Nothſtand meines Magens wollte zu Herzen gehen laſſen. Vergebens verſchwendete ich meine beſten Rednerkünſte, um ſie in ein Geſpräch zu verwickeln und überhaupt beßrer Laune zu machen. Sie blieb karg mit Worten, und noch karger mit freundlichen Mienen; und wenn ſie den Mund einmal zum Reden öffnete: ſo war es faſt immer nur zu einer verneinenden, kurzen Antwort auf meine Bitten und Fragen. Es freute mich daher nicht wenig, als ich ſpäterhin erfuhr, daß ſie keine eingebohrne Mönchguterin war.

Unmuthig wendete ich mich endlich von ihr, und beſchaute die jüngeren und älteren Männer, die vor meinem Fenſter in einem lebhaften, mir aber durchaus unverſtändlichen Geſpräch begriffen waren. Sie waren faſt ſämmtlich in ihre Nationalfarbe gekleidet, das heißt, mit ſchwarzen Jacken und eben ſolchen, ungeheuer weiten, wie kurze Weiberröcke auslaufenden, Ueberhoſen angethan. Eine Menge von Häringstonnen ſtanden umher; von Schaafen und Lämmern hingegen zeigte ſich gar nichts; ich merkte alſo nun wohl, daß die Mönchgutſchen Arkadier ſich weniger zum Weiden der Lämmer, als zum Einſalzen der Häringe hinneigen.

Es fehlte wenig, daß ſteigender Hunger und Mißmuth mich ganz melancholiſch machten. Nach langem Harren hatte ich endlich einen Napf voll ſaurer Milch erobert, die ich eben mit geriebenem Brodt und Zucker zu beſtreuen anfing, um das erſehnte Mittagsmahl zu halten. Da ſtellte ſich urplötzlich ein langer, ſteifer, deutſch-ſchwediſcher Unterofficier an meine Tafel, um ein ernſthaftes, doch nicht unhöfliches, Examen über meine Perſon, und das Woher und Wohin meiner Reiſe anzuſtellen. Ich berichtete auf's aller offenherzigſte, und that mein Möglichſtes, den Verfechter des Continentalſyſtems, trotz des Rohrzuckers, der eben vor mir lag, davon zu überzeugen, daß ich mit den ruchloſen Engländern weiter gar keine Gemeinſchaft habe. Das hinderte ihn indeſſen nicht, mir meinen Paß abzufodern. Ich gab ihm, zum Beweis meiner gänzlichen Unverdächtlichkeit, auch die Erlaubnißpapiere der Kommandanten auf Wittow und Jasmund hin. Er hatte gegen keines etwas einzuwenden, doch erklärte er mir, daß ich mit ihm kommen müſſe, um dem Herrn Kommandanten von Mönchgut ſelbſt Rede und Antwort zu geben. — Meine Mienen und Blicke mochten verhungert und ſprechend genug ſeyn, um ihn zu rühren; denn ohne daß ich darum ſupplicirte, ſetzte er hinzu, daß ich nur erſt eſſen möchte, und daß er ſo lange warten wolle.

Ich fuhr alſo in der Zubereitung meiner erſten und letzten Schüſſel fort. Indeſſen fing es mir ſehr bald an, unangenehm zu werden, das harrende Standbild mir gegenüber zu ſehen, von dem ich vorausſetzen mußte, daß es mir die Biſſen in den Mund und die Minuten bis zum Aufheben meiner Tafel zählen werde. Ich entſchloß mich alſo, den ärgerlichen Gang gleich abzuthun, um nachher deſto ungeſtörter den Tafelfreuden mich widmen zu können. Meine ſämmtlichen Vorräthe überließ ich unterdeſſen den Mönchgutſchen Fliegen auf Discretion.

In wenigen Minuten war ich unter der militäriſchen Bedeckung auf den herrſchaftlichen Hof gelangt, deſſen Wohnhaus nichts weniger als anſehnlich war. Wir wurden vergeblich hin und her geſchickt, um den Kommandanten zu finden. Endlich hieß es, er ſey ausgeritten; doch ſein Adjutant wäre eben in den Garten gegangen.

Ich war nahe daran, ſeine Spazierluſt in der heißen Mittagsſonne laut zu verwünſchen; denn ich war eben nichts weniger als geneigt dazu. — Der Garten war nach altmodiſcher Weiſe eingerichtet, wobei auch eine grüne Hecke nicht fehlte. Dieſe, ſo wie die regelrechten Wege und die Blumenrabatten, verſetzten mich auf einmal in eine ganz andere Welt.

An der offnen Thür eines kleinen Gartenhauſes trat mir der Adjutant, ein geborner

Schwede, wie ich bald an ſeinem Deutſch merkte, höflich entgegen. Er durchſah meine Papiere, und nach wenigen, an mich gethanen, Fragen erklärte er mich für völlig frei, und war artig genug, noch eine Entſchuldigung wegen der mir gemachten Mühe hinzu zu fügen. Im Hinweggehn bemerkte ich noch, daß in dem Gartenhauſe einige Damen waren; doch erkannte ich eigentlich nichts, als ihre weißen Kleider, und entfernte mich mit einer kurzen und ſtummen Verbeugung.

Da ich, ſchon beim Kommen, in der Mitte des Gartens ein ſteinernes Denkmal bemerkt hatte: ſo ſchlug ich jetzt meinen Rückweg dorthin ein, umging es von allen Seiten, und las die Inſchriften, die ein herzliches Gefühl für einen ehemaligen, würdigen Familienvater ausſprachen. — Als ich aber hinweg gehen wollte, kam der Adjutant auf mich zu, ſprach im Weitergehen einiges über das Denkmal mit mir, und ſagte mir dann, die Damen in dem Gartenhauſe ließen mich fragen, ob ich mir nicht einen Blumenſtraus aus ihrem Garten mitnehmen wolle? Ich pflückte mir, zum Andenken an dieſe unerwartete, freundliche Aufforderung, die nächſte Blume, die mir zur Hand war, und unterhielt mich im Hin- und Hergehn wohl noch ein Viertelſtündchen lang mit dem Adjutanten recht gut, wobei er unter andern auch mit einer großen Achtung von der Familie ſprach, in deren Hauſe er als einquartierter Gaſt lebte. Er begleitete mich dann zum Garten hinaus bis über den Hof, um mir den Rückweg zu zeigen, wo wir uns trennten.

Indem ich nach der Uhr ſah, und meine verſäumte Zeit überrechnete, war meine nächſte Betrachtung, daß ich Mönchgut würde verlaſſen müſſen, faſt ohne etwas von den Eigenthümlichkeiten ſeiner Einwohner geſehen oder gehört zu haben. Das Projekt des Kirchenbeſuchs war mir verunglückt; der Officier hatte mir nicht viel mittheilen können, weil er ſelbſt fremd hier war; von meiner Wirthin wußte ich ſchon, daß ſie nicht Luſt zum Reden hatte, und wenn ſie auch durch unvermuthete Inſpiration Luſt dazu bekäme, ich doch das wenigſte nur davon verſtehen würde; bei den übrigen Dorfbewohnern mußte ich das Nämliche vorausſetzen; und ein Prediger war nicht da, an den ich mich, zu einem unterrichtenden Geſpräch, hätte wenden können. — Da fiel mir auf einmal ein, daß die Damen in dem Gartenhauſe unſtreitig die höchſte und beſte Inſtanz auf Mönchgut für meine Neugier ſeyn möchten, beſonders da Putz und Mode oder Nichtmode ein Hauptgegenſtand derſelben waren. Ich ärgerte mich, daß ich mich durch den Adjutanten nicht hatte bei ihnen einführen laſſen, um aus der militäriſchen Störung in meinen Tafelkünſten doch einigen Vortheil zu ziehen.

Plötzlich war es, als flüſterte mir Jemand ins Ohr, ich könne ja allein, ohne militäriſche Bedeckung, zu den Damen gehen. — Ohne zu unterſuchen, ob der Flüſterer ein guter oder ein böſer Dämon ſey, folgte ich ſeinem Rathe, und kehrte wieder nach dem Hofe zurück. Im ſchlimmſten Falle, wenn ich etwa ſchnöde empfangen und gar zu kurz abgefertigt würde, nahm ich mir vor, mich ſelbſt recht laut auszulachen, um das ſchadenfrohe Gelächter des Dämons, der mich verführt hatte, nicht zu hören. Sobald ich aber in den Garten trat, und die Blumen wieder ſah, von denen ich vorhin eine gepflückt hatte, ward ich im voraus eines freundlichen Empfangs gewiß. Und zum zweitenmale an dieſem Tage verführte mich die Blumenwelt, mit der ich ſeit ſo langer Zeit ſchon nicht mehr geſpielt hatte, zu einem frohen Aberglauben.

Ich hatte mich nicht geirrt. Ich fand in dem Gartenhauſe fünf ungemein artige, junge Damen, die alle aufs emſigſte mit recht ſchönen Stickereien beſchäftigt waren. Sie hatten ſich damit aus dem Wohnhauſe hieher geflüchtet, weil es eine Ueberraſchung zum nahen Geburtstage einer geliebten Mutter galt. Doch hielt ihr Fleiß ſie nicht ab, ſich mit dem ungebetenen Gaſte ſehr freundlich und unbefangen zu unterhalten.

Kaum hatte ich meine verfehlte Abſicht erwähnt, die Mönchguterinnen im Sonntagsputz in der Kirche zu ſehen, als ſie mir verſprachen, die Eliſabeth·Parchow, eins ihrer eingebornen Dienſtmädchen, ſich in den Kirchenſtaat werfen zu laſſen. Die Eine der fleißigen Stickerinnen eilte fort, um dieß zu bewerkſtelligen, und bald nach ihrer Rückkehr erſchien die Eliſabeth Parchow in ihrer frappanten Herrlichkeit. Doch dieſe war noch nicht vollſtändig. Es fehlte noch ein ſchwarzes Mäntelchen über dem ſchwarzen Kamiſol. Sie wurde daher zurückgeſchickt, um das Verſäumte nachzuholen.

Die Eliſabeth Parchow, in ihrer ganzen, natürlichen Derbheit, und ihrem dicken, ſchwerfälligen, ſchwarzen Anzug, in ihren plumpen Schuhen, mit ihren ausgeſtopften Fingern und ihren faſt zerplatzenden Backen, bildete einen ſo vollendeten, luſtigen Gegenſatz gegen ihre feingebildeten, weißgekleideten Herrinnen, daß ich den Wunſch nicht unterdrücken konnte, die groteske Figur zeichnen zu dürfen. Wider mein Vermuthen meinten die Damen, daß das keine Schwierigkeit haben würde. Und als die geputzte Jungfrau mit der Zuthat ihres ſteifen Mäntelchens zurückkehrte, bezeigte ſie ſich auch alsbald willig, ſich zur Erfüllung meines Wunſches herzugeben.

Ich ging mit ihr in eine, hinter dem Gartenhauſe befindliche Laube, unter dem Vorwande, daß der Raum im Gartenhauſe zu beſchränkt ſey. Mein wichtigſter Grund aber war, daß ich fürchtete, ich könne hier unwillkührlich neben der ſchwarzen Figur vorbei ſehn, und eine weiße zu zeichnen anfangen, die mir keine Erlaubniß dazu gegeben hatte.

Ich konnte mich kaum des Lachens erwehren, als ich mich mit meiner Schönen in der verſteckten Laube allein, und von meinem ſchelmiſchen Dämon gleichſam beim Wort genommen ſah, mit einer jungen Mönchguterin die Aufführung einer Geßnerſchen Idylle zu verſuchen. Das war aber unmöglich. Denn erſtens war die Eliſabeth Parchow durchaus keine Geßnerſche Hirtin; zweitens hatte ſie ihr Herz ſo verpanzert, daß es dem liſtig-

ſten

ſten Scharfſchützen von Amor wohl ſchwer geworden ſeyn möchte, einen Pfeil hinein zu bringen, und drittens hatte ich eben gehört, daß die Mönchgutſchen Schönen einen Nationalſtolz beſitzen, welcher ihnen keine Zärtlichkeit mit einem Fremden geſtattet, und ſie den Einwohner des nächſten Dorfes hinter ihrem Gränzgraben, eben ſo gut wie den Amerikaner, einen Fremden nennen heißt. Wenn ich alſo auch ein arkadiſcher Schäfer geweſen wäre: ſo würde Eliſabeth Parchow doch nie einen Wettgeſang zum Preiſe Amors mit mir angeſtimmt haben. Mußte ich doch mit Erſtaunen hören, daß ſogar die ſo ſiegreichen Franzoſen, die auf dem feſten Lande ſo zahlloſe, und auf dem übrigen Theile von Rügen doch manche Eroberungen bei Frauen und Mädchen gemacht haben, ſich deren keine bei einer gebornen Mönchguterin rühmen können! Welch eine, faſt unglaubliche, Ausnahme macht dieſe kleine Halbinſel von der großen, ſo weit verbreiteten Regel! — Und dennoch begehen die Mönchguterinnen in der allerwichtigſten Angelegenheit des Lebens einen ungeheuren Verſtoß gegen das Schickliche, nach den conventionellen Begriffen, die von Alters her bei uns verbreitet ſind. Sie ſelbſt, dieſe ſpröden, unüberwindlichen Schönen, gehen hier aufs Heirathen aus, ſobald ſie ſich durch den Beſitz eines Hauſes dazu fähig machen, und grämen und ſchämen ſich wenig oder gar nicht darüber, wenn ſie auch mitunter das Schickſal haben, ſich raſch hintereinander ein paar Körbe zu holen. Sie nennen das: Jagd halten. Und wie der Jäger weder aus Haß noch aus Liebe ſeinen Haſen oder Hirſch verfolgt: ſo wirbt auch die Mönchguterin in der Regel, gleich weit entfernt von jenen beiden Empfindungen, um einen Mann, der übrigens vielleicht mehr mit einem Bären, als mit einem Hirſch oder Haſen zu vergleichen iſt. Deſſen ungeachtet ſollen ihre Ehen beſſer gerathen, als die meiſten der unſrigen, die oft mit ſo ſüßer Liebe beginnen, und mit ſo bittrem Haſſe endigen, oder wenigſtens aus der lebhafteſten Wonne nur allzubald in die tödtlichſte Langeweile übergehen. Wer nicht zu hoch ſteigt, iſt auch nicht leicht in Gefahr, zu tief zu fallen. — So heirathet auf Mönchgut auch ein zwanzigjähriger Mann eine Frau von vierzig bis funfzig Jahren, unbeſchadet der ehelichen Treue und Verträglichkeit, die hier einmal einheimiſch ſind. Dieſe letztere Tugend bewährt ſich bei ihnen auch in allen ihren übrigen Verhältniſſen. Sie führen nie Proceſſe. Höchſtens verklagen ſie einander, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, bei der Gutsherrſchaft, und laſſen ſich dann gütlich vergleichen. — Wenn das ein Meklenburgiſcher Advokat lieſ't, und es ſteht gerade ein recht fürchterliches Gewitter am Himmel: ſo thut er vielleicht ſein erſtes inbrünſtiges Gebet, um einen Feuerregen, zur Vertilgung einer ſo nutzloſen Menſchenrace, vom Himmel zu erflehn. Welch ein Greuel muß einem ſolchen Prieſter der Zwietracht ein ſolches Völkchen ſeyn, das an dem Altare dieſer Göttin auch gar keine klingenden Opfer niederlegt?!

Für eine Kolonie von verkleideten Engeln braucht man aber deswegen die Einwohner von Mönchgut immer noch nicht zu halten; nicht ſowohl deswegen, weil ſie unwiſſend und abergläubiſch ſind (denn das iſt mancher geprieſene, angebetete Engel auf Erden eben ſo gut) als vielmehr, weil ſie ſich von mancher andern, ſehr menſchlichen Eigenſchaft — als da ſind Neid, Ungefälligkeit und etwas Dieberei — dann und wann wohl ein wenig beſchleichen laſſen. Doch ſind auch ihre wenigen Vergehungen dieſer Art nur auf die Rechnung einer irrigen Anſicht und Einſicht zu bringen; denn zum Beiſpiel eine kleine Dieberei an Eßwaaren, wenn ſie eben Appetit haben, oder an Holz, wenn ſie eben frieren, halten ſie gar nicht für unrecht; hingegen einen Diebſtahl an Geld oder andern Sachen von Werth laſſen ſie ſich nicht zu Schulden kommen. Und da auch jene Verirrungen nicht zu den häufigern Erſcheinungen gehören: wer könnte den Stab über dieſem guten, ſtill abgeſonderten, der Zucht und Sitte ſeiner Väter treubleibenden, Völkchen brechen?

Auch mit der Art und Weiſe, wie die Eliſabeth Parchow mir beim Zeichnen gegenüber ſtand, hatte ich Urſach, vollkommen zufrieden zu ſeyn. Sie ſpielte weder die Verſchämte, noch die Gefallſüchtige, ſondern ſtand in ihrer ſchlichten Natürlichkeit und Ehrbarkeit geduldig vor mir, und drehte mir das Geſicht wie den Rücken mit der nämlichen Bereitwilligkeit zu, mit welcher ſie wahrſcheinlich alle von ihrer Herrſchaft befohlnen Dienſtleiſtungen verrichtet. Dabei erzählte ſie mir, was die Mönchguterinnen für Zeuge zu ihrem Anzug ſelbſt zu weben pflegen, und was für welche ſie kaufen, bei welcher Gelegenheit ſie mir dann auch, mit einem ſichtbaren, ſehr behaglichen Gefühl ihres Wohlſtandes, entdeckte, daß ſie die Elle des ſchwarzen Zeugs, das ſie trug, mit einem ganzen Thaler bezahlt habe. Daß ich ihr den Gefallen that, hierüber ein wenig zu erſtaunen, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Eine Tante der jungen Damen, deren Bekanntſchaft ich kurz vor meinem Rückzug in die Laube gemacht hatte, brachte mir, zur Stärkung bei meiner leichten Arbeit, eine ganze Flaſche Wein, von welcher ich wenigſtens ein

Glas zu meiner großen Erquickung trank. Auch eine Roſe brachte ſie mir noch, und ich war auf's neue dadurch überraſcht, wie mein Geſchick mir heute den Pfad mit Blumen beſtreute. Mein Sitz in der Laube wurde immer intereſſanter. Beſchenkt mit den Gaben des Bachus und der Flora, und ein junges Mädchen vor mir, an dem unverwand meine Blicke hingen, war ich aus einem halben Arreſtanten plötzlich ein halber Epikur geworden, ſo daß ich mich kaum halten konnte, in lauter anakreontiſchen Verſen zu ſprechen.

Dennoch brach ich mein ſchönes tête à tête ſobald als möglich ab, um in dem Gartenhauſe noch ein halbes Stündchen Hochdeutſch ſprechen zu hören. Da hörte ich unter andern noch, daß die Frauen ſich von den Mädchen durch ein Band unterſcheiden, das von vorn nach hinten über die Mütze hinweggeht, und zwar von der nämlichen Farbe. Zu der tiefen Trauer um Verwandte und Pathen gehört aber ein weißes Kopftuch; auch darf die Traurende in der Kirche nicht frei und gerade ſitzen, ſondern muß, ſeitwärts gekehrt, mit niedergeſchlagenem Kopf, der hergebrachten Sitte gemäß, von den übrigen Gliedern der Gemeinde ſich unterſcheiden. Und ihre Trauer währt gewöhnlich ein ganzes Jahr!

Von der Trauer ſprang das Geſpräch zu einem Freudenfeſte, zu den Hochzeitgebräuchen über, die hier auch viel Eigenthümliches haben ſollen. Man redete mir ſehr zu, noch nach einem andern Dorfe zu fahren, wo eben eine Hochzeit gefeiert wurde, und wo ich daher noch einen ganz andern, eigenthümlichen Putz der Braut und manche hier einheimiſche Gebräuche hätte ſehen können. Der Vorſchlag war mir lockend genug, ſo wie ich denn auch gar zu gern noch die Vorgebirge Pert und Thieſſow beſucht hätte; allein da ich mir unabänderlich vorgenommen hatte, den Termin meiner Rückkehr nicht zu überſchreiten: ſo that ich Verzicht auf jene reizende Verlängerung meiner Reiſeluſt.

Auch die angenehme Unterhaltung in dem Gartenhauſe mußte ich ungleich früher abbrechen, als es mein Wunſch war. Ich that es mit dem frohen Gefühl, um eine unvergeßliche Bekanntſchaft reicher zu ſeyn, und unverhofft eine der ſchönſten Erfahrungen gemacht zu haben, wie wohl dem Reiſenden ein freundliches Begegnen unbekannter Menſchen thut. Erſt als wir — wahrſcheinlich auf immer — von einander Abſchied nehmen wollten, tauſchten wir, komiſch genug, gegenſeitig unſre Namen aus. Jetzt erſt erfuhr ich, daß ich die Bekanntſchaft der vier Fräuleins von B — und ihrer Couſine, des Fr. von O —, gemacht hatte. Bis dahin hatte es mir vollkommen genügt, mich auf's unerwartetſte in einen Kreis liebenswürdig gebildeter, von ſchnöder Prüderie und vorſchneller Gefallſucht gleich weit entfernter, junger Damen verſetzt zu ſehen. — Möge das Schickſal ihren Lebenspfad reichlich mit Blumen beſtreun! Und mögen die Stürme, die auch über ihre glückliche Halbinſel hintoben, immer ſchonend an ihnen vorübergehn, und ihren äußern und innern Frieden nicht ſtören!

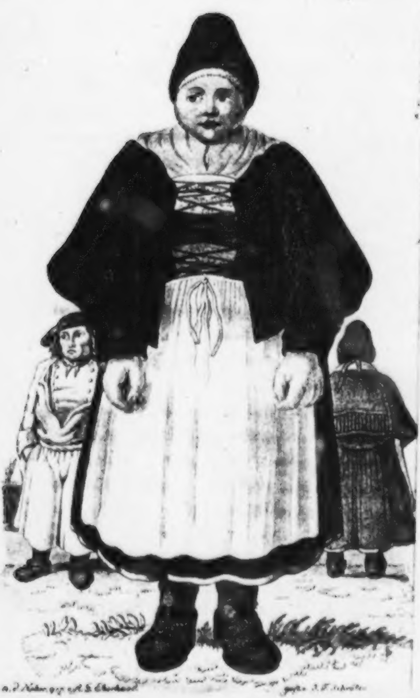
Friſch an Kräften und guter Laune, kam ich nach dem Wirthshauſe zurück. Die Einſilbigkeit der Frau vom Hauſe war mir kein Gegenſtand des Aergers mehr. Je länger ich mein Mittagseſſen entbehrt hatte, deſto beſſer ſchmeckte es mir jetzt. Dem Unterofficier, der mich davon gerufen hatte, fühlte ich mich nun recht dankbar verpflichtet; denn er hatte mich ja an das freundliche Gartenhaus geführt!

Nach aufgehobener Mittagstafel nützte ich die Zeit, während der Fuhrmann die Vorbereitungen zur Abfahrt machte, die flüchtigen Striche meiner Zeichnung etwas zu überarbeiten. Ein Neugieriger ſah mir über die Finger, und fragte mir mein offenes Geheimniß ab. Nicht lange, ſo verſammelte ſich immer mehr Geſellſchaft um mich her. Der Jubel über das Bild der Eliſabeth Parchow ward allgemein. Ich benutzte die frohe Stimmung der Leute, und trug ihnen den Wunſch vor, auch einen Mann von Mönchgut zu zeichnen. Sogleich war Einer bei der Hand — Namens Holz, wenn ich anders recht verſtanden habe — der mir auch in ſeiner weißen Fiſchertracht noch beſſer gefiel, als die Andern in den ſchwarzen Jacken. Er benahm ſich ſo wenig verlegen, als die Eliſabeth Parchow. Um ihn mir noch intereſſanter zu machen, erzählten mir ein paar geſprächige Frauen, daß er ſich — wenn ich anders recht verſtanden habe — ſchon zweimal einer chirurgiſchen Operation am Munde oder an der Backe habe unterwerfen müſſen. Sie ſchienen der Meinung zu ſeyn, daß ich das nothwendig wiſſen müſſe, ehe ich meine Zeichnung zu Stande bringen könnte. Der Chor der Zuſchauer jauchzte laut über das Erſcheinen der befreundeten Figur auf dem Papier. *)

Ich that es ſchnell ab, um endlich meinen Rückweg anzutreten. Je länger die Pferde ausgeruht hatten, deſto raſcher ſollten ſie nun laufen. Aber ich ſelbſt gebot ihnen ſehr bald,

---

*) Auf der Kupfer-Beilage mit den Trachten von Mönchgut zeigt Eliſabeth Parchow, als Hauptfigur, ihren Sonntagsputz von der Vorderſeite. Im Hintergrunde zeigt ſie ihren Rücken; und als Gegenſtück erſcheint der Fiſcher in ſeiner weißleinenen Tracht.



a. d. Natur gez. v. A. S. Eberhard gest. J. F. Schröter

eine neue, ziemlich lange Pauſe zu machen. Als ich nämlich wieder auf die Stelle gelangt war, von wo aus das ſtille Mönchgut am beſten zu überſehen iſt, ließ ich den Wagen halten, zum recht ruhigen, genußreichen Zurückſchauen. Zu der abermaligen Freude über die lachende Freundlichkeit des Anblicks, den ich hatte, geſellte ſich unerwartet noch das Schauſpiel ſehr intereſſanter Luftſpiegelungen, deren aufmerkſame Beobachtung und Zeichnung mich länger feſthielt auf dieſer Stelle, als es eigentlich in meinen Reiſeplan paßte. *) Und doch wäre ich gern noch länger geblieben! Denn wenn mir das Losreißen von irgend einer Stelle auf meiner Rügenſchen Reiſe ſchwer ward: ſo war es auf dieſer hier. Dies kleine, beſcheidene Friedensland, mit ſeinen ſtillen, abgeſonderten Bewohnern, gewann vielleicht grade durch die unbefriedigende Fläch-

---

*) Ich behalte mir vor, im nächſten Stücke hiervon, als Nachtrag zu dieſen Erinnerungen von Rügen, noch eine Beſchreibung mit einer Kupfertafel zu liefern.

ſigkeit, mit welcher ich es betrat, an Reiz für mich. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich ihm noch einen Tag hätte widmen können. Ich ſchied davon, wie ein dürſtender von dem Becher, aus dem er nur hat koſten dürfen, und deſſen Labetrunk ihm daher deſto ſüßer und erquickender erſchien.

Raſch ging es die waldige Bergwand hinunter, und fürs erſte noch auf dem Wege zurück, den ich vor einigen Stunden hergekommen war. Als ich mich wieder in der Gegend befand, wo ich, von dem Brauſen des Meeres gelockt, den Berg hinangeſtiegen war, hörte ich wieder andere Töne, die ich durchaus für entfernte Kanonenſchüſſe hielt. Ich eilte ein gutes Stück des Berges hinauf, bis mich ein Mädchen verſicherte, daß es entfernte Donnerſchläge wären, die ich hörte: was ich kaum glaubte, weil der Himmel, ſo weit ich ſehen konnte, beinahe ganz blau war. Faſt eben ſo ſchwer wurde mir es zu glauben, daß das Mädchen eine Hirtin war; ſo hübſch ſah ſie in ihrem Strohhute aus, der ihr Geſicht weiß und roth erhalten hatte, als ob ſie ein Stadtmädchen wäre. Und indem ſie ſtrickend hin und her ging, hatte es mehr das Anſehn, als ob ſie des ſchönen Tages genießen, als eine Heerde großer Kühe in Ordnung halten wolle. Sie würde in der That nicht uneben in eine Geßnerſche Idyllenlandſchaft gepaßt haben.

Ein wiederholtes Donnergetöſe hieß mich zurück nach dem Wagen eilen. Wir ſchlugen links den Weg nach Putbus ein, von da ich, wo möglich, noch bis Bergen wollte. Aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen. — Etwas zur Linken hinter mir kam endlich am Horizonte die düſtere Gewitterwolke herauf gezogen, die mir aus der Ferne ſchon lange feindlich gedroht hatte. Herrlich war fürs erſte noch der Anblick, wie ſich das ernſte Schauſpiel allmälig vorbereitete. Wie zu einem Kampfe der Finſterniß gegen das Licht dehnte die Gewitterwolke ſich immer weiter und düſterer aus. Der große Spiegel eines Meerbuſens zur Linken verwandelte ſich aus ſeinem prachtvollen Blau bis zur Schwärze einer Schieſertafel, und bildete mit ſeinen, noch im hellſten Sonnenlicht ſtrahlenden, Ufern einen der auffallendſten Kontraſte, die mir in der Natur noch vorgekommen ſind. Es war ein wahres Rembrandtſches Landſchaftsſtück, an dem ich mich, troz der unangenehmen Störung, die es mir verkündigte, ungemein ergözte. Mit der gewaltigſten Schnelligkeit wälzte ſich die Wolke herauf. Der ſchöne Sonnenſchein verſchwand. Immer nähere Blitze und Donnerſchläge beſtimmten uns, mit der möglichſten Anſtrengung der Pferde, dem nahen Dorfe Lanken zu zueilen. Immer drohender wurde der Himmel über uns. Wir kamen ans Wirthshaus; ich ſprang vom Wagen; und kaum war ich in die Thür getreten, als ein gewaltiger Platzregen unter unaufhörlichen Blitzen und Donnerſchlägen niederſtürzte, und mir einen ſtundenlangen Arreſt ankündigte. Die Heftigkeit der Entladung ließ mich eine baldige Auflöſung des Gewitters hoffen; doch ehe ich mir es verſah, zog ein zweites herauf; der ganze Himmel wurde zu einer großen Regenwolke, die ſich ununterbrochen ergoß; ich mußte mich darein ergeben, ſo weit entfernt von meinem vorgeſteckten Ziele zu übernachten; denn an die Fortſetzung meiner Reiſe war dieſen Abend nicht zu denken!

Der Boden brannte mich unter den Füßen; aber ich mußte geduldig ausharren. Zum Leſen oder Schreiben fehlte es mir an innerer und äußerer Ruhe. Die reinliche, jedoch enge Wirthsſtube war voller Menſchen, mit denen mich zu unterhalten, ich heute durchaus nicht gelaunt war. Ich brachte den größten Theil der Zeit bis zum Schlafengehen auf dem Hausflur zu, wo es mir wenigſtens an friſcher Luft nicht fehlte. Zufällig kam ich da endlich mit einem ältlichen, ſehr rechtlich ausſehenden, Manne in ein Geſpräch, und hörte mit lebhafter Freude, daß er ſeit einer langen Reihe von Jahren auf Mönchgut wohnhaft — endlich gar, daß er der herrſchaftliche Gärtner zu Philippshagen ſey, und daß er alſo der Pfleger der Blumen geweſen war, die ich von dort, zum Andenken an eine unverhoffte, angenehme Stunde, mit hinweg genommen hatte. Nun hatte ich auf einmal einen reichen Stoff zur Unterhaltung, und vergaß auf einige Zeit faſt, daß mich der Regen zum Gefangenen gemacht hatte.

Daß die Herrſchaft des Gärtners der Hauptgegenſtand meines Geſprächs mit demſelben war, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Er lobte ſie mit einer Wärme, und auf eine ſo unverdächtige Weiſe, daß es den Gelobten und dem Lobredner zu gleicher Ehre gereichte. Und namentlich von den Fräuleins, die ich mir der Reihe nach noch einmal von ihm nennen ließ, verſicherte er, daß ſie nicht nur eine gute Erziehung gehabt hätten, ſondern daß auch von der Mutter, und von dem ſeligen Vater und Großvater her eine gute Natur in ihnen wäre. Er hätte in der That mit wenigen Worten nichts Beßres und Verſtändigeres zum Ruhm ihres ächten, ehrenwerthen Geburtsadels ſagen können.

Da der treue Diener der würdigen Herrſchaft, wie ich zuletzt erſt erfuhr, der Vater des Wirths oder der Wirthin in dem Gaſthofe war, wo ich mich eben befand: ſo genoß ich hier nun eine Art von Protection, und erhielt zum Nachtlager ein eignes Kämmerchen mit einem Bette, was ſonſt wohl ſchwerlich geſchehen wäre. Ich eilte, den Verdruß meiner Gefangenſchaft zu verſchlafen, um deſto früher wieder munter zu ſeyn.

Mit dem anbrechenden Tage fuhr ich ſchon von dannen. Mein nächſtes Ziel war Putbus, der Wohnſitz der fürſtlichen Familie gleiches Namens, die noch jetzt einen ſchönen Theil von Rügen im Beſitz hat. Der Weg dahin ging durch angenehm abwechſelnde, doch nicht ausgezeichnete Gegenden. Ich ſah mehrere Hügel von Hühnengräbern, und hatte mitunter links auch eine Ausſicht aufs Meer. Der Himmel war ziemlich hell, die Luft abgekühlt; die Pferde hatten wieder friſchen Muth; ich kam bald nach Sonnenaufgang nach Putbus.

Das Schloß Putbus iſt zwar kein ganz ſymmetriſches, architektoniſch-merkwürdiges, doch ein großes, ſtattliches Gebäude, deſſen

Lage vortrefflich iſt. Ein weiter Raum vor dem Eingange war mit grünem Raſen und bunten Blumenparterren aufs angenehmſte geſchmückt; parallel mit dem Schloſſe begränzte eine ſchön ſchattende Allee dieſen großen, hell leuchtenden Teppich; und hoch über dieſe anmuthige Vorhalle hinweg ragt das Schloß in die Luft hinaus, das in den obern Stockwerken eine der herrlichſten Ausſichten gewähren muß. Es liegt ſchon auf einem erhöhten Boden, von welchem ich einen reichen Anblick genoß, der noch erweitert und verſchönert wurde, als ich einen nahgelegenen, mit einigen jungen Bäumen bepflanzten, Hügel beſtieg. Da lag vor mir weit ausgedehnt, eine freundliche, fruchtbare Landſchaft, über welcher hinaus zur Rechten die kleine, waldige Inſel Vilm ſich maleriſch aus dem blauen Meere erhob, über welchem im Hintergrunde der bergigte Theil von Mönchgut ſich in duftiger Schönheit erhob.

Als ich hierauf nach dem offenen Park hinter dem Schloſſe eilte, konnte ich mich beim Anblick einer Statue des Neptuns, die dicht an einen ſehr kleinen Teich gebannt war, kaum des Lachens enthalten. Man muß ſehr auf die Blindheit und Taubheit der ſteinernen Augen und Ohren des Gottes gerechnet haben, daß man ihn hier in den elenden Spiegel-Scherben einer trüben Pfütze ſchauen läßt, während draußen ſo nahe und prächtig ſein unabſehliches Meer woge und brauſ't. Doch, je größer der Herr, deſto kleinlicher fallen oft die hohen Ehrenbezeugungen aus, die man für ihn erſinnt. Das iſt ja ſchon eine alte, luſtige Erfahrung. Der alte Gott mit dem mächtigen Dreizack darf ſich alſo nicht wundern, wenn er einmal mit einer Ente verwechſelt iſt.

Dagegen bildeten die alten Bäume in dem einfachen Park hinter dem Schloſſe einen ernſten, ſchönen Dom für den Morgengeſang der Vögel. Ich durchſtreifte ihn in mehreren Richtungen, und fand in ſeiner milden Dämmerung einen gemächlichen Gegenſatz gegen die offne Herrlichkeit der vordern Ausſicht. Ich ſah dem ſinnenden Ernſt, wie der lachenden Heiterkeit, ihr Recht geſchehen; und indem ich, im Hinweggehn, nach dem Schloſſe zurückblickte, das mit ſtolzer Feſtigkeit zwiſchen beiden thront, verfiel ich unwillkürlich in eine Sünde gegen das Gebot, welches des Nächſten Haus zu begehren verbietet. Da ich deſſen ungeachtet nicht als Beſitzer in das Schloß von Putbus einziehen konnte: ſo eilte ich einſtweilen nach dem neugebauten, geräumigen Wirthshauſe, wo mein Fuhrmann mich erwartete.

Nun ging es nach meinem letzten intereſſanten Ziele, dem Rugard bei Bergen, hin. Die Abfahrt von Putbus, einen mit Nadelholz beſetzten Berg hinab, zeigte mir noch eine reiche, reizende Landſchaft. Doch je näher nach Bergen, deſto weniger erfreulich war mein Weg, bis er ſich wieder meinem Ziele entgegen hob.

Ich ließ den Wagen am Wirthshauſe und wanderte gleich zum andern Ende des Städtchens hinaus, wo der alte Wall des Rugard nahe vor mir lag. Die große Erwartung, mit der ich den ſteilen Raſen hinan ſtieg, wurde leider nicht befriedigt, weil rings umher die

Ferne in Dunſt gehüllt war, der mich wenig ſehen, und nur ſo viel ahnen ließ, um mich zu überzeugen, daß bei heiterm Wetter dieſer Standpunkt mir noch den reichſten, entzückendſten Genuß gewährt haben würde. Beſonders bei einer ſchönen Morgen- oder Abendbeleuchtung muß das große Panorama, das den Beſchauer hier umfängt, von einer bezaubernden Wirkung ſeyn. Man überſieht von hier aus die ganze Inſel mit ihren bedeutendſten Halbinſeln, Nebeninſeln und Buchten, und weit darüber hinaus das Meer und einen großen Strich der Pommerſchen Küſte. Ein unbeſchreiblich reiches Ganze, das ſchon an ſich durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Formen und Farben entzückt, aber am Schluß einer Bereiſung der Inſel dadurch einen erhöhten Genuß gewährt, daß es den Heimkehrenden alle die ſchönen Stellen, auf denen er am liebſten verweilte, mit einem Blicke nochmals überſchauen, und in froher Erinnerung dankbar zum Abſchiede grüßen läßt. Ich that dies aus vollem Herzen, obgleich meine Blicke dabei größtentheils ſehr im

Nebel herumirren mußten. Ich mußte mich mit dem elenden Troſte behelfen, daß mir das ſchnelle Losreißen von dieſem wichtigen Standpunkte in der Maaße leicht ward, als mein Vergnügen verkümmert worden war. Mögen Andere ſich dort länger und erwünſchter gefeſſelt fühlen, und um einen vorzüglichen Genuß reicher von dannen gehn! —

Das Drama meiner Rügenſchen Luſtreiſe war nun ſo gut als geendet. Da ich einmal nicht länger verweilen konnte, um manche ſchöne Stelle, bei der ich vorbei geeilt war, noch zu beſuchen: ſo ſtrebte ich nur nach dem Dorfe Altenfähre zurück, wo ich zuerſt den Rügenſchen Boden betreten hatte. Es waren bis dahin etwa noch drei kleine Meilen, die bald zurückgelegt wurden, da mich eben nichts Merkwürdiges mehr aufhielt. Das einzige, was meine Aufmerkſamkeit noch etwas auf ſich zog, war in der Gegend des Dorfes Rothenkirchen eine Reihe von Hühnengräbern, die ſich, in einiger Entfernung zur Linken, auf einer Anhöhe zeigten. Sie erſchienen mir abſichtlich ſo angelegt, daß ſie weit und breit von der tiefer liegenden Gegend aus leicht geſehen werden konnten, indem ſie ſich hügelförmig über die höchſte Umrißlinie des Feldes, welche, von den tiefern Umgebungen aus geſehn, den Horizont bildete, erhoben. Eine ſehr ähnliche Stellung fand ich nachmals in Holſtein, wenn ich nicht irre, zwiſchen Plön und Preetz. Sie ſollten alſo unverkennbar die Blicke des Wanderers aus der Ferne auf ſich ziehen, um das Andenken an die Todten möglichſt lebendig zu erhalten. — Zu einer ſentimentalen Betrachtung ließ mich aber mein Fuhrmann diesmal nicht kommen; denn er verſicherte, zur hiſtoriſchen Erläuterung jener ſieben oder acht Hügel, nach welchen ich eben hinſah, daß ſie weiland von gewaltigen Rieſen als Schürzen — welches wohl Schilde heißen ſollte — getragen worden wären. Wer kann bei ſolchen Rieſenſchürzen ſentimentale Betrachtungen anſtellen? —

Endlich um elf Uhr ſtieg ich am Hauſe meines Fuhrmanns vom Wagen. Es war alſo grade um die nämliche Stunde, da ich vor drei

Tagen meine Fahrt angetreten hatte. Ich konnte mir das Zeugniß geben, dieſe kurze Zeit möglichſt benutzt zu haben, und mein Gewinn war ungleich reicher ausgefallen, als ich erwartet hatte; ich ſtieg alſo in das Boot, zur Ueberfahrt nach Stralſund, mit einem ſehr wohlthuenden Rückblick auf die vollendete Bahn. Nur das eine lebhafte Bedauren nahm ich mit hinweg, daß ich nicht wenigſtens eine drei, viermal längere Zeit zu dieſer Reiſe hatte anwenden können, um das zu flüchtig Berührte länger zu genießen, das viele gänzlich Unberührte kennen zu lernen, im Stande geweſen zu ſeyn.

Als ein verſtimmter Zweifler war ich hinüber gerudert nach Rügen; als ein warmer Freund des ſchönen Inſellandes kehrte ich jetzt zurück. — Ich dankte meinem guten Geſchick für das Geſchenk von drei recht ſchönen Tagen, die mir nicht allein eine Fülle augenblicklicher herrlicher Genüſſe, ſondern auch, auf lange Zeit hinaus, reichlichen Stoff zu den angenehmſten Erinnerungen gewährt hatten.

A. G. Eberhard.

Das Echo,

oder Alexis und Ida,

vom Tiedge.

Unter dieſem Titel wird ſo eben eine kleine Sammlung von Schäfergedichten ausgegeben die unſtreitig zu den lieblichſten Opfern gehören, welche die deutſche Muſe bis jetzt auf dem Altar der unſchuldvollſten Grazie niedergelegt hat. Es ſind die naiven Ausdrücke der Empfindungen von zwei unbewachten Herzen, die ſich in ſchüchterner Liebe einander nach und nach nähern, bis ſie, glücklich, das Feſt ihrer hingebenden Vereinigung feiern. Jedes dieſer kleinern oder größern Lieder kann (wie der Verfaſſer am Schluſſe der Vorrede ſelbſt ſagt) „als ein kleines Ganze, für ſich beſtehen und ausgehoben werden;“ aber „das leichte Band von Wechſelbeziehungen, welches durch den Zyklus hinläuft,“ vereint ſie zu einer Art von einfachem Schäferroman, den die Unſchuld ſelbſt nicht zarter und anſpruchloſer hätte dictiren können. — Der leichte, melodiſche Versbau eignet jedes dieſer Lieder in vorzüglichem Grade zu muſicaliſcher Begleitung und Geſang, wie denn auch einige derſelben hierdurch ſchon vortheilhaft bekannt geworden ſind.

Eine beſondere, äußere Zierde des kleinen Büchelchens iſt der Titel und das daneben befindliche Bild. Beides ſind Holzſchnitte von Gubitz, in der, von ihm neuerlichſt mit Glück bei Holzplatten verſuchten, Tuſchmanier, wodurch er das Gebiet ſeiner Kunſt auf eine Weiſe erweitert hat, welche ihm zum bleibenden Ruhm gereichen wird, und an deren Nachdruck die Sudlerbande der privilegirten Spitzbuben in den Oeſtreichſchen und Würtenbergſchen Staaten wohl ſcheitern möchte.

Als eine Probe von dem Geiſte der Lieder mögen hier die beiden folgenden Gedichte ſtehen:

Ida.

Der Traum.

Den Schlaf mir zu verſchönen,
Kam ein geliebter Traum:
Ich ſchwebte, wie auf Tönen,
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen ſchienen
Von ihrer Pracht entzückt,
Ich mitten unter ihnen,
Wie eine Himmelsbraut geſchmückt.

Die muntern Bäche klangen,
Von lieblichem Getön,
Und alle Bäume ſangen
Im Thal und auf beſtrahlten Höh'n.

Geweihte Kronen hingen
Von jedem Baum herab;

Und durch die Töne gingen
Bekränzte Engel auf und ab.

Vor allen ſah ich Einen
Mir freundlich winken: komm!
Da ſprach ich, halb mit Weinen:
„Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!“

Und als ich zu ihm wollte,
Die Hand erhob, und ſchon
Das Beſte kommen ſollte:
Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:
Die Thrän' im Traum hat Glanz
Und Freude zu bedeuten,
Und Blumen melden einen Kranz.

Alexis.

Das Lied am Haine.

Ertöne, ſüße Laute!
Die Hirtin iſt nicht fern,

Sie weidet dort am Raine,
Geſchmückt vom Abendſcheine;
Und deine Töne hört ſie gern.

Sie rufet ihre Lämmer
Vom Rain zum Weidenbach.
Wär' ich von ihrer Heerde:
Wohl durch die ganze Erde
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie horcht, wenn ihrem Schäfer
Ihr ſüßer Nam' entfällt.
Ihn von der Berge Stufen
Dir, Echo, zuzurufen:
Das iſt, was hier ſo feſt mich hält.

Du giebſt ihn zärtlich wieder,
Wie mein Geſang ihn giebt;
Du ſtimmſt, o Sinnvertraute,
So ganz in meine Laute:
Gewiß, Du haſt einmal geliebt!

Das iſt, was Dir auf immer
Ein tönend Leben giebt;
Kein Zauber ſchuf im Grimme
Dich um zur bloßen Stimme:
Gewiß, Du haſt einmal geliebt!

Ein Uhr-Surrogat.

Nebſt einer Zugabe vom wüthenden Heer.

Wir leben in dem Jahrzehend der Surrogate, und wer ſich um die Menſchheit verdient machen will, muß Surrogate in Vorſchlag bringen. Fallen ſie auch ein wenig thörigt aus: ſo hat man doch ſeinen guten Willen gezeigt, ein Flugblatt mit ausfüllen helfen, und als ein rechtſchaffner Staatsbürger das Seinige gethan. Mit Kaffee, Zucker, Indigo, China-Rinde und vielen andern Dingen ſind wir glücklich auf's Reine gekommen, ſo daß wir deren gar nicht mehr bedürfen. Gott weiß, was wir endlich alles werden erſetzen und entbehren lernen; denn ſelbſt der klingenden Münze werden wir bald nicht mehr bedürfen, wenn die ſchöne Erfindung des Papiergeldes nur erſt ganz allgemein wird.

Aber ſchon eine frühere Zeit iſt nicht verwahrlost in dieſer Art des menſchlichen Witzes geweſen. Zum Beiſpiel in Auffindung von Surrogaten für Champagner und andre edle Weinſorten haben die Gaſtwirthe längſt außerordentlich viel geleiſtet; und die zähen Leichnahme widriger Ziegenböcke werden in mancher Stadt, nach einem ziemlich alten Herkommen, unter dem Titel von fetten Hammelbraten verkauft. Perücken, künſtliche Zähne und Schminke gehören zu den bekannteſten Stellvertretern untreuer jugendlicher Reize. So hat man auch hier und da ſchon längſt Großſprecherei für Muth, Aufgeblaſenheit für Würde, Heuchelei für Liebe, Gewalt für Recht und mehr dergleichen ſublime Dinge in Umlauf geſetzt. Selbſt das berühmte Surrogat des myſtiſchen Geſchwätzes, zur Entbehrung wahrer Religioſität, iſt eigentlich eine ſehr alte Erfindung,

dung, die nur neuerlichſt wieder mit Glück und verdienter Ehre in Anwendung gebracht iſt.

Ich darf alſo wohl die Hoffnung hegen, durch Bekanntmachung eines längſt erfundenen, aber in Vergeſſenheit gerathenen, Surrogats nach und nach der deutſchen Nation die ſämmtlichen Uhren aus den Taſchen zu practiciren, ohne daß man mich einen Taſchendieb nennen darf. Man wird dabei nicht nur die beträchtlichen Ausgaben für Anſchaffung und Reparatur der mehr oder weniger koſtſpieligen Uhren, Ketten, Bänder und Berloque's ſparen, ſondern auch den — für die ganze Nation nicht unbedeutenden — Aufwand einer, eigens für dieſen Luxusartikel beſtimmten, Taſche nicht mehr nöthig haben. Denn ich wage die wichtige Behauptung, daß mit den Taſchenuhren auch die Uhrtaſchen fallen müſſen. Und geſchieht dies Letztere: welch ein Gewinn an Leinwand, Nähzwirn und unſchätzbaren Schneiderkräften!

Trotz des Fluchs der Uhrmacher, rechne ich auf den Dank der Mit- und Nachwelt und, weniger eigennützig und vorſichtig als wohlwollend und ehrlich, gebe ich mein Surrogat nicht nur ohne Pränumerationsgewinn ſogleich zu Jedermanns Benutzung Preis, ſondern nenne auch ohne Umſtände das alte Buch, wo ich es aufgefunden habe.

Es iſt des, im Jahre 1724 herausgekommenen, vollkommenen deutſchen Jägers anderer Haupttheil u. ſ. f. von Hans Friedrich von Flemming. Da wird unter andern von Sonnenuhren gehandelt, und dann fährt der vielwiſſende Verfaſſer alſo fort:

„Iſt es aber trübe und ungeſtüm Wetter, daß die Sonne nicht ſcheint, und man will doch gerne wiſſen, wie hoch es an der Uhr ſeyn müſſe, ſo hat man eine andre Invention. Man nimmt nämlich einen Hut, einen Topf, Glas, oder was man haben kann, wiewohl es mit dem Glaſe, wegen des hellen Klanges, am aller beſten, alsdann bindet man an ein Petſchaft, Ring, oder an eine Bleikugel einen Zwirnfaden, den man über das Glas oder das andre Gefäß zwei und einen halben Diameter gemeſſen, nachmals macht man daſelbſt einen Knoten, faſſet dieſen Knoten mit dem Faden zwiſchen den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hoch empor, daß das Perpendiculairgewichte des meſſingenen Petſchafts, oder der Bleikugel gerade unten in der Mitten des Glaſes hängen bleibe, man hält den rechten Ellbogen hoch, unterſtützet ſolchen mit Hülfe des linken Arms, faſſet die Median-Ader des rechten Arms mit dem linken Daumen. Wenn nun das Geblüthe in der Median-Ader herabſinket und zwiſchen dem Daumen und dem Finger operirt, ſo fängt das Perpendiculair-Gewicht an ſich zu bewegen, und ſchlägt an das Glas einer Seite ſo vielmals, als der Seiger geſchlagen hat. Wenn aber die behörige Zahl ausgeſchlagen, ſteht es gleich augenblicks ſtockſtille, ohne ferner Bewegen. Hat auch, zum Exempel, das Perpendiculair-Gewichte zu Mittag oder Mitternacht zwölfmal angeſchlagen, ſo wird es in einer Stunde darauf nicht mehr als einmal anſchlagen. Ich habe dieſes

Experiment von dem Hochſeligen Königlich-Preußiſchen und Churfürſtlich-Brandenbürgiſchen Geheimbden Hof-, Cammer- und Conſiſtorialrath, auch Amtshauptmann zu Colbatz, Herrn Hans Heinrich von Flemming, als meines Vaters Bruder, bei einer angeordneten Grenzbeziehung mit Fleiß erlernet, und dem geneigten Leſer hierbei, ſo gut ich's bekommen, mittheilen wollen. Man muß ſich gewiß höchlich wundern, daß die Allmacht Gottes die ſo genaue Determination der Zeit in des Menſchen Geblüthe eingeleget." — Ja wohl! —

Man ſieht, das Kunſtſtück iſt leicht zu erlernen, und der Erfolg iſt nicht zu bezweifeln. Junge Phyſiker, die etwa ihre Taſchenuhren verſetzt haben, ſollten den Verſuch machen, und dann noch zehnmal lauter in die Trompete ſtoßen, als es hier geſchieht. Auch ſind ſie es ja dem Zeitgeiſte und ihrer Wiſſenſchaft ſchuldig, die erneuerten Verſuche mit Waſſerfühlern, Wünſchelruthen und Schwefelkies-Pendeln hierdurch zu vervollſtändigen. An den vernünftelnden Unglauben eines Erman, Bucholz, Gilbert und anderer unpoetiſcher Phyſiker brauchen ſie ſich ja nicht zu kehren. — Da es nach der obigen Probe nicht fehlen kann, daß man nach mehreren Goldkörnern aus dem genannten Buche des Herrn von Flemming begierig ſeyn wird: ſo theile ich hier gleich noch eins mit, das vielleicht in einem poetiſch-philoſophiſchen Kopfe die bewundernswürdigſten Ideen aufregen kann. Man leſe nur mit der rechten Andacht die ganze Stelle:

„Von dem wütenden Heer.

Ob es nun zwar gewiß genung iſt, daß das meiſte von dergleichen Sachen in der Phantasie der Leute generirt wird, ſo muß man doch auch bekennen, daß Satan ebenfalls hierunter ſein Spiel mit habe. Es iſt dieſem Fürſten der Finſterniß, der als ein Tauſendkünſtler ſich auf mancherlei Art zu verſtellen weiß, nicht unmöglich, den Menſchen dergleichen Blendwerk vorzumachen. Der große GOtt hat ſeine heiligen Urſachen, warum er dergleichen zuläßt; vielleicht deswegen, daß man vor dem Satan, der auch in dieſer Welt ſolch Unheyl. und ſchreckensvolle Spectacula aufzuweiſen vermag, einen deſto größern Abſcheu haben ſoll. Es bekommt mancher einen Eckel und Grauen vor aller Gottloſigkeit, wenn er ſich bey dergleichen Spücken vorſtellt, daß dieſes die Seele eines Gottloſen ſey, der nach ſeinem Tode auf der Erden herumziehen müſſe. Vielleicht können auch die Seelen der Gottloſen ſich bey ſolcher Geſellſchaft bißweilen einfinden.

Satan kann mancherley Urſache haben, warum er auch in den Wäldern und einſamen Orten ſich auf dergleichen Art ſehen und hören läßt; einmahl thut er es aus Hochmuth, weil es dieſem verdammten Geiſt, der in manchen Stücken ſich gerne ſeinem Schöpffer ähnlich machen wolte, wohlgefällt, daß man Furcht vor ihm hat; vornemlich thut ers, um die Menſchen zu erſchrecken, zu ſchabernacken und zu plagen, daß ſie in manchen Stücken von ihren ordentlichen Beruffsgeſchäften ſollen abgehalten werden, oder doch dieſelben mit Kleinmüthigkeit und Angſt und Schrecken expediren; theils geſchieht es auch wohl, daß die Werke der Finſterniß von ſeinen Creaturen in den Wäldern deſto beſſer können ausgeführt werden, und er die Seinigen hierdurch auf ihren Wegen, vor andern, die ſie etwan hierinnen ſonſt hindern könnten, beſchützen mögte. Alſo bin ich gewiß verſichtert, daß an denjenigen Orten, wo man vom wütenden Heer allerhand Erzehlungen macht, mancher furchtſame Jäger und Förſter, deſſen Pflicht und Instruction ſonſt gemäß wäre, in den Wäldern herum zu patroulliren, des Nachts zu Hauſe bleibet, und inzwiſchen von andern gottloſen Leuten, die ſich an das wütende Heer nicht kehren, auch wohl nichts davon zu ſehen und zu hören bekommen, genung Holz dieblich entwendet wird.

Einige Physici älterer und neuerer Zeit wiſſen anzuführen, daß in einer jeden Sache, ſowohl im Reiche der Gewächſe, als in dem Reich der Thiere, wenn ſie zu Aſche geworden, ſolche Saltz Particulgen enthalten wären, die nach den zärteſten Lineamenten, die äuſerliche

Geſtalt derſelben Sache vorſtellig machten; Sie wollen mit vielen Exempeln erweiſen, daß ſie auf die Art mancherley Pflantzen, ja auch ſogar einige Bäumen mit ihren unterſchiedenen Farben und Vögeln repraesentiret, weil in den Weſen der Saltze Forma specifica der Cörper, daraus die Saltze gezogen wären, ſich beſände, und daß, wenn der Körper gleich zerſtöret, man dennoch dieſelbe äuſerliche Geſtalt verwahren, und unter der Figur eines Schattens, oder einer dicken Wolke, ſo aus Dünſten und Ausrauchungen beſtünde, ſehen könnte. Sollte nun dem alſo ſeyn, welches doch ſehr viel Chymici behaupten, und allerhand glaubwürdige Experimenta davon allegiren, ſo könnte das wütende Heer ſeine Urſachen haben. Vielleicht ſind es die Schatten der Jäger, die etwan in dem Walde einmahl von andern erſchlagen worden, oder ſonſt darinnen geblieben, und der Wind führet vielleicht die Schatten der andern Pferde und Hunde nach ihren Saltz-Theilchen in der Geſtalt zuſammen." (Bis hierher ſpricht der H. von Flemming vortrefflich; aber nun kommt leider eine

Stelle, die ihn als einen ziemlich ſchwachen Federhelden charakteriſirt:) „Sollte aber jemand in den Gedanken ſtehen, als ob dieſes nicht ſonderlich glaubwürdig ſey, indem der Wind und die Luft dieſe ſubtile Theilgen ſchwerlich bei einander erhalten würde, oder auch, daß dieſe Schatten der Hunde kein Bellen, und die Schatten der Jäger keinen Laut der Hifft-Hörner, oder ander Jagd-Geſchrey von ſich geben könnten, ſo will ich deswegen mit niemand einen Prozeß anfangen.“

Wie erbärmlich tolerant iſt bei aller ſeiner Weisheit dieſer H. von Flemming! Wie verwahrloſt von der Natur im Punkte der ſchriftſtelleriſchen Streitluſt! Wie weit entfernt von der energiſchen Luſt und Kraft, die Leute zum Verſtehen und Glauben zu zwingen! — Wenn die Salztheilchen ſeines ehemaligen Ichs von einem Sturmwinde über die Werke unſrer neuern Philoſophen und Phyſiker hinweg getrieben werden; ſo muß ſein Schatten noch erröthen.

Ernſt Scherzer.

An Klügel's Grabe.

(Er ſtarb, als Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie zu Halle, am 4ten Auguſt, im 74ſten Jahre ſeines Alters.)

Hing ſein Auge doch ſonſt ſo beſeelt am glänzenden Himmel:
Ach! und in ewige Nacht hat es der Tod nun gehüllt!
Deſſen forſchender Geiſt ſonſt maaß die Bahnen der Sterne,
Den umſchließet ein Sarg nun ſo düſter und eng!
Zärtlich trug er im Herzen die treu verbundenen Seinen;
Und zu Staube zerfällt nun dieß liebende Herz!
Nichts vermocht' ihn zu halten; denn ſieh, aus der Kette der Brüder,
Die er noch eben gefaßt, riß ihn der grauſame Tod! —

Auch der edelſte Menſch, und wär' er der Liebling der Götter:
  Zahlen muß er am Ziel endlich die Schuld der Natur.
Heil dem Begrabenen hier im Schatten der grünenden Linden!
  Würdig hat er gelebt, rühmlich geforſcht und gewirkt!
Kämpft' er ſich längſt auch hinauf zum Tempel der ernſteren Weisheit:
  Blieb er — an Jahren ein Greis — ſtäts doch am Herzen ein Kind.
Mochte die Welt um ihn her ſich tauſendfältig befeinden:
  Friedlichen Sinnes ging er zwiſchen den Streitern dahin.
Keinen hat er gehaßt, und Keiner vermocht', ihn zu haſſen;
  Kein mißtönender Laut ſtöret die Klagen um ihn.
Jeder ſäuſelnde Ton im wehenden Laube der Linden
  Ruft ihm ein freundliches Lob ſeiner Tugenden nach!

A. G. C.

Charade.

An Den und Jenen.

Der Du das erſte, melodiſche Ding,
Wie ein Zweiter, gewaltſam zuſammen
ſchweißeſt,
Und drum mit Recht wie das Ganze heißeſt,
Behalte für Dich Dein Klingelingkling,
Und laß, nach Verdienſt, von dem kräftigen
Zweiten
Den ungeſchlachteſten Kranz Dir bereiten!

A. G. E.

Auflöſung des Räthſels Seite 256: — Junge.

Beilage zu Seite 120.

Die Feuerprobe.

Dem Andenken der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg geweiht.

Horch! es wehen Geiſterſchwingen
Klagend im Cypreſſenhain!
Meiner Laute Saiten klingen!
Laßt ein Trauerlied mich ſingen!
Stimme, wen es rührt, mit ein!

Durch die Sturmnacht ſeh' ich lodern
Eines Hochaltares Glut!
Schickſal, hemme deine Wuth!
Welch ein Opfer willſt du fodern
Von der Liebe Heldenmuth?! —

Daß der Edelſtein ſich lobe,
Wirf ihn in die Glut hinein!
Brenne Gold in Flammen rein!
Aber ſoll, zur Feuerprobe,
Gar ein Herz geopfert ſeyn?

Es war, zum rauſchenden Feſte,
Mit Blumen rings der Saal umkränzt,
Von tauſend Kerzen überglänzt;
Es ſpendeten der Gaben beſte
Die Freudengötter ohne Zahl,
Zu würzen das köſtliche Mahl.

Eine Sonne in der Planeten Mitte,
Stand zwiſchen den Helden der Kaiſerheld,
Den ſelbſt der unverſöhnliche Britte
Anſtaunt, als Herrn einer halben Welt.

Und neben der flammenden Sonne
Stand herrlich — ein ſanft erglänzender Mond —
Die Kaiſerin, die, zur ſüßeren Wonne
Des Helden, in ſeinem Herzen thront.
Und der edelſten Männer und Frauen
Waren ein zahlloſes Sternenheer
Im weiten Saale zu ſchauen,
Daß die Luſt ſich entfaltete mehr und mehr.

Die Sphärenmuſik von Flöten und Geigen,
Gepaart mit Trompeten- und Paukenklang,
Melodiſch jauchzend den Saal durchdrang;
Es flatterten durch die tanzenden Reigen
Die Anmuth, die Freude, die Liebe, der Scherz,
Und entflammten in Wonne jegliches Herz.

Doch ein böſer Dämon lachte
Grimmig ſolcher Luſt, und fachte
Wilde Unglücksflammen an,
Daß der Hölle Feſt begann!
Mit des Blitzes wilder Eile,
Wie des Blitzes Unglückspfeile,
Fliegen Flammen durch den Saal,
Zur Zerſtörung, Angſt und Quaal!
Klirrend, krachend ſtürzt in Flammen
Alles rings umher zuſammen!
Wild bewegter Rettungskampf
Iſt gehüllt in Rauch und Dampf!
Engel weinen! Helden zittern!
Kinder ſchreien nach den Müttern!
Und mit athemloſer Haſt
Wird, im blinden Rettungstriebe,
Von der Angſt und von der Liebe
Oft die fremde Hand gefaßt.
Unter geht mit Schmerz und Beben
Manches ſchöne, ſtolze Leben!

Doch glücklich entging der Höllengefahr
Das Kaiſerpaar;
Denn den Kaiſer, den Kaiſer bewahren
Die Götter ſchützend in tauſend Gefahren.

Es leuchtet weithin durch die Nacht
In immer fruchtbar-ſchön'rer Pracht
Des Freudentempels Feuerſäule,
Den tauſendſtimmig Angſtgeheule
Zum Trauertempel ſchnell gemacht.
Es wogt, in ängſtlichem Gedränge,
Durch hellbeglänzte Laubengänge
Die Freude hier, und dort der Schmerz;
Es wird geſucht, es wird gefunden;
Es fliegt beſeligt Herz an Herz;
Man trocknet Thränen, heilet Wunden;
Und heißer Dank ſteigt himmelan
Von Kind und Greis, von Weib und Mann.

Doch raſtlos irrt mit Furcht und Zittern
Die zärtlichſte von allen Müttern
Umher, verſtörten Angeſichts!
Ihr iſt die eigne Rettung nichts,
Bis ſie die Tochter hat gefnuden,
Im Sturm des Saales ihr entſchwunden.
Und ſtets vergeblich ruft ihr Mund
Den Namen von dem theuren Kinde;
Mit Beben macht ihr Jeder kund,
Daß man es nirgends, nirgends finde!
Da ringt ſie faſt die Hände wund!
Und, von Verzweiflung fort getrieben,
Eilt ſie zurück zum Feuerſaal,
Und wähnt, es ſey, zur Todesqual,
Das theure Kind darin geblieben.
Es faßt ein ungeheurer Schmerz
Ihr krampfhaft zuckend Mutterherz!
Wie Donner ſchallt's in ihre Ohren:
„Wer dort noch blieb, der iſt verloren!“
Und Keiner, Keiner hat den Muth,

Zu nahen ſolcher Höllengluth!
Die Thüren gleichen Todesrachen
Von ungeheuren Feuerdrachen!
Die Trepp' iſt eine Flammenbahn!
Der ganze Saal iſt ein Vulkan!

Allein es hat ihr Kind zu fodern
Von dieſer Flammen wildem Lodern
Der Mutter qualzerrißnes Herz!
Sie kennt nur einen, einen Schmerz!
Ihr g'nügt kein betend Händefalten!
Kein Fleh'n, kein Warnen kann ſie halten!
Wovor der Helden-Held gefloh'n,
Der Flamme ſpricht die Mutter Hohn!
Sie will ihr Kind noch einmal ſehen,
Es retten, oder untergehen!
Und fliegt hinauf die Flammenbahn!
Und ſtürzt ſich in den Glutvulkan!
Und nimmer wird ſie mehr geſehen!

In der Aſche unverbrannt
Liegt der edle Diamant;
Nur das Erz, das ihn umfangen,
Iſt im Feuer leicht zergangen.

Eine kleine Handvoll Staub
Ward — der Flamme frechſter Raub —
Ward das ſchönſte aller Herzen
Unter namenloſen Schmerzen!
Doch der Geiſt, der es bewegt,
Ward nur freier aufgeregt
In der Glut, die ihn umflammte;
Denn, ein ſchön'rer Diamant,
Höhern Geiſtern anverwandt,
Flog er hin, woher er ſtammte.

Unterhaltungen
für
die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Dritter Band.

Mit einem Kupfer
und einer Muſikbeilage.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi.

Inhalt des dritten Bandes.

Die Grille, von Weiſſer . . . Seite [illegible]
Der Adelsbrief, von A. Lafontaine [illegible]
Rudolph und Röschen, von F. W. Gubitz . . . [illegible]
Ein merkwürdiger Rechtsfall . . [illegible]
Epigramme, von Haug . . [illegible]
Andeutungen, von Fouqué . . [illegible]
Die Möve und der Kieſel, von A. G. Eberhard . . . [illegible]
Beiträge zur Biographie Johann Jakob Engels . . . . [illegible]
Muſikaliſches Tempo, von Haug . [illegible]
Beobachtungen einiger Luftſpiegelungen. Als Nachtrag zu den Erinnerungen von Rügen, von A. G. Eberhard [illegible]
Die Wolken, von Friedrich Krug v. Nidda . . . . [illegible]
Stummer Handel bei verſchiedenen wilden Völkerſchaften . . . [illegible]
Schreiben eines deutſchen Schriftſtellers an einen Buchhändler . . [illegible]
Räthſel, von A. G. E. . . [illegible]
Als Beilage das Kupferblatt No. 1.
Der Verfechter. Eine alt-italiſche Sage [illegible]
Das blonde Haar, von A. Apel . [illegible]
Die Punſchwache, von K. Heinr. Leop. Reinhardt . . [illegible]
Die Schneeſchuhläufer in Norwegen . [illegible]
Klage, von Haug . . [illegible]
Sinngedichte, von Weiſſer . [illegible]
Herr von Donnerſtag, von Fr. Laun [illegible]
Der Zitherſpieler, von A. G. E. . [illegible]
Sinngedichte, von F. W. Gubitz . [illegible]
Noch einige Reiſeerinnerungen, von A. G. Eberhard . . [illegible]
Verſöhnung, von Hg. . . [illegible]
Charaden, von A. G. E. . . [illegible]

Alvena, von F. v. Fouqué . . 297
Die Herberge im ſchottiſchen Hochlande, Erzählung eines jungen Engländers, von Louiſe Brachmann . 299
An die Freude, von Bramigk . 306
Sympathie, von Fr. Laun . . 308
Die verjüngte Natur an die Dichter, von J. M. Gubiz . . . 318
Die ſchweizeriſchen Alpen . . . 341
Wunſch, von Friedrich W. l. K. . 351
Die ſchrecklichen Bäder der Türken . 352
Der verlorene Sohn. Eine wahre Begebenheit, von A. G. C. . . 359
Ein Bröckchen aus Karl Wieters Bildungsgeſchichte, von J**. . 366
Gebete, von K. H. L. Reinhard 374
Frage und Antwort, von K. H. L. Rhd. —
Erdenleben, von A. G. C. . . 375
Ueber die neueſte Geſchichte von einer Lebendig-Begrabenen, von A. G. C. 378
Räthſel, von A. G. C. . . 380
Als Beilage das Muſikblatt No. 6.

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Dritter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Die Grille.

Verdammt bin ich mein Leben lang,
Verdammt, o lächerlicher Hang!
Wie ein Poet, voll Kling und Klang,
Verdammt zum ſchläfrigen Geſang.

Ich ſinge ſpät, ich ſinge früh,
Sing' ewig Eine Melodie,
Sing' ewig, und gefalle nie.
Wer Ohren hat, verriegelt ſie.

Doch achtet mich nicht ſo gering,
Wie manchen armen Dichterling,
Der minder als ich kleines Ding,
Der Muſen Weihe noch empfing.

Ich folge ſingend der Natur;
Er taumelt, fern von ihrer Spur.
Wohl reimt er viel von meiner Flur;
Doch was er reimt, ſind — Reime nur.

Nichts weiß der Kopf von meinem Lied;
Erzeugt wird's myſtiſch vom Gemüth;
Darum gehört's, wie Jeder ſieht,
In das romantiſche Gebiet.

Erhabner Ruhm! doch fürcht' ich ſehr,
Dem Nebel gleich verſchwindet er;
Denn — das Geſtändniß fällt mir ſchwer —
Toll werd' ich nun und nimmermehr.

Zu ſchüchtern, und vielleicht zu klug,
Wag' ich nicht Dithyrambenflug.
Doch hätt' ich, rühm' ich mich mit Fug,
Für ein Sonett noch Witz genug.

Oft borgt ihr euch vom Nachbar Licht.
Das Vieh, von welchem im Gedicht
Horaz mit ſchlechtem Lobe ſpricht,
Wie heißt es? Grille heißt es nicht.

Ihr forſchet früh, ihr forſchet ſpät,
Woher der Wind der Schule weht;
Doch mir, wie alle Welt geſteht,
Hat keine noch den Kopf verdreht.

Wo iſt das Lied, das mich erhob?
Drum zürnt, o Dichter, nicht darob,
Sing' ich, nachdem ich's lang verſchob,
Sing' ich, wie ihr, mein eignes Lob!

Ihr ſteht noch fern; ich bin am Ziel.
Drum übt nur euren ſtumpfen Kiel,
Und prahlt mit eurem Saitenſpiel.
Zur Grille fehlt euch doch noch viel.

Der Lorber welkt, der Nachruhm ſtirbt!
Der Thor, der ſtets um beide wirbt,
Und endlich nahmenlos verdirbt,
O hätt er doch wie ich gezirpt!

Weiſſer.

Der Adelsbrief.

Tertullian, in ſeinem Buche von den Schauſpielen, behauptet recht ernſtlich, der Teufel hätte den griechiſchen Schauſpielern den ellenhohen Kothurm erfunden, um die Stelle in der Bibel: Niemand kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, lächerlich zu machen. Der kleine Roderich von Staufach wollte Niemanden lächerlich machen, als ſeinen grauſamen Hofmeiſter, der mit großer Emphaſe in der Morgenſtunde behauptete: „Und wenn auch alles nicht wahr iſt: ſo iſt das doch wahr!" Er hatte den Tertullian nicht geleſen; Roderich auch nicht. Aber Roderich kam nach einer Stunde auf ellenlangen Stelzen angeſchritten, und ſagte: „Sehen Sie, Herr Krauß, ich habe meiner Länge eine Elle zugeſetzt!“

Das bekam aber dem armen Roderich übeler als dem Teufel, ſo viel ich weiß; denn Herr Krauß ſchlug den kleinen Teufel mit der zugeſetzten Elle braun und blau, und die gnädige Tante von Staufach ſetzte den Leiden des Knaben noch eine Elle, wie ſie ſagte, acht Tage Arreſt, hinzu. Roderich hatte nur ſich lächerlich gemacht.

„Der Höllenbrand!“ rief die gnädige Tante, die Hände faltend.

„Der Gottesläugner!“ rief Herr Krauß, und ſetzte noch hinzu: „Der Patropaſſianer! der Reuchlinianer! der!“ Es ging dem armen Roderich oft ſo. „Wenn ich meine Engel von Kinder mit ihm vergleiche!“ ſagte die Tante alle Augenblick in der größten Geſellſchaft. Das hätte ſie nicht thun ſollen; denn jeder Gaſt ſah nun von den Engelchen auf den Höllenbrand, der ausſah wie der trotzige Gott der Freude, neben den blaſſen, glatthäutigen, einfältigen Geſichtern ſeiner drei Vettern und ſeiner Kouſine. Die ſchwarzen Augen ſchoſſen Blitze unter den ſchönen Bogen ſeiner Stirn hervor. Alles war gebogen an ihm, die edle Naſe, die hohe gewölbte Bruſt, das Haar ſchlug ſich ſogar in reiche Locken. Aus jeder Bewegung ſtrahlte Leben, das kein Scheltwort unterdrücken konnte.

Aber wahr iſt's, der Burſche war überall, wo er nichts zu ſuchen hatte; bald paradirte er mit dem Schieferdecker auf der Spitze des Kirchthurms, bald ſaß er auf dem Horſt des Daches, um eine junge Taube zu haſchen. Er ging Euch nicht den Umweg über den Damm, wenn an der andern Seite des Teiches etwas zu ſehen war, ſondern den nähern über die ſchmalen Schutzbretter der Mühle. Wo ein ſchmales Geländer und daneben ein breiter Weg war, da wählte er zum Gehen das Geländer.

Bei allen Händeln und Schlägereien im Dorfe war er als Anführer oder Vermittler. Den verſchlaſenen Nachtwächter bließ er mit ſeinem eigenen Horn wach, und den Tagewächtern ſtahl er die Spieße, die ſie ſtatt ihrer ſelbſt in die Eingänge des Dorfs ſtellten. Nachts war er auf der Pferdeweide ſtatt in den Federn, um Geſpenſtergeſchichten anzuhören, oder die Sterne zu zählen. Das Sternezählen hatte er wieder auf Herrn Krauß Behauptungen gemünzt; denn alles Unmögliche und Schwere hätte er gern möglich gemacht; das Mögliche und Leichte verachtete er.

Eine Ziegeunerbande im Walde war für ihn eine höhere Welt. Er trommelte im nächſten Dorfe einen Taſchenſpieler aus mit der Majeſtät eines Fürſten.

Da habt Ihr die eine Seite Roderichs! Da aber nach der tiefſinnigen Bemerkung eines großen Philoſophen, die leider zu wenig bemerkt wird, jedes Ding zwei Seiten hat: ſo hatte auch Roderich eine Zweite. Er half im nächſten Dorf (denn in der Tante Dorfe wagte er es nicht) einem alten Invaliden mit einer Hand, Haus vor Haus betteln, und trug ihm ſeinen Sack mit Brodt. Er hatte alle

Taſchen voll Futter für die brütenden Vögel. Er konnte mit verſchränkten Armen Stunden lang dem Spiel der Kinder zuſehen, den Geſang der Nachtigall, das Sonnabendsgeläute der umliegenden Dörfer behorchen. Jeder Leiche folgte er, mit Augen, als wäre er der Leidtragende, und er blieb auf dem einſamen Grabe noch eine Stunde allein ſitzen. Im harten Winter fütterte er heimlich die flatternden Krähen und die darbenden Sperlinge. Jedes Kind, das geboren wurde, mußte er einmal auf ſeine Arme nehmen, jede Braut mußte er in die Kirche begleiten. Sonntags warf er den Dorfmädchen Blumen über die Mauer zu, trotz des ſcharfen Verbots der Tante, und jedem jungen hübſchen Mädchen von ſeinem Alter folgte er von weitem, und half ihm Gras ſchneiden, und trug ihm die Laſt bis dahin, wo die Fenſter des Schloſſes ſichtbar wurden.

Wenn er für ſich allein an ſeinen Fingern ſich vorzählte, was er alles von Herzen lieb hatte: ſo reichten ſeine Finger zehnmal nicht hin. Aber bei jedem Umzählen ſeiner Finger ſagte er bei einem Finger gewiß: „Und Gretchen! Gretchen! ja die habe ich nun über alle Maaßen lieb!“

Und Gretchen war auch ein Mädchen darnach, obwohl ſie nur des Jägers Tochter war, und ein ſo armes Ding, daß ihr von der ganzen Erde, mit allem was darin iſt, nichts gehörte, als ſie ſelbſt. Aber gehörte doch Rodrichen nicht viel mehr; denn nach dem Tode ſeines Vaters mußte ihn ſeine Tante aus Gnaden zu ſich nehmen. Sein Vater war ihres Mannes Bruder. Aber der Jäger Polſter, Gretchens Vater, war, wie er lebte, Roderichs Freund geweſen. Roderich war ſeiner Leiche mitgefolgt, mit funkelnden Thränen im Auge. Zwei Stunden blieb er noch auf dem Grabe ſitzen, und ſagte von Zeit zu Zeit: „O guter Polſter! biſt Du nun todt? guter Polſter!“

Dann ging er auf dem Rückwege in Polſters Haus, wo Gretchen, die auf's Schloß ſollte, eben von dem alten, ausgedienten Caro Abſchied nahm. „Ach, Caro,“ ſagte ſie —

„mein Vater iſt todt. Ich muß fort! Und du, guter Caro! Ach Gott, daß ich dir helfen könnte! Du ſollſt nun auch ſterben, das geht mir nah! Mein Vater hatte dich ſo lieb, weil du ſo alt wareſt. Ach! ach! guter Caro!"

„Sterben ſoll er nicht, Gretchen!" rief Roderich. Sie führten Beide ſchmeichelnd und langſam den Hund zum Schloßgärtner, der Roderichen alles in der Welt zu gefallen that; und Caro's Leben war gerettet.

Gretchen kam auf's Schloß, in das Vorzimmer der gnädigen Frau, und Roderich erzählte Gretchen im Durchgehen von dem Grabe des Vaters, das er mit Blumen geputzt hatte, und von dem blinden, alten Caro, wie er ihm immer von ſeinem Kuchen ein Stückchen aufhöbe. Gretchen ſchlug die großen blauen Augen ſo freundlich dafür gegen Junker Roderich auf. Sprechen war der armen Margarethe verboten.

Alſo um ihres Vaters willen hatte er Gretchen ſo lieb, und um Caro's willen, und weil ſie im Vorzimmer nicht reden durfte, hatte er ſie wieder lieb, und zwar recht ſehr. Es war keine Romanenliebe, wo man nicht weiß, warum man liebt; das wußte Roderich an zehn und mehr Fingern herzurechnen. Und man hätte nichts nennen können, er hätte Euch gleich ehrlich geſagt: „Darum habe ich Gretchen auch lieb!“

War Tante nicht zu Hauſe einen Tag mit ihren Kindern: ſo ging Gretchen mit Roderich an ihres Vaters Grab, das Blumengeputzte Grab zu ſehen, und dann zum blinden Caro, der ſie Beide ſchmeichelnd empfing, ob er ſie gleich nicht ſehen konnte, und nach dieſer Wallfahrt ſagte Roderich allemal: „Habe ich doch das Mädchen recht wunderlich lieb!“

Aber nach ein paar Jahren war alles ganz anders, obwohl Roderich behauptet hätte, es wäre noch alles daſſelbe; denn Gretchen war ſechszehn Jahr alt, und ein ſo allerliebſtes Mädchen, wie nur eins in einem Vorzimmer, oder im Saal auf dem Sofa, oder auf einem Throne, oder in Arkadien auf einem Blumenraſen geſeſſen. Es ging kein Mann durch's Vorzimmer, dem nicht das Herz ein wenig ſtärker, kein Mädchen, dem nicht das Herz ein wenig vor Neid gepocht hätte, wenn Gretchen da ſaß. Und kein Mann, von den Junkern an bis auf den Bedienten, ging durch's Vorzimmer, er hielt ſich, wenn er konnte, ein paar Minuten auf. Selbſt Herr Krauß trippelte, räusperte ſich, und hatte eine freundliche Frage, oder eine noch freundlichere Ermahnung für Gretchen, immer ſo recht ſittſam zu bleiben.

Daran ließ es Gretchen nicht fehlen. Sie hatte ihrem Vater auf dem Sterbebette verſprochen, ihre Unſchuld zu bewahren. Und jetzt — Gretchen aß bei Gärtners; denn die gnädige Dame wollte nicht, daß Gretchen mit den wilden Bedienten eſſen ſollte, und der Gärtner war ein frommer Mann, und ſeine Frau auch. Von Beiden erfuhr Gretchen, wie ſie es zu machen hätte, ihre Unſchuld zu bewahren, „eines Mädchens einziger

Schatz!“ ſagte die Gärtnerin. „Und einzige Tugend!“ ſetzte der Gärtner allemal hinzu.

Kamen die jungen Herren in das Vorzimmer, und das geſchah recht viel: ſo war ihre Stirn kraus, ihre Rede: ja! ja! nein! nein! Demüthig gegen Herrn Krauß, hochmüthig gegen die Bedienten. Nur Roderich — eine Ausnahme hatte die Gärtnerin mit ihm nicht gemacht; aber ſie konnte ſchlechterdings die Stirn nicht kraus machen, wenn Roderich kam; denn — ſie mußte ſich doch gegen ſich ſelbſt vertheidigen, — denn ſeine Freundlichkeit war ganz anders; und um ihres Vaters und Caro's willen? Sie war freundlicher; aber die Wallfahrten fielen weg; denn die hatte der Gärtner unterſagt.

Roderich merkte endlich, daß das alles anders war, und er gab ein wenig Acht auf alle, die durch's Vorzimmer gingen.

„Höre Gretchen,“ ſagte er einmal, da ſie reden durfte — „wie biſt Du jetzt? Was habe ich Dir gethan?“

„Wie ſoll ich denn jetzt ſeyn, Herr Baron?“ fragte ſie, auf ihr Nähzeug ſich hinbückend; denn das Herz fing an zu pochen.

„Herr Baron? Das laß nur weg, Gretchen! Aber ich weiß wohl, was es iſt! Wärſt Du gegen Alle gleich ſtumm: ſo — aber warum kannſt Du reden, wenn Herr Krauß hier durchgeht?“

„Herr Krauß giebt mir immer gute Lehren.“

„Ja mit Blicken, die mehr ſagen. Meinſt Du, ich habe keine Augen, Gretchen? Für den haſt Du freundliche Blicke, für den haſt Du glatte Worte, Du undankbare Seele! O Gretchen, denk doch,“ fuhr er fort, da Gretchen nicht antwortete; denn das hatte ihr die Gärtnerin recht an's Herz gelegt, ſich nicht in einen Disput mit dem jungen Herrn einzulaſſen — „an den Begräbnißtag Deines Vaters! Ich habe Dich immer ſo lieb gehabt! Es geht mir durch die Seele, wenn Dir die Tante oder Nettchen ein hartes Wort ſagen. Aber das iſt meiner Liebe Dank!“

Heiße Thränentropfen fielen auf Gretchens Nähzeug; aber kein Wort, bis er ſie einmal über das andere eine undankbare Seele nannte. Da mußte ſie doch ein Wort ſich zu vertheidigen ſagen. „Herr Krauß, glauben Sie mir, iſt mir ſo gleichgültig als einer.“

„O Gretchen!“ rief Roderich freundlich — „iſt das wahr? O ſage, iſt das nur wahr? Mehr will ich ja nicht wiſſen, Gretchen!“

Sie ſchlug die thränenvollen Augen auf, alles vergeſſend, das arme Mädchen, und ſagte, die Hand mit dem Nähzeug auf das Herz legend: „Das iſt gewiß wahr!“

„Du weinſt, Gretchen?“ fragte er beſorgt — „was weinſt Du?“ Sie fing noch heftiger an zu weinen. „Nein,“ rief er — „lieber will ich kein Wort mehr mit Dir reden, will alles ſtill weg tragen; lieber verſtoß mich, wie ſie den alten treuen Caro verſtießen!“ Er weinte auch.

Sie wollte nur ſehen, ob er wirklich Thränen vergöſſe. Ja, das that er, Gretchen!

Aber Du hätteſt beſſer gethan, Du hätteſt es nicht geſehen. Denn nun ſagte ſie ſeufzend: „Ach Roderich, ich bin recht ſehr unglücklich!" Und Roderich umfaßte ſie, und hielt ihr ſein in Thränen ſchwimmendes Auge ganz nahe vor ihres; aber er ſagte nichts, und die beiden armen Seelen fühlten alle Schmerzen und alle Freuden, welche die Natur hat, auf einmal.

„Ich habe Dich von Kindheit auf ſo ſehr lieb gehabt," fuhr er fort — „und nun biſt Du ſo falſch!"

„Ich falſch? o guter Himmel! Ja, der weiß, wie falſch ich bin!"

„Biſt Du's denn nicht: ſo ſag es mir doch!"

„Ach, ich wollte, ich wäre kalt, recht kalt!" dabei hob ſie das große blaue Auge gen Himmel.

Da hörten ſie den ſcharrenden Gang des Herrn Krauß auf dem Vorſaal. Schnell das Auge getrocknet, Roderich in der Tante Zimmer, und Gretchen an den Boden ihren Fingerhut zu ſuchen. Herr Krauß kam;

denn er hatte ebenfalls dieſen Tag zu einem Plänchen beſtimmt.

Herr Krauß, nachdem er auf tauſend Umwegen ſich dem Herzen des Mädchens genähert hatte, that endlich dem kleinen Dinge den Vorſchlag, ſeine Frau zu werden, da jetzt ſeine Beförderung zu einer Pfarre ganz nahe wäre.

Ihr hättet den Roderich ſehen müſſen, der durch die nur angeſchobene Thür hinaus lauſchte, wie er den Athem anhielt, um kein Wort von Gretchens Antwort zu verlieren. Gretchen hatte Kraußen den Rücken zugekehrt und ſchwieg. Herr Krauß wiederholte ſeinen Antrag noch einmal. Gretchen machte eine Verbeugung, wie ſie ſich umgedreht hatte; dann ſagte ſie, nach einem langen Beſinnen: „Herr Krauß, ich bin eines Jägers Tochter, und arm wie irgend ein Menſch ſeyn kann. Mein Stand paßt nicht für Ihren, und ich bin feſt entſchloſſen, nicht über meinen Stand hinaus zu gehen.“

Roderich wollte aufſchreien vor Freude; aber er beſann ſich.

Herr Krauß hob ſeinen Zeigefinger, und bedeutete Gretchen, daß hinter dieſer Antwort etwas anders ſteckte als Demuth. „Hm! hm! mein liebes Kind, wenn etwan Roderich —“ Herr Krauß hatte ebenfalls die Menſchen, die durch das Vorzimmer gingen, beobachtet.

„Herr Krauß,“ ſagte Gretchen empfindlich — „wenn der Herr von Staufach mich ſuchte: ſo könnte ſeine Abſicht nur ſeyn, mich zu verführen, dazu iſt er aber zu edel; und wäre er es nicht: ſo wäre ich dazu zu gut, ob wohl mein Vater nur ein Jäger war.“

„Ich habe aber doch geſehen, meine liebe Jungfer Margaretha —“

„Gewiß nichts! Ich würde ihn verachten, wenn Roderich je ſein Auge auf mich werfen wollte. Ich bin arm; aber ehrlich, und mit Gottes Hülfe will ich es bleiben. Das glauben ſie mir!“

Roderich machte allerlei ſeltſame Bemerkungen hinter der Thür, und Herr Krauß mußte mit ſeinem Körbchen abziehen. Roderich kam langſam hervor, als ginge er auf Eiern. Er runzelte die Stirn, er machte ſie wieder glatt; aber Worte fand er nicht. Gretchen nähete recht fleißig.

„Gretchen!"

„Herr Baron!"

„Ich wollte, der Teufel holte den Baron! Sieh, verführen, wie Du ſagteſt? lieber wollte ich in die Hölle ſpringen. Aber, Gretchen! nun, nun laſſe ich Dich nicht!"

„Ich gehe nicht über meinen Stand hinaus, das haben Sie gehört."

„So werde ich, was Dein Vater war, ein Jäger, und mag der Baron zum Teufel fahren; denn was habe ich davon? Ich bin ſo arm wie Du, lieb Gretchen; verſtoßen, ho! mehr wie Caro! Leugne es, wenn Du kannſt! Meine Eltern ſind todt, wie Deine! Ich gehe heute von hier, Gretchen, werde, was ich kann, ein ehrlicher Jäger oder Förſter, irgendwo, und dann komme ich, Dich nachzuholen. In der Zeit bleib mir treu!"

Gretchen hatte feſt geglaubt, Roderich ſollte ihr nichts zu antworten haben, und nun hatte er ſo viel zu antworten, und er war dabei, es auszuführen. Sie hatte alle Mühe von der Welt, ihm ſeinen Plan auszureden. Sie verſprach, die Sache noch ein Jahr anzuſehen. „Aber dann! dann! Gretchen!" ſagte er — „dann — ich werde ein Jäger um Deinetwillen! dann ſprich mir nicht mehr von meinem Stande!"

Jäger, oder Förſter, dachte Gretchen mit Seufzern und Lächeln in tiefen Träumen: mitten im Walde ein Häuschen, und ſeine junge Frau! Roderich's Frau! O Himmel, ſie war bezaubert, ſie hätte wünſchen können, er wäre davon gezogen!

So reizend auch die Bilder der jungen Förſterin und des jungen Förſters waren — ſie träumte in Einem weg davon — ſo ſah ſie doch wohl, daß es Träume waren. Gretchen kam alſo den Abend weinend bei Gärtners zu Tiſche. Sie fiel dem Gärtner um den Hals, dann der Gärtnerin, und entdeckte ihnen alles, was ihr mit Junker Roderich begegnet war.

„Jetzt ſehe ich, daß Du ein frommes Kind biſt," ſagte der Gärtner.

„Ach, ich will gern fromm bleiben, lieber Vater; aber ach! es iſt gar zu ſchwer, fromm zu ſeyn. Wenn Roderich es auch wäre: ſo ſollt' es wohl gehen."

Der alte Gärtner ſuchte noch den Abend Roderich auf, der im Garten war, und auch von der jungen Förſterin träumte.

„Junker Roderich," ſagte der alte Mann eifrig — „glauben Sie an den Allmächtigen über den Sternen dort?"

„Das wollt' ich meinen, lieber Gärtner, an den, und mein Gewiſſen, glaube ich. Das weißt Du ja!"

„Ja, und in dem Vertrauen komme ich zu Ihnen. Was wollen Sie mit Gretchen?"

Roderich ſah ihn an mit großen Augen. „Wenn Du ſchweigen kannſt; denn ein ehrlicher Mann mag immer darum wiſſen — ich liebe Gretchen. Siehſt Du, das habe ich heute erſt erfahren, obwohl ich's auch wohl ſchon lange weiß. Ich liebe ſie! Sie iſt fromm —"

„Und ſchön, Junker!"

„Ja, das auch, ſchöner als die ganze Natur."

„Was ſoll aber werden, frage ich Sie, lieber Junker Roderich?"

„Das habe ich ihr geſagt. Ich laſſe ſie nicht, das glaube mir, und ſtellten ſich alle Tanten und Vettern und Agnaten, mit Stammbäumen von oben bis unten bedeckt, mir entgegen. Sieh, das alles habe ich hier recht ordentlich bedacht, und glaube nur, vor dem Allmächtigen dort über den Sternen, vor Gott, vor der Liebe, vor dem Grabe iſt alles gleich. Ich laſſe ſie nicht. Der Leib iſt mehr als die Kleidung, ſagt Herr Krauß alle Augenblicke. So iſt Glück mehr als Rang. Da haſt Du kurz ab meine Meinung. Nun geh Du, Alter, und ſag das der Tante, oder der ganzen

Welt. Das iſt alles eins; denn ich laſſe ſie nicht!"

„Das iſt der erſte ſchlechte Streich, auf dem ich Sie heute finde, Junker Roderich!"

„Was, alle Teufel! Das ſagſt Du mir? Biſt Du raſend? Aber ſprich Du nur! Sieh, ich bin ſchon ein Jäger, ſonſt wäre Dir das nicht hingegangen. Ich laſſe ſie nicht!"

„Und müßte auch das arme Mädchen darüber in Gram und Elend vergehen? nicht wahr?"

„Sag Du mir das Elend, und ich will mich ruhig in's Bett legen und nicht mehr daran denken; aber mach mir keine Sprünge, wie Krauß, der auch immer mit Worten kommt, und weiter nichts."

„Wären Sie eines gemeinen Jägers Sohn, und Gretchen ein Fräulein von Staufach: möchten Sie das Fräulein wohl bereden, ihretwillen mit Ihnen davon zu laufen?"

„Wie? was? was war das? Das war närriſch gefragt. Darauf muß ich mich erſt beſinnen."

„So muß ſich Gretchen auch erſt beſinnen, und ſie hat ſich beſonnen, ſage ich Ihnen. Das können Sie von dem frommen Mädchen ſelbſt hören. Gretchen liebt Sie; das hat ſie mit heißen Thränen geſtanden."

„Hat ſie, allerliebſter Vater, hat ſie?" rief Roderich, und drückte den Alten an ſeine Bruſt. „Nun ſprecht Ihr, was Ihr wollt: ich laſſe ſie nicht!"

„Aber Gretchen läßt Sie, Junker! Sie zwingen Gretchen, ſich unglücklich zu machen, wenn Sie nicht verſprechen —"

„O zum Teufel, ich will Gretchen ſelbſt ſprechen! Komm mit! Iſt ſie bei Dir?"

„Das iſt ſie! Kommen Sie, Herr von Staufach! Sie liebt Sie; aber Sie ſollen ſehen, was die Redlichkeit kann."

Sie gingen mit einander, und Gretchen erklärte endlich dem Junker, ſie würde dem Herrn Krauß, mit dem ſie unglücklich ſeyn würde, ihre Hand geben, wenn der Junker nicht verſprechen wollte, ſeinen Vorſatz aufzugeben, davon zu gehen und Jäger zu werden.

„Gretchen," rief Roderich ganz kalt: — „das thu! das thu! An Deinem Hochzeittage jage ich mir eine Kugel durch den Kopf."

Gretchen erblaßte; aber der Gärtner rief: „Das laß ihn thun, Gretchen! Ein Menſch, der dem Allmächtigen, an den er glaubt, wie er mir eben geſagt hat, das Leben vor die Füße werfen kann, der iſt nicht werth, daß Du ihn liebſt; und hat er Dir nur gedroht: ſo hat er Dich nicht geliebt."

„Was ſoll ich denn?" rief Roderich wüthend — „denn ſie laſſe ich nicht; und läßt ſie mich, läßt Du mich, Gretchen: ſo —"

„Ich laſſe Sie nicht, Roderich, wenn Sie mir verſprechen, Ihren Vorſatz nicht auszuführen."

„Gut, Gretchen! Du willſt alſo meine Frau werden?"

„Wenn ich von Ihrem Stande bin, ja! O wie glücklich würde ich ſeyn! O Gott, das wiſſen ja hier meine Aeltern! Ich verhehle es ja nicht, daß ich Sie immer geliebt habe, ach, wüßten Sie nur, wie ſehr!"

„Verſprechen Sie alſo, Junker Roderich!“ ſagte der Gärtner.

„Was ſoll ich verſprechen?“

„Daß Sie Gretchen nicht verführen wollen.“

„Alter Kerl, was ſagſt Du? Biſt Du toll? Verführen? ſo wende ſich Gottes Gnade von mir ab! Das glaubt Gretchen nicht! verführen, und wenn der Teufel und die Verſuchung lockte, und aus Gretchens Augen die Flamme der Liebe, und auf ihren Lippen die Vergebung ſchon bereit läge.“

„Das verſpreche ich; hier Gretchen iſt meine Hand! Und Gott iſt mein Zeuge! Was weiter?“

„Sie ſollen in Ihrem Stande bleiben.“

„Ja, wenn ſie mich ſo will: ſo will ich alles, was Ihr wollt.“

„Nein, Gretchen hat mir vor Gott verſichert, ſie will nie einen Mann über ihren Stand nehmen.“

„Alter Kerl, fahr zum Henker, mit Deinen albernen Reden! Das verſpreche ich nicht.“

„Gut, ſo giebt morgen Gretchen dem Herrn Krauß ihre Hand!“

„Das thut Gretchen nicht,“ rief Roderich — „denn ſie will mich nicht laſſen!“

„Das thue ich, Herr Baron! Das thue ich!“ rief Gretchen. „Ich gebe morgen Herrn Krauß meine Hand, wenn Sie nicht verſprechen.“

„Gut, ich verſpreche; denn was würde ich nicht thun? Hier iſt meine Hand! Aber Gretchen, Du wirſt auch mich hören.“

„Das wird Gretchen nicht, Herr Baron! Denn Gretchen hat mir verſprochen, nie einen Mann über ihren Stand zu heirathen.“ Gretchen verſprach noch einmal. Roderich gerieth in Wuth, ſich ſo gefangen zu ſehen; aber er konnte nicht anders. Er riß zuletzt Gretchen an ſeine Bruſt, und bedeckte ihren Mund mit Küſſen; aber der Gärtner nannte ihn einen Wortbrüchigen, einen Verführer. Roderich mußte verſprechen, ſie nicht wieder zu küſſen. Er war faſt raſend; aber er mußte verſprechen, und ſein Verſprechen hatte etwas zu bedeuten; denn er hatte ſeinem edlen Vater auf dem Sterbebette das Verſprechen geben müſſen, nie ſein Wort zu brechen bei Leben und Tod!

„O Vater,“ rief er — „welche Verſprechung habe ich hier gethan! Aber ich muß ſie halten. Aber ſeht, hört, höre es Du mein Vater, alle ihr Engel, höre es Gott! Ich laſſe Gretchen nicht, und müßte ich und Alles mit ihr untergehen! Und damit gut! Gretchen denke daran, Du haſt mir daſſelbe verſprochen, und werde es, wie es werde. Ich ſehe zwar nicht, wie das werden ſoll! Aber halte mir Wort!“ Gretchen gab ihm die Hand darauf, und Roderich mußte gehen.

Auf dem Rückwege traf er Herrn Krauß, der ſonſt nicht in die Abendluſt kam. Sie gingen Beide in's Schloß.

Herr Krauß ließ ſich aber den andern Morgen bei der gnädigen Frau melden, und nach einem langen Eingange erklärte er der gnädigen Frau ſeine Abſichten auf Gretchen.

Die Dame nickte gnädig mit dem Kopfe. „Haben Sie mit Gretchen geredet?"

„Wohl ſo ein wenig proviſoriſch, Ihr Gnaden! Aber bei Gretchen ſteht mir Jemand im Wege."

„Das wäre?"

„Der junge Baron Roderich."

Die Dame fuhr auf, und Herr Krauß erzählte, was er wußte, daß Roderich Abends mit Gretchen beim Gärtner zuſammen wäre.

Die Dame griff nach der Klingel. Herr Krauß aber meinte, das würde ihn nicht weiter bei Gretchen bringen. Er rieth zur Verſtellung. Die Dame ſchellte, ließ anſpannen, und eine halbe Stunde darauf ſaß Roderich mit ſeiner Tante im Wagen, auf dem Wege nach einer Stadt, wo ihr Bruder General über ein Kavallerieregiment war.

Nach drei Tagen war Roderich als Kornet beim Regiment angeſtellt. Vierzehn Tage darauf bekam das Regiment Marſchordre, und nach vier Wochen ſtand Roderich den feindlichen Vedetten gegenüber auf dem Vorpoſten, und dachte an Gretchen.

Aber das half dem armen Gretchen nicht; denn ſie ſtand vor den drohenden Blicken der gnädigen Dame, die ihr befahl, des Herrn Krauß Frau zu werden. Obwohl Gretchen blöde ſchien: ſo ſtand ſie doch hier, wie ſie glaubte, vor einem Größern, als vor der Baronin, vor Gott, bei dem ſie geſchworen hatte, Roderich nicht zu laſſen. Sie ſagte alſo: „Ich kann Herrn Krauß nicht nehmen!“

„Wie? wenn ich befehle?“

„Auch dann nicht! gewiß nicht! ganz gewiß nicht! Gott iſt mein Zeuge!“

Das kam der Dame, der nie widerſprochen war, ſo wunderſam ſeltſam vor, daß ſie erſt erſtaunte, dann ſpottete, dann zürnte, dann verderben wollte. „Nimm Deine Kleider,“ rief die Dame — „und verlaß mein Haus in Zeit einer Stunde!“ Sie ſah in ihre Brillantuhr.

Gretchen verbeugte ſich tief. Sie nahm ihre Kleider, knüpfte ſie in ein Bündel, und ging zu Gärtners mit Erſtaunen, aber nicht betrübt.

betrübt. Die Gärtnerin zog ſich an, während der Gärtner Gretchen ſeine letzte Ermahnung gab, über ihrer Unſchuld zu wachen, die einzige Tugend der Mädchen. Dann ſtellte er ihr noch einmal vor, was ſie in Abſicht Roderichs gelobt hatte. Er theilte ſeinen Nothpfennig mit Gretchen; und Gretchen, nach einem Beſuche bei Caro, der ſterbend war, und bei des Vaters Grabe, ging an der Gärtnerin Seite in die Welt hinein, vorerſt nur fünf Meilen zu der Gärtnerin Schweſter.

Unterwegs belehrte die gute Frau das Mädchen über die Welt, ſo gut ſie konnte.

Gretchen ſagte, daß ihre Liebe zu dem guten Roderich ſie über alle Verſuchungen empor halten würde, und ſie kamen bei der Schweſter an, welche die Pflegetochter ihrer Schweſter gern aufnahm.

Aber es ging Gretchen wie Roderich. Nach ſechs Wochen ſchon, ritt unter einem Huſarenregimente Roderich an der Spitze ſeines Zugs durch die Stadt. „Roderich!“ rief Gretchen, und Roderich war vom

Pferde herab, und hing in den Armen des ſchönen Mädchens; und Städtchen und Huſaren bewunderten das ſchöne Paar.

Er konnte das; denn ſein Oheim, der General, kommandirte eine andere Diviſion Kavallerie.

Gretchen begleitete Roderichen, in ſeinem Arm hängend, durch die Stadt. Sie ſchwor noch einmal, ihn nicht zu laſſen! Aber ſie ließ ſich auch von ihm auf's neue verſichern, daß er ſein Wort halten wollte.

Sie kehrte zurück; denn die Patrullen berichteten die Annäherung des Feindes. Das Regiment zog vorwärts. Geſchütz, Infanterie, Kavallerie folgte. Bebend und bleich ſah Gretchen alles durchziehen. Zitternd an allen Gliedern, hörte ſie am andern Tage in der Ferne den Kanonendonner rollen. Sie ſah Roderich fallen, ſterben!

Sie flog mit den Einwohnern auf die nahe Höhe, wo man den Rauch der Schlacht ſehen konnte, von da, nur ihrer Liebe, nur ſeines Todes gedenkend, immer weiter zum Schlachtfelde. Sie drang zwischen das zurückkehrende Heer ein. Sie fragte weinend nach Roderich Staufach, und hörte von einem verwundeten Husaren das Schreckenswort: „todt! todt! dort! dort liegt er! auf dem Hügel dort!"

Mit der Todesklage in der Brust, mit tausend Wunden im Herzen rannte Gretchen dahin, durch die fliegenden Kugeln, dem Hügel der Batterie zu, die der brave Roderich erobert hatte. Sie fand den Jüngling mit der klaffenden Wunde. Sie warf sich mit stummem Schmerze, mit thränenlosem Auge auf ihn, sie drückte ihren Mund an die blassen Lippen. Da hob er das gebrochene Auge, sah sie an, stammelte den süßen Namen: „Gretchen!" hob die Hand zum ewigen Lebewohl und verschloß das Auge wieder.

Gretchens entsetzliches Aufschreien zog einen Wundarzt herbei, der von dem Schauspiel der Liebe gerührt, die Wunde untersuchte. Er machte dem Mädchen Hoffnung. Mit Hülfe trug Gretchen und der Wundarzt den Jüngſing in das nahe Dorf. Die Schlacht zog ſich immer mehr vorwärts.

Hier lebte Gretchen mit Roderich vier Wochen, an ſeinem Bette, ſeine Wärterin. Sie verband ihm ſeine Wunde. Ihre Liebe, ihre Pflege heilte ihn. Er war geſund.

„Nun aber Gretchen," rief er — „muß ich fort!"

„Müſſen Sie, Roderich? O nein, wie wollte ich's überleben, wenn ich die Gefahren des Krieges kenne?"

„Ich muß," ſagte er, ſeinen Arm um ſie ſchlingend — „ich habe zur Standarte geſchworen!"

„So muß auch ich," rief ſie — „denn ich habe geſchworen, Sie nicht zu laſſen."

Nach zwei Tagen ſtand Gretchen vor Roderich in der Kleidung eines Knaben. Sie hatte ſich die Kleidung aus ſeiner, zwei Nächte hindurch, gemacht. Sein Bedienter kam mit den Pferden. Die Liebe iſt gelehrig. Gretchen ſaß nach drei Tagen wie ein Huſar zu Pferde. Niemand kannte ihr Geſchlecht.

Sie begleitete den Geliebten zum Regiment. Das Regiment gab ihm das Zeugniß, daß ſeine Tapferkeit die feindliche Batterie erobert hatte; er erhielt den Orden und eine Staabsrittmeiſterſtelle.

Er mußte Gretchen verſprechen, keine Batterie und keinen Orden mehr zu erobern; „denn," ſetzte ſie traurig hinzu — „was hilft das Alles uns Armen?"

„O Gretchen, es könnte wohl helfen, wenn Du nur nicht ſo eigenſinnig wäreſt!"

„Eigenſinnig? o liebſter Roderich! Aber könnte ich Arme denn mein Gelübde brechen? Nimmermehr! ach, Roderich, Roderich, ſo müſſen Sie mich nicht anſehen, ſo nicht! ſonſt vergeſſe ich Alles! Alles! O verleiten Sie mich nicht!"

„Nein, das will ich nicht!" ſagte er finſter. — „Aber wünſchen könnte ich, daß die erſte Kugel mich träfe, ich ſtürbe an Deinen Lippen, und dann — jenſeits, wo der verdammte Rang nicht mehr iſt, und unſer Verſprechen nicht mehr!"

Aber in der nächſten Schlacht eroberte er noch mehr. Er warf ſich, an der Spitze ſeiner Eſcadron — die andern folgten auf ſein Geſchrei: „Vorwärts, Leute!“ — in den dickſten Haufen der ſiegenden Feinde, und brachte das Zentrum in Unordnung, da ſchon alles verloren ſchien. Das geſchah vor den Augen des Feldherrn. Er gab neue Befehle. Die Truppen rückten aufs neue an. Aber eine Batterie zerſtörte alle Anſtrengung. „Ich nehme ſie!“ rief Roderich dem Feldherrn zu. „Nehmen Sie die Batterie: ſo iſt der Sieg unſer!“

„Vorwärts mir nach!“ rief Staufach, und dahin ſtürmte er in die Kavallerie, die an der Seite der Batterie hielt. Die Kavallerie ward geworfen, die Batterie wurde erobert, die Bataillone mußten raſch vorwärts, und der Mittelpunkt der Feinde war gebrochen. Der Sieg folgte dem Muthe.

Der Feldherr nannte Roderich: „Herr Major!“ und Gretchen, die ſich auch näherte, ſagte betrübt: „O ſchon wieder? ſchon wieder, Roderich?“

„Ich bin ja geſund,“ ſagte **Roderich** leiſe, ihre Hand drückend.

Das Winterquartier gab dem Helden Ruhe; aber nicht dem liebenden Paare. Denn Gretchen blieb in der heiligſten Unſchuld ſüßem Vertrauen bei Roderich. Und um ihr Geſchlecht nicht zu verrathen, war ſie allein beim ihm. Sie bediente ihn allein. O welche Stunden! welche Augenblicke! Das reizende Mädchen war ſeine einzige Geſellſchaft. Die Enge des Winterquartiers, die lange Gewohnheit, die männliche Kleidung des Mädchens, ihre Unbekanntſchaft mit der Welt, und ſeine gaben ſo vielen Stunden lockende Reize. Aber da ſtand ſein Verſprechen, ſie nicht zu verführen, wie der Cherub mit dem flammenden Schwerdte vor dem Eingange des Paradieſes, und ein zweiter Cherub ihr Gelübde, ihre Unſchuld zu bewahren, die ſie dem Herzen des Geliebten vertraute.

Sie theilte alle ſeine Geſchäfte mit ihm, jede Unterhaltung. Er hielt ſie in ſeinen Armen. Er küßte die friſchen, ſchönen Lippen, wenn er guten Morgen ſagte. Er küßte ſie, wenn ſie in das Nebenzimmer ging, um ſich niederzulegen. Er hörte die ſanften Athemzüge des ſchlafenden Mädchens. Oft ging er, wenn das helle Mondenlicht ihr Schlafzimmer erleuchtete, vor ihr Lager, und betrachtete ſie erſt ſanft ſeufzend, dann mit wachſender Begierde. Aber er drückte feſt die Fauſt auf ſein Herz, und küßte nur leiſe das Gewand des Mädchens.

„O,“ ſagte er oft — „gäbe es nur erſt wieder Schlacht und Krieg! Dieſes ſtille Leben mit ihr — nein, ich halte es nicht aus!“ Er rückte mit einer wilden Freude wieder ins Feld.

„Nein, nein, geliebtes Mädchen,“ ſagte er — „wir müſſen uns trennen! Wir müſſen!“

„Sind Sie denn nicht glücklich, Roderich?“ fragte ſie betrübt.

„Nein Gretchen, ich bin nicht glücklich! Auch kann ich es nie werden, wenn nicht einer von uns — —“

„Was ſoll denn einer von uns, Roderich?“

„O brich Deine Gelübde, Gretchen; oder nein — nein — laß mich meins brechen —"

Thränen brachen aus ihren Augen. „Ach," ſagte ſie, die Hände vor das Geſicht ſchlagend — „wie ſoll ich meinen Pflegeeltern wieder vor das Angeſicht treten?"

„Wenn ſie auch noch leben?"

„Ach, wenn ſie todt ſind, muß ich nicht auch einmal zu ihnen in's Grab? O Roderich, ich liebte Sie, ſehen Sie ſo wild mich nicht an!" Sie umfing ihn, ſie legte ihre Lippen heiß und drückend auf ſeine. Ach, ſo hatte ſie es nie gethan! „O wenn ich auch ſterben muß, Roderich," rief ſie, ſich ganz in ſeine Arme legend — „ſey Du nur glücklich!"

„Nein, nein," rief er — „werde mein Weib, Gretchen! Das Gelübde können wir brechen. Wem habe ich Rechenſchaft zu geben? Wem Du?"

„Nein" rief ſie ſchnell, ſich aus ſeinen Armen windend — das allein nicht, Roderich! denn ich habe gehört, was Ihr Oheim ſagte. Nein, Roderich!"

„Was ſagte er? Was? Rede! ich will Dir dann ſagen, daß er ein Thor iſt."

„Er ſagte: Du ſtehſt vor der offenen Pforte der höchſten Ehre, Roderich! Meine Schweſter hat mir einmal von einer Jugendpoſſe mit einer Jägerstochter geſchrieben. Ehre Deinen Namen, den edelſten des Landes! ehre Deinen Ruhm! ehre Dich ſelbſt! Das ſagte er, Roderich: und da ſchwor ich noch einmal, noch einmal, nie über meinen Stand zu heirathen."

„Da ſchworſt Du? nun denn, ſo ſchwöre ich!" rief er zähneknirſchend und bitter — —

Sie drückte ihre Lippen auf ſeinen Mund und ſagte leiſe: „O Roderich, ich entlaſſe Dich Deiner Gelübde! Ich will ja gern unglücklich werden, damit Du glücklich wirſt!" Sie erblaßte, ſie ſchwankte; aber ſie ſchlug ihre Arme um ſeinen Nacken.

Er ſchwieg mit dunkelglühenden Augen; aber dann ſetzte er ſie ſanft auf einen Stuhl, und ging mit tiefgefurchter Stirn umher. „Nein, nein, Gretchen! Und muß dieſes Herz brechen: Dein Verderber will ich nicht ſeyn! Laß uns glücklich ſeyn; ich bin es ja, wenn Du bei mir biſt!“

O zitternd vor Freude ſprang ſie auf und lief an ſeine Bruſt. „O mein frommer Roderich, wie kann ich Dich je genug lieben! Ja, Roderich, ich war entſchloſſen — aber ach mein Herz brach bei dem Entſchluſſe — glücklich wärſt Du nicht geworden — denn ich hätte ja doch vor Schaam vergehen müſſen!“

„Nun denn, ſo laß uns enden, liebes Gretchen! laß uns enden! Wir müſſen ſcheiden; denn, Gretchen, Dein Anblick, Deine Umarmungen, Dein Vertrauen! Ach, wenn ich Dich ſo ſehe, nein! nein! Ich leide die Pein der Hölle! Ich werde ein Böſewicht werden! Ich muß Dich verderben, bleibe ich länger bei Dir!“

Sie riſſen die blutenden Herzen aus einander. Roderich wies Gretchen die Hälfte ſeiner Gage an. Gretchen trug wieder

Mädchenkleider. Er brachte ſie zu einer Familie, die er vor der Plünderung einmal geſchützt hatte. Er zog in's Feld, und Gretchen trauerte um den Geliebten.

Roderichs Tapferkeit, ſein reines Leben, ſeine einfache Redlichkeit, ſein ſcharfer Blick im Kriege, erhob ihn jetzt zu der Stelle des Flügeladjutanten des Erbprinzen, der den Krieg lernen ſollte. Der Prinz war ein edler Jüngling, der nach einigen Wochen der Freund Roderichs war. Der Prinz war ein Held, und liebte die Helden. Er erkannte Roderichs großes Herz, und des Prinzen Vater erkannte Roderichs Vorſicht, mit der er den künftigen Heldengeiſt des Sohnes leitete.

Ein ehrenvoller Frieden endigte den Krieg, und Roderich ging mit dem Prinzen in die Reſidenz, und dann zu Gretchen, wo er vier Wochen blieb. Ach, jetzt ſah er ſie wieder als Mädchen, im Reize der vollaufgeblüheten, reichen Schönheit der Jugend, der Liebe und ihres Geſchlechts! Sie lebte in einem vortrefflichen Hauſe. Er ſtaunte ſie an, ſo war ſie herausgebildet. Sie füllte nun ſein Herz mit einer ſchönen Achtung. Aber die Achtung war doch nur Liebe, nur Liebe, keine andere Empfindung näherte ſich ihr, ſie war mit der Liebe gegen Roderich in Verbindung.

Er kam mit einem Herzen voll unendlicher Leidenſchaft für Gretchen an den Hof zurück; aber auch eben ſo unendlich betrübt. „Wo waren Sie Staufach?“ fragte der Prinz — „oder wo ſind Sie noch jetzt? denn Sie ſind nicht hier.“

Ein tiefer Seufzer war Roderichs Antwort.

„Lieber Staufach, Sie ſollen glücklich werden! Sie ſollen! wenn es in meiner Macht iſt!“

Roderich ſchüttelte ſanft den Kopf.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie ſollen glücklich werden!“ rief der feurige Prinz.

„Es iſt nicht möglich“ ſagte Roderich. — „Ich kann nie glücklich werden, und Niemand iſt glücklicher als ich.“

„Das ſind Räthſel, und Räthſel taugen nicht zwiſchen Herzen, wie unſere. Es iſt die Liebe; ſo viel ich weiß. Sie waren zum Beſuch in Rand[illegible]k bei einem himmliſch ſchönen Mädchen, ſagte mir der Hauptmann Löv, der dort Sie geſehen hat. Sie lieben das Mädchen?“

„Ja, mit einer Leidenſchaft, die unausſprechlich iſt.“

„Und das Mädchen?“ —

„Liebt mich eben ſo unausſprechlich.“

„Nun, was wäre es denn, Staufach?“

Roderich erzählte ſeine Jugendgeſchichte. Der Prinz hörte aufmerkſam zu. Er erzählte ſeine Liebe, ſeine Gelübde.

Der Prinz lächelte. „Verlangen Sie, daß ich das alles für Ernſt halten ſoll? Nun im ſchlimmſten Falle bieten ſie dem Mädchen Ihre Hand. Es iſt eine Mißheirath, Major, die ich nicht liebe; aber Ihnen, mein edler Staufach, der ſo hoch über dem Gewöhnlichen ſteht, hält man viel zu gut.“

„O Gott, wäre das möglich? Sie will nicht.“ Roderich erzählte. Der Prinz lächelte. Er konnte das nicht begreifen; aber er mußte zuletzt Roderichen glauben. Dieſe Seltſamkeit, ſo nannte er die Treue des Paars, machte ihn neugierig. Randeck war nicht weit. Er ritt in einem Oberrocke dahin. Er ſah Gretchen, er ſprach ſie; denn er gab ſich für einen Bekannten Roderichs aus. Sie redete von dem Geliebten mit der frohen, heftigen Leidenſchaft der Liebe. Er ſah die reine Unſchuld auf dem himmliſchen Geſicht. Die Schönheit des Mädchens intereſſirte ihn eben ſo ſehr, als der Kummer ſeines Freundes.

Er kam eingenommen von dem Unglück dieſes Paars zurück. Staufach mußte noch einmal erzählen, und dem Prinzen ſtanden Thränen in den Augen.

Der Prinz hatte eine Maitreſſe, die durch ihren Charakter dem Wohl des Landes gefährlich wurde. Am Geburtstage ſeines Vaters gab der Prinz dieſe Verbindung auf, und gab ſeine Einwilligung zu einer Verbindung, die der Vater ſchon längſt wünſchte.

Der Vater fiel mit hoher Rührung dem edlen Sohn um den Hals und ſagte: „Ich wollte, mein Sohn, Du hätteſt nun einen recht großen Wunſch, eine große Bitte, ich will ſie erfüllen.“

„O Vater, daß ich meine Verbindung aufgab, das haben Sie meinem Staufach zu verdanken. O, Sie verdanken ihm noch mehr, lieber Vater, dieſem edlen Menſchen, glauben Sie mir! Und ſo bitte ich —“

„Für Staufach? was denn? gewährt, mein Sohn!“

„Für eine gemeine Jägerstochter bitte ich um ein Adelsdiplom.“

„Wie ſo, mein Sohn? Wie hängt das zuſammen?“

Der Prinz erzählte; der Fürſt ſchüttelte zwar zehnmal den Kopf, obwohl er nicht leugnen konnte, daß die fromme Tugend des Mädchens, ihre treue Liebe ſo gut wäre, als ein großes Vermögen, oder als der Rang einer

Mai-

Maitreſſe. Er fürchte das Lächerliche dabei. „O, Vater, laſſen Sie lachen, daß wir einmal die Tugend ehren!“

Der Vater hatte verſprochen, der Prinz drang auf Erfüllung. Was konnte der Vater abſchlagen? Ein Kurier ging nach Wien. In Wien dachte man den Adelsbrief für ganz andere Eigenſchaften, als für Keuſchheit, zu geben; aber man gab ihn, und der Prinz hatte ſein Adelsdiplom für Gretchen bereit. Sie erhielt den Namen Fräulein von Treuenfels.

Er flog zu Staufach, und Staufach ſtand bei ſeinem Oheim erſtaunt, gerührt, einen Brief in der Hand, der ihm den Tod ſeines letzten Couſins ankündigte, wodurch er Herr der Staufachſchen Güter wurde.

„Gratuliren Sie, gnädigſter Herr!“ ſagte der General — „der Major iſt Ihr reichſter Vaſal geworden.“

„Und auch der glücklichſte, hoffe ich.“

„Und ich will ihm auch eine Frau geben, ſeine Couſine, das Fräulein von Staufach.“

„Sie kommen zu ſpät, General! Ich habe ſchon eine Parthie für ihn, ein Fräulein von Treuenfels."

„Es iſt mein feſter Entſchluß," ſagte der Major — „durchaus nicht zu heirathen."

„Das Fräulein von Treuenfels heirathen Sie gewiß, lieber Staufach!"

Der Oheim fuhr auf. „Ich hoffe doch nicht, lieber Roderich, daß Du noch an das Mädchen denkſt?"

„Seyn Sie ruhig, Oheim! Das Mädchen, des Jägers Tochter, kann ich nicht laſſen; denn ließe ich ſie: ſo wäre ich ein grauenerregender Böſewicht. Denn das Mädchen, Oheim, von dem ſo viel die Rede war, daß ſie unter fliegenden Kugeln den Geliebten auf dem Schlachtfelde geſucht, das Mädchen war meine Geliebte, und ich, den ſie ſuchte; aber dieſem Mädchen habe ich tauſendmal meine Hand geboten, und ſie ſchlägt ſie aus, weil ſie ihr Wort gegeben hat, nicht über ihren Stand zu heirathen, ſchlägt meine Hand aus, trotz ihrer Liebe."

Der Prinz beſtätigte das ſehr ernſthaft, und der General ſtaunte.

„Sie können alſo ruhig ſeyn; aber ich laſſe ſie nicht. Sie ſehen alſo, daß ich nicht heirathen werde.“

„Mein Fräulein von Treuenfels gewiß!“ Roderich lächelte.

Aber Roderich mußte ſogleich fort, um die Güter in Beſitz zu nehmen. Sein Oheim reiſte mit ihm.

Roderich trat in den Saal wieder, den er ſeit vier Jahren verlaſſen hatte, der nun ſein war. Er eilte auf ſeine Tante zu, küßte ihre Hand, und bat ſie, ja ſich, ſo lange ſie lebte, als Herr des Schloſſes zu betrachten. Er umarmte ſeine Couſine mit einer wahrlich unverſtellten Rührung, und verſprach, für Ihr Glück ſo gut zu ſorgen, wie ein Bruder. Beide Damen waren unendlich gnädig.

Indeß kamen die Offiziänten des Gutes in den Saal, und die Vorſteher der Gemeinde, die mit leuchtenden Augen ihren neuen Herrn willkommen hießen. „Ihr kennt mich ja noch, Kinder!“ ſagte er — „ich bin nicht ſchlechter geworden, eher beſſer. Ich verſpreche es, Euch glücklich zu machen.“ Auch der Paſtor, Herr Krauß, kam und nahm ſeiner Länge eine gute Elle, ſo bückte er ſich. Roderich ſtand da, wie ein Gott unter den Menſchen.

„Wo iſt der Gärtner?“ rief er. Da trat der alte Mann in den Saal. Kummer, tiefer Kummer lag auf ſeinem Geſichte; denn er glaubte, Gretchen wäre, ſo hatte ſeine Schweſter geſchrieben, in der Schlacht umgekommen.

„Ach, mein gnädiger Herr!“ fing der Alte weinend an.

„Mein Vater,“ ſagte Roderich — „wir haben unſere Gelübde alle gehalten. Ich bin reich, aber nicht glücklich.“

Da aber erhob ſich auf dem Vorſaal ein lautes Freudengeſchrei: „Gretchen! Gretchen!“ und die Gärtnerin drang, ihre Arme um Gretchen geſchlungen, in den Saal.

„Gretchen,“ rief der Major — „das biſt Du, meine theure, o meine ewig theure Geliebte!“

Gretchen, ſehr ſchön gekleidet, ſtand da voll Erſtaunen. „Was iſt denn das? Was iſt das?“

„Wir werden nun ſehen,“ ſagte der General ſpottend — „das iſt eine Komödie, Schweſter! Du wirſt einige Weigerungen hören, und endlich eine unedle Verbindung ſehen.“

„Ja, ja, geliebtes Mädchen!“ ſagte Roderich. — „Hier, hier vor den Augen meiner Verwandten bitte ich um Deine Hand. Belohne meine treue Liebe! Hier ſteht Dein Vater, er wird Dich gern Deines Gelübdes entlaſſen.“

„Nein, gnädiger Herr, ſagte zitternd der alte Gärtner — „das werde ich nicht.'

„Nein, Roderich, nein! Nimmermehr! Aber ich begreiſe das alles nicht. Wo iſt mein Begleiter, der mich hierher brachte?“

Da trat der Prinz in's Zimmer. „Hier iſt er, Du treues, liebes, edles, frommes

Mädchen! Hier bin ich. Hierher brachte ich Dich, um Deinem Geliebten zu entſagen. Lieber Major, unterbrechen Sie mich nicht, das befehle ich Ihnen! Höre, liebes Kind, ein Fräulein von Treuenfels liebt den Major. Ich weiß gewiß, ſie wird ſein Leben beglücken. Ich weiß es; denn der Major liebt auch das Fräulein mehr, als er ſelbſt glaubt."

„O, Ihr Durchlaucht, nein! ſo nicht! Ich laſſe Gretchen nicht!"

„Ich frage Dich, edles Mädchen, „giebſt Du ihn nicht hin, wenn er glücklich werden kann?"

„O Gott," ſagte ſie mit thränenvollen Augen — „wenn er glücklich wird: ſo will ich ja gern ſterben!"

„Und Sie, Major, Sie nehmen die Hand des Fräuleins, die ich Ihnen beſtimmte!"

„Bei dem Wohl Ihrer Unterthanen, bei meiner Ehre, ich laſſe Gretchen niemals!"

„Nun denn, ich habe verſprochen, Sie glücklich zu machen. Dieſe, Ihre Geliebte, iſt das Fräulein von Treuenfels. Hier iſt ihr Adelsbrief, lieber Staufach! Jetzt iſt ſie Ihres Standes. Sie bricht Ihr Gelübde nicht.“

Der Major las, erſt für ſich, dann laut, daß Margaretha Polſter wegen ihrer Tugenden, der Treue, der Großmuth, der Liebe, der Tugend wegen in den Adelſtand mit dem Namen von Treuenfels erhoben wäre.

„Dieſer Adelsbrief iſt der Einzige ſeiner Art!“ rief der Prinz — „aber es wäre immer nicht übel, wenn die Sache Mode würde! Und nun mein treues Mädchen, mein Fräulein von Treuenfels, lege ich dieſe reine, treue Hand, in die reine, treue Hand des Baron von Staufach. Es iſt der Wille meines Fürſtlichen Vaters. Ich wünſche dem edlen Paare Glück! Ich hoffe, Sie werden nachfolgen meine Herren und Damen!“

Der General bückte ſich vor Gretchen, die mit ſtarren, aber frohen Augen nur auf Roderich blickte. Dann verbeugte ſich die Frau von Staufach, dann das Fräulein Antoinette.

Aber die Baronin ließ den Wagen anſpannen, und in einer Stunde war ſie fort."

Herr Krauß hatte die Ehre zu kopuliren. Sie beſuchten Beide an dieſem Tage das Grab des Jägers und Caros Grab, und das Dorf feierte mit lautem Jubel die Verbindung ihres edlen Herrn und des treuen Mädchens.

A. Lafontaine.

Rudolph und Röschen.

Förſter **Rudolph** zog umher,
Muth ſich zu erjagen,
Weil ihm Grillen felſenſchwer
Auf der Seele lagen;
Doch ein Wetter ward ſo arg,
Daß er ohne Säumen
Sich in einer Höhle barg,
Sehnſuchtsvoll zu träumen.

Wie er nun, in großer Quaal,
Eben gar nichts dachte,
War es ihm mit einem Mal,
Als ob jemand lachte;
Ihm ſchien dies gewaltig dumm, —
Klang es doch wie Necken! —

Deshalb dreht er keck ſich um
Und gerieth in Schrecken.

Denn des Amtmanns Röschen ſtand
Leicht, im ſeidnen Jäckchen,
Nur drei Schritte fern und band
Schelmenfroh ein Päckchen;
Unſerm Rudolph ſchien es faſt,
Als ob Gott ſie ſende,
Und ſein Träumen ging mit Haſt
Wunderſchön zu Ende.

Ach! ihn zieht ſein ſchweres Herz
Hin zu ihren Füßen,
Und er naht, voll Glut und Schmerz,
Um fürerſt zu grüßen!
Mag nun aus der Bruſt das Wort
Stolpernd ſich bewegen,
Er hat Zeit, ſie kann nicht fort
Vor dem ſtarken Regen.

Endlich ſinkt er knieend hin
Und geſteht mit Stocken

Längſtgetreuen Liebesſinn,
Röschen ſchweigt erſchrocken;
Rudolphs Auge fleht ſie an:
Ja und Kuß zu geben,
Und eh' ſie ſich recht beſann,
Schuf ein Kuß ihm Leben.

Beide fanden langſam ſich
Aus des Kuſſes Wonne;
Als der Götterrauſch entwich,
Strahlte rings die Sonne.
Sehr verwirrt ſprach ſie: „Mama
Wird um mich recht ſorgen!“
Stotternd er: „Was iſt denn da
In dem Tuch verborgen?“

„Seht, die Aeltern haben ſich
Fünf und zwanzig Jahre
Und ſie ſtehn heut feierlich
Wieder am Altare.
Darum holt' ich ſelber mir
Aus der Stadt Geſchenke!“
Schlau entgegnet Rudolph ihr:
„Weißt Du, was ich denke?“

Oft vergebens rieth ſie ſchon,
Bis er ſpricht: „Ich dächte,
Daß man gleich den Schwiegerſohn
Zum Geſchenke brächte!“
Röschen hatte erſt kein Ohr;
Doch nach langer Bitte
Stellt ſie's dann dem Vater vor
Mit verſchämter Sitte.

Und Papachen ſprach vergnügt:
„Ja, ich muß es leiden;
Denn was Gott zuſammenfügt,
Soll der Menſch nicht ſcheiden!“
Beide wünſchen immer noch,
Wenn ſie ſich entſinnen:
„Möcht' im Sturme jeder doch
Solchen Troſt gewinnen!“

F. W. Gubitz.

Ein merkwürdiger Rechtsfall.

In einem der neueſten Hefte des bekannten Journals von Mejan, Recueil des Causses celebers, findet man folgenden, beſonders durch den Gang der Unterſuchung merkwürdigen, Rechtsfall.

Drei Privatleute hatten ſich vereinigt, um gemeinſchaftlich einen Weinhandel zu Touraine in den Aelziſchen Departements zu betreiben. Der eine, mit Namen Herault, hatte den Einkauf, der andere, mit Namen Gay, die Expeditionen und Transporte, und der dritte, Namens Dewilde, den Verkauf übernommen. Dieſer Letztere hielt ſich zu Gent auf, wo er die Stelle eines Aufſehers in der ſogenannten Maison des Alexiens, einem Zuchthauſe und Narrenhoſpitale, verſah. Die Geſellſchaft war auf zehn Jahre zuſammengetreten, nämlich vom erſten Vendemiaire des Jahres XII an. Der Abſatz war in den erſten drei Jahren äußerſt lebhaft, und der Handel blühte. Indeſſen ſchöpften zwei der Aſſociirten bedeutenden Verdacht gegen die Rechtlichkeit Herault's. Sie machten zuſammen eine Reiſe nach Taurraine im Monat Januar 1806, und begaben ſich nach Vouvray, wo dieſer ſeine vornehmſten Einkäufe beſorgte. Hier fanden ſie gar bald den Beweis, daß er ſie in Hinſicht des Preiſes der Waaren wirklich betrog, indem er dieſelben der Geſellſchaft weit theurer anrechnete, als er ſie kaufte, wodurch er ſich alſo einen unerlaubten heimlichen Gewinn machte.

Sie beſchloſſen nunmehr, die Geſellſchaft aufzulöſen, und es gelang ihnen, auch Herault dazu zu beſtimmen, ohne daß dieſer von den wahren Beſchwerden der erſtern das Mindeſte erfuhr Man kam überein, die Geſellſchaft ſolle, nach Verfluß des dritten Jahres, welches den 23ſten September 1806 zu Ende ging, aufgelöſt werden. Die drei Compagnons verſammelten ſich daher gegen Ende Auguſts zu Gent. Vom 27ſten bis zum 30ſten Auguſt Abends beſchäftigten ſie ſich mit Liquidation ihrer Rechnungen in dem Hauſe des Verwalters oder Aufſehers Dewilde, des einen Aſſociés. Die Rechnungen wurden von einem gewiſſen Rigaut, der im Dienſte des Hausverwalters ſtand, nach den Schriften der Compagnons, und beſonders nach der Arbeit Herault's verfertigt. Alles ſchien recht gut zu gehen, als Herault eine Streitigkeit erregte, indem er an ſeine Geſellſchafter eine Anforderung von 12,751 Livres, wegen der Intereſſen der Summen machte, welche er vorgeſchoſſen habe, und er berechnete dieſe Intereſſen zu 1 Procent monatlich, nach Inhalt des Vertrags. Man behauptete: er könne dieſe Intereſſen nicht fordern, und ſie wären ſchon reichlich vergütet worden, dadurch, daß 1. die beiden andern Aſſociés ähnliche Vorſchüſſe für die Transportkoſten gemacht hätten, und 2. daß er heimlich und ungerechter Weiſe an den Einkäufen ſich Vortheile gemacht habe. Man überführte ihn dieſes Betrugs, und that aus Liebe zum Frieden den Vorſchlag, wechſelſeitig allen Anſprüchen zu entſagen, oder die Streitigkeit durch Schiedsrichter entſcheiden zu laſſen.

Herault nahm den erſten Vorſchlag an, und wollte die Schiedsrichter nicht zugelaſſen wiſſen. Da die Ueberſichten der Rechnungen alle fertig waren, erbot er ſich, um ſie nicht von Neuem fertigen zu müſſen, eine Quittung über die 12,751 Livers, auf welche er in ſeiner Rechnung Anſpruch machte, zu geben. Er ſelbſt ſchrieb das Concept dieſer Quittung, welche von dem Commis Riqaut am Schluſſe der Ueberſicht der Rechnungen des Jahres XII. und XIII. in der Kopie beigefügt wurde. Die Compagnons machten Schwierigkeit, eine förmliche Quittung anzunehmen, welche ausſagte, daß ſie Herault eine Summe in baarem Gelde bezahlt hätten, welche ſie wirklich nicht bezahlt hatten, und ihm nicht bezahlen

zahlen durften, da ſie nicht ſeine Schuldner waren. Allein dieſer beſtand darauf, daß die Quittung ſo bleiben ſollte, wie er ſie abgefaßt hatte, indem er ſagte: das ſey für jene Herren eine ganz gleichgültige Sache. Sie ließen ſich überreden. Alle Rechnungen wurden den 30ſten Auguſt Abends abgeſchloſſen, und von jedem der Aſſociés unterzeichnet; und ein Beweis, daß ſie von Allen in demſelben Augenblick unterzeichnet wurden, iſt der, daß Gay aus Verſehen ſeine Unterſchrift unter die Quittung ſetzte, welche eigentlich nur allein von Herault unterzeichnet werden ſollte, ſtatt ſie unter die Ueberſicht der Rechnungen ſelbſt zu ſetzen. Man machte ihn auf dieſes Verſehen aufmerkſam; er ſtrich darauf ſeine Unterſchrift aus und ſetzte ſie unter die Rechnungsüberſicht. Dewilde und Herault unterſchrieben gleichfalls dieſe Ueberſicht ohne eine Anmerkung, und Herault unterzeichnete allein die Quittung über die 12,751 Livers. Alles dies ging in Rigaut's Gegenwart vor.

Die Aſſociés verließen das Zimmer, worin ſie acht Tage lang gearbeitet hatten. Herault wurde zum Abendeſſen eingeladen, ſchlug aber die Einladung aus; dem ohngeachtet verließ er das Haus des Herrn Dewilde nicht, ohne in den Speiſeſaal zu gehen, wo er die Frau vom Hauſe begrüßte und von ihr Abſchied nahm. Hierauf entfernte er ſich, von ſeinen Aſſociés begleitet, welche ihn, wie die vorhergehenden Tage, aus Höflichkeit einen Theil des Weges begleiteten, den er zu machen hatte, um zu ſeiner Wohnung zu gelangen.

Auf dieſe Art war alſo die Geſellſchaft rechtlich durch denſelben Accord wieder aufgelöſt worden, der ſie gebildet hatte. Nichts iſt natürlicher und gewöhnlicher; allein keinesweges war es dies, daß auf dieſe Rechnungsberichtigung, zwei Tage nachher, den 1ſten September, die unerwartete Verhaftung der Herren Dewilde und Gay erfolgte. Ohne vorläufig verhört zu werden, wurden beide in's Gefängniß geworfen, und unter der ſtrengſten Gewahrſam gehalten. Herault, der bei der Rückkehr in ſeine Wohnung ſich über nichts beſchwert hatte, hatte den folgenden Tag bei dem Sicherheitsbeamten eine Klage gegen ſeine Compagnons angebracht und ſie beſchuldigt, daß ſie ihn in eine Art von abgeſondertem Gefängniß eingeſperrt, und durch Drohungen, das Meſſer an der Kehle, gezwungen hätten, falſche Rechnungsabſchlüſſe, ſo wie eine Quittung über 12,751 Livers, welche er als Intereſſen der Summen, die er vorgeſchoſſen, und die ſich auf 80,000 Livers belieſen, zu fordern habe, zu unterſchreiben. In ſeiner Klage behauptete er, daß weil er ſo anſehnliche Vorſchüſſe gemacht habe, und von ſeinen Aſſociés weder Bezahlung, noch einen ordentlichen Rechnungsabſchluß habe erhalten können, er vom 1ſten November 1805 ſich entſchloſſen habe, ihnen zu melden, daß er von nun an keinen Weineinkauf in Geſellſchaft mit ihnen mehr beſorgen werde; daß ſie auf dieſe Nachricht ihn in ſeiner Wohnung zu Bauvray beſucht und ihm unverzüglich Geld zu zahlen verſprochen hätten; daß er hierauf noch acht bis neunhundert Stück Wein in Geſellſchaft mit ihnen einkaufen wollen, jedoch unter der Bedingung, daß mit dem 23ſten September jede geſellſchaftliche Verbindung unter ihnen aufhören ſollen: das habe man ſchriftlich aufgeſetzt. Dewilde habe nun die acht bis neunhundert Stück Wein mit großer Leichtigkeit verkauft, hierauf habe er an denſelben wohl zehnmal und immer vergebens geſchrieben, und ihn um eine Rechnung über Kauf und Verkauf gebeten; erſtaunt über eine eben ſo ungerechte als hartnäckige Weigerung habe er ſich nach Gent begeben, wo er ſeine beiden Aſſociés beiſammen gefunden; vergebens habe er drei Tage hinter einander bloß wegen ſeiner Angelegenheiten mit ihnen in der Wohnung des Auſſehers Dewilde verhandelt; und endlich am vierten Tage den 30ſten Auguſt hätten ſie ſich entſchloſſen, ihm Rechnungen vorzulegen, welche ſie ganz nach Gutdünken verfertigt hätten.

„Hier," ſagte er — „kann meine Feder nur mit Zittern die Angſt darſtellen, worin ich mich von zwei Uhr Nachmittags bis halb zehn Uhr Abends befunden habe; denn dann erſt gaben Sie mir die Freiheit wieder, nachdem Sie mich Alles, was Sie wollten, hatten unterzeichnen laſſen. Ich befand mich in einem ſolchen Zuſtande des Schreckens, daß ich die Unterſchriften, welche ſie von mir erzwungen haben, und welche ich ſämmtlich nicht anerkenne, anzugeben nicht im Stande bin. Sie bedienten ſich dazu folgender Mittel; und es war ſehr leicht, ſie anzuwenden, da ich mich in einem Gefängniſſe allein und in der Gewalt des Verbrechers befand, dem die Aufſicht darüber anvertraut iſt. Geſtern, Sonnabends, nach Tiſche ſchlugen mir Dewilde und ſein Helfershelfer Gay vor, unſere Rechnungen mit ihnen zu berichtigen. Ich folgte ihnen. Man führt mich in ein Zimmer des Gefängniſſes, welches man nicht ohne verbrecheriſche Abſichten gewählt hatte; denn es lag ganz am Ende des Hauſes, nach einem Garten zu, und ſo abgeſondert, daß man von Niemandem gehört werden konnte. Dewilde redete einige

Worte in ſeiner Landesſprache, welche ich nicht verſtehe. Sogleich entfernten ſich ſeine beiden Söhne, welche bei uns waren, und ſchloſſen die Thür zu. Hierauf legte man mir Rechnungen und eine Quittung über 11,751 Livres, welche ich als Intereſſen zu fordern hatte, zum Unterſchreiben vor. Ich wollte Vorſtellungen dagegen machen; allein man überhäufte mich mit Beleidigungen und ſchreckte mich durch die furchtbarſten Drohungen. Ich widerſtand; allein die beiden Böſewichter fielen über mich her, faßten mich am Kleide und am Halſe, ſchlugen mich, und ſagten, es ſey um mich geſchehen, wenn ich nicht auf der Stelle unterſchriebe, ſie würden mich tödten, zerſtücken und in den Abtritt werfen, oder mich im Garten begraben. Bedenkend, daß ſie ihr ſchreckliches Complot leicht ungeſtraft vollführen könnten, daß ſie alle zu fürchtende Zeugen entfernt hatten, und daß ich ein Fremder ſey, den niemand am Orte des Mordes reclamirt haben würde, weil keine Seele wußte, wo ich war, ergab ich mich in mein Schickſal, um ein Leben zu erhaben, welches für meine Frau und Kinder ſo nothwendig war.“

Er fügte noch hinzu, daß man ihm neulich eine beſondere Quittung über 22,712 Thaler [illegible] einem Good erhalten habe, [illegible] laſſen; daß man aber hernach [illegible] und von ihm verlangt habe, er ſolle ſelbſt eine [illegible] Quittung unter die Rechnungen der Jahre XII. und XIII. ſchreiben; allein weil er wegen Kopf und Schreiben nicht im Stande geweſen ſei, zu ſchreiben: ſo habe man ſich des Commis Mignard [illegible] bedienen müſſen, und er ſelbſt habe dazu geſetzt, [illegible] eine zuſammenhängende Quittung unterſchreiben, nachdem er geleſen und auch das Verſprechen erhalten habe, daß die erſte Quittung in ſeiner Gegenwart vernichtet werden ſollte; dieſes ſei erfolgt, und er habe die Stücke davon in das Feuer geworfen; allein man habe ſie ihm wieder mit Gewalt herausgenommen, um ſie in den Zimmer zu werfen. Zur Bewerkſtelligung dieſer Vollziehung [illegible] ſeine Gegner bloß drey große Stempelbogen gebraucht, jeden zu 75 Cent., um die drey Rechnungen in Regie von den Jahren XII. und XIII. abzuſchließen; allein weil ſie einen von dieſen Bogen zu der beſondern Quittung, wovon weiter oben die Rede geweſen, verbraucht hätten: ſo wären ſie genöthigt geweſen, eine von den drey Rechnungen auf ungeſtempeltes Papier zu ſchreiben. Dieſe Bemerkung hielt er für ſehr paſſend, ſeine Angaben zu beweiſen. Endlich führte er an, daß, damit die Bedienten des Hauſes nicht das Geringſte von dem Vorgange hätten erfahren ſollen, die Herren ſich gehütet hätten, als begleiteten ſie ihn auf die freundſchaftlichſte Art, und daß ſie ihm Erklärungen angeſonnen hätten, welche er nicht gewagt habe, abzuſchlagen.

Es ſcheint, daß, da eine ſolche Denunciation ſich auf kein Zeugniß gründete, und bloß auf der Ausſage eines Fremden beruhte, welchen man nicht kannte, und der zu dieſer Handlung der Rache durch Eigennutz oder Leidenſchaft getrieben werden konnte, kein hinreichendes

Wechſel vorhanden geweſen ſey, um, ohne Erkundigung einzuziehen und Zeugen abzuhören, einen Bürger, wie Demilde, der ſchon lange Zeit im Orte wohnte, allgemein gekannt war, und einen ſehr guten Ruf für ſich hatte, verhaften zu laſſen. Wenn die in Hinſicht ſeiner, auf die bloße Klage des Gegners ausgeübte Strenge beweiſt, welche große Gerechtigkeitsliebe den Sicherheitsbeamten beſeelte: ſo zeigt ſie doch auch, wie ſchnell und verderblich die Eindrücke ſind, welche die Verläumdung auf manche Gemüther macht. Es iſt freilich wahr, der Beamte befragte die Angeſchuldigten ſehr ſorgfältig. Er ließ ſie den Tag der Verhaftung ſelbſt ſogleich vor ſich erſcheinen; allein er befragte ſie nicht über das Hauptverbrechen, deſſen man ſie beſchuldigte; und da alle ſeine Fragen keinen andern Zweck hatten, als den, zu erfahren, ob die 11,751 Livres, welche in der Quittung ausgedrückt waren, baar an Herault ausgezahlt worden wären, glaubten ſie, um mit der Urkunde übereinzuſtimmen, antworten zu müſſen, daß ſie ſie wirklich baar bezahlt hätten. Der Commis und die Bedienten von Dewilde wurden gleichfalls nur immer in Beziehung auf die Quittung befragt, und konnten folglich die Hauptanklage, welche ſie nicht kannten, nicht widerlegen.

Erſt am 5ten September erfuhr Dewilde die Bewegungsgründe zu ſeiner Verhaftung, und dann erklärte er auch auf der Stelle dem Sicherheitsbeamten den Urſprung der Quittung. Gay hatte nun ein neues Verhör zu beſtehen; und ob er gleich keine Gemeinſchaft mit Dewilde hatte, weil ſie immerfort beide in der engſten Gewahrſam ſaßen: ſo gab er doch die nämlichen Umſtände an.

Unterdeſſen verfolgte Herault unabläſſig ſeinen Hauptplan, nämlich den, auf eine oder die andere Art die Rückgabe der Quittung und der abgeſchloſſenen Rechnungen, die er den 30ſten Auguſt unterſchrieben hatte, zu erhalten. Er that Dewilden, dem Sohne ſelbſt den Vorſchlag, und ließ ihn durch andere thun, er wolle ſeine Klage zurücknehmen, ſobald man ihm jene Schriften zurückgäbe. Der junge

Menſch, der 18 Jahr alt und ohne Erfahrung war, hörte bloß die Stimme der Natur und willigte ein. Die Schriften wurden Herault den 30ſten Auguſt zurückgegeben, und dieſer ſchrieb ſogleich an den Sicherheitsbeamten, daß er ſeine Klage zurücknehmen wollte. Alles dieſes geſchahe ohne Wiſſen der Angeſchuldigten, welche erſt dann Etwas davon erfuhren, als ſie, den 22ſten September, vor dem Director der Jury erſchienen. Sie machten gegen dieſen neuen Betrug Vorſtellungen, und denunzirten ihn als eine ſchändliche Liſt des Gegners, ſeine Klage zu unterſtützen.

Der Direktor der Jury erſtaunte über die Abſurdität der Anklage, und war der Meinung, die Unterſuchung dürfe gar nicht fortgeſtellt werden; allein die Meinung des Sicherheitsbeamten überwog, und die beiden Angeſchuldigten wurden förmlich in Anklageſtand geſetzt. Als ſie vor den Criminalgerichtshof der Schelde gebracht wurden, erzählten ſie die Thatſachen, ſo wie wir ſie vorgetragen haben, und Herault, welcher ſeine Klage zurückgenommen hatte, erſchien demohngeachtet daſelbſt, um mit unerhörter Kühnheit die Wahrheit ſeiner Ausſagen zu behaupten.

Es ſcheint, daß es dem Denuncianten gelungen war, durch ſeine Intriguen, Verläumdungen und heuchleriſche Klagen, welche er überall ausgeſtreut hatte, das Intereſſe des Publikums zu ſeinen Gunſten zu beſtimmen. Die Vorurtheile des Volks äußerten einen furchtbaren Einfluß auf die Meinung der Geſchwornen.

Die von **Herault** angeführten Gewaltthätigkeiten waren durch nichts auf der Welt erwieſen; alle Vermuthungen dafür, welche man ſich vielleicht erlauben konnte, ſchienen durch Beſichtigung der Ortsverhältniſſe widerlegt zu werden. Es war ein mit Menſchen angefülltes Hoſpital, ein Zimmer, welches von einer Seite auf die Straße, von der andern auf einen den Bewohnern des Hauſes offen ſtehenden Garten ging. Konnte man in dieſem Zimmer Geräuſch erregen, ohne daß man es überall hörte? Ein Gensd'arme bezeugte: er ſey den ganzen Abend des 30ſten Auguſts im Garten ſpazieren gegangen, und zwar auf der Seite des Zimmers, wo der Auftritt an demſelben Tage und zur nämlichen Stunde vorgefallen ſeyn ſollte, und er habe nichts gehört. Der Sekretair der Gensd'armerie bezeugte: er ſey den nämlichen Abend in das Zimmer gegangen, wo ſich die Aſſociés befanden, und er habe mit ihnen Erfriſchungen genoſſen. Der Commis Riqaut erklärte: er ſey mehrmals in das nämliche Zimmer gegangen, und zwar während der Conferenz der Compagnons, und habe die Thür niemals verſchloſſen gefunden. Die Bedienten erklärten gleichfalls: ſie hätten, wie gewöhnlich, in dem Zimmer aufgewartet, und den Aſſociés Bier gebracht. Widerlegten nicht alle dieſe Ausſagen förmlich das Anführen des Denuncianten, welcher behauptete, in einem ganz abgeſonderten Zimmer des Hauſes, welches verſchloſſen und Jedermann, ſelbſt dem Hausgeſinde, von Außen unzugänglich geweſen, eingeſperrt worden zu ſeyn? —

Die Angeklagten hatten überdies bisher eines ſehr guten Rufes genoſſen, und legten dieſerhalb die beſten Zeugniſſe vor. Nicht ſo war es mit ihrem Gegner; er war ſelbſt durch die Ausſagen derer, welche an ihn Weine für Rechnung der Geſellſchaft verkauft hatten, des Betrugs gegen ſeine Aſſociés überführt, und dieſer erwieſene Betrug erklärte vollkommen den Urſprung der Quittung, welche er zum Vortheil ſeiner Aſſociés, um ſie zu entſchädigen, hatte unterſchreiben ſollen. Sein Benehmen unmittelbar nach ihrer Verhaftung bewies, daß er keine andere Abſicht gehabt habe, als er ihnen dieſen abſcheulichen Prozeß zugezogen, als die, ſie zu Grunde zu richten, und von ihrer Beraubung Vortheil zu ziehen. Gleich den 1ſten September, als den Tag ihrer Verhaftung, hatte er vor dem Handelsgerichte zu Gent eine Aſſignation auf ſie abgegeben, damit ſie ihm die Summe von mehr als 72,000 Livres bezahlen ſollten; und indeß ſie ſich beide in enger Haft befanden, hatte er gegen ſie ein Urtheil in contumaciam ausgebracht. Mit dieſem Urtheile war er die vornehmſten Städte Belgiens durchreiſt, hatte überall ausgeſprengt, ſeine ehemaligen Aſſociés ſeyen verloren, und auf ihre Forderungen Beſchlag gelegt, indem er das Vertrauen ihrer Correſpondenten zu erſchleichen ſuchte.

Indeſſen konnte, trotz ſo vieler Zeugniſſe, die Unſchuld nicht ſiegen. Nirgends ſieht man in Herrn Mejan's Erzählung, welche Vermuthungen, Anzeigen und Indicien die Meinung der Jury beſtimmten; allein Thatſache iſt es, daß auf ihre Erklärung, die Angeklagten den 24ſten Januar 1807 zu achtzehnjähriger Kettenſtrafe verurtheilt wurden, als überwieſen, durch Gewaltthätigkeit eine Quittung über 12,751 Livres erpreßt zu haben.

So wurden zwei Familienväter ihren Weibern und Kindern entriſſen, zwei Unſchuldige zur Bank der Verbrecher geſchleppt, und als ſchändliche Räuber verurtheilt und beſchimpft! Welches Unglück! welche traurige Wirkung des

Vorurtheils! welch verabſcheuungswürdiges Verbrechen iſt nicht die Verläumdung! Werden denn die die Unſchuld beſchützenden Geſetze ohne Wirkung für dieſe Unglücklichen bleiben? —

Es war dem Verläumder nicht genug, daß ſeine Schlachtopfer zur Infamie, ſo wie zu den übrigen Strafen, welche die Uebelthäter treffen, verurtheilt worden waren. Der beſchimpfende Urtheilsſpruch war nicht unwiderruflich; er mußte, ſeinem Plane gemäß auch beſtätigt ſeyn, und ſein Ruf verlangte, daß das Publikum von der Wahrheit ſeiner Anklagen überzeugt würde. Von der Unſchuld ſeiner Gegner überzeugt, ſo ſehr als ſie es ſelbſt waren, mußte er ſtäts befürchten, daß ſie Zeit gewinnen würden, ihre Unſchuld an den Tag zu bringen, ehe der oberſte Gerichtshof über ihren Rekurs entſchieden hatte. Er ſuchte daher die Hauptſtadt gleichfalls mit dem Gerüchte ihrer vorgeblichen Verbrechen zu erfüllen, wie er Gent bereits damit erfüllt hatte, vermuthlich in der

Hoffnung, es ſolle die Stimme der Unſchuld nochmals durch das allgemeine Vorurtheil dagegen unterdrückt werden. Das Urtheil von Gent war vom 24ſten Januar; und vom 7ten Februar an waren alle Pariſer Blätter mit dieſer Angelegenheit angefüllt. Sie wurde in denſelben nach dem Sinne des Denuncianten bloß wörtlich ſeiner Klage gemäß erzählt, ohne daß dabei ein Wort von der Vertheidigung der Angeklagten erwähnt worden wäre: ein offenbarer Beweis, daß die Darſtellung dieſer Sache von einer feindlichen Hand abgefaßt worden war. Sollte man hier nicht den Wunſch äußern dürfen, es möchten doch öffentliche Blätter Criminalprozeſſe nicht eher als nach Vollziehung der letzten durch die Geſetze zur Sicherung des Individuums vorgeſchriebenen Formen bekannt machen? Wozu dient es, ihnen voreilig Publicität zu geben? —

Das Caſſationsgericht entdeckte glücklicher Weiſe einen Fehler in der Form der Unterſuchung. „Die Geſchwornen," ſagt Herr Mejan — „waren nicht befragt worden über die

Moralität des Factums (sur la moralité du fait) der Urtheilsſpruch wurde den 21ſten Mai 1807 caſſirt, und der Prozeß vor das Criminalgericht zu Brüges gewieſen. Gott, der Beſchützer der Unſchuld, verſchaffte ihr auch diesmal einen vollſtändigen Sieg; und was das Merkwürdigſte iſt, ſie verdankte dieſen Sieg hauptſächlich der Ungerechtigkeit, welche ſich immer mehr und mehr ſelbſt verrieth."

Schon ſeit der Verurtheilung der Angeklagten waren wichtige und entſcheidende Vorfälle eingetreten; ſchon hatte ein plötzliches und lebhaftes Licht die Machinationen des Verbrechers erhellt und die Wolke der Vorurtheile, welche die Unſchuld verhüllte, zerſtreut. Man erinnert ſich, daß Herault, den 2ten September 1806 den ſtrengen Arreſt ſeiner Aſſociés benutzend, ein Urtheil in contumaciam gegen Dewilde ausgebracht hatte, ohne daß dieſer etwas davon erfuhr, vermöge deſſen er ihm eine Summe von mehr als 72,000 Livers bezahlen ſollte. So bald Dewilde wieder mit ſeiner Familie communiciren konnte, ließ er eine Einrede gegen dieſe Sentenz des Handelsgerichts von Gent abfaſſen. Das Urtheil koſtete 1700 Franken. Herault verlangte, daß Dewilde angehalten werden ſollte, die Koſten davon zu bezahlen, ehe er mit ſeiner Klage in der Hauptſache gehört würde. Dieſer führte an, daß, weil er damals verhaftet und in enger Gewahrſam geweſen ſey, und zwar in Folge der Klage ſeines Denuncianten, er nicht habe erſcheinen können. Herault läugnete frech dieſe Thatſache, und der Sicherheitsbeamte, welcher die Klage angenommen und die Angeſchuldigten hatte verhaften laſſen, mußte ſelbſt vor den Civilgerichten erſcheinen, um ihn in dieſer Hinſicht des Betrugs zu überführen. Wie ſehr mußte es nicht den Sicherheitsbeamten ſchmerzen, als er endlich von der Schlechtigkeit dieſes Menſchen überzeugt wurde! Es war den 3ten Februar; leider waren die Angeklagten zu achtzehnjähriger Kettenſtrafe verurtheilt, und jener Umſtand hatte nicht zur Kenntniß des Criminalgerichts gebracht werden können.

Noch mehr. Die Streitigkeit, deren gedacht worden, endigte ſich den 10ten April 1807 durch einen Rechnungsabſchluß, der von allen Theilen unterſchrieben wurde, und welcher ihre gegenſeitigen Anſprüche auf dieſelbe Art beſtimmte, wie ſie den 30ſten Auguſt 1806 geweſen waren. Die Verhafteten lagen unter einem Urtheilsſpruche, der ſie zu achtzehnjähriger Kettenſtrafe verurtheilte, gleich als wären ſie überwieſen worden: auf gewaltſame Art eine Quittung über 12,751 Livres, welche ihr Gegner als Intereſſen zu fordern gehabt, von ihm erpreßt zu haben; dem ohngeachtet verwarfen ſie mit Feſtigkeit alle ſeine Anſprüche; ſie bewieſen ihm von neuem die Betrügereien, welche er in Hinſicht auf ſie begangen habe, und welche dem Betrage nach die Intereſſen, die er verlangte, weit überſtiegen; ſie forderten gebieteriſch, er ſolle, ohne die geringſte Abänderung, Alles, worüber ſie den 30ſten Auguſt übereingekommen wären, vollziehen, oder die Angelegenheit ſolle durch Schiedsrichter entſchieden werden.

Herault wollte durchaus die Schiedsrichter nicht zulaſſen, wie er es bereits im Auguſt gethan hatte; endlich gab er lieber ſelbſt ſeine Anſprüche auf, und unterſchrieb ganz frei eine entſcheidende Uebereinkunft, welche alles ratificirte, was den 30ſten Auguſt feſtgeſetzt worden war. Es war alſo nicht wahr, daß man ihm zu dieſer Zeit mit Gewalt, und das Meſſer an der Kehle, falſche Rechnungsabſchlüſſe, und eine betrügeriſche Quittung über 12,751 Livres habe unterſchreiben laſſen. Herault, welcher vor dem Criminalgerichte zu Brüges in Verwirrung und Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerieth, wurde ſo weit gebracht, daß er ein Geſtändniß that, welches ſeine Klage von Grund aus vernichtete. Er geſtand nämlich: er habe ſelbſt den 30ſten Auguſt das Concept der Quittung geſchrieben, und ſie in Gegenwart des Commis Riqaut unterzeichnet: zwei Umſtände, woraus man ſchloß: 1. daß er in ſeiner Klage gelogen habe, als er behauptete: er habe in ſeiner Angſt und ſeinem Schrecken das

Concept der Quittung, welche man ihn habe unterſchreiben laſſen wollen, nicht unterzeichnet, noch unterzeichnen können; 2. daß die Gewaltthätigkeiten, welche er ſeinen Gegnern Schuld gab, falſch und erdichtet ſeyen, weil er den Commis Riqaut nicht anklagte, der doch nothwendig der Mitſchuldige von jenen hätte ſeyn müſſen.

Die Angeklagten wurden daher durch ein Urtheil vom 1ſten Auguſt 1807 feierlich losgeſprochen, und nie hat die Entſcheidung eines Gerichts einen einſtimmigern Beifall gefunden. Es iſt allerdings auffallend, daß ſich ein ſolcher Widerſpruch zwiſchen der Erklärung der Jury von Gent und der von Brüges fand. Alles, was man daraus ſchließen kann, ſagt der Verf. der causses celebres, iſt, daß die Einrichtung des Geſchwornengerichtes einer Vervollkommnung bedurfte, wie ſie es durch das neue Geſetzbuch erhalten hat, welches dadurch, daß es nur aufgeklärte Menſchen zu dieſem Geſchäft zuläßt, den Angeklagten und der Geſellſchaft zugleich eine ſicherere Bürgſchaft giebt.

Es ſcheint, eine ſolche abſcheuliche und in ihren Wirkungen ſo traurige Verläumdung habe exemplariſch beſtraft werden müſſen. Hatte nicht Herault das ſchändlichſte, der bürgerlichen Ordnung widerſprechendſte Verbrechen, welches zugleich den höchſten Grad moraliſcher Verderbtheit vorausſetzte, begangen? — Schlimmer als ein Mörder hatte er ſeinen Schlachtopfern Vermögen, Ehre und Leben zugleich rauben wollen. Dewilde, der Sohn, hatte das Unglück ſeines Vaters nicht ertragen können, ſondern war vor Gram geſtorben. Es kann Umſtände geben, welche andere Verbrechen mildern; man weiß, wie ſehr gewaltige und heftige Leidenſchaften bisweilen das Nachdenken und die Willensfreiheit der Verbrecher zu feſſeln vermögen; aber die Verläumdung iſt immer und muß immer ein Verbrechen ſeyn, von ſchwarzer, kalter und überlegter Bosheit erzeugt. Betrug und Lüge können durch nichts entſchuldigt werden. Welches war alſo das Schickſal dieſes Verläumders?

Leider exiſtirte das neue Strafgeſetzbuch damals noch nicht. Die Weisheit hatte noch nicht geſtattet, alle Unvollkommenheit der revolutionairen Geſetze auf einmal abzuſtellen; ſie erlaubten den Schlachtopfern des Betrugs bloß Klage auf Schadenerſatz. **Dewilde** und **Gay** wandten ſich alſo an die Civilgerichte. Ein erſtes Urtheil in contumaciam, geſprochen vom Gerichte der erſten Inſtanz zu **Tours**, verurtheilte **Herault** zum Schadenerſatz und Koſtenerſtattung; allein er machte dagegen Einrede, und es erfolgte ein zweites Urtheil, welches **Dewilde** und **Gay** mit ihrer Forderung abwies. Allein als die Sache vor das Appellationsgericht zu **Orleans** gebracht worden war, erhielten ſie das ehrenvollſte Urtheil; und ihr Verläumder wurde verdammt, ihnen 60,000 Franken als Schadenerſatz zu bezahlen. Das war alles, was die Richter damals thun konnten. Nach dem neuen Strafgeſetzbuche würde **Herault** außer dem Schadenerſatze noch zu Gefängniß, zu 3000 Franken Geldbuße und zehnjähriger Veraubung der bürgerlichen und Familienrechte verurtheilt worden ſeyn.

Dies war das Ende eines Prozeſſes, wo man erſtaunt, welche ſchreckliche Folgen die Verläumdung und der Betrug haben können, und ſich der das Recht erhaltenden Formen der Geſetze erfreut.

Epigramme von Haug.

Venus und Amalchen.

„Mit deiner Schönheit prunkeſt du?“
Rief Amor jüngſt Cytheren zu.
„Gutmütterchen! Laß uns bedenken:
„Amalchen iſt weit ſchöner noch.“ —
Er ſprach's im Zorne, ſie zu kränken;
Allein die Wahrheit ſprach er doch.

Das Leben der 12 Cäſare.

Ach, was iſt ein Erdengott! —
Cäſare! Flugsverſchwund'ne Weſen!
Euer Leben wollt' ich leſen,
Und ich las nur euren Tod.

Andeutungen.

Die Klage über die Zeiten iſt alt, ſo alt, als die Zeiten ſelbſt, und eben darum gewiß begründet. Wie ſollte denn auch ein edler, ſtrebender Sinn nicht gegen das Ideal, welches er, bewußter oder unbewußter, in ſich trägt, die Außenwelt in manchen ſtrengen Augenblicken für tief zurückgeblieben erkennen? Hiermit ſoll keinesweges geſagt werden, daß nun eben die Zeiten alle gleich ſeyen, und man mit einer Epoche derſelben ſo zufrieden ſeyn müſſe, als mit der andern; keinesweges erörtert, ob unſre Gegenwart eben zu den beſſern oder den ſchlechtern Punkten gehöre, welche die Weltgeſchichte durchlaufen hat, oder noch durchlaufen wird. Nur darauf laſſet uns einen Blick werfen, wer das Recht zu klagen hat, und wer nicht. Iſt die Unzufriedenheit rechter Art: ſo geht ſie ohne Zweifel von der eignen Individualität aus; denn nichts genügt wohl dem rechten Manne weniger, als er ſich ſelbſt. So beſchloß der edle Flemming ein herrliches Straf-Sonnet gegen die geſunkenen Deutſchen mit den Worten:

Ich ſag's auch mir zum Hohne.

Wer aus dieſem Ton über die Zeiten klagt, der hat Recht zur Klage, und Beruf zum Beſſermachen. Es braucht eben nicht allemal in deutlichen Worten von der Selbſterkenntniß die Rede zu ſeyn; aber der rechte Hörer kann ſie herausfühlen, an der Demuth und an der Kraft, welche ſich unausbleiblich in einer ſolchen würdigen Klage offenbart. Wo aber Jemand die Verderbniß der Zeiten ſchilt, und ſich als Eximirten betrachtet, wohlgefällig die Zeitgenoſſen hinunter drückend, damit er allein deſto herrlicher oben ſtehe: — o wehe dann, wehe dann über die Klage! Sie iſt nichts, als ein trauriger Beweis der geſunkenſten Verderbtheit ſelbſt.

Viel Großes und Schönes haben die Xenien und ihre Genoſſen in Schillers Almanach angeregt, viel Niedriges und Häßliches vernichtet. Zugleich auch iſt nach dem Gewitterregen vieles Unkraut mit aufgeſchoſſen, wie denn das in Natur der Sache liegt. Aber mehreres und ernſteres Unheil hat wohl kein Tropfen daraus angerichtet, als folgende Worte:

> Auch in der ſittlichen Welt iſt ein Adel; gemeine Naturen
> Zahlen mit dem, was ſie thun, ſchöne mit dem, was ſie ſind.

Es iſt ſo hübſch bequem, mit dem zu zahlen, was man iſt; bekäme man auch einmal zum Thun einige Luſt, man würde ja vor ſich ſelbſt dadurch in die Klaſſe der Gemeinen hinunter geſetzt. Dem politiſchen Adel ſind ähnliche üble Reſultate zur Laſt gelegt worden; was ſind ſie jedoch gegen die, welche der mißverſtandne ſittliche mit ſich geführt hat?

Ein Bild ganz eigenthümlicher Verkehrtheit bieten viele engliſche Romane dar, welche ſeit Richardſon's Grandiſon — dieſen inclusive — geſchrieben und, was ſchlimmer iſt, geleſen worden ſind. In ſelbigen Romanen bewachen die Frauenzimmer jedes freundliche Wort, jeglichen milden Blick, und geben ſich ſtrenge Rechenſchaft darüber, wie ſie einem oder dem andern jungen Manne einen Knicks gemacht, oder nicht gemacht haben. Aber nichtsdeſtoweniger iſt die Heldin des Ganzen eine bloße Sonnenblume, der Held eine Sonne, und das Aeugeln jener nach dieſem macht eben das ganze Buch aus. Wir haben leider auch im Deutſchen ſolche Exempel von Hiſtorien. Am Ende pflegt ſich dann der Geliebte wirklich über die Liebende zu erbarmen, und ſich höflich damit zu entſchuldigen, intrikate Umſtände hätten ihm dergleichen nicht früher erlaubt. Ihr alten, guten, ächtdeutſchen Geſchichten, wo der Rittersmann Jahrelang nach einem Blicke ſeiner Huldin ringt, Ihr mögt wohl bisweilen etwas ſeltſam herauskommen, und etwas ceremoniös; aber ſeyd Ihr nicht reines Gold gegen dieſe auf den Kopf geſtellten Bilder? Wenn früherhin es wirklich einem Mädchen eingefallen ſeyn ſollte, einen Roman um des Romanes willen mit ihrem ihr von Gott verliehenen theuern Leben zu ſpielen: ſo hatte ſie doch dazu wenigſtens erſt einen Mann oder Jüngling nöthig, der ſich um ſie bewarb. Seit Richardſon aber haben ſie's bequemer. Sie brauchen ſich nur in irgend einen Beliebigen zu verlieben, und ſind alsbald um nichts unintereſſanter, als Miß Biron, Evelina u. ſ. w. Wolle doch auch Niemand ſolche Zerrbilder durch Taſſo's Erminia, die noch jüngſthin in Loeſt's Clorinde voll der höchſten Zartheit und Innigkeit herausgezaubert worden iſt, und durch ähnliche hohe Geſtalten entſchuldigen! Der Enthuſiasmus, der ein jungfräuliches Gemüth für einen Helden oder Weiſen oder Künſtler in einem großen Momente entzündet, iſt weit ein anders Feuer, als das, welches unter der Theemaſchine flakkert, und irgend einen tugendhaften Elegant favorabel beleuchtet.

v. Fouqué.

Die Möve und der Kieſel.

Leicht, zwiſchen Kieſel in dem Sande
Hatt' eine Möv' am Meeresſtrande
Ihr kleines, offnes Neſt gebaut.
Ein naher, bunter Kieſel ſchaut
Neugierig hin, beginnt zu fragen,
Und läßt ſich von der Möve ſagen,
Was in den Eiern, wundervoll,
Durch Brüten ſich entwickeln ſoll.

Als leichter Vogel aufzuſchweben,
Wird nun des Kieſels ganzes Streben.
Er drängt, mit ſtolz bethörtem Sinn,
Ins Neſt ſich zu den Eiern hin,
Und harret, warm und wohl geborgen,
Auf ſeinen Auferſtehungsmorgen.

Die Möve brütet mütterlich;
Aus jedem Ei entwickelt ſich
Ein Vöglein, das mit raſchem Flügel
Bald hinſchwebt über Meer und Hügel.
Der Kieſel bleibt ein Kieſel nur,
Und zeigt noch keines Flügels Spur.
Er gleicht an Farb' und Form den Eiern,
Und kann kein Lebensfeſt doch feiern;
Drum giebt er nun der Möve Schuld,
Es fehl' ihr an Geſchick, Geduld,
Und gutem Willen, um ihn eben
So, wie die Eier, zu beleben.
Doch dieſe ſpricht: „Was zürnſt Du mir?
Such Dein Geſchick allein in Dir!
Ein Stein muß ſtill am Boden liegen,
Kann nimmer leben, nimmer fliegen.
Nichts helfen Farben und Geſtalt,
Fehlt höhern Lebens Vollgehalt.

* * *

So wird zum Weiſen auch nicht Jeder,
Der hoffend aufgafft zum Katheder.

A. G. Eberhard.

Beiträge
zur Biographie Johann Jakob Engel's.

(Der Herausgeber verdankt dieſe Beiträge der Gefälligkeit eines achtungswerthen Verwandten des verſtorbenen Engel's; und da ſie Manches enthalten, was bisher noch nicht öffentlich bekannt geworden iſt: ſo wird dieſe Mittheilung den zahlreichen Verehrern des Verſtorbenen hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn.)

Johann Jakob Engel wurde 1741 den 11ten September in der Meklenb. Schweriniſchen Stadt Parchim geboren. Sein Vater war Prediger an der Neuſtädter Kirche und ſpäter Senior miniſterii. Er war ein frommer, äußerſt gewiſſenhafter, etwas ſtrenger Mann, der große theologiſche Gelehrſamkeit beſaß; aber auch ein denkender Kopf, wie unter andern einige in damalige theologiſche Zeitſchriften eingerückte exegetiſche Verſuche bewieſen. Seine Mutter, Tochter des Senators und Kaufmanns Jakob Braſch in Parchim, war eine Frau von ausgezeichneten Geiſteskräften, vielem Witz, ſehr feſtem Charakter, edelmüthig, und Wohlthäterin unzähliger Nothleidenden, die ſich ſelbſt erlaubte Genüſſe und Bequemlichkeiten verſagte, um von ihrem anſehnlichen Vermögen Dürftige zu unterſtützen. Sie genoß daher eine ganz vorzügliche Achtung, auch nach dem Tode ihres Mannes, bis an ihren Tod im Jahr 1803.

Engel's ausgezeichnete Geiſteskräfte entwickelten ſich früh. Seine Aeltern, ſo wie ſein Großvater, Jakob Braſch, bemerkten dieſe vorzüglichen Kräfte mit innigem Vergnügen und thaten, als Menſchen von Kopf und Herz, was ihnen möglich war, ſeine Kräfte zu üben. Beſonders hervorſtechend war ſein Witz, ſeine Gewandtheit in Verlegenheiten, in die ihn ſeine

Aeltern abſichtlich kommen ließen, ſein Gedächtniß, das treu und ſchnell war, und ſein Scharfſinn.

Bis zum 9ten Jahre beſuchte er die ſehr elende Schule ſeiner Vaterſtadt. Da ſein Vater ſelbſt wenig für die Bildung dieſes ſeines älteſten Kindes thun konnte, weil er mit Amtsgeſchäften überhäuft war: ſo brachte er ihn nach Roſtock zu ſeinem Bruder, dem damaligen Profeſſor der Philoſophie, Johann Ludwig Engel. Dieſer nahm ſich des Knaben väterlich an, unterrichtete ihn zuweilen ſelbſt; und da ihm dazu oft die Zeit fehlte: ſo ließ er ihn von geſchickten Studenten unterweiſen. Sein Onkel ſtarb 1758. Engel verfertigte auf deſſen Tod ein Trauergedicht, 22 Strophen lang, das in Roſtock gedruckt wurde.

Bald darauf wurde er immatriculirt. Er widmete ſich in Roſtock ganz der theologiſchen Wiſſenſchaft, beſonders aus Liebe zu ſeinem Vater. Nach 2 Jahren begab er ſich auf die damals von Roſtock getrennte Univerſität zu Bützow. Hier legte eine fürchterliche Krankheit, die rothe Ruhr, an der er über ein Vierteljahr entſetzlich litt, weil ſie verkehrt behandelt wurde, den Grund zu ſeiner nachfolgenden beſtändigen Kränklichkeit. Er wandte ſeine Zeit hier faſt ausſchließlich auf theologiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften. Im Jahr 1763 vertheidigte er öffentlich ſeine Diſſertation, die den Titel führt: Dissertatio physica de caussa fluxus siphonis bicruralis, in vacuo continuati, Praeside J. N. Tetens. Er ſelbſt nennt ſich auf dem Titel: Theologiae et Philosophiae cultor.

Von ſeinem 19ten Jahre an predigte er, ſo oft er ſeine Aeltern beſuchte, in Parchim. Er fand außerordentlichen Beifall. Im Jahr 1763 hielt er bei der Feier des Friedensfeſtes nach dem 7jährigen Kriege in der Bützowſchen Stadtkirche eine Rede, die in Folio gedruckt, 3 Bogen ſtark iſt. Er fand einen faſt unglaublichen Beifall.

Bald darauf verließ er Bützow, und ging, ſo viel ich weiß, im Jahr 1764, nach Leipzig. Er ſetzte hier ſeine Studien eifrig fort. Vorzüglichen Fleiß wandte er an auf das Studium der griechiſchen Sprache, gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Eſchenburg. Ich vermuthe, daß dieſer faſt einzige noch übrige Freund Engels viele brauchbare Nachrichten über ſeine Studien und andre merkwürdige Vorfälle in Engels Leben wird geben können. Er ſagte ſelbſt oft, daß er ſich in Leipzig erſt zum Gelehrten gebildet habe. Seine Kränklichkeit nahm hier aber oft auffallend zu, woran ſeine Art zu ſtudieren Schuld war. Denn er brachte zuweilen Tage im Bette zu, mit Büchern umgeben, oder arbeitete bis in die Nacht. Seine Mutter unterſtützte ihn zwar anſehnlich; da er aber viel brauchte: ſo mußte er das Fehlende durch Privatunterricht und ſchriftſtelleriſche Arbeiten erſetzen. Er überſetzte unter Andern Eulers Briefe. Die franzöſiſche Sprache machte er ſich in Leipzig durch Umgang mit vielen gebornen Franzoſen ganz zu eigen, ſo daß er ſie wie ſeine Mutterſprache reden konnte. In Leipzig ſchrieb er ſeinen Edelknaben — ſeinen dankbaren Sohn — die Apotheke und andere bekannte Schriften. Sein Name wurde jetzt in kritiſchen Blättern allgemein geprieſen. Es ergingen faſt zu gleicher Zeit folgende Rufe an ihn: nach Göttingen, als Profeſſor der Philoſophie; nach Gotha, als Bibliothekar; nach Paris, als Erzieher eines Grafen; nach Berlin. Er wählte den nach Berlin, zum Theil aus Liebe zu ſeiner Mutter, die dieſen Ort vorzog.

Von ſeinem Leben in Berlin iſt mir wenig bekannt.

Im Jahr 1782 wurde er unter der Hand durch ſeinen Bruder, K. C. Engel in Schwerin, der vor ihm ſtarb, gefragt, ob er Neigung habe, die Stelle eines Hofmeiſters der Prinzen des Herzogs von Meklenburg anzunehmen. Es wurden 1500 Thaler Gehalt offerirt. Obgleich alle ſeine Briefe und Papiere von ihm ſelbſt vernichtet ſind: ſo habe ich doch unter den Briefen meiner Mutter, die eine Freundin Engels war, die Antwort auf dieſen Antrag gefunden. Er ſagt da unter Andern: „1500 Thaler ſind ein ſchönes Geld,

„aber gar kein Geld, wenn die Glückſeligkeit des Lebens damit bezahlt werden ſoll. Die iſt um keinen Preis feil. Und doch verhandelt ſie ein jeder, der Hofmeiſter von jungen Prinzen wird: er müßte denn ein junger Mann ſeyn, der nach menſchlichem Anſehn noch viele Jahre, nach vollendeter Hofmeiſterſchaft, hoffen dürfte. Nur wenn nicht vom Hofmeiſter, wenn von einem Prinzenlehrer, Inſtructor die Rede wäre: ſo wäre das ganz anders, und der Vorſchlag würde mir höchſt annehmenswerth dünken. Mit dem Hofe würde ich allenfalls ſchon zu leben wiſſen; beſſer, als mit einem hämiſchen, intriguanten Concilium Profeſſorem, wie die auf Univerſitäten meiſtens ſind.“ Da nun wirklich von einem Hofmeiſter der Prinzen die Rede war: ſo blieb es bei der vorläufigen Anfrage. Dagegen wurde er Lehrer des jetzigen Königs von Preußen in der Moral und Aeſthetik, ſo wie einiger anderer Prinzen und Prinzeſſinnen des Königl. Preuß. Hauſes. Später ernannte ihn Friedrich Wilhelm der 2te zum Director des Berliner großen Theaters, wozu Keiner ſo tüchtig ſchien, als der Verfaſſer der Mimik. Er blieb dieß bis zum Jahr 1794, wo Kabalen, vielfältiger Verdruß und überhäufte Arbeiten ſeine wankende Geſundheit ſo zerrütteten, daß er ſeinen Abſchied nehmen mußte. Die nähern Umſtände dieſer Veränderung ſind mir unbekannt. Er verkaufte ſeine anſehnliche Bibliothek und ſeine Mobilien, und begab ſich mit dem Entſchluß, nie nach Berlin zurückzukehren, zu ſeinem Bruder nach Schwerin. Hier miethete er ſich einige Zimmer und lebte in der Stille, eingeſchränkt auf den Umgang mit ſeinem Bruder und einigen Verwandten und Freunden. Er ſchrieb hier den Fürſtenſpiegel, und arbeitete an dem dritten Theil ſeines Philoſophen für die Welt.

Bald nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs wurde er, auf Verlangen des Königs, eingeladen, nach Berlin zurückzukehren. Es wurde ihm, außer dem Gehalt von der Academie der Wiſſenſchaften, noch eine bedeuwieder Preußen zurückkehrte. Seine Hypochondrie, an der er ſeit jener gefährlichen Krankheit in Bützow bald mehr bald weniger gelitten hatte, machte ihn etwas bedenklich; doch entſchloß er ſich, den Ruf anzunehmen. Er kehrte nach Berlin zurück, und arbeitete nun, ſo weit ſeine zerrüttete Geſundheit es geſtattete, für die Akademie der Wiſſenſchaften, und an einer vollſtändigern Ausgabe ſeiner Schriften. Nicolai, Bieſter, der jüdiſche Friedländer und Herr Merkel hatten mit ihm am meiſten Umgang. Friedländer war ſein vertrauteſter Freund. Da dieſer längſt eine Biographie Engel's gewünſcht hat; ſo iſt zu erwarten, daß er gern Beiträge zu derſelben liefern wird.

Im Jahr 1802 entſchloß er ſich, auf dringendes Bitten ſeiner Angehörigen, von ihm zärtlich geliebten Mutter, zu einer Reiſe nach Parchim. Obgleich ſeine Geſundheit in einem äußerſt traurigen Zuſtande war: ſo machte er doch die Reiſe, in Begleitung ſeines Bedien-

ſchwand. Er erzählte eine Menge Anekdoten mit einem Feuer und einer Munterkeit, die einzig war; ſprach über neuere Philoſophie, neuere [illegible] Dichter und Schriftſteller, und Männer, die er alle beinahe ehemals geſehen hatten; zeigte Theilnahme an der Lage ſeiner Angehörigen; ſprach von Abhandlungen, die er für die Academie der Wiſſenſchaften zu ſchreiben Willens wäre, und verſicherte die Alten, die um ihn waren, die angenehmſte, lebensvollſte Unterhaltung. Aber der [illegible] Zuſtand ſeines [illegible] ſchwand bald wieder alle Kräfte ſeines Geiſtes. Er gerieth in einen ruhigeren Zuſtand, und ſprach, wie ein Menſch, der am langen Fieber leidet. Dann war er äußerſt ſchwer, mit ihm umzugehen. Seine Mutter ließ den berühmten Volksarzt Graumann holen, obgleich ihm zwei ſehr geſchickte Ärzte, Sachſe und Becker, alle Kunſt anwenden, ihn zu retten. Graumann hielt ihn für einen Kranken, der ſeinen Verſtand verloren habe, und wich, ihn ſo zu behandeln. Es geſchah aber nicht, weil Jeder gleich ſehen konnte, daß dieß zweckmäßig ſey. In den letzten vier Tagen vor ſeinem Tode kam er faſt nie zum Bewußtſeyn. Es war für Alle, die ihn, wie er es verdiente, ehrten und liebten, eine Wohlthat, daß am 25ſten Juni, Nachmittags um 4 Uhr, ſein rühmliches Leben geendigt wurde.

Muſikaliſches Tempo.

Nach dem Italiſchen.

Mit vierzehn Jahren — amoroso!
Die Frühlingsblume raſch gepflückt!
Im zwanzigſten — allegro molto!
Sing' ohne Pauſe fort! Es glückt.
Im dreißigſten nur — sostenuto!
Des Lebens holder Mai vergeht.
Im vierzigſten ſchon — ritardando.
Der Sommer ſenkt, die Herbſtluft weht.
Im fünfzigſten, aus Klugheit — tace!
Nun bricht der Winterfroſt herein.
Sängſt du: ſo kläng' es — doloroso!
Und Virtuoſen lachten dein.

Sing' in der Liebe niemals — solo!
Denn ungeliebt zu lieben kränkt.
Jedoch im Duo — mezzo-forte!
Und daß ihr an da Capo denkt!
Ihr müßt im Seufzen — espressivo,
In Wünſchen moderato ſeyn,
Im Vollgenuß der Luſt — piano,
Und presto, presto — bei der Pein!

Haug.

Beobachtung einiger Luftſpiegelungen.

Als Nachtrag zu den Erinnerungen von Rügen.

Bereits am erſten Tage meiner Rügenſchen Reiſe, auf dem Wege nach Wittow, und auf dieſer Halbinſel ſelbſt, als ich dann und wann nach der Inſel Ummanz und mehrern daneben befindlichen, noch kleinern Inſeln zurückſah, zeigte ſich mir die Erſcheinung mehrerer, wiewohl unvollkommner, Luftſpiegelungen. Auch am folgenden Tage, als ich auf Stubbenkammer die Sonne untergehen ſah, und ſich die Scheibe derſelben, in der nächſten Luftſchicht über dem Meere, in ſenk-

ſenkrechter Richtung zur Kegelſorm verlängerte, war eine Luftſpiegelung im Spiel. Doch von einer ungleich auffallendern Art erblickte ich ſie am dritten Tage auf Mönchgut. Auch nach den vielen, ſchon gelieferten, hieher gehörigen Beobachtungen, wovon die frühern Jahrgänge der Gilbertſchen Annalen der Phyſik *) eine reichhaltige Ueberſicht geben, glaube ich, daß die treue Mittheilung meiner möglichſt aufmerkſamen Beobachtungen für manchen Leſer dieſer Zeitſchrift nicht unwillkommen ſeyn werde.

Es war am 23ſten Junius, Nachmittags gegen 5 Uhr, als ich, auf dem Rückwege von dem Dorfe Philippshagen auf Mönchgut, im Hinauffahren nach der Anhöhe, die ſich auf der Nordſeite ziemlich ſteil gegen Rügen hinabſenkt, den Wagen halten ließ, um noch einmal die Halbinſel Mönchgut und

---

*) Siehe dritten Bandes drittes und viertes Stück, vierten Bandes zweites Stück; Jahrgang 1802 fünftes und neuntes Stück, und mehrere.

das ſie umgebende Meer ruhig zu überblicken. Meinen Standpunkt über dem Meere ſchätze ich auf etwa 50 bis 80 Fuß; doch kann ich hierin vielleicht ſehr irren. Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, mir zur rechten Seite, in voller Klarheit. Von dem, etwa eine Stunde ſpäter heraufziehenden, Gewitter war noch nichts zu ſehen; höchſtens konnte ein leichter, dunkelgrauer Dunſt am nördlichen und öſtlichen Horizonte für einen ſchwachen Vorboten deſſelben gelten. Die Luft war ſchwühl, und wenigſtens auf dem Standpunkte, wo ich mich befand, ohne auffallende Bewegung.

Indem ich über Mönchgut hinaus nach dem dunkelblauen Meere blickte, fiel es mir auf, am Horizonte eine erhabne, felſige Küſte das Meer mir grade gegenüber begränzen zu ſehn; und noch mehr überraſchte es mich, etwas zur Linken die kleine Inſel, die Greifswaldſche Oie genannt, wie mit lauter, nahe bei einander ſtehenden Säulen, die in ſolcher Entfernung viel zu hoch für Bäume waren, geſchmückt zu ſehn, von welchem allen ich einige

Stunden früher, auf der Hinfahrt nach Philippshagen, nichts bemerkt hatte.

Ich wußte nicht, was ich aus dieſen Erſcheinungen machen ſollte, bis ich endlich eine auffallende Veränderlichkeit daran bemerkte, und ich ſo, bei verdoppelter Aufmerkſamkeit, überzeugt wurde, daß ich Luftſpiegelungen ſah, wie ich bis dahin noch nie in der Natur zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Mit aller Bequemlichkeit zeichnete ich nach und nach einige der intereſſanteſten Anſichten in mein Taſchenbuch, deren möglichſte Treue ich verbürgen kann. Auf der beigelegten Kupfertafel (Beilage 5.) ſind ſie mit Genauigkeit kopirt, und der Natur gemäß illuminirt.

Bei allen fünf Zeichnungen iſt MM die Horizontlinie des Meeres, LL die Gränze der Luftſpiegelungen, und KK (in Figur 3, 4 und 5) die wahre Anſicht kleiner, über den Meerhorizont ſich erhebenden Inſeln oder Küſtenſtreifen.

Was ich unter Figur 1 zeichnete, lag grade vor mir, wie eine blaßröthlich und blaugrau gefärbte, felſige Küſte. Da ich kaum dieſe Zeichnung entworfen hatte, veränderte ſich dieſe nämliche Stelle, wie ſie unter Figur 2 erſcheint; und ſo hätte ich noch eine Menge Zeichnungen von der nämlichen Stelle entwerfen können, die alle etwas von einander abwichen in ihren kleinen Schattirungen, aber doch einen und den nämlichen Hauptcharakter zeigten, ſobald die Spiegelung vollkommen war, das heißt: ſobald ſie den ganzen Raum über dem Meere bis zu der Linie L L ausfüllte. Unverſehens aber, als wenn eine wellenartige Bewegung dieſe nächſte Luftſchicht über dem Meere an einer ruhigen Spiegelung hinderte, erſchien dieſe ſcheinbar grade Küſte manchmal mehr oder weniger zerbröckelt, ſo daß nur Fragmente davon übrig waren; ja ein paarmal verſchwand ſie auf kurze Zeit ganz und gar. Dann ſah ich, ungeachtet meines ſehr ſcharfen Auges, nichts als Meer und Luft, ohne die Spur eines Küſtenſtreifes auf dieſer Stelle zu entdecken. Da es indeſſen eine Gegend war, nach welcher hinaus die pommerſche Küſte liegt: ſo vermuthe ich, daß dieſe nur eben von meiner Meerhorizont-Linie verdeckt, durch die Luftſpiegelung aber ſcheinbar in die Höhe gehoben, und in einem in die Höhe gedehnten Bilde in meinen Geſichtskreis gebracht wurde.

In Figur 3 war T ein entfernt liegendes, unverändert erſcheinendes Vorgebirge von Mönchgut (wahrſcheinlich Thieſſow), und der Landſtrich K, welcher ſich über das Meer erhebt, wahrſcheinlich die nahgelegene Inſel Ruden. Hier, und in Figur 4, wo K K ein näheres Stück der pommerſchen Küſte iſt, war die Erſcheinung vorzüglich darin von Figur 1 und 2 abweichend, daß nicht nur die röthliche Farbe wegfiel, ſondern auch ſtatt der felſigen, hier und da nur eine ſäulenartige Schattirung ſtatt fand.

In Figur 5 hingegen, wo K K die Greifswaldſche Oie bezeichnet, war die ſäulenartige Erſcheinung charakteriſch vorherrſchend, und gewährte einen wahrhaft intereſſanten Anblick. Wäre es eine griechiſche Inſel geweſen: ſo würde ich auf den erſten Anblick feſt überzeugt geweſen ſeyn, die Ruinen der prachtvollſten alten Tempel vor mir zu ſehn. Aber dieſe Säulen waren gerade von allem, was ich ſah, der größten Veränderlichkeit unterworfen, ſtanden bald dichter, bald in größeren Zwiſchenräumen neben einander, und verſchwanden oft ſtückweiſe, wie zum Beiſpiel rechts am Ende dieſer Zeichnung einige zerſtückelte zu ſehen ſind. Dies fand mehr oder weniger ſtatt, je nachdem die (bei Figur 1 und 2 ſchon erwähnte) wellenartige Bewegung der ſpiegelnden Luftſchicht über dem Meere die ruhige Spiegelung mehr oder weniger zu ſtören ſchien. In ihrem vollkommenſten Zuſtande dehnten die Säulen ſich indeß nie über die Linie LL empor. Ein paarmal waren ſie alle faſt ganz und gar verſchwunden, ſo daß ich nichts, als die niedrige Inſel ſah. Zur Erklärung dieſer Säulenformen weiß ich nichts, als die Vermuthung aufzuſtellen, daß die ungleiche Höhe der Waldbedeckung dieſer kleinen Inſel die Urſach derſelben war. Wenn ich nicht irre: ſo habe ich in irgend einer Beſchreibung geleſen, daß dieſe kleine Inſel die walbige Oie genannt wird. Wahrſcheinlich waren dieſe ſcheinbaren Säulen die aufrecht erhöhte Spiegelung der hervorragendſten Baumgruppen oder einzelner Bäume, die mit ihren Spitzen zunächſt mit der ſpiegelnden Luftſchicht in Berührung kamen, wiewohl man in der meilenweiten Entfernung die waldige Bedeckung der Inſel nur ahnen, und die einzelnen Hervorragungen nicht unterſcheiden konnte. Indeſſen nehme ich dieſe Meinung ſehr gern zurück, ſobald ein gelehrter Phyſiker eine einleuchtendere, beſſere Erklärung giebt.

Noch muß ich bemerken, daß rechts und links neben der kleinen, ſäulengekrönten Inſel die Linie L L ſich weithin verlängerte, und alſo zu beiden Seiten die Luftſpiegelung ſich fortſetzte, wo viele Meilen weit hinaus hinter der Horizontlinie nichts als Meer war. Hier konnte alſo nichts als eine Spiegelung des Meeres ſtatt finden, und ſie war auch einfach bläulich gefärbt, wie ſie Figur 5 rechts am Ende der Inſel erſcheint, ohne Säulen oder felſige Schattirung, wie in Figur 1 und 2, was mich in der Vermuthung beſtärkt, daß bei Fig. 1 und 2 ein Küſtenſtrich, der nicht weit hinter meiner Horizontlinie lag, im Spiele war.

Dies iſt der treue Bericht meiner aufmerkſamen Beobachtung, dem ich nur noch die Verſicherung hinzufüge, daß ich ihn durchaus ohne alle Uebertreibung abgeſtattet habe, ſo wie ich auch die Genauigkeit meiner Zeichnungen vollkommen verbürgen kann. Ob die öffentliche Mittheilung aber der Mühe werth war oder nicht, darüber mögen die Herrn Phyſiker entſcheiden.

A. G. Eberhard.

Die Wolken.

Hoch ziehn am ſtürmiſchen Himmel
Die wechſelnden Wolken dahin,
Sie ſehn der Erde Getümmel
Mit weichem Schmerz — und entfliehn.

Frei zwiſchen Sonne und Erde,
Und Meer und Himmel geſtellt,
Herrſcht ihre ſchimmernde Heerde,
Wie Geiſter über der Welt.

Von oben glänzen die Kerzen
Der Sterne den ewigen Lauf,
Von unten dringen die Schmerzen
Der Menſchheit zu ihnen hinauf.

Drum paart ſich nächtliches Grauen
Mit ihrer leuchtenden Pracht,

Und zu Elyſiums Auen
Folgt ihnen irdiſche Nacht.

Zu ihnen flüchtet die Liebe,
Zu ihnen Hoffnung und Schmerz;
Und wird die Erde zu trübe:
Schwingt ſich zu ihnen das Herz.

In ihrem magiſchen Bilde,
Sind Erd' und Himmel verwebt,
Sie neigen ſchattende Schilde,
Wenn Föbos Glut ſich erhebt.

Sie leih'n ſich willig den Stürmen,
Dem Rüſthaus rauher Natur,
Im Schneegewande beſchirmen
Sie zarte Keime der Flur.

Im überſtrömenden Regen,
Wird ihre Mild' uns zu Theil;
In ihren Wettern erregen,
Die Götter ewiges Heil.

Friedrich Krug v. Nidda.

Stummer Handel bei verſchiedenen wilden Völkerſchaften.

Das, was ſchon Herodot von dieſer ſeltſamen Handelsweiſe erzählt, wird auf eine unbeſtreitbare Art durch die neuern Schriftſteller, welche über Afrika geſchrieben haben, beſtätigt. Nach jenem alten Geſchichtſchreiber gab es jenſeits der Säulen des Herkules ein Volk, welchem die Karthaginenſer alle Arten von Waaren zuführten, wofür ſie Gold eintauſchten, welches daſelbſt in großem Ueberfluſſe ſich fand; dieſer Handel wurde geführt, ohne kein Wort dabei zu reden. Jede dieſer beiden Nationen legte ihre Waaren an einen beſtimmten Ort, und nahm ſie weg, oder ließ ſie liegen, je nachdem ſie mit dem Tauſche zufrieden war oder nicht. Dem Araber Cabu zu Folge, wohnten dieſe an Gold ſo reichen Neger tief im Innern von Afrika; er nennt ihr Land, welches drei Monatsreiſen von Segelmaſſen entfernt geweſen, Belad al Tibri. Die Kaufleute meldeten ihre Ankunft durch Trommelſchlag, und vertauſchten auf die oben beſchriebene Art Salz, wohlriechendes Holz, Ringe und Armbänder von Kupfer, gegen Goldſtaub. Ibn al Uardi nennt dieſes Negerland Karkas, und beſchreibt den Handel auf die nämliche Art, außer daß er ſagt: die Neger pflegten die Dinge, womit ſie nicht zufrieden wären, zu verbrennen. Cadamoſto fand auch dieſen Handel auf ſeiner Reiſe in Afrika. Er ſagt, die Einwohner von Melli verhandelten ihr Salz gegen Gold an unbekannte Neger, welche öſtlich von Melli an dem Ufer eines großen Fluſſes wohnten, und dieſer Handel werde, ohne ein Wort zu reden, getrieben. Noch neuere Reiſende erzählen daſſelbe, z. B. Shaw, in ſeiner Reiſe in der Barbarei, und Höſt in ſeiner Schilderung von Marocco. Indeſſen ſcheint der letztere bloß eine alte Tradition zu wiederholen. Lange Zeit nach dem Herodot, trieben die Serer den Handel mit den Fremden, welche bei ihnen landeten, auf die nämliche Art und Weiſe. (Plinius L. VI. Cap. 17.)

Da Europa es einmal übernommen hat, die andern Welttheile auf ſeine Weiſe zu bilden: ſollten da nicht einige unſrer ſchreienden Meß- und Markt-Juden Luſt bekommen, als Miſſionarien nach Afrika zu gehen, um jene Goldbeſitzer von ihrer merkantiliſchen Stumm- und Dummheit zu bekehren?

Schreiben eines deutſchen Schriftſtellers an einen Buchhändler.

Lieber Herr —!

Ich habe erfahren, daß Sie allerlei luſtige und unterhaltende Schriften aufnehmen. Ich erbiete mich, Ihnen ſo viel Stücke Ihnen gefällig ſind, für einen billigen Preis zu überliefern. Ich halte mich erſt eine kurze Zeit hier auf. Vorhin war ich in Berlin, wo ich ebenfalls ſolche Stücke in Druck gegeben habe. Meine erſte Probe hat ſehr viel Abgang gehabt, und hat mich angeſpornt, es ein ganzes Jahr daſelbſt fortzuſetzen. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo ſtehe ich zu Dienſten. Wenn Sie Zeit haben, ſo bitte ich mir ein paar Zeilen

Antwort aus. Meine Zeit iſt zu kurz, als daß ich Ihnen es noch weiter auseinander ſetzen ſollte. Daß Sie häufig Abgang haben ſollen, darnach will ich es ſchon einrichten. Ich bin

Ihr

unbekannter Freund.

N. N.

N. S. Wenn es Ihnen ſo gefällig iſt, ſo ſollen Sie über wenige Wochen den erſten Band bekommen. Beſtimmen Sie nur, wie viele Bogen Sie haben wollen, und wie viel Sie mir für den Bogen für meine Mühe zufließen laſſen wollen.

Räthſel.

Es nennt ein herrlich tönend Wort
Die zauberiſchen Melodieen,
Die Einen nach dem Andern fort
In einen Kreis von Tönen ziehen.

Ein einz'ger Laut hinzugethan:
Und horch! es donnert ein Vulkan,
Der, ſelbſt im Jubel, dich erſchrecket,
Im Zorne dich zu Boden ſtrecket.

A. G. E.

Auflöſung der Charade S. 380: — Reimſchmidt.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Der Vorfechter.

Eine alt-italiſche Sage.

Der tapfere Langobardenherzog **Ariulf** hatte die Römer in **Umbrien** geſchlagen, und ſeine Heerhaufen waren in großer Siegesfreude auf dem Schlachtfelde gelagert, ſingend vom Alboin, der dies gewaltige Volk zuerſt nach Italien geführt hatte, und von noch weit frühern Helden, zugleich auch von denen, die in dem eben ausgefochtenen Kampfe das Beſte gethan hatten. Da huben Einige folgende Weiſe an:

„Raſch ward geritten,
Heiß ward geſtritten,
Helden mit Helden,
Heut auf den Feldern.

Siehſt du den Beſten
Von all' den Gäſten?
Sieh' unſern Herzog,
Der vor dem Heer zog.
Der hat geſtritten,
Der hat geritten,
Held unter Helden,
König des Feldes.“

Der Ariulf ſchüttelte aber den Kopf dazu, und ſagte: „So ſoll mir Odin helfen — (er kannte noch keinen beſſern Schwur, weil er noch dem Heidenthume gänzlich ergeben war) — ſo ſoll mir Odin helfen, als ich dieſem Liede auf keine Art Recht zu geben vermag. Ich habe gefochten, hoffe ich, wie es einem ehrliebenden Ritter geziemt; aber den Preis habe ich fürwahr nicht davon getragen.“ — Darauf wandte er ſich zu den Hauptleuten, die mit ihm am nächtlichen Wachtfeuer ſaßen, und fragte dieſe, wer wohl in dieſer Schlacht das Beſte gethan habe? — Die geübten Fechter ſahen ſich eine Weile ſinnend an, beſprachen ſich auch hin und her mitſammen, und konnten doch endlich nichts anders herausbringen, als das Lied müſſe vollkommen Recht behalten; Ariulf habe ſich am vergangnen Tage bewährt, als der freudigſte und gewaltigſte Kämpfer von Allen.

Da ſchüttelte Ariulf ſehr mißmuthig das Haupt, und ſahe betrübt in die Flamme. Zuletzt hub er an und ſprach: „Ei, Ihr Langobardenritter, das hätt' ich nimmer mehr vermeint, daß Ihr ſo gar weit abgewichen ſeyn möchtet von deutſcher Sitt' und Art, ein Ehrenurtheil zu fällen minder nach der Wahrheit, als nach Menſchenanſehn und Menſchengunſt.“ — Die Hauptleute wurden ſehr unwillig über dieſe Worte, und ſagten: „Herzog, wir haben desgleichen nie gethan, wie Ihr uns beſchuldigt, und weil Ihr uns deſſen nicht überführen könnt, ſollt Ihr Euern beleidigenden Spruch zurücknehmen.“ — Es war auch, als raſſelten Einige von Ihnen an den Schwerdtgriffen.

Ariulf indeſſen ſchaute mit ruhigem Ernſte umher, und ſagte endlich: „Hat denn Niemand von Euch den Vorfechter geſehn, der mit ſo ungeheuerm, goldfarbigem Schildrand vor mir hinſprengte und mir alle Streiche abwehrte? Ich ſollte doch denken, ſein weißes Schlachtroß hätte durch das Getümmel ſtrahlen müſſen, wie der Mond dort über uns durch die Nacht. So lange meine Augen offen ſtehn, werde ich der ſchlanken Geſtalt nicht vergeſſen, des goldnen Haares, das unter ſeiner Sturmhaube hervorquoll — denn er war, trotz aller Pracht, mehr wie ein Reiſiger, als wie ein Ritter gewaffnet — und der leuchtenden Augen, die ſich in dem faſt jungfräulich blühenden Antlitze offenbarten, wenn er ſich bisweilen nach mir umſahe, und winkte: drauf! vorwärts! Denn manchmal ſtockte mein Siegesflug vor der unerhörten Schnelle des ſeinigen, und ich geſtehe frei heraus, es war mehr Beſchämung als Kampfluſt, was mich immer den Hufen ſeines Roſſes ſo nahe hielt. Wenn ich nur auf Augenblicke zögerte, funkelte mir ſein grüner, goldgeſäumter Wappenrock immer ſchon weit voraus, ſo daß ich mit beiden Sporen zu arbeiten hatte, um meinen Schlachthengſt nachzutreiben. Wer weiß mir nun dieſen kriegsfürſtlichen Jüngling nachzuweiſen, auf daß ich alle Kronen des Kampfes dankbar zu ſeinen Füßen lege, und ihn hinfort, wenn es ſein eigner edler Wille geſtattet, immerdar bei mir behalte, ihn ehrend wie einen jüngern, aber weit edlern und herrlicheren Bruder."

Aber es konnte Niemand eine Spur des Jünglings angeben, Niemand ſich auch nur erinnern, ihn irgendwo erblickt zu haben, und vergebens ſandte Ariulf Botſchafter auf Botſchafter durch die Schaaren aus; vergebens ſpähete er ſelbſt, im Morgenrothe ſein ſiegreiches Heer muſternd, nach dem Erſehnten umher. Dieſer war und blieb verſchwunden, und man mußte endlich den Zug antreten, ohne den, welchen der Herzog an Treumuth, Tapferkeit und ritterlicher Zier für das Juweel all' ſeiner Geſchwader erkannte, gefunden zu haben.

Sie kamen im hellen Siegesklang in die Nähe von Spoleto, wo ihnen das Volk mit grünen Zweigen und Feſtlieder ſingend entgegen zog; denn dazumal mochte Jedermann viel lieber unter der freudigen und mildritterlichen Herrſchaft der Deutſchen ſtehen, als unter der verbleichenden Gewalt der Römer. Wie ſie nun ſo zwiſchen blühenden Orangenbäumen hinreiten, mit den hohen Federbüſchen Blüthe auf Blüthe über die blanken Helme herunterſtreifend, nahmen ſie plötzlich dicht am Wege ein hochherrliches Gebäude wahr, mit feierlichen Schwibbogen, mit großen, weitoffnen Pforten, mit kühn in das Himmelsblau hineinragendem Gethürm.

„Das kann hier wohl nichts Andres ſeyn,“ ſagte der Herzog Ariulf — „als ein Gaſthaus für alle Welt; denn ſobald es irgend Jemand erblickt, muß er ja Luſt bekommen, hineinzugehn, vertrauend auf den allerfreundlichſten und edelſten Empfang, den er ſich wünſchen möchte.“

„Ihr habt gewiſſermaaßen Recht,“ entgegnete ein Chriſtenritter aus ſeinem Gefolge — „denn alle Welt wird hier eingeladen zur allerhöchſten Freude, die es geben mag. Dieſes iſt die Kirche des Heiligen Martyrers Sabinus; ſein geweiheter Leib ruhet darin, und oftmals rufen wir Chriſten ihn um Hülfe an, wenn wir in den Feind hineinſprengen.“

Darüber lachte der Ariulf ſehr, und ſagte: „Hab' ich doch mein Lebtage vernommen, daß Ihr Chriſten ein wunderliches Volk ſeyd! Aber nun hör' ich's recht mit eignen Ohren. Bilden ſich da ein, es könne ihnen ein todter Mann zu Hülfe reiten in die Schlacht! Damit ich's aber auch recht mit eignen Augen gewahre, will ich hineingehen in Euer ſeltſamliches Gebäu.“

Und ſomit ſprang er vom Roſſe, und ging die Stufen zu dem feierlichen Dome hinan.

Er hatte noch bis an die Thür gelacht. Als er nun aber hineinſchritt in die gewölbten, dunkeln Hallen, die alle nach dem lichten Hochaltar hinaufführten, und nach dem großen, gewaltigen Kreuze, von welchem unſer lieber Erlöſer nach den wandelnden Menſchenkindern herunter ſah, da ward der Ariulf plötzlich ſtill, und hörte zu lachen auf. Leiſen Trittes ging er unter den andächtig Betenden umher, und ſah ſich achtſam die vielen ſchönen Heiligenbilder, womit die Wände prangten, an.

Vor einem derſelben blieb er ſtehen, wie erſtarrt, blickte lange hinauf, und ſchlug endlich in Verwunderung beide Hände zuſammen, ſo daß er unwillkürlich die Geſtalt eines Betenden annahm. Endlich winkte er einen der Chriſtenritter ſeines Heeres herbei, und fragte dieſen leiſe, wer doch der wunderſchöne Jüngling ſey, den man hier auf blau und goldnen Grund abgemalt habe? Ohne Zweifel befinde er ſich doch in der Nähe, und das ſeye dann ſein herrlicher Vorfechter; denn er erkenne ihn hier nach Tracht und Geſtaltung wieder; ja es fehle nicht einmal an dem Schimmel; denn das weiße Gewölke dort hinten könne ſich in jeglichem Augenblicke zu dem königlichen Roſſe geſtalten, und ſehe ihm ſchon jetzt ein wenig gleich.

Der Chriſtenritter aber entgegnete: „Lieber Herr, in der Nähe mag das Urbild dieſes Gemäldes wohl allerdings ſeyn; denn die Heiligen des Himmels pflegen oft mit ganzen Engelſchaaren beſchützend und ermahnend um wackre Fürſten herzuſchweben. Aber Euern ſterblichen Augen vermag keine irdiſche Gewalt dieſen himmliſchen Jüngling zu zeigen; denn es iſt eben der Schutzpatron dieſer Kirche, der ſchon längſt zu Gott gegangne heilige Martyrer Sabinus."

Da ward der Herzog Ariulf ſehr nachdenklich, und ſtand eine ganze Weile ohne Regung ſtill, abermals mit gefalteten Händen nach dem Bilde hinaufſtarrend. Endlich aber flüſterte er: „Ich bin's noch nicht werth, hier zu verweilen," und ſchlich leiſe aus dem Gotteshauſe fort.

Draußen unter den Orangenbäumen rief er alle ſeine chriſtlichen Ritter und Kriegsleute, deren viel waren, um ſich her, worauf er mit lauter Stimme Folgendes ſagte:

„Ihr tapfern Mannen, ich habe nun meinen Vorfechter gefunden. Das iſt der, welcher dort in der Kirche begraben iſt, Sabinus mit Namen, und über den ich noch kaum erſt ſo freventlich gelacht habe. Es ſoll aber niemalen wieder geſchehen, auf Ritterwort. Und was meint Ihr, ein ſo hülfreicher Held kann doch wohl auch kein unverſöhnlicher ſeyn? Am wenigſten gegen einen Blinden; denn das war ich, als ich über ihn lachte."

Die Chriſtenkrieger ſchlugen freudig ihre Waffen zuſammen, und riefen ihrem geliebten Herzoge zu, der heilige Sabinus habe ihm nun ſchon ſicherlich alles vergeben und vergeſſen.

„Nein," ſagte Ariulf — „vergeſſen muß er es mir noch nicht; denn er hat mir ja abermals vorzufechten, daß ich aus den heidniſchen Irrwegen auf die rechte Bahn gelange, und da muß er ja Beſcheid wiſſen, um den wüſten Fleck, auf dem ich ſtehe. Ich will mir nun in ſeiner Kirche alle Tage vorpredigen laſſen von dem rechten Gott und ſeinen Heiligen. Und da denke ich, ſo gut als Sabinus die Römer auseinander jagen konnte, wird er auch die Götzen und Herenbilder vor meinen Augen wegzutreiben wiſſen."

Der Herzog that nach dieſen Worten. In Kurzem hatte er die wahre Lehre erfaßt, und als er von ſeiner Taufe zurückkam, ſagte er fröhlichen Muthes: „Der goldne Schild des Sabinus iſt eine Sonne für mich geworden. Das war mir einmal ein tüchtiger Vorfechter!“

Das blonde Haar.

Es war ziemlich ſpät in der Nacht; aber der junge Halten wollte den Spieltiſch nicht verlaſſen. Er hatte unglücklich geſpielt, und hoffte immer und immer, eine glückliche Karte ſollte den früheren Verluſt vergüten. Allein ſein Baargeld war geleert, bedeutende Summen waren auf Kredit verloren, und noch immer ſtellte ſich die glückliche Karte nicht ein.

„Das Glück iſt Ihnen heut nicht günſtig," ſagte ein Mann in ſchwarzer Kleidung, der ihm gegenüber ſaß und dem Spiele zuſah — „Sie müſſen es nicht erzwingen wollen, vielleicht ſpielen Sie einen andern Tag glücklicher."

„Wenn Sie Geld hätten," erwiederte Halten — „ſo würden Sie anders ſprechen.

Man kann nicht [illegible], wenn man dem Glück nachjagt. [illegible] doch ein Thier auch nicht [illegible] ab, das es verfolgt."

[illegible] immer größere [illegible]. [illegible] „Sie [illegible]" [illegible] — „Sie [illegible] Sie [illegible]. [illegible] Sie [illegible], [illegible] Sie [illegible]!"

[illegible] „Sie [illegible]" — [illegible] — „wenn Sie [illegible], ich [illegible]. [illegible]

Der [illegible], [illegible] zu [illegible]. [illegible]

[illegible] zog hierauf einen Ring von dem Finger und reichte ihn dem Banquier. „Er war für [illegible] Thaler gekauft,“ sagte er dazu.

„Der Ring ist mehr als tausend Thaler werth,“ [illegible], welche sich auf Juwelen verstanden.

„[illegible],“ erwiederte der [illegible] kalt. — „[illegible] ist mir gleichgültig, hab’ ich Ihnen gesagt. Ich brauche doch meine Sicherheit zu haben, was ich [illegible].“

Der Banquier zog, und der Fremde gewann.

„Die [illegible] meines [illegible] bin ich nicht schuldig,“ sagte [illegible], und strich das Geld ein.

„Ihnen allein,“ [illegible] er gegen [illegible] hin — „soll ich [illegible] den [illegible] [illegible] Sie den [illegible]?“

[illegible] Widerwille gegen den Fremden war verschwunden. Er stand auf und kam bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch.

„Sie kommen auch für die [illegible] Ihres [illegible],“ sagte der Franzose unter anderm —

„und vielleicht haben Sie dabei nicht ganz Unrecht. Es iſt mir auch mehrmals begegnet, ich kann es nicht läugnen, daß in meiner Nähe das Glück ſich ſonderbar gewendet hat. Ich bin Ihnen daher, ſo viel in meinen Kräften iſt, Erſatz ſchuldig. Nehmen Sie meinen kleinen Gewinn und den Ring, den ich auf das Spiel ſetzte. So hoch ungefähr kann ſich Ihr Verluſt ſeit meinem Hierſeyn belaufen."

Holten wies den Antrag empfindlich zurück.

„Mein Erbieten darf Sie nicht beleidigen," fuhr der Fremde fort. — „Ich bitte Sie um eine Gegengefälligkeit. Ihr ſchönes braunes Haar hat für mich einen ungemeinen Werth. Eine kleine Locke davon möchte ich Ihnen gern ebenſo theuer bezahlen, als ich es mit dieſem Ring und dem wenigen Gelde thue. Geben Sie mir die Locke, die Sie bei Ihrem vollen Haare wahrlich nicht vermiſſen, und ich bleibe Ihnen meinen Dank ſchuldig."

„Nehmen Sie," ſprach Holten, und reichte ihm eine Locke von ſeinem Haar —

„nehmen Sie, doch nicht als Kauf, ſondern als Geſchenk von einem Freunde, der Ihre Delikateſſe ehrt, aber nicht benutzen will.“

Der Fremde ſchnitt, ohne ſich ſtören zu laſſen, eine dünne blonde Locke von **Halden's** Haupte ab. Dann reichte er ihm den Ring und die Rolle Geld.

„Ich habe,“ — ſprach er — „Ihr Geſchenk angenommen; das Meinige weiſen Sie jetzt nur mit einer Beleidigung zurück.“

Halden erröthete und nahm beides.

„Sie wiſſen nicht,“ — fuhr der **Fremde** fort — „welchen Werth dieſes Haar für mich hat. Nur ein Umſtand könnte ihn noch mehr erhöhen, wenn jedes Haar noch ſeine eigene Wurzel hätte. Ich bin Phyſiker, und weiß manchen geheimen Gebrauch von Dingen zu machen, den man ſo leicht nicht ahndet. Sollten Sie einmal in Geldverlegenheit kommen, was jungen Herren wohl zuweilen begegnen kann, ich gebe Ihnen mit Vergnügen für jedes Haar hundert Louisd'or.“

Halden erſtaunte. Der Fremde wiederholte ſeine Verſicherung. Doch als jener nach der Wohnung des ſonderbaren Haarſammlers fragte, wollte dieſer ihm nicht Beſcheid geben, und meinte, ſie würden ſich ſchon einmal treffen; er ſey jetzt nicht eingerichtet, Beſuche anzunehmen und reiſe oft ſchnell von einem Ort zum Andern.

Nach kurzem Verweilen ſchied der Fremde; und da es eben Mitternacht war, begab ſich Halden, ziemlich erfreut über ſein Abenteuer, nach Haus.

In wenig Tagen war Haldens Baarſchaft wieder zu Ende. Er kam eines Abends finſter nach Hauſe, und überzählte den unbedeutenden Reſt ſeines Vermögens. Mehrere Kaufleute, bei welchen er Koſtbarkeiten ausgenommen hatte, verlangten Zahlung, und der nächſte Tag drohte ihm mancherlei unangenehme Zudringlichkeiten von ſeinen Gläubigern.

Unmuthig verließ er von neuem das Zimmer, und die ſchöne laue Frühlingsnacht lockte ihn hinaus in die freie Luft, um hier ſeinen

Verdruß zu verſcheuchen. Auf dem Rückweg begegnete ihm jener Fremde. Er ſchien emſig bei dem ſchwachen Mondſchein Blumen in dem Graſe zu pflücken. Halden begann bald ein Geſpräch mit ihm, und bot ihm zum Scherz einige Haare an, um die Blumen damit zuſammen zu binden. Der Fremde dankte höflichſt, und reichte ihm für jedes Haar eine Rolle, die Halden am Gewicht für Gold erkannte.

Der Fremde band nun ſeine Blumen mit Haldens Haaren in einen Strauß, und dieſer ſchied vergnügt mit ſeinem Reichthum von dem ſonderbaren Handelsmann.

Am andern Morgen wurden die Gläubiger promt und ohne Abzug bezahlt. Sie ſchämten ſich ihres Mißtrauens, und boten von neuem dem guten Zahler Waaren und Kaſſe an. Halden fand auch bald nöthig, von dem verſprochenen Kredit Gebrauch zu machen; denn Spiel und koſtbare Vergnügungen hatten in kurzer Zeit den Preis erſchöpft, den die ſonderbare Liebhaberei des Fremden ihm für einige ſeiner Haare bezahlt hatte.

Bei einem Maskentanz, den Halden einer jungen Gräfin gab, die er leidenſchaftlich liebte, fand er ſeinen Fremden wieder. Nach den erſten Begrüßungen leitete Halden das Geſpräch auf ihren ſonderbaren Handelstraktat, und fragte, wie einige Haare ſo hohen Werth bei ihm haben könnten?

„Wenn Sie wüßten,“ — erwiederte der Fremde — „welchen Gebrauch ich von dieſen Haaren zu machen verſtehe: ſo würden Sie meinen Handel nicht ſo ſonderbar finden. Im Gegentheil würden Sie begreifen, wie leicht ich Ihnen den bedungenen Preis für jedes Haar geben kann. Doch dieſes ſind Geheimniſſe meiner Kunſt, die ich Ihnen vor der Hand wenigſtens noch nicht entdecken kann.“

„Alſo doch künftig einmal?“ fiel Halden begierig ein.

„Ohne Zweifel,“ — verſetzte der Fremde — „denn ich glaube, Sie werden bald verdienen, daß ich Alles mit Ihnen theile. Wünſchen Sie jetzt einige Haare mir zuzuſtellen: ſo ſteht Ihnen der bewußte Preis zu Befehl; doch mit der Wurzel, bitt' ich."

Halden zog ſich einige Dutzend Haare aus, und erhielt eine Summe, welche ihn ſo groß dünkte, daß er ſeines Sieges über einen reichen Nebenbuhler bei der ſchönen Gräfin ſich gewiß hielt.

Baron Diethelm — ſo hieß der Nebenbuhler — hatte der Gräfin den ſchönſten Schmuck zum Geſchenk überreicht, der nächſt dem, für die Königin beſtimmten, anzutreffen war. Man erſtaunte über ſeine Verſchwendung; denn die Königin ſelbſt hatte dieſen Schmuck zu theuer für ſich gefunden, und den noch prächtigern, ohne nur darauf zu bieten, als unbezahlbar zurückgewieſen. Dieſen koſtbaren Schmuck kaufte Halden, und beſchämte durch ſein Geſchenk den ſchon triumphirenden Nebenbuhler.

Dieſe beiſpielloſe Verſchwendung und die auffallende Unmöglichkeit, daß zu ſolchem Aufwande das Vermögen eines Privatmannes zureichen könne, brachte eine alte Sage wieder in Umlauf, nach welcher in Halden's Garten ein unermeßlicher Schatz vergraben ſeyn ſollte. Man glaubte allgemein, der Verſchwender habe ihn gehoben. Halden widerſprach nicht, und ließ jeden denken, was er wollte. Indeſſen erinnerte er ſich ebenfalls jener Sage, und hoffte, wenn ihn der eine Erwerbszweig verließe, noch unter der Erde einen neuen Quell von Reichthümern zu finden.

Die Bezahlung jenes Schmuckes machte indeſſen eine beträchtliche Lieferung von Haaren nöthig. Allein das Uebelſte war, daß der Fremde jetzt ausblieb, wo Halden ſein Gold am nöthigſten brauchte. Schon murrten die Juwelirer, daß die Zahlung von einem Tage zu dem andern ſich verzögerte. Diethelm lächelte höhniſch, wenn er mit Halden bei der Gräfin zuſammentraf; und die Gräfin ſelbſt ſchien in Halden's Nähe etwas verlegen. Da begegnete ihm, als er eben von einer Abendgeſellſchaft bei der Gräfin zurückging, der Fremde. Er bedaurte, daß er die große Summe, die Halden brauche, nicht bei ſich habe, und lud dieſen ein, in ſeine Wohnung ihn zu begleiten, wohin er eben den Weg nehme.

Halden begleitete den **Fremden** vor die Stadt in ein ſchönes Haus mit einem angenehmen Garten. Er konnte ſeine Bewunderung nicht verſchweigen, als er hier Sommerblumen und ſelbſt Gewächſe wärmerer Gegenden unter freiem Himmel in dem glühendſten Blüthenflor ſah. Auf dem Boden öffneten rothe Primeln und purpurfarbene Tauſendſchön ihre Knospen, und das Blumenauge des Adonis blitzte feurig aus den dunkeln Blättern hervor. An den Büſchen glühten junge Roſen neben den ſcharlachnen Beeren, die ſonſt der Herbſt erſt hervorruft. Hohe Granatbäume prangten in doppelter Flammenpracht der Blüthen und Früchte, und faſt auf jeder Blüthe ſaßen Johanniswürmer, und erhöhten mit ihrer Beleuchtung die Glut der Farben.

Der gefällige Wirth führte ſeinen erſtaunten Gaſt aus dem Saal, in welchem ſie abgetreten waren, durch den Garten zu einer hohen geräumigen Laube, welche die langen in einander geſchlungenen Zweige des Jelängerjelieber mit ihren rothen Blüthentrauben umhingen. Vor dem Eingang lag ein Sphinx, und in den Niſchen der Laube zeigten ſich zwei ägyptiſche Bildſäulen mit anliegenden Armen und geſchloſſenen Füßen.

„Sie ſcheinen in alle Geheimniſſe der Adepten eingeweiht,“ — ſagte Halden, der aus dieſen Verzierungen auf die ernſte Beſchäftigung ſeines Wirthes mit geheimen Wiſſenſchaften ſchloß — „Je mehr ich um mich blicke, um ſo mehr wächſt mein Erſtaunen. Sie könnten mir vielleicht zu dem Beſitz eines Schatzes helfen, der meiner Familie gehört, und der in meinem Garten vergraben liegen ſoll.“

„Sehr gern,“ erwiederte der Hauswirth — „der Schatz iſt ohnedies Ihnen beſtimmt. Er iſt ſehr beträchtlich, ſie können getroſt annehmen, daß er allein zureichen würde, Ihren ſtarken Haarwuchs nach meinem Preiſe zu bezahlen. Ich kenne die Sage von dieſem Schatze genau. Er liegt unter der alten Weide an der

Gartenbrücke, und wird in der Mitternachtſtunde gehoben."

„Sonderbar!" — rief Halden — „von meiner Kindheit an fühlte ich ein eignes Grauen vor dieſer Brücke, und niemals hab' ich mich überwinden können, mich Abends ihr allein zu nähern."

„Die Kinderfurcht wird ſich verlieren," — antwortete der Hauswirth ſpöttiſch lächelnd. — „Der Schatz wird Ihnen nicht entgehen; verlaſſen Sie ſich auf mein Wort!"

„Darf ich einen Gehülfen dazu nehmen, wenn ich ihn hebe?" — fragte Halden. —

„Warum nicht?" — erwiederte Jener. — „Ich werde ſelbſt, wenn Sie es wünſchen, zugegen ſeyn, und Ihnen mit Rath und That beiſtehen, im Fall Sie während der erſten Beſtürzung vielleicht zweifelten, was Sie zu thun hätten; denn bei dem Anblick eines ſo ſeltenen Schatzes kann einen wohl die Beſonnenheit auf Augenblicke verlaſſen. Vergeſſen Sie auch nicht, daß der Schatz nur an einem Schalttage gehoben werden kann.

Während des Geſprächs hatte der Wirth eine große Zahl Geldrollen herbeibringen laſſen. Halden tauſchte ſie ein und war von neuem verwundert, wie ſein ſonderbarer Wirth ſo ungeheure Summen für ein paar blonde Haarlocken verſchwenden konnte. Dieſer bot ihm zum Abſchied noch einige Erfriſchungen an; und Halden nahm einen der ſchönſten Granatäpfel in ſeiner Taſche mit ſich in ſeine Wohnung. Einige Diener des Hauſes beluden ſich mit den Geldrollen und halfen ſie dem fröhlichen Halden in ſeine Behauſung tragen.

„Merken Sie gefälligſt meine Wohnung.“ — rief der Wirth ſeinem Gaſt nach — „im Fall Sie vielleicht Luſt hätten, mir wieder einige Haare abzulaſſen. Es iſt Nummer vierhundert vier und vierzig in dieſer Vorſtadt.“

Halden ſchlief dieſe Nacht in der Freude über ſein Glück nur wenig. Er überzählte am Morgen ſeine Schätze. Der Ankauf des Schmuckes war dadurch gedeckt. Aber mit Erſtaunen ſah er unter den aufgehäuften Rollen und Beuteln einen verwitterten und bemooſten Todtenſchädel.

„Wer hat den hieher gelegt?“ — ſprach er unwillig, und befahl ſeinem Diener, ihn wegzutragen.

Der Diener war ebenfalls über den unerwarteten Anblick betroffen. Er behauptete, niemand ſey in das Zimmer gekommen, und geſtern habe nichts auf dem Tiſche gelegen, als Geldrollen und ein Granatapfel.“

Der Granatapfel war nirgends zu finden, und Halden fühlte einen innern Schauer, ſo oft er nach dem widerlichen Schädel blickte, der die Stelle der lieblichen Frucht eingenommen hatte. Es fiel ihm bei, was ihm früher begegnet, aber von ihm nicht geachtet worden war. Er hatte nämlich bei der zweiten Zuſammenkunft mit dem Fremden einige Blumen, die er dieſem pflücken half, in ſeinem Buſen aufgehoben. Dieſe Blumen waren von ihm bei ſeiner Nachhauſekunft vergebens geſucht, und dagegen einige Blutstropfen an ſeiner Kleidung bemerkt worden. Jetzt mußte er den Befehl, jenen Schädel zu entfernen, einigemal dem Diener wiederholen; denn dieſer ſcheute ſich, Hand anzulegen, und behauptete, es könne mit dieſem Schädel nicht von rechten Dingen zugehn. Man habe mehr Beiſpiele von ähnlichen Spuken und Verwandlungen. Werfe man einmal den Schädel weg: ſo komme er zehnmal dagegen wieder. Unwillig ergriff endlich Halden ſelbſt den Todtenkopf, und warf ihn aus dem Fenſter.

So viel er ſich bemühte, ſeine Ahndungen von etwas Unheimlichem weg zu philoſophiren: ſo gelang es ihm doch nicht vollkommen. Das Gold war zwar unverändert geblieben; aber doch ſcheute ſich Halden, davon Gebrauch zu machen. Er hatte ſich die Wohnung des Fremden gemerkt, und wollte ſich erſt ſelbſt überzeugen, ob dieſer das Mißtrauen verdiene, welches der unerklärliche Vorfall mit dem Todtenkopf und dem Granatapfel aufregen konnte. „Der Fremde iſt in der natürlichen Magie erfahren,“ ſagte Halden zu ſich ſelbſt. — „Vielleicht war es ein Scherz von ihm, der mich jetzt zu einer Ungerechtigkeit gegen den Sonderling verleitet.“

Er ging noch denſelben Morgen in die Vorſtadt und fand ſogleich dieſelbe Straße, durch die er geſtern mit dem Unbekannten gegangen war. Die Nummern der Häuſer trafen zu; allein Nummer vierhundert drei und vierzig war das letzte Haus, die Wohnung des Thorſchreibers. Aergerlich, daß man ihn nun vielleicht in eine entfernte Gaſſe weiſen möchte, fragte er den Thorſchreiber nach der folgenden Hausnummer.

„Wir haben keine ſolche Nummer in dieſer Vorſtadt,“ — erwiederte der Thorſchreiber — „mein Haus iſt das letzte.“ Halden wollte ſtreiten; allein der Thorſchreiber ward endlich ungeduldig, und wiederholte: ſein Haus ſey Nummer vierhundert drei und vierzig und das letzte in der Vorſtadt. Wolle Halden durchaus nach vierhundert vier und vierzig: ſo möge er ſich die Nummer auf der Landſtraße ſuchen. Damit wendete er ihm den Rücken.

Halden ſah ſich weit um, ob er nicht das geſtrige Haus erblicke; allein wie er vor ſich hin auf die Straße ſah, fiel ihm nichts in die Augen, als in einiger Entfernung — das Hochgericht.

Tief erſchüttert, wendete er ſchnell den Blick ab. Die dunkle Ahnung ſtand jetzt als furchtbarer Glaube vor ihm. Er dachte mit Schaudern an jene Laube und ihre Verzierungen, deren Bedeutung er jetzt mit Abſchen errieth. Zugleich fiel es ihm auf, daß alle Blumen und Früchte jenes unheimlichen Gartens brennend roth glänzten; ſelbſt die rothe Uniform des Hauswirthes verwandelte ſich ſeiner Fantaſie in ein Flammenkleid. Es dünkte ihn, als flüſterte jedes Blättergeräuſch und jede wehende Luft ihm unaufhörlich den Namen jenes Fremden zu, ſo ſehr er ſich auch ihn zu vernehmen ſträubte. Er eilte nun zurück in ſeine Wohnung, und hier wuchs beim Eintritt der Glaube zur rieſenſtarken unbekämpfbaren Gewißheit. Denn kaum öffnete er die Thür: ſo ſah er, wie der bemooßte Todtenſchädel ihn wieder mitten unter den Goldhaufen angrinſete.

Der alte Diener errieth aus der bleichen Beſtürzung ſeines Herrn und aus der unnatürlichen Wiederkehr des Todtenkopfs, einen Theil des finſtern Geheimniſſes. Er bat Halden mit Thränen, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen, und das Geld nicht zu gebrauchen, das er unmöglich aus guten Händen empfangen haben könne, da es in ſo unheimlicher und verdächtiger Geſellſchaft ſich befinde. Halden erzählte, wie er ſchon früher viel Geld von dem Unbekannten empfangen habe; aber der Diener tröſtete ihn, daß er den Feind damals nicht gekannt, ſondern ihn vielmehr für einen Sonderling gehalten habe. Allein während daß der redliche Alte noch vermahnte, brachte ein Diener der Gräfin ein Billet, worin ſie Halden erſuchte, den Schmuck zurückzunehmen, der ihn vielleicht in Verlegenheit ſetzte. Der gewandte Ueberbringer bemerkte kaum, wie rings im Zimmer große Summen zur Auszahlung bereit lagen, als er den Schritt ſeiner

Herrſchaft auf das feinſte zu entſchuldigen wußte, und alle Schuld dem Baron Diethelm aufbürdete, welcher durch die unwürdigſten Verläumdungen die Gräfin in die Nothwendigkeit verſetzt habe, zu Halden's und ihrer eigenen Ehre etwas Auffallendes zu unternehmen.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Juwelenhändler eintraten. Vergebens verſchwendete der alte Diener flehende Blicke, vergebens faßte er ſchaudernd den gräßlichen Schädel, und gab ihn ſeinem Herrn ſtatt der erſten Geldrolle. Halden, von tauſend kämpfenden Affekten beſtürmt, bezahlte die Kaufleute. Sie gingen froh mit ihrer Zahlung davon; der Bote der Gräfin eilte lächelnd mit dem koſtbaren Schmuck zu ſeiner Herrſchaft; der alte Diener ſchlich weinend mit ſeinem Schmerz auf ſein kleines Zimmer. Bei Halden blieb nichts zurück als der Todtenkopf, der ihm ſeine That furchtbar, ohne Worte nannte.

Er blieb indeſſen nicht lange in dieſer düſtern Geſellſchaft. Sein Diener meldete ihm einen

Fremden, der aber ſeinen Namen geweigert habe, weil ihn der Herr ſchon kenne. Er trage rothe Uniform und auf dem rechten Auge ein ſchwarzes Pflaſter.

„Das iſt er," — rief Halden ſchaudernd — „ich mag ihn nicht ſehn, laß ihn nicht herein!"

Allein der Fremde öffnete ſelbſt die Thür.

„Es freut mich, daß Du mich noch kennſt," ſagte er eintretend — „wir können uns nun zu jeder Stunde treffen, und nicht bloß, wie bisher, nur in der Nacht, wenn das Unglück Dich mißlaunig gemacht hatte. Ich ſehe, Rollen und Beutel ſind fort! Brauchſt Du mehr? Ich habe Geld bei mir, wenn wir handeln wollen."

„Weiche von mir!" — rief Halden — „Du haſt mich betrogen."

„Geſtern Abend ein wenig," — erwiederte Jener — „oder vielmehr, ich habe Dich gewarnt. Hier ſteht der eine Warner noch vor Dir und das Gebäude vor dem Thor, zunächſt der letzten Hausnummer, war der zweite Warner. Warum achteteſt Du nicht darauf?"

„Ich

„Ich verabſcheue Dich,“ — entgegnete Halden — „Du drängteſt Dich zu mir, ich ſuchte Dich nicht!“

„Hier ſteht mein Zeuge,“ — verſetzte der Fremde, auf den Schädel deutend — „Du wußteſt, wer ich war, als Du den Schmuck bezahlteſt. Warum alſo geberdeſt Du Dich jetzt ſo wunderlich? Wir ſind doch einmal nun Handelsfreunde. Seit dieſer Stunde ſteht Dein Name in meinem Buch eingeſchrieben. Sobald Du mich begehrſt: ſo nimm nur den Schädel in die linke Hand und ſprich meinen Namen: gleich bin ich bei Dir.“

„Ich weiß Deinen Namen nicht: weiche von mir!“ rief Halden.

„Oh!“ — lachte der Fremde verbiſſen — „ich habe viel Namen. Nenne einen davon und denke nur dabei an mich: ſo verſteh' ich Dich ſchon.“

Mit dieſen Worten ging der Furchtbare hinaus.

„O daß ich los könnte von dem Entſetzlichen!“ — ſeufzte Halden — „daß es noch Zeit wäre!“

„Es iſt vielleicht noch Zeit,“ — fiel der alte Diener ſchüchtern ein — „Nur rufen Sie ihn nicht! Ich beſchwöre Sie bei Ihrer Seeligkeit, um des Himmelswillen, rufen Sie ihn nur nicht!“

„Bei Gott, das will ich nicht!“ — verſetzte Halden, und hob betheuernd ſeine Hand zum Himmel — „und ſollt' ich um das Brodt arbeiten müſſen: ich mag ſein Gold nicht wieder ſehn.“

Die Gräfin ſchickte und lies Halden zum Mittagsеſſen einladen. Bald darauf ſchickte auch Diethelm und lud ſeinen Nebenbuhler ein; aber zum Zweikampf auf Piſtolen.

Die Gräfin ſuchte durch die ſüßeſten Liebkoſungen ihre Uebereilung zu vergüten. Sie zeigte Halden die Abſchrift eines Billets, worin ſie den Baron erſucht hatte, ihr Haus künftig zu meiden. Der bevorſtehende Zweikampf erfüllte ſie mit der fürchterlichſten Angſt. Sie beſchwor ihren Geliebten, ſich der Gefahr zu entziehen, ſie klagte ihre Unvorſichtigkeit an, mit der ſie den Baron zu dieſem Schritt gereizt habe. Als nun die Stunde ſchlug, wo Halden ſich zum Zweikampf vorbereiten ſollte, war die Gräfin untröſtlich, und wollte ihn durchaus nicht von ſich laſſen; denn Träume und Ahndungen ließen ſie einen traurigen Ausgang des Duelles fürchten. Indeſſen die Ehre gebot, und Halden mußte ſich aus ihren Armen losreißen.

Er ließ eben ſeine Piſtolen laden, als er einen Knall wie einen Schuß hörte. Zugleich bewegte ſich der Schädel; und als Halden näher trat, bemerkte er, daß der Todtenkopf von einer Piſtolenkugel über der linken Augenhöhle zerſprengt war. Woher der Schuß gekommen, ließ ſich nicht ausmitteln.

Den ſonſt unerſchrockenen Halden belief jetzt eine unbezwingliche Furcht. Er glaubte, dieſer Zufall bezeichne ihm eine tödtliche Verwundung im Duell. Es war ihm unmöglich, dieſe Ahndung zu unterdrücken, und doch war ihm gerade jetzt das Leben ſo lieb geworden. Immer fielen ſeine Augen auf den zerſchmetterten Schädel, und immer kehrte er zurück, wenn er ſchon an der Thür war, um durch Zögern die dunkle Stunde aufzuhalten. Endlich rückte die Zeit des Zweikampfes heran, und längeres Zögern war nicht möglich.

„Muß ich denn fallen,“ — rief er ſchmerzlich, indem er mit der Linken den Schädel faßte — „muß **ich** fallen, und giebt es keine Rettung?“

Da bemerkte er Blutstropfen, die aus den zerbrochenen Todtenbeinen hervorquollen.

„Keine Rettung?“ wiederholte er nochmals — „Oder....“

Er fürchtete ſich, den Gedanken auszuſprechen. Sein Pferd wieherte unten vor der Thür.

„Jetzt ſterben!“ ſeufzt' er — „jetzt, im vollſten Genuß des langerſehnten Glückes, und beladen mit einer Schuld! Nur, jetzt nicht, nur jetzt nicht! Kannſt Du mich retten, fremdes Weſen ...“

„Ich kanns,“ — ſprach die bekannte Stimme, und der Fremde ſtand an ſeiner Seite. — „Ich kanns, wenn Du willſt.“

„So rette mich!“ — rief Jener.

„Halte mit der linken Hand Dein Gewehr,“. — ſagte der Fremde — „ich helfe Dir. Aber eile, Du wirſt erwartet.“

Halden trieb ſein Pferd im ſchnellſten Lauf zu der bezeichneten Stelle. Diethelm erwartete ihn. Man wechſelte wenig Worte. Halden, als der Gefoderte, ſollte zuerſt ſchießen. Seiner Sicherheit gewiß, lehnte er den Vorzug ab, und ließ das Loos entſcheiden. Es fiel für Diethelm. Halden nahm ſein Gewehr in die linke Hand und des Gegners Kugel flog bei ihm vorüber. Jetzt wollte er ſein Piſtol, ohne zu zielen, in die Luft abdrücken; aber Diethelm ſank blutend zu Boden. Die Kugel hatte ihn über dem linken Auge den Kopf zerſchmettert.

„Er iſt todt,“ — ſagte der Fremde, der jetzt hinter einem Buſche hervortrat — „ſiehſt Du, daß ich Wort halte?“

„Ich wollte ſeinen Tod nicht,“ — ſchrie Halden in Verzweiflung — „fort von mir, mörderiſcher, hölliſcher Unhold!“

„Gemach, gemach!“ — ſpottete Jener — „Du brauchſt mich ja weiter!“

„Niemals, niemals!“ — rief Halden — „Fluch Dir! und Fluch auch mir, wenn ich jemals Deine boshafte Hülfe begehre!“

Der Fremde lachte und verlor ſich wieder hinter den Bäumen.

Diethelms Tod machte indeſſen Aufſehen, und Halden, der über ſeine Liebe jede Sicherheitsmaaßregel aus der Acht ließ, ward verhaftet. Seiner Familie wegen wünſchte man ihn zu ſchonen; und da man ihn, ſeinem Aufwand gemäß, für unermeßlich reich hielt, gab man ihm zu verſtehen, er könne der Strafe, welche wenigſtens lebenslängliche Gefangenſchaft auf der Feſtung ſeyn werde, durch Erlegung einer bedeutenden Geldbuße entgehn. Entſchloſſen, lieber zu ſterben, als die Hülfe des Fremden zu fordern, wies er jeden Vorſchlag dieſer Art zurück. Als aber das Urtheil geſprochen war, und die ewige Gefangenſchaft mit allen ihren kalten dumpfen Schrecken ſein ganzes Leben zu verſinſtern drohte, und die junge Lebensluſt ſich mächtig gegen jenes finſtre Geſpenſt auflehnte, da fiel ihm zuweilen in ſchlafloſen Nächten ein, wie es doch bei ihm ſtünde, ſich zu befreien und aus dem engen ſchwarzen Kerker zurückzutreten in das friſche Leben und in die weite Welt, voll lieblicher bunter Freuden. Dann hielt er wohl zuweilen im Traum den Todtenkopf in der Linken; und der Fremde kam freundlich, und führte ihn durch die geöffneten Pforten der Feſtung in die Arme ſeiner Geliebten. Aber mit dem Traum verſchwand der Wahn, und die düſtre freudenleere Einſamkeit trat wieder an der Hand der Wirklichkeit zu dem Wachenden.

Einſt nach einer langen, in Fieberphantaſie durchwachten Nacht, bot man ihm nochmals, auf dringendes Verwenden ſeiner Familie, die

Verwandlung ſeiner Gefangenſchaft in eine Geldbuße an. Seine Freunde beſchworen ihn, einem unzeitigen Starrſinn nicht ſein ganzes Leben zu opfern. Sie hielten es für unmöglich, daß dem Verſchwender von halben Millionen die geringere, wenn gleich an ſich beträchtliche, Summe, ein Hinderniß der Freiheit ſeyn könne. Halden ward beſtürmt, er mußte zuſagen.

Erhitzt von der unruhigen Nacht, und geſchreckt durch die Ausſichten auf ewiges Elend im Kerker, das ihm ſeine Freunde mit den furchtbarſten Zügen ausmalten, faßte er, als er ſich allein befand, den Schädel.

„So hilf mir denn noch einmal, Du Entſetzlicher!“ — rief er mit widerſtrebender Stimme.

In demſelben Augenblick ſtand die bekannte Geſtalt neben ihm.

„Haſt Du Luſt zu handeln?“ — ſagte der Fremde.

„Frag nicht!“ — erwiederte Halden — „Du weißt, was ich brauche.“

„Für hundert Haare Gold," — verſetzte Jener — „um frei zu werden. Wenn alle Gefangene ſo wohlfeil die Freiheit kauften: die Gefängniſſe wären bald leer. Ich bringe Dir indeſſen die Summe doppelt, weil Du doch ohne Zweifel in der Freiheit auch leben willſt."

Halden tauſchte die Summe ſchweigend ein, und winkte dem Fremden, ihn zu verlaſſen.

„Laß erſt ein verſtändiges Wort mit Dir ſprechen!" — ſagte dieſer — „Was willſt Du anfangen ohne meine Hülfe? Deine eigne Ohnmacht haſt Du, ſollt' ich meinen, kennen gelernt. Haſt Du mich doch ſchon einigemal rufen müſſen gegen Deinen Willen! Wozu alſo dieſes kindiſche Widerſtreben? Ich verlange ja nichts von Dir. Du ſollſt mich ſogar bei unſerm Handel nicht wieder ſehn; wir wollen uns das Verkehr mit einander erleichtern. Brauchſt Du Geld: ſo zieh nur eins von Deinen Haaren aus, wirf es in die Luft, und im Augenblick wirſt Du den, Dir bekannten, Werth empfangen. Hältſt Du gut Haus: ſo kann es

Dir bis an Deinen Tod nicht fehlen; haſt Du aber das letzte Haar verthan: ſo kann ich Dir freilich nicht helfen, und Du mußt dann nach Deinem Schatze ſuchen. Er liegt, wie Du gehört haſt, unter der bewußten Weide am Gartenbrückchen, und beträgt ſicherlich an Werth die ganze Summe, welche Du von mir in unſern Handelsgeſchäften empfangen haſt. In der Mitternacht eines Schalttages wird er gehoben. Dein Glück iſt nun in Deinen Händen. Gebrauch es mit Klugheit.“

Die Geſtalt des Fremden verſchwand. Halden erkaufte ſeine Freiheit, und nahm ſich vor, mit dem Reſt ſeiner Baarſchaft ſo gut Haus zu halten, daß er die geheimnißvolle Hülfe nicht mehr nöthig habe.

Allein die Verbindungen ſeines frühern Lebens ſtellten ſich der Ausführung ſeines Vorhabens mächtig entgegen. Der Zwang geſelliger Verhältniſſe, die Anforderungen des Wohlſtandes und hergebrachter Schicklichkeit, daneben die Gewalt der Liebe, und der Stolz, vor der Geliebten nicht den Schein glänzender Unabhängigkeit von jeder haushälteriſchen Rückſicht zu verlieren, ſetzten ihn bald in die Nothwendigkeit, von ſeiner Goldquelle Gebrauch zu machen. Er brauchte den Rauſch des Vergnügens, um die Stimme des innern Widerſpruches zu beſänftigen, und bald forderte die Gewohnheit ihr altes Recht und vereitelte die Ausführung des beſſern Vorſatzes. So brachte jeder Tag neue Feſte; und was früher alle ſeine Wünſche übertroffen hätte, gnügte jetzt kaum den verwöhnten, überreizten Sinnen.

Schon manches Haar war für den Preis des dunklen Handelsmanns in der Luft verſchwunden, und dünner und immer dünner ringelten ſich die Locken um Haldens Scheitel. Sein alter Diener warnte vergebens; vergebens zeigte ihm ſein Spiegel die Nothwendigkeit, ſparſamer mit den wenigen Ueberreſten der vormals ſo dichten Umlockung zu verfahren. „Sollt' ich ſo thöricht ſeyn,“ — ſprach er — „dem Alter oder einer Krankheit das zum Raube zu laſſen, was mir jetzt ſo reichlich wuchert? Und hab' ich das letzte Haar verſchwendet: ſo bleibt mir ja doch der Schatz unter der alten Weide; mit dieſem wird es alsdann Zeit, den vorſichtigen guten Haushalter zu machen."

Endlich, und ſchneller, als Halden ſelbſt es vermuthete, flog das letzte Haar dem Fremden zu. Kaum gnügte der Preis dafür den nöthigſten Bedürfniſſen. Aber Halden lachte, als er es hoch in die Luft warf; denn als wär es berechnet, verlor er dieſen Goldquell in dem Augenblick, wo ein neuer ihm von dem Schickſal eröffnet werden ſollte. Es war eben Schalttag, deſſen Mitternachtſtunde zu der Hebung jenes Schatzes unter der alten Weide beſtimmt war. Halden bereitete ſich zu dieſem Geſchäft; ſein alter Diener ſollte ihn begleiten.

„Was wollen Sie jetzt in der Mitternachtſtunde hier?" — ſagte der Alte — „hier, an dieſem ſchauerlichen Orte? Sie haben mir oft erzählt, wie Sie von Kindheit an dieſe Brücke und dieſe Weide geſcheut haben. Solche Ahndungen muß man nicht in den Wind ſchlagen.

„Sey ruhig!“ — erwiederte Halden — „jene Ahndung war kindiſche Furcht, welche die große Bedeutung dieſer alten Weide für mein Leben nur falſch auslegte. Hier liegt der große Schatz, von dem eine alte Sage ſpricht. In dieſer Mitternacht wollen wir ihn heben.“

„Warum denn eben in dieſer Mitternacht?“ — fragte der Alte — „Hören Sie doch den Sturm, wie er heult, und ſehn Sie den weißen Schein dort, wie ein Leichentuch über einem Sarge!“

„Thor!“ — rief Halden — „es ſind die weißen Brückengeländer. Dieſe Mitternacht iſt die rechte Zeit. Es iſt heut Schalttag.“

„Schalttag?“ — wiederholte der Alte — „O weh! das iſt ein böſer Tag, den kein Heiliger in ſeinen Schutz genommen hat.“

„Schweig!“ — gebot Halden — „wir heben den Schatz. Er iſt mein rechtmäßiges Eigenthum, und ſo groß an Werth, als Alles, was ich bis jetzt erhielt, Du weißt, wie! Dieſer Reichthum verlor ſich ſo ſchnell, als er gewonnen wurde. Mit dem Neuen will ich Haus halten, ich verſpreche Dir es. Laß uns beginnen. Die Zeit eilt, und was würde aus mir, wenn dieſer Schatz verloren ginge!“

Halden grub. Der Alte hielt mit zitternder Hand die Leuchte. Alles war ſtill, nur der Wind pfiff durch die dürren Zweige der Weide, und Käuze, die vorüberflogen, krächzten ihr gellendes Komm-mit.

Es klang hohl. Halden ſtieß einigemal mit dem Spaten in die Grube, und lächelte dem Diener zu, erfreut über den glückverheißenden Klang. Da rauſchte ein Windſtoß vorüber, und Fledermäuſe ſchwirrten aus der alten Weide auf, daß Funken umherflogen von dem losgeſchüttelten faulen Holze.

„Das ſind keine guten Zeichen, lieber Herr!“ — rief der Alte kopfſchüttelnd — „laſſen Sie uns beten und umkehren!“

„Still!“ — verſetzte Halden — „ich fühle etwas Hartes, ich treffe auf Eiſen. Bald ſind wir am Ziele!“

„Ach Gott!“ — ſeufzte der Alte — „welch Ziel wird das ſeyn? Hören Sie doch das Käuzlein! Dort auf der Brücke ſitzt es und ruft: Komm-mit, Komm-mit!"

„Laß Kauz und Eulen," — ſagte Halden — „hier iſt der Kaſten. Hilf ihn empor heben."

Sie hoben mit leichter Mühe den Kaſten aus der Erde.

„Schwer iſt er nicht," — fuhr Halden fort — „laß ſehen, was er enthält. Vielleicht nur Nachweiſungen, wo der eigentliche Schatz liegt. Denn, wenn dieſer an Werth ſo viel enthalten ſoll, als ich verſchwendet habe, dann faßt dieſer kleine Raum ihn nicht. Geſchwind laß uns öffnen!"

„Um des Himmels Willen, lieber Herr," — bat der Alte — „nur hier nicht! Mir zittern die Glieder vor Grauſen. Hören Sie! Nun ſitzt das Käuzlein gar über uns in der Weide, und ruft ſein entſetzliches Komm-mit!"

„So ſchweig endlich!" — fuhr Halden den grauen Diener an — und ſchlug an den Kaſten, daß er aufſprang. Aber bleich und mit dem Blick der Verzweiflung ſah der Schatz-

[illegible] an das [illegible] [illegible]. Da lag der Menſch ſeiner ganzen bisherigen Verſchwendung vor ihm, dem eignen geflochtenen Haar zum Tod gefallen, und in eine Schlinge gewunden. Laut ſchrieen jetzt die Klage aus den Tiefen der Wälder ihren furchtbaren Todtenruf. Der Alte lief ohnmächtig zu Boden. Um ihn brauſte der Wind, und wildes Hohngelächter hallte durch die Luft.

Der ängſtliche Hallan erkannte jetzt die ungeheure Täuſchung. Entſetzen der Verzweiflung ergriff ihn. Er konnte den furchtbaren Augenblick nicht überleben, in welchem die feindlichen Mächte ihn zu ihrem Eigenthum weihten. Als der alte Diener, von dem Mordgeräuſch erweckt, ſich aufrichtete, ſah er ſeinen Herrn an der Mauer, durch die Schlinge ſeines eignen Haares erwürgt.

B. Beck

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible], wie die [illegible] [illegible]
Den [illegible], [illegible] gleich, [illegible],
[illegible] [illegible] die [illegible], ohne [illegible]
Den [illegible], nur [illegible] [illegible] [illegible]!

Liebe allen, allen [illegible],
Wie doch sie [illegible] [illegible] und Dank?
Wie [illegible] die so andern Mädchen,
Und welche? — keine [illegible] [illegible].

Die schöne Seele auf schönem Lippen
Der große Geist, [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Man sagt, wo nicht [illegible] gelten,
Was gilt es auch die [illegible] da?
Wo [illegible] [illegible] die Mode [illegible],
Da ist [illegible] — [illegible]." —

„Nicht [illegible]," — [illegible] ein Dichter —
„[illegible] [illegible] [illegible] durch den Kopf?
[illegible] mit [illegible] [illegible],
Der [illegible] die Sinne in [illegible] [illegible]!

Hier in dem Himmelreich des Gottes,
Der ſelbſt des Panthers Tücke zähmt,
Der, Freund der Scherze, Feind des Spottes,
Der Sorgen Rabenſchwinge lähmt,

Doch ſchwere Hoffnung leicht beflügelt! —
Seht, wie ein Bild der heitern Welt
Sich auf der Fluth des Meeres ſpiegelt!
Wie lieblich es in's Auge fällt!

Europa — Raupe, iſt durch Häutung
Auf Häutung der Verpuppung nah —
Wer weiß, wie bald erzählt die Zeitung:
Der ſchöne Schmetterling iſt da!“ —

Da jubelten nun alle Gäſte,
[illegible] nicht, nur noch gerade
[illegible] bei dem [illegible] Feſte;
[illegible] ſchon das [illegible] ſelber nahe.

Es brannten doppelt alle Lichter,
Es drehten ſich der Tiſche Rund.
Des Weltenraths leuchtende Geſichter
Erſtaunten drob mit offnem Mund.

Doch war im Rauſch der Muth gewachſen;
Sie ſahen ſtill dem Schauſpiel zu.
Ha! brächen auch des Himmels Achſen;
Der **Zecher** bleibt in guter Ruh.

Noch mancher Flaſche ward indeſſen
Die Firma und der Pfropf geraubt;
Da ſank ein ſeliges Vergeſſen
Auf aller Gäſte ſchweres Haupt.

Der Körper, ganz vom Geiſt geſchieden,
Fiel auf ein Lager, wie ſich's traf.
Nun herrſcht' im Saale tiefer Frieden.
Es gab der Herr den Seinen Schlaf.

K. Heinr. Leop. **Reinhardt.**

Die Schneeſchuhläufer in Norwegen.

Strabo in ſeiner Beſchreibung der kaukaſiſchen Völkerſchaften bemerkt, daß die Bewohner oberhalb der Stadt Dioscurias, vermittelſt großer hölzerner Sandalen, welche ſie ſich an die Füße zu binden pflegten, über den Schnee gingen. Dieſelbe Sitte herrſchte auch in Medien und Armenien. Chardin hat die nämliche Gewohnheit bei den Mingreliern gefunden, und franzöſiſche Reiſende haben ſie gleichfalls bei den wilden Völkerſtämmen in Kanada angetroffen, und dieſen großen Schuhen den Namen: **Raquettes**, gegeben.

Allein in Norwegen findet man ſo gar ein ſehr gut organiſirtes Truppencorps, welches ſich auf ſeinen Märſchen der Schneeſchuhe bedient. Dieſes Corps iſt bekannt unter dem Namen: Skielöber, d. h. Schneeſchuhläufer; welche Benennung abgeleitet iſt von dem Worte Skie, das ein langes, ſchmales und dünnes Bretchen bedeutet, das man ſich an die Füße bindet, um leicht auf dem Schnee fortzukommen.

Norwegen iſt vier bis fünf Monate des Jahres mit Schnee bedeckt, und in einiger Entfernung von der See häuft er ſich dergeſtalt an, daß es unmöglich iſt, zu Fuß oder zu Pferde den gebahnten Weg jederzeit zu verfolgen. Denn ſo bald neuer Schnee fällt, muß auch ein neuer Weg geebnet werden, und dieſes geſchieht vermittelſt einer Maſchine, welche die Geſtalt eines Pfluges hat, vorne ſpitzig zulaufend und nach hinten zu immer breiter werdend. Sie wird von Pferden gezogen.

Aller dieſer Schwierigkeiten ungeachtet, wurde doch die Jagd in dieſem, bisweilen an wilden, reißenden Thieren, und immer an kleinerm Wildpret ſehr reichem Lande, zu jeder Zeit ſehr eifrig betrieben: eine Beſchäftigung, wozu außerdem die Kürze der Tage und Länge des Winters beſonders einzuladen ſcheinen.

Der Norweger empfand von den erſten Zeiten an die Nothwendigkeit, ein Mittel ausfindig zu machen, in jeder beliebigen Richtung und mit einer großen Schnelligkeit ſich aus ſeiner Hütte begeben und die Wälder durchſtreifen zu können. Er erfand daher die Skier oder Schneeſchuhe; dieſes ſind zwei Brettchen von der Breite einer Hand, und faſt eines kleinen Fingers dicke, unten ein wenig ausgehöhlt, um das Schwanken zu verhüten und eine gerade Richtung zu erhalten. Das unter dem linken Fuße befeſtigte Brettchen hat ohngefähr zehn Fuß in der Länge, das unter dem rechten Fuße aber nur ſechs; beide ſind an den Enden aufwärts gebogen, vorn jedoch höher als hinten. Man befeſtigt ſie an den Füßen vermittelſt zweier, in der Mitte der Schuhe angebrachter lederner Riemen, und deshalb läßt man ſie an dieſer Stelle höher und dicker. Das Brettchen des rechten Fußes iſt nicht ſelten mit Rennthier- oder Seehundsfell überzogen, ſo daß, wenn die mit den Schneeſchuhen verſehenen Füße in gerader Linie und parallel hingezogen werden, das ſehr glatte Fell mit den Haaren einen Widerſtand gewährt und ſtärkern Schwung möglich macht, wenn man ſich mit dem Fuße in der entgegen geſetzten Richtung anſtemmt, und ſo das Haar an dem Fell emporſtehen macht.

Es iſt ausgemacht, daß ein geübter Schneeläufer, wenn der Schnee nur feſt iſt, in der Ebene ſchneller läuft und ſeinen äußerſt ſchnellen Lauf viel länger aushält, als es das beſte Pferd im Trabe auf der beſten Chauſſée vermag. Wenn er einen Berg herabläuft: ſo geht das mit ſo reißender Schnelligkeit, daß er ſeinen Lauf mäßigen muß, um nicht den Athem zu verlieren; aufwärts geht es freilich langſamer, weil er im Zickzack gehen muß; allein er kommt doch ſchneller auf den Gipfel, als der beſte Fußgänger; und wenn auch der Schnee nicht eben ganz feſt iſt: ſo ſinkt er doch nicht ein.

Da die Erfahrung gelehrt hat, daß, trotz der durch die Strenge des Winters vervielfachten Hinderniſſe, Norwegen gerade in dieſer Jahrszeit oft von dem Feinde angegriffen wurde, und dieſe Art auf Schneeſchuhen zu gehen einmal Sitte war: ſo war man bald darauf bedacht, aus den, in dieſem Laufe geſchickteſten, Leuten ein Soldatencorps zu bilden.

Dieſes Corps beſteht aus zwei Bataillonen, einem für den Süden und dem andern für den Norden und iſt 960 Mann ſtark.

Die jetzige Uniform dieſer Truppen beſteht in einer kurzen grünen Weſte, einem grauen Oberrock mit gelbem Kragen, einem grauen Pantalon und einer ſchwarzen ledernen Mütze.

Die Waffen ſind ein Karabiner, welcher mit einem ledernen Riemen über die Schultern gehangen wird, ein breites Jagdmeſſer, ein Stock drei und eine halbe Elle lang, und ein und ein Viertel Zoll dick, welcher an dem einen Ende mit einer eiſernen Spitze verſehen iſt; ein wenig darüber hinauf iſt er mit einem eiſernen Ringe beſchlagen. Er dient vorzüglich dazu, den Lauf des Mannes bergab aufzuhalten; der Läufer nimmt ihn alsdann zwiſchen die Füße, und läßt ihn ſo oder auch an der Seite nachſchleppen; auch bedient er ſich deſſelben, um ſich beim Steigen bergauf fortzuhelfen, mit einem Worte, er braucht ihn nach Bedürfniß und den Umſtänden gemäß. Nicht minder dient dieſer Stock zum Auflegen des Gewehrs, wenn der Läufer ſchießen will.

Jeder norwegiſche Bauer ſchießt aus freier Hand und fehlt ſelten.

Das Corps der Schneeſchuhläufer verbindet mit dieſer Uebung die der gewöhnlichen Jäger und leichten Truppen, wozu es gehört; es vertritt auch deren Stelle und unterſcheidet ſich eigentlich nur dadurch von ihnen, daß es auf den beſchriebenen Schuhen geht, wodurch es freilich einen ſehr großen Vorzug vor ihnen erhält.

Da ſich die Schneeſchuhläufer ſehr gewandt bewegen, und durch die Höhe des Schnees vor jeder Verfolgung, ſowohl von Seiten der Kavallerie als der Infanterie geſichert ſind; ſo können ſie eine feindliche Colonne auf dem Marſche ungeſtraft verfolgen, und ſie ohne Unterlaß auf beiden Seiten des Weges beunruhigen, ohne die mindeſte Gefahr zu laufen. Selbſt einige Kanonenſchüſſe würden ohne Wirkung auf die in einer Entfernung von zwei oder dreihundert Schritt zerſtreuten Schneeſchuhläufer ſeyn, deren Bewegungen überdies ſo ſchnell ſind, daß ſie in dem Augenblicke, wo man ſie noch zu ſehen glaubt, ſchon verſchwunden ſind, und dann erſt wieder erſcheinen, wenn man ſie gerade am wenigſten vermuthet.

Dann, wenn der Feind ruhen will, iſt der wahre Augenblick der Ueberlegenheit der Schneeſchuhläufer; man mag anwenden, welche Vorſicht man will: ſo wird man doch immer mit Truppen handgemein, welche zum Fortkommen keiner gebahnten Wege bedürfen, und ſobald nur Schnee liegt, über Seen, Sümpfe und Flüſſe ſetzen; ja wenn auch das Eis auf dem Grunde zu ſchwach ſeyn ſollte, um Mann oder Pferd zu tragen: ſo würde der Schneeſchuhläufer, durch die Schnelligkeit ſeiner Bewegung, doch darüber hingleiten. Daher iſt kein Truppencorps im Winter beſſer zum Recognoſciren, ja auch zu den Geſchäften der Couriere zu gebrauchen. Indeſſen könnte man denken, es müſſe ihnen ſchwer werden, ſich wegen der Länge ihrer Schneeſchuhe umzudrehen, allein dieſes iſt keinesweges der Fall; ſie treten mit dem rechten Fuße, an dem ſich das kleine Brettchen befindet, zurück, ſetzen ihn vertikal gegen den linken Fuß, den ſie nun erheben, und dieſen ſtellen ſie parallel mit dem rechten. Dann ſtehen ſie halb umgewandt; wollen ſie es ganz ſeyn: ſo wiederholen ſie dieſe Bewegung.

Bei den gewöhnlichen Winterübungen bilden die Schneeſchuhläufer drei Reihen, mit einem Raum von drei Schritten zwiſchen den Schlußgliedern, und von acht Schritten von einer Reihe zur andern: eine Entfernung, welche ſie bei allen ihren Bewegungen beobachten, ſo lange ſie nicht zerſtreut ſind, um in dem Gebrauche ihrer langen Schuhe nicht genirt zu ſeyn. Wenn ſie feuern wollen, zieht ſich das zweite und dritte Glied gegen das erſte vor, ſo daß jedes Carré einen Flügel für ſich bildet.

Die nothwendigen Geräthſchaften der Schneeſchuhläufer, als Keſſel, Flaſchen, Beile, Hacken u. ſ. w. werden auf Schlitten oder auf Kufen ſtehenden Wagen nachgefahren, welche von einem einzigen Menſchen vermittelſt eines ledernen Riemens gezogen werden, der von der rechten Schulter nach der linken Seite zu geht, wie der eines Karabiniers.

Der Militair, der dieſe Beſchreibung gegeben hat, fügt hinzu, man könnte dieſe Erfindung dadurch noch vervollkommnen, daß man dieſem Corps einige kleine Feldſtücke gäbe, welche man eben ſo wie das Gepäcke fortſchaffen laſſen könnte.

Klage.

Wenn ich Ihr nahe bin
Und ſchmachtend näher rücke:
So fliehen mich die Blicke
Der holden Zauberin.
Sie ſpricht nur halbe Worte;
Ich ahne Kält' und Zwang. —
Doch wenn zum Heimatorte
Mich ruft der Pflichten Drang;
So miſcht in ihre Briefe
Sich Lieb' und Sehnſucht ein,
Als ob der Engel riefe:
„Komm, Trauter! Ich bin Dein!“
O Seligkeit! o Pein!
Gott Amor, laß die Tücke!
Soll ich bei meinem Glücke
Nie gegenwärtig ſeyn?

Haug.

Sinngedichte, von Weiſſer.

1.

Weniger als Demoſthenes.

Zwar meid' ich Klaren ſtets, die liſtige Hetäre;
Doch gleich ich drum, o Demoſthen, nicht Dir.
Ich kaufte herzlich gern ein wenig Reue mir,
Wenn die Verkäuferin nicht gar zu häßlich wäre.

2.

Aſins Reiſepaß.

Liebt ihr das Seltene: nun ſo bewundert hier
Ein fremdes, affengleiches Thier,
Das ſelbſt ſich wohlgemuth in einen Kaſten preßt,
Und für ſein eignes Geld bei euch ſich ſehen läßt.

Herr

Herr von Donnerstag.

Die Tapferkeit der Honoratioren.

Die Honoratioren zu Klatſchhauſen waren den ganzen Winter recht übel dran geweſen. Der neue Wirth der Reſource hatte die Bierpflege bei weitem nicht ſo in der Gewalt, wie der verſtorbene. Der Rauchtabak war dazu erſchrecklich theuer geworden, und die Zeitungen führten ſich auch ganz miſerabel auf, weil ſie blos von Kriegen in Gegenden erzählten, die den Klatſchhauſenern zu weit aus dem Wege lagen. Nein, eine Winter-Campagne an Orten, wo welche aus ihrem Mittel gelebt hatten, oder noch hinkommen konnten, das wäre damals ganz ihre Sache geweſen. Zwar läugneten ſie ſtandhaft, daß ſo was Erſchreckliches ihr Wunſch ſeyn könne; aber das geſtanden ſie doch, daß die matten Seelen hinter dem Bierkruge, von dem Feuer, worin Städte und Dörfer auflodern, wunderbar erquickt und entflammt würden, und daß der Abend weit ſchneller verginge, wenn von Schlachten, wie zum Exempel bei Eilau und Wagram, in den Zeitungen zu leſen wäre.

Ging es noch einen Winter ſo fort: ſo war es um die Reſource geſchehen. Denn die Honoratiorinnen, welche Sonntags und Mittwochs auch zu erſcheinen pflegten, kamen ſchon beinahe gar nicht mehr, und wenn man ſie fragte, warum? da antworteten ſie, weil ſie nicht erſt auszugehen brauchten, um — ihre Männer ſchnarchen zu hören.

Im Grunde waren ſogar die Honoratiorinnen etwas kriegeriſch geworden, und hätten gar zu gern einmal ein Regiment von recht bildſchönen Offiziers mit angeſehen. Denn die einzelnen, welche zuweilen durchreiſeten, hatten ihnen ſchon dermaßen gefallen, daß ſie nicht eher nachließen, als bis die Klatſchhauſener Schützenkompagnie eine geſchmackvolle Uniform bekam.

Der Schützen-Auszug.

Je weniger aber der langweilige Winter die kriegeriſche Geſinnung der Herren und Damen begünſtigt hatte, deſto glorreicher ſollte ihr das Scheibenſchießen werden, an dem die neuen Uniformen zum erſten Male öffentlich erſcheinen konnten. Es waren große Vorbereitungen dazu getroffen. Die Schulkollegen z. B. hatten Tag und Nacht geſeſſen, um Reden zu verfertigen. Denn vom Bergrath Hähnlein, dem Schützenhauptmanne an, bis zum Schuhflicker Kneif, dem Zieler, hatte die geſammte Beredtſamkeit des Städtchens eine ſolche Menge breiter Stufen hinunter zu gehen, daß der ſchon ziemlich lange Tag allzu kurz dazu zu werden drohte, wenn man nicht recht frühzeitig ſich anſchickte. Aus dieſem Grunde war auch der Bergrath eine ganze Stunde eher, als gewöhnlich, aufgeſtanden, und an die Hausthür gegangen, vor der die Schützenkompagnie ſich verſammeln ſollte.

„Kinder,“ ſagte er, als ſie endlich alle beiſammen waren — „künftig müßt Ihr mehr militairiſchen Geiſt zeigen, und nicht Einer heute kommen, der Andere morgen! Sie zum Beiſpiel, Herr Einnehmer, haben eine ganze halbe Stunde verſäumt. Was ſoll daraus werden, wenn das am grünen Holze geſchieht?“ — Der Einnehmer wollte ſeine Geſchäfte vorſchützen. Aber der Bergrath ſagte: „Ei, Geſchäfte hin, Geſchäfte her, wir ſind heute alle Militairperſonen, und müſſen uns auch ſo aufführen! In meiner Jugend ſtanden noch Soldaten an unſerm Orte. Da hätten Sie ſehen ſollen! Wenn einer nur ein paar Minuten zu ſpät kam: ſo ging es gleich platz, platz, daß er's gewiß ein paar Wochen hinterher fühlen konnte.“

Der Einnehmer wollte die Parallele übel nehmen; aber der Bergrath zuckte die Achſeln, und ſagte in ſehr entſchiedenem Tone: „Ja, was man einmal will, das muß man ernſtlich wollen!“

Die umſtehenden Zuſchauer nickten um ſo freundlicher Beifall, weil ſie dem Einnehmer ſchon lange ſo ein platz, platz, von ganzer Seele vergönnt hätten. Auch behaupteten Einige, der Schützenhauptmann wäre recht zum Helden geboren. Und ſie äußerten das ſo laut, daß er es ſelber hörte, und ein beifälliges Lächeln auf die geſcheidten Leute fallen ließ, welches jedoch durch ein Huſten der Frau Commerzienräthin oben im Fenſter ſogleich wieder verdrängt wurde.

Aber kaum hatte der Bergrath das erſte Kommandowort recht kräftig herausgeſtoßen, als Leute herbei gelaufen kamen, welche von Fourierſchützen ſprachen, die ſo eben gekommen wären, um für fremde Truppen Quartiere zu beſtellen.

„Ach, du großer Gott!“ rief der Schützenhauptmann — „nun haben wir doch in der verwünſchten Reſource den Teufel an die Wand gemahlt!“ Dazu nahm er den ſchleunigſten Rückzug in ſein Haus, und ſchrie bald darauf zum Fenſter herunter, daß man nur um's Himmelswillen gleich aus einander gehen und die Waffen ablegen möchte. Denn vor Schrecken ganz blind, hatte er nicht bemerkt, daß der Inſtinkt eines Jeden ſeiner guten Ermahnung zuvor gekommen, und ſchon die ganze Mannſchaft verſtoben und verflogen war.

Der Zieler.

Da ſtand nun die ſchöne Scheibe draußen auf dem Schießplatze; der Zieler dabei, der wie ein Rohrſperling auf die Langſamkeit des Schützenhauptmanns ſchimpfte. „Denn,“ ſagte er — „was ſoll ich mir in der Verzweiflung ein Blatt vor das Maul nehmen, und wer wird künftig noch Schuhe bei mir flicken laſſen, wenn ich vor lauter Aergerniß das Unglück habe, in meiner Rede ſtecken zu bleiben?“ — Er verwaltete nun das Zieleramt zwanzig Jahre, und noch nie hatte er ſo lange auf die Kompagnie warten müſſen. Die Muſiker im Saale traten, wenn nicht ſeinen Aeußerungen, doch ſeiner Verwunderung bei; und der Burſche, der die Böller zur Bewillkommung abfeuern ſollte, war auf dem Oberboden geweſen, und ſagte, daß ſich noch immer keine Menſchenſeele blicken ließe.

Es kam auch wirklich nicht einmal Jemand, der erzählt hätte, woran es lag. Denn wer auch in der Stadt dazu auf den Beinen geweſen war, der hatte unterdeſſen vollauf zu thun bekommen, weil er ja den Fourierſchützen nachgehen, und ſie von oben bis unten, und von vorne und von hinten betrachten mußte, um auf den Abend in der Reſource über alle Abweichungen ihrer Kleidung von der Schützen-Uniform Rede und Antwort geben zu können.

Der Zieler wollte verzweifeln. Er prophezeihte den Untergang der Stadt, da allmählig die Beobachtung der wichtigſten Dinge in Vergeſſenheit gerieth, und obendrein ein Platzregen die im Freien ſtehenden Böller ſo gut wie vernagelt hatte, weil bei der Ladung kein Körnchen Pulver übrig geblieben war.

Der Zieler hätte ſich über die Böller beruhigen können; denn bis zu ihnen kam es heute gewiß nicht, weil an das Scheibenſchießen gar kein Gedanke mehr war. Die Fourierſchützen ſagten zudem ſehr ſtarke Einquartierung an; und ſelbſt diejenigen Frauen, die wohl zur Abwechſelung und zur Beförderung ihrer Menſchenkenntniß einmal gern geſehen hätten, wie ſich ein einquartierter Offizier benähme, ſelbſt dieſe waren wegen der Menge Leute ſehr verlegen, die ihnen angekündigt wurden und auch bald darauf wirklich eintrafen.

Der Bergrath und Schützenhauptmann verlor ſeine ganze Faſſung. Denn um dem Oberſten Platz zu machen, der ſeinem anſehnlichen Hauſe zugedacht war, mußte das Zimmer mit dem Lehnſtuhle, in dem ſein Vater und Großvater ſchon ſo gut, wie er, alle Abende eingeſchlummert war, aufgegeben, und die Klingelſchnur dicht neben dem Großvaterſtuhle ebenfalls entbehrt werden. Kein einziger Stuhl im Hauſe aber ſchmiegte ſich ſo wie ein Futteral an ſeinen wohl genährten Rücken an; und wie erfuhr man es nun, wenn ihm die Pfeiſe ausgegangen war, da ſein entlegenes Interimszimmer weder durch eine Klingel noch ſonſt Kommunikation mit der Geſindeſtube hatte? Mit einem Worte, der Bergrath Hühnlein hielt ſich für den beklagenswürdigſten Menſchen unter Sonne, Mond und Sternen.

Die bedaurenswürdigſte Frau.

Er kam aber mit dieſer Aeußerung ſchön an bei der Frau Bergräthin. „Verſündige Dich nicht!“ erwiederte die. — „Ich dächte doch, daß ich wohl etwas mehr Kreuz und Noth auszuſtehen hätte, als Du, der ſich den ganzen Tag von einem Stuhle nach dem andern hindehnen und müßig gehen kann.“

„Nun, nun, liebes Kind, nur nicht gleich ſo oben hinaus! Du könnteſt Dir's auch bequemer machen, wenn Du die Lotte hübſch anhielteſt.“

„Anhielteſt? Ueber den unausſtehlichen Mann! Alle Tage ſieht er, daß bei der weder

Reden noch Anhalten, weder ein gutes noch ein böſes Wort fruchtet. Gott will ich danken, wenn ich ſie aus dem Hauſe habe! Denn bei dem undankbaren Geſchöpfe ſind alle meine Wohlthaten weggeworfen. Ja, ſieh mich nur an, Schlange, die ich mir im Buſen erzogen habe, und weine Krokodillsthränen! Den Troſt behältſt Du doch, daß Du es eigentlich biſt, die mich zur bedaurenswürdigſten Frau auf der Welt macht.“

Das beklagenswürdigſte Mädchen.

Wie nur der Schein zuweilen ſo gar ſehr trügen kann! Keine Seele hätte Lotten ſolche Dinge zugetraut, als die Tante ihr nachſagte. Denn ſie ſah viel eher aus, wie die leidende Unſchuld. Uebrigens war ſo viel ausgemacht, daß Lotte tagtäglich hören mußte, ſie genöſſe als ein Mädchen, dem ſeine Aeltern keinen rothen Heller hinterlaſſen hätten, nur das Gnadenbrod im Hauſe, und daß ſie es gleichwohl nicht zu erkennen ſchien, ſondern, wie die

Frau Bergräthin argwohnte, ihr ſogar den Mann, den alten Onkel, verführen wollte.

Nun wahrhaftig, dazu hätte ein recht abſcheuliches Herz gehört! Denn der Bergrath war gewiß nicht gemacht, ſich in ihn zu verlieben; daher denn hierbei bloß der ſchändliche Plan ſtatt finden konnte, das häusliche Glück des Paares zu ſtören, das von jeher nicht recht gewußt hatte, was Zufriedenheit und Einigkeit heißen ſollte. Zwar ſuchte ſich Lotte gegen dieſen Argwohn dadurch zu rechtfertigen, daß ſie ja wohl mit dem Onkel lieber reden müßte, als mit der Tante, weil er doch wenigſtens bisweilen freundlich gegen ſie wäre; doch die Tante ſagte: „Alles Lug und Trug! und es iſt ein wahres Glück für Dich, daß ſich ganz ohne Verdienſt eine herrliche Parthie gefunden hat. Denn wäre das nicht: ſo hätteſt Du noch mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe gemußt.“

Und grade dieſe Parthie trug dazu mit bei, daß Lotte ſich ebenfalls für das beklagenswürdigſte Mädchen von der Welt anſah.

Sie verkannte nämlich die Verdienſte ihres Freiers, des Fähndrichs von Donnerstag alle mit einander. Trotz der Jugend ſeines militairiſchen Ranges hatte der ehrliche Mann ſchon ſeine vierzig Jahre und drüber auf dem Rücken. Ueberhaupt war ſeine Geſchichte kürzlich dieſe. Als der Sohn eines reichen Pachters hatte er vor fünf und zwanzig Jahren ein Adelsdiplom erkauft und Kriegsdienſte genommen, die er aber ſchon nach wenig Monaten wieder verlaſſen mußte, weil er den ausbrechenden Krieg ſo wenig als ein Duell mitmachen wollte, wodurch er eine Beſchimpfung, die ihm aber eben ſeine Kriegsſcheu zugezogen hatte, abwaſchen ſollen. Seine erſte Ehe war durch den Tod, ſeine zweite durch die Scheidung aufgelößt, und ſogleich nach dieſer der feſte Beſchluß gefaßt worden, niemals wieder zu heirathen. Wie aber der menſchliche Wille wandelbar iſt bis zum Tode: ſo hatte er auch Lotten kaum geſehen auf einem benachbarten Jahrmarkte, um dieſen feſten Beſchluß wieder aufzugeben. Einzig ihr zu Gefallen, hatte er ſich in der Stadt Klatſchhauſen angekauft, und das ſonſt zu ſeinen Zwecken Nöthige mit Onkel und Tante gehörig beſprochen.

In der Reſource galt er erſtaunlich viel. Auch ging ſo leicht kein Fremder aus der Stadt, ohne erfahren zu haben, daß ſehr vornehme Kavaliere den hieſigen Aufenthalt nicht verſchmähten, unter andern der Herr Fähndrich von Donnerstag, den man ohnfehlbar par Renommee kennen werde. Es ſey, ſo ſagte einmal der Acciseinnehmer, es ſey eine Luſt, mit dem Manne umzugehen, der trotz ſeines Ranges und Standes nicht ein Bischen Hochmuth beſitze.

Herr von Donnerstag that ſich übrigens nicht wenig auf ſeine Uniform zu gut, zu welcher eine Schmarre über den Backen, ſeiner Meinung nach, unvergleichlich paßte, da jedermann ſie einer Ehrenſache zuſchrieb, weil der Peitſchenzug, mit dem ihm der Großknecht auf ſeinem Gute eine lange Reihe von Mißhandlungen vergolten hatte, ſich, nun er vernarbt war, ganz ſcharmant und gerade wie ein Säbelhieb ausnahm. Im Städtchen wußte man jedoch ſo wenig davon, als von dem Fieber, das dem Herrn Fähndrich von ſeinem erſten und letzten Feldzuge abgehalten, und von dem Duell, den er, aus einer faſt übertriebenen Vorliebe zu den Geſetzen, vermieden hatte. Er konnte auch Stunden lang bei Kommerzienraths von dem Kanonendonner und von dem Kugelregen, und von dem Blitzen der Schwerdter im Felde erzählen, und Jedermann erſtaunte über ſeine gränzenloſe Tapferkeit, wenn er beſchrieb, welche köſtliche Luſt es ſey, die Kugeln um ſich her ziſchen und die Schwerdter klirren zu hören.

Und wenn Lotte nun dabei ſaß, ohne wie die Andern Mund und Naſe aufzuſperren, da wurde ſie gewöhnlich von der Frau Bergräthin aufgerüttelt und gefragt, ob ſie denn immer im Traume ſitzen müſſe?

Lottchen ſaß auch wirklich faſt immer im Traume. Es träumte ihr nämlich bei Tage und bei Nacht, daß es auf dem ganzen, weiten Erdboden gar nichts wünſchenswerthes gäbe, als einen hübſchen, jungen Menſchen mit braunem Haar und ſchwarzen Augen, der dabei etwas auf modiſche Kleidung hielte, und auch einen Wuchs hätte, zu dem die Moden immer gut ließen, und daß es ganz excellent ſeyn müſſe, mit einem ſolchen Menſchen Hochzeit zu machen.

Der junge Menſch und die Hochzeit waren ein paar fixe Ideen bei ihr geworden, die um ſo feſter in ihr Köpfchen verwachſen waren, weil dieſes Ideal von Menſchen nicht etwa ein bloßes luſtiges Geſchöpf ihrer Phantaſie, ſondern ein ganz ordentliches Geſchöpf Gottes mit Fleiſch und Beinen war, das bei Tage wenigſtens zweimal vor dem Hauſe vorbeiging, jedoch keinen einzigen Blick vom Boden aufſchlug, ob er ſchon gewiß wußte, daß am Fenſter im erſten Stocke um die Zeit ſeines Vorbeigehens allemal ein paar ordentliche Morgenſterne von Augen flimmerten.

Das geſchah indeſſen nicht aus Geringſchätzung dieſer Augen, ſondern aus bloßer Furcht, daß, wenn er heraufblickte, die Frau Bergräthin es gewahr werden und mit andern Worten, der Teufel losgehen möchte.

Konrad und die Bergräthin.

Die Bergräthin war nämlich eine gar grimmige Feindin des jungen Menſchen, und zwar blos darum geworden, weil er einmal, als bei einer großen Gaſterei, ihr im Lachen die ganze obere Reihe neuer Zähne, die ſie erſt aus der Reſidenz erhalten hatte, auf den Teller fiel, vor Kichern gar nicht wieder zu ſich kommen konnte. Der junge Menſch war freilich damals nur noch ein unverſtändiger Knabe geweſen, und hatte ſeitdem Oekonomie ſtudirt, aber deſſenohngeachtet gab es der Frau Bergräthin noch immer einen Stich in's Herz, wenn ſie ihn nur anſah. Auch pflegte ſie ſein Gemüth allen Menſchen auf eine Art zu malen, wie es kein Menſch wieder erkennen konnte, wenn ſie nicht den Namen dazu geſetzt hätte. Wahr iſt es freilich, Niemand an der ganzen Tafel wäre damals die Zahnreihe auf dem Teller gewahr worden, hätte der Wetterjunge nicht gleich überlaut geſchrieen. Er war daher ganz allein an der Senſation Schuld, welche die Sache in der Stadt machte, und um derentwillen ihr Mann, der nur noch ſchlechtweg Herr Hühnlein hieß, gleich dazu thun mußte, einen Rathstitel zu erkaufen, damit deſſen Glanz die Spottreden und Spottgeſichter ihrer Mitbürgerinnen nur ein wenig im Zaume hielt, wenn er ſchon die Galle gegen die neue Bergräthin eher vermehrte als verminderte. Der Leſer darf es übrigens ſchon erfahren, daß auch in der Reſidenz damals der Titel großes Kopfbrechen gekoſtet hatte. Man wußte nämlich gar nicht, zu was für einem Rath man Herren Hühnlein mit Ehren machen könnte, bis endlich noch ein Schlaukopf auf die Idee gerieth, ihn von einem Weinberge her, auf dem der Supplikant in guten Weinjahren gewöhnlich einige Eimer leidlichen Eſſig erbaute, mit dem Prädikat eines Bergrathes zu begnadigen.

Konrads Maaßregeln.

Mancher andre Liebhaber in **Konrads** Verhältniſſen würde freilich wenigſtens dann und wann einen halben oder Viertelsblick nach einem Morgen- Tages- und Abendſtern im Vorbeigehen hinaufgeſchickt haben. Aber **Konrad** durfte das ſchon gar nicht wagen, weil er ſich kannte und wohl wußte, daß er für **Lottchen** weder einen halben Blick, noch ein halbes Herz, noch ein halbes Leben, ſondern lauter ganze Sachen hatte, und ſo ein ganzer, langer Blick, womit ſeine ernſthafte Liebe ihre Gegenwart am Fenſter gefeiert haben würde, die ganze betrübte Hiſtorie gar leicht hätte verrathen können. Daher blieb ihm gar keine Gelegenheit für ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen, als an Sonn- und Feſttagen. Denn zum Glück war Bergraths Platz in der Kirche grade neben der Kanzel, ſo daß man die Aufmerkſamkeit, mit welcher **Konrads** Blick in dieſer Gegend rudte, auf des Pfarrers Rechnung ſchrieb, und keine Seele daran dachte, daß der religiöſe junge Menſch ſich nebenbei allemal in der einzigen Stunde, die der Pfarrer predigte, wenn nicht glücklicher Weiſe ein Feſttag dazwiſchen kam, auf die ganze lange Woche an Lottchen ſatt ſehen mußte.

Konrads Urtheil über das Predigen.

Konrad ſchätzte den Stadtprediger außerordentlich, und das beſonders darum, weil er gewöhnlich auf ſeine Predigten zu ſtudieren vergaß, und dabei dachte, kommt Zeit kommt Rath. Denn je unvorbereiteter der Mann war, deſto länger dauerte gewöhnlich die Predigt. Und es war Konraden auch gar nicht, wenn der Dicker manchmal ein wenig ſachte oder den Mittag im Sinne behielt; denn an ſolchen Tagen war allemal gute Zeit für ihn. Aber ganz beſonders zufrieden mit dem geiſtlichen Herrn ging Konrad nach Hauſe, wenn auf dem Heimwege die Zuhörer einander verdrüßlich in's Ohr flüſterten: „Heute konnte

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Konrad hatte diesen Brief nach einer Menge [illegible] und [illegible] [illegible] und war auf den [illegible] [illegible] begierig.

Die Antwort aber fiel gar nicht aus, wie er gewünscht und gehofft hatte. Dem **Leonhard** [illegible] gegen [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] auf.

Sie lautet [illegible] [illegible] [illegible] gleich auf der Stelle wieder: „Bester **Leonhard**, ich [illegible] [illegible], Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] über alle Dinge [illegible]. [illegible] [illegible] ich [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] **Konrad** [illegible] [illegible]. [illegible], **Leonhard**!“

Dieſer Brief aber ſtimmte das Mädchen völlig um. Sie beſchwor Konraden, daß er ſie nicht auch verlaſſen ſolle, und er verſprach das, aber nur unter der Bedingung, daß ſie mit ihm gehe.

Endlich entſchloß ſie ſich wirklich dazu, und der [illegible], als der einzige Mann, wo an eine [illegible] zu denken war, wurde dazu [illegible].

Morgenroth.

So ließ ſich Lenchen auch ſchnell zuſammennehmen: das heutige Unglück konnte ſie ihren [illegible] nicht [illegible].

„Du lieber Gott!" ſagte der [illegible], als er am Abend in ſein abgelegenes Zimmer ging; denn er ſah gerade aus, als ob das [illegible] eine kleine [illegible] in der Stadt und alſo auch der [illegible] im kleinen Zimmer [illegible] müſſe, da der Oberſte ſeine Tochter bei ſich hatte, und den [illegible] ihren fragte, ob ſich der [illegible] am Fenſter auch gut [illegible]. „Im Zimmer?" — wiederholte der Schägenhauptmann einigemal mit tiefem Seufzen, und jeder einzelne Tag der vielen Sommermonate ging an ihm vorüber, und ſchüttelte ihn fieberhaft zuſammen.

Der Bergrath konnte ſich unterdeſſen noch gratuliren, daß ſein Gaſt durch Höflichkeit die Frau Bergräthin für ſich gewann. Denn unter allen Plagen, die ihn bei dieſen Umſtänden bedrohten, hatte er die Hauswirthin am meiſten gefürchtet, die es in der Art hatte, den Unwillen über alle Unbequemlichkeiten, welche ihr im Hauſe aufſtießen, ihrem Gemahl, als dem ſogenannten Herrn vom Hauſe, wieder zukommen zu laſſen. Allein der Oberſte hatte dieſer ſchon durch die Worte: meine ſchöne Wirthin, ihr ganzes Herz gleichſam entwendet, ſo daß ſie auch bitterböſe auf Lottchen war, weil dieſe vor lauter Kummer den ganzen Haufen Höflichkeiten vergaß, den die Ankunft vornehmer Perſonen von Jedem in dieſem Hauſe erforderte.

Aber grade damit, daß Lottchen Celicien, der Tochter des Oberſten, eine Menge Küſſe und zärtlichen Redensarten erſparte, fand das betrübte Mädchen das Herz der jungen Fremden gleich anfangs für ſie ſo geöffnet, daß Lottchen die freundliche Theilnahme nicht lange verkennen konnte.

Am andern Morgen ſchon erfuhr Celicie die ganze Lage der widerſpenſtigen Braut, und — lobte ihre Widerſpenſtigkeit. Der Oberſte hatte nämlich, als der Herr von Donnerstag ihm ſeine Aufwartung gemacht hatte, ſeiner Tochter von den frühern Schickſalen dieſes Fähndrichs, die er zufällig recht im Zuſammenhange wußte, erzählt, und Celicie bot ihre Hand, um Lottchen von dem verabſcheuten Bräutigam zu helfen. „Das Davonlaufen," ſagte Celicie — „wäre eine ſchlechte Parthie geweſen. Wir wollen ihn lieber in ſeinen eigenen Netzen fangen. Er hat mir geſtern auf's erſtemal ſchon ſo viel Artigkeiten geſagt, daß ich glaube, der Stand und Rang meines Vaters wird ihn Ihnen abſpenſtig machen und mir zuführen, ſobald ich nur im geringſten ſeine Huldigung anzunehmen ſcheine. Denn an

Eitelkeit fehlt es dem feigen Menſchen, wie mich dünkt, gar nicht.“

Lottchen fing an aufzuleben, und die neue Freundin verſprach, gewiß ihr Möglichſtes zu thun.

Helles Sonnenlicht.

Wenig Tage, war wirklich der Plan des leichtfertigen Fräuleins gelungen. Die ganze Stadt fing an, über den Fähndrich den Kopf zu ſchütteln, der an Lottchen nicht mehr zu denken ſchien.

„Da haſt Du Deinen Fähndrich!“ ſprach der Bergrath zu ſeiner Frau, als der Oberſte dieſer ſelbſt von der Acquiſition geſagt hatte, die ſeine Tochter an dem Herrn von Donnerstag machen werde.

„Ein Wunder iſt es wenigſtens nicht,“ ſagte Madam, — „denn wenn ich das feine Fräulein neben unſer ungehobeltes Früchtchen ſtelle: ſo weiß ich auch, wem ich den Vorzug gebe.“

„Das haben wir nun von Deiner Einquartierung!“

‚Von meinem Fähndrich, von meiner Einquartierung! Verwünſcht! Weil der Fähndrich ein Mann von Verſtand iſt, und ſich gern mit mir unterhält, und weil ich dem ſcharmanten Manne, dem Oberſten, höflich begegne, nicht wahr? Ja, ſo maulfaul, wie Du, bin ich mein Lebtage nicht geweſen!“

‚Ach, wenn es anginge, ich glaube Du heiratheteſt den ſcharmanten Mann auf der Stelle!“

„Pfui, ſchäme Dich!“ ſagte die Bergräthin, mit einem tiefen Athemzuge, den ihr gutmüthiger Gatte zu ſeinem Vortheil auslegte, daher er recht demüthig um Verzeihung bat.

Der Nebenbuhler.

Die Stadt hatte alle Hände voll zu thun, um den Stoff zu Geſprächen, der ſich jetzt darbot, immer gehörig zu bearbeiten. Das Regiment ſtellte ſich alle Tage auf dem Markte, und ſprach die Wißbegierde des Städtchens damit dermaßen an, daß kein Menſch bei ſeinen Geſchäften bleiben konnte. Beſonders gaben die Mitglieder der Schützenkompagnie auf die Haltung des Militärs Acht, um ſich ein Beiſpiel daran zu nehmen. Die Geſchichte mit dem Herrn von Donnerstag war nur eine Epiſode, die aber doch erſtaunliche Senſation machte.

Indeſſen war der Herr von Donnerstag, wie ſich nun zeigte, auch noch nicht über den Berg. Denn als er eines Morgens eben beſchäftigt war, die Skizze zu dem künftigen Allianzwapen zu entwerfen, da trat der Adjutant in ſeine Wohnung und ſagte: „Mein Herr! nach dem, was in der Stadt geſprochen wird, machen Sie Anſprüche auf die Hand der Tochter des Oberſten. Das würde mir aber ungelegen ſeyn, der ich ſchon früher des Fräuleins Wort habe. Ich fordre, daß Sie zurücktreten; wo nicht: ſo fordre ich Sie.“

Herr von Donnerstag erblaßte vor der hart und trocken ausgeſprochenen Alternative, die an des Adjutanten funkelndem Auge und ſeinem Schnurrbarte einen tüchtigen Rückenhalt hatte.

„Das werden Sie,“ antwortete er endlich „mit meiner Braut auszumachen haben.“ — „Mit Ihrer Braut? Herr, Sie ſollen ſie ſo nicht nennen! Auch pflege ich mit Weibern dergleichen niemals auszumachen.“

Nur durch vieles Bitten brachte der Herr von Donnerstag den Adjutanten endlich doch noch ſo weit, daß Celicien die Wahl frei geſtellt werden ſollte.

„Schriftlich, und ſogleich!“ ſagte des Fähndrichs Nebenbuhler. Dazu legte er ſeinen Degen auf den Tiſch, deſſen zweideutiger Glanz wohl beitragen mochte, daß Herr von Donnerstag eine ganz kurze Frage, welche ſein Gegner vorſchlug, ſich nach leichter Weigerung gefallen ließ.

Die Briefe.

„Keine Flauſen!“ ſagte der Adjutant, als Donnerstag ihm einen Bogen Papier vorlegte, und für ſich ſelbſt auch einen zur Hand nahm, um die Frage nach ſeiner Art zu ſtellen. „Durch mich ſoll die Sündſlut der Buchſtaben nicht vermehrt werden. Unſere Fragen ſind einfach, und von demſelben Inhalte. Ich diktire, Sie ſchreiben, und dann folgt die Unterſchrift von uns Beiden.“

Der Adjutant ſprach in ſo entſcheidendem Tone, daß Herr von Donnerstag nicht das Herz hatte, an der Nothwendigkeit dieſer Form zu zweifeln. Er nahm die Feder zur Hand, und ſchrieb auf Kommando folgende Zeilen: „Gnädiges Fräulein, Wir Unterzeichnete glauben Beide, Anſprüche auf Ihre ſchöne Hand machen zu können, und bitten, uns durch den Ueberbringer wiſſen zu laſſen, wer Recht hat.“

Das Billet ging ab, und nach einer halben Stunde, in der mehr gepfiffen, als geſprochen wurde, erfolgte Celiciens Antwort:

„Meine Herrn! Ich erinnere mich Ihrer beiderſeitigen Anſprüche, und wage um ſo weniger, zu entſcheiden, ob die ältern oder die neuern die gültigſten ſind, da ich auch Ihre beiderſeitigen Verdienſte kenne."

Ausforderung.

„Da haben wir den Teufel!" ſagte der Adjutant. „Merken Sie nun wohl, daß es immer noch ohngefähr auf meine Rede hinauslaufen wird?"

„Wie ſo?"

„Wie ſo, fragen Sie? Nun, entweder Sie treten zurück, oder ich breche Ihnen den Hals. Das muß jedes Kind einſehen."

„Aber, Herr Adjutant, zuvor ein einziges Wort!"

„Ein ganz kurzes."

„Wenn Sie die Sache recht betrachten —",

„Beim Teufel, Herr, ich betrachte alles recht! —"

„Nun dann müſſen Sie doch begreifen, daß das kein Beweis iſt von Celiciens Liebe zu Ihnen, daß ſie ſich ſpäterhin mit mir verſprochen hat!"

„Damit

„Damit hat ſie ſich freilich garſtig verſprochen. Doch man muß dergleichen Druckfehler bei Weibern nicht ſo genau nehmen. — Auf der Gränze, dächte ich, mit Piſtolen."

„Wann denn?"

„Sogleich."

Der Fähndrich bat zitternd um Aufſchub bis morgen. „Auch das. Aber mit dem Früheſten nach **dorf!"

Zuflucht.

Herr von Donnerstag wußte nicht recht, ob er ein Fieber bekommen ſolle, wie vor dem Feldzuge, oder wie ſonſt dem verhaßten Duell auszuweichen ſeyn möchte. Aber mit dem fieberhaften Zittern, das ſich gewiß recht natürlich gefunden hätte, wäre der barbariſche Gegner ſchwerlich zurückzuweiſen geweſen. Endlich entſchloß er ſich, den Oberſten aufzuſuchen.

„Wohin?" rief der Adjutant, der grade um die Ecke kam, als ſein Nebenbuhler in Bergraths Hausthür treten wollte. Der Fähndrich blieb, wie angenagelt, auf der Schwelle ſtehen. Der Adjutant hob den Finger auf. Doch ſetzte er bald hinzu: „Gehen Sie meinetwegen zum T**! Daß Sie nur morgen früh zur rechten Zeit an Ort und Stelle ſind!“

Der Schauer, welcher den Herrn von Donnerstag hierbei überlief, machte, daß er ſeinen Nothruf oben bei dem Oberſten ohne alle Einleitung anbrachte. „Herr Oberſt, ſchützen Sie mich!“ Er erzählte.

„Ihr Leben ſoll ſicher geſtellt werden,“ ſagte der Oberſte kurz, und rief zur Thür hinaus: „Der Adjutant!“

Entſcheidung.

Herr von Donnerstag wollte ſich entfernen. „Sie bleiben!“ ſprach der Oberſte, und bald darauf erſchien der Adjutant, dem er ſogleich ſeinen Degen abverlangte, und hinzufügte: „Eine gegen Sie eingelaufene Klage macht dies nothwendig.“

Der Oberſt wandte ſich hierauf zu dem niedergeſchlagenen Kläger und ſagte: „Nun iſt Ihr Leben vor Mordgewehren geſichert, Herr von Donnerſtag! Damit Sie aber auch bei Stöcken ruhig vorbei gehen können, erſuche ich Sie, Ihren Degen, ſowohl als alle Kennzeichen Ihres vormaligen Militairſtandes, abzulegen. Für einen Soldaten werden Sie wohl ohnehin nicht mehr gelten wollen. Schon durch Ihren ſehr unzeitigen Abgang vom Regimente haben Sie das Tragen der Uniform verwirkt. Sie ſehen, wir wiſſen alles; auch wird uns Ihre friedliche Geſinnung wohl verzeihen, daß wir uns nur einen kleinen Spaß mit Ihnen und Ihrer Eitelkeit gemacht haben. Meine Celicie hat nie aufgehört, die Braut dieſes Herrn zu ſeyn."

Neue Unglücksfälle.

Herr von Donnerſtag beſorgte, daß das Lachen, welches ihn zur Thür hinaus begleitete, vom Fenſter aus folgen könnte; daher glaubte er, unterdeſſen bei Bergraths ein wenig verweilen zu müſſen, um ſo mehr, weil er durch ein reumüthiges Bekenntniß die Frau Bergräthin wieder zu verſöhnen, und das verlaſſene Lottchen nun noch wegzukapern dachte, ehe die verdrüßliche Geſchichte mit Celicien und dem Adjutanten verlautete. Zum Unglück aber war zwiſchen der letzten lauten Scene und Bergraths bles eine dünne Tapetenwand geweſen und ſchon alles hier verrathen. Da nun die Frau Bergräthin, wie alle Frauen, nichts weniger leiden mochte, als einen feigen Soldaten: ſo erſuchte ſie den Herrn von Donnerstag, ihre Schwelle nicht wieder zu betreten, und zwar ebenfalls ſo laut, daß in Oberſtens Zimmer dazu applaudirt und Bravo gerufen wurde.

Zwar probirte er Abends in der Reſource einen neuen Angriff auf ihr voriges Wohlwollen. Allein es war an kein Wiedererobern zu denken. Statt aller Antwort, kehrte ſie ihm den Rücken zu.

Endlich gab ihm der Adjutant durch ſeinen Eintritt das Signal zum Verſchwinden.

Rekommendation.

Am andern Morgen machte der Oberſt der Frau Bergräthin ſeinen Beſuch. „Meine ſchöne Frau Wirthin," ſagte er — „wir haben Sie in dem Herrn von Donnerstag zwar um einen künftigen Verwandten gebracht; es iſt aber aus guter Meinung geſchehen."

„O gewiß, Herr Oberſter, wir ſind Ihnen aufrichtigen Dank dafür ſchuldig!"

„Noch nicht. Doch was würden Sie ſagen, wenn ich ſeinen Platz in Ihrem Hauſe mit einem andern, und dazu recht braven Subjekte beſetzte? — Vielleicht wiſſen Sie, daß ich hier im Lande Güter beſitze. Mein Oekonomie-Inſpektor hat Abſichten auf Ihre Niece. Er iſt jung, hübſch, und nicht ohne Vermögen. Mit einem Worte, ich kann ihn rekommandiren."

Die Frau Bergräthin, welche die Einſicht und Rechtſchaffenheit des Oberſten überaus hoch anſchlug, ſagte, daß eine Rekommendation von ihm hinlänglich ſey, und der Herr Bergrath zweifelte an dieſer Wahrheit auch um ſo weniger, da der Oberſt ſie bei ihm durch den Wunſch einleitete, die Schützenkompagnie, die ſein Regiment leider geſtört habe, in ihrem Glanze und ihn an ihrer Spitze ausziehen zu ſehen.

Das war Waſſer auf des Bergraths Mühle, der ſich gar zu gern dem Oberſten als Schützenhauptmann gezeigt hätte.

Die einzige Frage beunruhigte Herrn Hühnlein noch, ob nämlich der Magiſtrat das Scheibenſchießen in dieſen kalamitöſen Kriegszeiten zugeben werde. Aber der Oberſt tröſtete ihn gar bald mit dem Worte, daß alle Feindſchaft zwiſchen den beiderſeitigen Mächten bereits ausgeglichen ſey, und der Friede nächſtens, und vor dem erſten Schwerdtſtreiche, erfolgen, auch morgen die offizielle Nachricht davon eintreffen werde.

Der Auszug und das Pärchen.

Der folgende Tag bewies, daß der Oberſt die Wahrheit geredet hatte. Wer war froher als die ehrſame Schützengilde, die nun ihre Uniform doch produziren konnte!

Der Auszug geſchah ſchon am dritten Tage, und ſtolz auf ſeine ächtmilitäriſche Haltung ſah vielleicht kein einziger Schütze, was es dem ordentlichen Militär für Mühe koſtete, ſein Lachen auf eine günſtigere Gelegenheit zu verſparen.

Beim Schmauſe, an dem alle Offiziere des Regiments Theil nahmen, ſtutzte die Frau Bergräthin freilich, als der Oberſt den Oekonomie-Inſpektor vorſtellte, und kein andrer Menſch, als Konrad, vor ihr ſtand. Allein ſeines Gönners übertriebene Artigkeit gegen Lottchens Tante half dem Pärchen auch über dieſen ſchwierigen Punkt glücklich hinweg. Anfangs zwar mußte Lottchen ein wenig fremd gegen Konraden thun. Das aber hielt gar nicht lange aus, ſo daß auch die Frau Bergräthin ſchon Argwohn ſchöpfte.

Doch ein Walzer mit dem Oberſten überzeugte ſie abermals, daß dieſer ein ganz prächtiger Mann ſey, und ließ ſie die übrigen Kleinigkeiten völlig vergeſſen.

Der Schützenſchmaus endigte ſo luſtig, daß er noch bis dieſe Stunde im guten Andenken geblieben iſt; und als das Regiment abmarſchirte, da ſoll manches weibliche Thränchen gefloſſen ſeyn.

Schluß.

Die armen Schützen mußten übrigens von ihrem Stolze vieles nachlaſſen, weil die Damen frank und frei ſagten, daß das ordentliche Militär bei weitem nicht ſo hölzern ausſehe, als die Mehrzahl der Klatſchhauſener Schützenkompagnie.

Auf Ehre hielt dieſe jedoch gar ſehr. Denn Herr von Donnerstag wurde ſchon am Tage des Auszugs ausgeſtrichen, und überall ſo gewaltig mit ſeiner Tapferkeit geneckt, daß er's für das Rathſamſte hielt, ſich auf ſein Gut zurückzuziehn.

Der Sonntag des Tedeums war auch Lottchens und Konrads Trauungstag. Am Abend illuminirte die Reſource. Auch hatte der Syndicus, der grade Vorſteher war, durch einen Anſchlagzettel eingeladen, daß alle Geſpräche über Krieg und Blutvergießen bei namhafter Strafe auf immer verboten werden möchten. „Wir haben geſehen,“ fügte er mündlich hinzu — „daß man den Teufel nicht an die Wand malen müſſe.“

Der Bergrath unterſtützte ſeine Motion, und die allgemeine Freude, diesmal mit blauem Auge durchgekommen zu ſeyn, half, daß ſie völlig triumphirte.

Der Wirth aber ſchüttelte gleich anfangs den Kopf, weil er wohl wußte, daß Krieg und Blutvergießen zeither noch immer die beſte Würze für ſein ſchlechtes Bier geweſen war.

Was übrigens in der Folge dieſer Beſchluß für Erſchütterungen hervorbrachte, ſoll ein andermal mit aller hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit in Umlauf gebracht werden.

Fr. Laun.

Der Zitherſpieler.

Mich hält das öde Haus, wie bang!
Als wär' es Kerker, inne!
Wie iſt die Nacht ſo lang, ſo lang,
Die ich allein durchſinne!
Da draußen raſ't der Stürme Macht,
Und Regengüſſe fallen;
Nicht kann ich durch die grauſe Nacht
Zu der Geliebten wallen.

Wie rauſcht der ſchnelle Bach ſo wild
Und überſchwillt die Wege,
Und hemmt mir durch daß Thalgefild
Die nächtig ſtillen Stege! —

Harrſt, Liebchen, wohl im Kämmerlein?
Der Wind rauſcht an der Pforte;
Doch der ſonſt trat zur Thür herein,
Hört nicht des Grußes Worte.

O, horch! was tönt ſo rein und hell
Vor meines Fenſters Gitter?
Spielt noch ein fröhlicher Geſell
So ſpät die ſanfte Zither?
Auch Sturm und wilder Regen kann
Nicht deine Lieder ſtören?
Herein! Willkommen, Leyermann!
Laß mich was Trautes hören!

„Wer ſüße Lieb' im Buſen trägt,
Und in der jungen Seele
Der Sehnſucht ſtilles Feuer hegt,
Der ſuche fein und wähle;
Und wenn er ſich ein Liebchen weiht
Und hat es treu gefunden:
So bleib' er denn in jeder Zeit
Auch innig ihm verbunden.

Die Liebe iſt ein Paradies,
Der Erde ſchönſte Blüthe,
Die Liebe macht das Leben ſüß,
Giebt Frieden dem Gemüthe.
Ob Sturm und laute Wetter dräun,
Und hoch die Woge ſchäume:
Sie ſendet milden Sonnenſchein
Auch in verhüllte Räume.“

O trauter Zitherſänger, ſchweig!
Fort muß ich aus der Klauſe!
Ob alle Weg' und Felder gleich
Der Waldſtrom überbrauſe:
Ich muß zu meinem Liebchen hin,
Sie dieſe Nacht noch ſehen,
Du weckteſt mir den heißen Sinn,
O laß mich eilig gehen!

J. G. S.

Sinngedichte, von F. W. Gubitz.

Weiblicher Reitz.

Wo zartverborgner Reitz beſiegt,
Da ſind wir ewig euer;
Doch wenn er frei zur Schau uns liegt:
So frägt man leicht: wie theuer?

Manchem Fürſten.

Nach allen Ländern ſchick'ſt du Spenden;
Du wirſt, wenn ſie nicht ſchleunig enden,
Dein Reich in Doſen noch verſenden!

Die Klingdichter.

Die Ritterzeit und Klanggedichte,
Verehren ſie, wie Götterſpur;
Spart hier die Worte, ſolche Wichte
Bekehret doch das Fauſtrecht nur!

Der Liebe Vergänglichkeit.

Die Liebesgöttin, wie ihr wißt,
Trat einſt durch Schaum in's Leben;
Drum kann ſie mehr nicht, als ſie iſt,
Dem Menſchen ſeyn und geben!

Noch einige Reiſe-Erinnerungen.

Meklenburg iſt im Ganzen ein flaches, zum Theil ſandiges Land, und man hört dort größtentheils eine ſchwerfällige, in ihren Grundlauten ganz verſchobene Sprache reden. Doch man braucht deshalb eine Reiſe dorthin nicht zu ſcheuen. Der Boden iſt in vielen Gegenden von Natur ſchon ſehr fruchtbar, in andern wird er kunſtmäßig dazu gemacht; mehrere treffliche Waldungen und eine Menge von reizenden Landſeen, ſo wie die Nachbarſchaft des Baltiſchen Meeres, bieten dem Auge viele abwechſelnde Schönheiten dar; und in den Einwohnern wird man zum Theil ein ſehr gaſtfreies, lebensluſtiges Völkchen, zum Theil einen noch ſehr kräftigen, treuherzigen Menſchenſchlag erkennen.

Von Fabriken weiß man wenig oder nichts. Als einen wichtigen Grund gegen die Einführung derſelben hörte ich den geſunden Appetit des dortigen gemeinen Mannes und ſeine Gewöhnung an reichliche, nahrhafte Koſt anführen, wozu ein kärglicher Fabriklohn nicht hinreichen könne, dahingegen ein größerer Arbeitslohn die Fabrikate theurer machen würde, als man ſie von den (weniger eſſenden) Ausländern erhält. Sich an Schmachtriemen zu gewöhnen, wie etwa die Spitzenklöppler im Erzgebirge, wie die Leinweber in Schleſien, und die Strumpfwirker zu Halle, ſcheinen die Meklenburger alſo gar nicht geneigt zu ſeyn.

Man befindet ſich daher in der Regel nicht allein ſehr gut, wenn man mit den Meklenburgern ißt, ſondern es kann auch einem manchmal ſchon eine Luſt gewähren, ſie eſſen zu ſehn. Das erſte Vergnügen dieſer Art hatte ich vor einigen Jahren, da ich mit einem Meklenburgſchen Gutsbeſitzer im Auslande in einem Gaſthofe zuſammen traf. Kaum hatte er Sitz und Stimme an der gut beſetzten Table d'hôte bekommen, als auch das ganze Hausweſen, zur Vervielfältigung und Erhöhung ſeiner Tafelfreuden, in Aufruhr gebracht war. Die ganze Tiſchgeſellſchaft, die ſich, bis zu ſeiner Ankunft, recht gütlich zu thun glaubte, wurde neben ihm auf einmal zu armen Schluckern. Aber den erfreulichſten Anblick ähnlicher Art hatte ich in Meklenburg ſelbſt, beim Beſuch einer ſogenannten Holländer-Familie.

In der Regel befaßt ſich nämlich in jenen Gegenden weder Gutsbeſitzer noch Pächter mit der beträchtlichen Rindviehwirthſchaft, ſondern überläßt einem beſondern Unterpächter aus dem Bauernſtande, die Pflege und Benutzung der zahlreichen, auf den großen Koppelfeldern weidenden Kuhheerden.

Dieſe Viehpächter werden Holländer genannt. Sie wohnen gewöhnlich in einem beſondern, zum Gute gehörigen Hauſe, wo ſie ihre, gänzlich abgeſonderte, Wirthſchaft treiben. Sie halten ſich oft mehrere Mägde und

ein

ein oder ein paar Pferde, womit ſie ihre reichen Vorräthe von Milch, Butter und Käſe zur Stadt führen. Selbſt das Buttern oder Buttermachen geſchieht hier und da mittelſt einer Maſchinerie, die durch ein Pferd in Bewegung geſetzt wird.

In mehrern dieſer Holländer-Häuſer habe ich eine muſterhafte Ordnung und Reinlichkeit, und ein ſichtbares ökonomiſches Wohlbefinden angetroffen. Am erfreulichſten wurde ich aber überraſcht, als ich, in einer der fruchtbarſten Küſtengegenden, zur Zeit des Abendeſſens, in die geräumige, reinliche Wohnſtube eines Holländers trat, der Vater von zehn Kindern war. Aeltern, Kinder und Dienſtleute waren eben in voller, fröhlicher Thätigkeit mit ihren geſunden, kräftig geübten Eß-Werkzeugen. Geſunder Appetit, volle Befriedigung deſſelben, gepaart mit Wohlſeyn und Gedeihen, waren überall ſichtbar. Das wahre Bild einer geſegneten Mahlzeit, mit der Unterſchrift:

Wir danken Gott für alle Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.

Faſt unglaublich klingt es einem Fremden, was mir aber von einem vollkommen glaubwürdigen Manne verſichert wurde, daß hier manchmal die Schweine mit Kalbfleiſch gefüttert werden. Es trifft ſich nämlich mitunter, daß die großen Heerden weit mehr Kälber liefern, als der Holländer zur Erhaltung ſeines Viehbeſtandes aufzuziehen braucht, zu verkaufen oder mit ſeiner Familie zu verzehren im Stande iſt. Ehe er nun durch längeres Erhalten der Kälber die Milch zu Butter und Käſe verlieren mag, opfert er ſie ſehr bald nach ihrer Geburt lieber auf, zerſtampft ſie, und wirft ſie ſeinen Schweinen vor. Wenn ſolche Fälle auch ſelten ſind: ſo ſieht man doch daraus, wie ſehr das Verhältniß der Menſchenmenge gegen die Menge des Schlachtviehes in jenen Gegenden von dem in den volkreichern Provinzen Deutſchlands abweicht.

Selbſt in der Schloßkirche zu Ludwigsluſt ſah ich mich unerwartet an den Reichthum der Heerden von Meklenburg erinnert. Es iſt nämlich die eine ganze Seite jener Kirche durch ein großes Gemählde verdeckt, hinter welchem die Orgel verborgen iſt, ſo daß die Töne derſelben von den gemahlten Engeln aus dem Himmel herabzukommen ſcheinen, was wenigſtens den Fremdling, dem der Einfall noch neu iſt, auf eine anziehende Weiſe überraſchen kann. Der größte Theil dieſer großen Gemähldewand ſtellt die Verkündigung der Hirten vor. Den obern Raum nehmen, wie billig, die himmliſchen, den untern die irdiſchen Geſtalten ein; und unter dieſen zeichnet ſich vorzüglich eine Kuh aus, die dem Zuſchauer mit dem Schwanzende zugekehrt iſt und zwiſchen ihren Hinterbeinen ein wahres Ideal von ſtrotzendem Euter im vollſten Lichte zur Schau ſtellt. Der Mahler ſcheint dieſe Partie ganz vorzüglich con amore gemahlt zu haben; jeder Holländer wenigſtens muß ſie mit beſonderm Intereſſe betrachten; und wenn das ganze Kunſtwerk auch eben nicht den Flor der bildenden Kunſt in Meklenburg beurkundet: ſo kann es doch als ein characteriſtiſches Sinnbild gelten, daß es einem Ländchen angehört, wo wenigſtens die Milch — wenn auch nicht der Honig — in Menge fleußt.

Aber dieſes Quasi-Kanaan, ſo manche freundliche, fröhliche Stadt und ſo viele herrliche Domainen- und Rittergüter es auch hat: ſo läßt es doch den Reiſenden die ſchönen Dörfer mit den zierlichen Kirchthürmen und den großen Höfen wohlhabender Bauern, wie man in Sachſen, im Magdeburgſchen, Halberſtädtſchen, im ſüdlichen Deutſchland und manchen andern Provinzen ſo häufig ſieht, mit Bedauren vermiſſen. Die großen herrſchaftlichen Höfe haben meiſtens nur eine Nachbarſchaft ärmlicher, ſchmutziger Hütten, von den dienſtthuenden, ſogenannten Kathenleuten bewohnt; und der Tempel chriſtlicher Andacht gleicht oft einem baufälligen Stalle, neben welchen ein bretterner Kaſten geſtellt iſt, den man eher für einen verunglückten Taubenſchlag, als für den Repräſentanten eines Glockenthurms halten ſollte.

Aber in den ärmlichen Tempeln und Hütten gedeihen manche ſchöne Tugenden, die gegen die betrügliche und hämiſche Pfiffigkeit des gemeinen Mannes in vielen, cultivirteren Provinzen trefflich abſtechen. Von treuherziger Redlichkeit und uneigennütziger Dienſtfertigkeit habe ich viele, höchſt erfreuliche Spuren gefunden; und in einem elenden Kathenhauſe bin ich durch eine Verträglichkeit überraſcht worden, an welche tauſende unſrer feingebildeten Damen kaum werden glauben können. — Zwei und zwei Familien wohnten in einer kleinen Stube, zwei und zwei Frauen kochten auf einem Heerde, und zwei Heerde waren auf einem und dem nämlichen, ziemlich beſchränkten Raume, welcher Hausflur, Küche und Schornſtein zugleich war; folglich trieben vier Frauen, hart an einander gedrängt, tagtäglich ihr Weſen mit Kochen, Waſchen, Scheuren, Schwatzen und was ſonſt noch eine Frau thun muß oder nicht laſſen kann; und ſie thaten das alles, wie mir verſichert wurde, im beſten Frieden, ſo daß ein Zank zwiſchen ihnen faſt gar nicht Statt fand. — Wahrlich dieſe herrſchende Verträglichkeit unter ſolchen Umſtänden ſetzt eine Menge ſehr guter Eigenſchaften voraus, deren ſich in der Regel viele feingebildete Herren und Damen nicht rühmen können.

Deſto mehr werden es die Advokaten zu rühmen wiſſen, daß nicht in allen Städten und Schlöſſern Meklenburgs, wie in jenem ärmlichen Kathenhauſe, Friedfertigkeit und Achtung des fremden Eigenthums einheimiſch ſind. Wie gäbe es dort ſonſt ſo viel für ſie zu thun!

Etwa das Wörtlein und ausgenommen, glaube ich keine in Meklenburg ſo oft gehört zu haben, als die Wörter: Geldnoth, Schulden, Execution, Bankerot und Concurs. Mit allen wurde das Wort Advokat in Verbindung gebracht, wie etwa in einem [illegible] mit den Wörtern: Wunden, Eiterung, Amputation und kalter Brand der Name eines Mannes zuſammen genannt werden möchte, der die Rollen des Chirurgus und Todtengräbers in ſeiner Perſon vereinigte.

Ungeachtet der vielen [illegible] Chirurgen und Todtengräber, die alle Hände voll zu thun haben, um Leichen zu machen und zu begraben, ſcheint die natürliche Sterblichkeit in Mecklenburg nicht geringer zu ſeyn, als [illegible]. Man ſollte bei dem [illegible] [illegible] nicht wenige Selbſtmorde vermuthen; und gewiß auch, daß keine [illegible] [illegible] [illegible], daß die Seuche [illegible], und daß man die Pocken ſich nicht bekümmern wollte, weil man es nicht [illegible] [illegible] hat: ſo hat das Land nicht nur eine lange Meeresküſte, ſondern auch in ſeinem Innern überall eine Menge Sümpfe und ſtehende Seen, die, ohne alle Abflüſſe, beſtändig den Ueberſchwemmungen offen ſtehen, und durch angrenzende Berge

[illegible]

bringen, als durch die Klarheit ihrer [illegible], zu sich [illegible] und ihre [illegible] [illegible]. Aber man hat nicht [illegible], daß die [illegible] sich zur [illegible] [illegible] worden. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible] [illegible] auf einem [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], daß sie [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] sie sich auf [illegible] ihrer [illegible], und [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] und [illegible], als die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Scorpionen gar nicht, und von [illegible] nur sehr wenig heimgesucht worden bin.

Die Wanzen scheinen das Gemach nicht sonderlich zu lieben, und werden in jenen Gegenden von vielen Leuten kaum dem Namen nach gekannt. Scorpionen giebt es dort freilich auch; aber verhältnißmäßig gewiß nicht so viele und so unerträgliche, als in vielen andern Gegenden, wo, außer den Scorpionen vom Hause [illegible], auch so viele ganz ehrbare Leute mit Tarantulen zuweilen ganz heftig zu kämpfen haben. Daß in den hiesigen Gegenden der große Hitze noch zu ehrlich oder zu wenig anhaltend für diese Art von [illegible] ist, sieht man schon an der Sorglosigkeit, mit welcher man Zimmer, Schränke und Betten in dunklen Winkeln unverwahrt läßt, wo man in andern Gegenden — nicht bloß in heißeren Ländern — ganz eigene Vorkehrungen gegen heimliche, ungebetene Gäste, so wie gegen Motten und Diebstahl treffen würde. —

Aber auch einem [illegible] Namen, weil sich nicht mehr über diesen Weg beschweren, gelegte auch, daß er hier und da auf eine Pfütze ſtieße. So auch wird ein Reiſender, der aus Halle kommt, nicht leicht über Bettelei klagen. Auch kann ich verſichern, daß ſie mir auf meiner Reiſe mehr unterhaltend, als läſtig geweſen iſt. Größtentheils hatte ich es nur mit Kindern zu thun, die beim Oeffnen der Schläge in den Dörfern beiſchritten bittend, oder auch nur ſtumm, ihre Hände oder Mützen hinhielten. Doch war auch dies nur auf den größeren Landſtraßen der Fall. Auf Rügen und ſonſt noch hier und da ſprangen ſie unaufgefodert manchmal zu kleinen Dienſtleiſtungen herbei, ohne etwas zu verlangen, oder auch nur mit einer Miene zu verrathen, daß ſie etwas erwarteten. Nur in zwei Meklenburgiſchen Dörfern fand ich eine auffallende Zudringlichkeit. In dem einen, an der preußiſchen Grenze, ſchlug ich mit einem, zum Scherz hervorgezogenen Piſtol, nicht nur die Knaben, die bettelnd neben dem Wagen herliefen, ſondern auch die ganze, auf einer Wieſe verſammelte, Dorfjugend in die Flucht. In einem andern Dorfe erſchien ein [illegible], aber theurlich geputztes Mädchen die Bettelſcene, indem es mit untermiſchten, höchſt poſſierlichen Knixen neben dem Wagen herlief. Dann empfingen uns einige Knaben, welche allerlei Purzelbäume ſchlagen, ſich auf den Kopf ſtellten und ähnliche Kunſtſtücke machten. Und endlich begrüßten uns einige, gar nicht ärmlich ausſehende, Schnitter, die eben aufs Feld gingen, mit einer ächtländlichen Muſik, die ſie durch Anſchlagen der Schleifſteine an ihre Senſenklingen hervorbrachten.

Und wie kam dies Dorf zu dieſer auffallenden Virtuoſität in der Bettelei? Gewiß nicht durch beſondere Armuth, ſondern blos dadurch, daß es mitten inne zwiſchen Dobberan und Roſtock, alſo zwiſchen einem glänzenden Badeorte und einer Univerſität, auf einem ſehr beſuchten Wege liegt. Da fehlt es nicht an luſtigen Gebern, und dieſe wecken und nähren die Bettelluſt, weit mehr als es die Armuth thut. — Ein aufmerkſamer Reiſender kann nicht ſelten an den armen Kindern am Wege ſchon merken, wie nahe oder entfernt er von ſolchen und ähnlichen Orten iſt.

A. G. Eberhard.

Verjüngung.

Ich ſaß bei Claren jüngſt allein;
Sie mag wohl gegen vierzig ſeyn.
Da lächelte freundlich und freundlicher Clare:
Ich wähnte ſie jünger um zehn Jahre.

In ihrem Alter, dacht' ich nun,
Wird Sie wohl nicht mehr ſpröde thun.
Ich küßte die feurige küſſende Clare,
Und wähnte ſie jünger um zwanzig Jahre.

Ihr Schweigen, ihrer Augen Gluth,
Ihr Ach erhöhte meinen Muth.
Ich ſank an den Buſen der liebenden Clare.
O Wonne! Sie hatte nur fünfzehn Jahre.

Hz.

Charaden.

1.

Mein Erſtes horcht nach allen Seiten,
Hört, was es irgend hören kann,
Und wären's auch Erbärmlichkeiten,
Die Dummheit oder Stolz erſann;
Doch nie erwiedert es ein Wörtchen
Aus ſeinem immer offnen Pförtchen.

So ſüß das Zweit' und Dritt' auch ſchmeckt,
So bitter wird das Ganz' empfunden.
Drum hat es Mancher, ſchmach-bedeckt,
Im Zorn gerächt durch Todeswunden.

2.

Wer nie mein Erſtes halten kann,
Verdient das Zweit' und Dritt' als Ehrenzeichen;
Auch kann er wohlfeil dann und wann
Das Ganz' als Ehrenſold erreichen.

A. G. C.

Auflöſung des Räthſels S. 128:
Kanon — Kanone.

Ahnung.

Wenn's knoſpet an den Bäumen,
Vom Himmel duftig weht,
Hellgrün in weiten Räumen
So Feld als Wieſe ſteht,
Dann rühren ſich die Schmerzen
Mir in der kranken Bruſt,
Und miſchen tief im Herzen
Den Tod zur Frühlingsluſt.
„Du liegſt auf ſonn'gem Raſen,
Freuſt Dich an ſeiner Zier;
Wird Lenzluft wieder blaſen,
Liegt Raſen wohl auf Dir.“
Was ſprecht Ihr, Todesſtimmen,
Mir ſtets von langer Nacht,

Sobald im heitern Glimmen
Das junge Jahr erwacht?
Harrt, bis aus Nordens Pforten
Der Winter kommt zum Streit;
Das iſt zu Euern Worten
Die rechte trübe Zeit.
„Nicht ſoll Dich ja erſchrecken,
Nur mahnen unſer Chor,
Drum ſtets aus Blumen ſtrecken
Wie unſre Häupter vor.“

F. v. Fouqué.

Die Herberge im ſchottiſchen Hochlande.

Erzählung eines jungen Engländers.

Mancherlei Zufälle hatten mich lange von meinem Vaterlande entfernt gehalten; ich kehrte jetzt nach England zurück, um die anſehnlichen Güter in Beſitz zu nehmen, die mir der frühe Tod einer jungen Verwandtin zugeeignet hatte. Nur in dem Morgennebel der Kinderjahre hatten wir uns gekannt, und eine beinahe geſchwiſterliche Zärtlichkeit herrſchte damals zwiſchen uns; allein trotz der Länge der Zeit trat ihr holdes Bild noch dämmernd vor meine Seele, als ich den Boden meines Vaterlandes betrat, und mit ſtiller Wehmuth nahm ich die einſt ihr gehörigen Beſitzungen ein.

Dieſe Güter hatten ſeit ihrem Tode mehrere Jahre in der Verwaltung meiner Verwandten geſtanden; jetzt bei meiner Ankunft beſuchte ich ſie ſelbſt. Eins derſelben lag in den Gegenden des ſchottiſchen Hochlands; dorthin reiſte ich zu Ende des Frühlings in den ſchönſten Tagen, die der Himmel der Erde ſchenkt, und hatte eines Abends den alten Ritterſitz ſchon auf die Nähe einiger Stunden erreicht, als ſich die Sonne zum Untergange neigte und meine Müdigkeit lebhaft nach einer Herberge zu verlangen begann. Ich wußte, jenes alte Haus bot unwirthbare, ſchallende Gemächer genug; aber nicht viel von einer freundlich duftenden Mahlzeit oder einer traulichen Lagerſtäte dar, und konnte daher wohl eher für erlauchte Geiſter, als für einen armen ſterblichen Reiſenden einladend ſeyn, vorzüglich da nicht einmal die wenigen, dort hauſenden Dienſtleute von meiner Ankunft unterrichtet waren. Dagegen winkte mir nicht fern, ein reizendes Thal hinüber, das friedliche Dach eines Meierhofs am Fuße eines Hügels ſanft ſich hebend, der es vor dem hier ſo gewaltigen Weſtwinde ſchützte. Die Fenſter glimmten licht im rothen Abendſcheine, und roſicht funkelnd goß zur Seite ſich ein klarer Bergſtrom in das ſchöne Thal; hinter dem Hauſe erhob ſich ein wehendes Buchengehölz, und blühende Gärten ſchloſſen es in ihren Schooß. Die grünen Wieſen waren mit den ſchönſten munterſten Heerden bedeckt, und die umgebenden Felder ſtanden im ſchwellenden Wuchs.

„Hier möcht' ich übernachten!“ rief ich bei mir ſelbſt und hatte bei dem Gedanken auch unwillkührlich den Weg dahin eingeſchlagen. Ich trat in einen reinlichen Hof, in dem ſich ein kleiner Teich verbreitete und den mannichfaches zahmes Geflügel belebte. Eine junge Bäuerin ſaß vor der Thür des Hauſes mit einem Kinde in ihren Armen. Die Zartheit ihrer Bildung kam mir in ihrem Stande außerordentlich vor, ihre Züge trugen das ſchönſte griechiſche Ebenmaaß, die großen ſanften dunkeln Augen waren liebevoll auf das Kind geſenkt, ihre dunkelblonden Locken legten ſich geſcheitelt um die reine Stirn, und ihre ſanft geſchloßnen Lippen bewegten ſich auf eine ſehr anmuthige Art, als ſie bei meinem Näherkommen die Augen aufſchlug und meinen Gruß erwiederte.

Ich fragte, wem der Meierhof gehöre, und ob ich wohl für mich und meine Leute hier ein Nachtquartier finden könne?

Sie erwiederte, der Hof gehöre ihrem Manne, der ſich ſowohl, als ſie ſelbſt, eine Freude daraus machen werde, einem Fremden ein Nachtquartier und eine Bewirthung zu bieten, ſo gut als es in ihren Kräften ſey.

Sie nöthigte mich nach dieſen Worten, vom Pferde zu ſteigen, und führte mich in ein angenehmes kleines Zimmer, das ſie mir beſtimmte; aus dem Fenſter hatte man hier die Ausſicht auf das liebliche Thal, der Blick vertiefte ſich in ſeine Windungen und folgte dem Laufe des irrenden, verloren-blitzenden Fluſſes.

Meine holde Wirthin fragte mich, ob ich bis zu meinem Abendeſſen, das ſie eben zu bereiten ging, mich hier ausruhen, oder ein wenig in ihrem ländlichen Garten verweilen wolle? Die Schönheit des Abends beſtimmte mich für das Letztere. „Und wenn Sie vielleicht,“ fügte meine Wirthin hinzu, „einige Unterhaltung wünſchen: ſo ſteht der kleine Vorrath von Büchern, den wir beſitzen, mit Freuden zu Ihrem Befehle.“

Sie zeigte mir dabei eine kleine Büchersammlung, die, wie ich mit Erſtaunen bemerkte, aus verſchiedenen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Werken vom gegründetſten Geſchmack beſtand. Ich war überraſcht, einen ſolchen Grad von Bildung in dem Hauſe eines geringen Landmanns zu finden, der mich ſchon in den Reden der Beſitzerin dieſes kleinen Schatzes ſo ſehr befremdet hatte. Sie war ſchon weggegangen, während ich die Bücher durchſah, und ich blieb mir mit meinen Betrachtungen ſelbſt überlaſſen. Ich wählte eines der gefundenen Werke und begab mich damit in den freundlichen, im Abendduft liegenden Garten.

Das Nützliche, der eigentliche Grund und Boden der ländlichen Wirkſamkeit, war hier allenthalben mit dem Gürtel der Anmuth umſchlungen. Roſen glühten und Lilien ſtrahlten im Einfaß grünender Gemüßbeete. Die Natur, die unter dieſem rauhern Himmelsſtrich freilich nicht mit aller der blühenden Pracht erſcheint, als in den ſüdlichen Gegenden, war doch überall mit zarter Hand gepflegt. Erdbeeren dufteten nicht fern von meiner dunkelnden Geisblattlaube, hinter der ſich ein Arm des Bergſtroms murmelnd hingoß, und hin und wieder waren einfache Raſenſitze angebracht. Ich wählte einen derſelben, wo man die ländliche Umzäunung überblicken konnte; allein zum Leſen fand ich unmöglich Zeit; denn ein paar wunderliebliche, roſenwangigte Kinder, die mich Anfangs neugierig betrachtet hatten, kamen jetzt zu mir, und machten mir durch ihr kindlich-vertrauliches Geſchwätz einen ſo ſüßen Zeitvertreib, daß ich an keine andre Unterhaltung denken konnte.

Nicht lange indeß hatt' ich dieſe Freude genoſſen, als wir das Geräuſch eines Wagens hörten. Die Kleinen liefen nun eilig von mir hinweg nach dem Hofe; ich folgte ihnen bis an die Gatterthür, und ſah eine Scene, die mich im Innerſten bewegte. Ein leerer Wagen rollte in den Hof, von ein paar muthigen Pferden gezogen, und auf dem Wagen ſtehend und ſie lenkend, erblickte ich den Gatten dieſer liebenswürdigen Bäuerin und den Vater dieſer holden Kinder, der nach ſeinem Anſehn nicht unwerth ſchien, dies reizende Familiengemälde zu krönen; es war die edelſte Geſtalt, die ich je geſehen, die Züge ſeines ſchönen Geſichts, wie ich ſie im Näherkommen betrachtete, waren zugleich ausdrucksvoll und höchſt einnehmend. Er kam aus einer entfernten Stadt zurück, wo er Getreide hingebracht hatte. Seine Gattin empfing ihn mit einer zärtlichen Umarmung. Die Kleinen hingen ſich unter tauſend Liebkoſungen an ſeine Hände und um ſeinen Nacken, als er ſich liebevoll zu ihnen niederbeugte. Fanny, ſo hieß, wie ich nachher erfuhr, die reizende

Landwirthin, erzählte hierauf ihrem Manne meine Ankunft, und beide kamen nun nach dem Garten. Fanny ſtellte mir ihren Mann unter dem Namen Salgar vor, der mich auf eine ſehr angenehme Art willkommen hieß, und für den Vorzug dankte, den ich ſeinem Hauſe gegeben. —

Das Abendeſſen war nun bereit. Meine Wirthe baten mich um Erlaubniß, ihre Leute und ſelbſt meine Bedienten an demſelben Tiſche mit mir und ihnen ſpeiſen zu laſſen; ich willigte gern ein. Der Tiſch war ſehr artig beſetzt und mit Blumen ausgeſchmückt, die Sitze bequem; allein nur ein Armſtuhl. Dieſer war für einen Greis beſtimmt, für den Vater des Landmanns, dem ich jetzt auch vorgeſtellt ward. Er begrüßte mich ſehr freundlich und wir ſetzten uns zu Tiſche.

Nicht leicht hab' ich eine Mahlzeit von ſo wahrer Grazie gewürzt gefunden, als dieſe. Das holde Paar hatte ſo zarte Aufmerkſamkeiten für mich und meine Leute, für den ehrwürdigen Greis, und ſelbſt für ihre Dienſtleute, daß meine Bewunderung nur noch höher ſtieg.

Eine freundliche Gleichheit ſchien zwiſchen Herrn und Dienern zu herrſchen, und doch zeigten dieſe wieder alle jene Achtung gegen ihre gute Herrſchaft, die wahrer Werth immer unwillkührlich zu feſſeln weiß. Ich hörte, wie Salgar einigen ſeiner Arbeiter verdientes Lob austheilte, wie er einige, die ihr ſchweres Tagewerk beſonders entkräftet hatte, nöthigte, noch mehr des ſtärkenden Aepfelweins zu trinken. Fanny ließ eins ihrer Dienſtmädchen neben einem jungen Hirten ſitzen. „Sie lieben ſich,“ ſagte ſie mir leiſe — „ſind brav und gut, nur noch zu arm, um ſich heirathen zu können, und heute haben ſie ſich den ganzen Tag noch nicht geſehen.“

Nie hatt' ich einen freundlichern, heiterern Greis geſehen, als den von Fanny ſo liebevoll verſorgten Vater; und ich fühlte, wie wahr es iſt, daß nur die Alten üble Laune haben, die man vernachläſſigt.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ich auf die Bücher zu ſprechen, die ich mit ſo viel Verwunderung hier gefunden hatte. Ich ſagte Salgar und Fanny einiges darüber; ſie antworteten mir mit Geiſte. — „O wie iſt es möglich“ rief ich, indem ich mich zu Fanny wandte, „daß hier auf dem Lande ein weibliches Weſen ſo hohe Bildung —“

„O mein Herr!“ unterbrach mich der Greis, der anfing, durch den Wein ein wenig begeiſtert zu werden — „Sie kennen unſre Fanny nicht! O das Engels-Herz! Wenn Sie wüßten, was ſie alles um unſertwillen verlaſſen hat!“ — Fanny ſchien die Geſprächigkeit ihres Vaters zu fürchten. Salgar bat den Alten inſtändig, doch ein Geheimniß nicht zu enthüllen, das er verſprochen habe, zu verſchweigen. „O, ich werde nichts ſagen!“ erwiederte der gute Alte — „ich werde nichts ſagen! — Ein ſo ſchönes Mädchen! und ſo reich! und ſo vornehm! Denkt ſie wohl jetzt an ihre Equipagen?“

Wahrſcheinlich glaubte er ſeine Tochter zu kränken, wenn er mehr ſagte; er ſchwieg. Derſelbe heitre Ton der Unterhaltung kehrte wieder zurück. Salgar und Fanny ſchienen ſo glücklich, wenn ſich ihre Blicke einmal begegneten; dies ſchien ihnen dann der Lohn für die hingebende Aufmerkſamkeit, die ſie Andern bewieſen hatten. Noch immer die zarte, ſittſam glühende Sehnſucht der erſten Liebe herrſchte zwiſchen ihnen, nur inniger, zärtlicher noch durch das ſelige Vertrauen der Ehe.

Wir ſtanden von der Mahlzeit auf, und bald darauf führten mich meine Gaſtfreunde in mein freundliches Schlafgemach, das ſchon der Mond mit ſeinen Strahlen ausgeſchmückt hatte. Salgar führte mich an's Fenſter und machte mich aufmerkſam auf die magiſche Wirkung des Lichtes und des Schattens in dieſen nordiſchen Berggegenden.

Beide verließen mich darauf. Fanny ging nun, nach ihren Kindern und nach ihrer Wirthſchaft zu ſehen; Salgar machte die Runde in ſeinen Ställen und gab ſeine Befehle für den morgenden Tag, ehe ſich beide der Ruhe überließen, die nach einem arbeitsvollen Tage die Unſchuld ſo ſüß umfängt.

Die Scenen dieſes Tages beſchäftigten meine Phantaſie vor dem Einſchlafen. Fanny's Anblick hatte aus dem Dunkel der Vergangenheit Bilder in meine Seele gerufen, die mir wechſelnd wohl und wehe thaten. Auch Salgar's Geſtalt ſchien mir eine dämmernde Erinnerung aus einer andern Scene meines Lebens zu erwecken, doch war ſie dunkel, und ich konnte ſie unmöglich feſthalten. Alles kam mir vor wie ein Traum, allein ein Traum, den ich mein ganzes Leben hindurch hätte träumen mögen.

Ich erwachte ſehr früh und mit Trauer, heute dieſen reizenden Aufenthalt verlaſſen zu müſſen. Ich ging hinab in den Hof, wo ich Fanny und Salgar ſchon fand, beſchäftigt, die Arbeiten des Tages zu ordnen. Die Sonne war ſchon aufgegangen; der Himmel trug noch einen Anhauch jener zarten Safranfarbe, die dem bleichen Weiß des anbrechenden Tages folgt; die friſche Luft, wie ſie gewöhnlich den Aufgang der Sonne begleitet, trug erfriſchende Düfte von Bäumen und Blumen heran. Das Leben begann ſich rings umher zu regen, die Mäher gingen fröhlich in die Heuerndte, mit ihnen der Aelteſte der Kleinen, mit denen ich geſtern geſpielt hatte, und kein König kann ſtolzer auf ſein Scepter ſeyn, als der Kleine auf den Rechen, den er trug. Sein Vater ſah ihm lächelnd nach. „Sehen Sie,‘ ſagte er zu mir — „die Freude erſter Uebung der Kraft! Dies iſt gleichſam das Noviziat des Ackerbaues.“

Ich ſagte einige herzliche Worte, um meinen Antheil an dieſer ländlichen Thätigkeit, an dieſem unſchuldigen Glück auszudrücken. „Schon geſtern,“ erwiederte mir Fanny — „hab’ ich bemerkt, daß Sie Sinn haben für das einfache Glück der Natur, und daß Sie den Stand des Landbaues nicht geringſchätzen.“

„Geringſchätzen?“ unterbrach ich ſie mit Feuer — „dieſen ehrwürdigen Stand, den ſelbſt das weltbeherrſchende Rom verehrte? Könige hat er erzogen, und mancher glorreiche

Vertheidiger ſeines Vaterlands, gleich jenem edeln Cincinnatus, vertauſchte mit dem heiligen Pfluge ſein blutgefärbtes Schwerdt."

Eine helle Freude leuchtete bei dieſen Worten über Salgars ſchönes Geſicht. „O dann!" rief er, indem er mit Innigkeit meine Hand ergriff — „ſo ſchenken Sie uns dieſen Tag! Gönnen Sie mir die Freude, Ihnen meine Fluren zu zeigen und das Gedeihen unſres Fleißes!"

Ich lächelte, auf dieſe Art meinen eignen Wunſch ſo herzlich ausgeſprochen zu hören. Ich willigte freudig ein. „Allein," fuhr ich fort — „nur unter der Bedingung verſpreche ich es Ihnen und mir, daß Sie mir beide etwas von der Geſchichte Ihres Schickſals mittheilen, auf das mich Ihre ſo ſeltne hohe Bildung längſt aufmerkſam gemacht hat. Glauben Sie mir," ſetzte ich herzlich hinzu — „nicht Neugier ſpricht aus mir, ſondern die innigſte Theilnahme! Verſprechen Sie mir es, mein Freund?"

Salgar erröthete; aber Fanny nahm mit einer himmliſchen Miene das Wort: „Mein lieber Freund,“ ſagte ſie zu ihrem Gatten — „wenn Du es erlaubſt: ſo will ich dieſem Herrn, der ſo wahre Theilnahme für uns zeigt, etwas von der Geſchichte unſrer Liebe mittheilen.“

Salgar willigte ſchweigend in den Vorſatz ſeiner Gattin; er umarmte ſie zärtlich und folgte ſeinen Leuten in die Erndte. Fanny ließ mein Frühſtück nach dem Garten bringen und kam dorthin, von ihren jüngſten Kindern begleitet, mir ihr Verſprechen zu halten. Wir nahmen Platz auf einer der Raſenbänke, und Fanny begann ihre Erzählung, wie folget:

„Die Winke, mein Herr, die geſtern Abend unſerm guten Vater über meinen vorigen Stand entſchlüpften, waren keinesweges ungegründet. Ja, ich bin aus einer der edelſten und angeſehenſten Familien Englands entſproſſen, deren Namen ich aus Ehrfurcht verſchweige. Mein vortrefflicher Vater hatte, ſo wie ſeine Vorfahren, hohes Verdienſt um den Staat. Seit dem Tode einer angebeteten Gattin lebte er nur für die Wiſſenſchaften, die er enthuſiaſtiſch liebte, und für mich, das einzige Vermächtniß ſeiner verlornen Gattin. Ich war noch ſehr jung, bei dem Verluſt meiner Mutter. Mein Vater, weit entfernt, an eine zweite Vermählung zu denken, wandte alle Fülle ſeiner edeln und zärtlichen Seele auf meine Ausbildung; er theilte mir verſchiedene ſeiner Wiſſenſchaften und vorzüglich die Grundſätze ſeiner eignen menſchenfreundlichen unerſchrocknen Philoſophie mit, die die Folgen einer Handlung verachtet, von deren Adel ſie durchdrungen iſt. Ich nahm ſeinen Charakter an; er fand ſein Glück in mir, und ſo dachte er, als ich nun erwachſen war, mit einer Art von Schmerz daran, mich zu verheirathen; und ich konnte den Gedanken, mich von ihm zu trennen, noch weniger ertragen.“

„Wir brachten gewöhnlich nur einige Monate des Winters in London, den übrigen Theil des Jahres größtentheils auf einem unſrer Güter an der Grenze von Schottland zu. Einſt waren wir eben da angekommen, als ſich ein junger Bergſchotte meinem Vater vorſtellte, um bei ihm zu dienen. Er war von der einnehmendſten Geſtalt, und ſein Geſicht trug einen Ausdruck von Gefühl und von Treue, der meinen Vater vom erſten Blick an für ihn gewann. Er zeichnete ſich anfangs bloß durch außerordentliche Anhänglichkeit an meinem Vater aus, und wußte ſich durch ſeine Redlichkeit zu gleicher Zeit die Liebe aller ſeiner Mitgefährten zu erwerben. Bald indeß entdeckte mein Vater, daß er eine ausnehmende Neigung zu den Wiſſenſchaften, und natürliche Empfänglichkeit für ſie hatte. Mein Vater nahm ſich vor, ihn zu bilden, und unterhielt ſich oft mit innigem Vergnügen Stundenlang mit ihm. In einer dieſer Unterhaltungen, bei der ich zugegen war, wurde mein Vater lebhafter von ihm eingenommen, als je. „„Aber ſage mir aufrichtig mein Freund,““ ſagte er mit einer väterlichen Zutraulichkeit — „„die Landleute Deiner Heimath ſind ſonſt ſehr ſtolz; Du ſelbſt ſcheinſt einen ſo ausgezeichneten Grad von Erhebung der Seele zu haben: wie kömmt es, daß Du Dich zu Deinem gegenwärtigen Stande beſtimmt haſt?““

„Der Jüngling erröthete bei diſen Worten, und eine Thräne trat ihm in die Augen. „„Ach gnädiger Herr!““ erwiederte er — „„ich würde es auch nicht gethan haben, wenn mich nicht die Lage meines alten Vaters dazu bewogen hätte. Ich habe einige Jahre als Soldat gedient in dem gegenwärtigen Kriege; der Tod meines heimgebliebnen einzigen Bruders verſchaffte mir den Abſchied zur Unterſtützung meines Vaters, der ſchwach iſt, und nicht mehr arbeiten kann; allein das kleine Stückchen Land um unſere arme Hütte reicht in dieſen unfruchtbaren Jahren nicht hin, mich und ihn zu unterhalten; von meinem *jetzigen* Gehalt kann ich ihn reichlich verſorgen.““

„Mein Vater war tief bewegt. Er wollte dem treuen Sohne auf der Stelle eine anſehnliche Summe ſchenken, um ſie ſeiner Familie zu ſenden; allein wie erſtaunte er, als der Schottländer dies Geſchenk mit einer feſten Entſchloſſenheit ausſchlug. „Nein! gnädiger Herr!“

ſagte er — „der Ertrag meiner Arbeit gehört meinem Vater, wie mir ſelbſt; er iſt hinreichend für ihn; aber weder er noch ich werden uns erniedrigen, das Brod des Almoſens anzunehmen.“

„Mein Vater ſuchte nicht die edle Denkart des Jünglings zu bekämpfen; allein er wieß ihm ſeit dieſem Augenblick eine höhere Beſtimmung an; er machte ihn zu ſeinem Secretair und zum Aufſeher über ſeine Bibliothek. In dieſen beiden Stellen hatte er dann Gelegenheit, dem Vater die beſtimmten Wohlthaten zufließen zu laſſen, ohne das Zartgefühl des Sohnes zu verletzen.“

„Ich war gewohnt, oft die Bibliothek meines Vaters zu beſuchen, und oft fand ich nun den da, der mir ſeit jenem letzten Auftritt noch merkwürdiger geworden war, als vorher; ich bemerkte bald, daß er mich nie ohne eine lebhafte Bewegung eintreten ſah, und dieſe Bewegung war es, die zuerſt die Gefühle in meinem Herzen entzündete, die mir jetzt ſo theuer ſind, und denen ich das Glück meines

Lebens verdanke; denn was ſoll ich es Ihnen länger verbergen, daß jener junge Schotte mein jetziger Gatte, mein geliebter Salgar war! Ich achtete wohl die Meinung der Welt und die ehrwürdigen Schranken der Stände; aber mußte ich nicht ein Weſen als geadelt anerkennen, das nicht nur eine, der meinen gleiche Bildung angenommen hatte, ſondern das, was weit mehr war, ſo bewundernswürdige Geſinnungen zeigte? und heiligte nicht mein Vater ſelbſt meine ſtille Wahl durch die wahrhaft väterliche Zärtlichkeit, mit der er jetzt den edeln Salgar behandelte? Er ſchien in der That den Mangel eines Sohnes in ihm erſetzt zu fühlen; und wie ſeine Kinder behandelte er uns zuweilen Beide. Demohngeachtet wagte ich nicht, ihm etwas von meiner Neigung zu geſtehen, aus Furcht, ihn vielleicht dadurch zu beunruhigen; und dieſe unſchuldige Neigung bedurfte ja keines Beiſtandes von außen. Ich war glücklich, in dem Gefühl zu lieben, und geliebt zu ſeyn; nicht minder ſorgfältig verſchloß Salgar ſeine Empfindungen vor mir. Er wußte nur zu lieben, und wahre Liebe führt ja ſtets die Ehrfurcht in ihrem Geleite.“

„So lebte ich einige glückliche Jahre, als mir der Tod meinen unvergeßlichen Vater entriß. Wie hab' ich dieſen Schmerz überleben können? Noch jetzt fühl' ich ihn zerreißend in meinem Innern, wenn ich an jene Stunden denke.“.

Thränen ſtürzten bei dieſer Erinnerung aus Fanny's Augen, und ſie blieb einige Augenblicke ſprachlos.

„Die einzige Linderung,“ fuhr ſie nach einer Weile fort — „fand ich dem ſympathetiſchen Schmerze, der aus Salzer's ganzem Weſen ſprach. Auch er beweinte mit kindlicher Liebe einen zweiten Vater in dem Verlornen. Zugleich entdeckte ich in der kleinſten ſeiner Handlungen die zärtlichſte Rückſicht auf mich. In ſeiner Art, mir einen Dienſt zu leiſten, in ſeiner Miene, ſelbſt in dem Ton ſeiner Stimme, fand ich ganz die Leidenſchaft, die mein Herz von ihm foderte, ohne das geringſte, was meine Tugend, oder die Ehrerbietung hätte beleidigen können, die er meinem Range ſchuldig war. Ach, daß ich genug Betrachtungen anſtellte über dieſen Rang, der mit den Anſprüchen meines Herzens ſo ſehr im Widerſpruch ſtand, über die Achtung, die man den Geſetzen ſeines Landes und der bürgerlichen Einrichtung ſchuldig iſt werden Sie mir wohl glauben. Zuweilen äußerte ich in einer ernſthaften Unterhaltung mit Salgar einigen Zweifel über die Rechtmäßigkeit derſelben; allein mit Lebhaftigkeit beſtritt er mich dann, und führte hundert Gründe an, denen ich oft ſchwer etwas entgegen ſetzen konnte. Hatte er aber auf dieſe Weiſe geſiegt: ſo bemerkte ich ſtets, daß er noch trauriger ward, als vorher, und wohl errieth ich den Grund ſeines Betragens; ich ſah, daß mein lieber Salgar, nur mir gehörend, ſich ſelbſt vergaß, und gern ſeine liebſten Wünſche für meine Vortheile und für meine Ehre opferte. Er ſprach mir oft von meiner Familie, er wiederholte mir, wie ſehr dieſe glorreiche Familie mich liebe, und wie ſehr ſie meine Anhänglichkeit verdiene. Ich fühlte dies lebhaft; meine Verwandten behandelten mich auf die zarteſte Weiſe, ſie achteten meine Erziehung und ließen mich, da ſie meine Liebe für die Einſamkeit und für die Wiſſenſchaften kannten, ohne Bedenken allein auf dem Schloſſe meines Vaters leben."

„Unter meinen Verwandten liebt' und verehrt' ich beſonders einen Bruder meines Vaters, der auch von ſeiner Seite meinem edlen Vater und mir immer eine ausgezeichnete Herzlichkeit bewieſen hatte. Er hatte mich eines Tages beſucht. Nach der Mahlzeit ſchlug er mir einen Gang in dem Park vor; ich folgte ihm mit Vergnügen. „Meine theure Nichte," fing er hier mit ſichtbarer Bewegung an — „ich habe nicht nöthig, Dich an die innige Freundſchaft zu erinnern, die immer zwiſchen Deinem trefflichen Vater und mir geherrſcht hat. Wie ſehr würde es mich freuen, wenn dieſe Liebe auch auf unſere Kinder vererbte. Ich habe einen Sohn, den ich bald aus Amerika zurückerwarte. Das Zeugniß, das ſeine Aufführung und ſein Herz allenthalben erhalten, macht ihn meiner wird — ich glaube auch Deiner Liebe nicht unwerth. Wenn er Dir gefiele: wie ſüß würde mir es ſein, die nun als Tochter zu umarmen, die mir ſchon als Nichte ſo theuer iſt.““

„Dieſe Rede meines ehrwürdigen Oheims brachte die ſchmerzlichſte Verſtimmung in mir hervor. Ich hatte den jungen Lord immer wie einen nahen Verwandten (wie Geſchwiſtern) ſchwärmeriſch geliebt. Meine Trauer, als ich vor einigen Jahren die Nachricht ſeines Todes vernommen hatte, glich meiner Freude, als mir ſagten, daß er lebe, daß er nicht geſtorben ſondern nur in einem unglücklichen Zuſtande gefangen worden ſei. Ich hatte Schmerz und Freude über ihn wie einen unglücklichen Bruder getheilt, und dennoch! — welch ein Unterſchied zwiſchen dem, was ich für ihn, und dem, was ich für Edgar fühlte! — Ich wurde abwechſelnd bleich und roth, und antwortete meinem Oheim mit Verwirrung, daß ich entſchloſſen ſei, mich noch nicht zu verheirathen.“

„Nicht ohne Befremden verließ er mich. Als er abgereiſt war, warf ich mir die Alber [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible], und ihn [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] noch [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] und Thiere in meinem Innern, an die ich bisher noch nicht gedacht hatte. Ich [illegible] mich in einem [illegible] [illegible] der [illegible], ich [illegible] [illegible] einige [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und von [illegible]. [illegible], warf ich mich endlich auf einen [illegible] und [illegible] eine lange Zeit [illegible] in meine [illegible]. Endlich [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] die [illegible] meinen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] lange [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„[illegible] [illegible] ich den [illegible], [illegible] zu [illegible], und die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ihn zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], meine [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?"

„[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] meiner [illegible] [illegible], welche er meinem [illegible] [illegible] [illegible]; allein ich unterbrach ihn. „[illegible] [illegible], mein Freund?" [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] — „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; allein ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]

nur mehr Freude [illegible] erlangt, als ich er- glaubt, indem ich das [illegible] [illegible], das mich der meinigen [illegible]. Die Nach- richt meines Todes [illegible] durch [illegible] [illegible] glücklich gemacht, und ich komme nun, gleichsam als ein anderer [illegible] [illegible], die Heimath meiner [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Mutter, das die Freude zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] mich noch mehr in den [illegible], die ich im- mer gehabt hatte, und ich kann sagen, [illegible] dem Tage, wo ich den Namen des [illegible] angenommen habe, den ich habe, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in der ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Möchte mein guter Vater [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß ich so gern ihn [illegible]!“

[illegible] hatte in dem [illegible], mit dem sie [illegible], die [illegible] Bewegung [illegible] [illegible], die das [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] brachte. „O [illegible]!“ rief sie aus, „[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]! — Er ist es [illegible] [illegible] [illegible] und glücklich [illegible]?“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

hat mir zeitliches Glück erlebt. — Drei welche heiße Thränenströme hab' ich Dir geweint!“

„Guter James!“ sagte Fanny, oder vielmehr Jenny, vergnügt. — „Aber,“ fuhr sie nach einer Weile fort — „wenn Du über meinen Tod geweint haſt: ſo ſteh' ich Dir gewiß an Theilnahme nicht nach; denn auch ich habe einmal, früher als ich Edgar kennen lernte, nicht minder heiße Thränen über Dich geweint, als Du in den Krieg nach Amerika gegangen warſt, und ich bald darauf die Nachricht vernahm, daß Du in einem unglücklichen Treffen geblieben ſeiſt. Wie freu' ich mich, die näheren Umſtände Deiner Rettung jetzt aus Deinem Munde zu hören, die mir immer wie ein Wunder vorgekommen iſt.“

„Nicht durch ein Wunder, theure Jenny!“ erwiderte ich — „bin ich damals gerettet worden; und wunderbar lebhaft fühl' ich eben heut die Erinnerung jener Tage in meine Seele kehren. — Ich war in einer großen Schlacht verwundet worden, und lag hülflos auf der Erde. Das [illegible] der [illegible] wandte sich nach dem Orte, wo ich lag, und drohte mich, zu zerreißen, und schon naheten sich die furchtbaren Indianer, die wohl im Stande sind, einem Verwundeten Schauder zu erregen. Ich gab mich verloren, als ein junger Soldat aus einem benachbarten Regimente mich gewahr ward, und mit der Schnelligkeit und Kraft, die diesen amerikanischen Nationen eigen ist, mich aufhob, und aus dem Getümmel in ein [illegible] trug. Er verband meine Wunden, holte Wasser aus einer nahen Quelle, um mich zu erquicken, und rief mit der zärtlichsten Sorgfalt den entfliehenden Funken meines Lebens zurück; allein nicht lange konnt' ich mich seiner Wohlthat erfreuen. Ein anderer Trupp Wilder nahte sich meinem Zufluchtsorte. Ich bedeutete meinem Wohlthäter, sich zu retten, und drang ihm das Einzige von Werth, was ich bei mir trug, einen Ring auf, der mir [illegible], das Geschenk einer geliebten Dame, war. Allein unerschrocken blieb er bei mir, und vertheidigte mich und sich gegen den Angriff der Wilden, bis ihn der Schlag einer Streitaxt zu Boden ſtürzte. Die Wilden nahmen mich, einen feindlichen Offizier, als eine willkommene Beute, gefangen. Allein es waren die [illegible] [illegible], die mich menſchlich behandelten und nach einiger Zeit gegen Auslöſung frei gaben. Wahrſcheinlich hat [illegible] [illegible] [illegible] mein Leben durch das [illegible] erkauft, was ich darf nicht [illegible], aber durch das Theuerſte, was ich beſaß, ein Zeichen meiner Dankbarkeit gegeben zu haben, ob es gleich, ihm nutzlos, in der Hütte jener Wilden geblieben iſt. Aber wohl das Theuerſte war mir dieſer Ring, ein Geſchenk [illegible], die allein im Stande iſt, mir [illegible] Verluſt zu erſetzen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] macht meine [illegible] wenig [illegible]; allein kein anderes Ding, das heilige Symbol der Treue, kann für mein Herz eine [illegible] [illegible]."

„Ein Talisman!" unterbrach Franz [illegible] — „Sonderbar! [illegible] hat ſtets einen ſolchen Ring aufbewahrt. Er ſagte mir einſt, daß er ihn im amerikaniſchen Kriege von einem sterbenden Offizier zum Geschenk erhalten habe; allein es iſt ihm eigen, ſeine edelſten Handlungen zu verſchweigen."

Ein Schimmer ſtrahlte bei dieſen Worten über die Dämmerung meiner Vergangenheit, der zum hellen Tageslichte wurde, als ich in dieſem Augenblicke Salgars edle Geſtalt durch einen der Orangenbäume nahen, und wie mir eine freundliche Erinnerung entgegenwinken ſah. „Peter, mein Freund!" ſagte Jenny, indem ſie ſeine Hand ergriff. „James, iſt das der Türke?"

Ich blickte hin, und ſah den kleinen Ring an Salgars Hand, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Kein Zweifel blieb mir mehr; ich erkannte den [illegible] jenes [illegible] eines gefallenen Jünglings, vor [illegible] entfremdet durch die Zeit, und mit Entzücken umarmte ich in dem wiedergefundenen ehrlichen [illegible] zugleich meinen Freund aus den [illegible].

„Mein geliebter Salgar!" ſagte Jenny mit einem Ton, in dem ſich eine Zärtlichkeit mit Schwärmerei [illegible] — „ich glaubte nicht, daß die heilige Sympathie, die mich an Dich band, noch mehr gerechtfertigt werden könnte, und doch fühl' ich mich in diesem Augenblick noch freier und noch seliger!" — „Und auch Du, mein guter James," fügte sie mit ihrer sanften Stimme hinzu — „auch Du wirst durch Liebe glücklich werden!"

„Ich hoffe es, meine Schwester," erwiederte ich — „die Dame, von der ich Dir vorhin sprach, war schon durch frühere Bande an einen bejahrten, ihr völlig ungleichen Gemahl geknüpft, der noch überdem mein Wohlthäter war; nur entfernte, anbetende Verehrung durfte alle meine Liebe seyn. Selbst diesen Ring erhielt ich nur bei einer gleichgültigen Gelegenheit, ohne Beziehung auf sein hohes Ziel. Jetzt bin ich der Last aller Pflicht gelöst, und ich hatte niemals zu hoffen, daß sie meine Liebe mir erwiedert hätte. — Doch Dein Verlangen von diesem Augenblick an weiter Dir zu leben, verspreche ich, und —"

„Nein," riefen Selgar und Jenny zugleich — „nur diese Bedingung machen wir bei unſerer Freundſchaft! Sind wir nicht glücklich in unſerer jetzigen Lage? Sehet die glückliche Ruhe nicht, in der Du uns trafſt!"

Ich erſchöpfte vergebens alle Beweggründe. „Nun dann!" rief ich — „ſo werde der Ertrag dieſes Capitals unſern ärmern Verwandten zu Theil; aber die Summe fällt einſt an Deine Kinder zurück. Jenes alte Schloß will ich verſchönern und will es mit meiner Erwählten in Eurer geliebten Nähe bewohnen. Ich habe viele Länder geſehen; aber in Oſt und Weſt ſucht' ich vergebens nach dem, was ich unter dieſem rauhern nördlichen Himmel fand. Möchte auch ich durch Euer Beiſpiel lernen, Glück und Tugend zu vereinen!"

Louiſe Brachmann.

An die Freunde.

Umkränzt das Haar mit friſchem Grün,
Und laßt, da uns noch Roſen blühn,
Sie froh zu Kränzen winden;
Denn kommt das Alter erſt heran:
Wer weiß es, ob wir ſie alsdann
Wohl noch zu Kränzen finden?

Kommt, trinkt den edlen Rebenſaft,
Er gab den Alten Muth und Kraft:
Sollt' er ſie uns nicht geben?
Verſüßet hat er ihren Mund,
Und oft geknüpft den ſchönſten Bund
Für dieſes Erdenleben.

Die Väter zechten ſo wie wir;
Wo hätten wir die Becher hier
Und Humpen ſonſt erhalten?
Bey ihnen ward kein Wein geſpart,

Auch tranken Weiblein züchtig, zart
Die guten frommen Alten! —

Wo hätten wir die Lieder her,
Wenn nie ein Lied geſungen wär',
Vor unſern Liedern allen?
Dem Aelter Vater, alt und grau,
Hat jung die liebe alte Frau
Gewißlich auch gefallen!

Die Alten ſcherzten, küßten ſo
Wie wir, und tranken ſich ſo froh;
Was ſchmäh'n ſie nun, die Alten?
Sie haben, durch den Wein vielleicht,
Ein ſolches Alter nur erreicht;
Soll man's nicht noch ſo halten?

Fürwahr! es ſtärkt der Wein und nährt;
Dank ihm, der uns den Wein beſchert!
Wer darf ihn noch verſchmähen!
Kommt, trinkt mit uns und ſcheltet nicht!
Man wird auch gern ein froh Geſicht
Noch an den Alten ſehen!

Bramigk.

Sympathie.

Die letzten Sonnenſtrahlen fielen freundlich durch die hohen Eichen, welche des Oberförſters ſtille Wohnung umkränzten. Das Geräuſch einer glänzenden Equipage unterbrach die allgemeine Ruhe. Ein bei aller Leichenbläſſe höchſt liebenswürdiges Damengeſicht blickte mit Ungeduld aus dem Wagenfenſter. „Jetzt halt' er!" rief die ſchwarzverſchleierte Dame dem Kutſcher zu, und ihr Kammermädchen ſprang ſchleunig von der andern Seite des Wagens heraus, um den Schlag zu öffnen, und den Tritt zum Ausſteigen herabzuziehen.

Der haltungsloſe Schritt, mit dem die ſchöne Trauernde nach der Förſterwohnung ſchwankte, beſtätigte die tiefe Zerrüttung, welche die kummervollen Züge ſchon angekündigt hatten. Das war kein Anzug zu Ehren der herzloſen Konvenienz; dieſe Trauer hatte im innerſten Mark und Leben ihren Urſprung genommen.

Der Oberförſter trat ehrerbietig aus dem Hauſe, um nach den Befehlen der Angekommenen zu fragen.

„Ich bitte nur," ſagte die Dame — „daß Sie mir, wo möglich, ein Nachtlager in Ihrem Hauſe vergönnen."

Durch den, allem Anſcheine nach, vornehmen Beſuch geſchmeichelt, traf der Mann ſogleich Anſtalten zu einem bequemen Aufenthalte für die Reiſende. Er ließ ein reichliches Abendeſſen von allem, was Haus und Garten darbot, in der Eil zurichten, und äußerte wohlwollend ſeine Unzufriedenheit, daß grade die Oberbefehlshaberin der häuslichen Anſtalten, eine Verwandte von ihm, nach der Reſidenz gereiſt ſeyn müſſe.

Die Trauernde dankte für ſeine Aufmerkſamkeit, rührte übrigens, zum Leidweſen des freundlichen Wirthes, keine Schüſſel an. Sie führte auch kein Glas zu ihrem Munde, obſchon der brave Mann verſicherte, daß der Wein aus dem köſtlichen Keller des Landjägermeiſters gekommen ſey.

„Sie ſcheinen ein ſehr geräumiges Haus inne zu haben, Herr Oberförſter!“ ſagte die Reiſende; und der aufmerkſame Wirth, der gewahr wurde, daß ſie ſich darin umzuſehen wünſche, rief ſogleich Beleuchtung herbey, um ſie durch alle nur einigermaßen bedeutende Behältniſſe zu geleiten.

Aber auch hierdurch war der Neugier der Dame nicht genug geſchehen. Denn als er mit einer Verbeugung ſagte: „Nun ſind unſere geringen Beſuchzimmer zu Ende!“ erwiederte ſie: „Sollte nicht noch ein Zimmer mit zwei Betten, der Aufenthalt eines ehemaligen ſechzehnjährigen Mädchens mit ihrer Mutter, übrig ſeyn?“

„Das wohl,“ ſprach der Oberförſter, erſtaunt, eine ſolche Kennerin ſeines Hauſes in der Reiſenden zu ſehen — „das an ſich unbedeutende Zimmer iſt nur eben im ſchlechtem Zuſtande, weil ſeine Bewohner weggereiſt ſind, und meine ſaumſeligen Leute noch nicht an's Aufräumen gedacht haben.“

Ein bittender Wink der Trauernden machte, daß der Hauswirth, unter Entſchuldigungen und Achſelzucken, auch ſein letztes Zimmer eröffnete.

„Ja,“ ſagte ſeine Begleiterin — „ziemlich ſo habe ich mir das alles vorgeſtellt. Dieſe Vaſen, nicht wahr, die werden zu Blumen benutzt, und ſonſt faſt täglich mit neuen angefüllt?“

„Sehr wahr, meine Gnädige, ſo lange der Sommer dauerte.“

„Aber wo lebt der Vogel, der gewöhnlich auf dem Simſe zu ſchlafen pflegt?“

„Mein Gott!“ rief der Oberförſter — „wer kann Ew. Gnaden alle dieſe Kleinigkeiten mitgetheilt haben?“

„Das beſte, wahrhaftigſte Weſen, das dieſe Welt jemals geſehen hat!“

Die Thränen ſtrömten der Dame aus den Augen, und ſie fuhr fort: „Iſt der gelbe Vogel auch mitgereiſt?“

„Leider iſt er dieſen Nachmittag geſtorben. Ich erſchrecke im Voraus vor dem Schmerze der Kleinen, wenn ſie ihren Kanarienvogel vermiſſen wird. Kurz vor Ihrer Ankunft, gnädige Frau, fand ich ihn hier auf der Erde liegen. Ich hob ihn auf, er zuckte noch einmal und dann nicht wieder.“

„Armer Mann!“ ſagte die Trauernde — „Vielleicht iſt grade meine Nähe ſein Tod geweſen.“

„Nur Ihre Trauer, gnädige Frau, kann ſo trüben Bildern und Vorſtellungen Nahrung geben.“

„So glauben Sie, mein Guter, ſo werden die meiſten glauben. Der geheime, innere Zuſammenhang in ſo manchem, Zufall geſchienenen Ereigniſſe, iſt den Wenigſten bekannt. Doch ich liebe nicht, über dergleichen zu ſtreiten.

Auch würden wir heute ſchwerlich mit dieſem reichhaltigen Gegenſtande fertig. — Wo iſt der Vogel hingekommen?"

„Ich habe unten im Garten einen Hügel mit Roſen bepflanzt. Auf dieſem, dem Lieblingsbeetchen meiner kleinen Hausgenoſſin, iſt er begraben worden."

„Ah, den Roſenhügel, wie ich nur den ſo lange vergeſſen konnte! Den muß ich noch ſehen! Wir haben wohl Mondſchein?"

„Vollmond!"

Der Oberförſter erhob ſich zur Begleitung. Allein die Dame war von der Reiſe noch allzu erſchöpft.

„Jetzt aber," ſagte ſie — „noch eine ſehr große Bitte! Sie glauben nicht, welches Intereſſe dieſes Zimmer für mich hat. Erlauben Sie, daß ich es für dieſe Nacht mit dem vertauſche, welches Ihre Güte mir bereits eingeräumt."

„Nein!" rief der erſtaunte Mann — „das iſt ja unmöglich. Dieſes dürftige Gemach!

Sie machten da einen Tauſch auf Koſten Ihrer ganzen Bequemlichkeit."

„Lieber, guter Oberförſter, ich werde Ihnen für Ihre wohlwollende Aufnahme doppelt verpflichtet ſeyn, wenn Sie dieſer — Grille meinetwegen — nachgeben wollen"

Der Oberförſter verſuchte alle Gegenvorſtellungen vergebens. Er mußte ſogar den Wunſch, das Bette der Kleinen und einiges Geräth herauszuſchaffen, aufgeben; denn die Dame beſtand auf das Zimmer mit allen ſeinen zeitherigen Eigenheiten. Nur darin willigte ſie, daß das für ſie bereitete Lager die Stelle desjenigen einnehmen dürfte, welches ſonſt die Mutter des Kindes innehatte.

Als der Wirth gute Nacht ſagte, entſchuldigte er im Voraus die Störung der Dame am andern Morgen. Seine Burſche müßten nämlich ſchon ſehr früh in den Wald, und der Hof, wo ſie wohnten, ſey gerade unter den Fenſtern ihres Zimmers. Ueberdies verführten die Hühner manchmal einen unbeſchreiblichen Lärm.

Die

Die Trauernde bat ihn lächelnd, darüber keinen Kummer zu haben. Seit dem Tode ihres ſechsjährigen Sohnes ſpreche der Schlaf ohnehin wenig bei ihr ein, und in dieſer Nacht und in dieſem Hauſe möchte wohl gar nicht auf den ſeltenen Gaſt zu rechnen ſeyn.

Der Oberförſter wußte nicht, was er von dem allen halten ſollte. Vergebens ſann er nach, warum wohl die Dame ganz abſichtlich, wie es ſchien, ſein Haus zu ihrem Nachtlager gewählt hatte, da ſie doch kaum eine Viertelſtunde früher bei einem Gaſthofe vorbeigekommen war, der wegen ſeines äußern Anſehens ſowohl, als der ſeltenen Bequemlichkeit darin, wenig zu wünſchen übrig ließ. Noch weniger begriff er die Bekanntſchaft der Dame mit dem Innern ſeines Hauſes, und den räthſelhaften Einfall, ein paar wohlgelegene und eingerichtete Zimmer gegen ihr nunmehriges, ſehr vernachläſſigtes Schlafgemach freiwillig aufzugeben.

Er harrte ungeduldig auf die Rückkehr der Jungfer, die eben mit dem Ausziehen ihrer

Gebieterin beſchäftigt war. Von ihr erwartete er Aufklärung.

Damit ſeine Abſicht dem Mädchen nicht ſogleich in die Augen ſiele, machte er ſich auf dem Saale zu thun. Endlich knarrte die Thür, und die Jungfer trat heraus. Die ziemlich redſelige Perſon erſparte dem Neugierigen eine lange überdachte Einleitung, indem ſie ſelbſt alſo anfing: „Sie verwundern ſich wohl recht über uns, Herr Oberförſter, daß wir Ihr Haus grade wie einen Gaſthof behandeln! Ich habe mich auch ſo geſchämt, ſo geſchämt! Ich konnte Sie gar nicht anſehen.“

„Aber nunmehr doch?“ ſprach der noch ziemlich rüſtige Oberförſter, die hübſche Brünette beim Kinn faſſend.

„Wenigſtens kann ich Ihnen ſo viel ſagen, es wird Ihr Schade gewiß nicht ſeyn. Denn das iſt ſicher, daß meine Gräfin weder aus Noth noch aus Geiz Ihr Haus dem Gaſthofe vorziehe. Sie vergütet Ihnen, auf mein Wort, ihren Aufenthalt reichlich.“

„Daran, liebes Kind, liegt mir gar wenig. Nur möchte ich wohl wiſſen, wie juſt ich zur Ehre dieſes Damenbeſuchs gekommen bin.“

„Ach, Herr Oberförſter, das ſind ganz wunderliche Geſchichten! Sie hätten hören ſollen unterweges, wie oft ſie nach dem Forſthauſe fragte, und wie ſie ſich immer darnach umſah.“,

Die Fragen des Oberförſters, wie die Gräfin heiße, woher ſie komme, was der Anlaß der Reiſe ſey, drängten ſich bald dermaßen, daß die Jungfer nicht fertig wurde mit Antworten. Sie verſprach daher, nichts ihm vorzuenthalten, was ſie über dieſe Punkte wiſſe, nur bat ſie ſich zu ihren Entdeckungen ein Gemach aus, welches von der Gräfin Schlafzimmer durch mehrere Thüren getrennt wäre.

Der Oberförſter führte hierauf das Mädchen in ſeine Wohnſtube, und holte etwas Backwerk und eine Flaſche Wein herbei, um ihrem Munde das Bedürfniß des Sprechens noch ſo viel als möglich zu erleichtern.

„Wir kommen aus der Reſidenz,“ fing ſie an. — „Meine Gebieterin iſt die Gemahlin des Grafen Salzau, eines der reichſten Herren vielleicht im ganzen Herzogthume. Aber man ſieht es da recht, daß Reichthum und Ehre nicht glücklich machen; denn es giebt wohl wenig ſo unzufriedne Leute auf der Welt, als dieſes ungleiche Paar. Sie kommen auch beide nicht zuſammen, außer wenn Geſellſchaft da iſt, oder der Anſtand es ſonſt erfodert. Da können Sie denn leicht denken, was ich armes Mädchen für ein Leben zu führen habe. Tag und Nacht keine Ruhe, zumal während der letzten Krankheit des jungen Grafen; Gott habe ihn ſelig! Das hätte ich nicht acht Tage länger ausgehalten. Und doch wollte ich's der guten Gräfin herzlich gönnen, daß das liebe Söhnchen am Leben geblieben wäre. Es war noch ihre einzige Freude. Sie iſt auch ſeit ſeinem Tode ſo abgekommen, daß ihr alle Kleider zu weit werden. — Warum nur ſo eine gute, ſchöne Frau ſo unglücklich ſeyn muß! Man ſagt ihr freilich nach — aber daß das um Gotteswillen unter uns bleibt! — man ſagt, es wäre ſonſt ein Kavalier im Hauſe ein und ausgegangen, dem das Kind viel ähnlicher geſehen habe, als dem Grafen. Ich weiß es nicht; denn das iſt lange vor meiner Zeit geſchehen. Aber ſo viel weiß ich, daß ſie ſeit mehreren Jahren ſchon das eingezogenſte, muſterhafteſte Leben führt. Und es wäre wahrhaftig kein Wunder, wenn ſie es anders machte bei dem — aber es hört mich hier doch gewiß niemand? — bei dem alten, häßlichen Manne, dem Grafen, hätte ich bald geſagt. Etwas mag übrigens wohl an der Rede mit den Kindern ſeyn. Denn ſo viel iſt gewiß, der Herr konnte ſein kleines Söhnchen nicht vor Augen erſehen. Nun, ſie iſt genug geſtraft dafür. Das Zwillingsbrüderchen des verſtorbenen jungen Grafen iſt ſchon im erſten Jahre ihres Lebens bei einem Brande umgekommen. Denken Sie, Herr Oberförſter! wie die Mutter den kleinen Grafen Albert ſelber gerettet hat, und eiligſt wieder zurückkommt, um auch das Brüderchen in Sicherheit zu bringen, findet ſie den armen Wurm erſtickt, ja faſt ganz verbrannt da liegen. Von Stund an aber keine Ruhe gewinnt von jenem Unglücke an

Beiſeyn der Gräfin! Alle unſre Leute ſcheuen ſich, davon zu reden, weil ſie ſich die grauſamſten Vorwürfe macht, daß ſie nicht gewagt hat, beide Kinderchen zugleich auf den Arm zu nehmen. Uebrigens weiß ich von guter Hand, daß ſie damals durch ihr Wochenbette und eine Krankheit nachher viel zu ſehr entkräftet geweſen, um ſo was zu vollbringen."

„Wer ſie nur auf mich und mein Haus mag aufmerkſam gemacht haben?" ſagte der Oberförſter, als dadurch, daß die ſchnellzüngige Jungfer das Glas zum Munde führte, eine kleine Pauſe entſtand. „Es muß eine mit meinen Einrichtungen ſo bekannte Perſon geweſen ſeyn, daß ich durchaus nicht weiß, auf wen ich rathen ſoll."

Die Kammerjungfer fuhr fort: „Der junge, ſelige Graf, kein Menſch anders iſt das geweſen. In dem Fieber, das ihn die letzten Monate häufig, beſonders zur Nachtzeit, anwandelte, war es zuweilen, als ob er gar nicht bei uns wäre. Und dann am Morgen erzählte er alles haarklein, wo er geweſen war und wie wohl er ſich befunden hatte. Faſt allemal ſprach er von dieſem Hauſe und der ſechsjährigen Kleinen."

„Iſt er denn jemals in hieſige Gegend gekommen?"

„In ſeinem ganzen Leben nicht."

„Nun ſo muß wohl eins von ſeinen Geſpielen — Ich begreife nur gar nicht, wer?"

„Niemand, Herr Oberförſter! Er hatte gar keine Geſpielen. Ueberhaupt war das ein ganz wunderliches Kind, immer aber ſchwach und kränklich dabei; indeſſen ſo klug, daß die Wärterin und ich gleich ſagten, den werden wir nicht groß ziehen. Er war juſt drei Jahr alt geweſen, als ich zur Gräfin in Dienſte kam. Nun habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß Niemand im Hauſe ſeiner ſo jämmerlich umgekommenen kleinen Zwillingsſchweſter gedachte. Gleichwohl fragte der Kleine einmal plötzlich, wo ſeine Schweſter ſey. Dann ſah er ſich nach allen Seiten um. Weil er ſich nun ſchon früher, als er noch nicht reden konnte, zuweilen plötzlich alſo umgeſehen, und dann manchmal ohne alle Urſache bitterlich geweint hatte: ſo ſchien es natürlich ſo, als ob dieſer Gedanke an die verunglückte Schweſter ihn ſchon lange bekümmert haben möchte.“

„Die Gräfin, welche die Frage mit anhörte, wollte wiſſen, wer davon etwas erwähnt habe. Ich und die Wärterin aber konnten’s betheuern, daß uns kein Wort über die Lippen gekommen war, und außer uns war Niemand bei dem Kleinen geweſen. Seitdem ſprach er oft von ſeiner Schweſter, zuweilen mit der größten Ungeduld darüber, daß ſie nicht herbei ſei. Die Gräfin verbot uns ausdrücklich, der traurigen Geſchichte zu gedenken. Denn das Kind würde davon gefährlich angegriffen worden ſein. Es zeigte nämlich eine ſolche Vorliebe für die Schweſter, daß ſich ſeine ganze Kinderfreude darein, daß ſie ihm fehlte, [illegible] ſchien. Endlich, als der arme Graf noch kränklicher geworden war, und ſeine Nachfragen gar nicht aufhören wollten, da wies die Gräfin einmal nach dem Himmel hinauf, und ſagte, da oben iſt Deine Schweſter, mein Albert! Da hätten Sie ſehen ſollen, wie das Kind in Höchchen hinauf ſtreckte, als ob er ſie zu ſich herunter ziehen wollte! Von nun an blickte er auch ſo oft zum Himmel hinauf, daß mir und der Wärterin immer ganz bange um's Herz wurde. — So trieb er's bis zur letzten Krankheit. Nun aber ſprach er kein Wort mehr von der Schweſter; aber wohl von der Kleinen in Ihrem Hauſe. Es war, als ob das nächtliche Fieber allezeit eine recht heilſame Veränderung in dem jungen Grafen hervorgebracht habe. Denn ſeine Erzählungen von den vergnügten Nächten, von der kleinen Leonore, von dem gelben Vogel, den Blumen in der Stube und den Reihen unten im Garten, bei denen er immer mit Leonoren geſpielt haben wollte, die waren ſo munter, daß ſeine Mutter die beſte Hoffnung zu faſſen anfing. In den letzten Tagen jedoch verlangte er nach dieſen Erzählungen allezeit, daß man ihn zu Leonoren bringen ſolle. Die Gräfin hatte deshalb großen Streit mit den Aerzten. Dieſe behaupteten, daß die kleinen Aenderungen lediglich Folgen ſeiner Schwäche wären, daß die wunderlichen Erzählangen ſich durchaus auf nichts gründen könnten, weil der Kleine doch, wie ſie ſelbſt ſähe, nicht aus dem Zimmer käme. Die Gräfin erzürnte ſich einmal ſehr über dieſe Behauptung. „Als ob Euch Herren," ſagte ſie — „die Natur alle ihre Geheimniſſe offenbart hätte! Als ob nicht Fälle denkbar wären, wo harmonirende Geiſter durch ihre Sehnſucht gleichſam magnetiſch angezogen, ihre ſterblichen Hüllen auf eine Zeit verlaſſen! Als ob nicht manche ſogenannte Krankheit ein geiſtigerer Zuſtand, ein erhöhteres Leben ſeyn könnte, das Eure ſelbſt ſogar krankhafte Kunſt nur nicht zu begreifen im Stande iſt!""

„Die Aerzte äußerten viel Empfindlichkeit darüber und ſagten, daß der Tod des Kleinen nicht auf ihre Rechnung geſchrieben werden möge, wenn etwa die Reiſe nach dem ſchwediſchen Forſthauſe vorgenommen werden ſollte. Uebrigens verſprachen ſie, einen Diener abzuſchicken, der den Domine, daß das ganze Haus nur in dem Fieber des Kleinen ſein Geſpenſt geſehen habe, zurückbringen ſollte."

„Die Gräfin hätte ſich lieber auf der Stelle mit ihrem Sohne in den Wagen geſetzt. Allein die Aerzte vermaaßen ſich, daß das Kind eine ſolche Reiſe durchaus nicht überleben könne. Alle Menſchen ſprachen gegen die Reiſe, und die arme, durch den ſchauderhaften Tod der Komteſſe ſchon ſo zerſchlagene Mutter ſcheute ſich unter ſolchen Umſtänden, ihre Ueberzeugung gegen den Ausſpruch der Aerzte geltend zu machen. Jetzt iſt ihr ganzes Leben eine Klage über dieſe Folgſamkeit. Denn ſie behauptet grade zu, daß die Reiſe hierher das einzige Mittel würde geweſen ſeyn, ihr armes Kind vom Tode zu erretten.“

„Hm!“ ſagte der Oberförſter — „nach allem, was ich da höre, iſt mir das ſelbſt nicht unwahrſcheinlich. Auch meine Lenore — wie die Kinder von einander erfahren haben, weiß Gott! — hat häufig in der letzten Zeit von einem Knaben in ihrem Alter geträumt, der Albert heißen ſollte. Sie nannte ihn gar nicht anders, als ihren Albert, behauptete, daß er ſie bei Nacht beſuche und ſich aus ihrem [illegible] Zimmer auf den Kirchhof gehe. Ab- ſcheuliche Phantaſien! Aber es iſt doch wunderbar, wie das zuſammen trifft! Dazu wurde mir das ehemals von jeher ſchreckliche Wetter ſo ſchädlich, daß ich noch vor ein paar Tagen nach einem Arzte ſchrieb. Wie der aber kam, da wollte ſie wieder durchaus nicht einnehmen, und betheuerte, ſie wäre noch niemals ſo geſund und wohl geweſen. Uebrigens hat ſie ihren Sinn zuſammenweis von einem Geiſtlichen mit Abendmahl geſprochen. Aber ſie wird mir ihren auch hinterſprechen, ſo weit war ihr nicht. Unſerer Mutter, meine Mutter, hat dieſelbe Angſt gehabt und iſt eben geſtern gut wie ihr nach der Mahlzeit geſtorben.“

„Da wollt ihr ſie nicht einmal wecken, wahrſcheinlich?“

„O ja! Uebrigens ſagte ſie, daß es das Haus gar nicht zu verlaſſen wäre. Dabei war ſie ſo ängſtlich, daß ich's nicht beſchreiben kann. Wunderliche Dinge, die man [illegible] würde! —“

Er ging nach der Thür, weil ſich Tritte auf dem Gange hören ließen. Die Wirthin ſprang im Nachtkleide mit einem Lichte herein. Wie ein [illegible] setzte sie sich an den Tisch, und fragte mit leiser, schaudernder Stimme, was so eben geschehen sey?

Der Oberförster und das Mädchen entsetzten sich vor ihren starren, flammenden Augen.

„Niemand?" rief sie. „Und diese Angst, die mich so heftig aus dem Schlummer aufschreckte, nichts weiter, als die Sünde eines gewissenlosen [illegible], das keinen einzigen Mensch [illegible] nicht [illegible] kann, an der Seite des geliebten Kindes ruhig in der Nacht zu schlummern?

„Was schlägt die Glocke?" rief sie, als ein [illegible] gefühlt wurde.

„Die zwölfte Stunde."

„Dann wird er seyn. Weißt du, Laura, in dieser Stunde wollte mein seliger Albert immer mit Franzen auf den [illegible] gehen? — Jetzt, arme Laura, kann ich Dich, mich leider zu begleiten!"

Das Mädchen erschrack [illegible] über diese Zumuthung. Der alte redliche [illegible], die unerklärlichen Phantasieen ihrer Gebieterin mit legte die ungewöhnliche Stunde; hat aller machte ihr Unruhe. Zum Glück glaubte der Oberförster, als Hausherr, ebenfalls ausgehen zu müssen, und ließ sich von der [illegible] Dame, seine Ruhe nicht ihren Eigenschaften aufzuopfern, [illegible] zurückhalten.

Die kranke Dame verlangte eine Zeitung auf dem Nachttische. Ob über ihre [illegible], auf die Blumen, in einiger Entfernung [illegible] geschlafen waren: so konnten sie bei dem [illegible] Mondlichte doch die Schlafende wahrnehmen, wie sie [illegible], auf den [illegible] Augenblick, die Hände zum Himmel hinauf streckte, und [illegible] in ein stilles Gebet zu versinken schien.

„Lieber [illegible],“ sagte sie beim Zurückkommen, „haben Sie die beiden Kranken auch gesehen?“

Er verneinte.

„Ach, sie konnten so still und ruhig athmen, daß man den Eindruck eines schönen Bildes empfing! Ich liebe sie beide, aber mir thut es leid, meinem Richard nicht mehr als einen

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Ach, daß Sie nicht früher gekommen ſind! — [illegible] ich [illegible]?"

„[illegible] in der Zeitung geleſen."

„[illegible], und [illegible] Sie [illegible] Mutter [illegible]?"

Die Gräfin ſprach [illegible] mit einigen Thränen aus, und fügte hinzu: „Aber ihr Himmel, wie gern [illegible] Mutter [illegible]! [illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Gott im Himmel," rief der Jüngling — „ich habe [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible]?" Die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible].

Madame Richard kam nicht von der Stelle, und hatte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die [illegible] gerichtet. Endlich trat sie [illegible] auf den [illegible], ergriff die Hand des [illegible], und sagte: „Mein Herr, Sie haben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu haben. [illegible] Sie an [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]."

Madame Richard [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und der Jüngling [illegible] das Zimmer [illegible].

„Ich war im Begriff," [illegible] [illegible] Madame Richard — „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] Sie [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„[illegible]“

„[illegible] Ich weiß, [illegible]“

„[illegible]“ [illegible] — „[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]

[illegible] auf dem [illegible] liegen, in dem ich [illegible] [illegible] hatte. Und nur das [illegible] [illegible] meiner [illegible].“

„Und ehe dein Mund [illegible], wurde ihr Kind aus aller Gefahr gerettet.“

„[illegible]! und die [illegible] [illegible] [illegible]? Eine [illegible] [illegible] sich, einer fremden Kindes wegen, mitten in die brennenden Flammen wagt, der muß doch wohl ein Herz haben, und wer dieses hat, o, der kann keine Mutter in so namenlosen Jammer hineinstürzen!“

„Und doch, Frau [illegible], ist es geschehen! Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aber ich muß mehr sagen, um die Wahrheit [illegible] Licht zu legen. Ein Mädchen, das in [illegible] [illegible] geboren, deren Eltern durch einen [illegible] Mann [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] worden war, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Während sie auf dem [illegible] [illegible] [illegible] mit ihren Thränen benetzen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]. Ich kannte diese Frau genau; sie liebte ihn, wie ihr Leben. Dennoch würde sie sich begnügt haben, wenn sie nur seine Züge in einem Bilde um sich gehabt hätte. Aber auch [illegible] [illegible] hatte der Himmel ihr [illegible] [illegible] [illegible] sie den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auf den [illegible]

[illegible]. Wie sehr [illegible] das brauchte ich nicht zu schildern. — [illegible] den [illegible] Das [illegible] — Die [illegible] Der [illegible]

[illegible] Engel; und kaum klammert sich dieses [illegible] in Sicherheit an ihr [illegible] Herz an: so fühlt sie Macht wirklich über das neue Wesen der [illegible] Wollust."

„Die Braminin weiß kaum, was sie thut, indem sie durch die [illegible] Thäle des [illegible] mit dem Kinde hinauf [illegible]. Sie [illegible] endlich, um der Mutter ihr geraubtes Eigenthum zurückzugeben. Aber da betrachtet sie das Kind noch einmal bei dem [illegible] Scheine der Flamme. Ihre Sehnsucht nach einer Frucht der nun [illegible] Liebe ihres Mannes wird zur [illegible] [illegible]. Sie betrachtet das Kind um so mehr als ein freies Geschenk der [illegible], da die Mutter es bei ihrer Rückkehr ohnehin nicht wieder gefunden haben."

„Die Pilgerin, hat diese erzählt, bringt sie auf den Gedanken, [illegible] mit der [illegible] [illegible] sogleich in den Ganges zu [illegible], [illegible], und sie bei einem [illegible], der bereits mit den [illegible] [illegible] [illegible] die mit ihrem Gemahl nur wenig bekannt war, als ihr eheliches Kind umzubringen. Und dieser Plan ward ausgeführt."

„Madame," sagte die Gräfin, deren Geberde sich fast bei jedem Worte der Erzählung verändert hatte — „wenn diese Geschichte nicht blos erfunden ist, mich zu kränken: so muß die — Wärterinn meines Kindes eine Mitbuhlerinn gewesen seyn? Und wann erfuhren Sie dies, Madam? Schon damals, oder erst jetzt?"

„Schon damals."

„Warum schwiegt ihr mir, unnatürliches Weib, das einem Weibe gleicht, und doch keinen Sinn hat für die Zärtlichkeit der Mutter gefühlt? Für die namenlose Qual der Mutter, die ihres Kindes auf's grausamste beraubt wird! Grausame Ungeheuer, das ihr mir meine schreckliche Geheimniß verborgen konntet! Und wo ist jetzt mein herzliebes Kind?"

„In der Verbannung."

„[illegible], o all' ihr Himmlischen, [illegible] mein [illegible]?!"

„Wo ist es, Gräfin?"

„Und Du ſtrafſt nicht die Verruchte ſelbſt, die zwei Weſen trennte, durch ein unverzeihliches Geheimniß der Mutter beſtimmt, ſein Leben erſten Lebensſtrahl beſtimmen zu dürfen! — Wehe denn, Du, meines geliebten Alberts und endlich auch Albertinens!“

Die Gräfin klingelte ſtürmiſch.

„Pferde und Wagen ſogleich! Wir reiſen zurück!“

Die Jungfer eilte erſtaunt hinaus, den erhaltenen Befehl auszurichten, und die Gräfin ſagte zu der zu ihren Füßen Schluchzenden: „Wer biſt Du?“

„Die Unglückliche, die ihren Gatten ſich in den Armen wiederzuſehen glaubte.“

Die Gräfin entſetzte ſich. „Dein Name?“ ſprach ſie, kaum hörbar.

„Die Baronin von C.....“

Die Kammerjungfer erſchrak, als ſie bei ihrer Rückkehr beide Frauen bewußtlos antraf.

Die Gräfin ermannte ſich zuerſt wieder, und bald darauf flog auch die Baronin im Wagen auf in der Gräfin Armen.

„Keine Gewissensbisse!?“ rief die Kranke, der Dienerin [illegible] [illegible] welche eben aus dem Zimmer verschwand.

„Vergebung!“ flehte die Baronesse.

„Was habe ich zu vergeben, Gewissenlose[illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] zur [illegible] eines [illegible] [illegible] an meiner Ehre und an Dir selbst! Eines unbewußten [illegible] an Dir! Denn nie hat der arme [illegible] Eugen [illegible] [illegible], daß er vermählt sei, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die ich [illegible], verstehst Du mich jetzt?“

„Ja, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ach! [illegible] Schwächen, und Eugen auch immer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] herzig genug [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] weiß ich es, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible]! [illegible], [illegible], Sie sind eine Heilige gegen mich! Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der ein diamantenes Band geschlungen, das er Adelaide mit Gewalt genommen habe."

„Er hat uns wenigstens einen schlauen Versuch zu Liberetinens Rettung wagen!"

Die Vertraute warf sich schluchzend an der Gräfin Hals.

„Ich verstehe!" sagte diese ziemlich gefaßt. — „Wann ist sie zu ihrem Vater gegangen?"

„Gestern, kurz vor der Mitternachtsstunde."

„Kurz vor Mitternacht?" fiel die Gräfin ein, weil dies gerade die Zeit gewesen war, wo der Engel wegen eines Liebesbriefes sie so gewaltsam ergriffen hatte.

Es war Violen eine große Beruhigung, daß Liberetine die Welt mit ungewöhnlicher Freude verlassen hatte.

Mehrere Tage verlebten die Frauen unter bangen Erinnerungen an die entsetzliche Geschichte zwischen den unschuldigen Jünglingsherzen. Beide äußerten ihren Schmerz und ihre Verzweiflung geflissentlich.

Aber

Aber es ſehnen ſich auch ſolche Menſchen zurück. In einem ſolchen ſagte der Dichter: „Der Tod ſelbſt [illegible] iſt der Lohn für mein Vergehen. Nur eine weiße Blume kommt zum Schmücken von [illegible] Teil meiner Grabe bekommen.“

Fr. Kaan.

Die preußiſche Armee an die Dichter.

Noch einmal [illegible] [illegible] nimmer wieder
[illegible] ich zu euch, ihr Dichtervolk!
[illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]
Und [illegible] nicht den [illegible] Schnack!

Den Wein mit Dichten zu [illegible],
Das hab' ich ſchon [illegible] [illegible] [illegible];
Das wird in dieſen [illegible] Zeiten
[illegible] [illegible] [illegible] immer [illegible].

Doch [illegible] ihr [illegible]: Die Dichter wollen,
Das gibt ein [illegible], [illegible];
Denn will ich's [illegible] nicht gern [illegible],
Wenn auch ein [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sehe, wie gefüllt von all' dem Wirken,
Was Welt und Herz begehren kann;
Doch seh' ergrauten Scheitel ich jetzt:
So packt mich gleich der Jammer an.

Drum hoff' ich frohe Nimmerzeile,
Und sorge, daß ich's Leben laß,
Daß einst der Stein auf meinem Grabe,
Nicht Raum zur [illegible] Grabschrift hat.

F. W. Gubitz.

Die ſchwediſchen Alpen.

In Stockholm iſt voriges Jahr ein ſehr merkwürdiges Buch, nämlich die Beſchreibung einer Reiſe erſchienen, welche ein gewiſſer Wahlenberg, auf Veranſtaltung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm, im Jahre 1807 unternommen hatte, um die Höhe der Gebirge in Lappland zu beſtimmen, und das Klima derſelben zu beobachten. Dieſe in ſchwediſcher Sprache abgefaßte Reiſebeſchreibung enthält eine Menge wichtiger neuer Nachrichten über die phyſiſche Beſchaffenheit jener ſo wenig bekannten Gegenden, und iſt von einer ſehr guten Charte und Abbildungen der Gebirge jener nordiſchen Alpen begleitet. Dieſe bildet eine [illegible] Werk iſt von einem [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible]; einem [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] für die [illegible] [illegible] hat, daß er auf [illegible] [illegible] von den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Die Gebirge, welche [illegible] Kalenberg bilden, machen einen Theil jenes großen [illegible] aus, welche [illegible] und [illegible] durchſtreicht, und [illegible] [illegible] bis nach [illegible] und [illegible] erreicht. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] zu den [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],

[illegible]

[illegible]

[illegible] u. ſ. f.

[illegible]

[illegible]

Steinen und dergleichen besteht. Der Sitz des Catarrhes ist sehr tief und bei [illegible], er hat die Heftigkeit eines [illegible], allein er ist nicht so [illegible] als der Sitz eines [illegible]. Die Methode giebt mehrere [illegible] [illegible] [illegible] aus der innern [illegible], aus den [illegible] Erfahrungen [illegible], in dem aus den [illegible], welche sich [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aus [illegible], welche die [illegible] umgeben, an die [illegible] sich befinden, und sich auf den [illegible] [illegible] [illegible]. Diese [illegible] müssen [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], das [illegible] keine [illegible] [illegible] [illegible]. Diejenigen, welche sich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ihrem [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in dieser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] eine Wohnung [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Menschen [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wuchs, wie man sich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] sich die [illegible] Kraft der Natur, und der [illegible], so wie die Thiere und Pflanzen, [illegible] [illegible] durch die [illegible] des [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] der Menschen. [illegible] [illegible] [illegible] man [illegible] andere Völker, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] von der [illegible] des [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mehr. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] mehr mehr. [illegible] [illegible] [illegible] ist das [illegible] des [illegible] und der [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mehr, [illegible] in den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], ist das [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

Wunſch.

O, daß ich doch ein Vöglein wär'!
  Wie fröhlich wollt' ich fliegen —
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], flög' ich [illegible],
Ich ſchwebte über Land und Meer,
  Die ganze Welt wär' mein.

O, daß ich doch ein Vöglein wär'!
  Wie fröhlich wollt' ich fliegen —
Zum Thal, wo Marie's Hütte ſteht,
Zum Thal, wo Marie's [illegible] [illegible],
  Flög' ich im [illegible].

O, daß ich doch ein Vöglein wär'!
  Wie fröhlich wollt' ich fliegen —
Vor Marie's Fenſter [illegible] ich [illegible];
Und Marie hat [illegible] [illegible] —
[illegible] — [illegible] ich [illegible].

Friedrich [illegible]

Die öffentlichen Bäder der Türken.

(Aus Castellan's neuestem Werke: Sitten, Gebräuche und Trachten der Ottomanen *).

[illegible]

---

*) [illegible]

[illegible], welche [illegible]; die Frauen [illegible], die Männer [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

alle Fibern abgeſpannt hat. Man bietet einem auch erfriſchende Getränke und Kaffee an; und wenn zuweilen mehrere Weiber von derſelben Geſellſchaft für ſich allein das Badezimmer gemiethet haben: ſo laſſen ſie ihr Diner dahin bringen und ergötzen ſich bis zum Abend damit, daß ſie den größten Theil der Zeit dem großen Geſchäfte der Toilette widmen, wobei die türkiſchen Frauen alles verſchwenden, was Natur, Kunſt und Reichthum ihnen Köſtliches und Ausgeſuchtes gewähren. Da ſie ſelten Gelegenheit haben, in Geſellſchaft zu erſcheinen: ſo benutzen ſie dieſen Augenblick, um unter ihren Gefährtinnen zu glänzen, und bemühen ſich, ſie durch ihren Luxus und ihre natürlichen Annehmlichkeiten zu übertreffen, und dieſer Triumph verkündigt ihnen zuweilen einen noch ſchmeichelhaftern, wenn ſie in das Harem eintreten.

Der verlorne Sohn.

Eine wahre Begebenheit.

In hundert Romanen und Schauſpielen kommen die rührendſten Erkennungsſcenen vor, indem eine arme, verſchollene, todt geglaubte Perſon unerwartet Gelegenheit findet, ſich durch einen Ring, ein Portrait, eine Windel, eine Narbe oder ein Feuermahl als Mitglied einer ehrbaren, wohl gar reichen und vornehmen Familie zu legitimiren. Freudenthränen werden dann in ganzen Strömen vergoſſen, und es bildet ſich plötzlich ein Meer von Wonne, in welchem Junge und Alte luſtig umher ſchwimmen, als wären alle ihre Gedanken und Empfindungen zu Floßfedern geworden.

Auch in der wirklichen Welt kommen ähnliche Scenen mitunter wohl vor; aber da das Schickſal ſich ſelten die Mühe nimmt, ſie künſtleriſch ſchön, wie ein Dichter, einzuleiten und anzuordnen: ſo kann es nicht fehlen, daß der Effekt nicht immer der beſte iſt, und die Wirklichkeit nur eine Parodie des Romans aufſtellt.

Auf dem Harz — deſſen Decorationen übrigens romantiſch und mahleriſch ſchön genug zu romantiſchen Auftritten ſind — iſt unlängſt eine ſolche, recht ſchöne Parodie aufgeführt worden.

In einem der letzten Jahre des letztvergangenen Jahrhunderts, in dem Dorfe Braunlage, gingen eines Tages ein paar Eheleute auf ihre Arbeit, und ließen einen Knaben von etwa drei Jahren in der Wiege zurück, dem während ihrer Abweſenheit ein älteres Kind zur Aufſicht dienen ſollte. Dieſes verließ aber — aus Leichtſinn oder aus einem andern Grunde — auf einige Zeit das unverſchloßne und unbewachte Haus; und als die Eltern von der Arbeit zurückkehrten, fanden ſie die Wiege leer und von ihrem Knaben nirgends eine Spur. Das zurückgekehrte ältere Kind wußte nicht, wo der Kleine geblieben war; alle Nachbarn wurden vergeblich danach gefragt; kein Menſch konnte Auskunft darüber geben. Es blieb nichts, als die ſchreckliche Vermuthung übrig, daß der Knabe von durchziehendem Geſindel geraubt ſey. Man bediente ſich daher öffentlicher Blätter, um den Vorfall in einem größern Kreiſe bekannt zu machen, und auf dieſem Wege vielleicht eine erſehnte Nachricht zu erhalten. Doch dieſe und alle andre Nachforſchungen blieben fruchtlos; die armen Eltern mußten ihren Sohn verloren geben, und ein Jahr nach dem andern ging hin, um ſie mehr und mehr an dieſen Verluſt zu gewöhnen.

Endlich, nach etwa dreizehn Jahren, ſollte der Verlorne auf einmal wiedergefunden ſeyn. Es machte nämlich in der Nachbarſchaft eine Geſellſchaft von Seiltänzern oder Springern ihre Kunſtſtücke. Unter den Zuſchauern derſelben befanden ſich zufällig ein paar Verwandte oder wenigſtens genaue Bekannte der beraubten Eltern. Sie erblickten unter der leichtfüßigen Geſellſchaft einen Knaben von ſechzehn Jahren, den ſie an einer Narbe über dem einen Auge unbezweifelt für den geraubten Knaben aus Braunlage erkannten. Sie theilten ihre Neuigkeit den Eltern mit. Dieſe eilten nach dem Aufenthaltsorte der Kunſtſtückmacher, ſahen den Knaben, und erkannten, beim Anblick ſeiner Narbe, ebenfalls ihren Sohn in ihm, ſo daß ſie ihn, geſtützt auf ihre elterlichen Rechte, mit nach Braunlage, in ihre Wohnung nahmen, voll Freude über die wohlthätige Fügung des Himmels, der endlich ihre Gebete erhört hatte.

Der Vorfall wurde nun bei dem Districtstribunal zu Blankenburg anhängig gemacht, und der bisherige Prinzipal des Knaben ins Gefängniß geſetzt. Doch dieſer, anſtatt ſich zu dem angeſchuldigten Raube zu bekennen, oder auch nur zuzugeben, daß der Knabe jenen Eltern gehören könne, behauptete mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, daß derſelbe aus dem Preußiſchen gebürtig, und ihm dort in einem Dorf, als eine arme Waiſe von armen Verwandten, die ihn nicht zu erziehen vermocht hätten, übergeben ſey. Zur Beſtätigung dieſer Ausſage zeigte er einen ſchriftlichen Contrakt vor, der in Folge der Unterſuchung von den genannten armen Leuten im Preußiſchen als wahr anerkannt wurde. Selbſt der Burſche, um deſſen Perſon ſich der Streit drehte, bekräftigte dieſe Ausſage durch Angabe des Locals ſeiner ſeyn ſollenden Heimath, deren er ſich noch erinnern wollte. Der Umſtand, mit der Narbe, welchen freilich zufällig zwei Knaben an einer und der nämlichen Stelle haben können, entſchied daher nichts mehr zu Gunſten der Leute in Braunlage. Das Tribunal ſetzte den Arreſtanten wieder auf freien Fuß, erkannte ſeine Anſprüche an den Beſitz des Knaben als rechtmäßig an; und dieſer — weit entfernt, die zärtlichen Gefühle der ehrlichen Leute, die ihn ſo gern Sohn nannten, zu erwiedern — entriß ſich luſtig und guter Dinge ihren Armen, um mit ſeinem bisherigen Principal wieder die Welt zu durchziehn; und er machte das rührende Schauſpiel eben durch dieſe Schlußſcene zur Poſſe. Mag er auch der rechte Sohn ſeyn oder nicht: ſo war von *ihm* wohl nichts anders zu erwarten, dem eine ſentimentale Empfindung wohl ſehr fremd, und ein ungebundenes Umherziehen in der Welt, durch lange Gewohnheit, wohl lieber ſeyn mußte, als das einförmige Leben im ſtillen Hüttchen eines verſteckten Dorfes. Aber der Hinblick auf die getäuſchten Eltern, welche von einer ſo ſchönen Freude geäfft wurden, wird gewiß manche mitleidige Empfindung erregt haben. Sie ſind zum *zweitenmal* um einen Sohn gekommen; und wie doppelt empfindlich muß der zweite Verluſt für ſie ſeyn, wenn der Gang der gerichtlichen Unterſuchung ſie nicht *überzeugt* hat, daß es ein Irrthum war, da ſie den Luftſpringer als ihren Sohn umarmten! —

Beim Erzählen dieſer Begebenheit äußerte Jemand die Bedenklichkeit, ob nicht der von dem Principal vorgezeigte Contract ein im voraus, für ein Stück Geld erkauftes, betrügliches Hülfsmittel geweſen ſey, um im Fall der

Noth einer Anklage wegen des wirklich begangenen Raubes begegnen zu können. — Es läßt ſich auch faſt nicht anders vermuthen, als daß ein Verbrecher dieſer Art ſich für den leicht eintretenden Fall einer Unterſuchung im voraus werde zu verwahren geſucht haben; allein dieſer Verdacht liegt doch zu nahe, als daß er von den Richtern nicht ſollte in's Auge gefaßt, und über die Glaubwürdigkeit des Documents und der dazu gehörigen Ausſagen nicht ganz glaubwürdige Stimmen abgehört ſeyn ſollten. Auch iſt in der hier mitgetheilten Erzählung vielleicht manches zu ergänzen und zu berichtigen; daher eine befriedigende Ergänzung und Berichtigung von der Hand eines ganz unterrichteten Mannes wohl Dank verdiente.

A. G. E.

Ein Pröbchen aus Karl Witte's d. J. Bildungsgeſchichte.

In einem Schreiben an Herrn E**

Halle, am 29. Sept. 1812.

Sie ſind alſo, m. l. F., auch einer aus der Zahl der Ungläubigen, die ſich noch nicht davon haben überzeugen können, daß der berühmte D. Karl Witte in der Entwickelung geiſtiger Kräfte wirklich mehr vermöge, als vor ihm einem Sterblichen vergönnt war? — Es gab eine Zeit, wo ich freilich eben ſo ungläubig war, als Sie jetzt ſind; aber ich bin (Dank ſey es dem Zufall!) in einem mir unvergeßlichen Augenblicke glücklich von meinem Unglauben geheilt worden. Was geben Sie mir, wenn ich

Ihnen meine Bekehrungsgeſchichte erzähle, um auch Sie zu bekehren? Hören Sie zu! Ex ungue leonem!

Es war im Jahr 1809, als ſich Herr D. Witte einen Theil des Sommers und Herbſtes hindurch mit ſeinem damals neunjährigen Sohne in der Abſicht hier aufhielt, um denſelben in der engliſchen Sprache, worin er ſich ſelbſt nicht Stärke genug zutraute, von einem hieſigen Sprachmeiſter unterrichten zu laſſen. Er hatte ſeine Gemeinde — im Stiche gelaſſen, ſagten böſe Menſchen; ich aber ſage bloß verlaſſen: denn welcher Billige konnte ihm das wohl verargen? Dem Knaben das engliſche th richtig beibringen zu ſehen, das war doch wohl allein ſchon mehr werth, als den Lochauer Bauern einige Wochen das Evangelium zu predigen!

In jener Zeit nun ſitze ich eines Nachmittags ganz einſam auf meiner Stube; das ſchöne Wetter hatte meine Familie zu einem Spaziergange hinausgelockt. Da öffnete ſich die Hinterthür im Hofe, durch welche meine Wohnung mit der meines Nachbars und Freundes S** in Communication ſtand. Ich gehe hinaus, um zu ſehen, wer da komme, und die Gattin meines Nachbars kömmt mir die Treppe herauf entgegen *). „Ich bedaure, liebſte Freundin,“ ſagte ich; „Sie wollen zu meiner Frau, ſie iſt aber ausgegangen.“ — „Nein, nein,“ erwiederte ſie, „eben zu Ihnen will ich!“ — „Viel Ehre für mich,“ fuhr ich fort; „und was verſchafft mir dieſe Ehre?“ — „Mein Mann,“ antwortete ſie,“ läßt Sie grüßen, und Sie bitten, dieſen Abend ſein Gaſt zu ſeyn. Es hat ſich ein ehemaliger Univerſitätsfreund bei ihm anmelden laſſen, mit dem er nicht gern allein ſeyn will. — „Und der wäre?“ fragte ich. — „Der berühmte Herr Doctor Witte aus

---

*) Die hier zunächſt folgenden, an ſich nicht weſentlich zur Sache gehörigen Umſtände mögen um deswillen hier ſtehen, um zu zeigen, wie treu dem Referenten ſein Gedächtniß von jenem Tage her auch in den kleinſten Details in Beziehung auf dieſe merkwürdige Erfahrung iſt.

aus Lochau," war die Antwort. — Nun fing ich an, mich zu entſchuldigen, wie Jene im Evangelio; aber meine ſchöne Nachbarin ließ ſich nicht abweiſen. „Sie müſſen kommen," ſagte ſie; „er bringt ſein Wunderkind mit." — „Deſto mehr Grund," verſetzte ich, „um Entſchuldigung zu bitten! Ich bin wirklich nicht aufgelegt, mich in meinem 40ſten Jahre von einem neunjährigen Knaben — examiniren zu laſſen." — Doch alle meine Proteſtationen wurden zurückgewieſen, und ich mußte verſprechen, zu kommen. Wie danke ich es meinem Genius, daß er mir das Herz lenkte! Hätte ich eigenſinnig die Einladung ausgeſchlagen, o wie viel hätte ich verloren!

Gegen 6 Uhr ging ich hin. Die beiden merkwürdigen Menſchen, **Karl der Große** und ſein **Wittekind**, waren ſchon bei meinem Freunde in deſſen Gärtchen. Von pädagogiſchen Geſprächen oder Disputationen, die ich, aufrichtig geſagt, in allem Ernſte gefürchtet hatte, war nichts zu vernehmen; vielmehr machten die kriegeriſchen Vorfälle in hieſiger

Gegend im Jahre 1806, die damals noch überall erzählt und wiedererzählt wurden, auch hier den Gegenſtand des Geſprächs aus, und dauerten auch nachher über Tiſche fort. Der Herr Doctor erzählte mit vieler Suade, wie es in Lochau bei dem erſten Einfall der Feinde hergegangen ſey, mit welchem Erfolg er ſich ſeiner Pfarrkinder angenommen, wie er ſich ſelbſt für ſie aufgeopfert habe u. ſ. w. Der kleine Gelehrte, der dieſe Berichte ſchon hundertmal mit angehört haben, auch darin zu wenig Nahrung für ſeinen Geiſt finden mochte, bat jetzt, da er ſich in aller Stille ſatt gegeſſen hatte, den Vater in franzöſiſcher Sprache (denn auch das iſt eine von den weiſen Maaßregeln des großen Mannes bei der Erziehung ſeines Sohnes, daß dieſer durchaus nicht deutſch mit ihm ſprechen darf, die Umgebungen mögen auch ſeyn, welche ſie wollen), daß er ihm, da er müde ſey, erlauben möchte, ſich ein wenig auf das nebenſtehende Sofa zu legen. Der Vater bedeutete ihn, daß er hier nicht ihn um dieſe Erlaubniß zu bitten habe, ſondern vielmehr die Dame vom Hauſe, welcher er zugleich, als ſeiner Wohlthäterin, für die treffliche Bewirthung ſeinen Dank abſtatten werde. Der Kleine wandte ſich demnach in Unſerer Lieben Frau Mutter Sprache an die Wirthin, dankte in zierlichen Phraſen für das Genoſſene, und bat um Erlaubniß, ſich ein wenig hinzulegen. „Das thue, Karl“ ſagte ſie kurz — „lege Dich hin!“ Karl der Kleine ſtand auf, wünſchte geſegnete Mahlzeit und legte ſich hin.

Dies war gegen 9 Uhr. Unter wenig bedeutenden Geſprächen verging noch eine gute Stunde. So wie die Glocke zehn ſchlug, ſtand Witte auf, und erklärte, daß er nun in ſein Quartier eilen müſſe. Man nöthigte ihn freundlich, doch noch zu bleiben; aber vergebens. „Wir müſſen morgen ſehr früh aufſtehen,“ ſagte er — „denn um 5 Uhr gehe ich ſchon mit Karl in die engliſche Stunde. Ja,“ fuhr er fort — „nun wird es ſchwer halten, den Knaben zu wecken!“

Die Frau vom Hauſe erklärte ſich dazu bereit, und trat geſchäftig zum Sofa. „Ja,“

ſagte Witte, bedeutſam lächelnd — „verſuchen Sie es, meine Freundin!"

„Karl!" rufte ſie — „ſteh auf! Der Vater will nach Hauſe gehen."

Karl rührte und regte ſich nicht. Sie rüttelte und ſchüttelte ihn: er wälzte ſich ein wenig zur Seite, und gab einige Töne, wie jeder Schlaftrunkene, von ſich; aber an Munterwerden und Aufſtehen war nicht zu denken.

„Ich verſichere Sie, meine Freundin," ſprach der Vater mit ernſter Miene — „Sie werden ihn nicht wecken. Es iſt," fuhr er fort — „eine Eigenheit des Knaben, daß er ſich, ſobald er im tiefen Schlafe liegt, durchaus nicht anders als in italiäniſcher Sprache ermuntern läßt."

Wir drei Laien horchten hoch auf. „Sie ſollen gleich ſehen," fuhr er fort — „geben Sie Acht!"

Nun trat er ſelbſt zum Sofa, und rief: „Karl, ſteh auf! Wir wollen nach Hauſe gehen."

Karl blieb hart und feſt liegen. Nun rüttelte er ihn, und ſprach ſtärker als vorher: „Karl, ich ſage Dir, ſteh auf!" Karl lag nach wie vor.

„Jetzt geben Sie Acht!" fuhr er fort, und ſprach mit gewöhnlicher Stimme: „Carlo, andiamo a casa!" Und ſiehe! der Schlafende richtete ſich auf, rief munter und fröhlich: „Si si, mio padre!" und lief nach ſeinem Hute. — —

Nun, was meinen Sie? Hier iſt doch wohl mehr, als Ariſtoteles und Peſtalozzi? — Ich denke, Sie ſollen mir's Dank wiſſen, daß ich Ihnen das herrliche Document mitgetheilt habe!

F**.

Gnome.

„Strebe zum Ideale!“ — Verſtehſt Du die Worte: ſo biſt Du
Weiſe — glücklich zugleich, wenn Du dem Sinne entſprichſt.

Frage und Antwort.

„Was iſt der Wolluſt Süßte?“ — Zu ſterben im ſchönen Momente,
Wenn entwickelt die Kraft glücklich nun Höchſtes erreicht.

K. H. L. Rdt.

Erdenleben.

In einen Blumengarten tritt
Der Jüngling wohl auf dieſer Erde;
Die Hoffnung folgt ihm Schritt vor Schritt,
Und mit der freundlichſten Gebährde
Lacht hinter jedem Strauch hervor
Ein kleines Freudengötter-Chor.
Wenn ſolch ein Mai doch ewig bliebe!
Es neckt der Scherz, es lockt die Liebe
Und würzt mit Nektar jeden Kuß;
Die Ehre winkt, und Phantaſus
Wiegt unter ſchönen Blüthenbäumen
Nur ein zu lauter ſüßen Träumen.

Allein ein reifres Alter naht:
Da treibt aus blumenreichem Eden
Ein Flammenſchwerdt allmählich Jeden
Auf einen ernſten, rauhen Pfad!
Am Schmuck der Schläfe welken traurig
Die Blumen nach einander hin;
Es flieht der leichte, frohe Sinn;
Aus Felſenklüften, ſchwarz und ſchaurig,
Schreit nun den armen Wandersmann
Ein ganzes Heer von Sorgen an;
Der Unmuth zeichnet tiefe Falten
Ihm aufs erbleichende Geſicht;
Es macht die Zeit ſein Blut erkalten,
Legt ihm aufs Haupt ein ſchwer Gewicht,
Um tief und tiefer es zu drücken
Hinab auf eines Grabes Rand,
Und giebt ihm ein paar ſchlechte Krücken
Für Schwerdt und Scepter in die Hand.

Da hört man betend flehn den Armen
Um Tilgung ſolcher Schmach und Pein;
Und niederſenkt ſich, voll Erbarmen,
Mit ſeiner Fackel hellem Schein

Ein Genius, und leuchtet freundlich
Dem Flehenden in's Angeſicht;
Doch es erſcheint das helle Licht
Des müden Pilgers Augen feindlich;
Er mag den Glanz der Fackel nicht.
Drum ſenkt der Genius ſie nieder
Und drückt ſie ſtill am Boden aus.
Und Jener ſchließt die Augenlieder,
Verſtummt, und ſieht das Licht nicht wieder,
Und ſinkt in's niedre, dunkle Haus.

A. G. E.

Ueber die neueſte Geſchichte von einer Lebendig-Begrabenen.

Eine Zeitſchrift ſchwatzte kürzlich der andern eine ſchreckliche Geſchichte nach, von einer zu früh begrabenen Wöchnerin, welche der Nachtwächter, beim Vorübergehn an dem Gottesacker, habe pochen hören, und die dann, weil auf die erſte Anzeige hiervon nicht geachtet worden, des ſchmählichſten Todes geſtorben ſey. Als man endlich — ſo ungefähr lautet der Bericht — in das Begräbnißgewölbe ſtieg und den verſchobenen Sargdeckel öffnete, fand man die Unglückliche mit *fürchterlich zerkratztem Geſicht, abgebißnen Nägeln und zerfleiſchten Händen* todt auf der Seite liegend.

Schon dieſe ſchauderhafte und zugleich *unſinnige* Beſchreibung, welche zu den vielen erlogenen, ähnlichen Geſchichten als ein ſtehender Artikel zu gehören ſcheint, wie das mitternächtliche Kettengeraſſel zu den meiſten Geſpenſtergeſchichten, macht die ganze Erzählung verdächtig. Daß ein im Sarge Befindlicher aus Angſt am Deckel des Sarges ſeine Nägel zerkratzt, iſt wohl denkbar; aber an ein Zerkratzen des Geſichts, an ein Abbeißen der Nägel und ein Zerfleiſchen der Hände (doch wohl mit den Zähnen?) läßt ſich vernünftiger Weiſe wohl nicht glauben! Bei dieſer neueſten Geſchichte kommt überdem auch eine Geiſtererſcheinung vor, die noch alberner iſt!

Der Ort, wo ſie geſchehen ſeyn ſoll, iſt weislich nicht genannt; aber höchſt wahrſcheinlich ſchreibt ſie ſich aus Halle her, wo vor einiger Zeit ein ſolcher Fall ſich ereignet haben ſollte, davon die Erzählung ſchnell von Munde zu Munde flog, und Tauſende mit Schreck und Mitleid erfüllte. Aber die ganze Geſchichte, mit allen ihren Details, war nichts als ein Mährchen, und zwar ein recht einfältiges.

Es iſt gut, die Aufmerkſamkeit auf die Möglichkeit des zu frühen Begrabens zu lenken, um Unglücksfällen vorzubeugen; aber man ſollte nicht auf Koſten der Wahrheit Schreck und Furcht zu verbreiten ſuchen! Und wie wenige von den vielen Erzählungen dieſer Art mögen wohl wahr ſeyn?!

In einer Zeit, die ſchon an tragiſchen Ereigniſſen überreich iſt, kann man füglich die Verbreitung ſolcher erlognen Geſchichten ſparen.

A. G. E.

Räthſel.

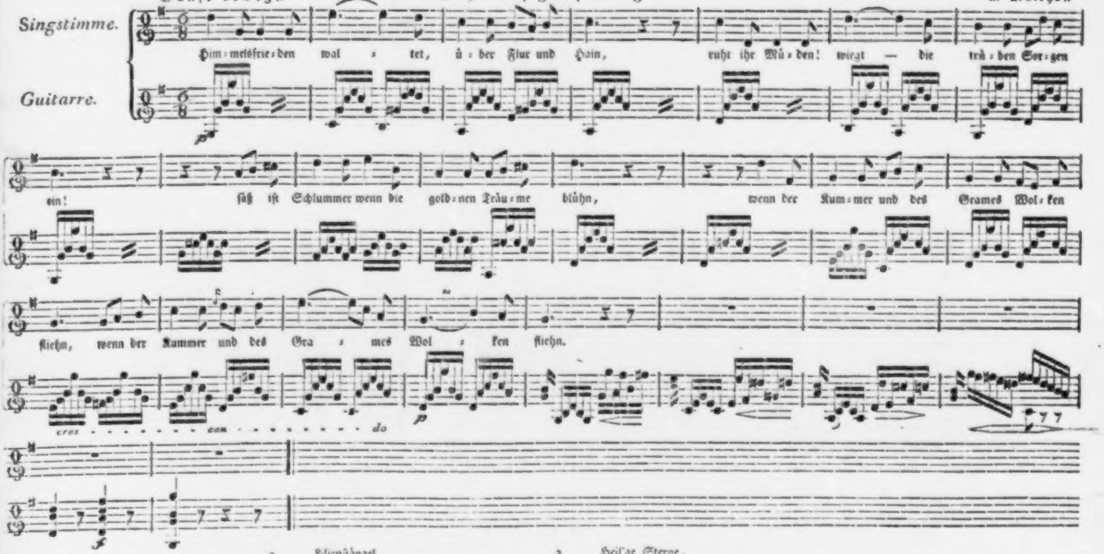
Ich bin bekannt
Auf Meer und Land
Als Muſikant
Durch manchen Ton
Von jeder ſchon,
Muß ſonder Lohn
Viel Dienſte thun,
Mag ſelten ruhn,
Eil' immer fort
Von Ort zu Ort,
Bald kalt, bald heiß,
Wie Jeder weiß;
Will ich nicht gehn,
Muß Manches ſtehn,
Doch unverhofft
Zerſtör' ich oft
Bei Tag und Nacht
Mit wilder Macht
Natur und Kunſt,
Wie Wolkendunſt.
Mich machen gern
Viel junge Herrn,
Doch wer mich macht,
Wird leicht verlacht!
Nehmt euch in Acht!

A. G. E.

Auflöſung der Charaden S. 256:
1. Ohrfeige. 2. Maulſchelle.

Schlafgeſang.

A. Matthäi.


Sanft bewegt.
Singſtimme.
Guitarre.
pp
Himmelsfrieden walltet, über Flur und Hain, ruht ihr Müden! wiegt — die trüben Sorgen
ein! ſüß iſt Schlummer wenn die gold'nen Träume blühn, wenn der Kummer und des Grames Wolken
fliehn, wenn der Kummer und des Grames Wolken fliehn.
cres - - - - - - - - cen - - - - - - - - - do
p
f

2. Lilienſtängel
Streut die ew'ge Lieb' um euch,
Sanfte Engel
Tragen euch ins Vaterreich!
Unter Roſen
Wiegen ſie die müde Bruſt,
Süßes Koſen
Weckt die langentbehrte Luſt!

3. Heil'ge Sterne,
Tragt mich ſtill ins Heimatsland,
Eure Ferne
Iſt dem Pilger wohl bekannt!
Lange Schwüle
Preßet hier das müde Herz,
Palmenkühle
Säuſelt ihr um jeden Schmerz!

Karl Grumbach.

Auflöſung der Charaden S. 250:
1. Ohrfeige. 2. Maulſchelle.

Unterhaltungen
für
# die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Vierter Band.

Mit einem Kupfer

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Inhalt des vierten Bandes.

Trinklied, von Haug. . Seite 3
Das Erkerfenſter, von A. Lafontaine . . . 6
Die beiden Kirmesfeſte, von K. L. M. Müller 38
Die Vollmondsnacht, von Friedrich B.b..k. 70
Romantiſch-merkantiliſche Poeſie, von A. G. E. 73
Sinngedichte von Weiſſer . . . 81
Wilhelm Tiſchbein, von A. G. E. . 82
Die Heimath, von Karl Grumbach 105
Anekdoten von Kant, von L. v. Baczko 107
Räthſel, von A. G. E. . . 112
Als Beilage das Kupfer No. 7, zu Seite 89 gehörig.
Der Freund, von Weiſſer . . 113
Thekla 114
Der Profeſſor und die Katze, von A. G. E. 209
Der Alpenhirt, von Friedrich Krug von Nidda . . . 214,
Verſuch zur Bekehrung von Weiberfeinden oder gar Verächtern, von A. G. E. 217

Der häßliche Mann und die ſchöne Frau Seite 228
Idylle 234
Räthſel, von A. G. E. . . 240
Das weibliche Herz, von Louiſe Brachmann . . . 241
Thekla. (Beſchluß.) . . . 243
Züge aus dem Leben zweier geiziger Sonderlinge . . . 325
Ein paar Rügen 358
Der Weltweiſe und der Delinquent . 361

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Vierter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1812.

Trinklied.

Frei, nach dem Franzöſiſchen.

„Trinket!“ ſang Anakreon;
„Trinket!“ ſang Horaz.
Alſo will's der gute Ton.
Trink! — die Vorwelt that's.
„Trink ein Räuſchchen monatlich!“
Räth uns Hippokrat.
Griech' und Römer mahnen dich.
Folge weiſem Rath!
Brüder, auf zur That!

Sokrates, ein Philoſoph
Voll Raffinerie,
Machte Bacchus ſtill den Hof,
Wenn Xantippe ſchrie.
„Trink u. ſ. w.

Plato ſelbſt, der Göttliche,
Trank bei leckrem Schmaus,
Durſtig mehr als etliche
Rieſenbecher aus.
„Trink u. ſ. w.

Ariſtoteles Natur
Hielt der Goldwein friſch;
Schüler Alexander nur
Trank ihn unter'n Tiſch.
„Trink u. ſ. w.

Waſſertrinker Diogen
Hat zur Wohnung doch
Eine Tonne ſich erſehn,
Die nach Weine roch.
„Trink u. ſ. w.

Weinte Heraklit? — O nein!
Heraklit, nicht toll,
Zechte ſo, daß ihm der Wein
Aus den Augen quoll.
„Trink u. ſ. w.

Demokrit, dem Lachgenie,
Gab nur Rebenſaft
Fortzuſpotten Energie,
Fortzulachen Kraft.
„Trink u. ſ. w.

Ja, du bräteteſt im Nu
Fabeln aus, Aeſop,
Lagſt in Xanthus Keller du
Nachts dem Trinken ob.
„Trink u. ſ. w.

Trank im grauen Alterthum
Jeder Weiſe Wein:
Soll's ein Evangelium
Für uns Neue ſeyn.
„Trink u. ſ. w.

Haug.

Das Erkerfenſter.

Herr Aſt war die ehrlichſte und freundlichſte Seele von der Welt, aber ein Feind alles Seltſamen; denn er erklärte den Sonderling faſt immer für einen Narren, obgleich er ſtets bereit war, ihn von ſeiner Narrheit zu heilen. So war er der Freund von einem Paar der größten Sonderlinge, den Herren von Stoll, Oheim und Neffe.

Beide lebten in Einem Hauſe: der Oheim oben, der Neffe unten; beide die größten Weiberfeinde. Kein weibliches Geſchöpf hatte je ihr Haus betreten. Der Neffe, Franz, hatte nur einen alten tauben Bedienten, der aber faſt nie weiter kam; als in das Vorzimmer. In ſeines Herrn Studierzimmer, in ſein chemiſches Laboratorium, in ſeine Bibliothek kam er gar nicht. Franz aß bei ſeinem Oheim zu Mittag; dann ritten ſie eine Stunde ſpazieren, dann ging jeder an ſeinen Studiertiſch. Sie hielten ſich beide für große Philoſophen, und Herrn Aſt, der ſie täglich beſuchte, für einen ehrlichen, geiſtreichen Mann, um den es Schade wäre, daß er von der Welt nicht ſo dachte, als ſie.

Aber der Oheim hätte doch gern ſeinen Neffen verheirathet geſehen, obgleich Franzens Weiberhaß von ihm ſelbſt herrührte, und Herr Aſt hatte den geheimen Auftrag von dem Oheim, den Neffen von dieſem Grundſatze zu heilen. Das that Aſt ohnehin, und Franz und Aſt hatten ſchon fleißig über dieſen Gegenſtand disputirt. Aber Franz führte den Euripides für ſich an. Aſt führte das Herz des Mannes für ſich an, und die Natur.

„Die Gefallſucht aller Mädchen, lieber Aſt —“

„Sie ſollten uns gefallen, Franz —“

„Dieſer Wankelmuth —“

„Die unſre Treuloſigkeit verdient. War Antiphila treulos?“

„Schaffen Sie mir eine Antophila, Aſt!“

„Sobald Sie eine verdienen, Franz! Aber das Herz, die Natur wird ſich an Ihnen rächen. Sie werden einer Lais zu Füßen liegen.“

Hier richtete ſich Franz ſechs Zoll höher auf, legte die rechte Hand auf ſein Herz, hob die linke redneriſch empor, und ſagte: „Und müßten aller Männer Herzen an Amors Altar dienen: das meine nicht. Die Sterne ſind glänzender als des ſchönſten Mädchens Auge; die Pappel iſt ſchlanker und beweglicher. Der ſchönſte Buſen kann mir nichts mehr ſeyn, als eine Vorrathskammer der Natur. Die weißeſte Haut ſind Schuppen, und was iſt die lockendſte Tänzerin gegen den ſchwebenden Schmetterling?“

„Ja, wenn Sie ſo ſagen,“ ſagte lächelnd Aſt.

„So ſage ich, weil ich ein Mann bin. Ich habe nie gefühlt, was Sie Liebe nennen, weil ich — nicht wollte.“

Aſt ging lächelnd zum Oheim. „Noch immer ſo, liebſter Aſt?“ fragte Stoll.

„Wie ſoll es anders ſeyn? Da haben Sie die Frucht einer unnatürlichen Erziehung. Ein Jüngling gehört nicht hinter den Studiertiſch. Er gehört in's Leben.“

„Wie anders ſollte ich ihn hüten gegen die Ausſchweifungen ſeines Alters? Wie unglücklich bin ich! Er wird nicht heirathen, ſage ich Ihnen, und mein Haus ſtirbt aus.“

„Er wird heirathen, Herr von Stoll!“

„Was habe ich nicht gethan, liebſter Aſt, um ihn —“

„Gar nichts! ganz und gar nichts! In Ihrem Hauſe iſt nicht einmal Ein weibliches Geſchöpf. Gar nichts!“

„Gar nichts?“

„Gar nichts! Sie ſtreiten mit ihm über die Liebe. Er ſchlägt Sie mit Ihren eignen Grundſätzen. Man muß ihn zwingen, zu lieben. Eine ſeltſame Krankheit bedarf einer ſeltſamen Kur. Er wird Sie ewig fragen: warum liebten Sie nicht, Oheim?“

„Ich liebte!“ rief Stoll. — Ich liebte, Aſt!“

„Sie liebten, Herr von Stoll? Sie? Das erſte, was ich höre.“

„Ja, ich liebte, Aſt, ein theures, ach, zu theures Mädchen! Aber ich wollte ihrer Liebe, ihres Herzens gewiß ſeyn, gewiß, mehr als es vielleicht einem Sterblichen gegeben iſt.“

„Wie fingen Sie das an? Ich kann denken, ſeltſam genug.“

„Wohl ſeltſam, denk' ich jetzt zuweilen. Ich liebte ſie unbeſchreiblich, und ſie verdiente Liebe. Sie war ein edles Weſen. Aber mein ſeltſames Mißtrauen! So hören Sie! Ich verführte meine Braut, und — da ſie — o Aſt! — da ſie ſchwanger war, verließ ich ſie ſcheinbar.“

„Scheinbar? wie ſo ſcheinbar?“

„Ich ſchrieb ihr, ich böte ihr meine Hand, die ſie fodern könnte. Wenn ſie mich aber liebte: ſo möchte ſie ihre Anſprüche an meine

Hand aufgeben. Ich erhielt keine Antwort. Ich war auf's Land gegangen. Nach einem Monate zog mich dennoch die unwiderſtehliche Liebe zu ihr. Sie war mit ihrem Bruder davon gegangen. Ich weiß von ihr nichts. O! iſt ſie todt — ich habe ihr meine Treue nicht gebrochen! Dieſe Hand, die meiner Amalie gehörte, hat nie wieder eine weibliche Hand berührt; aber, Aſt, nein — Liebe war es nicht, was ſie gegen mich fühlte!"

„Und Amalie ſtarb aus Liebe für Sie, Herr von Stoll!"

„Starb? ſtarb? Aſt, woher wiſſen Sie das? Um's Himmelswillen!"

„Ich bin Amaliens Bruder. Ich kam hieher, um den Tod der geliebten, betrogenen Schweſter an dem Unmenſchen zu rächen. Ich fand einen trauernden Einſiedler, einen edlen Mann, den ich lieben, den ich ehren konnte, trotz ſeiner Seltſamkeit. Sehen Sie, Ihre Art, alles von der ſeltſamſten Seite zu ſehen, hat Ihrer Geliebten das Leben verkürzt" — hier fiel Stoll ſchluchzend an Aſt's Bruſt

— „hat; denn ich muß fortfahren, Stoll, ſo zerſchlagen Ihr Herz auch iſt — hat Ihren Neffen dahin gebracht, entweder ohne häusliches, alſo ohne alles Glück in der Welt zu leben, oder die Beute des erſten liſtigen weiblichen Geſchöpfs zu werden, die es der Mühe werth hält, Frau von Stoll zu werden."

„Da gehen Sie zu weit, Aſt! da gewiß! Er iſt zu feſt; und wäre er es nicht: ſo habe ich ſein Vertrauen. Er wird mir nie etwas verſchweigen! nie!"

„Franz iſt ein Menſch, ein Jüngling, wie andere, trotz ſeiner Philoſophie."

„Menſch, Jüngling, ſo viel Sie wollen. Aber ſo wenigſtens habe ich ihn erzogen, daß er mir nichts, gar nichts verſchweigt, beſonders wenn er liebte. Was wetten Sie? Was? Wie hoch? Um wie viel, Aſt?"

„Um Ihre Hand, Stoll! Ich gebe Ihnen eine Frau; denn Sie müſſen glücklich ſeyn, und ohne Häuslichkeit iſt kein Glück. Sehen Sie das ein?"

„Ja, ja! denn ich bin meines Sieges ſo gewiß.“

„Der Menſch iſt nie einer Sache gewiß, ſeiner ſelbſt am wenigſten; nur der Wille iſt gewiß.“

„Was wäre denn die Tugend, Aſt?“

„Dennoch etwas Göttliches, Stoll! Der heilige Vorſatz, um keinen Preis zu fallen, und fällt der Menſch, ſich tugendhafter aufzurichten.“

Sie hielten ſich beide feſt umarmt, und ſie wurden beide beſſer in dieſer Umarmung.“

„Denken Sie an unſre Wette, Stoll!“ ſagte Aſt, und ging.

Nach ein paar Tagen pochte um Mitternacht etwas an das Fenſter von Franzens Schlafzimmer.

Franz ſprang aus dem Bette, öffnete das Fenſter, und rief: „Sind Sie es, lieber Aſt?“ Franz war es wohl gewohnt, wenn Aſt in dieſem Stadtviertel zu Nacht wanderte, aufgepocht zu werden, um Aſten ſeine Börſe zu geben, oder ein paar Bediente zu borgen. „Edler Menſch!“ ſagte Franz jedesmal; denn Aſt vertraute dem jungen Menſchen zuweilen ein paar ſeiner nächtlichen Abentheuer.

„Lieber Franz, ſagte Aſt — „wollen Sie einen unglücklichen Menſchen retten helfen?“

„Das können Sie fragen? Wie, Aſt?“

„Das muß ich fragen, lieber Franz! Ein Unglücklicher, von deſſen Daſeyn keine Seele etwas erfahren darf. Keine Seele! auch Ihr Oheim nicht! Habe ich darauf Ihr Wort?“

„Wort und Hand! Kein Menſch ſoll ſein Daſeyn ahnen. Was giebts denn?“

„Oeffnen Sie Ihr Erkerfenſter, Franz!“

Franz öffnete das Erkerfenſter, das ſich ganz in die Höh ſchieben ließ. Aſt legte eine kleine Leiter an, ſtieg empor und reichte ein großes Paket, ein paar Flaſchen und Gebackenes durchs Fenſter.

„Ein Unglücklicher, lieber Franz, den Sie einen Tag oder höchſtens zweie bei ſich verbergen müſſen, bis ich Sicherheit für ihn weiß. Aber Sie ſchweigen?" Franz reichte ihm die Hand darauf.

Aſt ſtieg hinab. Der Fremde, ſo viel Franz bei der dunkeln Nacht ſehen konnte, in einem Mantel gehüllt, ſtieg nun in's Fenſter. Franz zog das Fenſter nieder. Aſt nahm ſeine Leiter auf, und rannte davon.

Franz zündete ein Wachslicht an ſeinem Tachypyrion an, und der helle Schein des Lichts fiel auf die ſchlankeſte Mädchengeſtalt, auf ein himmliſches Geſicht voll Unſchuld, deſſen Bläſſe ſich jetzt mit dem ſchönſten Purpur der Scham überzog, da ein junger hübſcher Menſch von etwa vier und zwanzig Jahren mit dem Lichte in der Hand da ſtand.

Das Mädchen zitterte. Franz nicht weniger. „O mein Herr," ſagte das Mädchen mit einer zitternden, leiſen, aber ſehr harmoniſchen Stimme — „ich bin ſehr unglücklich!" Sie hob dabei die Hand empor, um ſie auf ihr Herz zu legen. Bei dieſer Bewegung fiel der Mantel von der Schulter, und floß auf den

Boden, und aus dem ſchwarzen Nebel des Mantels trat ſtrahlend vor die Göttin der Schönheit und der Jugend.

Franz warf einen Blick auf ſie, und dann ſchob er das Fenſter wieder auf, um hinter Aſten her zu ſehen, und ſagte in der größten Verlegenheit: „Dieſe Nacht? und wohl gar noch eine? Wohin denkt er?“

Zitternd trat aber die liebliche Geſtalt bei dieſen Worten ihm näher, und ſagte: „O wüßten Sie, wie ſehr unglücklich ich bin, Sie würden mir Ihre Hülfe nicht abſchlagen!“

„Mein Gott! nein! aber — zu mir? zu mir? Hatte er denn nicht eine weibliche Bekannte?“

„Er durfte mein Daſeyn,“ ſagte er — „Niemanden anvertrauen, als allein Ihnen. O mein Gott! Man ſucht mich. Man will mich verderben! Wohin ſoll ich, wenn Sie mich nicht retten wollen?“

Das ſagte ſie, die eine Hand über die ſchönen, in Thränen funkelnden Augen ſchlagend, den andern Arm gen Himmel empor ſtreckend.

„O

„O mein Gott!“ rief **Franz**, beſiegt von dieſer ſchönen Stellung — „wie würde ich Sie nicht retten wollen? Wer wollte das nicht? Aber ich fürchte nur, daß Sie ſelbſt —“

„O gönnen Sie mir nur einen Winkel in Ihrem Hauſe, mein Herr, bis Herr **Aſt** —“

„Alles, was ich habe, gehört Ihnen, liebes Kind! Aber ſagen Sie mir, in — —“

Das Mädchen öffnete die ſchönen Lippen, um zu reden; aber ſie war ſo ermüdet, daß ſie ſich an der Stuhllehne halten mußte. **Franz** ſchob ihr einen Seſſel hin, und bot ihr ein Glas Wein.

Sie trank ein paar Tropfen, und dann erzählte ſie mit Worten und mit einem Pathos, ſchöner als alle ſeine alten Dichter, daß grauſame harte Verwandten, die ſie nicht einmal kennte, ſie aus den Armen ihrer Pflegemutter, die ſie unendlich liebe, hätten reißen wollen. Hier ſchlug ſie die ſchönen Augen nieder, und erröthend fuhr ſie fort: „Ich ſollte meine Hand einem verächtlichen, laſterhaften Geizhalſe geben. Dieſer Abend war beſtimmt, mich abzuholen.

Meine Pflegemutter entdeckte mir mein fürchterliches Schickſal. Da rettete mich Herr Aſt, eben da ich ſelbſt, allein, ſo furchtſam, ohne die Menſchen zu kennen — denn ich wurde in der tiefſten Einſamkeit erzogen — fliehen wollte. Er fand mich, da ich eben mein Haus verließ. Er nahm mich an ſeinen Arm; ich erzählte ihm mit ein paar Worten. Er kannte meine Pflegemutter, er kannte meine Verwandten; und der Mann, der vor keinem Menſchen zittert, fürchtet ſie. Er war außer ſich. „Gott!“ rief er, „wohin rette ich Dich, meine Klare wohin dieſer Unmenſchen Arm nicht reicht? Ihr Verdacht wird ſogleich auf mich fallen; denn ich war der einzige Mann, der Dich und Deine Pflegemutter kannte.“ Endlich rief er freudig: „Ich habe den Menſchen, der allein Dich retten, dem ich Deine Unſchuld, Dein Glück, Deine Jugend vertrauen kann.“ Er brachte mich zu Ihnen.

Franzen war ſeltſam zu Muthe bei dieſer Erzählung. Alle Empfindungen ſeines Weſens waren erregt. Er hielt das für Mitleiden mit dem jungen unſchuldigen Mädchen und für Unwillen gegen ihre Verfolger. Das Zutrauen, das der edle Aſt ihm zeigte, ihm die Unſchuld des Mädchens anzuvertrauen, überfüllte ſein volles Herz mit gerechtem Stolz.

Ruhig faßte er des Mädchens weiche Hand, drückte ſie und ſagte: „Seyn Sie ruhig! Sie ſind hier gerettet. Mit meinem Leben werde ich Sie ſchützen. Aber Sie bedürfen nach dieſem ängſtlichen Abende der Ruhe.“ Er führte ſie, unſchuldig wie ein Vater, in ſein Schlafzimmer, ſetzte das Licht auf den Tiſch, ſagte freundlich, noch einmal ihre Hand drückend: „Gute Nacht, liebe Klare!“ und ging, um ſich auf den Sofa zu legen.

Die Nacht umflatterte eine ſchönere Traumgeſtalt ſeine Seele, die Geſtalt des lieblichen Mädchens.

Am Morgen — ſein Herz klopfte hoch — theilte er ſein Frühſtück mit Klaren. Sie tranken aus einer Taſſe, er erröthend, dann ſie. Aber er runzelte auch recht oft die Stirn. Er ſchrieb ein Billet an Aſt, und ſtellte ihm die Unmöglichkeit vor, Klaren länger bei ſich zu behalten.

Aſt's Antwort war: „Ich kann nicht eher zu Ihnen kommen, lieber Franz, als um Mitternacht; denn ich bin von den Spionen der mächtigen Verwandten des Mädchens umgeben. Wohin konnte ich ſie bringen, Franz? wohin? In Ihres Oheims Hauſe, das kein weiblicher Fuß betritt, ſucht Klaren Niemand! Bei Ihnen, dem entſchiedenen Weiberfeinde, noch weniger! In Ihrem Kabinette, wohin nicht einmal Ihr Bedienter kommt, iſt Klare allein ſicher. In keinem Hauſe, als in Ihrem, kann das Geheimniß den Domeſtiken verſchwiegen bleiben. Sie allein haben alles, was zu dieſem Geheimniſſe gehört: zwei Zimmer, wohin Niemand kommt, einen chemiſchen Ofen, wo Klare ſich eine Schüſſel Eſſen machen kann, und einen Charakter, bei dem Klarens Unſchuld ſicher iſt. Ich konnte Klaren weder der Zunge eines Weibes, noch dem Alleinſeyn eines Mannes anvertrauen.

Aſt."

Das alles mußte Franz zugeſtehen; aber er harrte doch mit Ungeduld auf die Mitternacht. Sie kam. Aſt pochte an's Fenſter. Franz öffnete. Herein reichte Aſt eine Guitarre, und einen Kaſten nach dem andern, die Klare geſchäftig mit hineinnehmen half. Wenn Franz den Rücken wendete, flüſterte Klare leiſe Aſten zu: „Aber mein Gott, ich kann hier nicht bleiben, bei einem jungen Manne von vier und zwanzig Jahren!"

„Ho, der die Tugend ſelber iſt! Oder wollen Sie lieber die Frau dieſes geizigen, abſcheulichen Graukopfs werden: ſo reden Sie!"

Trug Klärchen ihr Päckchen in das Kabinet: ſo fluchte Franz leiſe: „Sie hätten mir da den Teufel eben ſo gut bringen können, als das Mädchen! Sie bringt mich in eine Verlegenheit, die —"

„Die nicht groß ſeyn kann. Ein Mann, wie Sie, für den der ſchönſte Buſen nichts mehr iſt, als eine Vorrathskammer der Natur, der den ſchwebenden Schmetterling ſchöner findet, als den Tanz der Vigano, der — was Teufel, was haben Sie denn dabei zu wagen, als ein paar Nächte auf einem Sofa zu liegen, und Ihren gelehrten Ofen zu einem Kochofen zu machen? Darum ſoll das liebe, unſchuldige Ding dem Teufel von Moloch in die glühenden Arme geworfen werden? Pfui! Und eine Ewigkeit kann es nicht dauern. Und haben Sie Langeweile, wie ich glaube, bei dem Mädchen: ſo laſſen Sie ſich vorſingen. Sie ſingt wie eine Nachtigall."

Herab war er, und fort mit ſeiner Leiter, und Franz und Klare, die denn freilich ſchon bekannter waren, als die erſte Nacht, ſahen ſich hell an, und lachten.

Sie ſahen nach, was Aſt ihnen gebracht hatte; es war ein ausgeſchlachteter Kapaun und mancherlei Nahrungsmittel, und Töpfe, Teller und Schüſſeln, und alles Geräth, was zur Küche gehört, mit einem guten Vorrathe von Champagner.

„Ach!" ſeufzte Klare aus voller Seele, da ſie den Vorrath ſah. — „Wie lange denkt denn Herr Aſt —"

„Ach!“ ſeufzte Franz nach — „er denkt noch lange!“

Sie räumten alles in Franzens Laboratorium, und es wurde recht häuslich bei Franzen.

Mit einem Seufzer nahm Klärchen die Guitarre, ſie wegzuthun. „Ach, wie mag Herr Aſt denken, daß ich eine Saite berühren werde!“ Leiſe ſchlug ſie ein paar Akkorde an, und Thränen drangen unter den langen ſeidnen Wimpern hervor. Sie drückte das Inſtrument an ihr Herz, zum Zeichen, wie lieb es ihr war. Er konnte nicht umhin, ſie um ein Lied zu bitten. Er führte ſie in ſein Hinterzimmer, das an ſein Hintergebäude trat. „Hier hört Sie Niemand, Klare!“

Leiſe ſpielte ſie vor, und ſie hob das große, blaue Auge gen Himmel. Das liebliche Geſicht ſah aus wie Poeſie. Die lieblichen Lippen regten ſich, und die Harmonieen des Himmels tönten aus ihrer Seele, aus ihren Lippen hervor.

„Nein, der Aſt iſt toll!“ ſcholl's mit tauſend Stimmen in Franzens Seele; aber Klärchens Geſang machte einen neuen und ſchönen Frühling in ſeiner Seele lebendig, und ihre ſchöne Stimme tönte in ſeine Träume hinüber.

Am andern Morgen traf er ſie ſchon vor ſeinem Ofen in häuslicher Geſchäftigkeit, das blonde Haar noch unaufgerollt, im züchtigen, aber engen Morgenkleide. Der Wiederſchein der Flamme auf ihrem Geſicht, die Bewegungen der weißen Arme, der ſchönen Geſtalt, hinüber und herüber, ihr freundliches Zuwinken, wenn ſie etwas bedurfte, was er ihr reichen ſollte: alles das machte dieſen einfachen Prozeß des Kaffeekochens zu dem gefährlichſten ſeines Lebens. Er wollte fort: ſein Fuß, ſein Auge, ſein Herz waren gebannt.

„Der verdammte Aſt!“ rief er, in ſeinem Zimmer den Kopf aufſtützend — „da ſchiebt er mir durch das Erkerfenſter ein Mädchen, und eine ganze Haushaltung zu. Ein Wunder, daß er nicht auch eine Wiege und ein Kind darin mit hereingeſchoben hat! Und meine Weisheit zerſchmilzt an ihren Blicken, an ihrer Stimme, an der warmen, ſchönen Geſtalt, an ihrem Zutrauen, wie Wachs am Feuer.“

Er ſprang auf, und ging zu ſeinem Oheim.

„Was iſt Dir, Franz?“ fragte der Oheim nach fünf Minuten. — „So unruhig habe ich Dich nie geſehen.“ Es war nichts, als Franz hätte für ſein Leben gern Klärchen ihre Suppe kochen, und den Kapaunen braten geſehen, und er — ging endlich hinab. Er war ſo zerſtreut, der Philoſoph, daß er nach zehn Minuten vor dem Ofen ſtand, und den Braten begoß; aber welche lächelnde Zauberblicke belohnten ſeine Arbeit!

Er konnte nicht anders; er ſetzte ſich mit dem Mädchen an den kleinen Tiſch, und das kleine ſokratiſche Mahl, das eine Glas, aus dem ſie beide Champagner tranken, dünkte ihn ein Göttermahl. Der Wein öffnete des Mädchens Lippe und Seele. Sie erzählte ihrem Freunde von ihrer freundlichen Jugend, von ihrer Erziehung in der Natur, unter der Begeiſterung der Poeſie, der Künſte, von ihren Spielen mit den Blumen und Schmetterlingen.

Franz horchte ihr die Worte von den freundlichen Lippen, als ſäße die Göttin der Weisheit ihm gegenüber. Sein Herz wurde voll Flammen; aber da er wieder allein war, fluchte er auf Aſten, der ſich gar nicht ſehen ließ.

Die Nacht kam wieder, und ſie mußten doch beide Aſten erwarten. Gefährliche Minuten für Franzens Philoſophie! Klare ſah ihres Retters Zerſtreuung, und ſie griff zu dem Hülfsmittel, zu ihrer Guitarre.

Aſt war nicht gekommen, und ſie hatten es nicht bemerkt.

Nach drei Tagen aber ging Franz ſelbſt zu Aſten, und verlangte durchaus Klarens Abreiſe aus ſeinem Hauſe.

„Gut!“ rief Aſt voll Unwillen — „ſo ſey ſie denn die unglückliche Frau des grauſamen Menſchen!“

„Giebt's denn gar kein anders Mittel?“ fragte Franz viel ſanfter.

„Gäbe es eins: meinen Sie, ich würde dieſes Mädchen bei einem ſolchen Weiberfeinde laſſen?“ Hier ſeufzte Franz verſtohlen und ſeine Wangen wurden heiß.

Sie wurden noch um drei Tage eins. Die kleine Haushaltung Franzens wurde von Mitternacht zu Mitternacht reicher, und der arme Franz dachte mit Unruhe an den dritten Tag.

Da kam denn endlich Aſt durch das Erkerfenſter herein. „Nun denn!“ rief er, da er vor ihnen ſtand. Klare ſchlug betrübt das Auge nieder, und Franz machte eine heftige Bewegung nach Klaren hin. Aſt fragte Klaren, wie es ihr hier gefiele, und Klare, mit einem Himmel in ihrem Blicke, wendete ſich gegen Franz, und ſagte: „O werde ich je dieſe ſtillen, himmliſchen Tage vergeſſen?“

Aſt plauderte; immer ſchien er auf dem Punkte zu ſeyn, zu ſagen: „Nun, Klare, nun müſſen wir fort!“ Franz unterbrach ihn jedesmal oder Klare.

„Wenn Sie, lieber Franz, Klaren noch einige Tage behalten könnten!“ Ein Schimmer von Seligkeit legte ſich auf beider Geſicht; aber kalt ſagten beide: „Wenn es ſeyn muß!“ Aſt ging, und Franzens Häuslichkeit wurde immer freundlicher und zutraulicher.

Nach acht Tagen ſah Franz Aſten bei ſeinem Oheim. Franz war mürriſch; aber kein Wort von Klaren.

Nach einigen Tagen war Aſt um Mitternacht am Fenſter. „Nun Gottlob, Franz!“ ſagte er — „ich komme, Klaren abzuholen.“ Zwei blaſſe Geſichter waren die Antwort. „Wir ſind noch,“ ſagte Franz endlich — „auf gute vier Tage mit Lebensmitteln verſehen.“

„Und das ſoll nicht umkommen?“ ſagte Aſt lächelnd. — „In Gottes Namen denn!“

Nach vier Tagen kam Franz zu Aſten mit einem ängſtlichen Geſicht.

„Gut, daß Sie kommen, Franz! Ich habe für Klaren einen Mann, einen recht braven, gutartigen Mann!“

Erſtarrrt ſtand Franz da. „Einen Mann? Aſt! und das ſagen Sie ſo kalt? — Wenn Klare ihn nicht liebte? ſoll ſie unglücklich ſeyn?“

„Liebe? was Liebe? Sie kennen ja das Weiberherz! Es iſt ein Mann, ein junger Mann!“

„Thun Sie, was Sie wollen, Aſt,“ ſtieß Franz hervor — „aber dieſe Klare —“

„Iſt nichts als ein Mädchen. Dieſe Nacht hole ich ſie Ihnen ab.“

„Aſt!“ rief beſtürzt Franz. Dann ergriff er ſeine Hand, und Thränen traten in ſeine Augen. „Ich liebe Klaren!“

„Sie, dem der reizendſte weibliche Buſen —“

„Ich war ein Narr; oder ich bin es jetzt —“

„Jetzt“ rief Aſt, ſich an des Jünglings Buſen werfend — „biſt Du ein Menſch, Franz; aber ſey nun auch ein Mann! denn Sie müſſen ſich von Klaren trennen. Denn Sie kennen die Verwandten des Mädchens nicht. Klare muß durchaus aus ihren Augen verſchwinden."

„Sie iſt ja bei mir verſchwunden, theuerſter Freund! Nein! nein! Machen Sie was Sie wollen! Klare iſt mein! und bleibt mein! Reden Sie!"

Aſt legte die Hand an die Stirn. „Nur unter der Bedingung, daß ſie Ihre Frau wird."

„O himmliſcher Freund! o ihr ſegnenden Geiſter des Himmels!" Er fiel in Aſt's Arme.

„Und daß Niemand, auch Ihr Oheim nicht des Mädchens Daſeyn ahnet!"

„Alles, was Sie wollen! Alles!"

„Ich komme dieſe Nacht, Franz!"

Aſt ſprang in's Fenſter mit den Worten: „Geſchwind gekleidet, Klare! Wir haben nicht lange Zeit."

Klare warf ſich erblaſſend in Franzens Arme. Sie meinte, ſie müſſe fort.

„Haben Sie nicht mit Klaren geredet, Franz?"

Franz ſchüttelte den Kopf, und Aſt ſagte: „Du ſollſt nicht von ihm, Klare, Du ſollſt ewig ſein ſeyn, wenn Du ihn liebſt! Der Geiſtliche, der Traualtar wartet auf Dich.“

Da fuhr noch blaſſer Klare aus Franzens Armen, und nach einigen Sekunden deckte die Glut der Liebe ihre Wangen und den Buſen. Franz kniete vor ihr, ſie reichte ihm noch erröthender die Hand, und zitternd, übermannt von der Erfüllung ihrer geheimen Wünſche, ſank ſie in ſeine Arme, an ſeine Lippen.

Da ſah Aſt den Himmel auf der Erde, den erſten Kuß zweier Liebenden.

In ein paar Minuten war Klare gekleidet. Aſt drückte den Brautkranz auf das blonde Haar. Sie ſtiegen aus dem Fenſter. Sie gingen eine Gaſſe. Sie fanden einen Wagen, und nach einer halben Stunde ſtieg das liebende, glückliche, getraute Paar wieder durch das große Fenſter, und Aſt flüſterte hinauf: „Gute Nacht!“ Und alle Entzückungen des Lebens umſtrahlten auf einmal zwei glückliche Herzen.

Aſt brachte durch das Erkerfenſter eine ganze Haushaltung, und alle Götter der Freude in das Studirzimmer des jungen Philoſophen, und nach einigen Monaten ſogar zog Klare mit glühender Schamröthe, und Franz mit himmliſchem Stolze, eine zierliche Wiege durch das große Fenſter: ein neues Geräth, für die junge Haushaltung.

„Ach. Freund Aſt,“ ſagte der Oheim — „Sie ſchweigen! Ich habe leider meine Wette gewonnen. Mein Neffe heirathet nicht.“

„Das wird ſich finden, wenn Sie Ihren Neffen mit mir beſuchen wollen.“

„Beſuchen? das kann ich nicht. Seit einiger Zeit iſt ſeine Wohnung immer verſchloſſen. Und Sie wiſſen, daß er ſeine Freiheit bei mir haben ſoll.“

„Ich habe den Schlüſſel zu ſeiner Thür. Auf meine Verantwortung, Herr von Stoll!“

Sie gingen. Leiſe öffnete Aſt die Thür zum Vorzimmer. Leiſe öffnete er das große Zim-

Zimmer, und der Herr von Stoll erſtaunte; denn auf den Knien ſeines Neffen, in ſeinen Armen, an ſeinen Buſen gedrückt, ſah er ein Mädchen ſitzen.

Klare hob das Auge, und ſprang beſtürzt auf. Der Oheim wagte nicht zu fragen; denn was konnte er nicht hören müſſen! Franz ſtand gerade wie ſein Oheim, nur den Blick auf den Boden geheftet. Aſt führte Klaren vor den Oheim hin, und ſagte: „Ich ſtelle Ihnen hier die Gemahlin Ihres Neffen vor, Herr von Stoll!“

„Gemahlin?“ rief der Oheim — „Gemahlin?“

„Seit vier Monaten.“

„Wie iſt das möglich?“ Da knieten Franz und Klare zu des Oheims Füßen, und benetzten ſeine Hände mit ihren Thränen.

„O mein Sohn!“ rief der Oheim, ſeinen Neffen an die Bruſt ziehend — „Du haſt meinen Wunſch erfüllt! Gott ſegne Dich!“

„Und hat Ihnen eine große Wette verloren; denn ſeit vier Monaten wohnt hier ſeine

Frau, kocht, brät, wirthſchaftet, ſingt, ſpielt, herrſcht hier, und ſie wiſſen nicht ein Wort. Man muß für nichts ſchwören, Herr von Stoll!" Aſt führte den Oheim, der immer mehr erſtaunte, in die hintern Zimmer. Er ſtieß die Wiege an, und ſagte: „Auch für dieſes Geräth des höchſten Glücks mußte geſorgt werden." Da verbarg erröthend Klare das Geſicht an den Buſen ihres Mannes. Aber der Oheim nahm ſie jetzt ſegnend an ſeinen Buſen, und nannte ſie: „Meine geliebte Tochter!"

„Sie haben die Wette verloren, Herr von Stoll!"

„Vollkommen, Aſt! Aber ſo ſagt mir doch —"

„Das wird Ihnen das glückliche Paar erzählen. Ich aber beſtehe ſogleich auf den Preis meiner Wette. Sie nehmen eine Frau aus meiner Hand!"

„Nein, Aſt! nein! Glücklicher kann ich nicht werden. Ich ſchwöre Ihnen —"

„Man muß für nichts ſchwören, Herr von Stoll!“ rief Aſt, und rennte zum Zimmer hinaus.

Da erzählten Franz und Klare dem glücklichen Oheim die Begebenheit.

Lachend rief der Oheim: „Das alles iſt nichts, ſollt Ihr ſehen! Er ſagte mir voraus, Franz, er wollte Dich zwingen zu lieben. Das alles iſt erſonnen. Aber Klare ſetzte ſich dagegen.“

Da öffnete ſich die Thür, und Aſt trat mit einer Dame in's Zimmer. „Amalie!“ rief der Herr von Stoll – „Du lebſt? o Du lebſt?“ Klare ſank mit dem Geſchrei: „Geliebte Mutter!“ der Frau zu Füßen.“

„Man muß für nichts ſchwören, Herr von Stoll! Sie nehmen dieſe Frau aus meiner Hand. Schweſter, er hat Dich immer geliebt. Verzeihe ihm Deinen Kummer! Du liebſt ihn noch!“

„Und meine Klare?“ rief Amalie.

„Iſt die glückliche Frau eines edlen Mannes, ſeines Neffen. Stoll, Klare iſt ihre und Amaliens Tochter. Klare, das iſt Deine Mutter, das Dein Vater! O dieſer Augenblick, Stoll, iſt der ſchönſte meines Lebens! Nun was ſteht Ihr ſo ſtumm da?“

Da ſtürzten Mann und Weib, und Eltern und Tochter einander in die Arme, und Freudenthränen, und Thränen der Liebe ſchimmerten in aller Augen, und es gebrach der entzückten Liebe nicht an Gegenſtänden; aber an Worten, an Armen, die ſich umfangen konnten. und da der Sturm der Entzückungen ſich gelegt hatte, da fragte jeder Aſten, warum? Aber es fehlte Aſten auch nicht an Einem Darum.

Der Prediger legte noch heut Amaliens Hand in Stolls Hand, und die Häuslichkeit zog noch den Tag mit ihrem fröhlichen Getümmel in die todte Karthauſe ein, und Stimmen der Liebe, und das Gejauchz des fröhlichen Lebens ertönte in allen Zimmern. Und Stoll und Franz riefen: „Nun erſt ſind wir Menſchen! glückliche Menſchen! Und jeder Geburtstag, und jeden Tag einer neuen häuslichen Freude feierten ſie vor dem offenen Erkerfenſter, wodurch Aſt ihnen Allen das Glück des Lebens herein geſtohlen hatte.

A. Lafontaine.

Die beiden Kirmesfeſte.

In dem Pfarrhauſe zu Hayndorf war Alles in fröhlicher Bewegung. Alle Gemächer des Hauſes wurden geſäubert, und zur Aufnahme von lieben Gäſten vorbereitet. Mit der heiterſten Miene ſah der würdige Pfarrer Mildner dieſer Thätigkeit zu und legte auch wohl ſelbſt mit Hand an, wenn er bemerkte, daß ſeine Hülfe die Beendigung eines Geſchäfts beſchleunigte; denn das Kirmesfeſt, welches eben auf den folgenden Tag einfiel, war ihm das bedeutendſte im ganzen Jahre. Gern vereinigte er an demſelben ſeine nähern und entfernten Freunde bei ſich, und es war ihm nichts lieber, als wenn das Haus recht voll wurde. Durch frohe luſtige Spiele, durch Tanz und Muſik mußte die Jugend die flüchtigen Momente verſcherzen, indeß er ſelbſt mit den bejahrten Perſonen ſich in trauliche Geſpräche verſenkte, oder auch wohl ein Kartenſpiel begann, wobei es freilich mehr auf die Belebung der Heiterkeit und fröhliche Gemüthsſtimmung, als auf Gewinn oder Zeitvertreib abgeſehen war. Den lebhafteſten Antheil an den heutigen Vorbereitungen aber nahm ſeine geliebte Tochter, die reizende, holde, gute Emilie, nicht allein weil ſie immer ſo gern Alles that, was ihrem Vater nur entfernte Freude zu machen ſchien, ſondern weil ſie dazu auch noch einen beſondern Grund hatte, den außer ihr bis jetzt noch kein Menſch wußte, ja den ſie ſich ſelbſt vielleicht kaum leiſe zu geſtehen wagte, und von dem der Leſer ſogleich näher unterrichtet werden ſoll. Emilie hatte nämlich einen Jugendfreund, einen Geſpielen ihrer erſten harmloſen, heitern Lebensjahre gehabt, der jetzt zum Jünglinge erwachſen, und geſchmückt mit allen Vorzügen, wodurch er der Stolz und die Freude ſeiner Eltern wurde, der Jungfrau das ſchöne Ideal männlicher Liebenswürdigkeit in ſo hoher Vollendung darſtellte, daß ſich dadurch Gefühle in ihrer Seele entfalteten, welche der ſonſt immer heitern Stimmung des trefflichen Mädchens zuweilen jenen, leiſen Anſtrich von Ernſt und Wehmuth verliehen, der jedoch die Reize deſſelben nicht nur nicht verdunkelte, ſondern wo möglich noch erhöhte. Eduard Roſenfels, ſo hieß der junge Mann, war der Sohn des Amtmanns auf einem unweit Hayndorf gelegenen Gute der Baronin von Wöhlau. Er hatte bei Emiliens Vater den erſten Unterricht genoſſen, und war ſo der tägliche Gaſt in dem Hauſe des Pfarrers faſt fünf Jahre hindurch geweſen. Natürlich hatten ſich die Kinder, welche beide geſchwiſterlos waren, dadurch ſehr nahe an einander geſchloſſen, und endlich herzlich lieb gewonnen. In ſeinem zwölften Jahre war indeſſen Eduard auf die hohe Schule zu G. gekommen, wo er nur ſelten Erlaubniß erhielt, ſeine Eltern zu beſuchen; und nach Verfluß von einigen Jahren hatte er die Univerſität bezogen, wo er wegen der zu großen Entfernung noch ſeltner das väterliche Haus hatte beſuchen können, zumahl da er hier, wenn ſchon ſelbſt noch Jüngling, die Aufſicht über den mit ihm zugleich ſtudierenden jungen Baron von Wöhlau — der von ſeinen erſten Jugendjahren in einer damals berühmten Erziehungsanſtalt erzogen worden war — übernommen hatte. Das hatte ihn denn auch veranlaßt, ſeinen Aufenthalt auf der Univerſität zu verlängern, ſo daß er erſt ſeit einem Jahre zu ſeinem Vater zurückgekehrt war, um vor der Hand den dem Greiſenalter ſich nähernden Geſchäftsmann zu unterſtützen. Emilie hatte ſich gleichfalls nicht immer im väterlichen Hauſe aufgehalten, und beſonders hatte ſich's oft getroffen, daß ſie gerade die Zeit, wenn Eduard ſich zu Hauſe befand, bei einer Tante in einem kleinen Landſtädtchen zubrachte. Erſt in den letzten Jahren hatten ſich die jungen Leute öfters wiedergeſehen; und obgleich Emiliens aufblühende, ſeltene Reize, ihre ſchöne Geſtalt, der geiſtvolle Blick ihres dunkelblauen Auges, die liebliche Wohnung von Geduld und Würde in ihren Geſichtszügen, und eine große unnennbare Anmuth, welche über ihr ganzes Weſen ſich verbreitete — einen tiefern Eindruck auf den Jüngling gemacht hatten, als er ſelbſt wußte: ſo war doch das Verhältniß der Eltern, welche jetzt gerade nicht in ganz vertraulichem Umgange lebten, ſo wie die Thätigkeit, wozu ſich Eduard immer aufgefodert fand, einer innigen Annäherung Eduards an Emilien nicht günſtig geweſen. Demohngeachtet war es natürlich, daß die Letztere, die höhere Empfänglichkeit und Reizbarkeit der weiblichen Natur abgerechnet, ſchon ihrer einfachern, dem Beſchauen ihres Innern, dem Nähren tiefer Empfindungen günſtigere Beſchäftigungen halber, das Bild von Eduards Liebenswürdigkeit ſich tiefer eindrücken mußte, als der Jüngling ſich das Bild der Jungfrau eindrücken konnte. Dies war denn auch der Grund, warum Emilie heute ſo ungewöhnlich heiter, ſo äußerſt geſchäftig bei den Vorbereitungen zum Kirmesfeſte war. Sie wußte ja, daß der Amtmann Roſenfels nebſt ſeinem Sohne ſich unter der Zahl der Gäſte befand.

Noch ſpät am Abend, als der Vater eben noch mit dem Memoriren von ſeiner Predigt beſchäftigt war, und die Mutter einem kleinen Vorſchläfchen im Großvaterſtuhl ſich überließ, trat Emilie an die Pforte des Hauſes. Es war eine heitere Mondnacht, die wenigen bunten Blätter der Bäume glänzten im ſeltſamen Lichte. Alles war ſtill um ſie her, und die Luft ſpielte ihr ungewöhnlich mild um Stirn und Wangen. Sie ging in den Garten, wandelte einige Male in dem Buchengange auf und ab, und indem ſie in die Jahre ihrer Kindheit zurückſchaute, und ihr da überall des guten, lieben Eduards Bild begegnete, überfiel ſie eine Wehmuth, eine Sehnſucht ohne Namen, eine Unruhe ſo ſüß und bang, daß ſich ihr Auge mit Thränen füllte, und leiſe Seufzer ſich der bewegten Bruſt entrangen. Am Ende des Ganges blieb ſie ſtehen, und ließ ihre Blicke auf dem Hauſe ruhen, welches ſich morgen mit frohen Gäſten füllen ſollte. Sie empfand eine gewiſſe Aengſtlichkeit bei dieſem Gedanken, und es war, als ob ihr eine leiſe Ahnung zuflüſterte, daß das morgende Feſt, ſo ſehr ſie es im Stillen erſehnt hatte, ihr Etwas bringen würde, was den heitern Frieden ihres Lebens ſtören ſollte. Eben wollte ſie dieſen Gedanken verfolgen, als ſie die Stimme der Mutter in's Haus rief, wo ſie mit zärtlichen Vorwürfen über ihr zu langes Verweilen in der ſchädlichen Nachtluft zu Bette gewieſen wurde.

Der frohe Feſttag erſchien. Die Glocken riefen zur Kirche. Aus allen Häuſern des Dorfes traten die ſonntägig-gekleideten Landleute, die Geſangbücher unter dem Arme, oder mit einem Strauße ſpäter Herbſtblumen, ſie vor ſich haltend. Auch Emilie, im einfachen weißen Kleide, eine immerblühende Roſe im Haar, ging in die Kirche, von ungewöhnlicher Sehnſucht dahin gezogen, indeß die Mutter zu Hauſe blieb, die Ankommenden zu empfangen. Unter den erſten befand ſich der Amtmann Roſenfels nebſt ſeinem Sohne, welcher letztere jedoch den jungen Baron von Wöhlau, ſeinen Univerſitätsfreund und Zögling mitgebracht hatte, der gegenwärtig als fürſtlicher Rath in einem Handelscollegium angeſtellt, ſich ſo eben bei ſeiner Mutter zum Beſuch aufhielt, und auch ihn denſelben Tag beſuchen wollte. Als der junge Roſenfels erfuhr, daß Emilie in der Kirche ſey, ging er auch dahin, um ſeine Jugendfreundin zurückzubegleiten. Er war in der Kirche, als eben der Geſang nach der Predigt wieder begonnen hatte, und ſein erſter Blick fiel auf Emilien, welche ihm jetzt, von den Gefühlen inniger Andacht verklärt, wie ein Engel erſchien, der für eine ſündige Welt um Verſöhnung fleht. So ſchön, ſo reizend hatte er ſie noch nie geſehen, ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen. Er lehnte ſich an eine Säule, in unnennbar-ſeelige Gefühle verſunken und keinen Blick von dem himmliſchen Antlitz verwendend, das ihm ſo überirrdiſch und doch ſo huldvoll und lieblich entgegen glänzte. Nie gefühlte Regungen ergriffen ſein Herz; die erſte Liebe erwachte in ſeiner Bruſt, von andachtsvoller Bewunderung verſchleiert; doch konnte er ſich dieſer Stimmung nicht lange überlaſſen; denn der Pfarrer entließ jetzt mit dem Seegen des Herrn die Gemeinde. Mit ſüßem Schreck bemerkte nun auch Emilie den Jüngling, und wartete, von leiſer Schaam bewogen, bis zuletzt, ehe ſie ſich ihm näherte, um an ſeinem Arme nach dem Pfarrhauſe zurückzugehen. Allein wie ſehr erſtaunte ſie, als ihr hier ein ſchöner junger Mann mit feinem Anſtande entgegentrat, der zwar anfangs durch ihren Anblick überraſcht, ſich jedoch bald faſſend, ihr tauſend Artigkeiten mit geläufiger Zunge vorſagte. Der junge Baron von Wöhlau, war von Natur ein guter Menſch, allein ſein Aufenthalt in einer luxuriöſen Hauptſtadt, während der letzten Jahre, einer Stadt, wo die ſogenannte gute Geſellſchaft, in der er einzig zu leben gewohnt war, den ſchönen Schein der ſchönen Wirklichkeit vorzog, und die Tugend mehr wie einen Schmuck betrachtete, der der Weiblichkeit einen erhöhtern Reiz und der Männlichkeit einen edlen Anſtrich von Erhabenheit verleihe; in der daher der Egoismus ſein furchtbares Reich ganz ungeſtört ausbreiten und begründen konnte: dieſer Aufenthalt war für den Charakter des Barons nicht ohne nachtheilige Folgen geweſen. Denn wenn er auch ſeine guten Grundſätze gerade nicht ganz verloren hatte: ſo war doch ſeine Anſicht von dem, was er für recht, gut und edel erkannte, gar ſehr von der Meinung der ihn umgebenden großen Welt abhängig geworden, und nur ſelten noch vernahm er die leiſe mahnende Stimme jener zarten Gewiſſenhaftigkeit, welche, dem ewig Wahren und Rechten treu, ſelbſt die ſcheinbarſte Entſchuldigung des Unrechts verſchmähen lehrt. Indeſſen hatte er noch immer Sinn für moraliſche Größe, und es gab Augenblicke in ſeinem Leben, wo ſeine edlere Natur ſo lebhaft erwachte, und er ſich für das Gute ſo begeiſtern konnte, daß er in ſolchen Momenten wahrhaft großer Thaten fähig geweſen wäre. Nur mußte dann ſeine Phantaſie in Anſpruch, und durch dieſe der Weg zu ſeinem Herzen genommen werden.

Emiliens Reize machten den tiefſten Eindruck auf ihn. Es war ihm, als habe er nie ein ſchöneres Mädchen geſehen. Was Wunder, daß er ihr dieſes deutlich merken ließ, und ſo oft es nur Gelegenheit dazu gab, die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung bewies; und ſolcher Gelegenheiten mußten ſich heute gar viele finden, da die jungen Leute ſich, nach Tiſche, mit allerlei geſellſchaftlichen Spielen vergnügten, bei welcher Sitte und Geſetz eine vertraulichere Annäherung der Geſchlechter entſchuldigten und rechtfertigten. Da er aber durch das Leben in den Geſellſchaften der faſt überbildeten Hauptſtadt an eine gewiſſe Selbſtbeherrſchung in Anſehung der Aeußerungen ſeiner Gefühle und Geſinnungen gewöhnt worden war: ſo wußte er auch hier ſeine auflodernde Leidenſchaft unter dem Schleier ausgeſuchter Galanterie zu verhüllen. Allein was iſt ſo ſcharf blickend als das Auge der Liebe, zumal jener, die der Erwiederung noch nicht ganz verſichert,

ſichert, den geliebten Gegenſtand mit ängſtlicher Beſorgniß wegen jedes Umſtandes hütet, der ihre Entfernung von demſelben vergrößern könnte. So entging denn auch dem jungen Roſenfels keine jener unzweideutigen Aeußerungen einer, wenn auch vielleicht nur ſinnlichen Leidenſchaft, die in dem Herzen ſeines Freundes gegen die reizende Emilie zu erwachen ſchien. Er erinnerte ſich oft, geleſen zu haben, wie ein einziger Blick aus ſchönen Augen, ein einziges Anſchauen eines intereſſanten Geſichts, einer anmuthsvollen Bildung geſetzte, ernſte Männer ſo gar oft ſo bezaubert habe, daß ſie Alles an den Beſitz des zauberiſchen Gegenſtandes wagten; und war es ihm denn heute nicht ſelbſt ſo gegangen? Das in Andacht verſunkene Mädchen hatte ſich in einem Augenblicke für ihn zum Engel umgeſtaltet, dem er ſein Herz auf ewig ergeben mußte. So fing denn, indeß der Baron, durch jedes freundliche Wort, jeden ſanften Blick Emiliens unendlich beglückt, ſeine, wie er meinte, ſchon errungenen Vortheile ſo viel als möglich zu verfolgen ſuchte, die Eiferſucht an, ſich des Herzens ſeines Freundes zu bemächtigen und ihm ihr Geiſt- und Sinn-bethörendes Gift einzuflößen. Emilien entging die Veränderung nicht, welche mit Roſenfels vorging; ihr eigenes Herz lehrte ſie das ſeinige verſtehen, und ſie ſuchte ihn durch die zarteſten Beweiſe inniger Zuneigung, welche ſich in Gegenwart der Geſellſchaft geben ließen, aus ſeiner immer düſter werdenden Gemüthsſtimmung zu reißen; allein vergebens. Seine Heiterkeit war dahin, und der frohe, ſelige Tag, den er ſich verſprochen hatte, wurde ihm zur martervollen Ewigkeit. So kam der Abend heran. Man fühlte ſich durch die bisherigen Kreisſpiele ein wenig erſchöpft, und der Baron, der ſich gern von jeder empfehlenden Seite zeigen wollte, ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte. Die erſten Töne wirkten in Emilens Herzen eine unendliche Wehmuth. Es war etwas ſo ſchwermüthiges, melancholiſches in dieſer Tonfolge, daß ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Sie wünſchte nicht, daß man ihre Bewegung bemerken möchte, und entſchlüpfte daher ganz leiſe dem Zimmer. Sie trat in den Garten, und ging einige Mahl in dem Buchengange auf und ab. Alle Gefühle des vorigen Abends wurden wieder rege in ihrem Herzen. Sie ließ ihre Thränen unaufgehalten fließen. Eduard war ihr einziger Gedanke. Ach! ſie glaubte ihn gekränkt zu haben durch das Benehmen, welches ſie aus Artigkeit gegen den Baron beobachten zu müſſen gemeint hatte; und gern hätte ſie mit Tagen voll Schmerz jeden Augenblick zurückgekauft, der dem Herzen ihres ſo innig geliebten Freundes wehe gethan hatte. Ja! innig, mit aller Stärke ihres jugendlichen Herzens liebte ſie ihn: das konnte ſie ſich nicht verhehlen, aber er — ſie ahnte wohl, daß auch er Gefühle in ſeiner Bruſt nähre, die ſie mit ſüßer Freude erfüllten; aber ſie hätte doch gern dieſe Ahnung in Gewißheit verwandelt geſehen, ob ihr gleich eine geheime Bangigkeit den Augenblick nicht ſelbſt herbeiführen ließ, wo ihr dieſe werden konnte. So in die Tiefen ihres Herzens ſich verſenkend, ſpielte ſie mit dem Fuße in dem welken Laube, das

Geſicht zur Erde gewendet. Jetzt blickte ſie auf, und Eduard trat ihr aus einer Seitenöffnung des Ganges entgegen. Welch ein Begegnen! Eduard mit dem Herzen voll Quaal, und Emilie von unendlicher Wehmuth erfüllt! Einen Augenblick ſchauten beide einander ſprachlos im Schimmer des Mondes ins Geſicht; dann erhob eine unſichtbare Macht die Arme der Liebenden, und indem eins dem andern ans Herz ſank, feierten die ſie umſchwebenden Engel den ſchönſten Bund, den je zwei edle Herzen geſchloſſen haben. „Dein auf ewig!“ rief leiſe Eduard nach einer langen Pauſe, deren Seeligkeit er nie im Traume geahnt hatte, und „Dein auf ewig!“ ſtammelte unter Freudenthränen Emilie, die gute, holde, reizende Emilie. So waren die verhängnißvollſten Minuten ihres Lebens über ſie dahin geflohen und Emiliens geſtrige Ahnung hatte ihre Erfüllung gefunden.

Der andere Tag wurde für Emilien, den jungen Roſenfels, und gewiſſermaaßen auch für den Baron der Anfang eines ganz neuen Lebens. In Aller Herzen loderte die Flamme der Liebe; allein in Emiliens und Eduards Herzen war es jene reine Flamme, welche das irrdiſche Leben mit einem Strahle des Himmels überglänzt, und den Menſchen über ſich ſelbſt erhebt, daß er Muth und Kraft in ſich fühlt, ſelbſt den Beſitz des Geliebten für dieſen aufzuopfern. Der Baron hingegen ſtrebte bloß darnach, wie er ſich vor der Hand der Neigung Emiliens — denn dafür hatte er ihre Artigkeit gegen ihn genommen — immer mehr verſichern, und durch das ſüße Spiel mit ihrem Herzen, durch einen fortgeſetzten, vertraulichen Umgang mit dem reizenden Mädchen jenen Genuß verſchaffen wollte, den ſich ſeine ſchon nicht mehr reine Phantaſie, ſein früh erweckter Hang zu ſinnlichen Genüſſen überhaupt von der weiblichen Liebenswürdigkeit verſprach. Er beſann ſich, daß ſeine Mutter gewünſcht hatte, während der Wintermonate, welche ſie in der Reſidenz zubrachte, wo er eben angeſtellt war, eine Geſellſchafterinn zu haben, welche ihr einigermaaßen die Stelle der vor kurzen erſt verlornen Tochter erſetzen könnte, und ſogleich beſchloß er, Emilien dazu in Vorſchlag zu bringen. Die Baronin, welche Emilien kannte, und der Mildneriſchen Familie überhaupt ſehr gewogen war, fand kein Bedenken, den Vater zu bitten, daß er ihr ſeine Tochter auf einige Monate mit nach B*** geben möchte, weil er dadurch nicht nur ſie, die Baronin, ſehr ſich verbinden, ſondern auch Emilien die Gelegenheit verſchaffen werde, ihr Talent für Muſik, und ihre übrigen vorzüglichen Geiſtesgaben ſchneller auszubilden. Nach vielfachem Hin- und Herſchreiben, nach Beſiegung mehrerer Schwierigkeiten, welche beſonders Emilie gegen dieſen Plan erhob, weil ſie jetzt aus ſehr begreiflichen Gründen ungern ihren Wohnort und ihre Einſamkeit verließ, gelang es endlich doch der Baronin, ihren Wunſch zu erreichen, indem der Pfarrer Mildner durch hartnäckige Weigerung nicht gern den Vorwurf der Undankbarkeit für ſo manches Gute, welches ihm beſonders der verſtorbene Gemahl der Baronin erwieſen hatte, auf ſich laden wollte. Dieſem wichtigen Grunde fügte ſich auch endlich Emilie. Wer war glücklicher als der Baron! Durch die Freuden der Hauptſtadt berauſcht, meinte er, würde das junge unerfahrne Landmädchen ſeinen Bewerbungen unmöglich widerſtehen können, zumal da er wohl wußte, daß Dankbarkeit eine gewaltige Fürſprecherin der Liebe iſt; und er hatte ſich vorgenommen, alles ſo einzurichten, daß jedes Vergnügen, welches ſie genießen ſollte, nur durch ihn veranſtaltet ſchiene. An eine ernſtliche, dauernde Verbindung dachte er jetzt ſo wenig, als an die Folgen, welche ſein Plan für Emiliens künftiges Lebensglück haben könnte.

Emilie war nicht ſo bald mit der Baronin in der Reſidenz angekommen, als auch ſchon der junge Baron geſchäftig war, ihr Beweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit und Artigkeit zu geben. Er verſchaffte ihr ein treffliches Pianoforte, die beſten Muſikalien, einen geſchickten Lehrer in der Muſik; er zierte ihr kleines Zimmer allmählig und faſt unmerklich mit ſchönen Kupferſtichen aus, welche er, wie er ſagte, wegen des Rauchs in dem ſeinigen nicht aufhängen könne. Ihr Arbeitstiſchchen war außer ihrer Nätherei immer mit neuen Erzeugniſſen der Literatur verſehen; und ſobald ſie irgend einen kleinen Wunſch äußerte, wußte er immer Mittel, ihn zu erfüllen. Bei dem allen benahm er ſich ſo leicht und anſpruchlos, daß Emilie darin nur Wirkungen eines guten Herzens, einer hohen Dienſtfertigkeit erkannte. Das war es auch, was der Baron beabſichtigte; er wußte recht wohl, daß er nur leiſe und allmählig ſich ſeinem Ziele nähern dürfe und könne. Allein er hatte doch die Freude, zu bemerken, daß Emiliens anfängliche Traurigkeit und ernſte, wehmüthige Stimmung allmählig zu verſchwinden begann, und daß ſie ſeine beſcheidene Huldigung nicht ohne Gefallen aufnahm. So mochten ohngefähr zwei Monate verſtrichen ſeyn, als Emiliens Geburtstag einfiel. Natürlich beſtrebte ſich der Baron, ihr dieſen Tag zu dem heiterſten Feſte ihres Lebens zu machen. Eine ſanfte, ſeelenvolle Muſik erweckte ſie aus dem Schlummer. Als ſie aufgeſtanden war, fand ſie ihr Zimmer mit Blumen geziert, welche für dieſe Jahreszeit eine theure Seltenheit waren, und ihr Arbeitstiſchchen bedeckten mehrere Geſchenke, worin ſie die Liebe ihrer mütterlichen Freundin erkannte. Unter dieſen hatte ſich aber auch eins verborgen, deſſen Anblick ihr einen Schreck machte. Es war nämlich eine ſchön gearbeitete, mit Diamanten beſetzte Buſennadel, auf ein Papier geſteckt, welches in einigen Zeilen den Geber deutlich verrieth, ob er ſich gleich nicht genannt hatte. Angezogen von der Schönheit der Arbeit, dem Glanz der Steine, betrachtete ſie die Gabe endlich nicht ohne Wohlgefallen, jedoch unentſchloſſen, ob ſie ſie annehmen dürfe oder nicht. Sie ſteckte ſie indeß bloß, um zu ſehen, wie ſie ihr ſtehen würde, in das Halstuch, und war eben im Begriff, ſie wieder herauszunehmen, als die Baronin ins Zimmer trat. Mit dem Ausdrucke dankbarer Rührung flog ihr Emilie entgegen, und hatte die Nadel und alles vergeſſen, indem ſie ſich niederbeugte, um die Hand ihrer edelmüthigen Freundin zu küſſen, welche ſie ſo angenehm überraſcht hatte. Sie ließ eine Thräne auf die wohlthätige Hand fallen. Die Baronin zog Emilien an ihre Bruſt, und weinte gleichfalls vor Rührung. Als dieſe ſich von ihrem Buſen erhoben hatte, fiel der Baronin die Nadel in's Auge. Emilie nahm ſogleich das Wort und äußerte ihre Vermuthung über den Geber mit dem Zweifel, ob ſie auch wohl ein ſo koſtbares Geſchenk annehmen dürfe. Die Baronin hatte längſt die geheime Neigung ihres Sohnes zu Emilien bemerkt, und zwar nicht mit Mißfallen; denn ſie glaubte, daß ſeine Liebe zu einem ſo edlen Mädchen ihn ſelbſt veredlen müſſe; und über den Unterſchied des Standes dachte ſie, ſeitdem jüngſthin ſelbſt ein Miniſter unter ſeinem Stande geheirathet hatte, weit freier als ehedem. Mit ſanftem Lächeln erwiederte ſie daher: „Folge Deinem Herzen, liebes Kind!“ — Das aber ſetzte Emilien gerade in die allerhöchſte Verlegenheit; denn gern hätte ſie wohl das glänzende Putzſtück beſeſſen; allein ſie fühlte doch auch, daß, wenn ſie es annähme und trüge, ſie dem

Geber ein Recht gäbe, auf eine tiefere Neigung zu ſchließen, als ſie gegen ihn hegte. Hier, an ihrer Bruſt, wo das Herz ſchlug, welches ſie dem Geliebten auf ewig geweiht hatte, durften nur, — das fühlte ſie innig, — Geſchenke ruhen, welche Beweiſe ſeiner Liebe waren. Und es ablehnen? was konnte ſie für einen Grund dafür angeben? Sollte ſie der Baronin ihre geheime Liebe geſtehen? und gleich in dieſem Augenblick geſtehen, der ihr ſo ungünſtig zu weitläuftigen Erörterungen ſchien? Sie hielt die Nadel noch zweifelnd in der Hand, als man leiſe klopfen hörte. Die Baronin öffnete ſelbſt, und Emilie hörte den Baron um Erlaubniß bitten, eintreten zu dürfen. Er brachte ihr mündlich ſeinen Glückwunſch, und ſchien ein wenig verlegen, als er ſeine Nadel in ihrer Hand bemerkte. Er ahnte das Vorgefallene, und drang, als Emilie die Nadel auf den Tiſch legen wollte, mit unwiderſtehlichen Bitten, ſeine Freiheit zu entſchuldigen, und bei der unbedeutenden Gabe mehr auf den Willen und die Meinung des Gebers zu achten, als auf die Gabe ſelbſt — ſo ſehr darauf, daß ſie wenigſtens heute ſich damit ſchmücken möchte, daß ſie ſich endlich halb gern, halb ſträubend darein ergab. Kaum war ſie jedoch allein, als ihr ſchien, ſie begehe damit ein Unrecht gegen ihren Eduard; und ſchon war ſie entſchloſſen, die Nadel, welche ihrem Herzen ſo große Unruhe verurſachte, es folge daraus was da wolle, nicht zu behalten, und wieder abzulegen, als mehrere Beſuche von Bekannten ſie daran hinderten. Der Mittag kam heran, und man ſetzte ſich zu Tiſche; da ward ein Fremder gemeldet. Man lud ihn ein, an dem frohen Mahle Antheil zu nehmen; und herein trat Eduard. Man denke ſich Emiliens Freude und Verlegenheit! Er hatte Geſchäfte für ſeinen Vater in der Hauptſtadt, dem Sitze der oberſten Landesbehörden, zu beſorgen gehabt, und den Tag gewählt, um zugleich ſeiner Gebieterin die Gefühle ſeines frohen und traurigen Herzens an den Tag zu legen. Auch ihm fiel das glänzende Putzſtück auf, und eine düſtre Ahnung füllte ſein Herz. Er beobachtete den jungen Baron mit geſpannter Aufmerkſamkeit; und als er ſahe, daß deſſen Blicke oft mit unverhohlner Freude auf jenem Gegenſtande ruheten, war ihm aller Zweifel benommen, und die wüthendſte Eiferſucht bemächtigte ſich ſeiner Seele. Es war ein Glück, daß man bald aufſtand, ſonſt würde er ſich vielleicht, trotz aller Gewalt, die er ſich anthat, verrathen haben. Emilie errieth ſeinen Zuſtand, und ſie mußte mehrmals aufſtehen oder die Augen bedecken, um ihre Pein, ihre Trauer nicht bemerklich zu machen. Gleich nach Tiſche bat ſie Eduard, ihr auf ihr Zimmer zu folgen. Kaum eingetreten, ließ ſie ihren Thränen freien Lauf. Eduard ſtand in düſterm Schweigen, die Augen bald auf die Geliebte, bald auf die Geſchenke geheftet, welche den Tiſch bedeckten. „Ach! Eduard," rief endlich Emilie mit dem Tone der zärtlichſten Liebe — „Du verkennſt mich!" — Mehr konnte ſie nicht ſprechen und ſank kraftlos auf's Sofa. Das brach Eduards Herz. „Ja!" rief er aus, indem er ihr zu Füßen ſank — „ja ich habe Dich verkannt! Aber — es iſt vorüber, ich glaube an Dein Herz!" — Da ward es Emilien, als neige ſich der ganze Himmel mit allen Schaaren froher Engel zu ihr nieder; ſie breitete die Arme aus, und ein Augenblick unnennbarer Seeligkeit lohnte beide für ihre Schmerzen. Nun kam es zu Erklärungen. Emilie erzählte alles aufrichtig. Eduard wurde völlig beruhigt, und nahm nun einen einfachen, goldenen Ring vom Finger, um ihn ihr an die Hand zu ſtecken. Sie drückte das theure Kleinod tauſendmal an ihre brennenden Lippen. „So oft Du dieſen Ring betrachteſt," ſagte Eduard — „bedenke, daß an Deiner Liebe meine Seeligkeit hängt." Er wollte noch mehr ſprechen; aber die Baronin trat herein, um ſich mit Emilien wegen des Abends zu beſprechen. Es verſtand ſich: daß Eduard dazu eingeladen wurde, zumal da er morgen ſchon wieder abreißen mußte.

Emilie beſchloß, nun ſo bald als möglich, ihrer mütterlichen Freundin, ihr Herz aufzuſchließen, um dieſelbe zu bitten, ſie beſonders vor der Leidenſchaft ihres Sohnes zu ſchützen. Sie wählte dazu einen Abend, wo ſie mit der Baronin ganz allein war. Das Geſpräch fiel wie von ſelbſt auf die erſten zärtlichen Regungen junger Herzen. Da ſagte die Baronin halb wie in Scherz: „Nimm Dich in Acht, **Emilie**! ich kenne junge Männer, die Dich nicht ohne lebhafte Theilnahme zu betrachten ſcheinen. Es ſollte mir eine wahre Freude ſeyn, wenn ich ſelbſt in dieſer Hinſicht etwas für Dein Glück thun könnte!“ — Sie hielt hier inne, und hing mit geheimer Wonne an dem ſüßen Reiz holdſeeliger Verſchämtheit, der ſich bei dieſen Worten über das liebliche Geſicht des Mädchens ergoß. Schon pries ſie ihren Sohn glücklich im Beſitz eines ſolchen Weibes, wenn er auch gleich durch eine nicht ſtandesmäßige Ehe vielleicht manche Unannehmlichkeit erfahren ſollte. Da brach **Emilie** das Schweigen und legte, erſt zitternd, doch in Verfolg der Rede gefaßter und mit der hinreißendſten Wahrheit des Gefühls, der Baronin ein Bekenntniß ab, welches dieſe nicht ohne ſichtbare Beſtürzung und Verlegenheit anhörte. „Nun wenn es ſo iſt," hub endlich die Baronin an — „ſo muß ich wohl meinen ſchönen Hoffnungen entſagen!" Sie unterrichtete nun Emilien von ihrer nur zu gegründeten Vermuthung, daß ihr Sohn eine lebhafte Neigung für ſie gefaßt habe, und äußerte, daß ſie das nie habe mißbilligen können. „Das eben iſt mein Schmerz," ſagte Emilie — „ich fühle, wie viel ich Ihnen ſchuldig bin, und da ſich eben eine Gelegenheit zu finden ſcheint, wo ich Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen könnte, verbietet mir eine heiligere Pflicht, ſie zu benutzen. Iſt es nicht wahr, edle Frau, treu muß ich meinem Gelübde bleiben, auch wenn ich dadurch unglücklich werden ſollte?" — Die Baronin mußte dies bejahen. — „Nun denn," fuhr Emilie fort — „ſo erleichtern Sie mir mein Schickſal dadurch, daß Sie mich auf mein ſtilles Dorf, in die Arme meines Vaters zurückkehren laſſen, und mich ſo der Nähe Ihres liebenswürdigen Sohnes entziehen. Sie fühlen gewiß ſelbſt, daß ich mit frohem, ganz zufriedenem Herzen hier nicht länger verweilen darf." — Die Baronin ver-

ſprach

ſprach Emiliens Begehren unter dieſen Umſtänden zu erfüllen, und nach vierzehn Tagen war Emilie wieder in Hayndorf.

Ohne bedeutende Veränderungen in dem Schickſale der uns hier intereſſirenden Perſonen, war der Frühling und Sommer verſtrichen. Der Herbſt nahete ſich und mit ihm wieder die Zeit des Kirmeßfeſtes. Auch diesmal wurden in Hayndorf alle Anſtalten zur Feier deſſelben gerade wie voriges Jahr getroffen. Auch die Baronin und ihr Sohn wurden dazu eingeladen; beide ſchienen von ungemeiner Freude belebt und etwas geheimnißvolles in ihrem Benehmen zu verrathen. Als man ſich bei Tiſche befand und die Gläſer klingen ließ auf das Glück aller Herzen, welche Liebe und Freundſchaft als die Schutzgeiſter des Lebens verehrten, ſtand der junge Baron auf und ſagte: „Wir alle ſind jetzt ſo fröhlich und heiter, daß es ſcheint, als ſey unſere Freude gar keines Zuwachſes fähig, und doch glaube ich gewiß, ſie in einem Augenblick bis zum Unglaublichen ja Unausſprechlichen, wenigſtens für zwei Herzen in unſrer Mitte, zu ſteigern. „Hier, mein Freund,“ ſagte er, zum jungen Roſenfels ſich wendend, und ein Papier aus der Taſche ziehend — „hier empfangen Sie den Ruf zu dem Poſten des Kammerſecretairs, der gegenwärtig erledigt iſt, und nun bitten Sie ohne Scheu, in unſerer Gegenwart den würdigen Pfarrer, unſern freundlichen Wirth, um die Hand Ihrer Geliebten, ſeiner liebenswürdigen Tochter!“ —

Man denke ſich das Erſtaunen, die Freude, die Rührung, welche ſich aller Herzen bemächtigte! Nachdem der Vater die Hände der Verlobten in einander gefügt hatte, faßte der junge Baron ſeinen Freund am Arme, und bat ihn, mit in den Garten zu gehen, um ſich mit ihm, wie er ſagte, von ſeiner Rührung zu erholen. Jetzt hub die Baronin an: „Weißt Du denn, liebe Emilie, wem Du eigentlich Dein ſo ſchnelles Glück zu danken haſt? Du wirſt es ſchwerlich errathen. Der Kunſt eines Mahlers.“ — Als ſie hier ſchwieg, drangen Emilie und alle Gäſie in die Baronin, darüber ausführlicher zu ſprechen, und ſie erzählte nun, daß ihr Sohn, von heftiger Liebe zu Emilien ergriffen, lange troſtlos darüber geweſen ſey, daß ſie nicht die Seinige werden könne. Emiliens Entfernung habe ſeine Leidenſchaft nur noch mehr entflammt, und er ſey in eine Art von Schwermuth verſunken, welche ſie ſehr um ihn beſorgt gemacht habe. Da ſey eines Tages ein bekannter Künſtler zu ihr gekommen, und habe ſie in Gegenwart ihres Sohnes gefragt: ob ſie nicht ein Bild kaufen wolle, welches Alles, was er bisher geſehen, an Ausdruck von Empfindung zu übertreffen ſcheine. „Der Künſtler," fuhr ſie fort — „ſtellte das Bild auf. Es war der ſchöne Zug von Selbſtbeherrſchung, den die Geſchichte von dem römiſchen Feldherrn Scipio berichtet, der die unter ſeinen Gefangnen befindliche Braut eines ſpaniſchen Fürſten, dieſem zurückgiebt, ohne ſich des Rechts zu bedienen, das ihm, nach der Sitte jener Zeit, der Sieg verliehen hatte. Welch ein Adel in den Mienen und der ganzen Geſtalt des jungen Römers! welcher Ausdruck von Rührung und Erſtaunen in dem Geſichte des Spaniers! welche Lieblichkeit und Anmuth in der ſchönen Gefangnen! Ein wunderbarer Zauber ſchien von dem Bilde auszugehen, der mich und mehrere meiner eben anweſenden Freunde, beſonders aber meinen Sohn, ergriff. Der Künſtler ſprach dabey ſo ſchön über den Gegenſtand der Darſtellung, daß er den Eindruck des Gemähldes noch um ein Großes verſtärkte. Mein Sohn kaufte das Bild, und ich habe ihn oft Stunden lang vor demſelben mit tiefer Rührung ſtehen ſehen. Späterhin hat er mir geſtanden, daß der erſte Anblick bey ihm ſogleich den Gedanken einer entfernt ähnlichen Handlung, nämlich der, welche er ſo eben ausgeführt, erzeugt habe. Er behauptet überhaupt, daß er, ſeit er Emilien kenne, ein ganz anderer Menſch geworden ſey. Jede gute That, jeder edle Entſchluß führt zwar immer ſeinen Lohn mit ſich; allein mein Sohn wurde dafür, daß er ſeiner Liebe entſagte und ſeinen Freund beglückte, dadurch noch belohnt, daß ihm das

Schickſal eine Braut zuführte, hold und liebenswürdig wie Emilie iſt, und der ſchönen Spanierin auf dem bewußten Bilde nur wenig nachgebend. Vielleicht feiert bald ein doppeltes Paar ſein Hochzeitfeſt.“ Indeß waren die Freunde wider in's Zimmer getreten; und als man den Baron von der Erzählung ſeiner Mutter unterrichtete, fügte er hinzu, daß jenes Bild zwar vielen Antheil an ſeiner Handlung habe; allein einen nicht mindern Einfluß auf dieſelbe müſſe er ſeiner damals eben anfangenden Bekanntſchaft mit ſeiner Braut zuſchreiben; denn ſonſt, ſetzte er hinzu, möchte das Bild wohl ein wahres Wunder bewirkt haben.

An dem darauf folgenden erſten Weihnachtsfeiertage hatte der Pfarrer Mildner die Freude, beide Brautpaare zum ſchönſten Bunde für dieſes Leben einzuſegnen; das Kirmeßfeſt aber blieb in ſeiner und der Baronin Familie immer das erſte Feſt des Jahres.

K. L. M. Müller.

Die Vollmondsnacht.

Wenn ſich auf des Baches Welle
Still des Mondes Silber wiegt,
Und in milder Dämm'rung Helle
Rings umher die Gegend liegt;
Wenn aus tauſend Himmelskerzen
Gold'ner Schimmer ſich ergießt,
Und auch in die rauhſten Herzen
Sanft're Wallung niederfließt;

In der Nacht verſchwieg'ne Halle
Tret' ich einſam dann hinein,
Sink in ſüßen Traum, und walle
Träumend fort durch Feld und Hain;

Alles, was im Erdenthale
Mich noch kümmert, weicht zurück;
Und das Land der Ideale
Oeffnet ſich dem freien Blick.

Wie ſo ſtill, im Nebelglanze,
Wald und Hügel vor mir ſtehn!
Wie harmoniſch ſich im Tanze
Ueber mir die Sterne dreh'n!
Tanzet, tanzet, gold'ne Sterne!
Ich vernehme euern Chor,
Und ſchon tönen aus der Ferne
Melodieen meinem Ohr.

O, wie ſpielt in regen Gluthen
Phantaſie um meine Bruſt! —
Schöpft' ich ſchon aus Lethes Fluthen?
Trink' ich ſchon der Götter Luſt? —
Was den Geiſt im Staube bindet,
Streif' ich ab, im leichten Lauf;
Und das Irrdiſche entſchwindet,
Und der Himmel thut ſich auf.

Daß kein Gott doch den Gefühlen
Wort und Sprache noch verlieh! —
Könnt', o könnt ich ſingend kühlen
Alle Gluth der Phantaſie!
Könnt' in Bild und Ton verflechten
Ich mein innerſtes Gemüth! —
Jeder Gang in Vollmondsnächten
Zeugte ein unſterblich Lied. —

Friedrich B.b..k.

Romantiſch-merkantiliſche Poeſie.

Es fehlt in Deutſchland gewiß nicht an gedruckten Anpreiſungen von wohlriechenden Waſſern, Zahntincturen, Wunder-Pillen, Pulvern und Eſſenzen. Wenn man ſie nur aus der Hamburger Zeitung und dem Reichsanzeiger zuſammenleſen wollte, könnte ein ſpeculirender Nachdrucker ſchon ein recht ſchönes Werk unter dem Titel einer Anthologie von und für Marktſchreier und Quackſalber zuſammenfingern. Aber was die Deutſchen in dieſem Fach induſtriöſer Schriftſtellerei leiſten, ſcheint doch noch weit hinter der Genialität der Franzoſen — die uns auf ſo mannichfache Weiſe überflügeln — zurückzubleiben. Ich kann davon ein ſchönes Probeſtück mittheilen.

Ein junger Mann, der eben von ſeiner Reiſe nach Paris zurückgekehrt iſt, brachte unter andern ein Glas wohlriechendes Waſſer zu einem galanten Geſchenk von dort mit her. Die dazu gehörige gedruckte Empfehlung liegt vor mir, vier Quartſeiten ſtark, mit ſaubern Lettern, auf ſchönem Papier. Aber dieſes Waſſer verdient auch alle mögliche Auszeichnung; denn die berühmte Ninon de Lenclos hat ſich deſſelben bedient, und es iſt, wie man bald hören wird, ein wahrhaftes Wunderwaſſer.

Auf der erſten Quartſeite hebt der erwähnte Proſpectus mit der Verſicherung an, daß dieſes Waſſer es ſey, was die Ninon ſchön, friſch und geſund bis zum achtzigſten Jahre erhalten habe. Dann wird es auch den Männern beim Raſiren, und den Erziehern zum Waſchen der Kinderköpfe empfohlen u. ſ. w.

Die zweite Quartſeite handelt von der Art des Gebrauchs, und erwähnt unter andern, daß es ſeit einiger Zeit Mode ſey, einige Fläſchchen voll Eau de Ninon de Lenclos den Hochzeitgeſchenken beizufügen, als eine, gewiß ſehr galante, Prophezeiung der dauernden Schönheit und Geſundheit der Perſon, welcher man ſie ſchenkt u. ſ. w.

Aber die dritte Quartſeite ſetzt dem Proſpectus die Krone auf; denn ſie enthält ein Gedicht mit der Ueberſchrift:

Ninon de Lenclos,

Romance de M. de Piis, Secrétaire Général de la Préfecture de Police, et Membre de la Legion d'Honneur. Nach der Melodie: Femmes, voulez-vous éprouver? Es ſey der deutſchen Induſtrie hier als Muſter zur Nachahmung wenigſtens im Auszug mitgetheilt.

Der Dichter beginnt mit der Frage, wie er die Reize der Ninon ſchildern ſolle, da er ſie nur aus Gemälden und Kupfern kenne? Raſch entſchloſſen, fährt er aber mit der Notiz fort, daß ſie ſchon im ſiebzehnten Jahre für ein vollkommnes Frauenzimmer gegolten habe. Hierauf ſagt er, daß alles an ihr leicht geweſen ſey: Stimme, Tanz, Lautenſpiel, und ſo wird ſie in Rückſicht der Kunſt zu gefallen ebenfalls für leicht erklärt. Hernach folgt eine Liſte ihrer Liebhaber, welcher die Verſicherung angehängt iſt, daß ſie unbeſtändig und launenhaft gegen dieſelben geweſen ſey, aber auch die verabſchiedeten zur fortdauernden Achtung gezwungen habe. Dann wird gerühmt, wie ſie von den Freuden der Liebe zur Schöngeiſterei übergegangen ſey, und Voltaire'n als angehendem Schriftſteller, tauſend Livres zum Anfang einer Bibliothek vermacht habe. Endlich iſt auch nicht vergeſſen, ihr nachzurühmen, daß ſie noch im achtzigſten Jahre eine zärtliche Schwachheit zu begehen im Stande geweſen ſeyn ſoll. Am Schluſſe frägt dann der Dichter, ob man auch wohl wiſſe, welcher Talismann es geweſen ſey, deſſen Gebrauch die Ninon ſo lange friſch und jung erhalten habe? In einer Romanze, die zu dieſem Proſpectus gehört, läßt die Antwort ſich leicht errathen. Sie kann keine andre ſeyn, als daß das ſchöne Geſchlecht ermahnt wird, die glückliche Wirkung dieſes Waſſers zur Verſchönerung ſeines Teints zu verſuchen. Wobei denn zu hoffen ſteht, daß die Damen, die dieſen Rath befolgen, gleich der berühmten Ninon de Lenclos, einen Liebhaber nach dem andern an ihrem Triumphwagen ſehen werden, bis ins achtzigſte Jahr. — Welch einen Abſatz muß dieſe Romanze verſchaffen! Damit auch die Leſerinnen dieſes Auszugs ihr wahrſcheinliches Verlangen nach jenem Wunderwaſſer befriedigen können, ſtehe hier die Nachricht, daß es in Paris bei M$^{me.}$ Meslin, rue Helder, No. 9, die Flaſche zu 3 Fr. 30 Cent. und zu 6 Fr. 60 Cent. zu haben iſt.

Den Franzoſen will in der Regel die deutſche Poeſie nicht ſchmecken, und ſie ſchleudern daher manchen kritiſchen Blitz danach hin. Wie oft oder wie ſelten ſie treffen, gehört nicht hieher. Aber die obige Romanze möge die unbehülflichen Deutſchen belehren, mit welcher Gewandtheit die franzöſiſchen Poeten geringfügig ſcheinende Gegenſtände zu behandeln verſtehn, um große Zwecke zu erreichen zum Beiſpiel einer **Mme. Meslin** zum Verkauf ihres Waſchwaſſers behülflich zu ſeyn. Das Genie erkennt keine beſchränkenden Gränzen der Kunſt, und bahnt ſich bald dieſen bald jenen neuen Weg. Wenn es eine lyriſche, eine epiſche, eine elegiſche Poeſie giebt: warum ſoll es nicht auch eine merkantiliſche geben? Die Aeſthetiker mögen das beherzigen! —

Wenn der wohlſelige Doctor Lehnhardt in Quedlinburg ein poetiſches Genie geweſen wäre, wie er ein geburtshülfliches war: was für herrliche Romanzen hätte er ſeinem Geſundheitstranke für Schwangere beifügen können! Zum Beiſpiel in der erſten Strophe hätte er erzählt, daß irgend eine ſchöne Lucretia in ihrer erſten Ehe nie Hoffnung gehabt, Mutter zu werden; in der zweiten Strophe hätte er beklagt, daß es ihr in der zweiten Ehe leider nicht beſſer gegangen ſey; in der dritten bis achten Strophe hätte er beſchrieben, auf welche Weiſe in der dritten Ehe ihre Hoffnung ſechsmal zu Waſſer geworden; in der neunten bis zwölften Strophe hätte er anſchaulich gemacht, was ſie in der vierten Ehe von der Ungeſchicklichkeit der Hebammen und der Inſtrumentir-Wuth der Geburtshelfer ausgeſtanden habe; und endlich in der dreizehnten bis funfzehnten Strophe hätte er ausposaunt, wie glücklich ſie im letzten Luſtrum, als Wittwe, durch den ſegenreichen Beiſtand ſeines Wundertrankes, erſt von Zwillingen, dann von Drillingen, endlich von Vierlingen aufs ſchnellſte entbunden ſey. — Welche Vermehrung ſeines Abſatzes würde durch eine ſolche Romanze bewirkt worden ſeyn!

Aber die Deutſchen haben keine Induſtrie, wenn ſie gleich manches ſchöne Talent aufzuweiſen haben! Die Franzoſen beſitzen einen Code Napoleon in Verſen, das heißt, einen Verſuch, das Volk mit den Geſetzen bekannt zu machen, wie eine zärtliche Mutter die Pillen, die ihr Kind verſchlucken ſoll, mit ſüßlichem Brei umgiebt. — Warum hat Herr Friedrich Naßmann uns noch nicht mit einer verſificirten Pathologie beſchenkt? Daß er der rechte Mann dazu wäre, hat er ja ſchon durch eine ſogenannte epigrammatiſche Kurzweil bewieſen, worin er die ekelhafteſten und widrigſten Krankheiten in Hexametern und Pentametern redend eingeführt, um ihr „Bezeichnendes auszuſprechen,“ und dadurch den Beweis zu führen, daß man mit dem weißen Zauberſtabe einer holden Fee auch eine ſtinkende Pfütze umrühren könne. Nur ein paar zur Probe:

Rothe Ruhr.

Aber mir iſt's vergönnt, dein Werk zu ſteigern, zur höchſten
Staffel: ſelten genas, welchen ich blutig umkrallt.

Verſtopfung.

Sehet, da tret' ich hervor als Extrem, den Gedärmen ein Steinmetz:
Was ich vermauert mit Fleiß, trotzt der Petarde Klyſtier.

Schade, daß der genialliſche Dichter die ſaubern Beſchreibungen nicht durch illuminirte Kupfer verherrlicht hat! — Wahrlich! genau unterſucht, ſind die Deutſchen am Ende noch erfindungsreicher in vielſeitiger Anwendung der Versmacherei, als die Franzoſen!

A. G. E.

Sinngedichte von Weiſſer.

1.

Der dichtende Mahler.

Den Pinſel führt' Elpin mit Beifall, wie ihr wißt;
Doch jetzt greift er zum Kiel, und erndtet Tadel ein.
Ihm ſcheint es nicht genug, daß er ein Mahler iſt,
Er will zugleich ein Schmierer ſeyn.

2.

Die Stolze.

Als Juno preiſen wir
Mit Recht die ſtolze Frau.
Vereinigt iſt in ihr
Die Göttin und ihr Pfau.

Wilhelm Tischbein.

In dem großen, von tauſend grünen Hecken durchzogenen, und mit den reizendſten Seen geſchmückten, herrlichen Garten von Holſtein liegt das reinliche Städtchen Eutin, zwar auf keiner der ausgezeichnetſten, doch auf einer ſehr angenehmen Stelle, halb in den grünen Umgebungen einer freundlichen, fruchtbaren Vegetation, halb an den Spiegel ſeines vielfach gekrümmten Sees gelehnt.

Auf dem klaſſiſchen Boden, wo Voß ſeine Louiſe dichtete, in ſeinem ehemaligen Garten, vom See begränzt, ſah ich die grünen Bäume, welche

„den trauten Agnes-Werder umſchatten.“

Ein ſtilles Plätzchen, das ewig der deutſchen Muſe und ihren Freunden heilig ſeyn muß.

Das fürſtliche Schloß iſt weder durch ſeine Lage noch Bauart ausgezeichnet; aber deſto bemerkenswerther iſt der daran ſtoßende Garten. Dieſer ſoll, ſeiner jetzigen Anlage nach, ganz das Werk des letzten Herzogs von Oldenburg ſeyn, und zeigt auf eine höchſt erfreuliche Art, daß einer der edelſten Fürſten, die Deutſchland beſaß, auch einer der gebildetſten iſt. Er hat eine der meiſterhafteſten Löſungen der Aufgabe hingeſtellt: auf einem ziemlich beſchränkten, durch nichts als den angränzenden See begünſtigten, Lokal einen groß gedachten und groß ſcheinenden Garten hervorzuzaubern, der die Gegenſätze lachender Heiterkeit und melancholiſcher Stille auf die anziehendſte Weiſe vereinigt.

Gleich der erſte Anblick, wenn man aus dem Schloſſe auf die oberſte Stufe der hinab führenden Treppe tritt, und auf einmal einen weitgedehnten Raſenteppich, von den trefflichſten Baumgruppen eingeſchloſſen, überſieht, liefert das befriedigendſte Zeugniß für den künſtleriſchen Sinn des Schöpfers dieſer Anlagen. Es iſt das vollendetſte Bild dieſer Art, was ich jemals in einem Garten ſah. Unbeſchreiblich ſchön ſind die Schattengänge an dem gekrümmten Ufer des Sees, mit der Ausſicht nach einer kleinen Inſel; höchſt mahleriſch angeordnet erſcheinen die beiden künſtlichen Waſſerfälle mit ihren düſtern Umgebungen; und friſche Fröhlichkeit athmet alles in der Nähe eines kleinen offnen Tempels, der ſich aus einer grünen, ſanſt aufſteigenden Raſenfläche, mit drei Granitſtufen erhebt, und auf einfachen doriſchen Säulen eine leicht ſchwebende Kuppel gegen den blauen Himmel hebt.

Doch es iſt meine Abſicht nicht, dieſen reizenden Park zu beſchreiben, ſondern nur einiges über den herrlichen Mann zu ſagen, der dort mein Führer war. Wie ſollte ein ausgezeichneter Menſch mir nicht näher ſtehen, als ein ſchöner Garten!

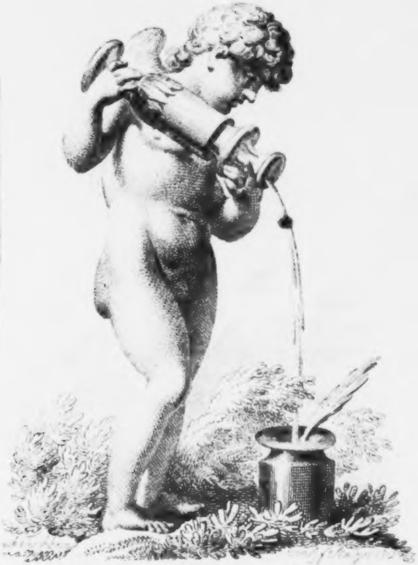
Wilhelm Tiſchbein, der würdige Abkömmling einer Familie, in welcher das Kunſttalent zu den Wiegengeſchenken einer gütigen Fee zu gehören ſcheint — der Herausgeber des Hamiltonſchen Vaſenwerks und des Homers in Bildern — der Schöpfer ſo manches trefflichen Kunſtwerkes, der unter den ehrenvollſten Verhältniſſen eine lange Reihe von Jahren unter dem ſchönen Himmel von Neapel lebte, hat, mit treuer Anhänglichkeit an ſeinem deutſchen Vaterlande, ſeit einigen Jahren das ſtille Eutin zu ſeinem Aufenthaltsorte gewählt. Da lebt er, begünſtigt von einem edlen Fürſten, mit unerkalteter Liebe für ſeine Kunſt, mit ungeſchwächtem Sinn für alles Schöne, mit zärtlicher Freude über die Engelsgeſtalten ſeiner Kinder, wie ein kräftiger, herrliche Früchte tragender Baum, von blühenden Blumen umrankt.

Sein weißes Haar will ihn einen Greis nennen, während ſein großes, blaues Auge noch im Glanze der Jugend ſtrahlt, ſein reger ſchöpferiſcher Geiſt noch die volle Kraft des reifen männlichen Alters zeigt, und ein ächt kindlicher Sinn ihn treu durch das Leben begleitet.

Bewundernswürdig iſt ſeine Vielſeitigkeit in Darſtellung der verſchiedenartigſten Gegenſtände, indem er Menſchen, Thiere und Früchte faſt mit gleicher Meiſterſchaft auf Leinwand oder Papier zaubert, in der ernſteſten heroiſchen, wie in der lachendſten Idyllen-Welt zu Hauſe iſt, und mit dem gründlichſten Studium der Antiken die vollkommenſte Kenntniß der neueren Technik verbindet. Aber am ausgezeichnetſten ſteht er in der Künſtlerwelt da, durch den ſo hell um ſich ſchauenden Geiſt, der ſich vorzüglich in ſeinem phyſiognomiſchen Scharfblick offenbart, durch den unerſchöpflichen Reichthum ſeiner Ideen und den bald feinen, bald tiefen Sinn ſeiner Erfindungen, wozu ihm ſeine ganz eigenthümlichen Anſichten der Welt und des Menſchenlebens oft auf die originellſte Weiſe den Stoff bieten. Eine Menge unſrer Künſtler haben faſt nur eine mechaniſchgeübte Hand, und ſind, aus Mangel an Geiſt, nicht ſelten um würdige Gegenſtände zur Beſchäftigung verlegen. Bei Wilhelm Tiſchbein findet gerade das Gegentheil ſtatt. Ihm fehlt es an Händen, dem ſchöpferiſchen Geiſte nachzukommen, der in raſtloſer Thätigkeit von Gegenſtand zu Gegenſtand fliegt.

Ich ſah daher manches ſchön begonnene, aber unvollendete Werk bei ihm, z. B. ein großes Oehlgemählde — Chriſtus, der die Kinder zu ſich kommen läßt — worin das Portrait einer ſeiner Töchter nicht zu verkennen war. Näher der Vollendung waren ein Abſchied Hektors, und ein Ajax und Caſſandra, beide wegen ihrer Größe in einem Zimmer des Schloſſes aufgeſtellt. Lauter Werke, die den Meiſter beſſer loben, als ich es hier zu thun im Stande wäre.

An kleinern Gemälden, Zeichnungen und Skizzen, mehr oder weniger ausgeführt, ſo wie an Platten, die er zur Vollendung ſeiner großen Kupferwerke hat verfertigen laſſen, beſitzt er einen ſo intereſſanten Schatz, wie nicht leicht ein anderer Künſtler wird aufweiſen können. Viele Wände ſeiner Zimmer ſind mit ſeinen eignen Arbeiten bedeckt und eine Menge von Mappen davon angefüllt. Zu der großen Achtung, welche dieſer Kunſtſchatz gegen ihn als Künſtler erweckt, geſellt ſich ſehr bald bei dem Beſchauer eine herzliche Liebe zu ihm als Menſchen, der mit ſo ausgezeichneter Liberalität und Anſpruchloſigkeit jedem Kunſtfreunde den Zutritt geſtattet, und in gleichem Maaße Vergnügen und Belehrung gewährt. — Die beiden, höchſt genußreichen Tage, welche ich in Eutin, größtentheils in ſeinem Hauſe, verlebte, konnten bei weitem nicht hinreichen, mir eine vollſtändige, wenn auch nur flüchtige, Ueberſicht aller ſeiner Kunſtſchätze zu verſchaffen. Wie gern hätte ich Wochenlang bei ihm und bei ſeinem geiſt- und gemüthvollen Arbeiten verweilen mögen! Das war nicht möglich; aber dennoch ſind mir eine Menge ſchöner Erinnerungen an dieſelben geblieben, und ich kann mir die Freude nicht verſagen, für Kunſtfreunde hier wenigſtens einige Andeutung von einem kleinen Theile der Sachen, die ich bei ihm ſah, hinzuwerfen.



Ich erwähne zuerſt, aus einer angefangenen Reihe Anakreontiſcher Bilderchen, den Amor, welcher dem Dichter das Tintenfaß füllt; wenngleich keins der bedeutendſten und eins der unausgeführtern Blätter in dem großen Vorrathe, doch gewiß ein freundlich anſprechendes, durch die naive Idee, die ihm zum Grunde liegt. Eine Kopie davon in Kupfer lege ich als Beilage den Leſern dieſer Blätter vor, indem ich dem würdigen Erfinder für die gütige Mittheilung des Originals zu dieſem Zwecke hier nochmals verbindlichſt danke.

Dieß Kupferblatt wird Vielen das Räthſel erklären, woher es kommt, daß nicht nur die Dichter ſo viel von Liebe ſchreiben, ſondern daß auch andere Leute oft das nämliche thun, wie zum Beiſpiel manches junge Mädchen, ganz gegen die Vorſchriften der Mama oder der Gouvernante, ja faſt ohne daß ſie ſelbſt es weiß, ein Liebesbriefchen nach dem andern ſchreibt. Was kann ein Mädchen dafür, wenn jener Schelm von Amor heimlich ihr

Tintenfaß gefüllt hat? Und wie kann ſie anders, als zärtliche Worte ſchreiben, wenn ſie die Feder in vergiftete Tinte getaucht hat? — Eine ſorgſame Mutter hat alſo nicht allein das Herz, die Blicke, die Hände und Füße ihrer Tochter zu hüten, ſondern ganz beſonders auch ihr Tintenfaß, weil vielleicht der nächſte junge Stutzer Morgens und Abends betet:

Amor! Amor! hab' Erbarmen
Mit mir hart verſchmähtem Armen!
Wandl' in Liebe Doris Haß!
Daß mein Glück ich endlich finde,
Gieß' verliebte Zaubertinte
Heimlich in ihr Tintenfaß!

Amor iſt an ſchlechte Verſe gewöhnt, und erhört daher auch wohl die obigen, wenn nicht aufgepaßt wird!

Doch ich wende mich wieder zu Tiſchbeins Kunſtſchätzen.

Eine höchſt intereſſante Reihe ſchön ausgeführter Zeichnungen umfaßt einen kleinen Liebesroman zweier Schäfer, davon der eine alles in heiterm, der andere alles in trübem Lichte erblickt. Die Verſchiedenheit dieſer Charaktere iſt die Veranlaſſung zu den intereſſanteſten mahleriſchen Gegenſätzen geworden. Während der eine den freien, ſonnigen Hügel beſteigt, ſchleicht der andre in den Schatten eines geſchloſſenen Thales. Den Schluß macht eins der originellſten Bilder. Der heitere Schäfer nämlich, welcher überall das freundliche Bild ſeiner Geliebten ſieht, erblickt es auch in der glänzenden Sonnenſcheibe; und wie das geblendete Auge, wenn es nach der Sonne geſchaut hat, noch eine Zeitlang von lauter glänzenden Scheiben umſchwebt wird: ſo erſcheint jenem Schäfer nun in einer ganzen Menge von hellen Scheiben das Bild der Geliebten. — Könnte man doch in unſrer eiſernen Zeit noch auf die Unterſtützung einer hinlänglichen Anzahl von Kunſtfreunden rechnen, um dieſen ſchönen Cyklus idylliſcher Zeichnungen, von der Hand eines geiſtvollen Künſtlers radirt, in's Publikum zu bringen! Wie gern böte ich, als Mittelsperſon, die Hand dazu! —

Dieſe ſchäferlichen Zeichnungen erinnern mich zunächſt an ein kleines, trefflich ausgeführtes Oehlgemählde. Ueber einer Felſenhöhle zieht ſich ein ſanfter Raſenteppich hinauf. Eine ſchöne Gruppe von friedlich liegenden Schaafen und Lämmern befindet ſich neben der Höhle. Ueber derſelben liegt ein ſchlafender Hirt, neben ihm ſein ruhender Stab, ſeine verſtummte Flöte und die ausgeleerte Kürbißflaſche. Aus dem Dunkel der Höhle iſt ein Tyger halb hervorgeſchlichen, und eben im Begriff, ſchonungslos auf ſeine Beute hervor zu ſpringen. Herrlich iſt in dieſem ſchönen Bildchen ſorgloſe Unſchuld der lauernden Tücke, ſüße Ruhe der leidenſchaftlichen Bewegung entgegen geſtellt. Hat man ſich eine Weile im Anſchauen des ſchlafenden Schäfers und ſeiner ruhenden Heerde verloren, und wirft dann den Blick auf den lauernden Tyger: ſo kann einen faſt eine Art von Schreck überraſchen. Es wäre ein ſinnvolles Denkblatt für manche argloſe Unſchuld, die nicht ahnen will, wie nahe ihr Gefahr und Verderben ſind. —

Ein anderer ſinnvoller Gegenſatz iſt in zwei Zeichnungen ausgeführt. Die eine ſtellt die

Stärke des Mannes vor: Jäger zu Pferde, bewaffnet mit Bogen und Köcher, kehren mit ihrer Beute, einem erlegten Adler und Löwen, von der Jagd zurück. Die ſchönſten und kräftigſten Formen in dem König der Vögel, in dem König der vierfüßigen Thiere und in dem König aller Geſchöpfe auf Erden, ſind hier in eine herrliche Vereinigung gebracht. Es iſt eine der mahleriſchſten Compoſitionen, die ich jemals geſehen habe, und zugleich eine wahre Verherrlichung des Menſchen, der über den brüllenden Löwen der Wüſte, wie über den Adler, der zur Sonne fliegt, als Sieger triumphirt. Und das Gegenſtück, die Stärke des Weibes darſtellend: zwei Mädchen füttern aus einem Körbchen mit Blumen und Früchten eine Gazelle, und locken dadurch das ſonſt ſo ſchüchterne, flüchtige Thier zu ſich hin. Wie fein, und ſinnvoll gedacht und ausgeführt!

Auf einem andern Blatt befindet ſich eine Gruppe von Schaafen, denen ein Bauer die Lämmer wegnimmt, und in Körbe auf ein Pferd ladet. Ohne über die Gränzen des eigenthümlichen, feſtſtehenden Typus in der thieriſchen Phyſiognomie hinaus zu gehen, iſt doch ein ungemein ſprechender Ausdruck in die Köpfe der geängſteten Schaafe gelegt. — Als Seitenſtück hierzu hat Tiſchbein ein Blatt mit Menſchenköpfen in gleicher Zuſammenſtellung gezeichnet, wie jene thieriſchen Köpfe, mit dem nämlichen, nur klarer in's Leben ſpringenden Ausdruck. Man könnte es eine Ueberſetzung des vorigen Blattes aus dem Thieriſchen in's Menſchliche nennen. Eine originelle Idee, die aber in eine von Tiſchbein's Lieblingsbeſchäftigungen und Unterhaltungen, in ſeine Vergleichung der charakteriſtiſchen Aehnlichkeiten feſtſtehender thieriſcher Formen und menſchlicher Phyſiognomieen, unmittelbar eingreift.

Auf einem Blatte, die Unholde genannt, zeigt ſich die ſchöpferiſche Kraft ſeiner leicht aufgeregten Phantaſie ebenfalls in einem ſehr originellen Lichte. Es ſind eine Menge der fratzenhafteſten Geſtalten und Phyſiognomieen, dem Anſchein nach aus der abentheuerlichen Welt eines Kaliban, zu denen dem Künſtler aber nichts als Stücke von Steinen und abgeſtorbenen Baumwurzeln die grotesken Gründzüge geliehen haben. — Als Gegenſtück gehört dazu ein Blatt mit höchſt lieblichen Mädchenköpfen.

Eins der ernſthafteſten, phyſiognomiſch-intereſſanteſten Blätter zeigt vier gefangene, an Trophäen gefeſſelte Könige. Jeder derſelben iſt der Repräſentant eines der vier Temperamente. Wie oft ſind dieſe ſchon von andern Künſtlern gezeichnet; aber wie bedeutend und neu erſcheinen ſie hier aufgefaßt, in der Stufenleiter von der ſtumpfen Ergebung in ein höchſt tragiſches Geſchick bis zum leidenſchaftlichen Gefühl deſſelben! — In ſolchen Zügen unterſcheidet ſich eben der wahrhaft geiſtvolle Künſtler von dem blos abgerichteten Mechaniker.

Unter die Rubrik bedeutungsvoller Phyſiognomik, gehört auch noch eine Gruppe verurtheilter Verbrecher, welche zur Galeere abgeführt werden. Unter den gemeinen Böſewichtern zeichnet ſich einer mit dem Ausdruck thatenluſtiger Kraft aus, dem man anſieht, daß ſein Mißgeſchick ihn nur auf eine unglückliche Bahn ſtieß, und daß er unter andern Umſtänden eben ſo gut ein hochgefeierter Held in der Weltgeſchichte hätte werden können, als mancher von dieſen hätte auf dem Schaffot endigen können. Drum hat er auch die treffende Unterſchrift: „Mir fehlt nur Glück und ein Homer.“

Doch es fehlt mir der Raum, ſo fortzufahren. Um indeſſen von der großen Mannichfaltigkeit der Gegenſtände Dem und Jenem, welcher ſich dafür intereſſirt, einen Begriff zu machen, will ich mit möglichſt kargen Worten den Stoff einiger Blätter noch anführen, deren ich mich eben noch am deutlichſten erinnern kann.

Eine Sybille in einer Grotte, mit Buch und Griffel zum Schreiben in der Hand. Durch eine Oeffnung des dunkeln Felſens hat man die Ausſicht nach dem brennenden Veſuv, vom Monde beleuchtet. Ein ſehr pittoreskes Stück!

Ein blinder Bettler an einer Hausthür. Ein Hahn zieht ihm das Brodt aus dem Bettelſack, um ſeine Hühner damit zu füttern.

An

An einem alten Eichſtamme befindet ſich ein Neſt, worin vier Knaben ſich zanken und balgen, weil jeder der Herr darin ſeyn will.

Ein Weib und ein Kind in Verzweiflung bei dem Leichnam des Gatten und Vaters. Eine Scene, in Neapel nach der Natur gezeichnet.

Ein Landmädchen, auf dem Wege zur Stadt, mit ihren Früchten und andern zum Verkauf beſtimmten Sachen zu Boden gefallen. Durch das Niederſtürzen des Korbes ſind ihre Tauben frei geworden und fliegen davon. (Die Unſchuld entflieht.)

Ein brennender Heuwagen, dem die davor geſpannten, wild gewordenen Stiere entfliehen wollen, und den ſie dadurch, zu ihrem eignen, ſchnellern Verderben, deſto raſcher in Glut ſetzen.

Ein Bär und ein Fuchs, welche, dem Anſchein nach, einander liebreich umarmen, während der Bär den Fuchs in den Nacken beißt; zur Verſinnlichung der Wahrheit, daß Umarmung und Küſſe nicht immer aus liebendem Herzen kommen.

Wehklagende Schiffer am Strande bei ihrem zerſchlagenen Fahrzeug.

Ein Schornſteinfegerknabe, welcher ſich eben über den Rand des engen, ſchwarzen Schornſteins hinauf gearbeitet hat, und freudig über die hellbeleuchteten nachbarlichen Dächer nach der aufgehenden Sonne blickt. Eine Scene, die der Künſtler, dem nichts Gemüthliches entgeht, in Hamburg aus ſeinem Fenſter nach der Natur gezeichnet hat.

Eine junge Frau mit dem vollen, mütterlichen Entzücken über den erſten Verſuch des Gehens, den ihr Kind macht. Auch der Vater ſieht mit frohem Lächeln zu.

Eine andre Scene des Lehrens und Lernens iſt dargeſtellt durch eine alte Virtuoſin in der ſchönen Kunſt der Klätſcherei, die ein paar junge, aufmerkſam zuhorchende, Mädchen unterhält. —

So wechſeln Scherz und Ernſt, Scenen aus einer gemeinen Natur und aus einer höhern Phantaſie-Welt in bunter Reihe auf das unterhaltendſte mit einander ab. Einige der intereſſanteſten Blätter habe ich leider nicht aufführen mögen, weil ſie einer genauern Detaillirung bedurft hätten, mir aber jetzt, nach anderthalb Jahren, nicht mehr gehörig im Gedächtniſſe ſind.

Die meiſten der erwähnten Zeichnungen, in einer leichten angenehmen Manier, farbig aufs Papier geworfen, befinden ſich in einem gebundnen Buche, das der Künſtler mit Papier hat durchſchießen laſſen, als eine Art von idealiſchem Stammbuch, in welches mehrere ſeiner Freunde und Bekannten ſich durch ſchriftliche, größtentheils poetiſche, Noten zu dem gemahlten Text verewigt haben.

Zur Anſpielung auf die ſtumme, doch verſtändliche Sprache der Mahlerei beginnt die geiſtvolle Bildergallerie mit einem Bettler, der, nach italiäniſcher Sitte, ein Bild aufgehängt hat, welches zeigt, wie er beim Ausreißen wilder Zugochſen von einem Wagen geſtürzt iſt, deſſen eines Rad ihm den

Fuß zermalmt. Er ſelbſt ſitzt ſchweigend an der Mauer, und neben ihm liegt ſeine Krücke. Die Hände, die er Niemandem entgegenſtrecken will, hat er in den Mantel gewickelt, aber der Hut liegt in ſeinem Schooße, um die Gabe mitleidiger Herzen, die an der Wand ſein Schickſal leſen, aufzunehmen.

So ſinnreich wie dieſes Blatt an die Spitze der Zeichnungen geſtellt iſt, ſo gut charakteriſirend beginnt der ſchriftliche Theil des Buches mit folgenden Verſen von der Hand eines bekannten Dichters:

Dienerin oft, erſcheint uns hier, als Herrin, die Zeichnung
An des Künſtlers Hand, den die Antike gelehrt,
Tiſchbeins! — Auf, Poeſie! und deute der Herrſcherin Winke!
Lächelnd finde ſie oft mehr, als ſie ſelber gedacht!

v. H.

Zur Probe mögen hier wenigſtens einige der poetiſchen Deutungen ſtehen, die ich mir, ihrer Eigenthümlichkeit wegen, abſchrieb.

Vorzüglich reichlich mit poetiſchen Noten ausgeſtattet war folgendes Blatt:

Ein reitender Bauer hat ſeine Frau hinter ſich auf dem Pferde. Die eine Hälfte des Zügels hält er mit der linken, die andere Hälfte hält ſie mit der rechten Hand. Da lieſt man unter andern folgende Unterſchriften:

Der Gaul gewähret euch Beiden Sitz und Raum,
Doch, Hans, faß' Muth, und gieb ihr nicht den Zaum!

Fkr.

Nicht Muth beſchützt den Zaum in deiner Hand;
Ihn zu behaupten, dient nur eins — Verſtand.

C. W.

Eheſtands-Roß möcht' ich dich nennen: geduldig trägſt du die Beiden.
Eintracht herrſche! ſonſt ſtürzt einer gefährlich herab.

N. Meyer.

Das Geſetz ſey der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrſche die Sitte darin!

F. Herz.

Das iſt die Ehe-Theorie
Den Zügel hält er, den Zügeler ſie.

Sie zwickt ihn hier, ſie zwickt ihn dort;
Doch muß ſie mit dem Zügeler fort.

G. L. K.

Einem Blatte, welches einen Hirten zeigt, der ein ſchreiendes Schwein, ſtatt eines Schaafes, ſcheeren will, war unter andern beigeſchrieben:

Schrieen die Säue Homers ſo unäſthetiſch, wie dieſe?
Freunde, alles klingt ſchön, hat es der Grieche geſagt.

E. M.

Ein Eſel, welcher Ananas für Diſteln frißt, hatte folgende Noten erhalten:

Manchem geht es wie dir: die Ananas frißt er für Diſteln,
Preißt uns im Ernſt und im Scherz Diſteln für Ananas an.

N. Meyer.

Intereſſant der Leihbibliothek des Bücher-Verleihers,
Schlingt er Johanna hinab, wie Schikanederſche Frucht.

W. L. v. H.

Ein anderes Blatt, welches im Moraſte des Vordergrundes ein grunzendes ſchmutziges Schwein, und weiter hin im Waſſer einen reinen Schwan zeigt, hat zu folgenden Verſen Veranlaſſung gegeben:

Was iſt ächte Natur bei unſerm natürlichen Dichter?
Unter dem Schwanengeſang grunzet äſthetiſch die Sau.

G. L. K.

Die beiden Kontraſte
Hat man ſchon oft geſehn:
Den Einen als Künſtler,
Den Andern als Mäcen.

Fkr.

An G.

Singe ruhig dein Lied, und kümm're dich nicht um den Frechen,
Der mit ſtumpfem Gemüth kritiſch den Sänger verhöhnt.

N. Meyer.

Ich kann dieſe Mittheilungen nicht abbrechen, ohne den Wunſch zu wiederholen, daß es doch möglich werden möchte, wenigſtens eine Auswahl der herrlichen Kunſtſchätze Tiſchbeins durch die Radiernadel zu vervielfältigen und auf dieſe Art den Freunden geiſtvoller Kunſterzeugniſſe näher zu bringen, für ſie zur Freude, und für den Erfinder — dem die Parze noch einen langen, ſchönen Faden ſpinnen möge — zur Ehre!

A. G. E.

Die Heimath.

Fern, auf blauen Bergeshöhen,
Hold umglänzt von Sonnenpracht,
Iſt das Heimathsland zu ſehen,
Wo ein ew'ger Friede wacht.

Rings von Palmengrün umzogen,
Flüſtert holdverklärte Ruh;
Silbern rieſeln leiſe Wogen
Bunten Blumenborden zu.

Purpurwolken gehn und ziehen
Durch des blauen Aethers Raum;
Süße Melodieen glühen,
Und die Ruhe athmet kaum.

Leid und Kummer iſt vergangen,
Unter Roſen ſtarb der Schmerz,
Wonne röthet blaſſe Wangen,
Harmlos ruht das ſel'ge Herz.

Aber ſchwere Felſenketten
Zäunen rings das holde Land;
Wer ſich will hinüberretten,
Biete nie der Schuld die Hand!

Stürze nie die Hochaltäre
Siegesſchwerer Wahrheit ein,
Kämpfe für der Tugend Ehre,
Leide willig Schmach und Pein!

Denn zu grauenvollen Schlünden
Zieht ihn ſonſt des Stromes Zug;
Willſt du drum die Heimath finden,
Liebe Wahrheit, meide Trug! —

Karl Grumbach.

Einige Anekdoten von Kant.

1.

Als ich hier zu Königsberg, nachdem ich erblindet war, in einer ſehr beſchränkten Lage lebte, beſuchte mich einſt der verſtorbene Kant, der mir ſchon während meiner akademiſchen Jahre verſchiedentlich ſein Wohlwollen geäußert hatte. „Ich habe," ſagte er, „eine neue Erwerbsquelle für Sie ausfindig gemacht: errichten Sie eine Penſionsanſtalt; den erſten Penſionär will ich Ihnen ſofort übergeben." Die Sache kam mir unerwartet, und ich wendete meine häusliche Verfaſſung ein. „Dies iſt," ſagte Kant, „kein Hinderniß. Sie laſſen bloß eine doppelte Portion aus der Garküche holen, und beſorgen eine doppelte Portion von Ihrem bisherigen Frühſtück, legen von Allem, was der junge Mann koſtet, Rechnung ab, und erhalten alle Monat einen Dukaten für Ihre Bemühung." Als ich nun meine Blindheit einwandte, erwiederte Kant: „Gerade dieſe iſt es, die mich auf den Gedanken gebracht hat. Sie nehmen an wenig Zerſtreuungen Theil, ſind beſtändig einheimiſch, werden daher auch durch Ihren Umgang auf Ihre Zöglinge wirken, und mißtrauiſcher gegen ſich ſelbſt, als es der Sehende iſt, ihre Zöglinge ſorgfältiger beobachten und leiten.“ Ich befolgte nun dieſen Wink, erwarb nun, einige Jahre lang, durch eine Penſionsanſtalt einen Theil meines Unterhalts, und war ſo glücklich, verſchiedenen Jünglingen, wovon Einige als vorzügliche Männer daſtehen, nützlich zu ſeyn.

2.

Einer meiner vormaligen Zöglinge, der mich ſchon ſeit einiger Zeit verlaſſen hatte, bat ſich bei ſeiner Durchreiſe bei mir ein Nachtlager aus. Mit Vergnügen nahm ich ihn auf; allein er hatte ſich auf der Reiſe erhitzt und nachher ſtark erkältet, und das hatte eine Geiſteszerrüttung zur Folge, wovon er aber völlig hergeſtellt wurde. Ich hielt ihn wegen ſeiner ſonderbaren Geſpräche für trunken, und eilte, ihm ſein Schlafzimmer anzuweiſen. Am folgenden Morgen aber trat er wüthend vor mein Bett, ſagte, daß er meinen Plan (eine Sache, wovon ich noch in dieſem Augenblicke nicht die entfernteſte Veranlaſſung errathen kann) ihn mit einem Frauenzimmer von zweideutigem Ruf zu verheirathen, genau kenne, ſich aber an einen Mann wenden wolle, der mir Schranken ſetzen würde. Wahrſcheinlich veranlaßte ihn nun eine dunkle Idee, von der Hochachtung, womit er mich jederzeit von Kant ſprechen hörte, zu dieſem hin zu laufen. Er überraſchte ihn einſam in ſeinem Studierzimmer; allein Kant, der augenblicklich ſeinen Zuſtand entdeckte, kam hierdurch gar nicht aus ſeiner Faſſung. Er nöthigte den jungen Mann freundlich zum Sitzen, gab ihm in Allem Recht, und ſchickte ihn, um den Bedienten zu rufen, weil er dieſen, um mich gehörig zurechtzuweiſen, ſofort mit einem Billet zu mir ſchicken würde. Der junge Mann gehorchte, und kehrte, von dem Bedienten Kants begleitet, zu mir zurück, der mir ein Billet überreichte, welches ungefähr folgende Worte enthielt: „Sorgen Sie dafür, daß der unglückliche Mann, der ſeinen Verſtand verlohren hat, ſchnell Hülfe des Arztes erhält, und nicht aus dem Hauſe kommt. Und nehmen ſie ſich ſeiner ſo lange an, bis der Vater, dem ich ſchleunigſt Nachricht zu geben rathe, ſolches thun kann.“

3.

Einſt fragte mich Kant: ob mir die Beſuchung des Schauſpiels Vergnügen gewähre? Ich bejahete dieſes, und fügte hinzu, wenn nur meine Täuſchung nicht durch unrichtige Declamation geſtört werde: ſo mahle meine Phantaſie mir den Schauplatz und die handelnden Perſonen ſo lebhaft, daß vielleicht hierdurch mein Genuß von dem des Sehenden wenig verſchieden ſeyn dürfte. „Ich will Sie hierdurch nicht tadeln,“ antwortete Kant, „ſondern ich wünſchte in der That, daß ein Blinder, ein Tauber, und ein Mann, der die Landesſprache nicht verſteht, gemeinſchaftlich ein Schauſpiel beſuchen, und, ohne irgend eine Verabredung zu nehmen, ihr

Urtheil fällen möchten. Der Blinde wrüde nur auf die Deklamation, der Taube nur auf die Decoration und die Geberdenſprache, und der Ausländer, außer dieſen beiden letzten Stücken, auch noch auf die Modulation Rückſicht nehmen können; und ich glaube das Urtheil dieſer drei Männer, vorausgeſetzt, daß es gebildete Menſchen wären, müßte äußerſt treffend ſeyn.“

4.

Kant hielt ſehr viel auf eine anſtändige und ſaubere Kleidung, und er hatte gerade ein neues Kleid angezogen, als eine Köchin ihn unvorſichtig mit Spühlicht begoß. Er äußerte nicht nur ſeinen Unwillen lebhaft, ſondern begab ſich ſogleich in das Haus, aus welchem das Dienſtmädchen, als er vorüber ging, hervor getreten war. Die Tochter des Hauſes empfing ihn mit vielen Entſchuldigungen, verſicherte, daß vielleicht der Schaden durch augenblickliches Abwaſchen verhindert werden könne, und übernahm ſofort dieſes Geſchäft. **Kant** ſchalt noch immer fort, bis endlich durch die Thätigkeit des jungen gebildeten Frauenzimmers das Uebel völlig gehoben war. Sie, die ihn recht gut kannte, bat ſich aus Schalkheit ſeinen Namen aus, und ſagte, als er ſich genannt hatte: „Es freuet mich unendlich, Sie bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt zu haben.“ „Auch Ihre Bekanntſchaft,“ antwortete **Kant**, „iſt mir angenehm, wenn es gleich die Gelegenheit nicht iſt.“ „Mir aber,“ erwiederte das Frauenzimmer, „iſt gerade auch dieſe Gelegenheit ſehr willkommen; denn ſobald mir nun Jemand wegen der Sorgfalt für meine Kleidung den Vorwurf der Eitelkeit macht: ſo werde ich mich durch das Beiſpiel des berühmten Kant rechtfertigen."

5.

Kant konnte Widerſpruch vertragen; allein ſobald er nicht durch Gründe unterſtützt wurde: ſo pflegte er zu ſchweigen, und alsdann nicht ſelten durch eine Anekdote, die er ganz zufällig hinzuwerfen ſchien, den Widerſprechenden zurecht zu weiſen.

So war er einſt bei ſeinem Freunde Motherby, einem Engländer, der Alles, was aus ſeinem Vaterlande war, und auch Englands Conſtitution, für unverbeſſerlich erklärte. Kant äußerte bei dieſer Gelegenheit, daß es doch wohl gut wäre, daß die Nation ſelbſt und nicht der Miniſter die Taxen auflegte. Der Engländer wies dieſen Einwurf bloß durch die einige Male wiederholte Erklärung von ſich: „Es iſt ja einerlei, wer mich taxirt!" Kant ſchwieg, aber nach ein paar Minuten erzählte er nachſtehendes Anekdötchen:

Zu einem Landprediger kommt ein Mann mit der Bitte, das Geld für ein Schwein, welches er geſtohlen hatte, dem Eigenthümer einzuhändigen. Der Prediger ermahnt ihn, lobt aber dennoch ſeine Gewiſſenhaftigkeit. Als aber im folgenden Jahre derſelbe Auftritt wiederholt wurde, da ſchalt er den reuigen Sünder nicht wenig aus. Doch kam dieſer im dritten Jahre mit der nämlichen Bitte wieder. Jetzt ward der Prediger höchſt entrüſtet; „denn“ ſagte er, „ich weiß gar nicht, warum ihr ſo gehandelt habt! iſt es nicht einerlei, ob ihr das Schwein, gleich vom Eigenthümer kaufet, oder es ihm jetzt bezahlt?“ „Verzeihen Euer Hochehrwürden, der Unterſchied iſt ziemlich groß; denn kaufe ich das Schwein vom Eigenthümer: ſo macht er die Taxe; ſtehle ich es hingegen: ſo wird die Taxe durch mich gemacht, wenn ich es ihm in der Folge verguten laſſe.“

L. v. Baczko.

Räthſel.

Wohl weislich vor der ernſten Schlacht
Hat Hans ſich aus dem Staube gemacht.
Man glaubt, er ſey zum Feinde hinüber
Gelaufen im vollen Kanonenfieber;
Doch ich weiß beſſer, warum und wohin
Vom Felde der Ehr' ihn getrieben ſein Sinn,
Und im Vertrau'n wohl will ich's errathen:
Er hatte, anſtatt zu Heldenthaten,
Schon längſt zu etwas anderem Luſt;
Auch hatte die Sehnſucht ſeiner Bruſt
Längſt eine rückwärts gehende Richtung,
Ganz weit vom Felde der blut'gen Vernichtung.
Wohin er lief, und was er bezweckt,
Wird faſt durch das nehmliche Wort entdeckt;
Nur thront bald ein m bald ein r in der Mitte.
Wie glücklich iſt Hans in der ärmlichen Hütte!

A. G. E.

Auflöſung des Räthſels S. 380: Wind.

Der Freund.

Kein Freund, wie Schranz, iſt in der Welt!
Für ſeine Freunde borgt er Geld;
Er ſcheut für ſie kein Abenteuer,
Und liefe wohl für ſie durch's Feuer.
Für ſie, hört ihn nur ſelbſt! durchwacht
Er manche ſorgenvolle Nacht;
Er läßt, mögt ihr die Achſel zucken,
Er läßt für ſeine Freunde drucken;
Für ſie beſitzt er Hof und Haus;
Für ſie lebt er in Saus und Braus;
Für ſie pflegt er ſich zu betrüben,
Für ſie zu haſſen und zu lieben;
Gilt's ihrem Wohl: ſo fehlt er nicht
Jetzt auf dem Markte, jetzt vor Gericht;
Für ſie allein pflegt er zu jagen;
Für ſie nur hält er Pferd' und Wagen,
Und hat — doch rühmt er drob ſich nie —
Und hat ſogar ein Weib für ſie.

Weiſſer.

Thekla.

Le bonheur céleste n'est que la durée dans
l'enthousiasme et la constance dans l'amour.

Corinne.

Als ich vor zehn Jahren mit meinem Gatten U. verließ, um uns nach Amerika einzuſchiffen, führte uns unſer Weg nach St., wo wir einige Tage bei einem Jugendfreund meines Reinhard weilen wollten, dem das Schickſal hier ſeinen Heerd gebaut und das Glück ein holdes, liebes Weib beſcheert hatte. Ein Zug ſanfter Trauer, den Honorinens Geſicht trug, machte ſie mir noch intereſſanter, und bald erfuhr ich, die Trauer gelte der Krankheit einer Freundin, von deren Liebreiz, ſo wie von der

Freudigkeit, mit der ſie in ihrem 16ten Jahre ſich zum Tode bereite, beide Gatten nicht müde werden konnten zu erzählen. Am Nachmittag kam die Mutter der Kranken zu uns; ſie hatte die Ankunft meines Mannes erfahren; und da die Aerzte der Stadt wenig Hoffnung zu Thekla's Herſtellung gaben: ſo haſchte ſie deſto ſehnlicher nach dem Rath und der Hülfe, die ihr dieſer vielleicht noch zu gewähren vermöchte. Wir nahmen ihre Einladung, den Abend bei ihr zu zubringen an, und Honorine und ich begleiteten ſie gleich hinüber. Die Kranke ruhete, in reinem Weiß gekleidet, auf dem Sofa. Nie ſah ich früher oder ſpäter zartere, über die Seele gleichſam nur gehauchte Formen; alles was Empfindung Süßes, was Frömmigkeit Holdes, und Jungfräulichkeit Unnennbares hat, ſprach aus dieſen Zügen, dieſer zarten ſchönen Geſtalt, um die der Zauber himmliſchen Friedens ſchwebte. — Ihre Krankheit war Folge einer Erkältung nach ſtarker Erhitzung und, wie alle Bruſtübel, ſehr ſchmerzvoll; doch bei ihrer Jugend und der

Stille ihres Gemüthes faßte Reinhard die Hoffnung, ſie noch ganz wieder herſtellen zu können, und, hingeriſſen von dem Antheil, den mir ihr erſter Anblick eingeſlößt hatte, vereinigte ich mich mit der Mutter und unſern Freunden, ihn zur Verlängerung ſeines Aufenthalts und zu dem Entſchluß zu bereden, St. nicht eher zu verlaſſen, als bis er ſie außer Gefahr wiſſe. Der Werth, den Thekla auf den Bewegungsgrund unſers Bleibens legte, erwarb meinem Gatten ihren Dank, mir ihre Liebe; und da auch ich mich immer näher und immer inniger zu dem zarten Weſen hingezogen fühlte: ſo verließ ich mehrere Wochen hindurch ihr Zimmer faſt gar nicht.

Auf dem Krankenbette fällt ſo manche Verzierung des Charakters, ſo manche erkünſtelte und angenommene Verſchönerung deſſelben weg, daß der Blick des Beobachters dann leicht in die verborgenſten Tiefen des Herzens dringt. Manche traurige Erfahrung dieſer Art hatte ich ſchon gemacht; am Krankenbette dieſes Engels wurden ſie mir alle vergütet. In ſechs

Wochen der angreifendſten, peinlichſten Schmerzen, in ſechs Wochen der Ungewißheit über Leben und Tod, keine Klage, keine Miene des Unmuths und keine Spur von übler Laune! Immer nur mit der Sorge für Andere beſchäftigt, immer bedacht, der Mutter zu verbergen, daß ſie leide, immer ſorgend, denen, die ſie umgaben, ihre Pflege und Wartung zu erleichtern — und dabei ſo voll Dank für jede Erquickung, jede ſchmerzensfreie Minute! So willig ſie ſich auch allen Vorſchriften des Arztes unterwarf, entging es mir doch nicht, daß ſie eigentlich den Tod mehr liebte als das Leben, und ein ſtilles Sehnen nach der Stunde ihrer Auflöſung im Herzen trug, das nicht bloß Folge körperlicher Ermattung war. In einer unſrer einſamen Unterredungen geſtand ich ihr, daß ich mir bei ihrer Jugend dieſe Vorliebe für den Tod nur durch einen großen Schmerz zu erklären wiſſe, der ſie von der Erde und vom Leben abgelöſet habe.

„Nein,“ antwortete ſie mir — „mein Daſeyn war bisher ſtill und friedlich; doch habe ich, ſeit dem früheſten Aufdämmern meines Bewußtſeyns, in banger Ahnung das Leben gefürchtet, und ein grauenvolles Dunkel ruht für mich auf der Zukunft. In tiefer Einſamkeit erzogen, kenne ich die Welt und das Leben nicht; aber ich weiß, daß das Böſe in ihnen faſt allmächtig herrſcht, und ich zittre im Gefühl meiner Hülfloſigkeit und Wehrloſigkeit gegen die Menſchen und das Schickſal vor ſeiner Macht." —

Mich rührte dieſe Anſicht des Lebens; und wenn ich ihre Sanftmuth, ihre kindliche Frömmigkeit, ihre widerſtandloſe Ergebung in jeden fremden Willen und jene Zartheit des Sinnes ſah, die ach! in unſerm rauhen Erdenclima zu ſehr der Krankheit gleicht! — ſo mußte ich mir ſelbſt geſtehen, es fehle dieſer Himmelsblume der ſchützende Dorn, und jede rauhe Hand habe unbeſchränkte Macht, ſie verletzen zu können. Man konnte nicht um ſie ſeyn, ohne von dem Gefühl ergriffen zu werden, daß jenſeits ihre Heimath, und die Erde nur ein Ort der Verbannung für ſie ſey.

Mit der Gewißheit ihrer Geneſung kam ein tiefer Ernſt in ſie. „Ach,“ ſagte ſie mir einmal — „wie glücklich wäre ich geweſen, wenn mir jetzt nach dem ſchuldloſen Genuß einer frohen Kinderzeit ein ſanftes Entſchlafen der Vorbote eines ſeligen Erwachens, vergönnt worden wäre! — Doch Herr! nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deine! — ich fühle es, ich bin zum Leiden beſtimmt; laß aber meine Ergebung darin ſtäts eine freudige Ergebung ſeyn!“ —

Nach einigen Wochen führte ich ſie, an einem ſchönen Morgen zum erſtenmal wieder in die freie Luft. Ihr Auge ruhte mit ſeelenvollem, ſegnendem Ausdruck auf der vor uns liegenden, im Schmucke des Frühlings neu aufblühenden Erde. „Ergreift Sie nicht,“ fragte ich ſanft — „in dieſem Augenblick ein frohes Gefühl des Daſeyns? Dünkt es Sie nicht ſüß, dieſer Erde und dem freundlichen Leben wieder neu anzugehören?“

„Ja wohl,“ antwortete ſie mir gerührt — „iſt ſie ſo ſchön dieſe Erde — aber doch iſt auf ihr die Tugend ein ewiger, ſchmerzlicher Kampf, wo eine Niederlage den Glanz jahrelanger Siege auf immer verdunkelt — doch bedarf auf ihr der Glücklichſte Ergebung in ſein Schickſal, der geliebteſte Menſch früher oder ſpäter unſere Verzeihung. — Jede freundliche Erſcheinung, jedes beglückende Gefühl ſtreuet den Saamen eines aus ihnen aufkeimenden Schmerzes aus. — O wahrlich! ich ſcheue dieſen nicht, ich werde ihm willig mein Herz öffnen — mag er es brechen; nur lege nie die Reue ihre Schlangen daran — nur berühre es der Tod einſt rein und ſchuldlos, wie ich es jetzt an Gott zurückgebracht haben würde!" —

Hier füllten ſich ihre Augen mit Thränen; ſie ſank in meine Arme und weinte lange eben ſo ſanft als tief betrübt. Ich bot alles auf, ſie zu ermuthigen, und Vertrauen auf die Kraft und den Herrſcherwillen des menſchlichen Gemüths in ihr zu wecken; aber die Zeit unſers Zuſammenſeyns war zu kurz, um einen günſtigen Erfolg meiner Bemühungen hoffen zu können. Wir durften, wenn wir nicht den zu unſrer Ueberfahrt günſtigen Zeitpunkt verfehlen wollten, nicht länger in St. weilen. Mit Wehmuth und inniger Beſorgniß ſchied ich von Thekla. Welchen Zauber mußte die Liebe einſt dieſem Weſen verleihen, das jetzt ſchon für den Dank und die Freundſchaft Blicke, Thränen und Worte hatte, die ſich dem Herzen unvergeßlich einprägten! — Ich erkannte bei dieſer Trennung die tiefe Leidensfähigkeit, die die Natur dieſem Herzen gegeben hatte; ich begriff nun erſt, wie ſie ihre Zukunft in prophetiſcher Ahnung errathen hatte, da ich ſelbſt auf der Erde das Glück nicht zu nennen wußte, das die Gewalt, die der Schmerz über dieſes Gemüth hatte, zu vergelten vermochte. O gewiß, das höchſte Glück erinnert uns immer an die Unvollkommenheit und die Beſchränktheit unſerer irrdiſchen Natur — aber es giebt Einen Schmerz, der die Schranken dieſer Endlichkeit niederreißt, in unſerer Seele, eine unermeßliche, unergründliche Tiefe ausfüllt und ſie ſelbſt vernichten würde, wäre ſie nicht ein einfaches Weſen. —

Ich durfte bei meiner Trennung von Thekla nicht darauf rechnen, ſie je wieder zu ſehen; und die Weite der Entfernung, die Abgelegenheit der Coloniſtenwohnung, die ich bei meiner Ankunft in Amerika mit meinem Manne bezog, beraubte mich auch der Freude ihres Briefwechſels. Doch treu bewahrte mein Herz das Bild des holden Mädchens, das ſo geduldig, ſo gefaßt auf tiefes Weh, am Morgen ihres Lebens und in der Blüthe der Jugend und Schönheit, keinen andern Wunſch hatte, als Schuldloſigkeit und ein friedliches Grab; und nie gedachte ich ihrer, ohne bange Sorge für das Geſchick eines Herzens, das, in ſeiner zu großen Weichheit, der Gleichgültigſte zu verwunden und ein geliebter Menſch in einem Seufzer zu brechen vermochte.

Mein Leben geſtaltete ſich in dem fremden Lande zu einer Reihe harter Prüfungen, in denen ich mit dem Schickſal um das edelſte Kleinod des Menſchen, Ruhe der Seele, einen ſchweren Kampf zu beſtehen hatte. Mein Charakter gewann Feſtigkeit, mein Geiſt vielleicht

Stärke, aber mein Herz ward weicher, jemehr es blutete. Ich hatte Vaterland, Freunde und das Grab meines Kindes verlaſſen, um meinem Gatten nach Amerika zu folgen. Er fand in dem fremden Welttheil ein frühes Grab. Sein Tod ließ mich einſam und verlaſſen; mein Herz ſehnte ſich nach der geliebten, nie vergeſſenen Heimath, nach den Sitten und Gewohnheiten meiner Jugend zurück. Ich ſchiffte mich ein, und nach einer ſehr glücklichen Fahrt ſah ich das blaue, neblichte Gebilde der vaterländiſchen Küſte aus den Wellen emporſteigen. Welch ein Moment für mein Herz! — Aber ach! um wie viel verarmter, als ich es ahnte, betrat ich mein Vaterland wieder!

Der Tod hatte die theuerſten meiner Freunde hinweggerafft — eine zehnjährige Trennung mir die Uebriggebliebenen entfremdet. Allein und hülflos ſtand ich, die beginnende Matrone, da; denn auch den letzten Reſt meines einſt ſo großen Vermögens, verlor ich in den erſten Wochen nach meiner Ankunft, in dem S — Banquerout. Ohne alle Verbindungen, ohne alle Hülfsmittel, mir eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern, ergab ich mich einer muthloſen Reſignation, als mir der Hofrath R., mein Rechtsconſulent, vorſchlug, die Stelle einer Geſellſchafterin bei der Frau von Freiſing, einer reichen jungen Wittwe, anzunehmen. Ich mußte in meiner Lage dieſen Vorſchlag als ein mir von der Vorſehung geſandtes Rettungsmittel anſehen, und unterwarf mich willig der Nothwendigkeit, die mir befahl, meinen Widerwillen gegen ein Verhältniß, das mich von den Launen und den Eigenheiten einer mir fremden Perſon abhängig machte, zu beſiegen. Wer beſchreibt aber meine Ueberraſchung, mein freudiges Erſtaunen, als genauere Erkundigungen mich überzeugten, ich werde in dieſer Frau von Freiſing, Thekla, meine theure, nie vergeßne Thekla wiederfinden! — Doch konnte mir der Hofrath R. auf meine vielen Fragen faſt gar keine befriedigende Auskunft geben. Er kannte Thekla nicht perſönlich, und alles was er von ihr wußte, beſchränkte ſich darauf, daß ſie vor ſechs

Jahren einen pommerſchen Gutsbeſitzer geheirathet habe, jetzt ſeit einem Jahre Wittwe ſey und in N. lebe, umgeben von alle dem Wohlſtand, zu dem die reiche Verlaſſenſchaft ihres Mannes und ihr eignes Vermögen ſie berechtige.

Ich bat den Hofrath, ihr nichts von meiner früheren Bekanntſchaft mit ihr zu ſchreiben, ſondern ſie in dem Wahn zu laſſen, in ihrer Geſellſchafterin eine ihr ganz unbekannte Frau empfangen zu müſſen. Reinhard hatte bei ſeiner Ankunft in Amerika ſeinen Namen verändert, und ſo konnte der Name, den ich jetzt führte, keine Erinnerung in ihr wecken.

Nach einigen Wochen kam ich in N. an, und ließ mich, als Madame Cäſar, bei ihr melden. Mit welchem Herzklopfen betrat ich ihr Haus! Ich flog die Treppe hinauf — ſie öffnete ihr Zimmer und trat mir zum Empfange entgegen — ich ſah ſie, meine zarte, gefühlvolle Thekla wieder, und ein Schrecken ergriff mich, als habe ich das verſteinernde Meduſenhaupt ſelbſt geſehen! Sie war es —

ſie — nur größer, blaſſer, ruhiger — aber welche Ruhe! Nicht die Ruhe des Todes, des Grabes, nein! man denke ſich das kalte Erſtarren des Eiſes, das alles Leben in ewigen Feſſeln, gegen die es nicht mehr ringt, gebunden hält, und man hat einen Schatten des Eindrucks, den ihr Anblick auf jedes fühlende Herz machen mußte; und nun auf mich, auf mich, die ich das Bild dieſer Züge, von ihrem ehemaligen Zauber, dieſem Wiederſchein von Seele und Empfindung erhellt, eben ſo treu als lebhaft in meiner Phantaſie bewahrt hatte! — Sie trat mir entgegen; dies himmliſche Auge, ehemals der Spiegel der zarteſten, gemüthvollſten Weiblichkeit, nicht erloſchen, nicht verweint, ſondern leblos, todt! — O was ſind alle Ruinen verſunkener Erdenpracht, bei denen wir ſo oft, vom beugenden Gefühl der Vergänglichkeit tief ergriffen, trauern, gegen eine ſolche Seelenruine!

Ohne irgend eine Spannung der Erwartung, kam ſie mir mit dem Ausdruck kalter Gleichgültigkeit entgegen — aber im Moment des Erkennens warf ſie ſich, nicht mit Herzlichkeit, ſondern mit verzweifelungsvoller Heftigkeit in meine Arme. — Sie erröthete nicht, ſie vergoß keine Thräne; zur Lilie erbleichend zeigte nur ihr gewaltiges, die Bruſt faſt zerſprengendes Herzklopfen die Heftigkeit ihrer Bewegung an. Ich drückte ſie ſtumm und heißweinend an mein Herz — ſie ſah zu mir auf — ihre Züge erhielten einen Ausdruck von Schmerz, Sonnenſchimmer auf dieſem Geſicht! — Doch ſchnell verflog dieſer, und ſie ſank in ihre kalte Erſtarrung zurück. Sie wurde höflich gegen mich, und führte mich zu der bei ihr verſammelten Geſellſchaft, der ſie mich als eine theure, ſeit einem Jahrzehend nicht geſehene Freundin vorſtellte. Ich war ſo erſchüttert, daß ich nur durch gewaltſame Anſtrengung die Kraft gewinnen konnte, mit dieſen mir fremden Menſchen, in die conventionellen Formen der Höflichkeit und der Unterhaltung einzugehen. Mein Gefühl war das, mit dem man eine Stätte, wo man früher in einer unvergeßlich ſchönen Lebensſtunde Blumen pflückte und Kränze wand, wieder betreten würde, wenn ein Lavaſtrom ſie zur Wüſte verheert hätte.

Spät am Abend erſt fand ich einen einſamen Augenblick, ihr zu ſagen, wie treu ich, während unſrer Trennung, ihr Andenken bewahrt, wie oft mich die Sorge um ſie beſchäftigt habe, und mit welcher ſchönen Zuverſicht, mit welcher tröſtenden Hoffnung ich jetzt Tag und Nacht geeilt ſey, ſie wieder zu ſehen und ihr den Reſt eines Lebens zu widmen, das nur noch durch dieſe Freundſchaft Reiz und Werth für mich habe.

Ein bitterer Schmerz durchzuckte ſie; ſie legte ſich matt in meine Arme. „Es vollendet mein Schickſal,“ ſagte ſie mir im ſtillen Jammerton, „daß ich Ihnen eine ſo treue, ſo edle Freundſchaft mit dem Schmerz vergelten muß — mich derſelben ſo unwerth wiederzufinden. — Nur die entſeelte und entſtellte Geſtallt Ihrer Thekla irrt noch wie ein Geſpenſt um die Bilder jener Zeit; — ſie ſelbſt iſt längſt begraben.“ —

Ehe ich ihr aber zu antworten vermochte, war ſie mir entwichen und zog an der Klingel. Die Kammerjungfer trat ein; ſie begleitete mich mit ihr nach meinem Zimmer und ihre Gegenwart unterſagte mir jedes traulichere Wort.

Faſt ängſtlich vermied **Thekla**, ſowohl am nächſten Morgen als in den erſten auf ihn folgenden Tagen, jedes Geſpräch, das uns auf ihre Vergangenheit hinleiten konnte. Ich ſah ſogar, daß ſie es ſcheute, mit mir allein zu ſeyn, und beſchloß, dieſe Scheu zu ehren, und zu harren, bis meine Liebe und die Begünſtigung des ſchicklichen Moments dieſe Rinde um ihr Herz löſen würde. Sah ich doch an der Sorgfalt, mit der ſie mir den Aufenthalt in ihrem Hauſe ſo angenehm als möglich zu machen ſuchte, und an ihrer Erfindſamkeit, mir jede Bequemlichkeit, jede Zierlichkeit des Lebens zu verſchaffen, von der ſie wußte, daß ich ſie früher gern gehabt hatte, daß ſie mich noch liebte; fühlte ich doch, daß nur Unglück, nicht Schuld auf ihrer Seele laſtete. Auch gewöhnte ſie ſich in kurzer Zeit wieder ſo an meine Nähe, daß ſie ſich ungern, wenn gleich nur auf einige Stunden von mir trennte; ob ſie gleich, ſo wohl im Zweigeſpräch, als in der gemiſchtern Unterhaltung, höchſt einſilbig war und blieb. Vergebens berührte ich alle Saiten, die ehemals ſo rein in dieſem harmoniſch-geſtimmten Gemüth anſprachen: ſie ſchien auch nicht das leiſeſte Intereſſe für irgend einen Gegenſtand der Kunſt und der Natur, für irgend eine Anſicht des Lebens gerettet zu haben. Kalt und antheillos bei allem, ſchien ſich die Kraft ihres Lebens einzig nur noch in dem Beſtreben zu äußern, mehr und mehr zu erſtarren.

Vergeblich hoffte ich, daß ſich ihr Herz der Freundin ihrer ſchöneren, frömmeren Jugend öffnen und in dem Vertrauen zu ihr Balſam für die Wunden ſuchen würde, die dieſem Herzen geſchlagen waren. Da ich aber fühlte, daß meine Liebe mir täglich gerechtere Anſprüche auf ihr Vertrauen gab: ſo benutzte ich die erſte einſame Stunde, um mit der ganzen Innigkeit meines Herzens, die Rechte einer ſo bewährten Treue, als die meinige, geltend zu machen und ſie um die Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens zu bitten.

„Wie werde ich es Ihnen begreiflich machen,“ antwortete ſie bitter — „daß ich nichts zu erzählen und noch weniger über etwas zu klagen habe! Mein Leben war, als Mädchen und als Frau, das allergewöhnlichſte; nur lag in mir die Fähigkeit und der Wunſch, etwas anderes zu ſeyn und zu werden, als die mir von der Vorſehung aufgelegten Pflichten mir zu ſeyn vergönnten. Jede ſchuldloſe Neigung, jede Liebhaberei, der ich, in andern Verhältniſſen, mir und andern zur Freude hätte nachhängen können, wurde durch meine Verhältniſſe zur Sünde, und, um mich vor dieſer, die ich haſſend ſcheute, zu retten, mußte ich ſo werden, wie ich nun bin. Es mußte alles in mir untergehen, was nicht für den Kreis von Pflichten, den das Schickſal mir angewieſen hatte, paßte. Auch hatte ich es ſchon vergeſſen, daß dieſer dumpf-hinbrütende Lebens-Mechanismus nicht den ganzen Kreis der Lebensweiſen in ſich faßt — ich war ruhig. Unſer Wiederſehen hat von neuem Erinnerungen in mir geweckt, die Sünde ſind, weil ſie zu Vorwürfen gegen Gott werden, der mich zu dieſem öden, qualvollen, freudenloſen Daſeyn beſtimmte. Ich fühle oft in meiner Seele eine Bitterkeit, die mich zur Gottesläſterin machen könnte: und dann wäre Verzweifelung mein Loos. Darum, o Pauline, ſchonen Sie mich! Ich kann Ihnen nicht wieder werden, was ich Ihnen früher war; ich weiß es, daß Sie mir jetzt Ihre Freundſchaft nur noch wie ein vom Mitleiden erhaltenes Almoſen gewähren können — aber es liegt für mich in Ihrer Nähe, in Ihrer Theilnahme etwas ſo Linderndes, ſo Wohlthätiges, daß ich Sie flehentlich bitte, mich nicht zu verſtoßen, ſondern bei mir auszuharren, und mir nicht in Sich meinen letzten, meinen einzigen Troſt zu rauben."

Tief gerührt, drückte ich ſie an mein Herz und gelobte ihr Treue bis in den Tod. „Gewiß," ſagte ich ihr — „gewiß iſt mir das Glück beſtimmt, Sie wieder zum Leben aufblühen zu ſehen! Vor zehn Jahren litt Ihr Körper; jetzt iſt ihr Gemüth krank. Aber ein Herz, wie das Ihrige, kann nur auf der Oberfläche erkaltet ſeyn — in ſeiner Tiefe ruht noch die Liebe, aus der der Menſch wieder geboren wird, wenn er ein Raub des geiſtigen Todes geworden zu ſeyn ſcheint.“

„Um Gotteswillen,“ fuhr ſie heftig auf — „nichts von dieſer Hoffnung! Sie wiſſen nicht, wie ich es ſeit kurzem einſehen gelernt habe, daß jede Arzeney meinem kranken Gemüth zum zerſtörenden Gifte wird.“ —

Sie riß ſich hier los und entfloh. Ihre letzten Worte erhellten mir die Bemerkungen, die ich in der bisherigen Zeit meines Aufenthalts bei ihr, bei Beobachtung ihres Thuns und Treibens, und der Menſchen, mit denen ſie lebte, gemacht hatte, ohne ſie bis jetzt zu einem Ganzen ordnen zu können. Thekla ſah viel Geſellſchaft in ihrem Hauſe und brachte jeden Abend in einem Zirkel zu, der zur Hälfte aus jungen Mädchen und Männern beſtand. Sie war ſechs und zwanzig Jahr alt. Die

Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Schönheit ihres Wuchſes war ihr geblieben; ſie war Witwe, ſie war reich, und alle dieſe Eigenſchaften hätten vereint doch wohl in einem zahlreichen Männer-Kreiſe, anziehende Kräfte äußern ſollen. Doch nein! Sie trat kalt und ernſt, ohne alle Anſprüche auf Liebenswürdigkeit, wahrhaft matronenhaft auf, und man näherte ſich ihr auch nur mit den Egards, die man einer Matrone zeigt, ohne ſelbſt das Auffallende zu bemerken, eine ſo junge und ſchöne Frau ganz und in jeder geſelligen Beziehung den alten Damen zugeſellt zu ſehen. Nur einen Mann ihres Zirkels ſchien ſie zu bemerken; das heißt: ihn durch noch abgemeſſenere, berechnete Kälte zurückzuſchrecken, wenn er ſich ihr einmal näherte. Er hieß Otmer und war ein Fremder, deſſen Verhältniſſe in M. niemand genauer kannte. In Thekla's Hauſe war er zuerſt erſchienen und dadurch nach und nach in mehreren Häuſern bekannt geworden, ſo daß wir ihn faſt allenthalben trafen, wie er bei

Thekla zu den für immer eingeladenen Gäſten gehörte.

Der junge Mann hatte ſich mir, von dem erſten Augenblick meiner Ankunft an, mit einer Gefliſſenheit genähert, die ihren Grund nur in ſeinem Intereſſe für meine Freundin haben konnte. Ich ſpielte ſelten; er auch, und dieſer Umſtand verſchaffte uns manche Stunde zur Unterhaltung, in der ich ſeine heitre Lebensanſicht, ſeine raſche Thätigkeit und die ſelbſtſtändige Klarheit ſeines Sinnes kennen und lieben lernte. Die Spannung zwiſchen ihm und Thekla konnte mir nicht entgehen, wenn ich ſie gleich nicht zu deuten vermochte. Er war wie in ihre Nähe gebannt und blieb ihr doch ſtäts fern. Nur aus der Bitterkeit, der Empfindlichkeit, die Beide gegen einander zeigten, konnte man auf ein geheimes Intereſſe für einander ſchließen; und Thekla's letzte Worte erhoben meine früher gehegte Vermuthung zur Gewißheit. Von ihm konnte ich am erſten Aufſchluß über dies Räthſel erwarten, und ich beſchloß, die nächſte ſich darbietende

Gelegenheit zu nutzen, dieſen von ihm zu erhalten.

Am Abend dieſes Tages begleitete ich Thekla auf einen Ball. Es war ſchon ſehr voll, als wir ankamen und wir wurden bald von einander getrennt. Als ich ſie mit meinen Blicken wieder aufſuchte, fand ich ſie am obern Ende des Saals, wo ſie, in Erwartung der noch nicht angeordneten Spielparthieen, im Zirkel der ältern Damen ſaß. Man ſah es ihr an, wie antheillos ſie dem fröhlichen Gewimmel der Tanzenden zuſah. Nicht fern von ihr lehnte ſich Otmer an eine Säule, die ihn ihren Blicken verbarg, und ſeine Augen ruhten mit ernſtem, wehmuthvollem Ausdruck auf ihr. — Jetzt ſah er mich, und da er einen leeren Platz neben mir bemerkte, eilte er, ihn einzunehmen.

„Wie ſehr," ſagte ich zu ihm — „weiß ich Ihnen den Antheil Dank, mit dem Ihr Blick eben auf meiner Freundin weilte. Wie viel inniger würde aber dieſer Antheil ſeyn, wenn Sie ſie, wie ich, in ihrer früheren Jugend gekannt hätten, ehe der Druck eines unglücklichen Verhängniſſes ſie nieder beugte."

„O wie ganz anders war ſie noch vor vier Jahren!" rief er mit einer tief klagenden Wehmuth aus, die an dem ſonſt ſo heitern feſten Manne doppelt auffiel.

„Sie kannten ſie ſchon damals?"

„Ich lernte ſie auf der Inſel Wollin kennen, wo ſie mit ihrem Manne wohnte."

„Werden Sie es mir für Unbeſcheidenheit auslegen," fragte ich nach dem Schweigen einer Minute — „wenn ich Ihnen den Wunſch ausſpreche, durch Sie genauer von einem Verhältniß unterrichtet zu werden, deſſen Kenntniß mir meine Freundſchaft für Thekla höchſt wichtig macht?"

„Kommen Sie doch nur mit dieſer Bitte meinem Wunſch entgegen. Ich muß M. in dieſen Tagen verlaſſen und mein Gefühl macht es mir zur Pflicht, Ihnen vor meiner Abreiſe alles zu entdecken, was ich von dieſem unglücklichen Opfer einer gemachten Moral weiß. —

Laſſen Sie uns, um ungeſtört und unbehorcht zu bleiben, in ein Nebenzimmer gehen.“

„Als ich vor vier Jahren,“ fing er, als wir uns geſetzt hatten, ſeine Erzählung an — „der Revüe bei Stargard beiwohnte, fiel es mir ein, das erſt kürzlich eingerichtete Seebad in Swinemünde zu beſuchen. Ich fand die Gegend ſchön, den Ort ſelbſt aber ſo einſam, das Bad ſo unbeſucht, daß ich meine Zeit zu nichts, als zu Ausflügen in die benachbarte Gegend zu benutzen wußte. Der Zufall führte mich auch nach der nahe gelegenen Inſel Wollin. Ich fand eine öde, meilenlang mit Tannenwäldern bedeckte Sandwüſte, auf der nur ſpärlich elende Hütten zerſtreuet liegen. In der Mitte dieſes deutſchen Sibiriens liegt ein Flecken, den man eine Stadt zu nennen beliebt, und wo man mich zu einem Brauer, als dem einzigen Gaſtwirth im Orte, wieß. Ich fand in der Wirthsſtube eine dicke, vierſchrötige Figur, die mit ſeltner Geſprächigkeit begann, mir meinen Namen und den Zweck meiner Reiſe abzufragen. Es war Herr von Freifing. Das Jagdkleid, das ich trug und ein ſchöner Hühnerhund, mein einziger Begleiter auf dieſer Ausflucht, beſtärkten ihn in ſeinem Wahn, ich ſey gekommen, die Jagdreviere der Inſel zu ſehen. Er ſchien großes Behagen an meinem Hund und auch, wenn gleich im geringeren Maaße, an mir zu finden, und ſchlug mir mit treuherziger Gaſtfreiheit vor, mit ihm nach ſeinem Gute zu fahren, um am morgenden Tage einer großen, von ihm veranſtalteten Jagd beizuwohnen. Ich nahm ſein Anerbieten an. Unterweges erzählte er mir viel von ſeinem Gute, ſeinen Pferden, Hunden, Ochſen und mitunter, ganz in demſelben Tone, auch von ſeiner Frau."

„Es iſt 'n gar gutes Weib," ſagte er — „und auch eine fleißige Wirthin, wenn ſie nur ein wenig quicker und lebendiger wäre — doch übrigens ein kreuzbraves Ding, der ich in den zwei Jahren, daß ich ſie habe, kaum einmal ein hartes Wort geſagt habe. Sie hat's auch ſehr gut bei mir; ich thue ihr alles Gute und Liebe, und laſſe ihr aus Stettin ſo viel

Kleider und Firlefanz kommen, als ſie nur immer haben will. Der liebe Gott hat's mir ja gegeben, und ſo muß man's meiner Frau auch anſehen können, daß ich der reichſte Mann auf der Inſel bin."

„Sie können denken, daß mich dieſe Schilderung eben nicht auf die Bekanntſchaft ſeiner Frau neugierig machte, und der Anblick des Hauſes und des Wohnzimmers war nun gar nicht geeignet, mir Intereſſe für die Mitbewohnerin deſſelben einzuflößen. Ein halbes Dutzend großer Jagdhunde ſprangen uns bei Eröffnung der Thür mit lautem Gebell entgegen — Pfeifen aller Art waren an den Wänden und vor den Fenſtern hingeſtellt — eine dunkle, räuchrige Tapete — eine große hölzerne Schenke voll Bier- und Weingläſer ſtimmten ganz zu der Unterhaltung und der Geſtalt des Hausherrn. Da er ſeine Frau nicht im Zimmer vorfand, rief er dem Mädchen und befahl, ihr zu ſagen, er habe einen Gaſt mitgebracht, einen fremden Herrn, auf den ſie ſich mit dem Abendbrod einrichten ſolle.

Eine halbe Stunde darnach erſchien der Thee und mit ihm die Frau vom Hauſe. Nie hat mich wieder eine Geſtalt ſo ergegriffen! Dieſe Züge, die jetzt einen ſo kalten, jedem Gefühl unzugänglichen Ernſt ausdrücken, trugen damals noch das Gepräge der allerſchmerzlichſten Ermattung und einer hoffnungsloſen Geduld, die ſich aufgegeben hat, und nichts mehr vermag, als die Sklavenarbeit ihres Tagewerks mechaniſch zu verrichten. Mit ſchüchterner Unterwürfigkeit hieß ſie ihren Herrn willkommen; mein Anblick ſchien ſie, wie der einer ungewöhnlichen Erſcheinung, zu überraſchen. Die Unnatur aller ihrer Verhältniſſe ward mir gleich vom erſten Augenblick an klar. Freiſing behandelte ſie mit der gutmüthigen Zufriedenheit eines Hausherrn gegen ſeine Untergebene, und ach! wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn ſie ihm nichts als Haushälterin, nichts als Magd hätte ſeyn dürfen! — Alles, was ſie umgab, war plump, roh und gemein. — Wenn mich aber dieſer Geiſt ihrer Umgebungen ſchon am erſten Abend verletzte: ſo ward meine ganze Seele durch die Scenen des folgenden Tages empört, wo ſie, das einzige Weib, in der Geſellſchaft dieſer rohen Jäger aushalten mußte, und durch den Willen ihres Mannes gebunden, der durchaus keine Ahnung davon hatte, daß ſie dadurch verletzt werden könne, und jedes Widerſtreben für Kinderei, für durchaus läppiſche Ziererei erklärt haben würde, nicht weichen durfte, als die Unterhaltung zur pöbelhafteſten Zotenreißerei wurde, die wieherndes Gelächter reitzte und lohnte. Ich hatte mich neben Thekla geſetzt; ſie rang nach ununterbrochener Unterhaltung mit mir, um nur zu verbergen, daß ſie höre, und um mich, wo möglich, am Hören zu hindern; aber das leiſe Zucken ihrer Lippen, der ſchnelle Wechſel ihrer Farbe, der immer trübere, immer vollere Schimmer des Auges, der ſich nicht zerdrücken laſſen wollte, ſondern als Thräne in das Glas Wein ſank, mit welchem ſie ſie ſtill herunter trank, verriethen die Anſtrengung, die ſie dieſer Zwang koſtete. Ich hätte vor ihr niederknieen, mein ganzes Weſen ihr hingeben mögen in dem unausſprechlichen qualvollen Mitleiden, das ich für ſie empfand; und doch war dies alles noch nichts gegen die Auftritte des Abends, wo ihr Herr, im Nachrauſch des genoſſenen Weins, zärtlich gegen ſie zu werden begann, ſie vor meinen Augen auf ſeinen Schooß zog, ſie in ſeine Arme ſchloß — o was iſt alle Qual des Körperſchmerzes gegen die Seelenfolter, mit der dies Weib in ſeiner Umarmung wie ein Lamm auf der Opferbank zuckte! — Meine Seele ward davon zerriſſen, mein innigſtes Gefühl ſchreiend verletzt; und ſie ſeufzte nun ſchon ſeit drei Jahren in dieſer Sklaverei, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt, und dabei ohne Hoffnung auf Befreiung, ohne Ausſicht auf Veränderung! Für ſie gab es keine Zukunft mehr!

„Ich brachte eine ſchlafloſe Nacht zu; der frühe Morgen trieb mich hinaus; ich durchſtrich den Garten — auch da kein Plätzchen, von dem ſich hätte vermuthen laſſen, es ſey ihr traut und lieb. So war es auch im Hauſe; ſie hatte nicht mal ein eigenes Zimmer, und in keinem einzigen fand man Spuren der, allen Frauen ſo natürlichen und lieben Zierlichkeit. Ich fühlte es: ſie war hier ſchon wie ein willen- und widerſtandloſes Opfer ihres Schickſals angekommen."

Freiſing drang in mich, noch einige Tage bei ihm zu verweilen; ich that es und ſuchte vorzüglich Thekla's Geſellſchaft und Unterhaltung, in der ſie einen gebildeten, durch den Geiſt unſrer beſten Schriftſteller geläuterten, Sinn für das Schöne entfaltete. In meiner Freude darüber äußerte ich, daß die Abgeſchiedenheit ihres Lebens ihr, vorzüglich im Winter, wohl nur durch Lektüre erträglich werden könne. „Dieſer Genuß iſt mir verſagt," anwortete ſie mir ſanft. — „Ehemals las ich ſo gern — nach den erſten Monaten meines Hierſeyns habe ich kein Buch wieder geſehen; auch hätte ich keine Zeit, es zu leſen. Die Wochentage nehmen mich ganz für die wirthſchaftliche Thätigkeit einer wenig bedienten Hausfrau in Anſpruch; des Sonntags habe ich des Morgens, außer der Beſchickung des Hausweſens, auch noch die wöchentliche Berechnung mit den Tagelöhnern und ihren Frauen, die mein Mann mir übertragen hat; dann fahren wir zur Kirche, und von dort bringen wir entweder Geſellſchaft mit nach Hauſe, oder wir fahren zu einem unſerer Nachbarn. Des Montags beginnt der alte Kreislauf von neuem, und man iſt am Abend ſo zufrieden, den Tag zur Ruhe gebracht zu haben, daß" — Ihr Verſtummen hier war ſo rührend, daß mein Mitleiden, meine heiße Theilnahme in Worte ausbrach, die ich freilich ſchonender und zarter verſchwiegen hätte. Sie erſchrak vor der Leidenſchaftlichkeit meines Tons, vielleicht auch vor der Heftigkeit, mit der ihre Thränen ſtrömten. „Ich muß mich ſelbſt anklagen, „unterbrach ſie mich, „wenn ich Sie zu einer gegen meinen Mann ungerechten Anſicht meiner Lage verleitete. Freiſing iſt gut und bieder; wo wir in unſern Neigungen und in unſerm Geſchmack von einander abweichen, iſt es für mich als Frau gewiß und entſchieden Pflicht, mich nach ihm zu richſen. Auch iſt die Einförmigkeit unſerer Lebensweiſe darin wohlthätig, daß ſie mich bis jetzt vor jedem neuen Schmerz bewahrte und es mir verbarg, daß man auf andre Art glücklich ſeyn kann, wie man es in dieſem Kreiſe iſt.“ — Hier verließ ſie ihre Faſſung. Sie verließ ſchnell das Zimmer, und die Entfernung und die Einſilbigkeit, in der ſie ſich, nach dieſem Auftritt, gegen mich erhielt, ließ mich fühlen, daß auf dieſer Seele ſchon ihre, vor einem fremden Manne geweinten Thränen als eine Schuld laſteten.

„Eine innere Stimme ſagte mir, ich müſſe ſcheiden, und ich beſchloß, ihr zu gehorchen, ſo wehe es mir auch that, ſie verlaſſen zu ſollen. Aber irgend ein beſänftigendes Gefühl, irgend eine wohlthuende Erinnerung ſollte ſie mir noch verdanken. Ich ſchlich mich nach Mitternacht in den Garten. Ueberzeugt, daß kein Flötenlaut den Schlaf ihres Mannes zu unterbrechen vermöge, lehnte ich mich nicht fern von ihrem Schlafzimmer an einen Baum, und blies einen herrlichen **Canzone**, der, im Ton tiefer

Empfindung, mit einer leiſen, wehmüthigen Melodie beginnt, und in ſanften Modulationen zu tröſtendem, erhebendem Ausdruck übergeht. Mich ſelbſt beruhigte dieſe Muſik, ſo ſtürmiſch gepreßt auch meine Seele war, als ich begann — — ich umfaßte den Baum — ich drückte meine Lippen auf ſeine rauhe Rinde — meine Augen wurden naß bei dem Gedanken, daß ihr Blick nach meiner Abreiſe zuweilen ihn ſuchen, und mein Andenken dann im geiſtigen Nachhall dieſer Töne um ſie ſchweben würde. — Ach, meine Freundin, ſie war meine erſte Liebe!“ —

„Ihr Auge war am andern Morgen ſo trübe geweint, ihre Wange noch blaſſer; aber mit der alten Stille und dem gewohnten Eifer beſorgte ſie ihre täglichen Geſchäfte. Beim Abſchied bat ich ſie, in Gegenwart ihres Mannes, um die Erlaubniß, ihr einige Bücher, die ich bei mir hatte, als ein Andenken zurücklaſſen zu dürfen. Mit bittender, furchtſamer Erwartung ſah ſie ihren Mann an; er war gutmüthig; er liebte ſogar die Frau nach ſeiner Art. Wäre in ſeiner

Seele ein Ton geweſen, der bei dieſem Blick anzuſprechen vermocht hätte, er hätte Ja geſagt. „Nun, nun,“ rief er jetzt arglos und freundlich — „damit bleiben Sie mir vom Leibe! Das Bücherweſen kann ich gar nicht vertragen. Meine Frau iſt ein braves Weib; aber ſie wäre mir nicht halb ſo gut eingeſchlagen, wenn ich ihr nicht im Anfang gleich die verteufelten Bücher weggenommen hätte, bei denen ſie des Sonntags immer ſaß und denn ausſah wie ein Bußpſalm. Nun, die Dinger da darf ſie mein Seel' nicht behalten. Sonſt kann ſie alles von mir kriegen, und wenn ſie, wie die franzöſiſche Kaiſerin, ein Kleid von Spitzen haben wollte, ſie ſollt's kriegen — aber Bücher? daraus wird nichts. Eine tüchtige Wirthin hat genug im Hauſe zu thun; und iſt das beſchickt, kann ſie ſpinnen, daß die Kiſten voll werden. Gotteswort mag ſie auch Morgens und Abends leſen, doch nicht ſolche weltliche Narrenspoſſen — nicht wahr, Theklachen?“

„„Gewiß,““ ſagte ſie — fromm „„du meinſt es gut mit mir!“ und mit einer dankenden

Verbeugung gab ſie mir die Bücher zurück. Auch ich küßte ſtumm zum Abſchied ihre Hand, die leiſe in der meinigen zitterte; doch er, als ob er ſein Verſagen gegen mich wieder gut machen wolle, erinnerte ſie ſcherzend, mich, nach dortiger Sitte, zum Abſchiede zu umarmen. Sie erblaßte, zauderte und bot mir dann ſanfterröthend die zarten Lippen, auf der vielleicht nie der Dank und die Liebe eines Geliebten geglüht hatten. —

„Ich verließ ſie; doch ihr Bild blieb in meinem Herzen und das Andenken an ſie verlor im Lauf der Jahre nichts von ſeiner ſchmerzlich ſüßen Gewalt über mich. Unerwartet erfuhr ich vor einigen Monaten, ſie ſey Wittwe geworden. Auf den Flügeln der Hoffnung und der Liebe eilte ich hieher. Wie ſchlug mein Herz dem Augenblick des Wiederſehens entgegen! — Ich liebte ſie ſo wahr, ſo treu — ich traute mir die Kraft zu, ihr ihre Vergangenheit zu vergüten, ihr eine fröhliche Zukunft verbürgen zu können — es war alles nur ein Traum! —

„Ich fand ſie durch und durch verändert wieder, und, was noch bittrer ſchmerzte, ſie beſtrebte ſich, mir noch veränderter zu erſcheinen, als ſie es vielleicht in der Tiefe ihrer Seele iſt. Wiſſentlich und vorſätzlich ſtieß ſie mich jetzt zurück, wie ſie mich früher unwiſſentlich angezogen hatte. Was ich auch ſagte und that, nie gelang es mir, den Punkt zu treffen, wo ſich unſre Gemüther freundlich begegneten. Ihre ganze frühere Vergangenheit und mit ihr meine Liebe iſt für ſie ſpurlos untergegangen, iſt todt! Alles, was ich in ihr vergöttert hatte, war nur eine vergängliche Jugendblüthe! — Ich habe viel um ſie gelitten; Kopf und Herz hatten einen ſchmerzlichen Kampf mit einander zu beſtehen; aber jetzt iſt er entſchieden und unwiderruflich mein Entſchluß gefaßt, ſie in jeder näheren Beziehung zu mir, völlig aufzugeben. Ich werde in dieſen Tagen M. verlaſſen, um mir die Ruhe wieder zu gewinnen, die ihr Anblick und ihre Nähe zu peinlich gefährdet."

Lebhaft beſtritt ich dieſen Entſchluß, und legte es ihm als heilige Pflicht der Liebe an's

Herz, ſie durch ſeine Ausdauer, ſeine Treue wieder mit dem Leben zu verſöhnen, und ſie zur Wirklichkeit und zum Glück zurückzuführen. Ich glaubte, es ihm verbürgen zu können, daß er ihr nicht gleichgültig ſey, und ſich daher früher oder ſpäter das dunkle Widerwärtige ihres Benehmens aufklären, und die Disharmonie ihres Weſens in Friede und Liebe ſich auflöſen werde.

„Glauben Sie,“ fragte er traurig — „daß die Liebe hier noch zu ſiegen vermag? Thekla iſt nun einmal ein zerrißnes Weſen, und nie ſprechen in einem ſolchen Daſeyn Natur, Liebe und Weiblichkeit wieder rein an. Nur Leidenſchaft, glühende Leidenſchaft würde ſie aus ihrer Erſtarrung zu wecken und zu einem ganz neuen Weſen umzuſchaffen vermögen. Dieſe aber, die faſt immer von der Macht des erſten Eindrucks abhängt, werde ich ihr nie einzuflößen vermögen; und könnte ich es: ſo würden mir doch meine Grundſätze und mein Charakter nicht erlauben, von einer Leidenſchaft Glück zu erwarten und ihr den Gehalt meines Lebens anzuvertrauen. Unglück hätte Thekla's Seele gekräftigt; Elend hat ſie verbittert, und ihr angeborner Adel dient nur dazu, dieſe moraliſche Entſtellung für unſer Gefühl noch ſchmerzlicher zu machen. „O glauben Sie nicht, meine Freundin, daß ich kalt von ihr ſcheide! Mein Herzblut wollte ich darum geben, ſie wieder zu dem zu machen, was ſie einſt war. Doch mich ihr, wie ſie jetzt iſt, liebend nähern, von ihr Glück erwarten, ihr Glück gewähren, das kann ich nicht.“

Ich konnte ihn nicht tadeln, ich fühlte ſelbſt, daß die Lebenswege beider ſich getrennt hätten; aber mir war bange vor dem Eindruck, den, in Thekla's gereiztem und ſonderbar geſpanntem Zuſtande, ſeine Abreiſe auf ſie machen konnte. Ihr Benehmen gegen ihn war mir unerklärlich. Liebte ſie ihn: — woher denn dieſe abſchreckende, unnatürliche Kälte? Liebte ſie ihn nicht: — woher denn die heftige Bewegung, mit der ſie ſeine täglich zunehmende Entfremdung trug? Auch fühlte ich lebhaft, wie ganz anders doch ein Weib zu lieben verſteht, als dieſe Männer! — Er rechnete ihr die Folgen ihres Unglücks als eine Schuld an, und verließ ſie. Ein Weib hätte im ähnlichen Fall getragen, geduldet, ausgeharrt und vielleicht — geſiegt. —

Am andern Morgen war ich bei Thekla in ihrem Zimmer, als Otmer erſchien, um von uns Abſchied zu nehmen. Man ſah, daß dieſe Nachricht ſie überraſchte, wenn ſie ihr gleich nicht unerwartet zu ſeyn ſchien. Sie ſprach ruhig und gefaßt mit ihm, und nur, als er ihr in wenigen wehmuthsvollen und ernſten Worten Lebewohl ſagte, ſah ich ſie erblaſſen und ihr Auge naß werden. Sie kämpfte, ihm ihre Rührung zu verbergen: aber kaum ſchloß ſich die Thür hinter ihm: ſo ſah ich ſie bleich in's Sofa zurückſinken. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, und ich hörte ſie ſanft weinen. Bewegt, näherte ich mich ihr. Wie leicht konnte ich da verwunden, wo ich tröſten wollte!

„Möchte mir doch ein guter Gott," ſagte ich, ihre Hand faſſend — „eingeben, wie ich das Herz meiner Thekla dem Vertrauen zu öffnen vermag; da ich nach ſo langer Trennung nicht weiß, wie es behandelt werden muß!“

„Als hoffnungelos krank,“ antwortete ſie mir — „aber in dieſer Stunde iſt mir wohl, ſehr wohl. Ich fühle Schmerz, ich kann wieder weinen — ſeit Jahren vergoß ich keine Thräne mehr.“ —

„Und in dieſen Thränen, meine Freundin, liegt die verſöhnende und ausgleichende Kraft, die Omer zu Ihnen zurückführen und Ihnen die Möglichkeit einer ſchönen, Sie beide durch Liebe beglückenden Zukunft verbürgen wird.“

„Nein, liebſte Pauline, dieſe Thränen dürfen keine ſolche Illuſion hervorrufen. Es gab einſt eine Zeit, wo ſeine Theilnahme und der Eindruck, den ſie auf mich machte, mich als ein Unrecht drückten, und wo mir dies Gefühl unfreiwilliger Schuld die letzte Kraft der Seele, die letzte Stütze raubte. Als er nun hier mit allen Hoffnungen ſeines ſchönen, freudigen Jugendlebens vor mich trat, erkannte ich gleich, daß er mich, wie ich jetzt bin, um ſeines Friedens willen nicht mehr lieben dürfe, und daß es ungerecht und grauſam von mir ſeyn würde, die Macht der Erinnerung über ihn zu benutzen, um auf ſein heitres Leben den Wiederſchein meines verkümmerten, elenden Daſeyns zu werfen. Ich habe nie geliebt, — ihn hätte ich lieben können, wäre er, der Freie, einſt der Freien begegnet — jetzt kann ich nicht mehr lieben. — Ich habe gewünſcht, daß er ſcheiden ſollte; aber in ſeinem Schmerz fühlte ich den Fluch meines jetzigen Daſeyns, jede ſchöne Seele, die Antheil an mir nimmt, verwirren und beklemmen zu müſſen."

„Wie können Sie, liebſte Thekla, die finſtre Atmoſphäre um Sie her ſo ganz mit der Welt verwechſeln, um die ſie ſich bildet? Vertrauen Sie Sich ſelbſt! — In Ihrem Innern allein kann ſich das Licht entwickeln, das Ihnen das Leben und die Erde wieder freundlich zu erhellen vermag."

„Wenn ich die Flügel, die mich jetzt empor tragen ſollten, nur früher nicht ſelbſt hätte knicken müſſen! — Man kann nicht verarmen an

Geiſt und Kraft ſeyn, wie ich es werden mußte, um die Pflichten, die mir auferlegt waren, treu erfüllen zu können. Ich habe mich bei vollem Bewußtſeyn geiſtig ſterben fühlen, und durfte nicht dagegen kämpfen, weil jeder Funke von Seele, Geiſt und Herz bei mir vom Uebel war. Zu alle dem, was ich zu thun und zu leiſten gehabt habe, gehörte nur der Mechanismus eines aufgezogenen Uhrwerks, und jede freiere Thätigkeit war, wie jede Thräne, Sünde. Mein Schickſal, liebſte Pauline, iſt ein Räthſel, das ich nicht zu entwirren vermag, und das mich in dieſem Dunkel, finſter und ängſtigend, enger und enger umflicht. Ich habe nie etwas Böſes gethan; meine Seele iſt frei von jeder wiſſentlichen Schuld, und doch drückt und quält mich mein Unglück ganz wie ein ſchweres Unrecht. Jeder Menſch hat doch wenigſtens einen Troſt, einen Wunſch, einen Schmerz; mein Daſeyn allein iſt eine ganz öde Leere, und ich darf nicht einmal klagen; denn Tauſende würden ſich in den Verhältniſſen, worin ich gelebt habe, glücklich preiſen; was hatte ich denn für ein Recht, vom Leben etwas zu erwarten und zu hoffen, was ſo viele brave, rechtliche Menſchen nie darin ſuchen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mich zuletzt, wenn der bloße Thierdienſt und die Thierweide dieſes Lebens meiner Seele nicht genügte, als die einzige Kranke unter lauter Geſunden anſehen lernen, und ſo ward ich denn auch von jeher behandelt.“

„Wie kamen Sie aber dahin, ſich dieſe unverzeihliche Ertödtung Ihres beſſern Selbſts, als Pflicht aufdringen zu laſſen?“

„Sie wurde mir nicht als ſolche aufgedrungen; ſie war es klar und beſtimmt für mich. Die Pflichten gegen mich ſelbſt haben mich nie intereſſirt; ich kannte und ehrte nur Pflichten gegen Andere. Es war Gebot meiner innerſten Natur, dieſe letztern den erſtern vorzuziehen; und giebt es ein Schickſal und eine Beſtimmung: ſo ſind ſie mit dieſer unſrer angebornen Natur Eins. Um mir ein ſchöneres, freieres Daſeyn zu erhalten, hätte ich in ewigen Kampf mit allen von Gott ſelbſt geheiligten Verhältniſſen treten müſſen; dies konnte ich meiner Natur nach nicht; und bei der Obermacht roher Gewalt, die mir ſtäts entgegen ſtand, hätte mein Sinn ſich doch endlich wohl auch in feindlicher Verſtockung brechen müſſen, wo er ſich jetzt in willenloſer Verläugnung beog. Gewiß, Pauline, es konnte mit mir nicht anders kommen, als es gekommen iſt! Es war meine Beſtimmung, unterzugehen, und es wäre Sünde geweſen, mich dagegen auflehnen zu wollen."

„Der Kampf um das höchſte Kleinod des Menſchen, um den Glauben an ſich und um die Wahrheit ſeines Lebens, kann, gegen welche Verhältniſſe er ſich auch wendet, nie Unrecht ſeyn. Ich weiß aber zu wenig von dem Gange Ihres äußern Lebens, um die Erſcheinungen Ihres inneren richtig würdigen zu können."

„Ungern, wie die verjährte Leiche eines geliebten Menſchen, ziehe ich meine Vergangenheit an's Licht. Auch vermöchte ich nichts von ihr zu erzählen; aber in früheren Zeiten war es mir oft Bedürfniß, mit mir ſelbſt über mein Schickſal zu reden; und was ich von dieſen Blättern bewahrt habe, wird Ihren Wunſch beſſer erfüllen, als ich es jetzt mündlich zu thun vermöchte.“

Sie ſtand auf und reichte mir aus ihrem Schreibtiſch einige Rollen Papiere. Dankend eilte ich damit nach meinem Zimmer, und fand in ihnen das rührende Gemälde eines verkümmerten Lebens, das ſich, wie eine vom Froſt getroffene Knospe, nie zur Blüthe eines freudigen Daſeyns entfaltet hatte.

Es giebt Menſchen, die keinen Einfluß des äußeren Schickſals auf die geiſtige und ſittliche Bildung anerkennen wollen und behaupten, der Menſch dürfe und ſolle dadurch in der höheren Harmonie ſeines Daſeyns nicht geſtört werden; nur ſein Wille, ſeine Schwäche trage die Schuld, wenn er die Richtung ſeiner Bildung und ihre Entwickelung dem äußern Verhältniß ſklavenartig unterwerfe. Auch ich glaube an die Kraft, mit der die Parze den Menſchen ausrüſtet; auch ich glaube, daß in der geiſtigen Natur des Menſchen das Vermögen liegt, ſich zu reinigen und ihr fremdartige Krankheitsſtoffe auszuſtoßen; aber ich weiß auch, aus vielfältiger Erfahrung, daß dieſer Naturinſtinkt des Rechts und der Wahrheit eingeſchläfert werden kann durch eine Gewalt, die, wenn ſie den angebornen Adel nicht zu vernichten, doch ihn zu unterdrücken und in ſeiner Entwickelung zu hemmen vermag. Solche moraliſche Wickelkinder lernen den freien Gebrauch ihrer Glieder nie kennen, und nur wenige ausgezeichnete Geiſter vermögen es ſpäter, die Form abzuſtreifen, in die man ſie frühe hineinſchalt und hineinzüchtigte.

Thekla war die einzige Tochter ſtiller rechtlicher Eltern, denen der Beſitz eines mittelmäßigen Landgutes einen ihren Wünſchen und Foderungen angemeſſenen Wohlſtand ſicherte. Die Mutter, eine brave, tüchtige, geſchäftige Frau, ohne Weiblichkeit und Zierlichkeit, wie man ſie unter den Landleuten des Mittellandes oft findet — der Vater etwas rauh und hart; doch bei dieſer Derbheit gutmüthig und wohlgemuth. Das Leben dieſer Menſchen konnte nur das Gute und Nützliche haben und darſtellen. Die Natur aber hatte **Thekla'n** mit

mit Anlagen ausgeſtattet, die Schönes und Zartes foderten. Bis zu ihrem zehnten Jahre wuchs ſie faſt ohne allen Unterricht, ohne alle Aufſicht auf. So ward ihr eine ſchöne Kindheit, voll Träume und Bilder; eine Blumenzeit, in der das innere Leben ungeſchreckt aus ſeinem Keim erblühen konnte. Morgenglanz und Abendröthe, Blume und Schmetterling, Mond und Sonne, Dämmerung und Licht, jeder Naturklang wirkte auf ſie ein und ſpiegelte ſich in ihrem Gemüth. Das Aufbrauſen des Vaters ſchadete ihr, weil, (da er es gegen alle hatte, ſie alle ihm unterworfen ſah), blinde, willenloſe Unterwürfigkeit unter dem Befehl des gebietenden Mannes, der erſte unauslöſchliche Eindruck des Verhältniſſes beider Geſchlechter zu einander wurde, der ſich ihrem Gemüth eingrub. In ihrem zehnten Jahre fing man an, ſie zu unterrichten; doch der Kreis des Wiſſenswürdigen ward für ſie, von der Beſchränkung der Eltern, ſo enge gezogen, daß ihr hinlängliche Freiheit und Muße zur Selbſtbeſchäftigung und zu den ſtillen Träumen ihrer Phantaſie blieb. Der einzige Zweck, deſſen ſich die Eltern bei ihrer Erziehung dunkel bewußt waren, war Willigkeit des Gehorſams gegen göttliche und menſchliche Gewalt bis zur Ertödtung aller Selbſtſtändigkeit. Der Vater fand ſie in früher Kindheit eigenſinnig, und unterwarf ſie nun der ſtrengen Disziplin des Gegenſatzes alles deſſen, was ſie wünſchte und aus Neigung und mit Luſt hätte thun mögen. Der unmotivirte Wechſel von Liebe und Zorn, mit dem das geſchah, verwirrte das kindliche Gemüth, und raubte ihm die Kraft des Widerſtrebens, mit der es die Natur, vielleicht zur Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit, ausgeſtattet hatte.

Thekla ward vierzehn Jahr alt, und ihr Herz begann, ſich mit ſich ſelbſt zu verſtändigen. Natur, Einſamkeit und Poeſie hatten ihrer Seele eine ſeltne Zartheit des Gefühls und des Gewiſſens gegeben. Vom Leben, wie ſie es kannte, liebte ſie nichts als den Schmerz, den ſie als Bildungsmittel und als Läuterung ehrte, fürchtete ſie nichts, als daß es ihr die Laſt eines Fehltrittes aufbürden könne. Ohne allen

Muth zu ſuchen, was ihr fromme, entſchloſſen, leidend zu erwarten, was die Vorſehung über ſie beſchließe, war ihr jeder Wunſch, jede Hoffnung unbekannt, die uns mit der Macht der Liebe an das irdiſche Leben zu binden vermögen, und es bemächtigte ſich ihrer mehr und mehr eine bange Furcht vor der Zukunft und eine wehmüthige Ahnung ihres Schickſals. Sie hatte manches vernünftige, kalt beſonnene Buch geleſen, und daraus gelernt, daß das Leben und die Menſchen ganz anders ſeyen, als die Jugend und die Dichter ſie ſich mahlen; alles, was ſie umgab, ſtand auch mit ihrem Sinn in ſo grellem Contraſte, daß ſie den ſchneidenden Gegenſatz der Wirklichkeit und einer poetiſchen Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, mit einer Wahrheit fühlte, die ſonſt nur die Frucht gereifter Erfahrung und erworbener Beſonnenheit iſt. So weit ihre Blicke reichten, ſah ſie den Menſchen vom Heißhunger körperlicher Bedürfniſſe unterjocht; und dieſe Anſtrengung der Arbeit und des Schaffens und Erwerbens erſchien ihr, in ihrem Kreiſe, durch keinen Strahl höherer Humanität erhellt. Von ihren Eltern, die ſie innig liebte, durchaus unverſtanden, fühlte ſie ſich von ihnen, von den Menſchen, die auch ſie ſo herzlich liebten, oft am tiefſten verletzt; und das tödtete in ihr die Hoffnung und den Glauben an das Glück der Liebe. Ihr zarter Körper nährte ihre ſanfte Traurigkeit, die wieder auf ihn zerſtörend zurück wirkte. Sie ward in ihrem ſechszehnten Jahr gefährlich krank.

Damals lernte ich ſie kennen. Bald nach meiner Abreiſe und ihrer Geneſung ging ſie zu ihren Eltern zurück und verlebte hier den Sommer in der gewohnten, jetzt noch durch die erneuerte Freundſchaft Honorinens verſchönerten Einſamkeit. Gegen den Winter beſuchte ſie dieſe, um einige Monate bei ihr zuzubringen.

Hier lernte Armand de Caſtelbonne ſie kennen — ein Mann, den ein gräßlicher Augenblick ſeines Lebens unſtät und flüchtig, als jage ihn ein Fluch, umhertrieb.

Wer vermag die Disharmonieen, die ſtreitenden Kräfte einiger Naturen zu erklären, die, wie Cometen, nach uns unbekannten Regeln, die Kreiſe ihrer Lebensbahnen beſchreiben? Zum Streit, zum convulſiviſchen Wechſel von Finſterniß und Licht wie beſtimmt, fahren ſie im Leben wild einher, und jagen nach einem Frieden, den ſie nie zu bewahren vermögen; ſie ſind gleichſam die Orkane der geiſtigen Welt.

Die Revolution riß bei ihrem Ausbruch den glühenden, begeiſterten Jüngling mit ſich in den Strudel ihrer Gräuel. Was er hier ſah, erlebte und zum Theil mit beförderte, entfremdete ihn jedem frommen, einfachen Glück der Natur und der Menſchlichkeit, und ätzte die Geſtalten entarteter Menſchheit mit Scheidewaſſer in ſein Herz.

Aus dieſen dunkeln Wetterleuchtungen fremder Frevel und des Mißbrauchs eigner, ungezügelter Kraft ging ihm in der Liebe die Morgenröthe eines ſchönern Daſeyns auf. Adele du Corſe erſchien ihm, und die wilde Kraft des feurigen Gemüthes, wurde von der Anmuth und Milde dem Geſetz unterwürfig gemacht. Er liebte, er ward geliebt — doch vergebens rang er mit Löwenmuth um den Beſitz der Geliebten. Sie ward die Gattin eines Mannes, den er ſchon früher brennend haßte, und der in ihr auch nur ein Opfer für dieſen Haß beſitzen wollte. Die Piſtole war ſchon geladen, die ſie von dem ihr aufgezwungenen Gatten befreien ſollte. Vor Adelens Thränen, vor Adelens Flehen ſank der aufgehobene Arm. Er ging zur italiäniſchen Armee. Wo er früher mit Heldenmuth gekämpft hatte, trieben ihn jetzt Unglück und Lebenshaß zu einer Tollkühnheit, die nicht mehr bewundert, ſondern nur angeſtaunt werden konnte. Der Säbelhieb eines öſterreichiſchen Huſarenofficiers ſchloß dieſe Laufbahn vor ihm. Sein rechter Arm war auf lange unbrauchbar. Auf dem Rückwege nach Frankreich führten ihn Sehnſucht und Liebe in die Gegend, wo Adele auf einem Schloß ihres Gatten wohnte. Er kam in dem nahgelegenen Dorfe an. Seine erſte Frage war ſie — ſie war todt — am Morgen dieſes Tages begraben!

Noch einmal mußte er ſie ſehen. Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch. Ein ſchwarzes Gewitter hing drohend am Himmel, deſſen Blitze ihm auf dem Wege zu ihrem Grabe leuchteten. — Jetzt ſprengte er die Thür der einſam liegenden Kapelle, und o barmherziger Gott! innen vor der Pforte des Grabgewölbes lag ſeine angebetete Adele, erſtarrt, im Leichengewand — in ihren Armen das Kind, das ſie hier, lebendig begraben, mit unnennbarem Entſetzen geboren hatte! —

Fort von dieſem Augenblick, der ihn an die fernſte Gränze des Bewußtſeyns nahe zum Wahnſinn führte!

Er ſchwur einen gräßlichen Eid, ſie, die freventlich Hingeopferte, zu rächen, und löſete ihn noch gräßlicher. Jedes Band zwiſchen ihm und der Menſchheit war zerriſſen. Er hätte ein furchtbarer Böſewicht werden können, wenn er, nach befriedigter Rache, im Leben noch ein Intereſſe gefunden hätte, für das er hätte thätig ſeyn mögen. So blieb er ein Verlorner, ohne ein Teufel zu werden. —

Als läge ein Kains-Fluch auf ihm, durchirrte er unſtät und heimathlos die Erde. In St. lernte er Thekla kennen. Ihre auffallende Aehnlichkeit mit Adele ergriff ihn, und machte die ewig brennende Wunde ihres Verluſtes noch brennender. Jede, auch nur augenblickliche, Beſchwichtigung ſeiner Quaal ſchien ihm ein Verbrechen gegen Adelens Schatten, und durch dieſe Eigenheit ſeiner Empfindungsweiſe ſtieß ihn Thekla's Aehnlichkeit mit ihr in der einen Minute eben ſo zurück, wie ſie ihn in der nächſten unwiderſtehlich anzog. Sie liebte ihn nicht; aber ihre Unerfahrenheit, ihre Sanftmuth, ihre Furchtſamkeit und mehr noch wie dies alles, ihr Mitleiden mit ihm, gaben ihm eine Gewalt über ſie, die er nur gebrauchte, ihr wehe zu thun, und das um ſo giftiger und ſchonungsloſer, je theurer ſie ihm ward. Thekla liebte und litt, litt unendlich. In einem glücklicheren Verhältniß, leicht und herrlich bildbar durch Liebe, mußte in dieſem der Wechſel und die Miſchung von Haß und Liebe eines ſo durchaus erbitterten Gemüthes, wie das ſelnige, zerſtörend auf ſie wirken. Ihre immer noch ſchwache Geſundheit erlag. Er, der ſie gequält, gemartert hatte, um ſich an der Sanftmuth zu weiden, mit der ſie das ohne Vorwurf, ohne Klage in ſtiller, rührender Betrübniß ertrug, und in ſeiner unbarmherzigſten Härte nur ſein Unglück fühlte, wich jetzt nicht von ihrem Krankenlager. In ihren heftigen Fieberphantaſieen, wo ſie nur ihn ſah, nur mit ihm redete, genoß er das Glück und den Schmerz dieſer Liebe in vollen Zügen. Er fühlte, daß er ſie, als ſein Opfer, bis an den Rand des Grabes gebracht hatte; er mußte es ſich eingeſtehen, daß ſie, wie er war, in keinem Verhältniß zu ihm etwas anders als ſein Opfer werden konnte. Sein beſſeres Selbſt erwachte. Er beſchloß, wenn ſie zum Leben wiedererwache, ihre Kette zu löſen und ſie zu fliehen.

Wohl ihr, wenn ihr Auge ſich nie wieder geöffnet hätte! Als ſie es nach einer höchſt gefährlichen Criſis, nach vierzehn hoffnungsloſen Tagen, zum erſtenmal wieder aufſchlug, ſchwamm ihr Zimmer im goldenen Duft der

Morgenröthe, und ihr erſter Blick fiel auf Armand, der vor ihrem Lager kniete. Er hatte ſie in dieſer Nacht ſchon als todt geſehen und betrauert. Jetzt drückte er ihre Hand an ſein Herz — ihr Blick ruhte mit unausſprechlichem Ausdruck auf ſeinen vom Kummer um ſie erweichten Zügen — es war der glücklichſte Augenblick ihres biſherigen Lebens. —

„Du biſt gerettet,“ ſagte er ihr ſanft und ernſt, „danke Gott dafür!“ Leiſe bog er ſich nieder, ihre Stirn zu küſſen, und ſtand dann auf, Honorinen zu wecken, die im Nebenzimmer, von den vielen Nachtwachen erſchöpft, ruhte. In der Thür blickte er noch einmal zurück — ihr Auge war ihm gefolgt — es war der letzte Blick — ſie ſah ihn nie wieder. —

Man verbarg ihr ſeine Abreiſe einige Tage, und dann erſt gab ihr Honorine folgenden für ſie zurückgelaſſenen Brief:

„Ich bin verloren, war es ſeit lange, und
„Du, Unſchuldige wärſt es mit mir geweſen,
„wenn dieſe fürchterliche Krankheit Dich
„nicht gerettet hätte. Wie ein Raubvogel

„hätte ich Dich von den Thälern der Erde weg auf meine ſteilen Felſenhöhen entführt, wo du verſchmachtet wäreſt — aber dieſe Krankheit hat mir eine zu harte Vorempfindung des Gefühls gegeben, mit dem mich das Bewußtſeyn, Dein Mörder zu ſeyn, ergreifen würde."

„Arme, arme Thekla, jetzt fühle ich erſt recht, wie gut und lieb Du warſt! — Ich hätte es Dir wohl gegönnt, daß Dein Leben ein, durch meine finſtre Erſcheinung, ungeſtörter Traum geblieben wäre, ſanft und ſtille wie Du. Rechte aber darüber mit dem Schickſal, das mich in Deinen Weg ſtellte! O dieſer Friede der Schuldloſigkeit, dieſe Engelsſanftmuth — Thekla! wie oft haben ſie mich ergriffen, daß ich haſſend und grimmig von Dir hinwegeilen mußte, um Dir zu verbergen, wie ſie mich, den Ruheloſen, zum Verwüſten reizten!"

„Sieh, in Deiner Krankheit, wenn ich Dich in meinen Armen hatte, Du den

„glühenden Kopf an meine Bruſt lehnteſt, „Du mich riefeſt, mich mit dem unwiderſteh„lichen Flehen der Liebe beſchwurſt, zu Dir „zu eilen, nur für mich ſorgteſt, für mich „beteteſt: — Thekla, es warf mich nie„der — mich ergriff als tiefe, namenloſe „Wehmuth die Sehnſucht, werden zu kön„nen, wie Du — mich wieder auszuſöhnen „mit der Menſchheit — mich mit Dir ein„zuſchließen im engen Kreiſe Deines Lebens, „verſenkt in Deine Liebe, Deinen Be„ſitz. —

„Der Zephyr fragte einſt den Sturm„wind: „bin ich nicht glücklicher als Du? „„Sanft koſe ich mit den Blumen; Düfte „„wallen lieblich um meinen friedlichen „„Hauch. Sey wie ich, Lieber, und werde „„glücklich!“

„„Glücklich!“ ſeufzte der Sturmwind, „„ich werfe Wälder um, weil ich da durch „„muß.“

„Auch ich muß! o ewig nagender Geier „im Herzen des Menſchen, auch ich muß! —

„Fahr' denn wohl, Himmelsbild! Du
„kannſt nur ſegnen, nicht fluchen. — Nie
„ſehn wir uns wieder.

Armand de Caſtelbajue.“

Es erſchien Thekla'n ganz einfach, daß ihr aus der theuerſten Hand der ſchmerzendſte Pfeil komme. Geduldig und fromm trug ſie ſchweigend den herben Kummer dieſes Findens und Verlierens; und hätte ſie ihre ſanften Thränen für Unrecht gehalten, ſie hätte auch dieſe nicht geweint.

Im Aeußern wenig verändert, nur noch blaſſer und ernſter kam ſie zu ihren Eltern zurück. Das Leben war ihr nun gar nichts mehr, als eine ſtrenge Pflichtübung; ihr ſchon früher, wie die Senſitive, bei jeder rauhen Berührung furchtſam ſich verſchließendes Herz, war nun durch die wilde Leidenſchaftlichkeit Armands, durch den Unfrieden ſeines Gemüths, völlig verſchüchtert. Sie hatte ihn nie geliebt; aber ſie trauerte mit unendlicher Sorge um ihr und ſein freudenloſes Leben. —

Nach wenig Wochen ward ihre Mutter krank, und in der Einſamkeit dieſes Sterbezimmers, in ſchwerem Kampf des an die Erde befeſtigten, in ihr feſtgewurzelten Lebens, mit dem alles löſenden Tode, verdunkelten ſich Thekla'n völlig alle Lebensbilder. Sie hing unter allen Lebenden am innigſten der Mutter an, deren Liebe ſie ſo oft erquickt hatte. Doch auch hier bewahrte ſie, im Schmerz, Geduld und kindlichfromme Ergebung in Gottes Willen. Sie hatte es ja auch ſchon erfahren, um wie viel ſchmerzlicher das Leben, als der Tod ſcheidet!

Der Vater war einige Wochen nach dem Tode der Mutter recht betrübt, und ehrte ſo lange die ſanfte aber tiefe Trauer der Tochter, und ihr Auge, das bei der leiſeſten Hindeutung auf den erlittenen Verluſt, in Thränen überfloß. Dann fing er aber an, ſich zu zerſtreuen und von Thekla'n Empfänglichkeit für den Troſt zu fodern, den er ihr bot. Als ſie ihm auf ſeine Gemeinſprüche ſelten anders, als mit ſtärkern Thränen antwortete, machte ihn das verdrießlich und böſer Laune. Ihm fehlte in ſeiner Wirthſchaft die betriebſame Hausfrau, in ſeinem täglichen Leben die Geſprächigkeit der Verlornen. Thekla konnte ihm, trotz der mühſamen Anſtrengung, mit der ſie ſich ganz den häuslichen Geſchäften widmete, dieſen Verluſt nicht erſetzen, und es war daher natürlich, daß er ſich außer dem Hauſe nach Erſatz umſah, und nach kaum verfloſſenem Trauerjahr unſrer Thekla eine Stiefmutter gab. Madam Fels war keine böſe Frau; ſie hätte ſogar in andern Verhältniſſen eine gute Stiefmutter abgegeben — aber Thekla's Thränen, die ſie am Hochzeitstage des Vaters nicht verbergen konnte, der Schmerz, mit dem ſie die Verlorne nicht nur ſo ſchnell erſetzt, ſondern auch im Grabe noch durch die größere Zärtlichkeit des Vaters gegen ſeine zweite Frau und durch ſeinen erneuerten Frohſinn, gekränkt fühlte, machte auf die Stiefmutter einen ſehr unangenehmen Eindruck. Sie ſuchte Thekla auf die einzige Art, die ihr zu Gebot ſtand, zu gewinnen, nämlich durch Geſchenke und durch eine an Gemeinheit gränzende Vertraulichkeit. Thekla blieb, wie ſie war, gehorſam und höflich, aber fremde, ſtill und traurig. Nun glaubte ſich die Stiefmutter im Vortheil; ſie galt ihr nun für eine undankbare Seele, eine ſtörrige, trotzige Tochter. Man weiß, wie leicht ein ungebildets Gemüth zu Härte und Ungerechtigkeit hingeriſſen wird, wenn es mit einem ihm durchaus fremdartigen Weſen in Colliſion kommt. Wäre Thekla ihr ähnlich geweſen: ſo hätten ſie ſich alle Woche wenigſtens einmal tüchtig gezankt, verſöhnt, einen förmlichen kleinen Krieg mit einander geführt, und darin, ohne Haß und eigentliche Bitterkeit, Unterhaltung und eine ganz heilſame Anfriſchung ihrer Lebensgeiſter gefunden. Thekla's willenloſe Güte, ihre ſtumme Befolgung des härteſten Gebotes, und ihre ſanfte Ergebung reizten die Mutter und erbitterten ſie, weil ſie ihr keinen Grund zur Klage und doch immer Anlaß zum Mißvergnügen gaben. Sie wollte Thekla aufgebracht, böſe, erzürnt ſehen, wie ſie es ſelbſt war, und

ging

ging nun von Vorwürfen und Neckereien zum pöbelhaften Schelten, von dieſem zu wirklicher Mißhandlungen über. Jetzt lernte Thekla fühlen, was es heißt, zerſchlagenen Herzens ſeyn. Sie wurde zu den härteſten Arbeiten angehalten, und aller Muße zur Lektüre und zur Muſik beraubt. Der Vater bemerkte den Druck dieſer häuslichen Tirannei nicht, und hielt die Tochter, da ſie nicht klagte, für zufrieden mit ihren neuen Verhältniſſen. Der Zufall machte ihn aber einſt zum Zeugen eines ſolchen Auftrittes: er ſah Thekla, von ein paar derben Ohrfeigen betäubt, gegen die Wand taumeln. Wüthend vor Zorn, ſtürzte er auf die Frau zu, und Thekla ward Zeugin einer Scene, die ſie rauher, wie jede früher erlebte, verletzte, die den häuslichen Frieden auf Wochen zerſtörte, und ſie, wenn ſie nun gleich von ähnlichen Mißhandlungen befreit wurde, doch unglücklicher denn vorher machte. Das Bewußtſeyn, die Urſache des Unfriedens zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Vater und Mutter zu ſeyn, laſtete wie eine Schuld auf ihr.

Die Mutter, der es nicht an Schlauheit fehlte, beſchloß, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. Eine Heirath war hiezu das einzige Mittel, da der Vater auf keine andre Weiſe in eine Trennung gewilligt haben würde. Freiſing war ein alter Bekannter von ihr. Sie wußte, daß er eine Frau ſuchte, und trug es einem gemeinſchaftlichen Bekannten auf, ihm ihre Stieftochter vorzuſchlagen. Der Handel ſchien ihm einer Reiſe werth; er kam, ſah Thekla, und warb um ſie. Dem Vater war dieſer Antrag ſehr willkommen; er glaubte, für das Glück ſeiner Tochter nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn er ihr einen reichen Mann gäbe, von dem er nur Gutes wußte. Doch hätte er Thekla zu dieſer Heirath nicht gezwungen, wenn ſie Muth zum Widerſtande gehabt hätte — aber dieſer war längſt gebrochen — des Vaters Wille war ihr Gottes Finger — ſie ward Freiſings Weib.

Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte ſie mit frommer Treue das Andenken an Armand bewahrt, und es war in aller ſeiner Herbe ihr einziges Glück, ſo wenig ſie auch die furchtbare Erſcheinung des Unglücklichen zu begreiſen oder ſich zu deuten vermochte. Aber von dem Augenblick an, wo das Ja, das ſie für dieſſeits in unbedingter Treue an Freiſing band, vor dem Altar über ihre Lippen glitt, hieß ihr dieſer Schmerz, dieſes Andenken Sünde, und die letzte Kraft, der letzte Funke von Lebensſinn ging in dem Kampf unter, es aus ihrer Seele zu reißen. Es gelang ihr — aber nun dieſe furchtbare Leere in einem Herzen, das ſo ganz zur Liebe geſchaffen war! dieſe Winteröde nach der Ahnung eines ſolchen Lenzes! Es gelang ihr; aber der Friede ihrer Seele ward das Todtenopfer dieſer Liebe; ſie konnte den Glauben und die Tugend, die ſo grauſam zwiſchen ihr und jeder Milderung ihres Geſchicks ſtanden, nicht mehr lieben. Sie fühlte nun unausfüllbare Lücken zwiſchen dem Schöpfer und ſeiner Kreatur. Religion und Liebe hatten bisher ihr Gemüth, wie zwei ſchweſterliche Strahlen eines Lichtpunktes, durchglühte; beide verlöſchten jetzt mit einander, und es ward Nacht um ſie und in ihr.

Und dieſes wunde Gemüth war jetzt mit der unzerreißbaren Kette der Pflicht an den Fluch der Exiſtenz im Kreiſe roher, pöbelhafter Naturen geſchmiedet! — Die erſten Jahre ihrer Ehe waren noch voll Kampf, voll Thränen, voll hoffnungsloſer Sehnſucht — doch, nach und nach, verblutete das arme Herz und ward ſtill. Ihr Vater ſtarb bald nach ihrer Heirath; **Honorinens** Gatte zog in eine weit entfernte Stadt; ſie war ganz allein auf der Welt. Grabesſtille lag auf ihrer Seele. Sie erfüllte alle Pflichten mit vollkommener Treue, aber ohne Liebe, und alſo auch ohne Freudigkeit der Pflichterfüllung, etwa wie der Sklave das ihm von ſeinem ſtrengen Gebieter aufgelegte Tagewerk.

Jetzt erſt verſtand ich, was **Otmer** mir über ihre Ehe geſagt hatte; jetzt erſt lernte ich ſie auch in ihrem Benehmen gegen ihn verſtehen. Bei ſeiner erſten Erſcheinung hatte er einen ſie beunruhigenden Eindruck auf ſie gemacht.

Vor der Bekanntſchaft mit ihm hatte ihr das Leben nie die Möglichkeit des Glückes gezeigt — nun trat dieſe im ſchönen Colorit ſeiner Liebe vor ſie; aber ſie war Gattin, ſie hatte die richtigſten Begriffe vom Umfang ihrer Pflichten: und ſo ließ ſie es ſich auf das ernſtlichſte angelegen ſeyn, dieſen Eindruck, und den Schmerz, den er in ihrem Buſen weckte, zu bekämpfen. Wo ſie ſich aber früher im Leben nur verwaiſet gefühlt hatte, fühlte ſie ſich jetzt verſtoßen, und ihre bisherige ſanfte Hoffnungsloſigkeit ward Bitterkeit und Verzweiflung. Zu dieſer führt allein das Verfehlen deſſen, was unſre innerſte Natur als ihr eigenſtes Recht und Glück fodert: und was dieſes für ſie ſey, hatte ſie erkannt, ſeit ſie Otmern ſah.

Jahre verſchlichen — der Tod ſprengte ihre Kette. Sie ward frei, und der letzte Wille des Mannes, der ein ſchuldloſes Werkzeug ihres Verderbens geweſen war, ſicherte ihr Reichthum und Unabhängigkeit. Es war zu ſpät. Ihr Sinn war jetzt ſchon verſteckt, ſie ſich ſelbſt in dem bittern Unmuth der letzten Lebensjahre ſo unähnlich geworden, daß ſie alles fürchtete, was die Gewohnheit der kalten Maſchinerie des ſeelenloſeſten Lebensſchlendrians, in der ſie ſich, wie in ein Grab, eingebaut hatte, zu unterbrechen vermochte. Es hatte alles Intereſſe für ſie verloren, jetzt noch gerettet zu werden.

Unerwartet ſah ſie Otmern wieder. Sein Anblick erſchütterte ſie gewaltig. Sie war jetzt frei; er liebte ſie noch, aber ihr Herz war kalt und erſtorben, und ſie glaubte, es ihm ſchuldig zu ſeyn, keinen Verſuch zur Wiederbelebung ihrer Empfindung machen zu wollen. Sie fühlte ſich geiſtig zu veraltet, um dem jugendlichen, heiteren Manne noch ein ungetrübtes Glück gewähren zu können. Wie fern lagen alle Rechte und Anſprüche eines liebenswürdigen Weibes hinter ihr! — wie krank war ſie an Geiſt und Herz! wie durfte ſie ihn, den einzigen Menſchen, der ihr in jenen langen ſechs Jahren ihrer Ehe, Sinn für ihr Unglück, zu zärtliche Theilnahme gezeigt hatte, zum Lohn dafür, jetzt an ihr elendes Daſeyn hinden, ihn um den Genuß und den Werth des Lebens zu betrügen, wie ſie, wenn gleich auf andre Art, darum betrogen worden war! — Die Diſharmonie ihrer Lebensanſichten, ſein friſcher, jugendlicher Lebensmuth, und ihre Erſtorbenheit für Glück und Freude trennten ſie um ſo mehr, da er ihr nicht zu verhehlen vermochte, daß er in ihr die Huld und Weiblichkeit zerſtört fand, die ihn früher entzückt hatte.

Großmüthig, und mit uneigennütziger Selbſtverläugnung, hatte ſie ihn von ſich entfernt gehalten, und es gewünſcht, ihn ſcheiden zu ſehen; aber mit ihm entſchwand ihr die letzte Möglichkeit der Rettung. — Wer konnte ſie noch lieb gewinnen, da ihn, der ſie einſt liebte, ihr jetziges Weſen, von ihr entfernte, und ihn zwang, ſie aufzugeben? Wer konnte ſie noch lieben, da er nicht vermocht hatte, dieſe Eisrinde um ihr Herz zu löſen? — Und nun im ſechs und zwanzigſten Jahre bei einer ſolchen Vergangenheit, die Ausſicht auf ein langes, nächtliches, von keinem Strahl der Liebe und der Freude je erhelltes Leben! —

Ich hoffte indeſſen viel für ſie von der Erſchütterung ſeines Abſchieds, die mächtig genug geweſen war, mir ihr Herz im alten Vertrauen aufzuſchließen. Ueberzeugt, daß ſie, wie ein andrer Kranker, zu ihrer Geneſung, Einſamkeit und Stille bedürfe, drang ich in ſie, die Stadt zu verlaſſen, und den Frühling mit mir auf dem, ehemals von ihren Aeltern bewohnten Landgut, das ſie ſeit ihrer Verheirathung nicht wieder geſehen hatte, zuzubringen. In mir fühlte ich die Kraft, ihr den Glauben an Liebe und Treue wieder geben zu können. Bei jeder Verſtimmung des Gemüths bringt der Wechſel der Zeit und der Gegenſtände nur eine äußere Veränderung hervor, die auch nur eine ſcheinbare Geneſung iſt; aber Liebe, recht fromme, unermüdliche Liebe, löſet die Verſtimmung auf und heilt das wunde Gemüth. — Ihn trieb es wieder ſtürmend hinaus ins getümmelvolle Leben. Kampf der Männer in heißer, blutiger Feldſchlacht, wurde der herrſchende Wunſch in ſeiner Seele. Er fand ihn; ſein Schickſal führte ihn nach Schweden, als der Krieg mit Rußland ausbrach. Er ging zur finnländiſchen Armee, und machte, als Freiwilliger im Regiment Kronenberg, den Feldzug mit. In Sikajonis Felſenſchluchten thürmte ihm, nach alter nordiſcher Sitte, die Liebe ſeiner Waffengefährten ſein Grab. Mit ſiebzehn Wunden geziert, fanden ſie ihn, nach einem mörderiſchen nächtlichen Gefechte, auf einem Haufen erlegter Feinde niedergeſunken, den Säbel noch feſt in der erſtarrten Hand. Die Stelle ſelbſt ward ſein Grab.

Sie entſchloß ſich, meinem Rath zu folgen. Wir reiſeten ab, und in der Einſamkeit dieſes Aufenthalts, in dieſen Umgebungen, die alle Bilder ihrer frommen Jugend wieder in ihr erweckten, wich die Bitterkeit ihres Gemüths, bald der Milde einer ſanften, ſchwermüthigen Wehmuth, die ihren Empfindungen alle Zartheit und Innigkeit der Jugendlichkeit wiedergab. Sie fühlte ſich noch immer hoffnungslos unglücklich; aber ſie verläugnete ſich den Schmerz nicht mehr, mit dem ſie das fühlte. — Um ſie von dem einſamen Reflectiren über ſich ſelbſt abzuziehen — was geiſtreiche Weiber gemeiniglich ſo ſehr lieben, und doch ſo ſehr fliehen ſollten, da es, abgerechnet, daß das Leben eine Tiefe hat, die nicht ergründet ſeyn will, auch für die Wahrhaftigkeit und die Reinheit des Gemüthes höchſt gefährlich iſt — fing ich an, ihr viel vorzuleſen. Nach ſo langem Entbehren und bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit den neueren Meiſterwerken unſrer Zeit, wirkte der Zauber der Poeſie auf ſie mit einer, uns allen, die wir zu früh und zu viel leſen, unbekannten Gewalt.

So wurden unſere Tage immer friedlicher und ſchöner, und mein Herz öffnete ſich der freudigſten Hoffnung für Theklas Zukunft, als das Schickſal unerwartet die Stunde herbei führte, die den Gehalt derſelben unwiderruflich beſtimmte.

An der nicht fernen Gränze hatte ſich ſeit einigen Wochen ein Armeecorps verſammelt, deſſen Anführer der, durch ſeine Hochherzigkeit und Liebenswürdigkeit gleich berühmte Prinz * * war. Da es Truppen einer befreundeten Macht waren, blieb alles furchtlos in ihrer

Nähe; und die damalige Neuheit eines ſolchen Schauſpiels, reizte Thekla und mich, uns einer Geſellſchaft anzuſchließen, die das Lager, in dem die Truppen ſtanden, beſuchen wollte. Der Ruf des Prinzen ging als ein zu glänzendes Panier vor ihm her, als daß wir nicht auch die Gelegenheit, ihn in der Nähe zu ſehen, hätten herbei wünſchen ſollen. Der Zufall begünſtigte uns; er trat, von einem ſeiner Adjutanten begleitet, in das Zelt, wo wir Frauenzimmer raſteten, um mit jemand aus unſerer Geſellſchaft zu reden. — Der erſte Blick auf ihn entſchied Theklas Schickſal. — Sie erröthete und erblaßte im ſchnellen Wechſel; und als der Feuerblick, mit dem er unſere Reihe durchflog, wie feſtgezaubert an ihr heften blieb, ſank ihr Auge, und zwei volle Thränen zeugten von der tiefen Erſchütterung ihres Gemüths.

Wohl war die Erſcheinung des Prinzen geeignet, dieſen Eindruck zu erklären und zu rechtfertigen. Eine der edelſten und herrlichſten Geſtalten, die die Natur je aus der Fülle ihres unerſchöpflichen Lebens hervorzubringen vermacht hat, trat er vor Thekla. Ein kühnes Heldengeſicht, voll der friſcheſten Jugendblüthe; eine Stirn, worauf die Hoheit, der Befehl und die Begeiſterung ruhten — ein großes, flammendes Auge, voll funkelnder Blitze, und in einzelnen Momenten voll ſo durſtender, unauslöſchlicher Sehnſucht, daß man fühlte, der Erdkreis könne ſie, ihm zu Füßen gelegt, nicht ſtillen. Zum Herrſcher und Feldherrn geboren, war er der Liebling des Volks, der Abgott der Krieger, der geweihte Freund der Muſen, dem auch die Grazien keine ihrer köſtlichſten Gaben verſagt hatten; und der Zauber dieſer königlich ſchönen Erſcheinung ward noch durch alle die Anmuth und Würde erhöht, die fürſtlicher Sinn und fürſtliches Leben in ihrer bedeutungsvollen Freiheit zu geben vermögen.

Sein Blick haftete auf Thekla, und wie unwillkührlich fortgeriſſen, trat er ihr einige Schritte näher; — ihre ſichtbare Erſchütterung hielt ihn wieder zurück; er faßte ſich ſchnell, grüßte ſie ehrerbietig und verſchwand. Ich war ängſtlich um Thekla beſorgt, da ich mir dieſe Scene nicht zu erklären vermochte. „Sie ſind krank, theure Thekla?“ fragte ich bange. — „O,“ antwortete ſie mir leiſe — „nie war mir ſo wohl! Ein Strahl des Himmels iſt wie ein ſüßer Tod in meine Seele niedergefahren!“ —

Ohne ſich näher darüber zu erklären, war ſie den übrigen Tag ſtill, und blieb auch nach unſrer Zuhauſekunft in ein träumendes Sinnen verſenkt, das ihren Zügen einen gar lieblichen Ausdruck gab. Ich ſuchte ſie zu zerſtreuen, und vielleicht wäre es mir gelungen; doch ſchon nach einigen Tagen entladete ſich plötzlich der politiſche Himmel ſeiner Gewitterwolken, und das Corps des Prinzen wälzte ſich, wie ein Sturm drohend, daher. Viele unſrer Nachbarn entſchloſſen ſich zur ſchnellen Abreiſe; Thekla zog es vor, zu bleiben, und war auch bald dazu genöthigt, da der Prinz ihr Gut zu ſeinem Aufenthalt gewählt hatte und für ihn und ſein Gefolge das Quartier bei uns angeſagt wurde.

Thekla empfing ihn ohne Verlegenheit, aber mit zarter Schüchternheit im jungfräulich geſenkten Blick und in leiſen und ſüßen Sprachlauten. Ihr ſtolzer, durch den ganz ſchwarzen Anzug noch gehobener Wuchs bei dem jugendlich-ſchüchternen Anſtand; der trübe Ernſt, der auf ihrer Stirn ruhte, bei dem ſanften Erröthen — ja, ich könnte wohl ſagen, dieſer Kampf des Lebens mit dem Tode in ihrer Seele, der ihrer Phyſiognomie einen ganz eigenen wunderbaren Ausdruck gab, gewannen ihr des Prinzen ungetheilte Aufmerkſamkeit, wenn auch anfänglich nur durch die Neuheit der Erſcheinung.

Die Unterhaltung bei Tiſche nahm einen anziehenden Gang und ſpielte ſich ſchnell in's Gebiet der Lebensphiloſophie und der Lebensanſichten hinüber. Der Prinz entwickelte in ihrem Lauf höchſt anmuthig ſeinen heitern, glänzenden Witz und die Vielſeitigkeit und Gewandtheit ſeines Geiſtes. Die Kunſt, mit der er jedes Wort von Thekla hervorzuheben, jeden ihrer Gedanken zu ergänzen und geltend zu machen verſtand beſiegten allmälig ihre Schüchternheit. Sie ſprach nicht viel; aber ihr ſteigendes Intereſſe an dem, was geſprochen wurde, war unverkennbar. Von allen Feſſeln entbunden, die im Geſpräch mit Menſchen, welche zu unſerm täglichen Geſellſchaftszirkel gehören, durch tauſend eben ſo kleinliche als nothwendige Rückſichten, unſer Gemüth verhindern, ſich auszuſprechen, entfaltete ſich in dieſer Unterhaltung Theklas Eigenthümlichkeit in voller Wahrheit.

Noch vor Ende der Mahlzeit erhielt der Prinz einen Courier, der ihm den Befehl brachte, mit ſeinem Corps Halt zu machen. Er fragte Thekla, ob ſie ihn für die wenigen Tage dieſes Verzugs beherbergen wolle, und entfernte ſich, nach ihrer gewiß gern und freudig gegebenen Einwilligung, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die heitre Thätigkeit, mit der Thekla die Veranſtaltungen zu ſeiner Aufnahme traf, machte mich durch ihre Ungewöhnlichkeit noch aufmerkſamer auf den Eindruck, den der Prinz auf ſie gemacht hatte, und der mich nur ängſtigend beunruhigen konnte, da der Sinn des Prinzen in ſeinen Verhältniſſen zu unſerm Geſchlecht eben ſo weltbekannt war, als ſeine übrigen großen Eigenſchaften.

Früh der Abgott der Weiber, und von ihnen in gewiſſer Hinſicht erzogen und verzogen, hatte ſeine Phantaſie in dieſer Schule eine eben ſo verführeriſche als glänzende Bildung erhalten, die, ehe er ſich noch ſeines Herzens in Wahrheit und Treue bewußt geworden war, die Blüthe der Empfindung in ihm töddtete. Er lernte, in ſeinen Verhältniſſen zu ihnen, die Weiber nie ehren, wie der Mann ſie ehren muß, um durch ſie beglückt zu werden. Die unruhige Thätigkeit ſeines Geiſtes, die den Wirkungskreis des Kriegers und des Staatsmanns, für den er ſich geſchaffen fühlte, noch nicht gefunden hatte im Leben, verwickelte ihn in Intriguen und Liebeleien ohne Zahl, die ihn beſchäftigten, ohne ſeinem Herzen je zu genügen. Der Reiz des Widerſtandes hatte ihn einigemal bis zur Leidenſchaft aufgereizt; aber nie hatte er geliebt. Mit Geiſt und Feuer, mit

mit Sturm und Gluth riß er jedes Weib eben ſo gewaltſam als unwiderſtehlich zu ſich hin. — Doch in der Menge dieſer Eroberungen, und in der Einförmigkeit des Ganges und des Endes dieſer Intriguen, war ihm die Fähigkeit verloren gegangen, ſich über ſeine eigne und die fremde Empfindung täuſchen zu können und das elende Triebwerk der kleinlichen Motive lag offen vor ihm da. Er fühlte die Leere eines ſo entgötterten, bis in ſeine gemeine Blöße enthülſeten Genuſſes, und dürſtete nach dem nie gekoſteten Zauber, ſich von einem edlen Weibe mit voller Wahrheit und mit der Begeiſterung hoher Schwärmerei geliebt zu wiſſen. Von der Natur eines ſolchen Genuſſes hatte er durchaus keinen klaren Begriff; und eben in dieſer Dunkelheit lag für ihn die Ahnung eines magiſchen Zaubers, der ihm ein ganz friſches, neues Lebensglück zu bereiten vermöge.

Höher denn je war in dem Zeitmoment, wo ihm Thekla erſchien, ſeine Sehnſucht nach ſolcher Liebe geſtiegen. Wie ein gebundener Löwe hatte er, voll edlen Grimmes gegen die Unthätigkeit ſeines Lebens, bis jetzt im heißen Durſt nach großen Thaten geeifert. Jetzt endlich ſchien der Augenblick da zu ſeyn, der ihm die ſo lange verſchloſſene Bahn öffnete. — Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt loderten, in einer hellen Flamme vereinigt, auf, und erfriſchten und erquickten alle Quellen ſeines Lebens. In ſeiner Bruſt, in ſeinem großen Herzen fühlte er die Kraft, in Millionen die Flamme ſeines Muthes hauchen und ſeine Laufbahn, auf der ihm die Geiſter ſeiner großen unſterblichen Ahnen vorſchwebten, mit dem glorreichen Heiligenſchein des Sieges erleuchten zu können.

Jetzt führte ihm das Schickſal Thekla entgegen. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Anblick entging ihm nicht; er fühlte die Wahrheit derſelben, und ſie ließ ihn in Thekla jene Fähigkeit errathen, unendlich zu lieben und unendlich zu leiden, die Gott in ihr Herz gelegt hatte. Er näherte ſich ihr, und fand die Energie der Seele, die Tiefe der Fühlbarkeit, die er bei ſo unzählig vielen Weibern, mit den gewöhnlichen Schmetterlingsſeelen, vergeblich geſucht hatte, und das Bewußtſeyn der Gewalt, die er über dies Gemüth zu erhalten vermöge, veredelte und erhöhte das Intereſſe, welches die ſchöne Geſtalt ihm eingeflößt hatte.

Wir tranken im Garten Thee. Es war einer jener warmen, ſanft bewölkten Frühlingsabende, wo faſt ſichtlich Segen und Liebe auf die bräutlich geſchmückte Erde herabthauen. **Thekla** ward ſtiller; der Prinz immer lebendiger. Eine, von Jemand aus der Geſellſchaft hingeworfene Reflexion über Genuß und Entbehrung reizte den Prinzen zum lebhaften Widerſpruch.

„Welche Mönchsphiloſophie!“ rief er lächelnd — „entbehren, um ſchöner zu genießen, iſt ein Epikuräismus der Vernunft, den auch die Natur gut heißt, weil ſie um jedes Uebermaaß Strafe band; — aber den Genuß durch Entbehrung erſt erkaufen und verdienen zu wollen, iſt eine Vorſchrift jener Moraliſten, die im Dachſtübchen, bei einer Rinde Brodt, nie erfahren haben, wie es ſich an einer Göttertafel ſchwelgt, und uns gern glauben machen möchten, daß der freudenreiche Genuß des Lebens dieſes ſelbſt geiſtig und körperlich conſumirt. Aber gerade in ihm liegt eine ſo beſeelende, die innerſte Lebenskraft ſtärkende Thätigkeit, daß er jede Quelle des Lebens erfriſcht und vermehrt.“ —

Thekla ſah ihn hier mit einem Erſtaunen an, das ihm unwillkührlich ein Lächeln abnöthigte. — Zu uns andern gewandt, fuhr er fort:

„Davon ſchweigen freilich die Moraliſten; aber vermögen ſie zu würdigen, was ſie nie genoſſen haben? Nur wer die Fülle des Genuſſes, deſſen der Menſch fähig iſt, im eignen Bewußtſeyn zu umfaſſen vermag, darf über den Reichthum oder die Dürftigkeit des Lebens urtheilen. Kann es etwas unweiſeres geben, als weiſer ſeyn zu wollen, als die Natur? verächtlich auf Genüſſe herabzublicken, für die ſie den Menſchen ſchuf, indem ſie Geiſt und Körper ſo innig vereinte, daß wir das Gebiet beider nie klar zu trennen vermögen? und vor dem ſinnlichen Reiz des Lebens zu erröthen, als müßten wir uns ſeiner ſchämen, da doch die geiſtigen Reize deſſelben öfter, als es Schwärmer und Moraliſten ahnen, mit ihnen aus einer Quelle fließen? Weſſen Herz bleibt z. B. an einem Abend, wie der heutige, vom Zauber deſſelben ungerührt? Weſſen Herz klopft unter dieſen Blüthenbäumen, bei dieſem Brautfeſt der Natur nicht raſcher und voller? — Und würde dies Gefühl, ſelbſt wenn es ſich zur Andacht verklärte, nicht noch immer der Erde angehören, die es erzeugte?“

Thekla erröthete und ſchien an dem fernern Gang des Geſprächs, in ſtilles Sinnen verſenkt, keinen Theil zu nehmen. Der Prinz, dem einige Einwendungen gemacht wurden, fuhr fort, und wurde im Reden immer ſchöner und feuriger. „Das iſt der ſchwerſte Druck unſers nordiſchen Himmels, daß denen, die unter ihm wandeln, der natürlichſte und ſchönſte Genuß des Jugendlebens faſt immer nur als Sünde kommt, und jede Freude durch das Verbot zum Unrecht wird. Bei armſeliger Beſchränkung des innern und äußern Lebens, mag dieſe verſtümmelnde Reſignation den Werth einer Illuſion haben, die eine harte, traurige Nothwendigkeit zur verdienſtlichen Pflichtübung macht. Wen aber die Natur freundlicher ausſtattete, wem ſie Herz, Geiſt und Sinn aufſchloß für den reichen, unverſiegbaren Strom der Luſt, der die Erde und den Himmel und das Leben umfaßt und alles Erſchaffene aus tauſendmal tauſend Quellen tränkt, deſſen Geſetz ſey Freiheit, Liebe und Natur. Eine ſchöne Seele bedarf keines andern; was iſt das Leben ohne ſie? Schäumend füllen ſie uns den Becher des Genuſſes an — ewiger Durſt iſt darin; aber das Leben reicht auch nicht hin, ihn zu leeren und zu genießen; und durch ihn im Vollgenuß innerer, ewiger Jugend erhalten, fluthet der Menſch dankend mit dem Strom hinunter, der, wenn gleich ſchon Myriaden aus ihm ſchöpften, doch in ewig unverminderter Paradieſesfülle für jeden ſtrömt, der aus ihm ſchöpfen will.“ —

Thekla konnte hier ihre Bewegung nicht mehr verbergen. Ihr Leben — wie ein dunkles, graues, kaum von der Ahnung irgend eines Glückes erhelltes Gemälde lag es dar! — Und nun dagegen im ſchillerndſten Glanze der Schönheit, die höchſte, blühendſte, üppigſte Fülle geiſtig gewürzten Lebensgenuſſes: — welch ein Contraſt! — Und war es denn kein Traum? War die Möglichkeit eines ſolchen Glückes noch nicht für ſie verloren? — Sie erlebte in namenloſer Ahnung das Erwachen aus dem öden Winterſchlafe ihres bisherigen Lebens zu einem Daſeyn, das die Liebe im Glanz des höchſten Glückes verklärte.

Der Prinz, deſſen Auge ſie nicht verlaſſen hatte, zog ſie jetzt in das Geſpräch. „Ich zweifle,“ ſagte ſie ihm ernſt — „daß Ew. Königliche Hoheit und ich in unſrer Anſicht des Lebens zuſammentreffen können — und ich kann Ihren Glauben an Glück nur bewundern. Ich habe dieſes von jeher nur für eine Täuſchung der Jugend gehalten, die, wie jene buntfarbigen Blaſen, mit denen Kinder ſich ergötzen, einen Moment glänzt und dann ſpurlos verſchwindet.“

Der Prinz faßte mit warmer Innigkeit ihre Hand. „Nein, meine gnädige Frau, Sie dürfen nicht ſo denken! Die Natur, die Ihnen Geiſt, Jugend und Schönheit gab, legte Ihnen die Verpflichtung auf, glücklich zu ſeyn. Sie konnten an der Wirklichkeit des Glückes zweifeln, Sie, die Sie ſelbſt die ſüßeſte Gabe deſſelben zu ſpenden vermögen?“

Seine ſchönen Augen ruhten hier mit einem ſo ſtrebenden, ſo verführeriſchen Ausdruck auf Thekla, daß ſie in dieſem Blick ſelbſt die Verheißung und die Bürgſchaft dieſes Glückes finden mußte. Er erſchien in allen ſeinen Aeußerungen wie der entſchiedenſte Gegenſatz ihrer eigenen bisherigen Denk- und Empfindungsweiſe; aber eben in dem Reiz dieſes Gegenſatzes ruhete das Geheimniß dieſer Liebe. Das Gleiche und ſich Aehnliche kann nie im Zuge ewig neuen Bedürfniſſes ſich ſuchen, um ſich zu vollenden.

Der Abend verging ſchnell, wie eine Minute. Ich durchwachte die Nacht in ängſtlicher Sorge um Thekla. Oft hatte ich es mir ſchon früher geſagt, daß, nach ſo bitterm Schmerz und unnatürlicher Erſtarrung, ihr Herz ſich einem neuen Gefühl nur in leidenſchaftlicher Erſchütterung zu öffnen vermögen würde; aber ich fürchtete das Zurückſinken in ihre ehemalige Verſtockung, wenn die ihr bevorſtehende baldige Trennung vom Prinzen, wie ein Froſt die kaum hervorgeſproßte, von mir mit ſo treuer Liebe gepflegte Blüthe eines friedlichen Daſeyns, wieder tödtete. Der Prinz war, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur eine ſchnell vorübereilende Erſcheinung in ihrem Leben; ein Meteor, das, kaum in ſeinem Glanz erblickt, ſchon wieder verſchwindet; und um ihrer Ruhe willen, mußte ich auch lebhaft wünſchen, daß er nur dies für ſie bliebe. Wie konnte, wie mußte indeſſen die Trennung von ihm auf ſie wirken?

Sehr früh kam ſie am andern Morgen zu mir, und lud mich ein, mit ihr im Garten zu frühſtücken. Wie überraſchte mich ihr Anblick! Welch ein mächtiger Zauber iſt die Phyſiognomie im weiblichen Geſicht! Sie iſt die Seele der

Schönheit und kann ſelbſt Erſatz für dieſe werden. Das waren noch ihre Züge, ihre Augen — aber welche Verklärung von Seele und Glück ſtrahlte aus ihnen meinem Blick entgegen! Welch ein frohes, geiſtreiches Leben klang aus dem Ton ihrer Stimme!

Der Prinz brachte den größten Theil des Tages bei uns zu. Es fiel meiner Freundin nicht ein, ihm verbergen zu wollen, wie ſehr ſie ſich zu ihm hingezogen fühlte; aber doch genoß ſie mit einer, in ſolcher Lage ſeltenen Ruhe und Unbefangenheit ſeiner Unterhaltung, des Ausdruckes ſeiner Blicke und des Werthes, den er auf jede, in ihrer Nähe verlebte Minute zu legen ſchien. Dieſe Natur und Wahrheit in ihrem Betragen, dieſe Offenheit bei ſo zarter, ſittlicher Würde, erhöheten den Reiz, den ſie für den Prinzen hatte. Alle ihre Anſichten und Meinungen lagen ſo fern von dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen über unſer Geſchlecht, daß ihre Unterhaltung für ihn den piquanten Reiz der Originalität hatte, und er ſich, zu ſeinem Erſtaunen, angezogen fühlte, wo er nur darauf gerechnet hatte, anzuziehen. Es mußte für einen Mann, wie er, dem die Unverdorbenheit des weiblichen Geſchlechts im Mittelſtande ganz unbekannt geblieben war, höchſt intereſſant ſeyn, bei einer Frau von Thekla's Geiſtesbildung und Reife, den ganzen Zauber der zarteſten Jungfräulichkeit zu finden; und ſie bot ihm in der Vereinigung dieſer Contraſte, einen Genuß, zu deſſen Schätzung ſeine Erinnerung ihm keinen Maaßſtab zu geben vermochte.

Am Abend des folgenden Tages trank ich mit Thekla allein in ihrem Kabinette Thee. Ein Courier hatte dem Prinzen wichtige Depeſchen gebracht und ihn von uns entfernt. Unſer Geſpräch war bald bei ihm, und ich konnte ihr meine Beſorgniß über den Eindruck, den er auf ſie gemacht hatte, nicht verhehlen.

„Ich fürchte nichts," antwortete ſie mir — „es liegt für mich in ſeiner Erſcheinung etwas Wunderbares, das mir unbedingtes Vertrauen auf meine Zukunft giebt. Erinnern Sie Sich noch der Wirkung, die im Lager ſein erſter Anblick auf mich machte? — Sie war eine Miſchung himmliſchen Glückes und ſeligen Schmerzes. — Der Zeit nach war es nur eine Minute; aber ich habe in ihr lange gelebt und mir das Daſeyn in einem ganz neuen Sinn für immer angeeignet. Ich fühle jetzt, daß meine Fähigkeit zum Glück noch nicht erſtorben, und alle meine Anſprüche darauf noch vollgültig ſind. Eine unbekannte Macht zieht mich ſüß in's Leben hinein. Noch kenne ich es nicht, noch habe ich ſeine Reize nicht genoſſen, noch hat es mir ſeinen Reichthum ungetheilt zu bieten. Ich lebe, ich empfinde, ich denke wieder; alle Kräfte meiner Seele erblühen in friſcher, froher Thätigkeit und ich finde in der glühenden Tiefe meiner Empfindung die Bürgſchaft für die Wahrheit und die Dauer dieſes neuen, herrlichen Daſeyns.“ —

Hier trat der Prinz zu uns. Der Courier hatte ihm die Nachricht von einer für das Schickſal Europa's höchſt enſcheidenden Cataſtrophe gebracht. Er war ſehr ernſt, und aus dem dunkeln Unmuth, der ſein Auge wölkte, leuchtete das Gefühl fremder Schmach und eigener

Thatenloſigkeit. „Ich muß noch in dieſer Nacht mit meinem Corps aufbrechen,“ ſagte er in einem Ton, dem man den Mangel innerer Ruhe anhörte. „Alles iſt ſchon entſchieden — leſen Sie!“

In ſolchen Momenten, wo das Schickſal der Menſchheit im grauſenvollen Dunkel furchtbarer Erſcheinungen an uns vorüber zieht, enthüllen ſich Tiefen des Gemüths, zu denen ſonſt kein fremder Blick dringt. Nie hat mich etwas ſo erſchüttert, nie iſt die geheimſte Tiefe meiner Seele ſo zu Gefühlen aufgeſchloſſen worden, die mir bis dahin unbekannt geweſen, als durch den Schmerz des großen, fürſtlichen Feldherrn in dieſer Stunde, wo die Zukunft in dunklen Umriſſen und im finſtern Gigantenſchritt vor ihm vorüber zog.

„Auch wir werden jetzt früher oder ſpäter fallen,“ ſagte der Prinz — „doch keine Schmach der Feigheit wird uns treffen, und die Heldenſchatten vergangner Zeit werden uns lehren, mit Ehren zu fallen, wenn wir nicht länger mit Ehren zu ſtehen vermögen.“ —

Manches ernſte Wort voll tiefen Sinnes ward noch gewechſelt; doch über das furchtbare Gewicht laſtender Gegenwart; erhob ſich Thekla's Seele in der ſchönen Hoffnung der Begeiſterung und des Glaubens. „Dürfen wir denn," fragte ſie — „der Liebe vergeſſen, die unſer Volk hat, und durch die es wiedergeboren werden wird? Die Zeit iſt einer gewaltigen Gährung entgegen gereift. Das regelloſe Machwerk der Verfaſſungen, das der Zufall aus der Anarchie barbariſcher Zeiten zuſammenflickte, muß zuſammenſtürzen — der Strom des Weltalls iſt aus ſeinen Ufern getreten, und vergebens ſtrebt ein Rieſengeiſt, ihn zu dämmen. Die gewaltigſte Erdenmacht wird ſich hier den kommenden Geſchlechtern als Ohnmacht zeigen, damit der Erdkreis erkenne, wem die Macht und das Reich und die Herrlichkeit gebühre. — Mögen denn jetzt dieſe Blitze lodern und verzehren, wie ſie wollen: ſie verkünden uns doch nur einen verjüngenden Phönixbrand der Menſchheit, und die Gegenwart iſt das Cadmäiſche Schlachtfeld, aus deſſen

Leichen das neue Leben hervorblühen ſoll. Und, o, mein Prinz, wie erhaben iſt Ihre Beſtimmung, dieſen lebenden Geſchlechtern als ein heiliges Omen der Erlöſung vorzuleuchten, und durch That und Geſinnung den edelſten Heroen der Vor- und Nachwelt anzugehören!" —

Der Prinz blickte ſie mit Bewunderung an. Ihr Auge blitzte, und wie eine Seherin ſtand ſie groß und ernſt und begeiſtert vor ihm. „Thekla," ſagte er raſch, und drückte ihre Hände leidenſchaftlich an ſein Herz — „welch ein biedres, herrliches Gemüth enthüllt mir dieſe Stunde! O welche Weihe zu ſo hohem Beruf müßte die Liebe eines ſolchen Herzens ſeyn!" —

Sie ſenkte hier heißerröthend ihre Augen, die ſich mit Thränen füllten, auf die Hände des Prinzen nieder, in denen die ihrigen ruhten; doch in demſelben Augenblick traten die Adjutanten des Prinzen ein, ſeine Befehle zu empfangen und er verließ mit ihnen das Zimmer.

Sie ſah den Prinzen in den wenigen Stunden bis zu ſeiner Abreiſe nicht wieder. Von Geſchäften überhäuft, neben denen jedes andre Intereſſe kleinlich und tändelhaft erſcheinen mußte, kam er erſt wenige Minuten vor ſeiner Abreiſe zu ihr, um Abſchied zu nehmen. Die Anweſenheit mehrerer Offiziere aus ſeinem Gefolge, die gleichfalls gekommen waren, ſich den Damen des Hauſes zu empfehlen, unterſagte jedes bedeutendere Wort, und erhielt auch Thekla in der ruhigen Faſſung, mit der ſie ſein, ſehr herzlich geſagtes Lebewohl annahm und es erwiederte.

Ihr Auge folgte ihm, als er ſich entfernte. Jetzt grüßte er beim Einbeugen in die große Allee zum Letztenmal, und entſchwand dann ihren Blicken. „Fahr wohl,“ flüſterte ſie leiſe und zärtlich, und flog, als nun ihr Blick mich traf, in meine Arme.

(Der Beſchluß Seite 243.)

Der Profeſſor und die Katze.

Eine Anekdote, die gewiß kein Seitenſtück zu dem Pröbchen aus Karl Witte's d. J. Bildungsgeſchichte iſt.

Ein Profeſſor in ** hatte eine Lieblingsidee, und ein Lieblingsthier. Dieſes war eine Katze, und jene war die Behauptung, daß die türkiſche Sprache die Sprache aller Sprachen, das heißt: die erſte uranfängliche, allgemein verſtändliche Naturſprache ſey.

Das Lieblingsthier und die Lieblingsidee begleiteten ihn nicht ſelten auf ſein Katheder. Als er nun eines Tages ſeinen Zuhörern wieder die türkiſche Sprache rühmte und die Katze ihm eben auf der Achſel ſaß, machte er ſich anheiſchig, einmal einen recht frappanten Beweis für die Wahrheit ſeiner Behauptung zu führen. Er bat ſeine Herren Zuhörer, genau auf zu merken, welche von allen Sprachen, bei dem eben anzuſtellenden Verſuch. ſeiner Katze verſtändlich ſeyn werde, indem er ihr in mehreren Sprachen befehlen wolle, ſich ſchleunig von ſeiner Achſel hinweg zu begeben. — Sogleich ſchritt er ans Werk, und ertheilte zuerſt ſeinen Befehl in der Landesſprache; aber die Katze blieb ſitzen, ohne ſich zu rühren. Er verſuchte es mit Latein, Griechiſch und Hebräiſch; aber die Katze ging nicht von der Stelle. Er nahm ſeine Zuflucht zu dem ſo allgemein üblichen Franzöſiſchen; aber die Katze war taub dagegen, wie gegen die alten Sprachen. Er verſuchte es zum Ueberfluß noch im Italiäniſchen, Engliſchen und Spaniſchen, vielleicht ſogar im Polniſchen, Ruſſiſchen, und in der Zigeunerſprache; aber die Katze beachtete in ungeſtörter Ruhe das eine ſo wenig, als das andere. Alſo das, übrigens wohl erzogene, Thier verſtand keine von allen den genannten

Sprachen. — Nun endlich nahm der Profeſſor ſeine Zuflucht zum Türkiſchen; und ſiehe! kaum hatte er in dieſer Sprache ſeinen Befehl ertheilt: ſo ſprang die Katze erſchrocken von ſeiner Schulter herab, und kroch ganz demüthig in den dunkelſten Winkel des Auditoriums! Alſo nur das Türkiſche verſtand ſie; und daraus folgerte dann der gelehrte Mann, daß dieſes die allgemeine Naturſprache ſey. Quod erat demonstrandum.

Dieſe, noch von dem verſtorbenen Engel im Umlauf geſetzte, Anekdote iſt mir, als ein Seitenſtück zu dem unlängſt abgedruckten Pröbchen aus Karl Witte's des J. Bildungsgeſchichte, mitgetheilt worden, und ich erfülle, voll Achtung gegen den verehrungswürdigen Einſender, den Wunſch deſſelben durch den hier abgelieferten Abdruck. Doch kann ich nicht unterlaſſen, mir einige Zweifel dagegen zu erlauben, daß dieſe Anekdote ein Seitenſtück zu dem Pröbchen aus Karl Witte's Bildungsgeſchichte abgeben könne. Denn erſtlich darf man Thier und Menſchen nicht füglich zu einem Vergleich einander entgegenſtellen, ohne dem einem Theil zu viel, und dem andern zu wenig Ehre anzuthun. Allenfalls möchte es noch hingehn, wenn in der eben mitgetheilten Anekdote von einem Papagay die Rede wäre, als welcher bekanntlich zu allerlei Sprachübungen ſchon in früher Jugend ein ausgezeichnetes Geſchick beſitzt. Da hier aber eine Katze die Heldin der Anekdote iſt: ſo ſpringt das Unpaſſende der Vergleichung in die Augen, geſetzt auch, daß man annehmen könnte, der erwähnte Profeſſor habe auf der ehemaligen Univerſität Altdorf gelebt, und alſo eine nahe Veranlaſſung gehabt, ſich eines Nünbergſchen Trichters zu bedienen, um aus ſeiner gut organiſirten, talentvollen Katze, eine Art von Wunderkatze zu machen.

Dann muß ich auch bekennen, daß bei der obigen Mittheilung der Anekdote von der Katze, um ſie frappanter und intereſſanter zu machen, der wichtige Umſtand von mir zurück behalten iſt, daß der Hr. Profeſſor ſeinen Befehl in allen zuerſt genannten Sprachen, nur mit ſanfter Stimme und ruhiger Körperhaltung vortrug, hingegen die türkiſchen Worte, mit einer heftigen Bewegung ſeines Kopfes, und mit donnernder Stimme, der Katze in's Ohr ſchrie, ſo daß dieſe wohl nur aus Schreck entfloh, ohne eben türkiſch zu verſtehen. Da nun hieraus unwiderleglich hervorgeht, daß das Kunſtſtück des Herrn Profeſſors auf eine ſehr plumpe Charlatanerie hinauslief; eine dergleichen aber von Hrn. D. Witte, bis dato höchſtens ſtillſchweigend, mithin nur indirecte, eingeſtanden iſt: ſo will ich den türkiſchen Donner des Hrn. Profeſſors, und das ſanfte andiamo a casa des Hrn. D. Witte, für Muſik aus gleichen Pfeifen durchaus nicht erklärt wiſſen, und habe deßhalb auch gleich in der Ueberſchrift bemerkt, daß die obige Anekdote kein Seitenſtück zu dem Pröbchen aus K. Witte's d. J. Bildungsgeſchichte ſey.

A. G. E.

Der Alpenhirt.

Abend wird's — es ſtürmt im Walde,
Brauſt am fernen Seegeſtad;
Einſam auf des Berges Halde
Irr' ich der Verzweiflung Pfad.

Denn ſie flieht mich, die ich minne,
Die am hohen Rigi wohnt.
Moly, die mir ſprödem Sinne
Meine Glut mit Kälte lohnt.

Eine Hütte, die mein Kummer,
Nur zur öden Wohnung macht,
Und ein Lager, wo den Schlummer
Heil'ger Unſchuld Ruh bewacht;

Eine Wieſe, die im Thale,
Von des Staubbachs Wellen trinkt,
Fett Milch in irdner Schaale,
Die mir nirgends ſüßer dünkt;

Alles hätt' ich ihr gegeben,
Der mein Theuerſtes gehört,
Ihr, der unbewußt mein Leben,
Sich im ſtillen Schmerz verzehrt.

Ach vergebens! Seufzer irren
Durch der Fichten Nachtgezweig,
Und des Jägers Pfeile ſchwirren
Nach der Gems im Felsgeſträuch.

Rauſchet näher, Friedensboten!
Wählet meine Bruſt zum Ziel!
Ach, ſie liebt vielleicht den Todten,
Der nur ihr zum Opfer fiel! —

Wen der Liebe Pfeil verwundet,
Fürchtet nicht des Haſſes Wuth;
Das verſchmähte Herz geſundet,
Nur, wo es zerſchmettert ruht.

Friedrich Krug von Nidda.

Verſuch zur Bekehrung von Weiber-Feinden oder gar Verächtern.

Ich weiß nicht, ob es deren in unſrer abgeſchliffenen, galanten Zeit noch giebt; aber wenn dieß der Fall ſeyn ſollte, und das ſchöne Geſchlecht wollte ſich die Mühe geben, einen Verſuch zur Bekehrung der Unholde anzuſtellen: ſo hätte ich ein treffliches Recept in Bereitſchaft. Es iſt ein altes, ſelten gewordenes Büchlein, das man nur neu aufzulegen und den verſtockten Sündern in die Taſche zu praktiſiren ſuchen müßte, um ſie zu beſchämen und zu bethören. Es führt den Titel:

Ehren-Preiß Des Hochlöblichen Frauen-Zimmers, Das iſt, Unpartheyiſche Erörterung der ohne Fug in Zweiffel gezogenen Frag: Ob nemlichen Das Weibliche Geſchlecht am Verſtand dem Männlichen gleich, auch zu Verrichtung tugendſamer Werk und Thaten, ebenmäſſig qualificirt und geſchickt ſey? An Hand genommen Durch Wilhelm Ignatium Schütz, J. C. und der Zeit Fürſtl. Fuldiſchen Cantzlern. Franckfurt am Mayn, Drucks und Verlags Balth. Chriſtoph Wuſts, M.DC.LXIII.

Der Verfaſſer beginnt ſein Werk gleich mit einer dreiſten Bejahung der auf dem Titel befindlichen Frage; ſo gewiß iſt er ſeiner Sache. Die Beweiſe läßt er dann nachfolgen. Geſetzt auch, meint er, daß das weibliche Geſchlecht dem männlichen in natürlichen Anlagen etwas nachſtehe: ſo ſey dieß Gottes Wille und wohl recht geweſen „und dahero dem Frauen-Zimmer ſo wenig vorzurupſſen, oder übel anſtändig, als einem Elephanten, daß er nicht fliegen, oder einer Kuh, daß ſie nicht pfeiffen kann." —

Gleich darauf heißt es indeſſen ausdrücklich: „Iſt es aber nur etlicher Naſeweiſen unbegründetes Spargement (wie es dann anderſter nicht) was darf es dann viel Cavillirens, und vorwerfens, was hat man dann nöthig, dißfalls ſingular zu ſeyn, und dermit wider alle Courtoisie, wider die dem Frauen-Zimmer ſchuldige devotion ſich einer ſolchen engeſinnigen partie und faction theilhafftig zu machen, u. ſ. w.“

Den Beweis, daß das Weib von Natur gleich Vorzüge vor dem Manne habe, führt der Verfaſſer unter andern auf folgende ſcharfſinnige Weiſe:

„Vom Anbegin der Welt biß auff gegenwartige Stund hat das manliche Geſchlecht (außer etliche wenig Eigenſinnigen) dem weiblichen die Ehr geben, ſelbiges venerirt und ſich demſelben gleichſamb unterworffen, aber warumb dieſes mein Freund? warumb ſubmittiren ſich auch die verſtändigſte, und erniedrigen ſich vor ihnen die unwiſſende? (Ich bitte hier den freundlichen Leſer, folgenden discurs vernünfftiglich zu ponderiren) die Urſach, kurtz darvon zu reden iſt dieſe: Weilen das hochlöbliche Frauen-Zimmer ſeiner extraction, und herkommen nach, viel höher, würdiger und edler iſt alß der Manns Stamm, ſintemahlen dieſer aus einer unformlichen rohen Erden, auß dem grebſten ſchwerſten Element und alſo einem lebloſen Erdenkloß geſchaffen, das Weib aber aus einem reinen, lebendigen Fleiſch des Manns erbauet worden iſt: Gleichwie nun ein lebendiger, und zwar mit vernünfftiger Seel begabter Leib weit edler iſt, alß eine bloſe Erd und Leimen, ſo viel edler iſt ein Weib ihrem herkommen nach, alß der mit wilden Thieren einerley Materie participirente Mann: dahero auch der allmächtige Gott ſelbſten unſerer erſten Mutter mehr Ehr, und dieſe zwar angethan, daß er ſie innerhalb deß Paradeyß erſchaffen, darauff bey der Hand genommen und dem Adam zugeführet, beſonders aber ihr, und den Dames diejenigen qualitet reichlich verliehen hat, welche auf dieſer Welt über alles geprieſen, reverirt und geſetzet wird, nemlich die

Schönheit, dann waß ſoll Goldt, Silber und Edelgeſtein ſeyn gegen der Schönheit eines Menſchen? gegen einem ſchönen tugendſamen Weibsbild? — — — Iſt es nun eines Theils wahr, daß die Schönheit aus der edelſten Complexion und temperament deß Leibs herrühre, dieſe aber die edleſte und vollkommenſte Seel erfordere, wie die Gelehrte einhellig melden, andern Theils aber gewiß, daß Gott und die Natur nichts vergebens thuen, ſo dörffe ich bei meiner Treu bald ſagen, daß nicht allein das Weib nach obdeducirter Beſchaffenheit dero Materialiſchen herkommens, ſondern auch nach dem Verſtand ſelbſten edler und vollkommner als der Mann ſey: — — — Gott hat dem Weib die Schönheit verliehen, damit anzuzeigen, daß unter einem ſo köſtlichen und elaborirten Deppich ein noch viel herrlicherer Schatz verborgen liege, denn was ſeynd doch ihre ſchöne Augen anderſt, als zwei immerbrennende Facklen und Lichter, ſo da von ſich werffen die Strahlen ihres Verſtands? Was iſt die mit einer Gravitet vermiſchte Süſſigkeit ihres Geſichts, als ein öffentlicher Schild, und Wappen deß darin wohnenten Geiſts? Was ſeynd die proportionirte Gliedmaſſen deß Leibs als Trabanten und Auffwärter das jenige zu verrichten, was ihre Seel befihlt, und guts vor hat?

So wahr ich ehrlich bin, ſo kann ich nicht begreiffen, warum der liebreiche Gott das Weibs-Volk der Geſtalt begabt habe, wann es nicht dahin gezielet und gemeint ſeyn ſolle, daß wir Männer durch ſolchen euſerlichen Apparat angereitzet würden zu Venerirung eines höheren, ſo darunter verborgen iſt, dieſes aber kan nicht anderſt ſeyn, als das Ebenbild Gottes, welches iſt die Seel und deren Tugenten: Dieſes dann iſt die Haupt Urſach, daß wir Männer das weibliche Geſchlecht ehren, careſſiren, und ihrer aufwarten ſollen u. ſ. w.“

In ſeiner naiven Gründlichkeit geht der Verfaſſer auch bis auf den Fluch nach dem erſten Sündenfall im Paradieſe zurück, und zieht daraus, daß das Weib nur mit Schmerzen Kinder gebähren (welches mit dem Verſtand des

Weibes „keine Gemeinſchaft noch Connexitet habe") der Mann hingegen im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brodt eſſen ſolle, den für die Männer ſehr demüthigenden Schluß, daß ſie durch jenen Fluch ſehr an Verſtande verloren, und dieſen Mangel nun durch Schweiß — erhöhte körperliche und geiſtige Anſtrengung — erſetzen müſſen, dagegen die Weiber „mit ihrer unverletzten Vernunft eben ſo viel als die Männer mit ihrem Schweiß ausrichten können und würden, wann der Welt Bosheit ſie nicht de Facto meiſtern, und ſie ganz ungütlich zurück halten thäte;

„Dieſes nun wiſſen die Gelehrte, darumb machen ſie dem FrauenZimmer ſo tiefe Reverenz, dieſes merken die Bauren, darum ziehen ſie vor ihme den Hut ab, dieſes iſt endlichen die Urſach, daß ſich das gantze mannliche Geſchlecht (was man auch etwan mit Worten dagegen einwenten wollte) von dem weiblichen leiten, hät ſchier geſagt, beherrſchen, und regieren laſſet."

Es würde zu weitläuftig ſeyn, dem Verfaſſer die vielen aufgeſtellten Beiſpiele heroiſcher, tugendhafter und kluger Weiber nachzuerzählen; aber ein Anekdötchen von der gewandten Beredtſamkeit einer beleidigten Dame möge hier doch zur Probe ſtehen:

„Es begabe ſich vor wenig Jahren, daß etliche Reiſende ungefehr, und gleichſamb auff dem Weg angehalten, von einem vornehmen Cavalier zum Mittagseſſen gebeten würden, die Geſellſchaft beſtunde in dem Herren deß Hauſes, ſeiner Liebſten, einen jungen unlengſt auß Frankreich wieder zurück gelangten Gavalier, ſammt jetztgedachten Herrn Gäſten. Als man nun ein Zeitweil über Eſſen geſeſſen, und neben dem Leib, auch das Gemüth mit allerhand guten Diſcurſen ergetzet hatte, weiß ich nicht, was der Herr im Hauß ſagte, da der junge Cavalier ſo balden mit faſt höniſch- und ſpöttiſchen Gebärden zu repliciren anfinge: Wer die Weiber von Natur ſo geſcheid, und tauglich zu hochwichtigen Sachen, als die Männer ſeynd, hielte, den halte Er eoipſo vor keinen Mann, ſondern vor ein Weib.

„Kaum hatte er dieſe Wort ausgered, da ſtund die Dame von dem Tiſch auff, und ging in das nechſte Zimmer, nicht ohn entfärbten Geſicht, und genugſamer Bezeigung eines ſonderbaren Mißfallens, nachdem ſie aber bald widerkame, und ſich der Cavalier entſchuldigen, oder vielleicht was beſſeres erklären wollte, ſprach ſie: „Mein lieber Vetter, Es hat deßwegen keine Noth, ihr ſeyd noch lang der Mann nicht, der von der Weiber Tauglichkeit und Verſtand urtheilen kann, ich hab vermeinet, man lerne in Franckreich Höflichkeit, ſo muß ich aber anjetzo wahrnehmen, daß ſich entweder ſelbige Nation ſehr geendert, oder ihr gar wenig gelernet habt, indem ihr Beyſeins meiner (die euch doch von Kindheit auff ſo viel guts erwieſen) von dem weiblichen Geſchlecht alſo unbeſcheiden, und ungereimbt judiciren dörfft; Wann die Männer von Natur geſcheider, und tugendſamer Leut weren, als die Weiber, ſo würde es mit mancher ehrlichen Dame

und

und ihren Kindern beſſer ſtehen. — — — Beſonders aber iſt lächerlich, daß ihr euch ſchon ſo ſehr über das Frauen-Zimmer erheben möget, da ihr doch vor wenig Monath noch ſo ein geringen Verſtand und qualiteten gehabt, daß man euch ſolche anderſtwoher zu hohlen in frembde Lande verſchicken müſſen, deſſen hingegen euren Schweſtern nicht nöthig, und dennoch ſicherlich ſo viel Witz haben, daß ſie euch de facto noch vor einen unverſtändigen Bruder, und groben Freund halten. — — — Was in Frankreich an euch noch geſund blieben, das richtet ihr mit Freſſen, Sauffen, und weiß nit was vor Unzucht vollends hin, und wollet bei ſolchem Luder (Lüderlichkeit) dennoch ein geſcheider und zu hochwichtigen Sachen von Natur ſo tauglicher Cavalier ſeyn, wahrlich, wann eure künftige Frau — — von Natur nicht wird qualificirter, geſcheider, und tugendſamer ſeyn, als ihr, ſo ſeyd ihr Gott einen verdorbenen Edelmann ſchuldig. — —“

Ob wohl mancher weitgereiſte junge Herr, der als vorzügliche Ausbeute ſeiner Erfahrungen eine frivole Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts aus den lüderlichen Häuſern der großen Städe mit nach Hauſe bringt, nicht noch heutiges Tages jene ſtrenge Rede der beleidigten Dame zu beherzigen und für ihn geſprochen zu nehmen hätte? Wenn er ſelbſt es nicht glaubt: ſo mögen ſeine geſcheidtern rechtlichen Schweſtern oder Baſen es ihm ſagen! Sollte er ihnen eine unziemliche Antwort geben: ſo mögen ſie ihm noch folgende Erklärung des Verfaſſers zur Beſchämung vorleſen:

„Demnach es aber, leider, mit uns Menſchen dieſe Beſchaffenheit hat, daß mancher nicht einmal weiß, worin die Höflichkeit beſtehet, mancher ein ſo grober Nachbar, und unleutſeliger Saturnus iſt, daß er ſeinen Nechſten anderer geſtalten nicht, als mit einer Offengabel zu Careſſiren gewohnt, und das ihm vorgehaltene Roſenwaßer nicht ehender riechet, biß ihm beede Schubſäcke voll darmit angelauffen ſeynd, u. ſ. w.“

Warlich, die Schweſtern unartiger Brüder, die Weiber hochmüthiger Männer, und die Kuſinen ſtörriger Hageſtolze und Weiberfeinde ſollten zuſammentreten, um das Büchlein mit ſeinem alterthümlichen, treuherzig-naiven Witz neu auflegen zu laſſen. Es gäbe ein Taſchenbuch, zum Weinachts- oder Neujahrsgeſchenk weit zweckmäßiger als manches andere.

A. G. C.

Der häßliche Mann und die schöne Frau.

(Aus einem unvollendeten Roman.)

Der Heirathsplan, den Auguſte entworfen hatte, lächelte ihren Mann jetzt mit bezaubernder Lieblichkeit an. Er fand es äußerſt natürlich, daß Haſtebeck, da er, als Sekundant im Duell, nicht im Stande geweſen war, Marien ihren Gatten zu retten, es nun für ſeine Gewiſſenspflicht halten würde, ſich zum Nachfolger und Stellvertreter deſſelben anzubieten. Und daß das zu Haſtebecks und Mariens Heil ausfallen müſſe, dafür bürgte ihm der Glaube an die Vortrefflichkeit Beider. Es that ihm faſt nichts mehr weh, als daß Auguſte hiezu jetzt den Kopf ſchüttelte.

Ihr that es aber weh, daß ihr Mann ſich ſo freudig einer Hoffnung ergab, an deren Erfüllung ſie jetzt durchaus zweifelte. Nachdem ſie alle Einwendungen erſchöpft hatte, machte ſie zuletzt noch eine, mit der es ihr ſelbſt nicht Ernſt war, und wodurch ſie auch nur ſeiner Phantaſie eine andere Richtung geben wollte. Sie behauptete, Marie werde Haſtebecken gar nicht haben wollen, weil er — bei Lichte beſehen — wirklich häßlich ſey, und eine ſo ſchöne Frau wohl Anſpruch auf einen viel hübſchern Mann machen könne. Und um ihren Mann in ein noch weiteres Feld zu führen, warf ſie im allgemeinen die Bemerkung hin, es ſey doch arg, daß die Männer gewöhnlich Anſpruch auf Schönheit bei den Weibern machten, die hübſcheſten Weiber hingegen oft mit den häßlichſten Männern vorlieb nehmen müßten. Sie erreichte hiermit ihre Abſicht auch recht gut. Sie verwickelte ihn für den Augenblick in einen kleinen Streit. Und daß er noch weiter ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt hatte, ſah ſie daraus, daß er nachher, als ſie kaum noch etwas davon wußte, von ſelbſt den Faden wieder aufnahm, und auf einmal ſagte: „Es iſt wirklich ſo, wie Du neulich ſagteſt, liebe Auguſte; und es iſt auch ganz recht ſo, und es muß faſt ſo ſeyn. — Die Natur ſelbſt arbeitet vorherrſchend in dem Manne auf Kraft, in dem Weibe auf Anmuth hin. Mars und Venus ſind ihre wahren Repräſentanten. Und dieſer Gegenſatz von charakteriſtiſchen Eigenheiten der beiden Geſchlechter iſt eben das Meiſterſtück des Schöpfers. Der Mann muß ſchaffen — das Weib behüten. Der Mann iſt der Schutz — das Weib die Zierde des Hauſes. Der Mann ſoll ſeyn gerüſtet zum Kampfe — das Weib nur bereit zum Verſöhnen. Der Mann iſt der Stab, an den das Weib in der Gefahr ſich hält — das Weib iſt der grünende Zweig, der um die heiße Stirn des Mannes ſich kühlend und lohnend zum Kranze windet. — Der Mann gleicht alſo einer Säule, die, um zu tragen, keiner glatten, feinen Politur bedarf. Wenn ſie nur feſt, ſtark und grade iſt: ſo erfüllt ſie ſchon ihren Zweck. Ob ſie einen korinthiſchen Blätterſchmuck an ihrem Haupte hat, oder nicht, das iſt gleichgültig in Hinſicht auf ihren ernſten Zweck. Aber das Weib gleicht der Vaſe, die eigentlich zur Zier aufgeſtellt iſt, und höchſtens nur einen Labetrunk oder einen Strauß von Blumen umfaſſen ſoll. Da iſt die edle Form, die feine Maſſe, die glatte Oberfläche ungleich wichtiger, und wo das Eine oder das Andere verletzt iſt, ſtößt das Auge an. — Am paſſendſten aber, glaube ich, kann man ſagen: Das Weib iſt eine Blume — der Mann hingegen iſt eine Frucht. Bei der Frucht kommt es nicht auf die Schale an, ob ſie rauh oder unſcheinbar iſt, ſondern auf das Innere, auf den kühlenden Saft, das nahrhafte Mark, den wohlſchmeckenden Kern. Bei der Blume aber fällt am erſten die mehr oder weniger ſchöne Form, der mehr oder weniger üppige Farbenſchmuck in die Sinne; entfernter liegt erſt der mehr oder weniger entzückende Balſamduft, und am allerentfernteſten die heilende Kraft, die vielen inne wohnt. Und wenn der

Kenner gleich die farbenloſe Nachtviole, die unſcheinbare Muskathyacinthe, oder die prunkloſe Kamille gehörig zu würdigen verſteht: ſo wird der große Hauſe doch am erſten durch die prunkenden Formen und Farben beſtochen; ungleich ſchneller aber weiß ſelbſt das Kind unter den Früchten, ohne von ihrer Außenſeite ſich beſtechen oder abſchrecken zu laſſen, die ſüßeſte und wohlſchmeckendſte herauszufinden. Und dieſer nämliche, richtige Sinn läßt auch das Weib bald am Manne die unſcheinbare, vielleicht gar zurückſtoßende Außenſeite überſehen, wenn ſie nur weiß, daß etwas Würdiges innen wohnt; dahingegen der Mann die Anmuth, die Lieblichkeit, die ihm das Leben erſt ſchön machen ſoll, am liebſten auch in einer anziehenden, äußern Hülle erwartet und ſucht. — Wer, im Allgemeinen, ihn deswegen tadeln wollte, würde die Natur ſelbſt tadeln, daß ſie den Mann und das Weib gerade ſo gemacht hat, wie ſie ſind."

Auguſte gab ihrem Manne mit recht freudigem Lächeln Beifall wegen dieſer Auseinanderſetzung, nicht ſowohl, weil die Richtigkeit derſelben ihr beſonders einleuchtete, als vielmehr, weil ſie ſah, daß ihr neulicher Zweck erreicht war, und weil ſie wußte, daß ihr Mann — als ein geborner Prediger — nicht glücklicher war, als wenn er von Zeit zu Zeit kleine Reden halten konnte, bei denen ihm Niemand widerſprach.

Idylle.

An einem heitern Sommerabend trieb der junge Palämon ſeine Heerde an das Ufer eines klaren Fluſſes, um hier vor der Hitze des ſchwülen Tages Kühlung zu ſuchen. Das helle Abendroth leuchtete nur noch am weſtlichen Rande des Himmels, im Morgen erhob ſich freundlich der ſilberne Mond, und die Abendwinde ſpielten mit dem Laube einer uralten Eiche, welche dicht an dem Gewäſſer aufgewachſen war. Unter dieſem Baume ſetzte ſich der friedliche Hirt nieder, und die matte Heerde lagerte ſich um ihn. Fröhlich nahm er noch einmal das zierliche Körbchen, welches er an dieſem Tage geflochten hatte, zur Hand, und freuete ſich ſeiner gelungenen Arbeit, ſinnend, wozu er es anwenden ſollte; denn verſchenken konnte er es nicht, weil keine der ſchönen Schäferinnen, die in ſeinem Thale wohnten, ihn gefeſſelt hatte, und die Liebe ſeinem Herzen noch unbekannt war. Dann blickte er mit heiterem Gefühle auf die ruhende Gegend, und hub, voll Dankes gegen die Götter, mit anmuthigen Tone ſolchen Geſang an: —

„Nehmet, ſäuſelnde Abendwinde, mein Lied
„auf, und tragt es hinauf zu den goldenen
„Sternen, daß es die Götter vernehmen! —
„Dank Euch Unſterblichen, die Ihr mich lehr-
„tet, einſam bei meiner Heerde glücklich zu ſeyn!
„Wie meine Lämmer ſich an ihre Mutter drän-
„gen, ſo hebe ich mit freudigem Herzen die Bli-
„cke zu Euch, die Ihr ſtäts für mich ſorget. —
„Nehmet, ſäuſelnde Abendwinde, mein Lied
„auf, und tragt es hinauf zu den goldenen
„Sternen, daß es die Götter vernehmen!“ —

So ſang der fromme Palämon, und ſein Lied ward von den Glocken der Heerde begleitet. Da vernahm er plötzlich ein leiſes Plätſchern im nahen Gewäſſer, und als er ſich umblickte, ſiehe, da ſchwebte auf den ſchwankenden Wellen eine ſchöne Jungfrau, froh und behende, wie der Schmetterling von Blume zu Blume fliegt. Herrlich und ſchön war ihre Geſtalt, und ihre goldenen Locken erglänzten im Strahle des Mondes. Höher ſchlug dem jungen Hirten das Herz in der Bruſt; es ergriff ihn ein unbekanntes Gefühl, und voll Staunen und Entzücken ſprang er von ſeinem Raſenſitze auf. Lange blickte er ſchweigend auf die Nymphe; endlich aber begann er mit zärtlichem Tone alſo zu ſagen: — „Liebliche Geſtalt! „Reizendes Mädchen! Unwiderſtehlich treibt „es mich zu Dir hin. Noch kannt' ich die Liebe nicht; aber gewiß biſt Du beſtimmt, ſie mich „kennen zu lehren. Mein Herz iſt bewegt, wie „wenn der Wind die Wellen des Fluſſes hebt. „O eile her zu mir! Die Heerden wollen wir „gemeinſchaftlich hüten. Die ſchönſten Lämmer ſollen aus Deiner Hand ihr Futter nehmen, das Thal ſoll von unſern Wechſelgeſängen wiederhallen, und in zierlichen Körben „reiche ich Dir das ſchönſte Obſt aus unſerm

„Garten. Eile, eile Geliebte! Schenke dem „Hirten die Hirtin, und laß uns beide, in Liebe „beglückend, in Liebe beglückt ſeyn.“ —

Hier ſchwieg er; die Wellen rauſchten, und die ſchöne Geſtalt verſchwand. Eine ſanfte Stimme rief ihm aber aus den Lüften zu: — „Unglücklicher Hirt! Lieblich ertönte Dein „Lied mir; aber wiſſe, ich bin der Sterblichen „keine! Götter und Menſchen knüpft kein ir„diſches Band.“ — So rief es, und in ſäuſelnden Winden verlor ſich die Stimme. Da überfiel ein kaltes Grauſen den armen Jüngling; und er ſtand und ſchaute lange noch ſtarr auf die Wellen hin. Der Mond barg ſich eben hinter eine kleine Wolke, ein kühler Nachtwind bewegte die Fluthen, daß ſie rauſchten, und die jungen Lämmer der Heerde erhoben zuweilen ein klagendes Blöcken. Jetzt erwachte Palämon aus ſeinem Traume; trauernd und in Verzweiflung blickte er um ſich, und alles ſchien ihm öde und leer. Noch einmal erhob er die Stimme und ſang mit dumpfem Tone: —

„Brauſet, ihr Fluthen, gewaltig, und hülle „in euer Getöſe meinen Geſang ein! Senke „Dich, düſtre Nacht, herab und hülle in Dei„ne ſchwarze Finſterniß meinen Geſang ein. „Wehe mir! Götter und Menſchen knüpft kein „irrdiſches Band! Die Turteltauben girren ſich „zu, und kommen, ſich zärtlich zu ſchnäbeln; „die Nachtigallen ſingen die Freude ihrer Liebe; „aber mich flieht die Geliebte, und einſam, ver„zweifelnd bleib ich zurück! Warum, Ihr Göt„ter, konnt' ich ſtatt des ärmlichen Hirten die„ſer Flur, nicht ihr ſchützender Gott ſeyn? „Dann würde höhere Liebe uns ewig vereinen. „Aber wehe! jetzt biſt Du allein die Götter„geborne, und ich bin nur ein ſterblicher Jüng„ling! Doch ein Opfer darf ich Dir bringen. „So ſey es das Theuerſte, was ich habe! — „Lebt wohl, ihr blühenden Triften! Lebt wohl, „ihr friedlichen Heerden, die ihr meine Freude „ſonſt wart! Jetzt treibt mich die Sehnſucht „nach einem andern Ziele! —

„Wehe! Wehe! Götter und Menſchen „knüpft kein irrdiſches Band!“

Die Waſſer rauſchten ſtärker, und der klagende Hirt ſchwankte hinab in die Fluth.

Da ward der Wind ſtille; die Nacht verſchwand. Und als die Morgenſonne in ihrem Purpur empor ſtieg, da tanzten Chöre göttlicher Nymphen auf den ſilbernen Wellen, und ſtreuten Roſen und Myrthen da, wo der liebende Palämon hinabgeſunken war.

Räthſel.

Selbſt **Reil's** berühmte Fieberlehre
Zeih' ich der Unvollſtändigkeit!
Zwar macht ſie ſich mit einem Heere
Von Fiebern aller Art gar breit;
Doch hat ſie leider eins vergeſſen,
Was oft ſehr epidemiſch iſt,
Wobei man Schlafen, Trinken, Eſſen,
Und manches Andre noch vergißt.
Der Athem und der Puls, voll Schwanken,
Bald heftig und bald unterdrückt,
Bezeugen, daß den armen Kranken
Kein ruhig froher Muth beglückt.
Und ſtatt daß Andre Pulver nehmen
In ſtarken Doſen ohne Zahl,
Will **Er** ſich nie dazu bequemen;
Selbſt **riechen** mag er's nicht einmal.
Weiß gegen ſolch ein böſes Fieber
Nicht Rath und Hülfe ſelbſt ein **Reil**:
Was Wunder, daß der Kranke lieber
Auf eignem Weg verſucht ſein Heil!

A. G. E.

Auflöſung des Räthſels S. 112:
Heimath und **Heirath**.

S. 112 leſe man in dem Räthſel: **verrathen** ſtatt **errathen**.

Das weibliche Herz.

Liebe, ſie kennt nur das Weib. Anbetung wird ihr die ſtille,
Zarte Neigung; ſie liebt, dies iſt dem Wunſche genug.
An ſich zu reißen, beſtrebt ſich der Mann, das bewunderte Kleinod;
Nichts iſt dem Wunſche, was *ſein* nicht der Begehrende nennt.
Neigung und Wunſch nach Beſitz, gleich geltende Worte! vom Himmel
Zög er ſein Liebſtes, an's Herz riß er von Sternen den Stern.
Aber das Herz des Weibes, ein unentheiligter Tempel,
Iſt es der Gegenwart voll ſeines vergötterten Glücks.

Glücklich begeht ſie und froh die ſtill andächtige Feyer,
Nichts begehrend, und nichts flehend vom herrſchenden Glück.
Hehr iſt der Tempel; und täglich, mit friſchen unſterblichen Blumen
Strebender Tugend, bekränzt fromm ſie den Opferaltar.

Louiſe Brachman.

Thekla.

(Beſchluß.)

„Warum ſo traurig, ſo beſorgt, meine Freundin?“ fragte Thekla mich ſchmeichelnd „Sie ſehen ja, wie ruhig und heiter ich bin!“

„Ich werde mich Ihrer Faſſung erſt dann zu erfreuen vermögen, liebe Thekla, wenn die Zeit mich überzeugt, daß ſie nicht die Folge einer leidenſchaftlichen Spannung iſt, die nur zu leicht, im troſtloſen Wechſel, gänzliche Muthloſigkeit herbeizuführen vermag.“

„Dann müßte jetzt doch wohl ein Wunſch, eine Hoffnung in meiner Seele ſeyn, deren Nichterfüllung mich zu betrüben vermöchte.

Aber ich erwarte nichts von der Zukunft; ich habe nichts von ihr zu fordern. In mir iſt eine ſolche Fülle von Glück und Leben, daß ich, wie die Götter im Olymp, der Sehnſucht unzugänglich bin, weil ich keine Entbehrung fühlen kann. Was ich in meinem eignen Herzen habe und beſitze, reicht aus für dies Leben."

Sie hatte Recht. Tage wurden zu Wochen und dieſe zu Monaten, und immer ſah ich ſie gleich heiter, gleich ruhig. Oft und gern ſprach ſie mit mir vom Prinzen, und dann nie ohne Rührung und Entzücken; aber nie verrieth ſie den Wunſch, nie die leiſeſte Hoffnung des Wiederſehens. Einzig als ihr Gefühl, ihr Beſitz, war ihr dieſe Liebe die theuerſte Gabe der Gottheit, deren Genuß hinreichte, ihr die Welt und das Leben jugendlich ſchön zu erhalten.

Spät im Herbſt kehrten wir nach M. zurück. Allgemein war das Erſtaunen über die Veränderung, die man an Thekla bemerkte. Sie ſchien nicht nur, um ein Jahrzehend verjüngt, in der friſcheſten Jugendblüthe zu prangen, ſondern auch ihr Geiſt hatte ſich ſo reizend und muthig entfaltet, daß er allein ſie liebenswürdig zu machen vermocht hätte. Ihre Unterhaltung war ſtäts anziehend, oft glänzend; ihr Scherz fein und ſinnig — was ſie aber unwiderſtehlich machte, war die ſchöne Herzlichkeit ihres Weſens. In ihr war eine Fülle von Liebe und Wohlwollen, die ſich, erfreulich wie das Sonnenlicht, Allen mittheilte, die ſie umgaben.

Die Begebenheiten der Zeit machten M. zum Sammelplatz vieler Fremden, und Thekla's Haus wurde dieſen Winter das glänzendſte und geſelligſte der Stadt. Ihr wurde das erhebende Gefühl, den Ruhm des Mannes, den ſie vergötterte, in immer lichterer Glorie ſtrahlen zu ſehen. Die Hoffnungen und Wünſche der Nation lenkten ſich mehr und mehr darauf hin, ihn als den Feldherrn zu bezeichnen, der, mit der Aegide des Vertrauens und der Liebe der Krieger gedeckt, das Heer zu Sieg und Ehre zu führen vermöchte. Sein Name war auf allen Lippen; ſein Bild fand man in jedem Hauſe, jede Zeitung nannte ihn; und wie auch die Meinungen und das Intereſſe getheilt ſeyn mochten: ſo vereinigte ſich doch alles, ſeinen Muth, ſeinen Geiſt und die ſeltne Verbindung ſo vieler großer Eigenſchaften mit jeder Liebenswürdigkeit, womit die Muſen und Grazien zu begaben vermögen, wetteifernd zu preiſen.

Wenigen Frauen nur wird im Laufe ihres Lebens das Glück, ſich für eine große Idee begeiſtert und durch die Liebe zu ihr, ihr Leben veredelt zu fühlen. Wenn nun aber das Bild des Geliebten ſie uns vergegenwärtigt, und die edelſte Begeiſterung und das Entzücken der Bewunderung in unſrer Seele mit der Liebe zu Einem Gefühl werden: ſo wird unſer Herz durch daſſelbe an die Gränze geführt, die die Seligkeit höherer Geiſter von der menſchlichen Natur trennt.

Thekla genoß dieſes Glückes; aber die Ungewöhnlichkeit deſſelben entwickelte in ihr immer ſelbſtſtändiger eine Feinheit des Sinnes, deren kühne Aeußerungen mich oft erſchreckten, wenn ich ſie gleich nur für ein Spiel hielt, mit dem ſich ihr Geiſt beluſtigte, ohne es als Ernſt im Leben geltend machen zu wollen.

Das Gerücht führte den Prinzen zuweilen in unſere Gegend zurück. In der Erwartung ſeiner Ankunft ſah ich dann wohl ihr Auge heller ſtrahlen und ihr ganzes Weſen einer ſüßen Unruhe hingegeben; aber nie verdüſterte die Fehlſchlagung dieſer Hoffnung ihre Heiterkeit.

„Ich bin,“ ſagte ſie mir einſt darüber — „mit dem Gedanken vertraut, ihn nie wiederzuſehen, und, würde mir thörigt erſcheinen, wenn ich wähnte, ihn ſo lebhaft intereſſirt zu haben, daß er meiner noch gedenke. Es konnte ihm in ſeiner Größe und Liebenswürdigkeit nicht fehlen, einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich zu machen; wie ganz unbeachtet würde ich aber von ihm geblieben ſeyn, wenn er mich in der Mitte anderer Frauen erblickt hätte! Unter dem Druck ſolcher Umgebung und der formenleeren Convenienz, würde ich nie den Muth haben, ihm anders als höchſt alltäglich zu erſcheinen. Vergeblich würde ich dann in meiner Seele dieſe Macht über ihn fühlen, der er nicht zu widerſtehen vermögte, ſobald ich ihm dies Herz in der ganzen Energie meiner Liebe zeigte. Der Augenblick aber, wo er mich als eine gleichgültige, faſt vergeſſene Bekannte wiederſähe, würde mein jetziges Glück ganz zerſtören und mich ſo elend machen, daß ich keinen Begriff von der gewaltſamen Erſchütterung habe, in der dieſer Moment meine Seele auf ewig lähmen würde. Von ihm getrennt, wie ich es jetzt bin, ſind wir dagegen mit einander in der Wahrheit und Innigkeit meiner Empfindung unauflöslich verbunden."

„Liebe Thekla, wie kann man ſich ſo unbedingt einer Illuſion hingeben, die doch, früher oder ſpäter, in ihr eignes Nichts zurückſinken muß, und die Ihr ganzes Leben gewiſſermaaßen zu einer Traum-Exiſtenz macht!" —

„Giebt es denn im Leben etwas Wirklicheres, als dieſe Liebe für mich iſt? — Wiſſen Sie etwas, das mir Erſatz für ſie zu werden vermögte? Alles andere iſt nur Friſtung des Lebens, nicht Genuß deſſelben, nur Bedürfniß, nicht Reichthum. Ohne ſie wäre ich mir ſelbſt immer fremd geblieben, und hätte nie erfahren, wie ich meinem angebornen Sinne nach handle. Alles andre in mir und meinem Leben iſt Menſchenwerk — nur in dieſer Liebe offenbart ſich unverſtellt meine mir von Gott angeſchaffne Natur, und darum iſt ſie mir auch das Höchſte im Leben, und nie ſoll mein Herz wieder in den Feſſeln kleinlicher Menſchenſatzungen ſeufzen. Frei ſoll es ſchlagen, und ſich ſelbſt ſein einziger und höchſter Richter ſeyn.“

„Sie erſchrecken mich, Thekla! Dieſe Freigeiſterei der Weiblichkeit hat noch jede unſers Geſchlechts, die ſie zur Regel ihres Lebens erwählte, ins Verderben geſtürzt.“ —

„Doch nur, weil ſie mehr als einen Wunſch, eine Hoffnung, eine Furcht hatten, und es nicht zu fühlen vermochten, wie frei der Menſch iſt, wenn er klar und feſt nur Eines will im Leben, und an dieſes Eine Alles ſetzt. Ich gehe der Zukunft kühn entgegen, wie ſie ſich auch enthülle; nie ſoll ſie Gewalt über mein Leben erhalten. Ich weiß, daß meine Natur nichts Unwürdiges ertragen, ſondern die Kraft haben würde, es von ſich auszuſtoßen, wo es ſich ihr aufdrängte; und darum ſoll mich nie fremde Meinung überreden, dorthin gehe der Weg zum Glück, wenn mein Herz ihn mir, ohne Widerſpruch meines Gewiſſens, auf der entgegengeſetzten Seite zeigt."

„O! Sie ahnen nicht, wie viel wahrhaft Heiliges ein Weib daran wagen muß, wenn es die Kette löſen will, die Sie abgeſtreift zu haben glauben. Die haarſcharfe Linie, auf der Sie bei ſolchen Grundſätzen wandeln, zum Lebenswege wählen zu wollen, iſt wahrlich ein Seiltänzer-Kunſtſtückchen, vor dem der Genius ſchöner Weiblichkeit erröthet."

„Die Liebe erſcheint mir, als der ſchönſte zu Beruf des Weibes, zu heilig, um ihr nicht darin vertrauen, daß die Bildung, die von ihr ausgehe, und der Lebensweg, den ſie uns andeutet, die richtigſten ſeyn müſſen. Welch ein elendes Spiel iſt dieſe Geſchlechts-Profeſſion der Weiblichkeit, die man uns ſo gern als das Höchſte in der weiblichen Natur anpredigt, wenn die Liebe ſie nicht edelt und beſeelt! Wie viel Verzerrtes und Unnatürliches, alſo auch Sündliches, iſt nicht in manchem von der Neigung und vom Staat anerkannten Verhältniß zwiſchen Weib und Mann! — Liebſte Pauline, ich bin mir darin ſo klar und feſt in meinem Willen: führt das Schickſal mich dem Prinzen wieder zu, ohne daß die Alltäglichkeit brennend zwiſchen uns ſteht: ſo bin ich ſein, wie ich es ſeyn muß, wenn ich den Ruf meiner innerſten Natur nicht überhören will; und auf welchen Standpunkt mich dann auch die Meinung ſtellen dürfte: ſo würde mir doch die innere Stimme verbürgen, daß ich nicht unwürdig und erniedrigt auf ihr ſtehe, ſo lange ich, im klaren Bewußtſeyn, im vollen Gefühl des Rechtes, mit Freiheit und Liebe auf ihr ſtehe.“

„Wie wenig aber paßt dieſe Schwärmerei zu dem Ideal, dem ſie huldigt! Der Prinz iſt ein herrlicher Menſch — aber in welcher üppigen Lebensluſt blüht er! — Wie fremd iſt ihm jenes ſtille ſchöne Daſeyn, das Zärtlichkeit und tiefes Gefühl zur Bedingung ſeines Glückes macht! — Noch hat er nie einer Einzelnen, immer in ihr nur dem Geſchlecht angehört, und wahrſcheinlich iſt es auch keinem weiblichen Herzen beſtimmt, ſich ihn ganz und auf immer zu gewinnen."

„Und daraus wollen Sie ihm einen Vorwurf machen, der zugleich Warnung für mich ſeyn ſoll? — Nie dürfte mir freilich der Gedanke kommen, ihn ewig halten zu wollen; aber eben ſo wenig würde ich den Nektarbecher des himmliſchen Glückes ſeiner Liebe von mir weiſen, weil ich fürchten müßte, ihn nicht bis auf die Hefen leeren zu können. Nein, Pauline, wenn er mich liebte — wenn meine Seele durch ihn zum vollſtem Bewußtſeyn, zur herrlichſten Aeußerung aller ihrer Kräfte gelangte — ein Daſeyn, deſſen Fülle ich jetzt nur, wie die Raupe ihr Schmetterlingsdaſeyn, zu ahnen vermag — wenn er mich liebte, und wenn dann in dem Gefühl, daß Er der Schöpfer, der Spender meiner Seeligkeit wäre, immer noch neue, höhere Seeligkeit läge — o Gott, Gott! dieſe Erde hat keine Jammer, mit dem ich nicht eine Stunde dieſes Glückes jauchzend erkaufte!“

Sie drückte hier beide Hände in leidenſchaftlicher Bewegung auf ihrer Bruſt zuſammen, und ihre Augen erhoben ſich mit einem ſo heiß flehenden Ausdruck zum Himmel, daß ich verſtummte, als müſſe ich ihre Beſtimmung, das Opfer dieſer Leidenſchaft zu werden, ehren.

Die Stille, und die Heiterkeit ihres Weſens, bei ſolcher Leidenſchaftlichkeit, blieben mir immer gleich räthſelhaft. Sie zeigte, in dieſer unbedingten Hingabe an ein Gefühl, eine Kraft, die ſie nie gehabt haben würde, es zu bekämpfen. Sie las viel, und beobachtete auch die Menſchen, mit denen ſie lebte; aber in allem, was ſie las, ſann und hörte, waren es nur die Geheimniſſe, und die Leiden und Freuden des Herzens, die ſie anzogen und beſchäftigten. Die Hoffnung, den Prinzen wieder zu ſehen, wurde mehr und mehr zur Unwahrſcheinlichkeit; doch in immer gleicher Heiterkeit, blieb ſie freudig und ſchön, wie ein hell ſtrahlender Frühlingstag.

Auch in unſerm geſelligen Zirkel erzeugte die Rückkehr der ſchönen Jahreszeit manchen Reiſeplan, und wir wurden, von mehreren Seiten, zur Theilnahme an einem derſelben dringend aufgefodert. Ich hatte den Winter über viel gekränkelt, und ſollte daher, auf Befehl des Arztes, den Brunnen trinken, welches mich zum Zuhauſebleiben zwang; aber ich beredete Thekla, ſich einer Geſellſchaft anzuſchließen, die das Gebirge zu ihrer Reiſe erwählt hatte. Die hier folgenden Bruchſtücke aus ihrem Tagebuche, werden uns mit den Begebenheiten dieſer Wochen bekannt machen.

Den 6ten Mai.

Welche herrliche unvergeßliche Tage lebe ich jetzt! ſie ſind ſo reich an Freuden und erhebenden Empfindungen, daß ich, bei aller Fülle des Genuſſes in mir, doch nur Beſchränktheit finde, wenn ich meine Fähigkeit zu empfinden, mit dem unendlich reichen Gebiet vergleiche, das uns gegeben iſt, ſie zu entwickeln und zu üben.

O Du, dem die Vorſehung das Geheimniß meines Lebens anvertraute, Du, deſſen hohes Bild mir tief im Herzen wohnt und eins iſt mit jeder meiner Empfindungen, Du allein vermogteſt mir dieſe Quellen des Genuſſes zu öffnen! Nur in der Liebe für Dich ging mir der Sinn für die Welt auf, und jede Freude an ihren Erſcheinungen wird durch dies dankbare Andenken an Dich geheiligt. Wie ſchnell würde mir dieſe große reiche Natur wieder zur unverſtändlichen, lebloſen Hyerogliphe werden, wenn ich nicht mehr einzig in Dir lebte! — Jetzt aber iſt ſie mir Bild und Laut der Liebe in jedem Anblick, jedem Säuſeln — iſt mir eine Melodie des Ewig-Schönen, zu der mein ganzes Weſen ſich rein und harmoniſch zu ſtimmen ſtrebt.

Und nun zu dieſem innern, unſterblichen Frühling noch dieſe Tage, dieſe Nächte! — Ich ſitze hier um Mitternacht am offnen Fenſter und blicke hinaus auf die blühende Flur. Ohne Mondlicht iſt der Himmel ſo hell von ſeinen tauſend mal tauſend Sternen durchblitzt —

der Nachtwind geht durch die Zweige der hohen Ulmen vor meinen Fenſtern, und der Wellenſchlag des Sees tönt melodiſch darein — alle Blüthen ſenden mir, der Liebenden, ihre ſüßeſten Düfte herauf. — O dieſe Herrlichkeit der Nacht, dies Schweigen der Natur vor ihrer Feier — wie lange hatte ſich mir dieſer Gottesdienſt entfremdet! — wie ſchwer war ich erkrankt! — wie lag ich ſo gebückt, geſchmäht und entwürdigt vor dem eiſernen Schickſal in den Staub geworfen da! — Da erſchien Er — ſein erſter Blick ſtreifte meine Feſſeln ab — ich liebte und war frei und glücklich!

O wie erwachen ſie jetzt alle wieder in meinem Herzen, dieſe lieben Gefühle herrlicher Jungfräulichkeit! wie weine ich oft vor ſtiller Seligkeit, daß ich ſie wieder habe, ſie wieder mein nenne! Dieſe tiefe Fülle inniger, beglückender Empfindung in meiner Bruſt iſt unausſprechlich ſüß. — So glücklich war ich auch in den ſchönſten Zeiten meiner Vergangenheit nie. — Nie war mir früher die Natur ſo beſeelt, nie war ſie früher ſo meines Herzens

Ver-

Vertraute! — Und iſt ſie nicht auch beſeelt, iſt ſie nicht voll des regſten, geheimnißreichſten Lebens? — Regen ſich dieſe Bäume nicht recht mit Luſt in dem friſchen Nachtwind? Sollten ſie gar nicht wiſſen, wie ſchön alles iſt? Sprechen wir ihnen nicht vielleicht nur darum die Empfindung ab, weil uns das Organ fehlt, ſie bei ihnen zu erkennen? — Liegt nicht in uns allen eine Ahnung von empfindungsvollem Leben der Pflanzen? Woher z. B. die ganz verſchiedene Empfindung, mit der ich Blüthen und Früchte breche? Oft ließ ich die erſtern ungepflückt, weil mir eine innere Stimme ſagte, die Pflanze miſſe ſie ungern, da mir hingegen beim Brechen der Früchte immer iſt, als freuen ſie ſich, ſich mir geben zu können. Iſt nun dieſe innere Empfindung nicht ein geheimnißvolles, vermittelndes Organ zwiſchen uns und der lieben frommen Pflanzenwelt? Als Kind ſprach ich oft ſtundenlang mit meinen Blumen, und verſtand ihre Antworten. Später wird es zu ſolchen Geſprächen zu laut um uns — aber ſie lieben mich noch, wie ich ſie. O ich möchte jetzt hinauseilen, und meine Arme ausbreiten, um die Erde, und den Himmel, und den Nachtwind, und die Blumen an mein Herz zu ziehen! — Ich möchte niederſinken und die Erde küſſen, die alles ſo mütterlich, ſo unermüdet, treu und ſtill, nährt und pflegt!

Den 14ten.

Ganz unerwartet ſind in dieſer Nacht alle Beurlaubten eingerufen. Bothen und Ordonnanzen, treffen von allen Seiten hier zuſammen. Ich bin ſonderbar bewegt. Das Wort Krieg tönte mir von jeher ſo grauſend feierlich — und doch glitt es wohl unverſtanden vor meinem Ohr vorüber. Ich fange jetzt an, ſeinen tiefen Sinn zu ahnen. Wir ſind wegen der Fortſetzung unſrer Reiſe beunruhigt. Eben erhalten wir einen reitenden Bothen. Die *** Regimenter ſind alle aufgebrochen. In dem drei Meilen von hier gelegenen D. iſt für ein ſtarkes Truppencorps Quartier angeſagt, und wir werden alſo unſern Reiſeplan wohl ändern müſſen. H. iſt nach D., ſich nach allem näher zu erkundigen, und ſich Päſſe für uns geben zu laſſen. Mir iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar zu Muthe!

Den 15ten.

O mein weißagendes Herz! Er iſt hier, in meiner Nähe, in D. und bleibt heute noch da. Morgen führt ihn ſein Weg hier durch — ich werde ihn alſo vielleicht ſehen. Als H. uns dies bei ſeiner Rückkunft erzählte, klopfte mir das Herz entſetzlich; ich wurde traurig, und mußte Abends, als ich allein war, viel weinen. Der Moment unſrer Bekanntſchaft war der wichtigſte und ſchönſte in meinem ganzen Leben — in wunderſchnellem Zauber entwickelte ſich die Blüthe meines Gefühls — ſie iſt mein Glück, mein ganzes Glück — welkt ſie mir je unter dem Eindruck eines kalten Wiederanblickes: ſo bin ich geweſen.

Wir gingen heut ſpatzieren. Man konnte die Thürme von D. ſehen; die Luft, die mich umgab, kam mir vielleicht von ihm, und ich athmete ſie mit einem Nachgefühl jenes ſüßen

Schauers ein, den mir damals ſeine Nähe gab. Morgen werde ich ihn ſehen — der Gedanke durchzuckt mich, ſo oft ich ihn denke, wie ein elektriſcher Funke. Ich kann es nicht faſſen, wie mir nach dieſem Augenblick des Wiederſehens ſeyn wird; aber Seligkeit iſt in dem Gedanken, ihn wieder zu ſehen. Schwerlich dürfte er mich im Vorübereilen erkennen, und doch — wie reich könnte mich ein Blick, ein Wort von ihm machen! —

Den 16ten.

Was iſt unmöglich? — Das Unwahrſcheinlichſte hat der Himmel für mich wahr gemacht. Der Prinz war heute hier – auf dieſem Zimmer faſt drei Stunden bei mir! — Als ſchon eine Viertelſtunde verfloſſen war — als ich, das glücklichſte und geliebteſte aller Weiber, ſchon an ſeinem Herzen lag, ſchon die Seligkeit empfunden hatte, ihn ſagen zu hören, daß er mich liebe, mich ſein Geſchöpf, mich, ſeine Thekla ewig lieben werde, fragte ich mich und ihn, ob es kein Traum ſey? —

Und noch jetzt, noch jetzt betet meine Seele: Vater im Himmel, wenn dieſe Seligkeit ein Traum iſt: ſo ſey der Augenblick des Erwachens auch der meiner Vernichtung; denn ſeine Schrecken vermöchte deine Allmacht ſelbſt wohl dem ſterblichen Weſen nie zu vergüten! —

O Muth, Muth mein Herz! — haſt du doch eine Ewigkeit vor dir, die Seligkeit dieſer Wirklichkeit, dieſer Gewißheit des höchſten Glückes auszukoſten, und ſie faſſen zu lernen. O Gott! vermag denn der ſterbliche Menſch gar nicht zu zeigen, wie tief er die Unermeßlichkeit ſeines Glückes fühlt? —

Ja, der Menſch iſt ein endliches Weſen — meine Seele reicht nicht, dies Gefühl zu faſſen — ſie iſt bis in ihre innerſte Tiefe davon durchdrungen — aber ihr Empfindungsvermögen reicht nicht hin, es zu ergründen; ſie fühlt ſich im Beſitz einer unnennbaren Fülle von Glück und Freude — und doch iſt ihr noch unendlicher Reichthum, unendliches Glück zu ergründen übrig, das ſie, und wenn ihre Kraft hundertfach ſich verdoppelte, ſo wenig zu erſchöpfen vermögte, wie das Weſen der Gottheit! —

Ich möchte ſo gern erzählen; mir ſelbſt erzählen, wie das alles ſich begeben hat — werde ich's aber können?

Unſre ganze Geſellſchaft war nach dem Pavillon im Garten gegangen, um die Truppen vorbei marſchiren zu ſehen. Mehrere der Offiziere, Bekannte und Verwandte der Frau von Hauſe, ſprengten heran, ſie zu begrüßen; ſie bat ſie zum Frühſtück, und wir gingen, ohne die Ankunft des Prinzen zu erwarten, der mit ſeinem Gefolge zurückgeblieben war, nach dem Hauſe zurück. Ich konnte den Wunſch des längeren Verweilens nicht ausſprechen; eine unüberwindliche Schüchternheit band mir die Zunge; aber in ſtilles, wehmüthiges Sinnen verloren, nahm ich an dem Geſpräch eben ſo wenig Antheil, als ich die fremden Gäſte beachtete. Sie verließen uns bald, um ihre Regimenter wieder einzuholen; und eben wollte ich erröthend vorſchlagen, nach dem Pavillon zurückzukehren, als einer der Bedienten meldete, der Prinz ſey auch ſchon vorbeigeritten. Verwirrt, beklemmt und mir ſelbſt in einem Chaos wogender Gefühle nicht klar, ging ich nach meinem Zimmer, und lehnte trübſinnig am Fenſter, als mir ein Offizier gemeldet wurde, der mich zu ſprechen wünſche. „Sein Name?“ fragte ich bewegt. — Den würde er die Ehre haben, der gnädigen Frau ſelbſt zu ſagen. Ich nahm den räthſelhaften Beſuch an — die Thür öffnete ſich — und, unvergeßlicher Moment! es war der Prinz!

Ströme der wärmſten Lebensglut wären kein würdiger Preis für dieſe Minute — ich verſtumme vor ihrer Erinnerung — eben die reinſte Seligkeit des Himmels kann vor ihr nur den Vorzug der Dauer haben.

Liebe, Entzücken und jene ſüße Unruhe einer unerwarteten Freude in jedem Zuge ſeines Geſichts, trat er ein – er faßte meine Hände, drückte ſie an ſeine Lippen, mich an ſein Herz — ich hörte keine Worte — ſein erſter Laut war meine Name, ausgeſprochen mit jenem Ton der Liebe, der, aus dem Herzen kommend, ſich des Herzens ſo unwiderſtehlich bemächtigt. —

Er hatte die bei uns geweſenen Offiziere unterwegs angetroffen. Einer von ihnen, der, als der Prinz im vorigen Jahre in meinem Hauſe weilte, in ſeinem Gefolge geweſen war, erzählte ihm, daß ich jetzt bei der Beſitzerin des Guts, wo er gefrühſtückt, zum Beſuche ſey. Der Prinz gab darauf die nöthigen Befehle, hieß ſein Gefolge ihn am nächſten Orte erwarten, und ſprengte ohne alle Begleitung zurück.

Beinah ein Jahr lag zwiſchen uns. Wie hätte ich mich je erkühnen können, zu hoffen, daß ich noch in ſeinem Andenken lebe — und doch war für mich die ganze Zeit unſerer Trennung nur ein einziger Gedanke an ihn geweſen, und ſein Bild mir ſo lieb, ſo traulich geworden, daß ich ihn nicht fremd, wie im Moment unſers damaligen Abſchieds, zu empfangen vermogt hätte. Aber als habe auch er im Geiſte mit mir fortgelebt, als müſſe das ſo ſeyn, ſchloß er mich in ſeine Arme, drückte mich mit einer ſo leidenſchaftlichen Innigkeit und mit ſo entzückten Blicken an ſein Herz, daß ſich die Gewißheit, geliebt zu ſeyn, wie eine Verheißung vom Himmel in meine Seele ſenkte.

„Thekla," rief er — „meine Thekla, bedarf es noch der Worte unter uns? — Biſt Du mein, wie ich Dein bin? — Fühlſt Du, daß ich in Dir mein ſüßeſtes und eigenſtes Glück umfaſſe?"

Der Schleier, der die Gottheit und ihre Seligkeit irrdiſchen Augen verhüllt, ſchwand bei dieſen Worten vor meinen entzückten Blicken, und ich begriff den Himmel mit ſeiner ganzen Herrlichkeit. O, und wenn ſtatt dieſer Tod und Verderben über meinem Haupte geſchwebt hätten, ich hätte doch das Wort ausgeſprochen, in dem meine ganze Zukunft ruht, und wäre dann lächelnd in der himmliſchen Wolluſt dieſes zagenden, bebenden Geſtändniſſes verſunken!

„Süßes, ſeelenvolles Weſen," ſagte er mir — „gewiß, ich habe die Liebe bis jetzt noch nicht gekannt. Nimm ſie denn hin, meine ganze Seele, fülle ſie aus dieſe Leere meines Herzens, die mich oft ſo wild und unmild machte, und verhülle mir in dem heiligen Frieden Deiner Liebe den Unfrieden, der mich quält.“ —

Stunden verflogen wie Minuten. Die Gegenwart lag, wie eine lange Zukunft, vor mir; ich hatte keinen Gedanken für den nächſten Morgen. Er mußte endlich ſcheiden, doch nur nachdem wir verabredet hatten, daß ich meine Geſellſchaft beſtimmen ſolle, nach H. zu gehen, wo er mehrere Tage verweilen muß.

Wie kalt, wie todt iſt alles, was ich hier ſchreibe! — und doch iſt in mir eine Unruhe des Glückes, die mir nicht vergönnt, mich ſtill im Bewußtſeyn deſſelben zu verſenken. Morgen werde ich ihn wieder ſehen! O wie ſchnell iſt dieſe Liebe aus einem friedlichen Kinde zum Rieſen geworden! Ein Blick, ein Wort von ihm waren heut Morgen noch meine kühnſte Hoffnung — Jahre hätte ich damit ausgereicht für mein Herz, und nun würden mir Welt und Leben freudenlos verſinken, wenn ich ihn nicht morgen wiederſähe. —

Den 17ten.

Er war geſtern Abend der letzte Gedanke beim Einſchlummern, heute der erſte beim Erwachen. Die Sonne fuhr ſtralend herauf, ihm zu leuchten — der Morgenwind ſäuſelte, ihn zu erquicken. Er nur in der ganzen Schöpfung, im kleinſten Thautropfen, wie im ganzen All nur ſein Bild. —

Länger als eine Stunde war ich früher fertig, als die andern. Mit ungeduldiger Eile trieb ich zur Abreiſe, und ärgerte mich über den Schneckengang des Thuns und Treibens um mich her. Endlich ſtiegen wir ein. Raſch eilten wir fort, und gegen 4 Uhr Nachmittags erblickte ich die Thürme von H. „Sehen Sie! ſehen Sie!“ jauchzte ich bei ihrer Erblickung ſo laut und freudig auf, daß die Baronin herzlich darüber lachte, weil es ihr unerklärlich war, wie mich der Anblick dieſer gar nicht großen, und unanſehnlichen Stadt ſo entzücken konnte.

Eine Viertelmeile vor der Stadt kam er uns entgegen. Sein erſter Blick war Gruß der Liebe. Dann ſprengte er raſch, als ob er uns nun erſt erkenne, an den Wagen, begrüßte mich und meine Reiſegefährtin, die er oft in B. geſehen hatte, freute ſich des unvermutheten Zuſammentreffens, und verſicherte ihr gleich, ſie dürfe, ſo lange er in H. bleibe, an keine Abreiſe denken, und er werde alles aufbieten, uns den Aufenthalt dort ſo angenehm wie möglich zu machen. Geſchmeichelt von ſeiner Artigkeit, wandte ſie ſich an mich, und ſuchte mich zur Einwilligung in dieſen Vorſchlag zu bereden. Ich erröthete und überließ ihr völlig die fernere Beſtimmung unſrer Reiſe.

Am Thor trennte er ſich von uns; aber nur, um uns in unſrer Wohnung zu empfangen und uns für den Abend einzuladen. Wir fanden eine ſehr große Geſellſchaft vor; — doch ohne alle Spur meiner ſonſtigen Blödigkeit, trat ich heiter in den Saal. Ach, wo ich ihn finde, wo ich auch nur ſeinem Schatten begegne, wird ſtäts Himmel um mich und in mir ſeyn!

Woher hätte mir in meinem vergangnen Leben eine Ahnung kommen ſollen, wie hoch ſich das Leben an Entzücken, an Freude und an Glück ausbringen läßt? Eine Minute dieſes Abends, wo Er nur für mich anweſend war, wo ſein Herz, ſein Geiſt ſich eine neue Sprache ſchufen, die, allen andern unverſtändlich, nur von mir erwiedert wurde, würde hinreichen, den Wermuthskelch ganzer Jahre zu verſüßen; und für mich reihten ſich dieſe Augenblicke an einander zu Stunden, denen morgen wieder ein Tag und noch einer folgen wird! Dieſe Fülle des Glücks wird mich tödten, oder alles, was man von der Dürftigkeit unſrer irrdiſchen Natur ſagt, iſt Wahn, und die Liebe, dieſer magiſche Zauber des Daſeyns und des Schickſals, vermag uns auch hienieden ſchon Kraft zu geben, die Seligkeit höherer Geiſter zu ertragen.

Den 19ten.

Wie iſt es möglich, Gott zu lieben, wenn man nicht auf Erden ein Weſen mit allen Kräften, Wünſchen, Ideen und Empfindungen ſeiner Seele geliebt hat? Nur eine ſolche, uns ganz durchdringende und erfüllende Liebe vermag uns das Geheimniß unſers Daſeyns in ſeiner Vergänglichkeit und in ſeiner Unſterblichkeit zu enträthſeln.

Der Aufſchwung meiner Seele zur Gottheit iſt mir immer das Heiligthum meines Lebens geweſen — doch erſt, ſeitdem ich liebe, habe ich beten gelernt — und darum, o Vater! ſende mir, wenn du willſt, den bitterſten Leidenskelch — dein dankbares, dein glückliches Kind wird ihn leeren, ohne zu murren — nur bleibe mein Herz bis zum letzten Schlage von dieſer Liebe beſeelt; und wenn der Tod es berührt: ſo ſtehe es ſtill, ohne auf Erden etwas anders als ihn, irgend etwas neben ihm geliebt zu haben! —

Ich fühle es ſelbſt, ich bin zu glücklich. Eine ſolche Seligkeit kann nicht dauern; ſie darf es vielleicht nicht; aber nie werde ich dem Schickſal die Macht einräumen, dieſe Liebe zu entwürdigen, und mein Daſeyn wieder in die kalte Tiefe der Gleichgültigkeit unterzutauchen. Nie werde ich mich der Gefahr ausſetzen, in meiner Seele dieſen Abglanz des himmliſchen Paradiſes erlöſchen zu fühlen, und mir ſelbſt geſtehen zu müſſen: ich habe geliebt! — Der Augenblick, wo ich ihn nicht mehr mit dieſer unendlichen Kraft des heißen Herzens, dieſem ewig neuen Entzücken, ewig jugendlicher Begeiſterung aus voller, voller Seele, mit aller Angſt und Wonne meines Lebens liebe, darf nie erſcheinen. Ich ſetze alles, was ich bin und was ich habe, an dieſe Liebe — aber wie unendlich wenig iſt dies alles gegen das Glück, das ſie mir gewährt! —

Nein, Du Liebling meiner Seele, Du täuſcheſt mich nicht! Mein Herz iſt frei von jeder Heuchelei, jeder Verſtellung — klar, wie der Himmel über uns, liegt es vor Deinen Blicken da. Wie? ich, die ich nur lebe, um Dich anzubeten, ſollte Dich betrüben wollen? ſollte freiwillig die Macht, Dich zu erfreuen, wenn ſie mir verliehen worden wäre, ungenutzt laſſen? — Nein, dieſes Verbrechens gegen die Liebe bin ich nicht fähig; aber ach! wenn Du noch nicht glücklich geweſen biſt, wenn Du es an dieſem Herzen, das nur Liebe, unausſprechliche Liebe für Dich klopft, nicht biſt: ſo wirſt Du es durch das, was Du vermiſſeſt, nie werden. Ehre den zarten Schmetterlingsſtaub auf den Flügeln des himmliſchen Amors — löſe nicht den Zauber, der uns jetzt über die Enge des Lebens und ſeine Beſchränktheit erhebt! Warum der irrdiſche, brennende und erweckende Tropfe auf den himmliſchträumenden Gott? — Ich, mein Einziger, bin ſo unendlich, ſo ganz unbeſchreiblich glücklich, daß jede Nüancirung dieſes Glückes mich, wie das löſende Wort dieſes ſeligen Zaubers, ſchreckt. Ich brauche Zeit, mich von der Wirklichkeit deſſelben zu überzeugen. Sage ſelbſt! bedarf ein Weſen wie ich, nicht Muth, um den Gedanken, von Dir geliebt zu ſeyn, denken zu dürfen? Nur Du kannſt ihn mir geben, indem Du die Blüthe meines Glückes zart und ſchonend pflegſt. — —

Und giebt es denn ein andres Glück als Liebe? — Genügt es Dir nicht, geliebt zu ſeyn? — Oder weißt Du noch nicht, wie ich Dich liebe? Fühlſt Du nicht, daß ich Dein bin mit jeder Wallung, jeder Regung des Herzens in mir? Giebt es im Umkreiſe meines Daſeyns noch eine Empfindung, einen Gedanken, einen Wunſch, eine Hoffnung, die nicht Dein iſt? Und wenn mich die Ewigkeit von Aeonen zu Aeonen bis vor den Thron Gottes führt, um ihn im Kreiſe der Engel anzubeten und ſeine Herrlichkeit anzuſchauen — o mein Geliebter! kann das Gefühl, mit dem ich dann verſtummend niederſinken werde, ohne Aehnlichkeit mit dem ſeyn, was ich für Dich empfinde?

Ich habe nichts, gar nichts für Dich als dieſe Liebe; aber in ihr bin ich ungetheilter Dein, wie je ein Weib des Mannes geweſen iſt. Wenn Du aber in dem Beſitz dieſes Herzens noch etwas vermiſſeſt, um ſo glücklich zu ſeyn, als ich Dich zu machen vermag — ach, dann weiß ich nicht, was Glück iſt — dann habe ich Dir nichts mehr zu geben! —

Den 30ſten

Morgen verlaſſen wir H. Der Prinz geht mit ſeinem Corps weiter, und ich gehe mit der Baronin über P. zurück, wo ſie ihren Bruder beſuchen und einige Tage bei ihm weilen will. Das Schickſal ſelbſt iſt freundlich wie mein Glück; unter allen möglichen Zufällen führt es den herbei, der mich am ſchnellſten wieder mit dem Prinzen vereinigt. M. iſt zu ſeinem Hauptquartier beſtimmt, und wenn ich nach Hauſe komme, darf ich darauf rechnen, ihn dort ſchon vorzufinden. Ach, wie könnte ich auch ohne die Gewißheit des baldigen Wiederſehens dieſe Trennung ertragen! Schon jetzt beklemmt ſie mein Herz, und erinnert mich an die Vergänglichkeit aller Erdenſeligkeit. Ihn zu lieben, Ihn lieben zu dürfen, iſt ſchon ſo reiches unverhofftes Glück, daß ich nicht zu hoffen wage, auch geliebt zu ſeyn. Woher ſollte mir die Macht kommen, dem Lorbeer ſolchen Ruhmes, ſolcher Größe vor Gott und vor Menſchen die Myrte beglückender Liebe einflechten zu können? — Er iſt die Sonne, ich bin die Blume, deren Blüthe der himmliſche, ſegensvolle Strahl entfaltete, und die nun dankend dem Geſtirn ihren Duft empor ſendet. Was kann aber die Blume dem Geſtirn gelten, das eine Welt erleuchtet, und dem die Erde mit ihrem Frühling und allen ſeinen Blumen huldigt? —

Am Abend.

Ja, er liebt mich! nicht bloß meine Liebe zu ihm iſt es, die ihn erfreut; er liebt mich, er bedarf meiner zu ſeinem Glücke! — Höre es, du ganze herrliche Natur! hört es, ihr ſeligen Geiſter, ich bin geliebt! — Beugt Euch vor mir, all' ihr Frauen und Mädchen! ich bin Eure Königin! bin von Ihm geliebt! —

O wie ſtolz macht mich dieſe Liebe! wie hoch erhebt ſie mich über alle Erdenherrlichkeit! wie klein liegen alle Thronen, aller Glanz der Macht und Hoheit zu meinen Füßen da, und doch auch wieder, wie fromm, wie demüthig macht ſie mich! Wie erröthe ich ſelbſt vor der Größe meines Glückes, dem höchſten, was einem ſterblichen Weibe zu Theil zu werden vermag!

Er war heut Abend bei mir; wir Beide im ſtillen, traulichen Geſpräch der Liebe, ſo ruhig, ſo friedlich, glücklich — der Glanz, den ſeine Gegenwart dem Leben giebt, ſanft gemildert auch vom Vorgefühl der morgenden Trennung. Von ihm umfaßt, ruhte ich an ſeinem Herzen, und ſeine ſchönen Augen ruhten mit ſeelenvoller Zärtlichkeit auf mir; die ganze Fülle meines Glückes lag in dem Blick, mit dem er ſich herabneigte, meine Stirn zu küſſen. Plötzlich füllten ſich meine Augen mit Thränen, die ich nicht verbergen konnte, und nach deren Urſache er zärtlich forſchte. „Ich weiß nicht," antwortete ich ihm — „ob es die Erinnerungen meines vergangenen Lebens ſind, die mir das Gefühl und das Daſeyn meines jetzigen Glückes zu einem Wunder machen, das mich immer neu, als eine, dem Leben ganz fremdartige Erſcheinung überraſcht. Mein jetziger Zuſtand widerſpricht allem, was ich je von der Unvollkommenheit irdiſcher Seligkeit gehört habe. Ich habe früher die Liebe nicht gekannt; ich habe von ihrer Göttergewalt über unſer Daſeyn keinen Begriff gehabt! — Wie iſt es aber möglich, daß die Menſchen noch eine Quelle des Glückes aufſuchen, wie ſie? Wie kann es einen Gottesdienſt, eine Hoffnung, einen Schmerz geben, der nicht von ihr ausgeht? Und o! ſollte es möglich, ſollte es wahr ſeyn, daß dieſer Zauber vergänglich iſt? — Hat man wirklich Beiſpiele, daß Menſchen, die geliebt wurden und liebten, den Verluſt ihres Glückes zu überleben vermochten? — Und war dies Folge einer Seelenkraft, deren Daſeyn ich in mir nicht begreife, oder iſt der Menſch wirklich ſo klein, ſo verächtlich, daß die Zeit ihm zum Linderungsmittel eines ſolchen Schmerzes zu werden vermag?"

„Reines Herz!" ſagte er gerührt — „Du haſt das Recht, an die Ewigkeit der Liebe zu glauben; denn Deine Seele fühlt ihre ganze Göttlichkeit unentweiht. — Was ich für Dich empfinde, empfindet man nur einmal im Leben — und doch iſt es vielleicht dem Menſchen nicht vergönnt, in ewiger Treue zu bewahren, was er als ſein ſüßeſtes Lebensglück anerkennt, und nur zu oft iſt das Schönſte im Leben auch die zarteſte Blüthe deſſelben. — O Thekla, welchen Vorwurf müßte ich mir machen, wenn ich Dein treues Herz einſt in Schmerz bräche — Dich, wie ein Raubvogel, nur erbeutet hätte, damit Du mein Opfer würdeſt!“ —

„O woher der Frevel dieſes Mißtrauens gegen das edelſte Herz, das je in der Bruſt eines Mannes ſchlug? Warum aus dieſer himmliſch ſchönen Gegenwart den Blick hinweg auf jene Zukunft wenden! — Fürchten Sie, es bereuen zu müſſen, mich geliebt zu haben? — Ich habe keinen Anſpruch aufzuweiſen, der mich berechtigen könnte, vom Schickſal eine Stunde zu fodern, wie ich jetzt Wochen gelebt habe — und ich ſollte mich erkühnen, ein ganzes Leben mit dem Götterglück dieſer Liebe ausgefüllt ſehen zu wollen? — Nein, nein! nie ſoll Ihnen eine Klage die Erinnerung dieſer Liebe trüben! — Wollen Sie aber meinem Glück noch den himmliſchen Zuſatz ungetrübter

Sicherheit geben: ſo geloben Sie mir Wahrheit, und daß Sie ſelbſt, und nie ein Andrer, es mir verkünde, wenn die Macht, Ihr Leben erheitern zu können, von mir auf ein ander Weib übergegangen iſt.“

„O Thekla,“ ſagte er ernſt und gerührt — „Du weißt nicht, wie ich Dich liebe! Mag ich auch früher gegen die Liebe gefrevelt haben, die ich nicht kannte; mag meine Vergangenheit auch jedes Mißtrauen gegen mich rechtfertigen: ſo kann ich doch in Deinen Armen nur an die Ewigkeit der Liebe glauben. Nie werden meine Augen mit dieſem Entzücken auf einem andern Weibe ruhen — nie ein andres Bild mir tief im Herzen wohnen.“ — „Thekla,“ fuhr er ernſter fort — „ich habe Dir keine Form für unſer Verhältniß zu bieten, die uns zur Bürgſchaft ſeiner Dauer zu werden vermöchte; es darf nur das werden, wozu Liebe, Wahrheit und Treue es zu bilden vermögen; aber nimm dieſen Ring: an ihn bindet das Ehrenwort des Kriegers und des Fürſten jedes Ge-

Höhe, zu deſſen Sinnbild ihn der ſchönſte Bund gewählt hat.“

Ernſt und ſchön, wie ein Gott, ſtand er vor mir — eine Empfindung, die ich nicht zu beſchreiben vermag, riß mich hin; ich ſank vor ihm auf die Kniee nieder; er ſteckte den Ring an meinen Finger, und zog mich dann in ſeine Arme. — Mit einem himmliſchen, über Tod und Leben ſiegenden Vertrauen ſank ich an ſein Herz und fühlte es, daß die Liebe keine Rechte hat, weil ſie ſelbſt das höchſte Recht, das einzige unverfälſcht gebliebene göttliche Geſetz iſt!

Thekla's Briefe machten mich mit ihrem Glücke bekannt; doch ihre Hoffnungen vermochte ich nicht zu theilen. Ich ehrte den Prinzen als einen der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Männer ſeines Jahrhunderts; aber ich war feſt überzeugt, daß er durchaus nicht fähig ſey, das Glück eines zart und tief empfindenden weiblichen Weſens zu machen. Die Liebe durfte nie der Kampfpreis ſeines Lebens werden, das ſo großen Zwecken geweiht war; und Thekla mußte, ihrer ganzen Individualität nach, ſein Opfer werden, und früher oder ſpäter unter dem Fluch ihres Geſchlechts erliegen. Er blieb, wenn er auch ihr Herz im namenloſen Jammer brach, doch immer der große Feldherr, der gefeierte Fürſt, der Stolz und die Hoffnung ſeiner Zeitgenoſſen. — Was bedeutet auf der Wage eines ſolchen Lebens das Schickſal eines Weibes? Vor welchem irrdiſchen Richterſtuhl werden die Seufzer unſers gebrochnen Herzens zur Anklage? — Wir ſollten, wie die Kindheit und die Hülfloſigkeit, heilig und unverletzlich ſeyn; ſtatt deſſen benutzt ein ſtärkeres Geſchlecht dieſe Schutzloſigkeit nur, um uns ungeſtraft wehe zu thun. Wo lebt ein Weib, nur ein einziges, dem Männerhärte, Männerrohheit, Männerleichtſinn keine Thräne gekoſtet haben? — Und ach! dieſe Thränen, ſie verſtimmen nur zu leicht das Herz, das ſie vergießt, und rauben ihm mit ſeinem Glück auch ſeine Wärme!

Der Prinz kam einige Tage früher als Thekla in M. an, und da er um meine Freundſchaft für ſie und um ihr Vertrauen zu mir wußte, ſah ich ihn ſchon am Abend ſeiner Ankunft bei mir. Sein Anblick erneuerte lebhaft in mir das Gefühl, daß beide nicht für einander gehörten; und doch würde es mir, nachdem ich ihn von ihr hatte reden hören, Sünde gedäucht haben, ſie von einander zu trennen.

Mit rührender Innigkeit und leidenſchaftlicher Zärtlichkeit ſprach er von ihr und von dem Glück, das ihm ihre Liebe gewähre. „Ich wüßte,“ ſagte er — „kein einziges weibliches Weſen, das ich ihr nur einigermaßen vergleichen möchte; und doch habe ich keinen Namen für das, was ſie von allen andern Frauen unterſcheidet. Ihre ganze Seele iſt Begeiſterung und Liebe — fern von jeder Schwäche, jeder Berechnung, jeder Künſtelei, folgt ſie mit edler Zuverſicht dem Zuge ihres tiefen Gefühls, und man fühlt, je genauer man ſie kennen lernt, daß man ſie nie ganz faßt, nie den Zauber und das Geheimniß ihres Weſens ganz ergründet.

Ein magiſcher Schleier verhüllt ihre Reize wie ihren Werth; wir errathen immer mehr als wir ſehen, und das ausſchließliche Recht der Liebe auf den Beſitz der Geliebten, gilt bei ihr vom Geiſt wie vom Herzen."

Es entging ihm in Laufe unſers Geſpräches nicht, daß ich von dieſem Verhältniß ſehr nachtheilige Folgen für Thekla's Glück fürchtete. „Ich werde es," ſagte er ſtolz — „hoffentlich immer in meiner Gewalt haben, die öffentliche Meinung, meiner Geliebten unterthan zu machen, und ich fürchte nicht, daß irgend eine Frau dadurch an Anſehen und Achtung verlieren könnte, wenn man erfährt, daß ich ſie liebe und daß ich von ihr geliebt werde."

„Auch ich," erwiderte ich ihm ernſt — „empfinde hier nur die größere Furcht vor Thekla's Glück. Ew. königliche Hoheit fühlen gewiß ſelbſt, wie wenig bei der Tiefe und Innigkeit ihres Gefühls dazu gehört, ein Herz zu brechen, deſſen ganzes Schickſal unwiderruflich in dieſer Liebe ruht und in ihr beſchloſſen iſt."

„Ich vergebe Ihnen dieſe Furcht, weil ſie mich ſelbſt in einzelnen Momenten ergriffen hat. Doch ich ſtehe in der Wahrheit meiner Liebe zu ihr feſt, und ſchöpfe daraus die Zuverſicht, daß ſie von Gott und Rechtswegen mein iſt. Ich würde es verwünſchen, ſie gefunden zu haben, wenn ich ſie je durch leichtſinnige Flatterhaftigkeit zu kränken vermöchte, und mein heiliges Wort hat ihr die Zukunſt verbürgt, in ſo fern ſie ſich verbürgen läßt. Ich habe nie geliebt, wie ich ſie liebe; ich bin nie geliebt worden, wie ſie mich liebt; und ſo wollen wir uns hüten, von der Vergangenheit den Maaßſtab zur Beurtheilung der Zukunft hernehmen zu wollen. — Am Ende,“ fuhr er lächelnd fort — „möchte ich wohl überhaupt nicht ſo ſchlimm ſeyn, als mein Ruf, und ich darf es meiner Thekla ruhig überlaſſen, mir das Vertrauen ihrer theuerſten Freundin zu gewinnen.“

Zwei Tage darauf ſah ich Thekla wieder. Sie prangte jetzt in der vollſten Blüthenpracht des Daſeyns, die ſich hienieden ſo ſelten entfaltet; und die Verklärung des reinſten vollendetſten Glückes gab ihren Zügen einen ſo ſtrahlenden Ausdruck, daß Einem wohl wurde wenn man ſie nur anſah. Auf mich wirkte ihr Anblick, wie der eines herrlichen Meteors, das man bewundernd, aber doch nur mit der bangen Erwartung ſeines augenblicklichen Verſchwindens, anſtaunt, weil es für unſre Erden-Atmoſphäre zu ſtralend leuchtet.

Wunderbar-ſelbſtſtändig und unbefangen, ohne alles Geheimniß, ohne alle Intrigue, frei von jeder berechnenden Rückſicht, zeigte ſie ſich dem Publikum, in einer ſo ſanften Würde züchtiger Sittlichkeit, daß es das Ungewöhnliche ihres Verhältniſſes gerecht anerkannte. Ihr makelloſer Ruf und ihre Engelsgüte erhielten auch jetzt ihr Glück im Frieden mit der Meinung, obgleich der Geiſt deſſelben und ſeine Reinheit von der Menge nicht gefaßt werden konnte.

Nach einigen Monaten mußte der Prinz M. verlaſſen, um nach —n zurück zu gehen. Thekla, die nur Ein Glück, nur Eine Pflicht kannte, folgte ihm dahin. Sie richtete ihr Haus mit einer eben ſo geſchmackvollen als eleganten Einfachheit ein, und verſammelte bald einen Zirkel der ausgezeichnetſten Menſchen jedes Standes um ſich, in deren Mitte der Prinz bei ihr ſeine ſchönſten Abende verlebte, und die mich oft an jene Sympoſieen der Griechen erinnerten, deren Andenken wir noch nach Jahrtauſenden als das der lieblichſten, je den Grazien gefeierten Feſte, ehren.

Ich wage es nicht, Thekla's Leben in dieſer Periode mit irgend einem Zeitmaaß bezeichnend zu meſſen. Wie mancher einzelne Augenblick derſelben wiegt an Werth und Gehalt ein ganzes Leben auf? — Sie war glücklich, unausſprechlich glücklich. Der Prinz war noch immer gleich feurig, gleich zärtlich, und Theklas Liebe zu ihm, war ſo eins geworden mit ihrem Daſeyn, daß es ſowohl im Raum als in der Zeit keinen Punkt mehr für ſie gab, den nicht er, oder doch ſein Bild und das Andenken an ihn, ausgefüllt hätte.

Doch mit des Geſchickes Mächten,
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten;
Auch das Herrlichſte verblüht.

Einige Zeit vor des Prinzen Bekanntſchaft mit Thekla hatte dieſer in F. die wegen ihrer Schönheit und ihrer Coquetterie gleich bekannte Gräfin H. kennen lernen. Sie hatte ihn lebhaft beſchäftigt; aber noch ehe der Roman völlig in Gang kam, mußte er F. verlaſſen, und Theklas Bekanntſchaft hatte das Bild der ſchönen H. ganz in ſeiner Erinnerung verbleicht. Nicht ſo bei ihr. Der Prinz war die glänzendſte Eroberung, die ſie im Laufe ihres Lebens gemacht hatte; und da ſie voll Vertrauen auf ihre allgemein geprieſene Schönheit und im vollen Bewußtſeyn ihrer Macht über Männerherzen ſich nur zeigen zu dürfen glaubte, um zu ſiegen, und den einmal gemachten Eindruck zu erneuern: ſo kam ſie nach, um am dortigen Hofe den Winter zuzubringen. Sie wollte gefallen und gefiel; ſie wollte erobern und eroberte; allein die allgemeine Huldigung, die man ihrer Schönheit zollte, verlor für ſie den gewohnten

Werth, da der Prinz ihr nur höfliche Gleichgültigkeit und eine ganz herzloſe Artigkeit zeigte. Er ſchien ſich ſeiner frühern Bekanntſchaft mit ihr kaum zu errinnern, und ohne ſie zu vermeiden und die Artigkeit zu verletzen, die er ihrem Range und ihren Reizen ſchuldig war, wußte er ihr auszuweichen, und jeden ihrer Verſuche, ihn ihr wieder näher zu führen, zu vereiteln.

Sie war feſt überzeugt, daß ein Mann gegen ſie in dieſer Art nicht gleichgültig bleiben könne — und am wenigſten der Prinz — wenn er nicht durch eine andere gefeſſelt ſey. Vielleicht hätte ſie ihn aufgegeben, oder doch ruhig den Zeitpunkt abgewartet, wo er ſelbſt ſie aufſuchen würde; allein Major N., einer von des Prinzen Vertrauten, deſſen Huldigung ſie bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit dieſem, im Triumph über eine ſolche Eroberung, übermüthig zurückgewieſen hatte, konnte es ſich nicht verſagen, ihr, da er ihr verſtecktes Spiel, den Prinzen wieder an ſich ziehen zu wollen, bemerkt hatte, mit leiſer Ironie dieſe Bemerkung und ſein Bedauren über die Vergeblichkeit ihrer

Bemühungen zu verrathen. Das reizte ihre Eitelkeit — die einzige Leidenſchaft, deren dieſe kleine Seele fähig war — und ſie beſchloß von neuem, alles anzubieten, um den Prinzen, als ihren erklärten Anbeter, vor N's. Augen aufführen zu können.

Der Prinz ſah ſie oft; er konnte ihr nicht ausweichen und hielt ſich auch ſeiner ſelbſt für zu ſicher, um es zu wollen. Sie hatte ſeine Liebe für Thekla erfahren, und in ihr das Hinderniß erkannt, das ihr bei ihren Plänen im Wege ſtand. Häufig neckte ſie den Prinzen mit der Gewalt, die die Empfindſamkeit jetzt über ſein Herz habe, und mit dieſer ernſthaften Zärtlichkeit, die ihn in ſo gewaltige Unkoſten von romanhafter Thorheit ſetzen müſſe. Es giebt gewiß nur wenig Männer, die vor dieſer Art von Spötterei, aus dem Munde einer ſchönen und geiſtreichen Frau, ihr Herz nicht verläugnen würden. Auch der Prinz that dies gewiſſermaßen; und der Witz und die allerliebſt muthwillige Art dieſer Neckereien, hielten ſeiner Empfindlichkeit darüber ſo das Gegengewicht, daß er Unterredungen dieſer Art nicht ſo ſchnell endete und nicht ſo vermied, wie er es um Thekla's willen hätte thun ſollen. Kaum aber glaubte die Gräfin, auf dieſem Wege ſeines Gefallens an ihr ſicher geworden zu ſeyn, als ſie ihm geſtand: ſie glaube freilich nicht an ſeine Liebe für Thekla; aber noch weit gewiſſer ſey ſie, daß alles das, was man ihr von Thekla's Liebe zu ihm geſagt habe, Uebertreibung ſey; ſie begreife recht gut, daß man den Prinzen liebenswürdig finden könne — aber wie er Liebe, ja ſogar Leidenſchaft einzuflößen vermöge, ſey ihr unbegreiflich, und nur einfältige Unerfahrenheit und ein Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, den ſie bei Thekla nicht vorausſetzen könne, würde dieſe zu erklären vermögen, da ein nur einigermaßen geiſtreiches und gewandtes Weib, ihm Prinzen gegenüber, gewiß ihres Herzens ſicher ſeyn dürfe.

Dieſe dem Anſchein nach ganz treuherzig und unverſtellt ausgeſprochenen Aeußerungen verdroſſen den Prinzen. Ihm dünkte die Gräſin durchaus nicht berechtigt, ihm gegenüber dieſe Sicherheit zeigen zu dürfen. Er beſchloß, ſie dafür zu ſtrafen. Sie errieth aber ſeine Abſicht, lachte darüber, und ſchonte ſeiner in ihren Spöttereien ſo wenig, daß er, da er mit der ſchönen Frau leicht und gefahrlos ſpielen zu könnnen glaubte, ſie ſcherzend warnte, weil er recht ernſtlich anfangen werde, ihr den Hof zu machen. Leider war aber auch bei ihm, wie bei ſo vielen Männern, ſein Herz nicht ſeine ſtärkſte Seite. Ehe er es ſelbſt ahnte, ſah er ſich in einem Netz gefangen, das zu zerreißen, ihm bald mit dem Willen auch die Kraft fehlte.

Die Gräfin war indeſſen nicht die Frau, die einen Mann, den Thekla liebte, dieſe ſo bald vergeſſen machen konnte. Das geheime Gefühl des Unrechtes gab ſeinem Betragen gegen dieſe oft den Zauber der erſten Schüchternheit, die Unruhe und Heftigkeit der erſten Liebe zurück. Angebetet von ihr, deren Herz an Treue und Liebe nie übertroffen werden konnte, von ihr, die kein andres Glück kannte, als das ſeinige, kein Vergnügen als das, was er empſand, und er die Liebe ſelbſt den magiſchſten ihrer Reize mitgetheilt hatte, diente jetzt das Gefühl ihrer Trefflichkeit oft nur dazu, ihn zu beſchämen und ihm die ſchönſten Minuten ihres Zuſammenſeyns zu verbittern. So viel Liebe, die er verrieth, ſo unbedingtes Vertrauen, das er mißbrauchte, und der Vergleich dieſer Engelsſeele, mit der liſtigen Klugheit der Nebenbuhlerin, die er ihr gegeben hatte, bewegten ihn oft ſo tief, daß er auf dem Punkt ſtand, Thekla'n ſein Herz zu entdecken und mit der Gräfin zu brechen. Aber nie gewohnt, gegen unſer Geſchlecht wahr und offen zu ſeyn, hielt ihn jetzt auch noch die ſchönere Furcht zurück, Thekla's Frieden zu verletzen; und wenn er dann zur Gräfin zurückkehrte, verſtand dieſe die Kunſt, ihn immermehr zu bethören, ob ſie gleich den innern Vorwurf: den einzigen Eid, den Thekla je von ihm gefodert hatte, unerfüllt zu laſſen, nie zu übertäuben, noch die Liebe, mit der er an ihr hing, aus ſeinem Herzen zu reißen vermogte. Selbſt in ihren Armen hörte er den Seufzer der klagenden, verrathenen Liebe.

Die Gräfin, die nur in ſo fern der Freude über dieſe Eroberung fähig war, als ſie dieſelbe zur Schau führen konnte, ſuchte der Bewerbung des Prinzen alle Oeffentlichkeit zu geben, die der Anſtand nur immer erlaubte. Sein bisheriges Verhältniß zu Thekla hatte, in ſeiner Dauer, allen, die ihn kannten, für ein wahres, durch die unwiderſtehliche Zaubermacht von Thekla's hoher, reiner Liebe bewirktes Wunder gegolten. Seine Untreue wurde jetzt die Neuigkeit des Tages, und wahrſcheinlich kam ſie — wenn auch nur als dunkles, unbeſtimmtes Gerücht — zu Thekla's Ohren; doch der Augenblick, wo der Zauber, der ſie an den Prinzen und an den Genuß eines einzig ſchönen Glückes band, ſich löſete, mußte für ihr Herz ſo zerſchmetternd werden, daß ihre Natur gewiß inſtinktartig alles aufbot, dieſen Moment der höchſten Qual von ſich zu entfernen.

Schon oft hatte die Gräfin den Wunſch geäußert, **Thekla's** Bekanntſchaft zu machen. Jetzt erfuhr ſie, der Dichter K. werde in der nächſten Woche in **Thekla's** Hauſe ſein neueſtes, noch ungedrucktes Werk vorleſen, und wandte ſich mit der Bitte, dabei gegenwärtig ſeyn zu dürfen, ſchriftlich an **Thekla** ſelbſt. Ich bemerkte, daß dieſe, als ſie es am Abend dem Prinzen erzählte, ihn feſt ins Auge faßte. Er konnte ſeine Betroffenheit nicht ganz verbergen; aber die Gräfin hatte ihm ihren Wunſch ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß er nicht umhin konnte, ihre Bitte jetzt zu unterſtützen. **Thekla** unterbrach ihn bei den erſten Worten. „Ich werde ſie gern hier ſehen, ſobald Sie es wünſchen,“ ſagte ſie ſanft und ruhig, und lenkte nun ſchnell das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Thekla war den ganzen folgenden Tag ſehr ernſt; aber mit einer mir noch unbegreiflichen Kraft hielt ſie das gewiß tief und ſchmerzlich blutende Herz unter der Gewalt des Willens ſo feſt gebunden, daß keiner die Angſt ihrer Seele zu errathen vermochte. Der Prinz kam zeitig. Er war in unruhiger Spannung, zärtlicher gegen Thekla, als ich ihn, wie mich dünkte, in den letzten Tagen geſehen hatte. Thekla ſtand zufällig mit ihm am Fenſter, als der Wagen der Gräfin vorfuhr. Ich ſah ſie tödtlich erblaſſen und raſch mit der Hand nach dem Herzen fahren; der Prinz, der ihr Errathen ſeines Verhältniſſes zur Gräfin durchaus nicht ahnte, faßte erſchrocken ihre Hand: „Was iſt Dir, Thekla?“ fragte er beſorgt und zärtlich. — Sie ſchlug ihr Auge zu ihm auf — mit ſolchem Blick ſegnet die Liebe ihren Mörder! — aber eh noch der Schimmer dieſes Auges zur Thräne wurde, wendete ſie ſich ab, der Gräfin entgegen zu gehen.

Betroffen blieb der Prinz zurück. Sein Blick fiel auf mich, die ich den ſchmerzlichen Eindruck dieſes Moments nicht zu verbergen vermogte. Raſch trat er auf mich zu und fragte: „Was war das?“

„Ein gebrochenes Herz, mein Prinz!“ antwortete ich ihm, „das ſich auch mir früher durch keinen Seufzer verrathen hat.“

„O, bei Gott,“ ſagte er — „das habe ich nicht vermuthet und noch weniger verdient, da ſie keins ihrer Rechte auf mein Herz verloren hat.“

Hier trat die Gräfin ein. Ich habe in meinem Leben wenig ſo ſchöne Frauen geſehen, und vielleicht nie eine ſchönere. Mit jenem, nur ſolcher Schönheit erlaubten, aber auch bei ihr ſo verführeriſch hinreißenden Selbſtvertrauen, trat ſie in den Saal, und ihr erſter Blick ſchien Thekla ihr ganzes Uebergewicht fühlbar machen zu ſollen. Alle Kunſt des Putztiſches war aufgeboten, ſie für den Triumph, den ſie zu feiern gedachte, zu ſchmücken. Dieſer Putz, dieſer Anſtand, dieſe Sicherheit zu gefallen, und dieſer Anſpruch darauf contraſtirte höchſt auffallend mit dem ſtillen Adel und der edlen Würde in Thekla's Betragen. Man merkte es, daß die Gräfin alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel anwandte, um ſich geltend zu machen; es war keiner in der Geſellſchaft, den ſie nicht mit ſich zu beſchäftigen, dem ſie nicht zu gefallen ſuchte; doch die Umſtände waren ihr nicht günſtig. Die Geſellſchaft beſtand nur aus den vertrauten Bekannten Thekla's; und wenn dieſe gleich nicht, wie die Gräfin, beim erſten Anblick Bewunderung erregte: ſo war ſie dafür von allen geliebt, die ſie kannten. Es war unmöglich, gegen dieſe reine, anſpruchloſe Güte, gegen dies Engelherz voll Liebe und Wohlwollen, gleichgültig zu bleiben. Ohne es zu wiſſen, herrſchte ſie unbeſchränkt über alles, was ſie umgab; und keiner genoß ihres Umgangs, ohne ſich durch die Gewalt ihres ſtillen Zaubers, ſanfter, zufriedener und beſſer zu fühlen. Es war allgemein bekannt, daß der Prinz der Gräfin den Hof mache, und ſie ſelbſt legte, wenn ſie mit oder von ihm ſprach, in jedes Wort den Anſpruch, zu dem ſie ſich berechtigt glaubte. In dieſem Zirkel konnte dies nur mißfallen; und da jede Dame ihrer Art, um ſich liebenswürdig zu zeigen, des Anerkennens ihrer Liebenswürdigkeit bedarf: ſo mußte die Gräfin hier, wo ihr dieſe Anerkennung fehlte, ein gewiſſes Mißbehagen empfinden, welches ſie nicht ganz zu verbergen vermochte, und das faſt alle Waffen, mit denen ſie ausgerüſtet war, unbrauchbar machte.

Der Prinz blieb gegen ſie im Ton ſeiner Artigkeit und geiſtreicher Schmeichelei; allein ſein Betragen gegen Thekla war ſo achtungsvoll, ſo zart und innig, daß ihre Seele noch einmal wieder ganz von dem Strome des Glückes und ihrer Seligkeit erfüllt ward. Die Vorleſung, zu der man ſich verſammelt hatte, leitete manches gehaltvolle Geſpräch ein, in dem ſie, mit den Geheimniſſen, den Freuden und Schmerzen des menſchlichen Herzens ſo innig vertraut, Worte voll tiefen ſchönen Sinnes ſprach, die jeden ergriffen und rührten. Sie war unbeſchreiblich liebenswürdig, und vielleicht hatte der Prinz den Zauber dieſer Liebe nie unwiderſtehlicher empfunden, als an dieſem Abend.

Voll ſchlecht verhehlten Verdruſſes entfernte ſich die Gräfin zeitig. Es war, als ob der Prinz Thekla durch die leidenſchaftlichſte Zärtlichkeit zu verſöhnen ſuchte. Der Name der Gräfin wurde ſo wenig von Thekla als von dem Prinzen genannt. Unbedingtes Vertrauen und eine offne Erklärung hätten vielleicht dieſen, ihrem Glücke eingeimpften Giftkeim noch zu vernichten vermocht, ſtatt, daß er jetzt, unter der bergenden Hülle dieſes gefährlichen Schweigens, die Kraft behielt, mächtiger denn je, empor zu ſchießen.

Auch mit mir ſprach ſie über dieſen Vorfall keine Sylbe. Der Prinz ſchien in ihrer Liebe neu beglückt zu leben, und auch ſie ſchien ſo glücklich wie ehemals. Sie ſchien es zu ſeyn, obgleich, wie ich glaube, für eine Seele, wie die ihrige, der Augenblick, wo wir dem Geliebten etwas zu verzeihen haben, der letzte eines ungetrübten Glückes iſt. — Kann er uns je den Glauben an die heilige Wahrheit und an die Ewigkeit ſeiner Liebe zurück geben? Und vermag die Liebe, die um ihre Vergänglichkeit weiß, noch Liebe zu beglücken?

Die Gräfin, weit entfernt, den Prinzen aufzugeben, fand in der erlittnen Demüthigung noch einen neuen Antrieb. Sie haßte Thekla seit jenem Abend mit giftiger Bitterkeit; ſie wollte Rache und einen Sieg, deſſen Opfer ihre Nebenbuhlerin war, und — o Männerherz! — der Prinz fand ſich bald von neuem und ernſtlicher, denn vorher, in ihre Netze verſtrickt.

Menſchlich bot er indeſſen alle Hülfsmittel ſeines Geiſtes auf, um Thekla in der ungeſtörten Illuſion ihres Glückes zu erhalten. Ich weiß nicht, ob es ihm gelang; ihr Herz hat keiner ergründet, und nie hat eine Miene, nie ein Blick die leiſeſte Klage ausgeſprochen. Sie liebte ihn noch mit der ganzen Kraft ihrer Feuerſeele, und dieſe Liebe war ihr ein Allerheiligſtes, das ſie gegen jedes Leiden ſchirmend ſchützte.

Die Fürſtin K. gab in dieſer Zeit einen Maskenball, zu dem auch wir geladen wurden.

Eine Unpäßlichkeit verhinderte mich hinzugehen, und Thekla entſchloß ſich, trotz der Bitte des Prinzen, bei mir zu Hauſe zu bleiben. Spät erſt am Abend beredete ich ſie noch zur Aenderung ihres Entſchluſſes, und ſie fuhr mit einer unſrer Bekannten hin. Gleich nach Mitternacht hörte ich einen Wagen vorfahren; ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Hauſe machte mich völlig wach. Ich zog die Klingel, und erfuhr von meinem Mädchen, die gnädige Frau ſey ſehr krank wiedergekommen. Erſchrocken eilte ich nach ihrem Zimmer, und fand Thekla, in einer todtenähnlichen Ohnmacht, bleich und entſtellt auf dem Sofa liegen, und den Prinzen, in heftiger Bewegung, zu ihren Füßen. Er drückte ihre Hände an ſein Herz, an ſeine Lippen; er rief ſie mit tauſend ſüßen Namen, und mit einem ſo leidenſchaftlichen Ton, daß jeder Laut zum heißen Angſtgebet wurde. Lange blieben unſre Bemühungen vergeblich; endlich öffnete ſie die Augen, und ihr Blick traf auf den Prinzen. Ihre erſte Bewegung war, ſich zu ihm niederzubeugen; aber als faſſe ſie ein unnennbares Grauſen, flog ihr Körper convulſiviſch zuſammen, und ſie barg das Geſicht mit einem lauten Schrei an meinem Buſen. Tief erſchüttert, beugte er ſein Haupt auf ihre Hände nieder, und ſie fühlte ſie von ſeinen Thränen naß werden.

„O Gott!“ rief ſie flehend aus, und in demſelben Moment ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, und drückte ihn mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ſich. — „Vergieb, vergieb mir!“ bat ſie ſanft und leiſe – „nur eine unbekannte, unvorhergeſehene Empfindung, konnte mich ſo hinreißen, Dir einen Schmerz zu zeigen, in dem Du edel genug biſt einen Vorwurf ſehen zu wollen.“

Er umſchlang ſie hier mit ängſtigender Gewalt, und nannte ſich ſelbſt den barbariſchſten und grauſamſten aller Menſchen. Sie, Sie tröſtete und beruhigte ihn. Es ſchien, als ſey ein Andrer die Urſache ihres Kummers, und als ob ſie ſich allein wegen des ſeinigen anklagen müſſe. „Wenn Du nur glücklich biſt, glücklich bleibſt,“ ſagte ſie ihm, beruhigend —

„muß es dann nicht der Liebe gleichviel gelten, ob Du es durch mich, oder durch eine Andre biſt? — Nie, Liebling meiner Seele, ſoll Dir eine unangenehme Empfindung das Bewußtſeyn verbittern, mich zum Glücklichſten aller ſterblichen Weiber gemacht zu haben.“ —

Endlich beredete ich den Prinzen, ſie zu verlaſſen, und ihr die Ruhe zu gönnen, die ihr ihre, durch die gewaltſamſte geiſtige Anſtrengung allein mit einer Ohnmacht kämpfende Erſchütterung, nothwendig machte. Nach ſeiner Entfernung ſank ſie in hülfloſe Mattigkeit zuſammen. Sie bat mich dringend, ſie allein zu laſſen. „Morgen, meine Freundin, morgen ſollen Sie alles wiſſen,“ ſeufzte ſie leiſe und kaum hörbar.

Ach! was konnte ſie mir noch zu ſagen haben! Wer kannte dieſe Seele in der Energie ihrer Leidenſchaft ſo wie ich? Wußte ich nicht, daß die Sammlung aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten in dieſer Liebe, ihr Schickſal unwiderruflich in dieſer einen Empfindung begränzte?

Am andern Morgen fand ich ſie zwar blaß, aber ruhig und in ſtiller Faſſung. „Ich ſuchte,“ fing ſie mir an zu erzählen — „bei meinem Eintrit in den Saal den Prinzen auf, und fand ihn im Geſpräch mit der Gräfin. Mir wurde in banger Ahnung weh ums Herz; ich ſetzte mich unbemerkt in ihrer Nähe nieder. Es konnte mir nicht entgehen, wie lebhaft er mit ihr beſchäftigt war, und wie er ſich den Lockungen der ſchönen Frau immer mehr hingab. — Ach! ich kannte den Zauber der Blicke, die er auf ſie warf, zu gut, um ihre Bedeutung mißverſtehen zu können! Er tanzte mir ihr, und die Gräfin, die mich erkannt haben mußte, kam nachher zu mir. Ich kann Ihnen den Hohn, die Bitterkeit, mit der ſie mir das Gift tropfenweiſe einflößte, nicht beſchreiben. Es war mir unmöglich, ihr ein Wort zu erwiedern. — Lächelnd ſtand ſie endlich auf, mit ihm einen neuen Tanz zu beginnen, und er war ſo von ihr berauſcht, ſo ganz in ihren Anblick verloren, daß auch nicht ein Blick auf die arme Thekla fiel, die ſein Herz ehemals unter jeder Verhül-

lung

lung erkannt hätte. Was ich empfand, kann ich nicht ſagen. Man ſprach mit mir; ich antwortete mechaniſch, ohne gehört zu haben, was man mir ſagte, oder zu wiſſen, was ich antwortete. Die Muſik verlor ſich in ein dumpfes Summſen — die Menſchenmenge floß vor meinen Blicken in eine bunte formloſe Maſſe zuſammen. — Ich ſah ihn nicht mehr; ich ſah ſie nicht mehr! — den letzten Reſt meiner Beſinnung wandte ich an, den Saal zu verlaſſen. Ich habe keine klare Vorſtellung deſſen, was ich wollte und that; ich erinnere mich nur, daß ich durch eine Seitenthür, von der ich glaubte, ſie werde mich an die friſche Luft führen, in ein Kabinet trat. — Er lag zu ihren Füßen — ich hörte ihn ſchwören, daß er ſie liebe, ſie anbete — daß ihn an mich nur noch Gewohnheit und ein übereilt gegebnes Wort bänden. — Ein gräßlicher Blitz durchzuckte mich! — Ich ſchrie laut auf — er wandte ſich um — o Pauline, ſeine erſte Empfindung war Zorn gegen mich, von der er glaubte, ich habe ihn hier vorſätzlich aufgeſucht! Er ſagte mir harte,

harte Worte — ich zitterte, taumelte und würde zu Boden geſunken ſeyn, wenn er nicht auf mich zugeflogen wäre. — Pauline, ich lag an ſeinem Herzen, in ſeinen Armen, und war nicht mehr glücklich! — Dies Gefühl riß meine Seele los vom Leben — nur mein Herz ſchlug noch langſam und ſchmerzend — ich ſah auf — ſie ſtand lächelnd, höhniſch lächelnd vor mir — da ſtand auch mein Herz ſtill, und ich erwachte erſt hier wieder, in Ihren Armen, meine Pauline!"

Ich weinte bei dieſer Erzählung heiße Thränen, und meine Theilnahme wurde zu Worten des Tadels für den Prinzen. „Ich bitte Sie," ſagte ſie mir ernſt, „verletzen Sie mich nicht dadurch! Nur ich habe hier über Recht und Unrecht zu entſcheiden, und wer darf es ſich herausnehmen, ihn anzuklagen, wenn mein Herz ihn freiſpricht? Der einzige Anſpruch, den ich je an ihn zu machen berechtigt geweſen bin, war die mir von Gott verliehene Macht, ihn beglücken zu können; über ihn hinaus habe ich kein Recht mehr, und ich müßte das undankbarſte

Geſchöpf ſeyn, wenn ich ihm die freie Gabe ſeiner Liebe, durch die er mich vor Tauſenden meines Geſchlechts verherrlichte, jetzt durch feige Klagen und ungerechte Vorwürfe vergällen wollte. Was iſt mein Leben, was mein ganzes Daſeyn, wenn ich es gegen das Glück abwäge, das ich genoſſen habe und deſſen Schöpfer und Geber er war! Er liebt mich nicht mehr; aber nie ſoll er mich unwürdig ſehen, von ihm geliebt worden zu ſeyn!"

Bewundernd, verſtummte ich vor der Gewalt dieſer Liebe. Was konnte ich ihr auch antworten? Sie war zu ruhig und gefaßt, und ich fühlte es, daß zu der Tiefe, wo ihr Schmerz in ſeiner Unſichtbarkeit wohnte, kein Zureden der Vernunft, kein Wort der Theilnahme und des Troſtes zu dringen vermochte.

Der Prinz, der ſich am Morgen mehreremale nach ihrem Befinden hatte erkundigen laſſen, kam am Abend, zur gewöhnlichen Stunde, ſelbſt. Er war bei ſeinem Eintritt verlegen; aber mit der Offenheit, die das nie verſcherzte Vorrecht dieſer ſchönen Seele war, lenkte ſie das Geſpräch auf den Vorfall des geſtrigen Abends; und nachdem ſie ihm die ſtille Ergebung, mit der ſie in ſeiner Untreue durchaus keine Schuld, ſondern nur das Werk einer vielleicht unwillkührlichen Nothwendigkeit ſah, gezeigt hatte, mahnte ſie ihn an das Gelübde der Wahrheit, das ſie einſt von ihm empfangen hatte.

Er mußte ihr jetzt ein Geſtändniß ſeiner neuen Leidenſchaft ablegen — ihr geſtehen, daß er die Gräfin liebe. Nicht ohne tiefe Bewegung ſprach er ein Wort aus, deſſen Gewicht für Thekla er fühlte. „Wirſt Du mir aber,“ fragte er dann zärtlich — „nicht in Dir die Freundin erhalten, deren ich zu meinem Glücke bedarf? Die Zeit hatte über meine Liebe nur in ſo fern Macht, als ſie ihren unwillkührlichen Zauber zu beſiegen vermochte. Jede Regung ſchöner freier Willkühr, inniger Achtung und zärtlicher Freundſchaft iſt in meinem Herzen noch Dein, und wird es immer bleiben. O könnte der Wille dem Herzen gebieten, ich wäre Dein geblieben auf ewig! Ich verachte die Liebe, da ich Dir untreu zu werden vermochte; aber nie ſollſt, nie kannſt Du in mir den treueſten, den liebevollſten Freund verlieren.“

Die ganze Tiefe und Gewalt ihres Gefühls zeigte ſich hier in dem Ausdruck ihres Geſichts. Es muß, wenn man ſo liebt, wie Thekla, unnennbar gräßlich ſeyn, es aus dem Munde des Geliebten ſelbſt zu hören, daß man nicht mehr geliebt iſt. Doch hielt ſie ſich in der furchtbaren Erſchütterung dieſes Augenblicks mit bewundernswürdiger Kraft aufrecht. Es war ihr eigen, daß ſie bei einer heftigen Gemüthsbewegung nicht erröthete, ſondern zum Marmorbild erblaßte, welches ihren Zügen im Schmerz einen ganz eignen Ausdruck gab, der mit geheimnißvoller Gewalt zum Herzen ſprach.

„Sie bieten mir Ihre Freundſchaft, mein Prinz,“ erwiederte ſie nach dem erſten Schweigen einer Minute — „ein großes, ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk an. Doch Sie ſelbſt werden die Würde eines Herzens, welches das Götterglück genoſſen hat, von Ihnen geliebt zu werden, nicht ſo entadeln, zu glauben, daß es in Ihrer Macht ſteht, ihm eine Schadloshaltung für ſein verlornes Glück bieten zu dürfen. — Wenigſtens werde ich Zeit gebrauchen, mich in dies neue Verhältniß fügen zu lernen; und da Einſamkeit mir dazu am behülflichſten ſeyn wird: ſo erbitte ich mir von Ew. Königlichen Hoheit die Erlaubniß, einige Monate auf meinen Gütern zubringen zu dürfen.“

Er wollte dieſen Entſchluß beſtreiten; allein trotz der heldenmüthigen Verläugnung ihres Schmerzes ängſtigte ihn doch jetzt gewiſſermaßen ihre Nähe, und es ſchien ihm grauſam, das Opfer, das ſie ihm mit ihrer anſcheinenden Ruhe brachte, auf die Dauer von ihr zu fodern. Er kannte ihr Herz. Seine Hand hatte den Dolch hinein geſtoßen, und die letzte Kraft des verblutenden bot ſie nun auf, ihn zu überreden daß es nicht ſchmerze. Ihr Anblick trat, wie ein erwachtes Gewiſſen, jedesmal zwiſchen ihn und ſeine neue Geliebte, und ſo willigte er nach einigen Tagen in die von ihr vorgeſchlagene Entfernung. Sie betrieb die Anſtalten zur Abreiſe mit großem Eifer, und ſetzte dieſe auf den Jahrestag ihres ehemaligen unverhoften Zuſammentreffens mit dem Prinzen in G. feſt.

Alle ihre Freunde freuten ſich der Kraft und des Muthes, mit dem ſie in dieſer Trennung von dem Prinzen das einzige Mittel ergriff, von dem wir Rettung für ſie hoffen durften. Sie ſelbſt war nicht nur ruhig, ſie war ſogar heiter, und uns in dieſer Faſſung ein unerklärliches Räthſel.

Der Prinz kam, wie ſonſt, jeden Abend zu ihr. Wenn irgend ein Gefühl, das nicht Liebe iſt, für Liebe ſchadlos zu halten vermöchte: ſo wäre Thekla getröſtet worden. Man ſah, daß ſeine Seele an ihr hing, und nur ſein angeborner, im Lauf der Jahre unwiderſtehlich gewordener, Hang zum Wechſel und zur Liebelei ihn in ſein neues Verhältniß verflochten hatte. Doch der Zauber war nun einmal gelöſet, und es nicht mehr in ſeiner Gewalt, dem Herzen, das nur ihn liebte, einen Moment ungetrübten Glückes gewähren zu können.

Thekla legte in manche Anſtalten zu ihrer Abreiſe einen Ernſt, der mich auf den Gedanken brachte, daß ſie eine längere Abweſenheit bezwecke, als der Prinz glaube. Auch von gleichgültigen Bekannten nahm ſie mit unverkennbarer Rührung Abſchied, und alle, die zu dem Zirkel ihres vertrautern Umgangs gehörten, und auf den Namen ihrer Freunde Anſpruch zu machen hatten, lud ſie ein, den Abend vor ihrer Abreiſe bei ihr zuzubringen.

Wer von uns, die wir an dieſem Abend um ſie verſammelt waren, vermag von den Gefühlen und Empfindungen dieſer Trennungsſtunden Rechenſchaft abzulegen! — Ich weiß, daß nicht meine Thränen allein bei dieſer Erinnerung fließen — ich weiß, daß Thekla's Gedächtniß noch heute hoch und heilig bei Allen ſteht, denen Liebe und Treue das Heiligthum der Menſchheit ſind.

Jeder ihrer Blicke war dieſen Abend in Seele und Empfindung getaucht; jedes ihrer Worte Aeolshall des zarteſten geiſtigen Lebens. Hohe Ruhe ſchwebte, wie eine Verklärung, um ſie, und erſchien uns Allen, wie ein ſeliger, nach den Gefilden des Friedens zurückkehrender Geiſt; und nur wenn ſie mit dem Prinzen ſprach, nur wenn ihr Auge auf ihm ruhte, fühlte man, daß ſie in ihrem Schmerz, wie in ihrer Seligkeit, durch die Liebe zu ihm, dieſer Erde noch angehörte.

Der Prinz war bewegt. Der Gedanke der nahen Trennung verlebendigte in ihm das volle Gefühl ihres Werthes und ihrer Reize. Thekla war ganz Liebe gegen ihn; ungetheilt und ohne Vor- und Rückblick gab ſie ſich der ſüßen Gewalt des für ſie unwiderſtehlichen Zaubers ſeiner Gegenwart hin; aber es war in dieſem Genuß des einzigen Glückes, das ſie auf Erden kannte, keine Hoffnung, keine irrdiſche Zuverſicht mehr.

Sie theilte zum Abſchied an Jeden ein Andenken aus. Man ſah, mit welcher herzlichen Wehmuth ſie aus dem Kreiſe ſo theurer Freunde ſchied, und ihre himmliſche Sanftmuth bei ſo unendlichem Schmerz erſchütterte Seelen, die vielleicht noch nie bis zu Thränen erweicht worden waren. Jeder fühlte es in ſeinem Herzen, wie unvergeßlich und unerſetzlich ſie ihren Freunden bleiben werde; von allen Seiten hörte ſie die wärmſten, innigſten Wünſche für ihr Wohl und für ein baldiges, glückliches Wiederſehen.

Ein Tropfe der Seligkeit Gottes, das Gefühl, allgeliebt, und werth, allgeliebt zu ſeyn, floß durch ihr Herz, und erhielt es in heldenmüthiger Faſſung, feſt und groß und heiß.

Alle ſchieden, nur der Prinz war noch zurückgeblieben. Bewegt breitete er ihr, als ſie von der Begleitung der Weggehenden zurück kam, die Arme entgegen. „O Thekla!“ rief er, und drückte ſie leidenſchaftlich an ſein Herz — „kannſt Du mich wirklich verlaſſen wollen?“

„Ja,“ antwortete ſie — „ich kann es, Geliebter meiner Seele, weil ich weiß, daß Du ſelbſt es erkennen wirſt, daß ich das Würdigſte erwählt, und nur durch dieſe Trennung das Allerheiligſte meines Lebens vor Entweihung zu ſchützen vermochte. — Komm,“ fuhr ſie fort, und zog ihn zum Sofa — „ich habe noch viel mit Dir zu ſprechen. Es iſt die letzte Stunde unſers Zuſammenſeyns für diesmal — laß mich in ihr noch einmal alle Wonne meines Lebens zuſammen drängen, und ſie in einem Zuge ſeliger Erinnerung zum fröhlichen, dankbaren Abſchied genießen."

Sie malte ihm jetzt, im lebhafteſten Kolorit der höchſten Begeiſterung das Glück, das ſie genoſſen hatte; ſie rief ihm jedes Lächeln, jeden Blick, jeden Laut der Liebe, jeden Traum ihrer ſeligen Vergangenheit zurück. Man mußte bei dieſer Schilderung fühlen, wie unausſprechlich glücklich ſie geweſen war; man ſtaunte mit ihr, daß ihr Herz eine ſolche Fülle von Seligkeit zu faſſen vermocht hatte, ohne vor Uebermaaß der Lebenskraft ſtill zu ſtehen.

„Und das alles," ſchloß ſie — „war Dein Werk — ich nichts als Dein Geſchöpf, nur durch Deine Liebe in's Daſeyn gerufen, nur von Ihrem Hauch beſeelt, nur durch Sie lebend! — Du liebteſt mich! — Mir ward der Vollgenuß des höchſten Glücks, das meine Phantaſie zu ahnen, meine unſterbliche Seele zu faſſen vermag. — Dein erſter Blick ſprengte die Raupenhülle der armen eingekerkerten Pſyche, und in ſtolzer Freudigkeit trank ſie den Sonnenäther, der ihr Element geworden war. — O," fuhr ſie, in hoher leidenſchaftlicher Bewegung fort, und ſank vor ihm nieder — „o, nie komme in Deine Seele der Gedanke, daß eine Regung des Lebens in mir nicht Dank, heißer unvergänglicher Dank gegen Dich geweſen ſey! Nie erlaube ſich Dein großes Herz eine Klage über mein Geſchick! Nie habe ich auf die lebenslängliche Dauer meines Glückes gerechnet, und ich danke dem Schickſal, daß es mich jetzt in der vollen Kraft meiner Liebe für Dich hinweg reißt, und daß ich zu ſcheiden vermag, ohne daß in meinem Herzen mehr als ein Bild, in meiner Seele mehr als eine Empfindung iſt."

Der Prinz riß ſie hierauf in ſeine Arme und an ſein Herz. Unter heißen Küſſen ſchwur er ihr, daß er nur ſie liebe, nur bei ihr alle Wonne, alle Freude ſeines Lebens ſey, und ſie ihn nicht verlaſſen dürfe.

„Es gab einſt eine Zeit," antwortete ſie ihm — „wo Dein Wort hingereicht haben würde, mich zu überzeugen, daß die Erde um Mitternacht mit vollem Sonnenglanze ſtrahle. Dieſe Zeit iſt hin und kann nie wieder kommen! Traure nicht darüber, Liebling meiner Seele! — wir wußten ja Beide ſchon früher, daß es dem ſterblichen Menſchen nicht beſchieden iſt, das Geliebte mit ewiger Treue zu umfaſſen. Dein Wille, und wenn er Berge zu verſetzen und Meere auszuſchöpfen vermöchte, vermag mir doch nicht die Macht zu erhalten, Dein Leben im Zauberglanz der Liebe zu verklären. Dem Weibe aber, das Du geliebt haſt, liegt es ob, dafür zu ſorgen, daß ihre Liebe für Dich in ewiger Reinheit und unverminderter Stärke ſich erhalte und — erröthend geſteh ich es Dir — ich habe einen Moment erlebt, der mich fürchten gelehrt hat, dieſe Liebe, dieſe Seele meines Daſeyns, um derentwillen es ſich allein zu leben lohnt, könne ihn nicht beſtehen, wenn er wiederkehre. Darum trenne ich mich jetzt von Dir, nicht im bleichen Nachſchimmer verſunkener Herrlichkeit, ſondern im vollen ſtrahlenden Sonnenglanz meiner Liebe — auf dieſe Minute unſers Scheidens fällt noch ihr leuchtender Strahl. Er weihe mein Andenken in Deinem Herzen und erhalte Dir die Ueberzeugung, daß kein andres Weib ſo den ganzen Zauber Deiner Liebe in ſeliger Begeiſterung zu empfinden vermochte, kein Herz Dich je ſo vergötterte, wie das Herz Deiner Thekla."

Sie ſank hier zu einer langen ſchweigenden Umarmung an ſein Herz, dann entwand ſie ſich ihm ſanft und trat ans Fenſter.

„Wie die Sterne," hob ſie nach einer langen gedankenvollen Pauſe an, „ſo fromm in ihrer ewigen reinen Klarheit ſchimmern! — Wie ſtill iſt alles dort oben! Wie oft hat dieſer Wiederſchein himmliſcher Ruhe mein Herz ergriffen, daß es in Wonne bebte! — Geiſt der Liebe," fuhr ſie fort und ſchlug das große Auge auf zum funkelnden Sternenhimmel, „wie ſoll ich dir danken, daß du mich würdigteſt, dich in ihm zu erkennen! — Geiſt der Liebe, zu dem alle Erſchaffenen mit ihrem Glück und ihrer

Sehnſucht zurück kehren, du gabſt mir dieſes Herz. Es hat geliebt, Vater! in dieſer Liebe liegt ſein Leben und ſein Schickſal — ſie werde auch ſeine Rechtfertigung, wenn es einſt vor deinem Richterſtuhl ihrer bedürfen ſollte!“ —

Raſch wandte ſie ſich nach uns, und bot dem Prinzen ſein Glas, indem ſie mit der andern Hand das ihrige faßte: „Noch einen Abſchiedstrunk — auf heitres Wiederſehen und liebevolles Andenken!“ —

Langſam leerte ſie ihr Glas — und nun „leb wohl! leb wohl!“ rief ſie und warf ſich in die Arme des Prinzen. „Der Himmel beglücke Dich, wie Du mich unausſprechlich glücklich gemacht haſt!“

Er konnte ſie nicht aus ſeinen Armen laſſen, ſich nicht von ihr trennen. Heiß weinend, lag ſie, bleicher und immer bleicher werdend, an ſeiner Bruſt. „O,“ rief ſie mit einem Ton, der nie wieder in meinem Ohr verhallen wird, und mit einem Blick, in dem Tod und Leben, Seligkeit und Schmerz mit einander kämpften, „dies Herz wird nur Dich auf Erden lieben! — vergiß mich nicht! — und nun geh, geh, wenn Du nicht willſt, daß ich hier vor Deinen Augen ſterbe!“

Noch einmal drückte ſie der Prinz mit naſſen Augen an ſein Herz, und dann verließ er das Weſen, von dem er ſich allein geliebt gefühlt hatte und das auch er vielleicht allein geliebt hat.

Sie ſah ihm lange nach und ſank dann zum ſtillen Gebet auf ihre Kniee nieder. Ich eilte zu ihr, ich ſchloß ſie in meine Arme, und ſuchte ſie mit den ſüßeſten liebkoſendſten Worten aufzurichten. Kraftlos ſank ſie zuſammen — eine Todtenbläſſe verbreitete ſich auf ihrem Geſicht. Erſchrocken hob ich ſie auf — ſie lächelte mich ſanft an: „Meine theuerſte, liebſte Freundin!“ ſagte ſie mir, „ich habe für die nächſte Stunde ſehr auf die Stärke Ihrer Seele und Ihrer Liebe für mich gerechnet. Mir ſind nur noch Minuten übrig, meine Pauline! und zwar die letzten, die ich hienieden der Freundſchaft und der Liebe zu geben habe.“

Ich erbebte im tödtlichen Schrecken! „O warum haſt Du mir das gethan!“ rief ich händeringend und verzweifelnd aus — „doch noch iſt Hülfe möglich!“ —

Sie hielt mich zurück. „Meine Maaßregeln ſind dazu zu gut getroffen; laſſen Sie uns alles vermeiden, was den Argwohn zu wecken vermögte. Nie darf man die Art meines Todes erfahren. Seit dem erſten Tage unſerer Liebe trage ich das Gift, das mich tödtet, ſtäts bei mir; und die Gewißheit, daß ich den Verluſt meines Glückes nie zu erleben brauche, welche mir sein Beſitz gewährte, gab mir die Ruhe, die Sie oft bewundert haben. In meinem Schreibtiſch finden Sie meinen letzten Willen und alles, was ich Ihnen jetzt zu ſagen keine Zeit mehr habe. O meine Freundin, meine theure, theure Pauline! ich konnte Ihnen Ihre Liebe nie lohnen; aber ich habe dieſe letzten Minuten der Liebe entzogen, um ſie Ihnen zu widmen und unſrer Freundſchaft, der einzigen Empfindung, vor der ich nie gezittert habe. — Faſſen Sie ſich Liebſte, Beſte! — ich bin unendlich glücklich geweſen; aber ich hätte mich ſelbſt verloren, wenn ich länger gelebt hätte. Jetzt ſcheide ich als Gottes dankbarſtes und fröhlichſtes Kind. In meiner Seele iſt es ſo ſtill, ſo ruhig, wie an den ſchönen Abenden der Vergangenheit, wo ich mich ſo innig glücklich niederlegte, und über die lieblichen Bilder genoſſener Freuden lächelte, die ſich um mich ſammelten, mich im Schlafe zu umſpielen. — Liebſte Pauline, daß es Sie ſo ſchmerzen muß, mich ſterben zu ſehen! — O rufen Sie den Muth zurück, den ich von der Kraft Ihrer Liebe für mich zu hoffen wagte! Laſſen ſie mein Herz nicht in Jammer, ſondern in der ſüßen Wehmuth der Liebe brechen!“

Gott gab mir Kraft, ihre Zuverſicht zu mir nicht zu täuſchen, und mich unter der Laſt meines Schmerzes aufzurichten. Sie wurde ſchwächer und ſchwächer, blieb aber ruhig und heiter. Wir ſandten jetzt zum Arzt, deſſen wir bedurften, um das Vorgeben eines ſchnell tödtenden Zufalls zu beglaubigen. Er fand ſie noch lebend und ſtark genug, ihm zu bedeuten, daß Manches von dem, was er beobachten würde, Geheimniß bleiben müſſe.

Gegen 3 Uhr fingen die Schmerzen an heftiger zu werden. Das friſche, üppige Leben begann mit dem Tode zu kämpfen. In ſchon faſt unhörbaren Tönen foderte ſie das Bild des Prinzen. Sie richtete ſich auf, und drückte es mit der letzten Macht des fliehenden Lebens an ihre Lippen und dann an ihr Herz. Ihr gebrochnes Auge hob ſich zum Himmel — ihr letzter Gedanke war ein Gebet für ihn!

Schonend ging der Tod vorüber — unentſtellt lag die gebrochene Blüthe in meinen Armen.

Nichts von meinem Schmerz — nichts von dem Wehklagen ihrer Diener, von den Thränen ihrer Freunde, von der allgemeinen Theilnahme, die ihr ins Grab folgte. Ich habe dafür keine Worte, nur Thränen, die ihrem Andenken fließen werden, bis ſich dies müde Auge ſchließt.

Der Prinz litt ſchweigend und von der Menge unerrathen, in der Tiefe ſeiner großen Seele. Nie hat er ſie vergeſſen, nie iſt er über ihren Verluſt getröſtet werden. Heißer denn je dürſtete er nach einem wackern Kampf in ſtürmender Feldſchlacht. Ihm ward, wonach er ſich geſehnt hatte. Der Krieg brach aus. Er fiel: das erſte Opfer und ein hohes Beiſpiel, das die Krieger lehren ſollte, zu ſiegen oder zu ſterben, wie er. Er fiel; aber ſo lange in Germanien die Eiche, der einſt freie Baum, grünt, wird ſeinem blutigen Haupt der friſche Kranz unvergänglichen Ruhmes nicht fehlen.

Fanny.

Züge aus dem Leben zweier geitziger Sonderlinge.

In der ſonſtigen Amtsſtadt, jetzigen Cantonſtadt, Glaucha, vor Halle, iſt kürzlich ein 76jähriger Greis in ſeinem Hauſe des Abends auf eine grauſame Weiſe, durch vielfache Verwundung, ermordet worden. Dies Ereigniß hat indeſſen bei weitem die Senſation nicht gemacht, wie man bei einem ſolchen Verbrechen, an einem ſo alten Manne auf eine ſo freche Art verübt, hätte erwarten ſollen. Der Grund dieſer geringeren Theilnahme erklärt ſich aber hinlänglich dadurch, daß der Ermordete, wegen ſeines ſonderbaren Lebens und ſchmutzigen Geizes, von Allen, die ihn kannten, ſeit langer Zeit theils verlacht, theils verachtet wurde, und daß ihm nicht nur ein ſolches Schickſal ſchon von Dem und Jenem vorhergeſagt, ſondern auch von ihm ſelbſt wohl gefürchtet war, ohne daß er, zur Abwehrung deſſelben, einer vernünftigen Vorſtellung Gehör gab.

Das Leben dieſes Mannes ſtellt manchen ſo ſonderbaren, charakteriſtiſchen Zug auf, daß eine Skizze davon, als ein nicht unintereſſanter Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, wohl öffentlich ausgeſtellt zu werden verdient. Dennoch wäre mir dieſer Einfall ſchwerlich gekommen, wenn ich nicht eben, in einem wenig bekannten Buche *), auf das Bild eines andern originellen Sonderlings und Geizhalſes geſtoßen wäre, der mit jenem ſo manche überraſchende Aehnlichkeit hat, daß es ſich wohl der Mühe verlohnt, die Bilder von Beiden, zur Vergleichung, neben einander zu ſtellen.

Zuerſt ſtehe hier denn — nach den völlig glaubwürdigen Mittheilungen zweier, ſehr achtungs-

---

*) Das kurioſe Buch der Natur, von J. H. Fiſcher.

werther Männer, die wegen ihrer Amtsverhältniſſe mit dem Ermordeten, vor und nach deſſen Tode, in manche nahe Berührung kamen — das Bild von

Johann Friedrich Katſch.

Er war der dritte Sohn eines rechtlichen Mannes, der als Stärkefabrikant und Kämmerer zu Glaucha, auf dem Fuß eines vermögenden Bürgers anſtändig lebte. Er erhielt bei dieſem Vater die damals gewöhnliche bürgerliche Erziehung, durch Unterricht in der Religion, im Leſen, Schreiben und Rechnen; und als er erwachſen war, wurde er zur Stärkefabrication angehalten.

Seine Eltern thaten ſich, ihrem Wohlſtande gemäß, gern etwas zu gute; doch zeigte dieſer Sohn — nach der Verſicherung ſeiner Bekannten — von Jugend auf eine ziemliche Neigung zur Sparſamkeit, die dann, im höheren Alter, in den allerſchmutzigſten, an Wahnſinn gränzenden Geiz überging.

Der Vater legte, einige Jahre vor ſeinem Tode, das Geſchäft des Stärkemachens nieder, und lebte mit ſeiner Familie bequem von den

Zinſen ſeines Vermögens. Er ſtarb im Jahre 1785, und hinterließ eine Witwe mit vier Kindern, die alle über die Jugendjahre hinaus waren, und deren drei, ohne ein Gewerbe zu treiben und ſich zu verheirathen, mit einander in einem und dem nämlichen Hauſe fortlebten, bis der Tod einen nach dem andern abfoderte, ſo daß unſer Johann Friedrich Katſch, nach dem Ableben ſeiner Schweſter, endlich der Einzigübriggebliebene war.

Zum weiblichen Geſchlecht ſoll er immer viel Neigung gezeigt haben, ſo entſchieden er auch den Eheſtand zu ſcheuen ſchien. Bei ſeinen Liebesgeſchichten ſoll er ſeinen Geitz ſo ſehr haben vergeſſen können, daß er eine Zeitlang, wegen ſeiner ungewöhnlich ordentlichen Kleidung, der galante Katſch genannt wurde.

Die Frucht einer ſeiner Verbindungen war ein Sohn — gegenwärtig etwa ein und zwanzig Jahr alt — deſſen Mutter bald nach der Entbindung ſtarb, den er aber gleich für ſeinen Sohn erkannte. Er that ihn, etwa bis zum ſechſten Jahre, bei der Witwe eines Schneiders in Penſion; und als dieſe ſtarb, nahm er ihn zu ſich, um als Vater ſelbſt für ihn zu ſorgen. Das letzte that er indeſſen ſo wenig, daß die Gemeinde deswegen eine Beſchwerde vor Gericht brachte, in deren Folge er angehalten wurde, den Knaben auf's Waiſenhaus in Penſion zu thun. Da ihm dieſe aber zu beſchwerlich war, ließ er denſelben als ſeinen Sohn legitimiren, wodurch er dann die Freiheit erhielt, ihn wieder in ſein Haus zu nehmen, und ſo viel oder ſo wenig an ihn zu wenden, als ihm beliebte.

Nachdem er nicht allein ſeine Mutter, ſondern auch zwei ſeiner Geſchwiſter beerbt hatte, entwickelte ſich ſein Geitz immer mehr, und wuchs ihm dermaaßen über den Kopf, daß er darüber in Thorheit und Schmutz aufs tiefſte verſank.

Weit entfernt davon, eine ordentliche Bekleidung für den Knaben anzuſchaffen, kaufte er demſelben höchſtens auf dem Trödel ein paar alte Schuhe, Stiefeln, oder ſonſt etwas; am meiſten benutzte er aber die alten, von ſeinem Bruder ererbten Sachen, ohne die Hand eines Schneiders oder einer Näherin daran kommen zu laſſen, zur Ausſtaffirung des ſechsjährigen Knaben. Bei den großen Mannshemden, die er demſelben gab, übernahm er allenfalls die Mühe, unten ein gutes Stück abzuſchneiden, um es anderweitig zu nützen; hingegen die weitläufigen Beinkleider des ſeligen Bruders mußten, in unveränderter Geſtalt, zu einer originellen, wenn auch nicht äſthetiſchen, Drappirung des Knaben dienen, indem er denſelben bis an den Hals hineinſteckte, und ſie da feſtband. Sie erſetzten zugleich die Stelle von Rock und Weſte, und gaben obenein im voraus eine luſtige Traveſtirung der jetzigen langen Modebeinkleider ab. — Daß dieß nicht aus beſonderer, perſönlicher Abneigung gegen ſeinen Sohn geſchah, bewieß er dadurch, daß er ſelbſt ſich mit den alten ererbten Kleidungsſtücken behing, und ſogar Weiberſtrümpfe mit rothen Zwickeln zu tragen nicht verſchmähte.

Da er nach dem Tode ſeiner Schweſter, die bis dahin die kleine Wirthſchaft beſorgt hatte, Niemanden in ihre Stelle nahm: ſo verrichtete er ſelbſt fortan die Dienſte einer Haushälterin, Köchin und Waſchfrau, doch freilich mit der möglichſten Vereinfachung der dahin einſchlagenden Geſchäfte. Wenn er warme Speiſen genießen wollte, kochte er ſie ſelbſt; allein für gewöhnlich lebte er zwei Tage lang von einem Groſchenbrod und von Waſſer, das er zur Winterzeit, in Ermangelung eines geheitzten Ofens, in einer Flaſche im Bette neben ſich erwärmte. Das wenige Waſchzeug, was er im Gebrauch hatte, wuſch er ſelbſt; doch bis zum Flicken deſſelben verſtieg er ſich nicht, ſondern ließ es — und zwar die feinſten Hemden nicht ausgenommen — ſtückweiſe von ſeinem Leibe fallen.

Entſchloß er ſich, etwas Mundvorrath anzuſchaffen: ſo ging er ſelbſt zum Einkaufen auf den Markt, wickelte Fleiſch, Butter, Käſe und Häringe in ein Schnupftuch, und trug es in ſeiner Rocktaſche nach Hauſe. Da man dieß wußte: ſo machten muthwillige Hökerweiber ſich wohl den Spaß, ihn im heißen Sommer, gegen die Sonne geſtellt, durch Geſpräche ſo lange aufzuhalten, bis ihm die Butter in der Taſche zerſchmolz.

Sein Trinkwaſſer holte er ſich gewöhnlich von Zeit zu Zeit des Abends aus einem öffentlichen Brunnen. Da dieſer aber etwas entlegen war: ſo ſuchte er, wenn der Himmel die Erde mit Regen erquickte, von ſeinem Dache ſo viel Waſſer aufzufangen, als er konnte, und er trank dieſes, ſo lange es reichen wollte, und genoß es mit friſchem Gleichmuth, wenn es im Sommer auch ſchon ſo verdorben war, daß es von kleinen Thieren, welche die Fäulniß erzeugt hatte, wimmelte.

Des Winters einzuheitzen, war bei ihm nicht Mode, ob er gleich in ſeinen Gärten immer viel Holz liegen hatte. That er es einmal: ſo geſchah es bloß, um etwas altes, verdorbenes Fleiſch zu kochen. Ein Verwahrungsmittel gegen die Kälte war für ihn, ſeiner Verſicherung nach, auch der Schmutz; daher er ſich von dieſem auch nicht reinigte, ſondern mit conſequenter Beharrlichkeit die Mühe und Koſten des Waſchens ſparte. Wenn ihn fror legte er ſich in's Bette; und des Abends wärmte er ſich ein Stündchen lang am Ofen eines alten Freundes, der ſein Schulkamerad geweſen war.

Sein Wohnhaus wurde nie ausgefegt oder geſcheuert. Schmutz und verdorbene Luft erregten bei jedem an Reinlichkeit gewöhnten, der hineintrat, den größten Eckel. Spinngewebe fand man bei ſeinem Tode an den Fenſtern, wie Vorhänge, aufgeſpannt, und den Staub überall zu einer Höhe von 1½ bis 3 Zoll angeſammelt. Eben ſo wenig ließ er eine Reparatur am Hauſe vornehmen. Die Oeffnungen, welche von Zeit zu Zeit durch fehlende Fenſterſcheiben und Dachziegel entſtanden, ſtopfte er mit Lumpen oder alten Kleidungsſtücken zu. Ja bei größern Lücken bediente er ſich wohl gar ſeiner ererbten Federbetten, um nur eine baare Ausgabe zu erſparen, die mit dem, was er auf dieſe Weiſe verderben ließ, in keinen Vergleich gekommen wäre. Bei einem nächtlichen Einbruch hatten die Diebe, an der Hinterſeite ſeines Hauſes, um hinein zu kommen, ein Stück der Wand durchzubrechen. Dieſes Loch ſetzte er ſelbſt blos mit Mauerſteinen wieder aus, die ohne Kalk aufeinanderlagen; und er ließ auf dieſe Weiſe lieber den Weg für die Diebe ſo gut wie offen und jedem Winde freien Spielraum, als daß er einen Maurer zu Hülfe genommen hätte.

In mehreren andern Häuſern, welche er noch beſaß, würden Schmutz und Baufälligkeit mit der Zeit eben ſo überhand genommen haben, wenn ſeine Miethsleute nicht dann und wann eine nöthige Ausbeſſerung veranſtaltet hätten. Er ſelbſt ſorgte nie dafür, und würde ſicherlich nicht zu bewegen geweſen ſeyn, eine baare Ausgabe zu dieſem Behuf zu machen; wohl ließ er es ſich aber gefallen, daß ihm, bei Abtragung des Miethzinſes, ein Abzug für eine nöthig geweſene Reparatur gemacht wurde.

Sein Sinn ſchien weniger aufs Erwerben und Vermehren ſeines Vermögens als aufs Feſthalten des baaren Geldes, was er hatte, gerichtet zu ſeyn. Aus freier Willkühr ſich von dieſem zu trennen, und es auszugeben, widerſtrebte ſeinem Geitze auf eine unüberwindliche Weiſe; dagegen konnte er ſich in das Verlieren und in die Beraubung großer Summen mit ſeltener Faſſung finden. Obligationen, die ihm entwendet, und mit wenig Geld und gerichtliche Hülfe wieder zu erlangen waren, ließ er in fremden Händen, um nur, wie er ſagte, das gute Geld dem böſen nicht noch nachzuwerfen. Ja er konnte, wenn 1000 Thaler auf dem Spiele ſtanden, Bedenken tragen, acht Groſchen Bothenlohn daran zu wagen; und er war im Stande, um nur dieſe Kleinigkeiten nicht herzugeben, jenes Kapital fahrläſſig aufs Spiel zu ſetzen.

Was aber noch ungleich ärger iſt und vielleicht alles übertrifft, was man von wahnſinnigem Geitze gehört oder geleſen hat, iſt dies, daß er ſogar die Ausgabe ſcheute, den verlornen oder zerbrochnen Schlüſſel zur vorderen Thür ſeines Hauſes durch einen neuen zu erſetzen. Jahre lang blieb daher ſein, von ihm alſein bewohntes, nicht einmal von einem Hunde bewachtes, Haus unverſchloſſen, und ſobald er es verließ, für Jeden offen, der hinein zu ſchleichen Luſt hatte. Er war auch nicht ohne Beſorgniß, daß dies geſchehen könnte; und um wenigſtens immer zu wiſſen, ob es geſchehen ſey oder nicht, machte er ſich ein Zeichen mit einem Stückchen Holz an der angelehnten Thür, das aus ſeiner Lage fallen mußte, ſo bald ſie geöffnet wurde. Mehr als einmal ſchlichen auf dieſem Wege Diebe in's Haus, und es wurden ihm z. B. eines Tages 100 Thaler geſtohlen, die auf dem Ofen gelegen hatten. Aber er verſchmerzte eher eine ſolche Summe, die man hinter ſeinem Rücken wegnahm, als daß er gutwillig einige Groſchen für einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche gezogen und mit eigenen Händen hingegeben hätte.

Auch Spott und Schande ertrug er gern, wenn er dadurch nur einer Ausgabe überhoben wurde. Als er, wegen eines Polizei-Vergehens, einmal die Wahl hatte, ob er eine mäßige Geldſtrafe zahlen, oder einkriechen wolle:

wählte

wählte er unbedenklich das Letze, um nur jener zu entgehn.

Bei alle dem ging er — ſo viel meine Gewährsmänner wiſſen — weder auf Betrug noch Wucher aus, und war, nach ſeinen Begriffen, kein übler Chriſt, ob er ſich gleich um Kirche und Abendmahl nicht bekümmerte. Seine Schuldner quälte er nie, mahnte ſelbſt die ſäumigen ſelten; und wenn dieß einmal geſchah: ſo bewilligte er ihnen gern noch Friſt. Indeſſen geſchah dieß vielleicht weniger aus Grundſätzen mitleidiger Gutmüthigkeit, als aus Furcht vor gerichtlichen Verhandlungen, beſonders weil er, in beſſeren Zeiten, ſein meiſtes Geld auf Häuſer geliehen hatte, und in Gefahr ſtand, deren immer mehr, mit Abgaben und Einquartierungslaſten, über den Hals zu bekommen.

Seitdem ſein Sohn herangewachſen war, und bei ihm nicht mehr aushalten wollte oder konnte, lebte er in faſt ununterbrochener Einſamkeit in ſeinem alten Hauſe, ohne Hausgenoſſen und freundſchaftlichen Umgang, mit Ausnahme des ſchon erwähnten, ehemaligen Schulkameraden, den er gewöhnlich des Abends auf eine Stunde beſuchte. Das Haus, das er bewohnte, liegt in einer größtentheils unbebauten Straße, von drei Seiten mit Gärten umgeben, mit der Vorderſeite an einem moraſtigen, ſtinkenden Kanale, über den eine kleine Brücke führt, die man — wenn auch nicht eine Zugbrücke, doch füglich eine Fallbrücke nennen kann, weil ſie faſt nicht, ohne daß man fällt, zu paſſiren iſt. Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, dieß Haus zu verlaſſen, wo er Gewalthätigkeiten und Beraubungen, ohne Hülfe bekommen zu können, immerwährend ausgeſetzt war. Freilich verſteckte er Gold und Silber mit möglichſter Vorſicht in allerlei Winkeln, und ſchlief häufig am Tage, um bei Nacht ſeinen Mammon bewachen zu können. Aber alle dieſe Vorſicht half ihm nichts. Nicht nur wurde er in ſeiner Abweſenheit mehrmals beſtohlen, ſondern auch des Nachts überfallen, und um anſehnliche Summen — unter andern einmal um 3000 Thaler — beraubt. Bei einer oder mehreren dieſer Räubereien wurde er ſogar gebunden, um ihm das Geſtändniß abzuzwingen, in welchen Winkeln ſein Mammon verſteckt liege. Nicht ſelten kannte er auch die Diebe und Räuber recht gut, wollte ſie aber vor Gericht nicht angeben, weil das Geld koſten würde. Ueberhaupt gehörte die unüberwindlichſte Furcht vor den Prieſtern der Gerechtigkeit zu ſeinen unausrottbaren Eigenheiten, und er führte keine Sentenz ſo häufig im Munde, als die: Juriſten ſind böſe Chriſten, und begleitete dieſelbe gewöhnlich mit Mienen, welche ausdrückten, daß er ſehr viel darunter verſtand.

Endlich wurde er denn das Opfer ſeines einſamen Lebens in dem abgelegenen Hauſe, nachdem ihm noch vierzehn Tage zuvor ein ſchrecklicher Ausgang ſeines Lebens prophezeiht worden war, und er ſelbſt einmal geäußert hatte: er wage, aus Furcht bei manchem Beſuche, ſein Beil nicht offen liegen zu laſſen.

Aufmerkſam gemacht durch die geöffnete Hausthür, fand man ihn am 11. Nov. d. J.

Abends zwiſchen 10 und 11 Uhr, in der Mitte ſeiner Wohnſtube, tödtlich verwundet durch ein Beil, ohne Beſinnung, doch noch athmend, auf dem Boden liegen. Die Schärfe des Mordbeils war, am Hinterkopfe, an mehreren Stellen bis ins Gehirn gedrungen; auf der linken Seite waren die Knochen mit der Rückſeite des Beils zerſchmettert. Er hatte vorher in ſeinen Kleidern, wahrſcheinlich in oder auf dem Bette gelegen. Erſt am folgenden Nachmittag um 4 Uhr ſtarb er.

Von drei verhafteten und verhörten Perſonen, unter denen ſich auch anfangs der Sohn befand, welcher aber ganz unſchuldig befunden iſt, wird gegenwärtig nur noch gegen Einen die Unterſuchung fortgeſetzt. Dieſer iſt ein galanter Schuſtergeſell, Namens **Beck**, welcher auf ſeine eigne Hand lebte, und mehrmals — auch noch am Tage, wo der Mord geſchah, Nachmittags um 4 Uhr, in **Katſchens** Hauſe geweſen war. Nicht nur hat der Sohn des Ermordeten ausgeſagt, bei dem Inquiſiten einen Weibermantel geſehn zu haben, der jenem gehörte; ſondern man fand auch, bei gerichtlicher Nachſuchung, noch mehrere Sachen des Ermordeten in der Wohnung des Inquiſiten, z. B. eine Goldwage, die unter dem Bettſtroh verſteckt war, eine Schürze und einen Bettvorhang, welche Sachen er aber von einer herumgehenden Trödelfrau gekauft zu haben, gleich im erſten Verhör verſicherte. Auf die Frage, was er damit machen wolle, da er nicht verheirathet ſey, antwortete er, mit einer ſcheinbaren Unbefangenheit und Dreiſtigkeit, er ſey ein Freund vom Schauſpiel, ſpiele gern ſelbſt mit einigen Freunden und Freundinnen auf einem Privattheater, und habe namentlich Scherz und Ernſt wollen aufführen helfen. Der Ausgang der Unterſuchung iſt noch ungewiß. Ob mit dem Mord auch ein Geldraub verbunden geweſen ſey, hat bis jetzt noch nicht ausgemittelt werden können.

Schlüßlich ſtehe hier nur noch die kurze Beſchreibung der äußerlichen Geſtalt des Ermordeten, wie ſie mir mitgetheilt iſt: Er hatte einen großen, ſtarken Körperbau; ſein mäßig dicker Kopf war nach der einen Seite niederhangend; er hatte dunkles Haar, ein etwas aufgedunſenes, graugelbes, ſchmutziges Geſicht, ſtruppige Augenbraunen, blaue Augen, einen ungewiſſen, ängſtlichen, etwas nach der Seite ſchielenden Blick und ein wenig aufgeworfene, oft herunterhängende Lippen. Wenn man mit ihm redete, ſah er einen ſelten gerade an, ſondern ſeitwärts auf die Erde. Sein Gang war feſt und ruhig, wobei er immer die ſchmutzigen Hände in den Rocktaſchen hatte. Seine Sprache war nicht ſtark, auch weder geſchwind noch langſam, und ſelbſt mit Worten war er karg. Er war für ſein Alter noch bei guten Kräften, und auch ſeine Lebensluſt ſchien noch nicht erſtorben zu ſeyn, ob er gleich 76 Jahre alt war, und größtentheils ein Leben voll ängſtlicher Sorgen und voll der härteſten Entbehrungen geführt hatte, welches Tauſende, wenn ſie vom Schickſal dazu verdammt geweſen wären, als das allerelendeſte verflucht und von ſich geworfen hätten.

Möge er ruhig ſchlafen, bis er ſein zurückgelaſſenes Gold und Silber vergeſſen hat! Denn wie troſtlos müßte ſein Erwachen ſeyn, wenn er ſeines Mammons ſich noch erinnern könnte und denſelben nicht wieder fände!

Mit dem vorigen Bilde vergleiche man nun das des ſchon erwähnten Barons von F..., der auf einem, in vielen Stücken ähnlichen, höchſt ſonderbaren Lebenswege zu einer gleichen Kataſtrophe gelangte.

Er lebte in Mähren, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und gelangte durch den Tod ſeines Vaters zum Beſitz von zwei anſehnlichen Landgütern. Ob er gleich nur erſt ſeine Volljährigkeit erreicht, in der Hauptſtadt, ſeiner Studien halber, ſechs Jahre zugebracht, folglich die Herrlichkeiten der großſtädtiſchen Lebensart in ihrem anziehendſten Glanze kennen gelernt, überdieß Kenntniſſe, Einſichten und Geſchicklichkeiten, die ihm den Weg zu den anſehnlichſten Staatsbedienungen öffneten, ſich erworben hatte: ſo zog er doch das Privat- und Landleben vor, und widmete ſich ganz der Verwaltung ſeiner Güter, die er nicht im beſten Zuſtande, ja ſogar, mit Schulden belaſtet, antrat. Die äußerſte Einſchränkung im Aufwande, und eine ämſige, nach den bewährteſten Grundſätzen geführte, Oekonomie hoben binnen ſechs Jahren nicht nur ſeine Güter aus ihrem Verfall, ſondern ſetzten ihn auch in den Stand, die darauf haftenden Schulden rein abzutragen.

War es bereits Hang zu einer ſtillen und eingezogenen Lebensart, daß er nur wenigen Umgang pflog, oder geſtattete die raſtloſe Pflege ſeiner Güter es nicht anders, — das weis man nicht — genug, er vermied nicht nur ſelbſt alle Gelegenheit, mit Menſchen zuſammenzukommen, auf das ſorgfältigſte, ſondern gewährte auch — ſeine nächſten Anverwandten, und ein paar ſeiner ehemaligen akademiſchen

Freunde ausgenommen, — nicht leicht Jemandem Zutritt. Gegen Ueberlauf von ungebetenen Gäſten ſchützte ihn ſein Schloß in S..., das er wahrſcheinlich dieſes Vortheils wegen, ſo alt und ſchlecht eingerichtet es ſonſt war, zu ſeinem Wohnſitze gewählt hatte, da er doch gleich auf ſeinem zweiten Landgute noch ein anderes, nur erſt von ſeinem Vater, in der anmuthigſten Gegend, und nach dem modernſten Geſchmack erbautes, Schloß beſaß. — Das Schloß in S..., das ehemals ein Kaſtell geweſen ſeyn mochte, war mit einem hohen Wall umgeben, und bloß, mittelſt einer Fallbrücke, zugänglich, die meiſt aufgezogen blieb, und nur dann herabgelaſſen wurde, wenn der Baron — welches äußerſt ſelten der Fall war — ſich bei Laune fand, Beſuch anzunehmen. Doch durfte dieſer ſich niemals über die Mittagsmahlzeit hinausziehen; über Nacht ward Niemand, ſelbſt ſeiner nächſten Anverwandten keiner, beherbergt.

In die Hauptſtadt kam der Baron niemals, außer im Falle dringender Geſchäfte, auf welche auch die Dauer ſeines Aufenthalts in derſelben ſich jedesmal einſchränkte.

Gegen ſeine Unterthanen bezeigte ſich der Baron billig, nach Umſtänden ſogar gütig. Er hielt ſie zwar zu ihrer Schuldigkeit mit Strenge, aber ohne Härte an, und unterſtützte ſie in unverſchuldeter Noth nach ſeinen Kräften edelmüthigſt. Gleichwohl ließ er ſich nur ſelten mit ihnen ein, und, außer den hierzu ein für allemal ausgeſetzten Tagen und Stunden, niemals. Selbſt ſein Wirthſchaftsverwalter durfte nur an beſtimmten Tagen erſcheinen, und der dringendſte Fall vermochte von dieſem Befehl keine Ausnahme zu rechtfertigen. Ein Koch, ein Jäger und eine Magd — alle drei ſeine Unterthanen — machten die ganze Dienerſchaft des Barons aus. Erſterer mußte immer auf acht Tage ſich verproviantiren, damit das Bedürfniß, die Fallbrücke herabzulaſſen, möglichſt eingeſchränkt würde. Bei unvorhergeſehenen Veranlaſſungen gab hiezu der Baron entweder ſelbſt Befehl, oder ſeine Erlaubniß mußte hierüber eingeholt werden.

Dieſer ſonderbaren Lebensart wegen, mochte man ihm mit ernſten Vorſtellungen, oder mit Satire zuſetzen: beides wirkte nichts. Alles, was er hierauf erwiederte, war ein bitteres Lächeln, das zu ſagen ſchien, er erachte ſich Niemandem, wer es auch ſey, verpflichtet, von ſeinem Thun und Nichtthun Rechenſchaft zu geben. Dieſer unbiegſame Starrſinn — verbunden mit der äußerſten Irritabilität — verſcheuchte nun auch die wenigen ſeiner Anverwandten und Freunde, deren Beſuch er, ob er ihn gleich nicht ſuchte, wenigſtens duldete; und er fand ſich endlich — worauf er es vielleicht auch angelegt hatte — alles Umganges, aller Beſuche überhoben.

Im vier und dreißigſten Jahre ſeines Alters gerieth er auf den Gedanken, ſich zu verheirathen. Die Wahl traf, nach einer kurzen Bekanntſchaft, ein Fräulein aus der Nachbarſchaft, zwar ohne Vermögen, aber von guter Herkunft; einnehmender Geſtalt, und ziemlicher Geiſtesbildung. Der Hochzeittag wurde ſtandesmäßig, wurde mit einem Gepränge, mit einem Geräuſche, mit einer Fröhlichkeit begangen, die mit der bisherigen einfachen, ſtillen und düſtern Lebensart des Barons zu auffallend kontraſtirte, als daß die Theilnehmer an dem Feſte nicht hätten die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen für die gänzliche Sinnesänderung des Neuvermählten ſchöpfen ſollen. Allein wie betrogen fanden ſie ſich, als der Baron ſchon den folgenden Tag ſeine Gemahlin wieder verabſchiedete, ſie, mit Auswerfung einer Appanage von tauſend Gulden, auf ſein zweites Schloß verwies, und ihr, bei Verluſt dieſer Appanage, verbot, ihm je wieder etwas von ſich ſehen oder hören zu laſſen.

Doch hiemit war's noch nicht gethan. Der Baron ſelbſt unterzog ſich einer Reform, die einer Selbſtbeſtrafung für die Thorheit, ſich verheirathet zu haben, nicht unähnlich ſah. Er bezog nämlich in ſeinem Schloſſe ein von allen übrigen abgeſondertes Zimmer, das nur einen Eingang hatte, mittelſt eines eiſernen Ofens von innen ſich heizen ließ, und deſſen zwei Fenſter, aus welchen der Baron einen großen Theil ſeines Guts überſehen konnte, mit eiſernen Stäben verſehen waren. In die Thür dieſes Zimmers ließ er eine Oeffnung von etwa zwölf Zoll in's Gevierte ausſchneiden, welche ein von innen angebrachter hölzerner Schieber ſperrte. Durch dieſe Oeffnung allein ſprach der Baron in der Folge mit denjenigen Perſonen, mit denen zu ſprechen er ſich ſchlechterdings nicht diſpenſiren konnte — mit dem einzigen Jäger und Verwalter. Die Thür ſelbſt wurde nie wieder geöffnet, bis zu dem Tage, welcher der letzte ſeines Lebens war.

Da das Zimmer, in welches der Baron ſich eingeſperrt, oder beſſer, eingekerkert hatte, gerade über der Fallbrücke gelegen war: ſo ward ſolche mit dem Zimmer dergeſtalt in Verbindung gebracht, daß er jene in dieſem, nach Belieben, aufziehen und herablaſſen konnte.

Nachdem alles Beſagte in Ordnung gebracht war, mußten auch der Koch, der Jäger und die Magd das Schloß räumen, und der Baron blieb, nebſt den Krähen, Dohlen und Mardern, die nicht weichen wollten, der alleinige

Bewohner deſſelben. Mit dem Schlage zwölf an der Uhr des Schloſſes, mit welchem auch die Fallbrücke herabfiel, mußte der Jäger dem Baron ſeine Mahlzeit, die aus zwei, allemal von ihm ſelbſt ſchriftlich angegebenen Gerichten, und aus Waſſer zum Trunke, beſtand, überbringen. Er ſpeiſte alle 24 Stunden nur einmal, und an dem Jahrstage ſeiner Vermählung gar nicht. Hatte der Jäger das Eſſen, ſammt dem, was noch ſonſt zu bringen war, übergeben, und die etwanigen Befehle des Barons erhalten, dann mußte er unverzüglich ſich wieder entfernen, und die Fallbrücke, ſobald er ſolche paſſirt hatte, wobei der Baron ihn jedesmal am Fenſter beobachtete, ward wieder aufgezogen. Hatte der Baron außer dieſer Zeit mit dem Jäger zu ſprechen, oder, aus welchem Grunde immer, ſeiner nöthig: ſo zog er die in dem Schloßthürmchen befindliche Glocke an, welches er ebenfalls in ſeiner Klauſe thun konnte, und worauf der Jäger äußerſt wachſam ſeyn mußte.

Der Verwalter war angewieſen, alle Montage um zehn Uhr Morgens zu erſcheinen, und ſeine Rechnungen und Wirthſchaftsberichte zu überreichen. Schlag zehn Uhr, mit welchem er ſich ſchon auf dem Wall eingefunden haben mußte, ſank dann auch die Fallbrücke nieder, die während der Zeit, als die Unterredung mit dem Baron dauerte, aufgezogen blieb. Beſagte Wirthſchaftsberichte und Rechnungen ging der Baron genau durch, und ertheilte hierüber ſeine Erinnerungen und Befehle, die im Durchſchnitt immer treffend ausfielen, mitunter aber doch Spleen und Caprice verriethen, allemal ſchriftlich; wie er denn die eingehenden Gelder nicht anders, als gegen Quittung übernahm, nachzählte, und in einer in dem Zimmer befindlichen Kiſte verwahrte.

Einſt gelang es einem ſeiner nächſten Anverwandten in Geſellſchaft des Jägers — auf andere Art wäre es nicht möglich geweſen — vor die Zimmerthüre des Barons zu kommen. Dieſer nahm ihn zwar mit Befremden und ſichtbarem Unwillen auf, hörte aber doch eine ziemlich lange und emphatiſche Rede; wodurch jener ihn auf andere Gedanken zu bringen ſuchte, mit aller Geduld und Gelaſſenheit an. Erſt, nachdem der unberufene Bußprediger geendet hatte, nahm der Baron das Wort — „Sie wollen," ſprach er — „mich kuriren; das werden Sie nicht. Wohl aber will ich Sie kuriren. Verziehen Sie einen Augenblick." Der Baron entfernte ſich, kam aber nach einigen Minuten an die Thüre wieder zurück, und fuhr fort: „Ihre Krankheit, Vetter, ſind Schulden. Da nehmen Sie ein Heilungsmittel, das unfehlbar ſeine Wirkung thun wird. Hüten Sie ſich aber vor dem Rückfall; denn Recidive vermag ich nicht zu kuriren." Hiermit überreichte er ſeinem Vetter einen Beutel mit dreitauſend Dukaten, — der Schieber flog zu.

Ein andermal verſchenkte er alle Mandeln und Garben auf einem Felde, das er aus ſeinem Fenſter überſehen konnte, an die Schulzen der drei nächſtgelegenen Dorfſchaften, unter der Bedingung, daß noch alles bis zum Untergang der Sonne weggeräumt ſeyn müſſe, was ſein Verwalter, dem er dieß befahl, für unmöglich erklärt hatte.

Drei-

Dreißig Jahre und darüber hatte er in dem beſchriebenen, ſonderbaren, widernatürlichen Zuſtande verlebt, als man eines Tags ſchon in der Morgendämmerung vernahm, daß die Fallbrücke herabgelaſſen ſey. Dieſe Erſcheinung ohne Beiſpiel mußte befremden, mußte bange Ahnung von einem beſondern Unfall erwecken. Man eilte mit bebenden Schritten in das Schloß, und fand die Thür des Zimmers, das der Baron bewohnte, erbrochen, ihn ſelbſt in ſeinem Blute, mit zerſchmettertem Haupte, neben der eiſernen Geldkiſte, auf der Erde todt, die Kiſte rein ausgeplündert, und an einer Ecke derſelben das Gehirn des Ermordeten kleben. Entſetzen ergriff die Anweſenden. Man machte Lärmen. Man durchſuchte das Schloß, um den Urhebern dieſer Gräuelthat auf die Spur zu kommen. Allein man fand nichts, als ein zerſchmettertes und geöffnetes Fenſter, und an demſelben eine Leiter angelehnt. Hieraus war zu ſchließen, daß die Mörder des Unglücklichen durch dieſes Fenſter ſich Eingang in das Schloß verſchafft, nach verübter That, um mit ihrem Raube leichter und ſchneller zu entkommen, die Fallbrücke herabgelaſſen, und mittelſt derſelben ſich geflüchtet hatten. Später entdeckte ſich, daß man auch den Strick an der Glocke, durch deren Anziehen der Baron, bei zufälligen Veranlaſſungen, den Jäger zu rufen pflegte, abgeſchnitten, und dadurch dem Unglücklichen das einzige Mittel, bei ſeinem Ueberfalle hörbaren Lärmen zu machen, benommen hatte.

Natürlich mußte auf den Jäger, der am öfteſten zu dem Baron kam, und von der innern Einrichtung ſeines Zimmers, wie überhaupt von der ganzen Beſchaffenheit des Schloßes, genau unterrichtet war, Verdacht fallen, welcher noch durch den Umſtand, daß man in der rechten Hand des Entleibten einen Buſch Haare gefunden hatte, die mit den Haaren des Jägers von gleicher Farbe waren, ein größers Gewicht erhielt. Ja, man fand ſogar Grund, zu behaupten, daß die That, ohne Theilnahme und Vorſchub des Jägers, gar nicht ausführbar geweſen wäre. Er ward alſo eingezogen, und ſcharf verhört. Da er jedoch auf gütliches

Zureden durchaus zu keinem Geſtändniß zu bringen war, wurde ihm, nach der damals noch beſtehenden Kriminalverfaſſung, die Tortur zuerkannt. Ohne das Geringſte zu bekennen, hielt er ſie aus, ſtarb aber einige Jahre nachher. Weiter waren alle Bemühungen, die Verbrecher ausfindig zu machen, fruchtlos.

Kein Umſtand — fährt der Erzähler fort — iſt in dieſer Geſchichte verſchönert oder verändert worden. Ich ſelbſt kenne nicht nur Anverwandte der Hauptperſon, ſondern auch glaubwürdige Zeugen, die wenige Tage darauf, als jener ſchauderhafte Mord vollbracht worden, im Zimmer dieſes ſeltſamen Einſiedlers, am Orte, wo ſein Blut noch klebte, wo ſeine Geſchichte das Geſpräch aller Menſchen war, ſich befanden; und aus ihrer Erzählung füge ich hier noch ein paar kleine Umſtände hinzu, die ich — um ja allen Verdacht der Eigenmächtigkeit zu vermeiden — im Text ſelbſt einzuweben Bedenken trug.

Der Baron, der alle Menſchen von ſich entfernte, blieb doch gewiſſermaßen nicht ganz allein. Zwei große engliſche Docken theilten, wahrſcheinlich ſehr gegen ihre Neigung, mit ihm Koſt und Zimmer. Wenn eine von ihnen ſtarb, mußte ſofort eine andre ſie erſetzen. Ob der Baron dieß that, um doch einige Geſellſchaft bei ſich zu haben? Oder ob er, bei ſeiner Abgezogenheit, trotz aller Vorſicht, doch Gefahr von Räubern und Mördern ahnte, und aus Vorliebe zum Leben, — die unter dieſen Umſtänden ſich freilich ſchwer begreifen läßt, — dieſen Wächtern ſich anvertraute, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wenigſtens nutzte ihm dieſe ahnende Vorſicht gar nichts. Man fand die Docken mit ihm erſchlagen liegen.

Der Baron lebte die letztern zehn oder zwölf Jahre in einem faſt unglaublichen Schmutz, und ſein Gemach, als man hineintrat, ſtellte einen Anblick dar, wie er wohl nie, zumal im Zimmer eines Mannes von Stand und Vermögen, ſich gefunden haben mochte. Durch einen, zu mehr als einer halben Elle angehäuften, gleichſam in ein feſtes Erdreich verwandelten Schmutz, liefen nur einige ſchmate, etwas niedrigere Steige, auf welchen dieſer Selbſtquäler auf und nieder zu gehen, pflegen mochte.

Bücher ließ er ſich fleißig in ſeine Zelle bringen. Religion und Geſchichte beſchäftigten ihn vorzüglich. — In allem dem, was er ſchriftlich heraus zu geben pflegte, um ſeine Willensmeinung bekannt zu machen, herrſchte auch nicht die geringſte Spur von Schwermuth, Verrückung oder Geiſtesſchwäche.

Das Vermögen, welches er in einem eiſernen Kaſten, mit Schlöſſern wohl verwahrt, und doch zuletzt aufgeſprengt, zuſammengehäuſt haben mochte, betrug, einer mäßigen Nachrechnung zufolge, wenigſtens ſechzig bis ſiebzig tauſend Gulden. Wo daſſelbe hingekommen, davon fand ſich nach dem Tode des Jägers, der wahrſcheinlich die Ermordung verſchuldet hatte, auch nicht die geringſte Spur. —

Ein paar Rügen.

Eben fällt mir ein altes Zeitungsblatt aus Berlin in die Hände. Da finde ich folgende Sprach-Raritäten:

„Meinen Freunden und Verwandten zeige ich hiemit an, daß am 27ſten December meine Frau mit Tode abgegangen iſt, mit welcher ich drei und dreißig Jahre als eine kranke Frau verlebt habe.

Der Mahler N. N."

Daß der Schmerz manchmal wunderbar geſtaltete Todesanzeigen hervorbringt, iſt man ſchon gewohnt, und ſo mag ein verwitweter Mahler ſich immer einmal eine kranke Frau nennen. Aber ein wenig arg iſt es doch, unter der Rubrik: Wiſſenſchaftliche und Kunſt-Nachrichten folgende Worte zu leſen:

„Das Ausſtopfen der Vögel erſtreckt ſich nun auch über die Fiſche."

Wenn dieſer Berichterſtatter einmal, nachdem er den Kopf verloren, auch die Hand verlieren ſollte: ſo müßte man, nach obigem Muſter, von ihm ſagen:

„Das verlieren des Kopfs erſtreckt ſich nun auch auf die Hand."

Ein ſehr achtungswerther Schriftſteller (Fouqué) hat neulich auf ein ſcandaleuſes Buch geſcholten. Er hätte ſich darüber nicht ereifern ſollen; denn Unſittlichkeit und Zotenkram haben im Ganzen immer viel Gnade vor den meiſten Cenſur-Behörden und andern Richtern gefunden. Es kann ja dadurch höchſtens eine und die andere Unſchuld vergiftet und hier und da ein geſitteter Menſch geärgert werden. Das verliert ſich als unbedeutend bei einer großen Anſicht der Menſchheit.

Aber wenn zu freie und bedenkliche Grundſätze anderer Art mit weiſer Umſicht in einer aufgeklärten Zeit, wie unſre jetzige iſt, unterdrückt werden müſſen: wie auffallend iſt es, daß man in den Händen des Volks und der Jugend ſo manches ältere Buch läßt, das eine Menge des gefährlichſten, heimliſchen Gifts enthält! Man muß ſich nicht durch Autoritäten blenden laſſen! nicht das Alte, weil man einmal daran gewöhnt iſt, unbedingt als heilig ehren! So fände ich z. B. Stoff genug, öffentlich als Ankläger des Florian und Fenelon aufzutreten. Man blicke nur in den Numa

Pompilius von Jenem — in den Telemaque von Dieſem! Auf was für böſe Raisonnemens wird man ſtoßen! Exempla sunt odiosa; darum mag ich hier nichts abſchreiben. — Und dieſe Bücher, ſind fortwährend in Aller Händen! — Auch ſelbſt die Bibel — was enthält ſie für Stellen, die gemißdeutet, und gefährlich angewendet werden können! — Hatten die Katholiken wohl Unrecht, die Bibel dem Volke vorzuenthalten? — Verſchreie man mich als einen Obſcuranten: ich muß ſie, in gewiſſem Betracht, für gefährlich erklären. — Meine Landsleute mögen ſich mit mir freuen, daß keines von allen dieſen Büchern urſprünglich in unſrer Mutterſprache geſchrieben iſt. Aber wäre es nicht endlich Zeit, einmal die Klaſſiker aller Nationen einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, und die Anbrüchigen — nicht zu caſtriren — ſondern ganz zu vernichten?

A. G. Eberhard.

Der Weltweiſe und der Delinquent.

(Fragment aus einem Drama, aufgeführt
im April 1812.)

Der Weltweiſe.

Freund! was biſt Du für ein Sünder!
Rennſt ja gegen die Leute an,
Daß vielleicht ein toller Blinder
Aerger keinen ſtoßen kann.

Der Delinquent.

Unwillkürlich iſts geſchehen;
Weiſer Mann, drum zürne nicht!
Großen Jammer mußt' ich ſehen!
Helfen ſchien mir heilge Pflicht.

Der Weltweiſe.

Helfen? Ey! — doch nach Geſetzen,
Die der neuſte Anſtand lehrt;
Denn den Anſtand zu verletzen,
Iſt beim Helfen auch verwehrt.

Der Delinquent.

Steht ein Haus in vollen Flammen:
Stürz ich hin, und frage nicht,
Was der Anſtandslehrer ſpricht.
Muß er mich deshalb verdammen:
Mag er's thun, nach ſeiner Pflicht!
Meine heißt mich, Hülfe bringen
Oder rufen, wie ich kann —

Der Weltweiſe.

Frage doch vor allen Dingen,
Was dieß jemals Dir gewann? —
Und wie wüßt Du helfen können,
Stehſt Du auf dem Platz allein?
Laß es, wo es brennt, doch brennen!
Laß das laute Zeterſchrein!
Unmelodiſch ſind die Töne
Solches Schreiens manchem Ohr;
Nur das rein-äſthetiſch Schöne
Schwebe Deiner Seele vor!

Der Delinquent.

Blutet mir das Herz vor Jammer,
Will zerſpringen mir die Bruſt: —

Der Weltweiſe.

Wein' Dich aus in Deiner Kammer:
Wenn Du einmal weinen mußt!
Doch viel lieber möcht' ich rathen:
Denke nicht an fremde Pein!
Steht auf Deinem Tiſch noch Braten,
Winkt in Deinem Glas noch Wein:
Ey, ſo ſey doch unbekümmert

Um des armen Nachbars Noth!
Iſt die halbe Welt zertrümmert,
Doch Dein Haus noch unbedroht:
Kannſt Du ſorglos ja genießen,
Was Dir Glück und Muth verleihn,
Wenn bei Andern Thränen fließen:
Laß ſie weinen! fließt nur Wein
Noch bei Dir zum Luſtigſeyn!

Der Delinquent.

Welcher harten Selbſtſucht Lehren!
Träum' ich? oder hör' ich recht?

Der Weltweiſe.

Eile, ſchnell Dich zu bekehren!
Sey nicht mehr der Thorheit Knecht!
Soll der Wunſch nach Glück gelingen,
Muß man Weisheit ſich erringen;
Weisheit nämlich, die der Welt,
Als gefügig, wohl gefällt.
Gleich dem beſten Wetterhahne,
Lauſchend auf des Windes Wehn,
Muß man immer ſeine Fahne
Nach dem neuſten Winde drehn!
Was erſpart man ſich für Worte,
Sich und Andern was für Pein,
Läßt man nur am rechten Orte
Manchmal fünfe grade ſeyn!
Wurden Jedem wohlbedächtig,
Nicht der Achſeln zwei verliehn?
Trag' auf beiden: und gar prächtig
Wirſt Du Dich aus Händeln ziehn,
Wo kein Ausweg möglich ſchien.

Trägſt Du noch ſo ſteif den Rücken,
Wenn ein hart bedrängter fleht:
Spare nimmer nur das Bücken,
Wo ein Mächt'ger vor dir ſteht!
Lerne ſchmeicheln, ſtatt zu tadeln,
Speichellecke ungeſcheut,
Wo Du ſiehſt das Unrecht adeln,
Wo man Schelmen Kränze beut!
Mußt Du anfangs auch erröthen:
Strebe, dieß Gefühl zu tödten,
Als ein tapfrer weiſer Mann,
Welcher, was er will, auch kann!

Der Delinquent.

O! halt ein mit Deinen Lehren!
Nimmer wirſt Du mich bekehren! —
Brich den Stab nur über mir!

Der Weltweiſe.

Wehe! wehe! wehe Dir!

A. G. Eberhard.

Auflöſung des Räthſels S. 240:

Kanonenfieber.

Unterhaltungen
für
die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Erſter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi

Inhalt des erſten Bandes.

Seite.
An das Jahr 1816, von A. G. Eberhard. 3
Der Jäger, von A. Lafontaine. . 7
Der Frauenfeind, von A. Langbein. 90
Die Bauern zu ** an ihren gnädigen Herrn. 94
Wilhelm Vollring, von A. G. Eberhard. 95
Franz. Unmenſchlichkeit, von Demſ. . 102
Die Schwalben, v. C. A. Tiedge. . 106
Wehmuth der Liebe, von Demſ. . 109
Jupiter und die Supplicanten, von C. Müchler. . . . 111
Ein paar Worte über Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig, von Eberhard. . . 114
Lückenbüßer, von E. . . 119
Räthſel, von E. . . . 120
Bruchſtücke aus einem dramat. Mährchen, von A. G. Eberhard. . 121
Der Uebermüthige, von Demſ. . 210

Seite.

Rüge ſchriftſtelleriſcher und buchhändleriſcher Schaamloſigkeit. . . 213

Meine erſten Unterhaltungen mit den Franzoſen im Oktober 1806, und mit den Koſaken im April 1813. 226

Reiſebemerkung eines Zechers, v. M. 238

Betrachtung eines Schmeckers, v. M. 239

Räthſel, von M. . . . 240

Berchta, Mutter Karls des Großen. 241

Die Revolution d. Thiere, v. Tiedge. 275

Ruſiſch-Deutſch . . . 278

Mittheilungen aus Braunſchweig, in Beziehung auf den letztverſt. Herzog. 308

Nachtrag zu der Rüge ſchriftſtelleriſcher und buchhändleriſcher Schaamloſigkeit. 367

Räthſel. . . . 368

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Erſter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816.

An das Jahr 1816.

Gläſer in die Hand genommen!
Angeſtoßen zum Geſang!
Neues Jahr, ſey uns willkommen!
Sey gegrüßt mit Sang und Klang!

Meine du, ach du es endlich
Ehrlich mit dem Heil der Welt!
Dein Herr Vorfahr hatte ſchändlich
Um den Frieden uns geprellt!

That ſo fromm bei unſerm Gruße!
That mit Ruh' und Glück ſo groß!
Doch zu Pferde, wie zu Fuße,
Ging der Teufel wieder los.

Seinem Käfich keck entſprungen
War der alte Störenfried;
Und aufs Neue ward geſungen
Unſer altes Jammerlied.

Daß er werde wiederkommen,
Hatte Jeder nun gewußt;
Und es athmete beklommen
Manche, ſonſt geſunde Bruſt.

Es verging die Luſt zu ſpaſen
Manchem ſelbſt im luſt'gen Wien;
Und man ſah die ſchönſten Naſen
Arg ſich in die Länge ziehn.

Wild geritten, raſch gelaufen
Ward nun zum erneuten Kampf!
Hu! da ging es an ein Raufen,
Und da gab es Pulverdampf!

Neben vielem Schurkenblute
Floß auch edlen Blutes viel;
Doch verlor, mit ſeinem Hute,
Störenfried' en tout ſein Spiel.

Mögeſt du ihn feſt nun halten,
Froh begrüßtes, neues Jahr,
In Helenens Felſenſpalten,
Zwiſchen einer Rattenſchaar!

Große Geiſter, ei, die ſchaffen
Ueberall ſich ihre Welt,
Zwiſchen Tröpfen, zwiſchen Affen,
Wo das Schickſal hin ſie ſtellt.

Laß ihn dann mit ſeinen Ratten
Sich, wie's gehn will, gütlich thun!
Uns laß, in des Oelzweigs Schatten,
Endlich wieder friedlich ruhn!

Werden kalt der Lava Schlacken,
Wird vergeſſen die Gefahr.
Habe nur den Schelm im Nacken
Nicht, wie das vergangne Jahr!

A. G. Eberhard.

Der Jäger.

Meibom an Hinrichs.

Eichenloh.

Gott zum Gruß, lieber Hinrichs! Wer nun ein Jüngling wäre, lieber Freund? Ich kanns mir verſtellen, wie Du Deine Sammtmütze auf dem greiſen Haar umher laufen läßt, und Deine ſechszig Jahre, ſammt dem Kalender zum Henker wünſcheſt, daß Du nicht mitkannſt, wenn das Jägerhorn daher ſchallt, und die kriegsrüſtige Jugend die lange Entehrung und die Rache auf der muthigen Stirn daher zieht! O ich kanns denken, wie Du in Deinen Peizſtiefeln auf der Stube mit marſchirſt.

Freund, das Alter hat ſo gut ſeine **Ketten**, wie ein Plantagenvorſteher. Faſſe Dich in Geduld, und ſieh der Zeit, die bei uns erſt im Schlafrock, dann im blutigen Mörderhemde ſchlich und rannte, und die jetzt daher ſchreitet ſtolzzürnend und rächend, wie der Pythiſche Apoll, jauchzend nach!

Jauchzend? Ja, wer mit zieht. Aber es hat etwas Schwermüthiges, die zum Tode geweihten jungen Opfer ſo freudig dahin ziehen zu ſehen, als wohnte in ihrer Bruſt die Unſterblichkeit. Ich ſage oft, recht oft, im Namen des jetzigen Menſchengeſchlechts: „O, daß ich geboren war, die Erde wieder in ihre Fugen zu rücken! Aber der Baum der Freiheit keimt nur im blutigen Boden. So ziehet hin! Gott mit Euch!“

Daran wurde ich ſchwer erinnert in dieſen Tagen. Der Offizier, der hier die jungen Leute ſammlet, hat von mir den Auftrag, mir die armen, guten, jungen Leute zur Ausrüſtung zu empfehlen. Jedes Mal, wenn ein junger Menſch mit ſeinem Billette zu mir kam, ſo flog mein Blut jugendlich, und ich glaubte, es würde ein Mal ſo ein rechter Spartaner in mein Zimmer treten. Acht Zoll hatten ſie Alle; aber — der Offizier hatte Recht, ich auch. Er empfahl, ich gab.

„Ein junger Freiwilliger!“ ſagte Minna — „aber ein Spartaner iſt der auch nicht. Er ſieht aus, als ſtände hier der Feind.“

„Jungfer Naſeweis!“ rief ich ärgerlich — „dicht vor dem Tode ſoll Niemand hochmüthig ausſehen, und wäre er Lykurgus ſelbſt. Laß ihn kommen!“

Er kam; freilich mit einem Geſicht, das ausſah, als überrechnete er die Gefahr. Minna ging ins Nebenzimmer. Er gab mir ſein Billet mit unverändertem Geſicht, als wären wir uns Beide die fremdeſten Menſchen. „Sie wollen alſo als Jäger mit gehen?“ fragt' ich.

Er nickte mit dem Kopfe kurz und gut.

„Warum?" fragte ich ernſt. Ich wollte ihn zum reden bringen.

„Warum?" fragte er wieder, mich ſtarr anſehend, und er warf den Mund ein wenig verächtlich auf. Geſtalt und Geſicht bekamen Leben. „Ja! ja! warum?" fragte ich noch ein Mal.

„Nun, mein Herr," ſagte er gelaſſen — „weiſe ſind wir Jünglinge nicht, wie die Alten, reich auch nicht; aber wir haben ein junges, friſches Leben. Ein Jeder gibt, was er kann."

„Sie meinen: ich der Alte Geld, Sie der Junge Blut und Leben?"

„So ohngefähr!" — Es kam immer mehr Leben in Geſtalt und Geſicht.

„Junger Herr," ſagte ich — „ich kann doch noch ein Mal warum fragen; denn Millionen haben an ſehr Wenig Blut und Leben geſetzt."

„Blut und Leben!“ wiederholte er leiſe. Dann zuckte die Lippe und die Hand, und, glaube mir, ich ſah ſeine Seele, ſein Herz zucken. „Wenn's nur das wäre!“ ſagte er betrübt.

„Noch mehr als das, mein junger Freund?“ fragte ich mit der ſanfteſten Stimme; denn ſeine Zuckungen zuckten in meiner Seele nach.

„O laſſen Sie das!“ ſagte er verdrüßlich. „Mein Gang hierher war mir ohnehin ſchwer genug, und —“ er machte mit dem Auge nach der Thür eine Bewegung, die ſagte: „Und ich kann gehen.“

„War ich unfreundlich, lieber junger Mann?“ ſagte ich, ſeine Hand drückend.

„Nein! Ich wars wohl. Denn ich ginge lieber als Gemeiner bei der Landwehr. Als Soldat! Das allein will ich ſeyn. So wäre es gut.“

„Aber,“ hob ich ſchnell an; denn mir lag ſein: „Wenn's nur das wäre!“ auf dem Herzen. „Aber,“ ſagte ich — „was hat ein Jüngling mehr als das Leben? Doch ja, die Ehre; aber die wird ja eben mit dem Leben erkauft. Auch die Liebe?“ ſetzte ich hinzu — „Sie hinterlaſſen eine Braut?“

Er lächelte, und ſchüttelte mit dem Kopfe. Aber ſein Geſicht verſank ſogleich wieder in den trüben Ernſt.

„Welch Opfer wäre denn ſchwerer zu bringen, als das Leben? Ich bitte Sie, junger, lieber Mann.“

Da zuckte wieder Mund, Auge und Seele; aus den Augen ſtürzten Thränen, heftig, kurz, wie der Regen, wenn es blitzt, und mit einem dumpfen, ins Herz reißenden, Tone ſagte er leiſe: „Eine Mutter!“

„Sie wollte den einzigen Sohn nicht laſſen?“ ſagte ich unbeſchreiblich erweicht.

„Ach!“ ſagte er mit bebenden Lippen — „ſie — hieß mich gehen, wohin ich mußte. Ach, meine Mutter brachte das ſchwerſte Opfer nicht; ich brachte es, ich! denn ich habe ſie erhalten. Und nun — nun –" Er ſah tiefſinnig vor ſich auf den Boden. O es war Beredtſamkeit in allen ſeinen Gliedern, die rührendſte Beredtſamkeit.

Ich hielt des Offiziers Billet vor meine Augen, um meine Thränen zu verbergen. O zum Henker, ich möchte wiſſen, warum der Mann ſich der Thränen ſchämt; ſelbſt das Weib weint mit verhüllten Augen?

„Sie wollen zu Pferde dienen?" fragte ich. „Können Sie reiten?"

„Sonſt diente ich zu Fuß!" ſagte er kurz ab und ernſt.

Ich faßte ſeine Hand. „Sie ſollen die Wahl haben!" Bei den Worten zog ich ihn hinab in den Garten. Ein ſchönes, muthiges Pferd wurde gebracht. Er betrachtete es mit einem angenehmen Blick. „Das ſchöne Thier?"

„Wenn es Ihnen gefällt!" Er ſchwang ſich auf. Er tummelte es auf dem Raſenplatze hin und her, mit einer großen Fertigkeit. „Sie ſcherzten,“ ſagte er, da er auf dem Boden ſtand — „denn es iſt ein ſehr edles Thier.“

Hier trat meines Kutſchers Sohn bittend zu mir. „Recht, Heinrich,“ ſagte ich — „Du ſollſt mit dem Herrn gehen: ſo iſt Dein Wunſch erfüllt.“

„Aber als Soldat, nicht als Bedienter.“

„Verſteht ſich, Heinrich; als freiwilliger Jäger. Ich ſuchte nur einen guten Herrn für dich. Da haſt Du ihn, und den Weißfuß nimmſt Du. Du beſorgſt die Pferde, und der Herr wird für Dich ſorgen.“ Heinrich reichte ſeinem neuen Herrn die Hand, und holte den Weißfuß.

Mein junger Herr ſtutzte, und ſah mich groß an. Ich ging mit ihm in den Garten. „Ein ſo guter Sohn,“ ſagte ich, ſeine Hand faſſend — „mußte einen Vater finden.“ Ich machte mit ihm die Summe ab, die ich ihm monatlich geben wollte, ihm und ſeinem

Heinrich, und gab ihm auf den Nothfall eine Anweiſung an den Kriegszahlmeiſter. „Und Ihre Mutter,“ ſetzte ich hinzu — „überlaſſen Sie mir.“

Er bedeckte mit der Hand die Stirn. Dann ſagte er mit einem ſanft demüthig bittenden Tone: „Ich bin ja ſo reich — o Gott! Sie wiſſen das nicht. Ich will's auch nicht vertheidigen. Aber haben Sie Mitleiden, edler Mann, mit einem Gefühl, das durch unſre Schickſale ſo natürlich geworden iſt. Was der Sohn der Mutter gibt, iſt Liebe, iſt ja nur Dankbarkeit; was aber ein Fremder — O verzeihen Sie — Ich bin ſo bewegt. O ich möchte mit Ihnen von jetzt an alles theilen, nur das Einzige — die Mutter, meine Liebe gegen die Mutter nicht. Ach, Sie wiſſen nicht,“ ſetzte er hinzu, und drückte die gefaltenen Hände auf die Bruſt — „was der Gang zu Ihnen mir koſtete.“

Ich küßte den Jungen auf das beſchämte, bedeckte Auge. „Aber,“ ſagte ich langſam — „wenn Du fieleſt?“

„Dann! dann!“ rief er freudig, und umarmte mich.

„Und wie iſt Dein Name?“ fragte ich.

„Stanley.“

Ich erſchrak, Hinrichs. „Ich kannte einmal,“ ſagte ich, mein Erſchrecken verbergend — „einen Namen Stanley, und nur dem Namen nach, in Breslau.“

„Das muß mein Vater geweſen ſeyn. Mit einer ſehr ſichtbaren Narbe vor der Stirn.“

Er war's; aber ich ſagte: „Nein, dann war er es wohl nicht.“ Wir gingen ins Zimmer. Ich rief Minna, ihm Geſellſchaft zu leiſten, während ich ſeine Papiere zurecht machte. Ich brachte ſie ihm verſiegelt. Er betrachtete das Siegel tiefſinnig, dann ſah er mich mit einem ſanften Lächeln an, und dann ließ er das Haupt auf die Bruſt ſinken, als meinte

er,

er, ich betröge ihn mit den Papieren, was ich auch gethan hatte.

Sieh, es war der Sohn von dem Stanley, wenn Du ihn kannteſt, der ſein ganzes Leben hindurch lieber fiel, als die Hand nach Hülfe ausſtreckte, der nach dem Glück nicht Ein Lächeln ſchickte, nicht um ſeine Gunſt buhlte, ſondern es mit ſtarker Rechte ergriff, und es fahren ließ, wenn es ſich weigerte. Und da er nun endlich fiel, wie er fallen mußte, da ſchloß der Tod auch mitleidig ſein Auge; denn des edlen Menſchen Hoffnungen waren alle dahin.

Ich kam kurz nach ſeinem Tode nach Breslau. Seine Familie, Frau, Sohn und Tochter waren verſchwunden, auf immer, ſo viel ich forſchte. Man hatte der Frau Hülfe geboten; aber auf eine ſo harte Weiſe, daß jeder Unglückliche erröthet ſeyn würde, ſie anzunehmen. Die Menſchen, die immer haben wollen, immer nehmen, immer knieend vor dem Glück liegen mit hingehaltenen, nie zu fülſenden Händen, ſpotteten der zarten Empfindung der Familie.

Und ich, ich habe ſeinen Sohn gefunden.

Ich ritt mit ihm in die Stadt; denn der Burſche verfinſterte das Auge ſo oft, daß ich fürchtete, er möchte zurück treten. Auch ſprach er von dem Aufenthalt ſeiner Mutter ſo ungewiß, ſo mißtrauiſch gegen mich, und doch ſo unbeſchreiblich zärtlich zugleich, daß ich wohl ſah, er wollte mit ſeiner Liebe zu mir die Wohlthat verſchleiern, die er angenommen hatte.

Zuletzt denn, da des jungen Menſchen edles Herz und reicher Geiſt immer mehr und heller hervorbrach; da er mir erzählte, von wie wenigem auf Schulen und auf der hohen Schule er gelebt hatte; was er gethan, was er gelitten hatte, um ſeine Mutter und Schweſter zu unterhalten — o er iſt ein Sohn, deſſen Kindesliebe ſich kühn mit der Mutterliebe vergleichen kann — da öffnete dann auch meine Liebe das verſchloſſene Herz, und er lächelte zu dem, was ich für meines Heinrichs Bequemlichkeit that. Und geſtern ritt er mit ſeiner Schwadron ab, und ich hörte in der Zukunft den Donner der Schlachten, und die letzten Seufzer der Sterbenden. Weh!

Ich ritt traurig zurück, und da ich ins Haus trete, tritt mir Jungfer Naſeweis, Minna, entgegen, und ſagt: „Gott Lob, lieber Herr Vormund, ich habe meinen Kopf los, und ſo lange der Krieg dauert, ſoll Niemand wieder mir ein Seil über die Hörner werfen.“

Sieh, da war ein Herr Werder, eine gute, ſanfte Seele von Menſchen, der hatte ſich nach und nach durch eine Menge kleiner friedlicher Tugenden ſo in mein Herz und noch mehr in Minna's Herz eingeſchlichen, daß es mir vorkam, er führte Minna auf lauter kleinen Umwegen gerade zum Altar. „Ich glaube, wenn ich Werdern nicht zum Hauſe hinaus jage,“ ſagte das muthwillige Mädchen oft — „ſo bin ich mit ihm verheirathet, ehe ich es merke.“

„Hm! das wäre ſo übel nicht.“

„Nein,“ ſagte ſie lachend — „gar nicht. Denn wenn kein anderer Mann, der dem Bilde hier an Kopf und Herz ähnlicher iſt, zu mir kommt, ſo könnte ich ſogar wünſchen, es wäre vorbei. Denn mit ihm vor den Altar zu treten, dazu beredet mich kein Menſch, er am allerwenigſten.“

Sieh, ich dachte, ſie iſt gefangen, und es war mir lieb; denn einem beſſern Menſchen konnte ich das Mädchen nicht aufzuheben geben. Aufzuheben? wie komme ich auf das alberne Wort? Und dennoch iſt es das rechte.

Nun ſagte ſie mir, da ich ins Haus trete, ſie hätte ihm den Abſchied gegeben. „Weil ich mußte, lieber Vormund.“

„Warum mußteſt Du?“

„Erſtlich, er ging nicht mit.“

„Das wußteſt Du ſchon ſeit einem Jahre. Zweitens? —“

„Zweitens, er ging nicht mit. Liebes Väterchen! dieſes Zweitens wußte ich erſt ſeit vier Wochen, da ich die jungen Leute, unſre Liebhaber, zu Pferde und zu Fuß, aus allen Weltgegenden, mit Augen, die von etwas Beſſerem blitzten, als ſonſt von Witz und Eitelkeit, ziehen ſah. Wer immer noch ein Liebesliedchen pfeiſt, wenn die ganze Welt Schlachtgeſänge ſingt, die, kurz — er ging nicht mit.“

„Das iſt der einzige Grund nicht, Minna. Du haſt mehrere.“

„Noch tauſend, Väterchen! Noch tauſend. Drittens, er geht nicht mit. Viertens, er wird nicht mit gehen. Fünftens, er will nicht mit gehen. Sechstens, er fürchtet ſich mit zu gehen. Siebentens, er iſt nicht mit gegangen.“

„Was Henker, Du biſt ja in den acht Tagen meiner Abweſenheit eine tüchtige Patriotin geworden.“

„Ach, Väterchen, die liebe Politik habe ich mir müde und ſatt gehört, wo Alt und Jung von Thaten redete, und Niemand die Hand rührte. Aber jetzt, des Mannes Muth iſt unſer Vaterland! und wenn der Mann das Leben dahin gibt, ſo geben wir ein Herz voll Liebe und Treue. Die Jünglinge waren buhleriſcher, eitler, putzſüchtiger, als wir Mädchen. Jetzt ſind ſie Männer geworden, und wir werden nicht nach bleiben. Wir werden Weiber werden."

Und bei den Worten glühete ihre Wange, und in dem funkelnden Auge hingen Thränen, und mit Begeiſterung ſetzte ſie hinzu: „Und ein ſolches Weib verdient Werder nicht."

„Hm!" ſagte ich — „Beſſer Rath kommt über Nacht. Aber wann iſt das Kind, dieſer Entſchluß, zur Welt geboren?"

Sie ſchlug das Auge nieder, und ſagte leiſe und angenehm: „Seit ein guter Sohn vor Ihnen ſtand, da ſeine Mutter verließ, um mit zu gehen."

„Ein guter Sohn alſo? Gewiß Der? oder der junge Jäger?" In meinem Herzen ſtieg ein Gedanke auf.

„Der gute Sohn, mein Herr Vormund. Gewiß! Aber der gute Sohn, und der Jäger dahinter —"

„Und der ſchöne, muthige Reuter, Du ſtandſt am Fenſter."

„Einen muthigen Mann kleidet alles, ſelbſt die Fehler. Den Feigherzigen kleidet nichts, wie einem Verwachſenen, nicht ein Mal die Liebe. Werder fühlt ſelbſt, wie ihn die Zeit beſchämt. Aber der Jäger, und der wehende Lorbeer auf dem muthigen Haupte würde es mit einem Mädchen in drei Tagen weiter bringen, als Werder mit allen ſeinen Haushaltungstugenden. Der Muth iſt des Mannes Schönheit. Und was meinen weiſen Vormund ſo innig bewegte, darf auch mein Herz bewegen."

„Das heißt mit einem Worte: Du haſt Dich in den Jäger verliebt?"

„Warum wollen Sie," ſagte ſie ernſt — „zu einem eitlen Spiel machen, was der ſchönſte und größte Augenblick meines Lebens war? Ich liebe ihn nicht; aber meine Hand könnte ich ihm geben, und mein Herz würde folgen."

Ich drückte das Mädchen an die Bruſt, und ſagte: „Laß die Götter walten, Minna!"

„Das iſt die erſte Frucht dieſes Augenblicks, daß ich das kann. Der Jäger gehört dem Vaterlande an, und liebte ich ihn, ich würde ihn gehen heißen, wie ſeine Mutter. Das hätte ich vor dieſem Augenblicke nicht gekonnt."

— — —

Was will ich Dir's leugnen, Hinrichs? Eben dieſe Frau, die Mutter des jungen

Stanley's, war's, die ich unendlich liebte. Mein Vater ſendete mich nach Breslau, einer geſunkenen Familie, mit der er ſich durch ſeine Schuld entzweit hatte, wieder aufzuhelfen. Seinen Namen ſollte Niemand kennen. So ging ich unter Deinem Namen dahin. Ich komme hin. Ich trete unter einem guten Vorwande in das Haus. Mein Vater hatte mir wohl geſagt, ich würde eine edle Familie treffen; aber was ich fand, hatte er nicht geahnt. Ich fand die Schönheit, die Güte ſelbſt, das edelſte Mädchen, in dem edelſten Hauſe. Ich liebte das Mädchen von dem erſten Augenblick an. Mein Unſtern war, daß ich meinen Namen nicht nennen durfte. So ging ich, hin und her zweifelnd, was ich machen ſollte. Ein Zufall hatte mich zu Stanley geführt, einem armen, aber edlen Jungen. Wir ſchloſſen den Bund der Freundſchaft. Eine finſtre Wolke hing auf ſeiner Stirn. Ich drang in ihn um ſein finſteres

Geheimniß. Ich entriß es ihm. Er liebte das Mädchen, was ich liebte.

„Und Sie?“ fragte ich, kaum mein Erſchrecken verbergend.

„Sie,“ ſagte er — „iſt arm. Ich bin noch ärmer, und ſo gebe ich die Hoffnung auf, die wie eine ſchöne Morgenröthe um mein Leben hing.“

„Hoffnung? Du konnteſt alſo hoffen, Stanley?“

Das Mädchen liebte ihn nicht; aber ſie war auf dem Wege dazu. Sieh, Heinrich, der Vater des Mädchens war meinem Vater verſöhnt. Ich durfte nur aus meinem Dunkel hervortreten, oder auch nicht. Die Zeit hätte alles für mich gethan, ſelbſt Stanley, der kräftig alle Hoffnungen aufgegeben hatte. Ich durfte — o Gott! — ich durfte nur großmüthig zuſehen; denn eben hatte Stanley die Aufforderung erhalten, einen jungen Edelmann drei Jahre auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Er brachte mir die Nachricht, und eine unbeſchreibliche Freude ſtieg in meinem Herzen auf, die mich aber dennoch zum Erröthen brachte.

Mein Herz war zerriſſen von Hoffnung und Schaam. Da kam er bleich und beſtürzt zu mir. Er warf ſich an meine Bruſt, er ſagte leiſe: „Es iſt geſchehen! Ich habe mich auf ewig von ihr losgeriſſen! Ich habe Ja geſagt.“

„Haſt Du?“ fragte ich, und ein Sturm tobte in meinem Herzen. „Haſt Du Ja geſagt?“

„Ich habe! das Opfer des ganzen Lebens iſt gebracht. Ich habe geantwortet: Ich wollte.“

„Und die Briefe ſind fort?“ fragte ich, mit einem ſchmerzlich bittern Triumphe.

Er zog den Brief hervor, und zeigte ihn mir. Dann ſagte er leiſe und ſchmerzlich: „Wenn ich bedenke, wie leicht es wäre, daß ich glücklich würde, wie ein Wink des Miniſters aus dem verlaſſenen, in das Grab ſinkenden Schatten einen jauchzenden Engel machen könnte; wie eine reine Liebe in das Grab ſinkt; und vielleicht noch eine Liebe des alleredelſten Weſens! Du biſt mein Freund, Hinrichs! begleite mich auf die Poſt, den Todesweg!

Ein noch entſetzlicherer Sturm packte mein Herz mit kalten, erſtarrenden Eishänden; denn ich fühlte, ich konnte mich nicht retten aus einer Empfindung, die mich ſchnell und allmächtig ergriff.

„Bin ich Dein Freund, Stanley?“ fragte ich.

Er ſah mich mit dem brennenden Auge an. „Du weißt, der Unglückliche zweifelt an allem. Ja, das thue ich! Aber, bei Gott! an Dir zweifle ich nicht, Hinrichs!“ Er drückte ſeinen Mund auf meine Bruſt mit der heißen Liebe, die alles andere aufgegeben hat. „Ja, Du, Du würdeſt mich retten, wenn du könnteſt! daran zweifle ich nicht.“

Ich faßte den Brief, und zerriß ihn im ſchnellen Wahnſinn einer verhaßten Tugend, und nun hatte ich mein Urtheil geſprochen. „Ich will Dich retten!“ ſetzte ich kalt und erſtarrend hinzu.

„Hinrichs!“ rief er fürchterlich — „treibe kein loſes Spiel mit der Verzweiflung! Nein,“ rief er — „ich zweifle nicht. Sprich! ſprich!“

Es war geſchehen, liebſter Hinrichs! Ich mußte Wort halten. Ich ſchrieb — o mit welchen Empfindungen? — an meinem Vater, daß er jetzt die Gelegenheit hätte, die Familie zu beglücken, wenn er für den jungen Stanley, den Geliebten der Tochter aus dem Hauſe, ſeinen Einfluß bei dem Miniſter, aber ſehr ſchnell, gebrauchen wollte. Ich zweifelte faſt nicht, Hinrichs, an dem Gelingen.

Der Brief ging mit einer Eſtaffette ab. In vierzehn Tagen erhielt ich von meinem Vater die Beſtallung für Stanley auf eine Stelle, die eine Familie erhalten konnte, und die Stanley verdient hatte. Ich gab ihm die Beſtallung. Er las, erſtarrte, ſah mich an. „Laß mich knieen!“ rief er, und ſank an meine Bruſt, an eine Bruſt voll unendlicher Schmerzen. „Mein Geſchäft iſt vollendet!“ ſagte ich — „ich muß fort!“ Ich ließ Pferde beſtell'n auf die Nacht.

Am Abend ſpät kam er noch zu mir. „Ich bin glücklich,“ rief er, an meinem Halſe hängend.

„Sey glücklich!“ ſagte ich, und ſtieg in den Wagen. Ich ging nun nach Italien; aber nirgends fand ich das Glück mehr, bis die Zeit und das Alter den ſchönen Schleier über den Schmerz hing, und über das verkannte Herz.

— — —

Sieh, Hinrichs, ſo nimmt das Schickſal den abgeriſſenen Faden wieder in die Hand, und wenn ich nun der Engel dieſer Familie hätte ſeyn ſollen, dürfte ich denn klagen? Und war ichs nicht? Will ichs denn nicht wieder ſeyn? Und erbot ſich nicht Minna ſo freiwillig? Mein Kopf arbeitete den Plan aus. Ich war ſo glücklich, wie ein Jüngling; denn das Geſchick gab mir Theil, Theil an dem Geſchöpfe, das ich allein geliebt hatte. Ich mußte ein paar Mal, damit meine Phantaſie nicht noch toller in meinem Kopfe hauſte, den Kalender zu Rath ziehen, und mir vorrechnen, was in ſechs und zwanzig Jahren Zeit und Kummer einem hübſchen Mädchen nehmen können, und ſo beſchloß ich denn, meine Minna zu dem Schutzengel der Familie zu machen.

Ich hob alſo von meinem jungen Jäger wieder an, und wie der Menſch nun iſt, der ſein Paradies gern ſogleich fertig dahin ſtellen möchte, nahm ich Minna's Herz in die

Preſſe. Aber ſie hatte Recht, da ſie mir ſagte: „Ich liebe ihn nicht.“ Ich hob nun meinen Jäger in die Wolken, hing auf ſein Haupt alle Lorbeerkränze, alle Myrthenkränze der Liebe, einen heiligen Schein dazu, öffnete ihm alle Pforten der Ehre und des Glücks, und da Minna mich auslachte, und mir vorwarf: „Ich wäre in den Jäger verliebt, und nicht ſie;“ da erzählte ich ihr alles, was ich von ihm auf meiner Reiſe mit ihm gehört hatte. Minna lachte immer ärger und ärger. Und ich zog die Hörner zuletzt gar ein.

Dann kam ein Brief von ihm. Nun ſetzte ich mich auf ein Paradepferd; denn der Teufel hatte mich verleitet, dem jungen Menſchen der Länge und Breite von Minna zu erzählen — das muß ich nun ein Mal, wenn ich anfange, einen Menſchen lieb zu haben. Ich fordere nicht, er ſoll **mich** wieder lieben, ſondern meine Minna. Auch gab der junge Menſch recht Acht auf alle die Lobeserhebungen, die ich ihr gab.

gab. Ich ſchlug auf den Brief wie auf Pik Aß; denn ich war gewiß, daß ein Echo von meinem Lobe Minna's in dem Briefe ſtecken würde.

„Wir wollen hören — gib Acht, Minna! — welch einen Eindruck Du auf den Achilles gemacht haſt.“

Ich brach den Brief auf, las, las weiter, immer weiter, bis zu Ihrem gehorſamſt ergebenen Diener, und Minna ſchlug eine helle Lache auf, denn es war nicht Ein Wort von Minna in dem Briefe. Aber nachher ſtahl ſie mir den Brief, und las ihn, und was Rührendes für ſie darin ſeyn mochte, weiß der Himmel; aber ſie trocknete zehn Mal die Augen, das ſah ich im Spiegel aus meinem Kabinette.

„Die Empfindung muß ich nützen!“ rief ich, und ging zu ihr. Sie ſah aus, wie Muthwillen, als ſie gleich erſt eben die letzte Thräne getrocknet hatte. „Liebes Herz,“ hob ich an mit weicher Stimme, und erzählte ihr meine

Begebenheit mit den Eltern des jungen Stanleys in Breslau. Der Muthwillen verlor ſich erſt in ein liebliches Lächeln, dann in Ernſt, dann in zärtliches Mitleiden. Dann ſchlang ſie die Arme um meinen Hals, und rief: „O muß ich Sie denn immer mehr lieben, mein theurer Vater!“

„Höre weiter,“ ſagte ich. Sie ſetzte ſich ſo recht vertraut dicht an meine Seite und legte ihre Hand auf meine. „Sieh,“ ſagte ich — „ich war der Engel der Eltern, Du ſollſt der Engel des Sohnes werden, das iſt mein Wunſch, liebe Minna — oder —“ denn ſie erröthete tief — „oder der Engel der armen Mutter! Du ſollſt der Mutter den Sohn, der Schweſter den Bruder erſetzen.“

„Wie meinen Sie das, Väterchen?“ Ich fühlte ihr Herz an meinem Arme ſchlagen.

„Mutter und Schweſter leben in Hirſchberg. Du gehſt mit Reginen ins Bad nach Warmbrunn, als Reginens Tochter, oder wie Du willſt. Du machſt Bekanntſchaft mit der edlen Mutter, oder Schweſter, wie's der Zufall gibt. Ich muß ohnehin den Sommer, das weißt Du, nach Pommern, und ein Mal dort zum Recht ſehen. Ich wäre des Jungens Engel von hier, Du der Mutter Engel dort."

„Ich will, ich will, theurer Vater!" rief ſie aufſpringend, und mit der Unſchuld eines wohlthätigen Engels auf dem freud'gen Geſicht fiel ſie an meine Bruſt. „Ich will!" rief ſie noch ein Mal, beide Arme ausſtreckend und ſich im Kreiſe umdrehend. „Und laſſen Sie mich nur! Ich will meine Sache wohl machen. Regine iſt klug genug, Väterchen. Ich will ſo arm ſeyn, wie Mutter und Tochter; und ſo ſtolz die Mutter auch ſeyn mag: ich will wie ein Engel über ihr ſchweben, und vom Himmel will ich ihr die Bequemlichkeiten des Lebens in den Schooß ſchütten. Gegen den Himmel wird ſie doch nicht ſtolz ſeyn. O laſſen Sie mich nur! laſſen Sie mich nur!"

Die Freude ſtieg von Stufe zu Stufe in Minna's ſchöner Seele. „Und wenn die Mutter, die geliebte Mutter glücklich iſt, ſo komme er mit Ehre und Ruhm geſchmückt zurück, und —"

„Recht, Minna! dann finde er die Mutter glücklich, und den Engel, der ſie glücklich machte."

Minna ſchlug das Auge nieder, ſchüttelte das Köpfchen, legte den kleinen Finger an die Unterlippe zum Nachdenken, und ich fragte: „Was haſt Du zu bedenken, Herzchen?"

„Daß der ganze Plan nicht taugt," ſagte ſie hoch erröthend. Dann hob ſie das Auge ſanft und frei zu mir auf, und ſagte: „Denn — iſt das alles, was Sie wünſchen?"

„Dann werde Du auch des edlen Jungens Engel, ein ſchönerer Engel, als die himmliſchen, ſeines Lebens Engel, ſein Weib!"

Da drangen Thränen aus ihrem Auge. „Vater," ſagte ſie ſanft — „jetzt muß ich mein Herz Ihnen öffnen. Ich hörte Ihre Unterredung mit Stanley hier im Nebenzimmer. Was er ſagte von ſeiner Mutter, erſchütterte mein Herz in ſeinem tiefſten Leben. Was er dann ſagte, und wieder, und wieder, das alles, Vater, drang nun recht ungeſtüm in mein Herz, ſelbſt der Trotz, womit er Ihnen antwortete, ſelbſt der herbe, ſaure Spott, der mir ſo zuwider iſt, drang dennoch bewegend in mein Herz. Dann war ich eine Viertelſtunde mit ihm allein. Da erſt ſah ich ihn, Väterchen; dieſes ſtille, brennende Auge, unter der hohen Stirn, dieſe Farbe der Geſundheit, und gewiß der Tugend auf ſeinem Geſicht, die beſcheidene Ehrfurcht, gegen mich nicht, ſondern gegen die Jungfrau. Und was er nun mir ſagte, unbedeutend und doch ſo bedeutend, durch den weichern und ruhigern Ton ſeiner Stimme, durch ſein — Sie müſſen nicht lachen oder ſpotten, Herr Vormund — ſein züchtiges Erröthen, das dem Jünglings-Geſicht den höchſten Reiz gibt, durch ſeine ſanften beſcheidenen Blicke, die er, das Feuer verbergend, auf mich warf, ſo bedeutend.

„O, Väterchen, Sie dürfen nicht lachen, gar nicht. Denn jetzt muß ich reden! Ich ſtand vor ihm mit dem Herzen, das er tief bewegt hatte, und noch immer bewegte. Ich dachte, in zehn Minuten iſt er fort! iſt er auf ewig verſchwunden! und ſo gab ich dem Geſpräch höhere Flügel, eine wärmere Farbe, als ich gethan hätte, wäre er nur einen Tag lang geblieben. Bewegte das ſein Herz, Vater, oder — mein Herz wurde bewegt. Und ſo muß ich noch ein Mal wiederholen: „Ich liebe ihn nicht.“ Aber ich würde ihm hoffend meine Hand geben, und ein ſchön bewegtes Herz. Kennte ich ihn nicht, oder wäre in meiner Bruſt — gar —“ hier wendete ſie das glühende, ſchöne Geſicht von mir ab — „gar kein Wunſch: ſo — würde ich zu ſeiner Mutter gehen. Aber, Väterchen, wie könnte ich je ein

Auge mit Ruhe gegen ihn aufſchlagen, wenn ich ihn geſucht hätte?“

„Das weiß ja Niemand, liebes Herzchen!“

Sie ſah mich an, mit ſeltſamen Blicken, und ſagte dann: „Sie waren ſo edel großmüthig gegen den Freund; und gegen Ihre Minna ſo — ſehr hart. Ich bin ja ein Mädchen.“

Da hatte ich mein Päckchen. Sie konnte nicht; das ſah ich denn wohl, und doch — ich wünſchte des Mädchens zartere Empfindung zum Henker. Es kam ein zweiter Brief, nicht ein Wort von Minna. Aber, aber, Minna las ihn, als ſollte ſie ihn auswendig lernen. „Was gefällt Dir an dem Briefe, Minna?“

„Daß er nur an Sie geſchrieben iſt, Vater, da Sie ihm doch geſagt haben, ich müßte Ihnen Ihre Briefe immer vorleſen. Daß nicht ein Wort für mich da ſteht; das iſt's, was mir gefällt.“

Dem war ſo; aber mich beunruhigte das. Wenn er nun gar nicht mehr an das Mädchen dächte, und antworten konnte ich nicht, denn das ging immer vorwärts.

Das habe ich denn ſo in Abſätzen geſchrieben, damit Du recht ſehen ſollteſt, wie es wäre, warum ich Dich bitten wollte. Du ſollteſt Dich ein Mal in Hirſchberg, wo Du ja ſo nahe bekannt biſt, erkundigen, wovon die Madame Stanley lebt, und das wie und wo und wenn herausbringen; aber ſo, daß Niemand etwas merkt; da Minna nicht hin will, und auch nicht kann. Damit Gott befohlen. Und der Himmel laſſe viele Kuriere bei Dir durch kommen, mit guten und wahren Nachrichten, und erhalte unſers theuren Königs Leben! Amen.

Derſelbe an Denſelben.

Eichenloh.

Kannſt nur alles anſtehen laſſen, liebſter Hinrichs! Denn der arme Junge iſt hin! todt! erſchoſſen! Gleich beim Uebergange über den Rhein bei einem elenden Dinge von Feſtung, die Heinrich, der mit einem lahmen Arme wieder angekommen iſt, nicht ein Mal nennen kann. Sieh, ich hatte mich da den Winter durch mit Minna ſo ſchön eingeſponnen, in ſchöne Träume von der Zukunft.

Herr Werder kam wieder, und Minna behandelte ihn mit ſo viel Würde und anmuthiger Höflichkeit und ſo kalt dennoch, daß ich mich wunderte, wie er noch Hoffnungen faſſen konnte.

Seine Briefe blieben aus. Minna tröſtete mich, wenn ich bedenklich wurde. Dann wurde ſie es, und ich tröſtete, bis denn der nahende Frühling ſeine Lerchen und Finken auswarf auf Feld und Garten. Ach, welches Herz faßt nicht Hoffnungen, wenn die Natur ſich lebend empor richtet den Krokuskranz im beſchneiten Haar?

So ſitze ich mit Minna im Gartenzimmer, deſſen Glasthüren weit offen ſtanden. Am Himmel ſchon flog der Frühling, und blickte ſehnend auf die Erde, die ſich öffnete. Minna ſaß an der offnen Thür, einen blühenden Zweig von Hartriegel vor den Buſen gepflanzt. Ich ſaß an der Landkarte und ſah den langen blutigen Gang unſrer Armeen nach. Da rief ſie auf ein Mal: „Gott! da kommt Heinrich!“ Sie war erblaßt.

Ich ſah ihm die ſchreckliche Nachricht auf dem Geſichte und in dem langſamen Gange an. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich konnte nur ſeinen Namen rufen. Er trat ins Zimmer, und Minna ſtellte ſich abwärts von ihm. Er ſchickte ſeine Thränen der traurigen Botſchaft voran. „Sprich!“ rief ich.

„Todt!“ war ſeine Antwort, und eine Bewegung mit ſeinem lahmen Arme. Ein langer Seufzer zog ſich aus meiner und Mina's Bruſt. Sie ging ſogleich mit bebenden Schritten in mein Kabinett.

Heinrich erzählte. „Eine Kugel reißt ſeinen Herrn mit zwei andern zugleich nieder, und daher ſtürzen die Feinde mit gezogenen Säbeln. „Ich hieb mich,“ ſagte er ſchluchzend — zu meinem Herrn, der zerſchmettert da lag, bis —“ er hob den lahmen Arm auf, und ſchwieg.

„Gefangen wohl nur, Heinrich? Sahſt Du ihn todt!“

„Ach, wohl. Er zuckte nicht mehr. Die Kugel hatte den ganzen Kopf zerriſſen. Hin, mein guter Herr. Er war zu gut für die Welt.“

Man kam eine Beſchreibung des Gefechts, wie ſie ſo ein Menſch geben kann, verwirrt, wie das Gefecht ſelbſt; aber todt war er. So viel ging gewiß hervor. Ich examinirte ihn drei Tage lang, um einen Zweifel aus ihm hervor zu preſſen, den kleinſten Zweifel. „Was quälten Sie mich doch?“ ſagte er endlich. „Ich ſah ihn ja ſtürzen, ſah ihn liegen, hieb mich zu ihm, bis ein Säbel meinen Arm faßte. Wir ſuchten ja noch ſeinen Leichnam; denn die ganze Eskadron liebte ihn. Ich halb ohnmächtig mit meinen Kameraden begruben ihn.“

Nein, es war kein Zweifel mehr, Hinrichs. Er iſt todt! Und mein Frühling iſt hin, und wer weiß, wie viele noch; denn Du ſollteſt Heinrich von ihm erzählen hören; von ſeinem Muth — den haben Tauſende — von ſeinem ſtillen Muthe, von – O warum ſoll ich mir alle ſeine Tugenden hererzählen, die ein einziges Pulverkorn ins Grab ſenkte? O hätte mir Heinrich nur ein Andenken von ihm mitgebracht! Aber ſie tragen den armen Jungen vom Schlachtfelde zurück; man erklärt ihn für unfähig zum Dienſt, und er kehrt zurück.

Minna blieb während der erſten drei Tage ſtill. Dann ſagte ſie: „Nun, Vater, will ich nach Hirſchberg, und für Mutter und Schweſter unſers Freundes ſorgen.“

„Und wie iſt Dir, Minna?“

„Wohl, lieber Vater! beſſer, muthiger als vorher! Wie nach einem ſchönen Trauerſpiel man ſich edler, größer, ſtärker fühlt, ſogar geduldiger gegen das Gemeine, ohne Theil daran zu nehmen. Mir iſt, als hätte mein Glauben feſt in die Ewigkeit gewurzelt. Aber reiſen will ich. Ich liebte ihn nicht, Väterchen! aber die Erbin ſeiner Liebe gegen die Mutter, das fühl' ich, muß ich ſeyn.“

Und ſo iſt ſie denn heute mit Reginen abgereiſt; und ſie kommt hin, wenn die Mutter den Sohn erwartet. Denn es kommen ſchon einzelne Freiwillige von Paris zurück.

Ich begreife Minna nicht. Seit der Schreckensnachricht von ſeinem Tode hat ſie ſich hoch empor gerichtet in Allem, im Schmerz und in der Freude. Regina hat ihr ganzes Vertrauen, und ſo habe ich ſie ruhig reiſen laſſen, wohin — ihr Schickſal ſie ruft. Denn ich erkenne die Hand des Schickſals in der Begebenheit. Fahr wohl! in vierzehn Tagen bin ich bei Dir auf meiner Reiſe nach Pommern.

Minna an Luiſen.

Warmbrunn.

Hier bin ich, liebe Luiſe, nach der ſchönſten Reiſe durch das Gebürge, die ich faſt ganz zu Fuß gemacht habe, und dieſes Mal nach meinem Wunſche ganz allein. Unter den jungen Blüthen, dem erſten Grün, unter dem erwachenden Leben einer Welt ſann ich über mein eignes Leben, und ich wurde immer froher und muthiger und ſtärker. Was wollt Ihr denn, daß Ihr meint, ſein Tod habe mich innig betrübt? Nein, er hat mich erhoben. Ich hätte ihn zärtlich geliebt? Ja, nur nicht, wie Ihr meint. Daß mein ſeliger Vater mir auf ſeinem Sterbebette ſo feierlich die volle Freiheit über meine Hand übergab, daß mein gütiger Vormund mir dieſe Freiheit beſtätigte, das ſchon, liebe Luiſe, hat mich vorſichtiger gemacht, als Ihr Alle ſeyn könnt. Ich hatte meine Freiheit; aber ich war ja ſchon lange feſt entſchloſſen, das weißt Du ja, dem Rathe meines Vormundes unbedingt zu folgen. Du weißt ja, daß ich nicht ſchwach der erwachenden Neigung meines Herzens folgte; und jetzt kann ich Dir ſagen, ſie war erwacht gegen den Herrn von Linden.

„Sey es, wie es ſey," ſagte mein Vormund – „es heißt, ſein Glück auf ein gefährliches Spiel ſetzen, liebes Herzchen, in einen fremden und höhern Stand treten." Ich brach den Umgang ab, ſo ſehr mein Herz auch dagegen diſputirte. Werder blieb mir immer fremd, obgleich ich ihm doch wohl zuletzt meine Hand gegeben hätte.

Nun erſchien Stanley. Sein Geſpräch mit Meibom, mit mir. Mit mir! Denn ich glaubte in ſeinen Blicken eine erwachende Liebe zu mir zu ſehen; die Rührung meines Oheims für den Jäger; Meiboms Erzählung, nachher von ſeiner großmüthigen Liebe zu ſeiner Mutter, was wie ein ſchöner Roman meine Phantaſie ergriff. Wollt Ihr das Liebe nennen? Nun gut. Aber ſo blieb ſie in der Phantaſie, im Verſtande, im Entſchluſſe; aber ſie trat nicht ins Leben hinaus. Sein Tod rührte mich; wie Maxens Heldenende in den Piccolominis. Und doch trat dieſe Liebe ſo viel in das Leben, daß ich gewiß nur einem edlen Manne meine Hand geben werde.

Da haſt Du die Antwort auf Deine Frage. Ich hoffe, Du wirſt ſie verſtehen. Ich bin mir ſelbſt klar, das iſt genug.

Minna an Luiſen.

Hirſchberg.

Nun habe ich meine Leutchen, liebe Luiſe, und ohne ein Wort dafür und dawider zu ſagen, werfe ich Dir die Begebenheit hin. Nachdem meine Regine alles, die kleinſten Umſtände erkundſchaftet hatte, ging ich zu der Madame Stanley. Sie wohnt dicht an der Stadtmauer in einem kleinen Häuschen. Mir pochte das Herz; aber ich öffnete muthig die Hausthür, und ein Mädchen von achtzehn Jahren etwa trat mir entgegen, höchſt einfach, aber höchſt reinlich gekleidet, obwohl es früher Morgen war. Das Geſicht war ſo lieblich, ſo heiter, wie der Morgen, ſo kindlich unſchuldig, daß es alle Herzen einnehmen mußte.

Die Mutter war nicht zu Hauſe; das war mir lieb. Ich trug dem Mädchen vor, daß ich eine Wohnung ſuchte, eine kleine, und zwar im Freien, und man hätte mir geſagt, daß Sie hier noch ein Stübchen übrig hätten.

Das Mädchen erröthete. „Ach, nur ein Stübchen, ſo groß — “ Sie breitete die Arme aus.

„Mehr eben ſuche ich nicht.“

„Und das gibt meine Mutter nicht weg; es iſt meines Bruders Stübchen.“

„Ich hörte, er wäre nicht hier, und käme dieſen Sommer nicht wieder.“

„Eben deshalb; da haben wir das Stübchen zu ſeinem Andenken. Da ſteht ſein Arbeitstiſch noch.“

„Ich will ihn nicht berühren.“

In dem Augenblick trat die Mutter ins Zimmer, eine edle Geſtalt mit einem ſtolzen Geſicht, auf dem ich ein beſtimmtes Nein für meine Bitte ſah. Die Tochter ſagte der Mutter ſogleich meine Bitte. „Du haſt doch geſagt, Jettchen —“

„Ja, daß wir das Stübchen zum Andenken für Ludolph behalten müßten.“

Und ich antwortete: „Frau Aſſeſſorin,“ denn ich mußte dem Geſpräch eine beſſere Wendung geben: ich antwortete: „Das Andenken Ihres Sohnes ſoll mir heilig ſeyn. Ich habe auch einen theuren Freund im wilden Kriege unter den Jägern, —“ Mutter und Tochter traten mir freundlich näher — „der mir kein Andenken hinterlaſſen hat, als meinen Schmerz, und den Schmerz aller Mütter über die weggezogenen Söhne.“

Sie ſchlug den traurigen Blick an die Wand, ich folgte dem Blicke. Da hing eine ähnliche Zeichnung von ihm.

„Sie ſollen ſelbſt ſehen, daß es nicht möglich iſt.“ Sie führte mich eine Treppe hinan in ein kleines Zimmer. „Es ſteht noch ſo, Liebel, wie er es den Morgen, da er ging, verließ. Sie ſehen, wie eng, wie klein.“

„Gerade, wie ich es wünſchte. Ein geliebter Sohn hat hier gewohnt, und wenn Sie mir die Erlaubniß geben, hier zu bleiben, was ich jetzt, da ich Sie geſehen, mit doppelter Freude wünſche, ſo – “ ich küßte ihre Hand – „ſo werden Sie hier eine Tochter wohnen haben.“

Sie küßte mich, und fragte, wer ich wäre.

Ich ſagte, meine Verwandten hätten mich nach Warmbrunn geſchickt, um meine ſinkende Geſundheit wieder herzuſtellen. Ein unglücklicher Zufall hätte eine Verwandtin, die mich begleitet hätte, zurückgerufen. Für ein junges Mädchen wäre der Aufenthalt im Bade doch nicht ſchicklich; ſo hätte ich ein ſtilles anſtändiges Haus hier geſucht, und wenn ſie Ja ſagte, ſo hätte ich auch eine Mutter dazu gefunden, bis meine Verwandte zurück wäre.“

Sie ſagte Ja. „Nur wünſchte ich, daß hier —" Sie ſah umher.

„Daß hier alles ſo bleibt, wie es hier iſt. Ich verſpreche Ihnen, liebe Mutter, ich werde das theure Andenken heilig halten."

Unſre Einrichtung wurde dann gemacht. Alles wurde berechnet, und ich erſtaunte, wie man mich für dieſe kleine Summe monatlich erhalten wollte. Der Anfang iſt gemacht. Mein Herz ſchlägt in höchſtem Schmerz, wenn die Mutter von der Wiederkunft des Sohnes ſo gewiß redet. Ich habe das Herz nicht, den kleinſten Zweifel dagegen aufzuwerfen. Leb wohl!

Minna an Luiſen.

Hirſchberg.

O Luiſe, warum ging ich hierher? o warum? Denn nun liebe ich ihn, erſt jetzt, da das ſchöne Herz in Staub zerfällt, mit der ſchönen männlichen Geſtalt, die ich vor mir ſehe. Ich erkenne meinen thörichten, verkehrten Wahn; aber dennoch zieht mein Herz mich in das irre Dunkel, in das Dunkel des Grabes.

Da ſaß ich die erſten Tage unter den Erzählungen der Mutter von dem geliebten Sohne, und das Herz wurde mir erweicht, und in Vergnügen über ſeinen Edelmuth und in Schmerz über ſein Grab aufgelöſt. Dann ſaß ich mit der Schweſter in der unendlich erhabenen Gegend, und ich mußte von ihr hören, daß er nie ein Mädchen geliebt, — „obgleich ſein Herz,“ ſetzte ſie hinzu — „von einer hohen, reinen Liebe brannte, gegen ein Traumbild, liebſte Minna, das er nie auf der Erde finden würde“ dachte ich. „Ach, wenn ein Mann ein Recht hat, ſo zu träumen, ſo zu wünſchen, ſo hatte mein Bruder es. Denn ſein Leben war rein, wie der Kelch einer aufbrechenden Lilie.“

„Er fand das Ideal?" fragte ich bewegt.

„Still! ſtill! Ja, er liebte, und wie? Sie ſollen die Briefe leſen, die ſeine Liebe mit Feuerzügen enthalten."

Ich hätte gewünſcht, Luiſe, er wäre, ohne ſein Ideal gefunden zu haben, in ſein Grab gegangen, oder — Es lag ein feiner Schmerz in meiner Bruſt über dieſe Entdeckung. Ich brach das Geſpräch ab.

Ein Paar Tage darauf gab mir Henriette ſeine Briefe. Es waren deren vier. Sie gab ſie mir mit Thränen in den Augen, und ſagte mit der Hand auf dem Herzen: „Ach, die Liebe thut dennoch wohl, auch wenn ſie das Herz zerbricht, wie Ludolphs-Liebe.

Ich nahm die Briefe. Es war ſeine Hand. Ich hatte Briefe etwa von der Geliebten erwartet. Ich ſehe nach dem Datum. Sie waren nach der Zeit geſchrieben, da er bei uns geweſen war. Ich erröthete, mein Herz fing an ſchneller zu pochen. Ich ſchlage meine Augen in die Briefe, und Luiſe! o ſchmerzliches, herzzerreißendes Entzücken; ich war es, die er liebte. Ich! Und die Hand, die dieſe Zeilen ſchrieb, ruht ewig gefeſſelt im Grabe!

Nein, Luiſe, verlange niemals von mir, daß ich ein Wort von dem wiederholen ſoll, was er von mir ſagt, von meinem edlen Vormund, wie Heinrich, der mit ihm zog, ihm bei den Wachtfeuern von mir hat erzählen müſſen, von meiner Jugend, von meinen Kinderſpielen, von — O Gott, ich lebte noch, da Heinrich von mir erzählte; aber er, er, von deſſen Tugenden Mutter und Schweſter mit Freudenthränen mir erzählen; er, deſſen ſchönes Bild, von ihm ſelbſt gezeichnet, gegen mir über hängt, — iſt todt! Es lächelt mich an; von den freundlichen Lippen ſäuſeln die Worte zu mir, daß ich erſchrecke: „Ich liebte Dich, bis ins Grab, Geliebte!“ Und dann leſe ich ſeine Briefe wieder — O weh, weh, warum ging ich hieher!

Ach, ich habe mich lange auf dieſe Stunde vorbereitet, um Dir mit Ruhe ſchreiben zu können; und kann ich's, o kann ich's denn?

Da ich den erſten Brief zu leſen anfange, da fing auch das Todtengeläute mit allen Glocken in der Stadt an. Es war ein Leichenbegängniß eines reichen Kaufmanns. Ich leſe, ich werde erſchüttert. Seine heiße Liebe zu mir, und ſein Tod dringen wie doppelte Pfeile in meine Seele, und das Todtengeläut über ſein Grab, und das lächelnde Bild von ihm gegen mir über. — Ich ſprang, vom Todesſchrecken ergriffen, auf. Mir war's, als ginge ich durch dunkle Todtengrüfte, wo er mir bald im ſchönen Licht des Lebens bald ein Schatten entgegen ſchwebte, und „ich liebe Dich!“ ſagte.

Warum kam ich hierher? hierher?

Zwar hatte er die Hoffnung aufgegeben, die Tochter eines ſo reichen Mannes zu erhalten. Er hielt meinen Vormund für meinen Vater. Aber ich lebte doch, die er liebte, und er — er iſt todt, und er hat mir die Liebe erſt aus ſeinem Grabe geſandt.

O warum, liebſte Luiſe, ging ich hierher?

Er kennt mein ganzes Leben von Heinrich. Ich kenne ſeines; aber er iſt dahin! Leb wohl!

Minna an Luiſen.

Hirſchberg.

Ich ſpotte über meine Thorheit, Luiſe! Aber es hilft mir nicht. Ich ſehe ihn überall Dort ſchwebt er auf der Morgenröthe, dort ſteht er auf der Stirn des fernen Berges. Ich ſehe ſein Bild in dem Spiegel des Bobers, und er — ruht tief unter der Erde. O es giebt Augenblicke, wo die Geiſterwelt dicht neben dem Leben ruht, und ſchrecklich langſam in die Gränze des Lebens hineindringt. Warum mußte ich, ich Unglückliche — Unglückliche? Iſt meine Liebe nicht rein! Iſt die Geiſterwelt, zu der ich halb gehöre, nicht erhaben? Liebe ich ihn nicht? Und habe ich nicht ſeit dem Augenblick, da ich unter dem Hall der Todtenglocken ſeine Liebe aus dem Grabe las, alle lichten Farben der Freude von mir gelegt, und gehe ſchwarz, wie ſeine Wittwe?

Ich will um den edlen Menſchen ewig trauern, ihn allein lieben, ſo lange ich bin. Ich will ſeine Stelle vertreten hier, und ſeiner Mutter Kind und ſeiner Schweſter Schweſter ſeyn.

O Du ſollteſt ſeine Briefe leſen, nur was der Sohn der Mutter, was der Bruder der Schweſter ſagt; nur was der Mann, was der Soldat, was der Sohn des Vaterlandes ſagt. Ich werde mit jedem Tage beſſer; denn ich ſtehe neben einem unvergeßlichen Grabe. Die Mutter fragte mich, welche Nachricht mich ſo betrübt hätte. Ich ſagte zitternd, und legte mich an die Bruſt der Mutter, deren Herz noch hoffend unter dem zerſchmetternden Arme des Schickſals ſchlug: „Ich verlor den Geliebten meines Lebens. Er ſtarb auf dem Schlachtfelde.“

Ich ſchaudre zurück, wenn ſie mich tröſten, die troſtlos ſeyn ſollten; wenn die Mutter aus dem Fenſter ſieht, und ſagt: „Daher muß er kommen!“ O zu mir kommt er, aber einen andern ſtillen, dunkeln Weg aus dem Grabe.

Erſt will ich ſie glücklich machen; dann muß ich fort; denn ich kann es nicht anſehen, wenn die Todesnachricht das Herz der Mutter zerbricht. Ich muß fort.

Minna an Luiſen.

Hirſchberg.

Erſt will ich ſie glücklich machen, und dann komme ich wieder zu Dir, meine Luiſe. Ich las in ſeinen Briefen ein Paar Worte an ſeine Schweſter, die ich nicht verſtand. Aber ich fand unter einer Menge Zeichnungen in einem Schiebfach Papiere, von ſeiner Hand beſchrieben, längere und kleinere Aufſätze, die alle ſeinen hohen, edlen Geiſt enthielten. In einem Aufſatze, den er kurz vor ſeiner Abreiſe geſchrieben hatte, fand ich in einem Zuſammenhange, den ich nicht verſtand, die Worte: „Wäre ich reich! Ach, ich wünſche es um Deinet willen, meine liebe Schweſter, die Liebe Deiner unſchuldigen Seele zu beglücken, die das große Opfer mit Lächeln bringt und die bittre Thräne verhällt. O liebe ihn nur in Deinen ſtillen Träumen! liebe ihn fort, den theuren, unſchuldigen Jüngling, der lächelt und lächelnd ſtirbt. Hoffe auf Deinen Engel! o wenn Engel uns umringen: ſie werden Deine Trauer ſüß machen, und der letzte Seufzer Deines ſterbenden Freundes wird in Deinem ſtillen Herzen noch eine frohe Hoffnung ſeyn. Lebt wohl! Beide! Er begleitet mich nicht in den heißen Kampf. Meine Bruſt wäre der Schild ſeines Herzens geworden, und wäre es nicht ſchön, wenn er wieder kam, und er ſagte: „Dein Bruder ſtarb für mich!“

Nun fiel mir ein, wie ich doch zuweilen Henrietten in ſtillen Thränen getroffen. „Sie fließen,“ dacht ich — „für den Bruder.“ Ich ging mit ihr auf die Höhen. Wir ſetzten uns, und ich ſagte: „Liebes Jettchen, Sie lieben.“

Sie ſah mich an und erblaßte. „Das iſt vorbei,“ ſagte ſie, und Thränen füllten die unſchuldigen Taubenaugen. „Er hat mir verſprochen, nicht mehr an mich zu denken.“

„Ach, liebſtes Jettchen, wer die Kunſt verſtände!“

„Glauben Sie mir, ich verſtehe ſie auch nicht, und Er wurde krank, weil er Wort halten wollte, eben da mein Bruder ins Feld ging, und war nahe am Tode. Ach ſterben iſt ſo ſchwer nicht; aber ich muß lächeln, und froh ſeyn, wenn ich bei meiner Mutter bin."

„Aber was hindert Ihre Liebe, liebes Jettchen?"

„Seine Armuth. Er kam anno ſieben hier mit ſeinem Vater, den die Polen verjagt hatten, an. Der Vater ſtarb aus Gram, und der Sohn lebte vom Unterricht in der Muſik. Die Muſik brachte ihn mit meinem Bruder zuſammen, und ich ſah ihn durch das Haus gehen hinauf und hinab, mich ſo freundlich grüßend. Ich dankte, und war ihm gut, weil er meines Bruders Freund war; weiter gar nichts. So unſchuldig kam alles. Nun grüßte er immer ſeltſamer, und ich war immer freundlicher. Aber wir hatten noch nie ein Wort gewechſelt. Mein Bruder hatte ihn ſo lieb, weil er eben ſo unglücklich war, als er ſelbſt. Sie machten Beide Plane, wie ſie im Leben feſt zuſammen halten wollten."

„Wußte er nichts, als Muſik?"

„Er war ſehr ſorgſam erzogen. Sein Vater hatte in Polen Domänen gepachtet. Ach, wer iſt denn der Schutzengel eines Unglücklichen? Und da liebte er mich, und ich ihn. Und Niemand wußte es, ſelbſt nicht mein Bruder, und kein Wort hatte ich mit ihm gewechſelt, bis ich denn endlich ein Mal auf meines Bruders Zimmer trat. Er war nicht zu Hauſe, wußte ich. Da ſtand er da, er hatte ſich hinauf geſchlichen, auf meinen Bruder zu warten.

Er erröthete, ich erröthete. Er ſchlug das Auge nieder, ich noch tiefer als er. Wir fingen an, die Augen überzugehen, vor Angſt und entzückendem Herzpochen. Ich ſah ſeine Thränen fallen. „Henriette!" ſagte er ſo leiſe, als wäre es eine Stimme im Traum.

Da

Da ſchlug ich das Auge zu ihm ein klein wenig auf, und lächelte weinend. Und wie es weiter kam, weiß ich nicht. Er hat es eben ſo wenig gewußt. Aber er hatte ſeine Arme um mich geſchlungen. Er weinte an meiner Wange, ich an ſeiner. Sehen Sie, Minna, ſo unſchuldig kam alles.

„Nun aber kam er, und ich kannte ſeinen Fußtritt ſo genau, ob er gleich ſchlich, als ginge er ohne Schritte, kam er, ſo glühete meine Wange, ſo ſchlug mein Herz, daß ich das Pochen hörte; aber doch ging ich nicht mehr hinaus, bis er endlich, eben wie das erſte Mal, mich wieder an ſeiner Bruſt hatte, und mich „liebſte Henriette“ nannte. Das überwältigte meinen Vorſatz, zu ſchweigen. Ich ſah ihn nur lächelnd an, ſeufzte, und er fragte mich, ob ich ihn liebte. Ich ſagte leiſe, ganz leiſe, nur das einzige Wörtchen Ja!

„Sagen Sie, Minna, ob nicht alles ſo unſchuldig kam, als wenn ein Blitz vom Himmel fährt. Der trifft, und man ſieht ihn nicht. Aber wie war ich nun ſo ſelig, wenn ich ihn ſah, wenn ich von oben her ſeinen Geſang hörte. Denn wir waren nun noch viel blöder geworden, Er und ich!

„Da warb hier ein junger Kaufmann um meine Hand, ein guter Mann, wie Alle ſagten. Meine Mutter drang in mich, mein Bruder. Das Herz that mir ſo weh, ſo ſehr weh; denn er ſah, wenn er vorüber ging, mich ſo traurig an, und war ſo bleich. Ich ſcheute mich, Nein zu ſagen, obwohl ich gewiß wußte, ich konnte den Mann nicht nehmen. Alles ſtürmte auf mich ein, und redete von Glück. Mein Bruder nicht mehr; er ſah ja meine Angſt. Da bat mich meine Mutter mit Thränen, — o wie hätte ich den Thränen widerſtehen können? Ich nahm mir ein Herz. Da er daher kam, ging ich vor ihm her auf die Höhe. Er kam zögernd mir nach. Ich ſetzte.

mich; da kam er zitternd näher; aber vor Weinen konnte ich nicht ſagen, was ich wollte.

„Da fragte er zitternd: „Henriette, iſt es wahr, daß Sie —“ Hier ſchwieg er ſo blöde.

„Leider iſt es wahr,“ antwortete ich zitternd. Aber nach einer Minute hatte er mich wieder an ſeiner Bruſt. Da bat ich ihn, nicht mehr an mich zu denken. Ich bat ihn ſo ſehr, bis er mir's auch heilig gelobte. Und nun ging ich ein wenig froher nach Hauſe, daß ich ſo weit war. Ich mußte deſto mehr an ihn denken, bis mein Bruder nach Hauſe kam und ſagte: „Herrmann iſt ſehr krank.“

Das arme Mädchen konnte vor Schmerz nicht weiter reden. Sie erbleicht, ſie ſinkt laut ſchluchzend in die Arme der Mutter. Da iſt das Geheimniß entdeckt. Der Bruder nimmt die Liebe ſeiner Schweſter in Schutz. Die Mutter muß ſie freilich mißbilligen. Da, um das Elend zu endigen, willigt Henriette ein.

Aber die Nacht noch tritt ſie, faſt irre redend, vor der Mutter Bett, und geſieht, daß es ihr unmöglich iſt, an die Heirath ohne zu ſterben zu denken.

Der Bruder muß fort. Er nimmt von dem ſterbenden Freunde Abſchied, von der Schweſter, die bleich iſt und vielleicht kränker als der Geliebte. Bei dem Abſchiede von der Mutter redet er noch ein Mal für das Leben ſeiner Schweſter.

Die Mutter bricht die Verbindung ab; aber Henriette muß dagegen verſprechen, den Geliebten nicht wieder zu ſehen.

„Haben Sie das Verſprechen gehalten, Jettchen?“

„Ich hatte es ja verſprochen, Liebe. So weh es ſeinem und meinem Herzen auch thut. Wir haben uns nicht wieder geſprochen.“

„Und auf welchen Engel ſollen Sie hoffen?“

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte ſie lächelnd, aber ſie haben Recht. Meine Mutter war in ihrer Jugend in eben dem Falle mit mir. Da kam ein Mann ohne Namen, kam, man weiß nicht woher, rettete meiner Eltern Liebe, ging dann, man weiß nicht wohin, und ließ ſich nicht weiter ſehen.

Ich lächelte; denn eben dieſer Engel, auf den ſie hofften, war mein Vormund. Ich ſchrieb ſogleich an ihn, und ich warte nun jede Minute auf ſeine Ankunft. Leb wohl!

Hinrichs an Meibom.

Hirſchberg.

Hier bin ich, liebſter Bruder, und die Sache geht ſo natürlich wie auf den Morgen der Mittag folgt. *Minna* ſprach ich. Sie bedarf eines Engels, der ſie aus dem phantaſtiſchen Irrgarten von Grab und Tod und Todtengedanken, überirdiſchen Hoffnungen, ewiger Liebe, Erſcheinungen und Träumen, wieder an das helle Licht des Lebens führt. Aber wäre ich ein junger Kerl, ſo müßte ich ſie gerade darum lieben. Denn das begeiſterte Auge, das durch das Grab in die Ewigkeit ſchaut, die Dornenkrone der hoffnungsloſen Liebe auf dem ſchönen Haupt, der blaſſe Heiligenſchein ihres Geſichts, die ſchwarze Nonnenkleidung ihrer himmliſchen, ſanften Trauer, was doch alles nur Strahlen der Liebe ſind, machen ſie unbeſchreiblich ſchön. Und nun ſollteſt Du ſie hören, wie Grab und Tod, Särge, Leichentücher, Grabgewölbe, Grabgeläut, Verweſung und Auferſtehung von den ſchönen Lippen fallen, wie Schneeflocken, als wäre der Tod der lächelnde Genius, der mit der himmliſchen Fackel der Ewigkeit ſie durch das dunkle Grab in das Paradies der Liebe leitet.

Und mehr iſt es auch nicht, als Liebe in der erhabenſten Geſtalt. Sorge darum nicht. Die ermattete Phantaſie wird die Heldin ſchon wieder ins Leben folgen.

Sie ſagte mir von den beiden jungen Leuten, was ich wiſſen mußte, daß der Burſche außer der Muſik den Landbau verſtände. Nun war ich auf meiner Reiſe in Steinau geweſen. Mein Herr Verwalter hatte eine tolle Wirthſchaft getrieben, ſo daß ich ihn auf der Stelle wegjagen mußte. Es fehlte mir alſo ein ehrlicher Menſch, der das Gut übernehmen konnte. Minna aber wollte ſo etwas von einem Engel hinein haben, und ſo —

Ich ging zu ihm, und wahrhaftig, Du haſt nie vor einem lieblichern Jünglings-Geſicht geſtanden, als ich vor dieſem jungen Menſchen, dem Unſchuld, Treue und Liebe aus dem ganzen Geſicht heraus ſchauten.

„Lieber Herr Hartmann," hob ich an — „ich höre, Sie wiſſen Muſik. Das iſt mir lieb." Er lächelte. „Aber Sie verſtehen auch den Ackerbau, das iſt mir noch lieber. Und Sie ſind eine ehrliche Seele, das iſt mir am liebſten, und da Sie hier vor der Hand nichts zu thun haben, ſo wollte ich Ihnen einen Vorſchlag thun, der mich aus einer Noth, und Sie aus einem müßigen Leben zieht.“ Er erröthete. „Sie,“ fuhr ich fort — „müſſen aber an Ort und Stelle meinen Vorſchlag anhören. Mein Wagen ſteht vor der Thür, und wenn Sie ein Paar Tage Zeit haben —“

„Die habe ich; aber “

„Ihr Aber im Wagen, lieber Hartmann, und auf meinem Gute.“ Er ſah mich an; dann forderte er Aufſchub auf ein Paar Stunden, und eine nähere Erklärung.

„Ich habe nicht eine Stunde Zeit, lieber Freund, denn ich bin ſehr eilig. Und die Erklärung, die Sie mit Recht verlangen, gebe ich Ihnen im Wagen.“ Er nahm ſeinen Hut, ſeine Flöte, und war reiſefertig. Wir ſtiegen ein. Ich ſagte ihm nun unterwegs, daß ich in Steinau einen Oberaufſeher für das Gut gebrauchte, der ein ehrlicher Mann wäre, und wenn ich das Gut beſuchte, für mich ein Wenig Muſik verſtände. „Aber," ſetzte ich hinzu — „Sie müſſen erſt das Gut ſehen, eher nicht ein Wort weiter."

Wir fuhren durch den blühenden Frühling, wie durch Triumphthore auf mein Gut. Ich führte ihn ins Haus. „Sehen Sie," ſagte ich, ihn durch die ſchönen Zimmer führend — „das iſt künftig Ihre Wohnung, und dieſe Zimmer wären für Ihre Frau." Die ſchöne Beſtürzung auf dem Geſicht wurde immer größer. „Zwei Zimmer behalte ich mir vor, wenn ich im Sommer ſie beſuche. „Nun ſehen Sie," fuhr ich fort, während ich ihn umher führte — „ich liebe es nicht, daß man für mich arbeitet, ohne zugleich für ſich etwas zu thun. Sie beſolden ſich ſelbſt. Das heißt, wir theilen den Gewinn des Guts, der nach dem Durchſchnitt von zwölf Jahren für Sie jährlich auf tauſend Thaler ſteigt, wenn Sie wirthſchaften. Sie ſollen die Papiere ſogleich ſehen. Aber Sie müſſen ſich auf zwölf Jahre anheiſchig machen.

Auf immer ſähe ich am liebſten. Und — und — Sie müſſen in vierzehn Tagen anziehen und — durchaus ſogleich eine Frau mitbringen.“ Seine Beſtürzung hatte hier den höchſten Grad erreicht.

„Kennen Sie ein Mädchen?“ fragte ich. Er erröthete. Er ſchlug die Augen nieder; aber die Freude arbeitete ſo gewaltig in ſeiner Bruſt, daß er zuletzt in meine Arme fiel, und mir züchtig erröthend wie ein Mädchen ſeine Liebe geſtand. Meibom, ſeine Unſchuld war himmliſch.

Wir ſchloſſen nun unſern Kontrakt auf zwölf Jahre mit einander gerichtlich ab. Ich übergab ihm das Gut, ich ſtellte ihn meinen Leuten als den künftigen Herrn vor. Ich übergab ihm die Kaſſe, die gefüllt war. Ich gab ihm eine Summe zu Geſchenken für ſeine Braut und zu der erſten Einrichtung in Hirſchberg. Ich bat ihn, ja ſeine Schwiegermutter mitzubringen. Er ging in den Wolken, und ich mit meinen Pelzſtiefeln mit ihm.

Er begriff nicht, wie ich — und ich begriff nicht, wie Er — und ſo glaubte er denn endlich Herr in ſeinem Hauſe zu ſeyn. Er reiſte endlich ab nach Hirſchberg; ich verſprach ſeine Ankunft mit ſeiner jungen Frau zu erwarten, wenn ich anders könnte. Aber ich fuhr, nachdem ich noch allerlei kleine Anſtalten getroffen hatte; denn der junge, unſchuldige Menſch fing an, mich für mich ſelbſt zu intereſſiren, und ich warte in der Nähe den Effekt ab.

Es iſt mir lieb, daß Minna nun unter lauter glücklichen Menſchen leben wird.

Minna an Luiſen.

Steinau.

Ich habe meinen Vormund gebeten, Dir Hinrichs Brief mitzutheilen, und ſo kann ich ſogleich fortfahren.

Die Liebenden ſprachen ſich zwar nicht; aber Jettchen klagte mir doch Hartmanns ſchnelle Abreiſe. Doch nach vier Tagen kam er zurück. Er kam daher auf den Flügeln der Liebe. Allein ſein Gang ſtockte mehr vor dem Hauſe. Endlich trat er furchtſam hinein, pochte leiſe, und da ſtand er vor der Mutter, vor der Geliebten, mit Thränen in den Augen, ohne Worte.

Ich brach die Bahn. Ich ſagte: „Sie haben uns gewiß etwas Frohes anzukündigen!“

„Ja,“ rief er — „mein Glück und ein Wunder.“ Er hob an zu erzählen; je weiter er kam, deſto mehr ſchüttelte die Mutter den Kopf; deſto mehr Roſen der Freude blühten auf Jettchens Wangen auf; deſto muthiger wurde der Jüngling. „Ich weiß nicht,“ ſagte die Mutter, mich anſehend — „klingt Ihnen das nicht, wie ein Mährchen aus tauſend und eine Nacht? Lieber Herr Hartmann, wenn ich von meinem Sohn nicht wüßte, wie redlich Sie ſind —"

„Leſen Sie meinen Kontrakt denn," ſagte er zitternd vor Freude. „Oft iſt mir ja ſelbſt, als träumte ich. O ich kann es ja ſelbſt kaum glauben, daß ich ſo ſelig ſeyn ſoll."

Die Mutter nahm mißbilligend den Kontrakt, las, wurde immer beſtürzter, und auf ein Mal ſchrie ſie erblaſſend auf, und nannte leiſe den Namen Hinrichs. „O zweifelt nicht!" rief ſie dann mit der höchſten Rührung, und legte ihrer Tochter Hand in Hartmanns Hand. Dann ſank ſie an meine Bruſt, und ſagte: „Gibt es denn Engel, die den Menſchen erſcheinen?" Dann ſann ſie lange nach. „Ein großer Mann, Herr Hartmann, mit blauen Augen, blondem Haar?"

„Nein," ſagte Hartmann. „Er iſt klein, hat funkelnde ſchwarze Augen, und ſchwarzes Haar." Sie gerieth in neue Zweifel. „Leſen Sie," ſagte ſie mir — „den

Kontrakt, ob nicht auch der einem Mährchen gleicht. Nein, Kinder, ehe ich Eure Verbindung auf dieſen Traum hinwage – "

Man ließ auf meinen Rath einen Advokaten kommen, mit dem die Mutter bekannt war. Dieſer erklärte den Kontrakt freilich für ein Wunder, aber für vollkommen gültig und rechtskräftig. Die Mutter wurde von uns Allen weggeriſſen. Sie mußte einwilligen. Der Artikel, daß Hartmann in vierzehn Tagen antreten und ſeine Frau mitbringen ſollte, war die Bedingung des Ganzen. Das junge Paar wurde aufgeboten. Hartmann gab der Braut reiche Geſchenke, die wieder Hinrichs ſogar beſtimmt hatte. Sie wurden getraut. Den Tag nach der Hochzeit fuhr ein prächtiger Wagen vor die Thür mit vier Schimmeln, uns abzuholen. Die Stadt hatte geſpottet, daß eine ſo verſtändige Frau an eine ſolche Fabel glauben könnte. Aber die vier Schimmel traten den Spott nieder. Wir fuhren ab, und die Seligkeit des jungen Paars hatte auch mich erheitert. Jettchen drückte mich an ihre Seligkeit erfüllte Bruſt, und ſagte leiſe: „O Minna, es gibt auch Engel für Dich!“ Ach, Liebſte, wie mich das ſchmerzte!

Wir kamen den andern Tag gegen Mittag an. Herr Hinrichs war abgereiſt. Wir hielten vor dem großen, ſchönen Hauſe. Der Jäger hatte Befehl, uns unſre Zimmer anzuweiſen. Die Mutter erſtaunte immer mehr, daß das Mährchen zur Wahrheit wurde, zuletzt, daß die Wirklichkeit mährchenhafter wurde, als ihre Vorſtellung das Mährchen hatte ausmahlen können. Hartmann war hier Herr, und Jettchen Frau. Er fand hier noch Briefe von Hinrichs, die ſein Verhältniß zu ihm noch freundſchaftlicher machten. Ein Briefchen an die junge Frau mit einem ſehr artigen Geſchenk machte alles noch froher und feſter. Aber nun zeigten ſich die edlen Herzen dieſer Menſchen. Wir lebten gerade, wie wir in Hirſchberg gelebt hatten, eben ſo ſehr ſparſam, bis dann ein Brief von Hinrichs kam, der Herrn Hartmann für einen Geizhals, für einen Neidhard ausrief: „So trink doch wenigſtens auf meine, Deiner Frauen und Deiner Mutter Geſundheit ein Glas Wein, und halte wie ein guter Hausvater die Deinigen auch dazu an!“

„Könnte ich nur begreifen?“ ſagte die Mutter, und erzählte mir ihre Geſchichte aus der Jugend, wie auch da ein Hinrichs, gerade wie dieſer, ihren Mann gerettet. „Er iſt derſelbe, liebſte Minna, und iſt er kein Engel, wer iſt er dann?“

— — —

O meine Liebſte, ſo leben wir nun ſchon zwei Monate, ich könnte ſagen, in einem Glück, was überirrdiſch iſt. Die junge Frau verbirgt das höchſte Glück der Frau, ich glaube, ſogar ihrem Manne. Der Mutter hat ſie ſich entdeckt, und die Heiligkeit der Mutter ſchwebt nun auf dieſem Engelsgeſicht, und die ſchönſte Hoffnung.

Aber ach, wenn ich daran denke, daß heute, daß morgen die Todesnachricht des Sohnes kommen kann, kommen muß, des Sohnes, den ſie mit jedem Tage lebend erwarten, ſo verſinke ich in den tiefen Kummer, den der Abſtich der Freude noch dunkler macht. Sie ſtehen alle auf einem Abgrunde, der mit Blumen bedeckt iſt: ich Unglückliche weiß, ſehe, daß er jetzt unter ihren Füßen einſinken wird, und ich muß ſchweigen. Ich allein weine an ſeinem Grabe.

Meibom an Luiſen.

Steinau.

Ich muß Dir in Minna's Namen ſchreiben, liebes Kind, denn ſie ſelbſt kann nicht.

Hinrichs kam aus Schleſien zu mir. Wir ſprachen von Minna, von ihrer finſtern

Zukunft, und in dem Augenblicke trat der, den wir todt glaubten, Stanley, in's Zimmer. Er liegt freilich für todt auf dem Schlachtfelde, eine Parthie Ruſſen findet ihn, eben da er Zeichen des Lebens von ſich gibt. Er wird in ein Dorf, dann in eine Stadt gebracht, dann unter ein anderes Korps geſtellt. Er ſchreibt an mich, an ſeine Mutter, die Briefe gehen verloren. Er war da, mit einer tüchtigen Narbe über den Scheitel und auf der Bruſt.

Es war eine Luſt, zu ſehen, wie ſein Blick gegen die Thür hinfunkelte, die geöffnet wurde, ob Minna nicht eintreten würde, wie er von Weitem das Geſpräch drehete, um es endlich auf Minna zu bringen. Er erklärte, er müſſe morgen fort zu ſeiner Mutter. Er ließ ſich nicht davon abbringen, obgleich ich Minna mit in's Spiel brachte. Ich ſagte ihm zuletzt auf den Kopf zu, daß er Minna liebte; da aber wendete er alle Kraft ſeines Charakters an, um ruhig zu bleiben, und nicht im Mindeſten ſeine Liebe zu verrathen.

Am andern Morgen, denn ich ließ ihn in ſein Wirthshaus gehen, wunderte er ſich, daß ich und Hinrichs ihn eine Strecke im Wagen begleiten wollten. Er fragte gar nicht, wo Minna war.

Im Wagen nun ſagte ich treuherzig: „Wenn Du Minna nicht liebſt, ſo geht es mir nahe, liebſter Stanley, um Minna's willen; denn Minna hat ſich richtig in Dich verliebt, ſeit Du todt biſt, und das auf eine närriſche Weiſe durch eine Liebeserklärung, die Du ihr in einem Briefe gemacht haſt.“

„Ich?“ ſagte er, erſtaunt.

„Ja, Du!“ Ich zog Minna's Briefe an Dich, liebes Kind, hervor; ſagte ihm, was er zum Verſtehen der Briefe wiſſen mußte, und wollte nun Minna's Briefe ihm vorleſen.

Er hielt meine Hand, und ſah mich bittend an, auf Hinrichs ſehend.

„Ach, Stanley, der da iſt auch mit im Spiel," ſagte ich — und ſein Name iſt ſchon mit im Spiel geweſen, ehe Du geboren warſt. Er heißt Hinrichs."

„Hinrichs?" rief Stanley erſtaunt. „Gott, ſind Sie es, der —"

„Der Deine Eltern beglückte? das war nur ſein Name; aber aus dieſen Briefen Minna's ſollſt Du hören, daß er Deine Schweſter und Deinen Freund Hartmann beglückte!"

Nun las ich Minna's Briefe. Er horchte mit beiden Ohren, und er wußte gar nicht recht, wie er ſich dabei nehmen ſollte, daß ich ihm Minna's Liebe ſo gerade zu entdeckte. Endlich öffnete ſich ſein Herz gewaltſam, und da ſahen wir, daß es in ſeiner Bruſt eben ſo tragiſch erhaben zugegangen war, wie in Minna's Herzen. Die reiche Tochter des Herrn Meibom war ihm ſo gut todt, als er für Minna, und wir beiden Alten hörten dann ruhig zu, wie er Minna zu einer

Göttin, ſeine Liebe zu der erhabenſten Idee im Weltall machte, dem Leben einen verächtlichen Blick nach dem andern zuwarf, der Welt und dem Reichthum ein Schnipchen ſchlug, die Vergänglichkeit in die Schranken foderte und ſo weiter, was denn jetzt zu einer Liebe gehört.

Ich las dann weiter vor Hinrichs Brief, daß ſein Schwager Hartmann in Steinau Sitz und Stimme hatte, und dann Minna's letzten Brief, der ſich ſchließt: „Ich allein weine an ſeinem Grabe.“

Ich ſchlug die Briefe zuſammen, und ſagte: „Nun geht's gerade nach Steinau, wo Minna iſt; Du kannſt doch Minna nicht an ihrer Liebe ſterben laſſen, denk' ich. Es kommt alſo darauf an, was Du thun willſt.“

Er ſann, und ſann, und ſann nichts hervor. Er zitterte vor dem Augenblick, ſie zu ſehen.

„Ein rechter Held,“ ſagte Hinrichs — „der das ganze Leben heraus fordert, und nun vor Einem Augenblick des Lebens zittert.“

Er ſann wieder, und wieder, und ſann ſo lange, bis wir richtig vor Steinau hielten. Hinrichs ging dann vorweg, um die Ankunft des Sohnes anzukündigen. Da ſteht er im Saal, von der ganzen Familie umringt, die mit Dank, mit Thränen, mit Liebe ſeine Hände faßt.

„Ei,“ ruft er — „das iſt alles nichts gegen das, was ich jetzt bringe, Madame Stanley, Ihnen und noch einem hier. Ihr Sohn iſt geſund von Paris zurück, und Sie können ihn mit jedem Augenblick erwarten. Da aber verſchnappt ſich Minna, nicht durch ihre Bläſſe, nicht durch ihr Zittern, ſondern durch alles, durch die Frage beſonders: „Er lebt? Gott! iſt es wahr? Er lebt wirklich?“.

„Er ſitzt unten im Wagen, Minna, hat nichts verloren, als ein Paar Pfund Blut, und ſein Herz.“

Wir fuhren nun eben daher, und ein lautes Geſchrei aus den Fenſtern von oben, dann auf der donnernden Treppe, dann vor dem Hauſe empfing uns. Minna freilich war nicht dabei, ſie hielt aber doch den Kopf zum Fenſter hinaus, um ihm an zu ſehen, ob er etwas wüßte, oder nicht. Denn Minna weiß, daß Hinrichs nicht viel zu trauen iſt.

Wir Alle — außer der Jäger, der ſich, wie ein Bleiklumpen, fortſchieben ließ — traten endlich voll Freude in den Saal zu Minna. Sie mochte an Hinrichs Geſicht etwas merken, und knixte in ihrer Verlegenheit hundert Mal.

„Ja, knixe Du nur!“ ſagte Hinrichs, und führte den Junggeſellen dicht vor ſie hin. Dann ſagte er zu ihm: „Du, lieber Stanley, kannſt mit den erhabenſten Geiſtern ein Wort reden; nun rede mit der da ein Mal ein vernünftiges Wort!“ Mich jammerten ſie Beide; aber doch mußte ich lachen denn Minna war ſo hölzern, als Er. Und eben da ſie ſich wieder erholen wollte, ſagte Hinrichs trocken: „Er hat alle deine Briefe geleſen!“

Da rief ich: „Minna!“ Sie ſah mich jetzt erſt. Sie fiel an meine Bruſt, und ſo nahm Hinrichs ihre Hand und legte ſie in des Jägers Hand, und rief: „Da könnt Ihr gratuliren! Allerſeits! Das iſt ein Brautpaar!“

Da knieete Stanley vor ihr nieder. „Liebſte Minna!“ ſagte ich: „Er liebt Dich ſo treu. Lohne mit Deiner Hand den Sohn des Vaterlandes!“

„Lohnen?“ ſagte ſie. „Das kann ich nicht; aber das treue Weib eines edlen Mannes, eines tugendhaften Sohnes werden, das — “ Sie vollendete nicht. Sie wollte ſich erröthend an der Mutter Bruſt werfen.

„Nein!“ rief die Mutter angenehm — „komm in meine Arme, geliebte Tochter!“ Aber Hinrichs zog die Mutter raſch weg, und Minna ſank an des Jägers Bruſt, und der erſte Kuß der Liebe war gewechſelt.

Minna läßt Dich bitten, zu uns zu kommen. Denn ſie will nicht an den Altar treten ohne Dich. Das heißt: „Komm ſchnell, wie ein Blitz. Wir Alle ſind glücklich!“

A. Lafontaine.

Der Frauenfeind.

Der Ritter Bernd, ein Hageſtolz,
War feſt und hart, wie Eichenholz;
Doch endlich griff mit ſcharfem Zahn
Auch ihn der Wurm des Alters an.
Vom Zipperlein und andern Gichten
Gab's viel dem Ärzte zu berichten.

Nun wünſcht' er ſich ein treues Weib,
Zur Pflege für den morſchen Leib.
Er hatte ſich zur Frauenwelt
Sonſt nie mit Freundlichkeit geſellt,
War ſtets des Ehebunds Verächter,
Und rühmte ſich's mit Hohngelächter.

„Den Weibern höfle, wer es kann!"
Sprach auch noch jetzt der rauhe Mann.
„Ein Narr iſt jeder Frauenknecht!
Ich haſſe tödlich dieß Geſchlecht;
Und nur, weil Krankheit mich geſchlagen,
Will ich das Kreuz der Ehe tragen." —

Drauf zog er früh vor Sonnenſchein
Mit ſeinen Hunden in den Hain.
Er ſuchte dort ein edles Wild,
Und fand ein junges Frauenbild,
Das kam, wie Roſen lieblich prangen,
In Pilgertracht daher gegangen.

Die Hunde ſpitzten hoch das Ohr,
Sahn ſchüchtern an der Dirn' empor,
Und mit Gewinſel und Geheul
Entflohn ſie, wie vor einem Scheu'l.
Der Ritter aber ſprach nicht blöde:
„Was ſucheſt du in dieſer Oede?"

„Ich ſuche Schutz, ich ſuche Glück;“
Verſetzte ſie mit düſterm Blick.
„Einſt ſaß ich in des Reichthums Schooß,
Jetzt bin ich arm und älternlos,
Und aus des Elends Irrgewinden
Weiß ich den Ausweg nicht zu finden.“

„Komm,“ ſprach der Ritter, „in mein Haus,
Ruh dort von deiner Wand'rung aus,
Und Dach und Brod ſey dir gewährt,
Beſorgſt du treulich Haus und Heerd,
Und pflegeſt mein in böſen Tagen,
Wenn Gicht und Arzt mich weidlich plagen.“

Die Fremde folgt' ihm in ſein Schloß;
Und als, arbeitend wie ein Roß,
Sie auch durch Demuth ſich empfahl,
Erbot er ihr ſich zum Gemahl.
Bald drauf erſchien zum Hochzeitfeſte
Ein bunter Schwarm vergnügter Gäſte.

Doch Einer zog mit Aengſtlichkeit
Den Bräutigam geſchwind beiſeit:
„Unglücklicher, flieh deine Braut!
Sie iſt ein Spuk, vor dem mir graut.
Ich hab' die Kraft, ich fühl's mit Schrecken,
Verkappte Geiſter zu entdecken."

Und, wie Gewitterſturm und Blitz,
Flog ſie herbei vom fernen Sitz:
„Der Mann hat Wahrheit dir geſagt!
Ich bin der Rachegöttin Magd.
Ich ſollt' an dir das Hochverbrechen
Des ſchnöden Frauenhaſſes rächen.

Als Siechling fiel es dir erſt ein,
Dir eine Wärterin zu frei'n.
Du wählteſt mich im Drang der Noth;
Doch meine Mitgift war der Tod!
Im Brautkuß haſt du ihn empfangen,
Und bald wird dich das Grab umfangen." —

Sie ſprach's, ward eine Fledermaus,
Und ſchwirrte, huſch! zum Saal hinaus.
Des Ritters Haupthaar ſtieg empor;
Er ſank, wie ein gebrochnes Rohr,
Sank ſtöhnend auf den Boden nieder,
Und todt erhub ſein Freund ihn wieder.

A. F. E. Langbein.

Die Bauern zu * *
an
ihren gnädigen Herrn.

Geſtrenger Junker, die Humanität,
Die ihr bisher geübt, an Schweinen und an Hunden
Kommt nun für uns ein wenig ſpät,
Da ihr ein halb Jahrhundert uns geſchunden.

Wilhelm Vollring. *)

Der Wilhelm Vollring ſaß beim Meiſter,
und flickte Stiefeln, und flickte Schuh,
pfiff luſtig den Deſſauer Marſch dazu,
und ſchalt auf Napoleon immer dreiſter,
denn der Wilhelm war ein Soldatenkind,
und war gut deutſch und preußiſch geſinnt.

Der Meiſter aber ſchalt den Dreiſten,
gab ihm zu knacken die harte Nuß,
zu verehren den König Hieronymus,
und ſagte: „Bleib bei deinem Leiſten!
Wer kaum den Pfriemen regieren kann,
was gehn den Säbel und Flinte an?“

---

*) Der Verfaſſer behält es ſich vor, in einem der folgenden Hefte einige Beiträge zur neuern Chronik von Halle zu liefern, und dabei auch noch mehr über den braven Wilhelm Vollring zu ſagen.

Da glühten dem Wilhelm beide Wangen,
und er ſprach, mit keck erhobenem Muth:
„Mir fließt in den Adern Soldatenblut!
Wie ſollte mich nicht danach verlangen,
den gottloſen Feind zu ſchlagen aufs Haupt,
der unſerm König ſein Halle geraubt?“

Und tapfre Preußen und Ruſſen zogen,
von Kleiſt, dem Helden, geführt, in die Stadt,
die längſt ſolche Gäſte gewünſcht ſich hat;
allein, wie unglückſchwangere Wogen,
zog auch ein feindliches Heer heran,
weit ſtärker an Waffen, und Roß, und Mann!

Damit der Feind herein nicht dringe,
wird draußen am Strome fleißig geſchanzt,
und manche Kanone aufgepflanzt.
Schon meſſen ſich blutig Pik' und Klinge;
doch immer näher und näher erſcheint
der übermächtig gerüſtete Feind.

Kanonendonner beginnt zu brüllen,
und Jägerbüchſen knallen darein.
Der Frühlingsſonne heller Schein
muß ſich in Pulverdampf verhüllen;
und bang und bänger athmet die Stadt,
die eben ſo fröhlich gejauchzt noch hat.

Dem Meiſter ſinken Pfriemen und Leder
aus ſeiner ſonſt ſo fleißigen Hand;
die gelehrteſte Weisheit hält nicht Stand,
es zittert die geſchickteſte Feder;
und tief im Keller weint ſich blind
manch Juden- und manch Chriſtenkind.

Doch, wie das Mädchen hin zum Tanze,
wo luſtige Muſik erklingt,
ſo, magiſch fortgezogen, ſpringt
der Wilhelm Vollring hin zur Schanze,
und ſieht den Kugeltanz mit an,
als ſtänd' er an der Kegelbahn.

Doch, da zu ſtehn und nur zu gaffen,
wie litte das ſein Soldatenblut?
Zu helfen im Kampfe, verlangt ſein Muth!
Er ſeufzt, doch ſeufzt er umſonſt nach Waffen,
denn von dem bärtigen Krieger verlacht
wird nur der Bub' in der Schuſtertracht.

Weh! an den donnernden Kanonen
wird mancher Tapfre hingeſtreckt!
Der Wilhelm ſieht es, unerſchreckt,
und trägt, um dafür den Feind zu lohnen,
mit frommer, tapfrer Seelenruh,
den Kanonieren die Kugeln zu.

So hilft er kämpfen, unverdroſſen,
ob gleich er noch keine Waffen trägt;
und immer muthig das Herz ihm ſchlägt,
ob auch, aus feindlichen Geſchoſſen,
Granat' und Kartätſche voll Ungeſtüm
einſchlagen um und neben ihm.

Da fliegt — ganz nahe — mit lautem Krachen
ein Pulverwagen in die Luft,
und mehrt die Erndte der Todtengruft!
Der Wilhelm läßt ſich nicht irre machen,
ob Mancher auch bebt; und Niemand lacht
des Buben mehr in der Schuſtertracht.

Auf jedem Schritt iſt blutger Jammer,
auf jedem droht ihm blutges Geſchick;
doch hundertmal geht er hin und zurück
den gefährlichen Gang zum Eiſenhammer,
ein frommer, gläubiger Fridolin,
den Engel mit ſchützenden Schilden umziehn.

Der Kampf wird heißer mit jeder Minute!
in Flammen ſteht die geängſtete Stadt,
die jüngſt ſo fröhlich gejauchzt noch hat!
Doch Wilhelm, mit unerſchüttertem Muthe,
den Ausgang Gott anheim geſtellt,
ſich immer treu zu den Kämpfern hält.

Wie eilet er raſtlos hin und wieder,
und trägt den Lechzenden Labung zu!
Die bärtigen Krieger, auf Du und Du,
begrüßen ihn dankbar ſchon als Brüder;
und der Hauptmann, verwundert zu ihm gewandt,
reicht ehrend ihm die biedere Hand.

Das war für ihn die feſtliche Weihe
zum Eintritt in die Heldenbahn!
Auch mit dem Schurzfell noch angethan,
gehört' er ſchon in der Krieger Reihe;
denn der Rock nicht, nein, das Soldatenblut,
das macht den Soldaten voll Feuer und Muth. —

Der Donner ſchweigt; es ruhn die Krieger
von ihrer heiſſen Arbeit aus;
der Wilhelm eilt zur Mutter ins Haus,
und jauchzt: „Die Preuſſen und Ruſſen ſind
Sieger!“
Und forthin träumt er, und wünſcht nichts mehr,
als daß er Soldat, Soldat nur wär'.

Ob Mutter und Meiſter auch warnten und
ſchalten,
und meinten, er ſey noch ein Bube nur:
er that insgeheim den Soldatenſchwur,
und ließ ſich nicht irren, und ließ ſich nicht
halten;
und kämpfte dann mit in der Leipziger Schlacht,
die lohnend ein eiſernes Kreutz ihm gebracht.

So rächt' er, unter Bülows Fahnen,
der Vaterſtadt lang' dauernde Noth,
und manches braven Kamraden Tod!
Und drum, auch ohne Rang und Ahnen,
ſey unter den Kämpfern fürs Vaterland
der Wilhelm Vollring zuerſt mit genannt!

A. G. Eberhard.

Franzöſiſche Unmenſchlichkeit.

So viel auch ſchon über die Flucht der Franzoſen aus Rußland gedruckt iſt, ſo ſcheinen mir doch die beiden folgenden, von franzöſiſchen Officieren ſelbſt erzählten, Anekdoten noch eine öffentliche Mittheilung zu verdienen.

Voll Furcht vor den Koſaken über ein ungebahntes Schneefeld unweit der großen Heerſtraße hineilend, fühlte eine franzöſiſche Marketenderin ſich durch ein kleines Kind, das ſie trug, ſo beſchwert und am ſchnellern Fliehen behindert, daß ſie es von ſich warf und im Schnee liegen ließ. Bald darauf kam ein franzöſiſcher Soldat jener Stelle nahe, und hörte das Geſchrei des Kindes. Er nahm es auf, ſah in der Ferne die fliehende Mutter, und da er nicht glaubte, daß ſie es abſichtlich, zum Tode durch Hunger oder Kälte, könne von ſich geworfen haben, lief und ſchrie er ihr nach, bis ſie ihn hörte und ſich umwand. Nun hielt er das Kind in die Höhe, daß ſie es ſehen mußte. Die Frau ſtand einige Augenblicke, wie unſchlüſſig, dann aber rang ſie die Hände gegen den Himmel, machte ein abwehrendes Zeichen, und verfolgte, ohne ſich wieder umzuſehen, eiliger als vorher, ihre Flucht. Der Soldat aber, da er ſah, daß die Mutter ſelbſt ſich ihres Kindes nicht erbarmen wollte, warf es wieder hin auf die große Schneewüſte, und bekümmerte ſich nicht weiter darum.

So gräßlich dieſe Anekdote iſt: ſo kann man die Mutter, deren natürliches Gefühl durch Furcht und Erſchöpfung bis zu einem ſolchen Grade abgeſtumpft war, doch ſchwerlich verdammen, ohne ſie zu bemitleiden; aber wie empörend ſchändlich iſt dagegen folgender Zug eines bis zur Verruchtheit undankbaren und tückiſchen Gemüths!

Ein Koſak fand drei Franzoſen ſo erſchöpft durch Hunger und Kälte am Wege liegend, daß ihr Tod unausbleiblich war, wenn ſich nicht Jemand ihrer erbarmte, und ihre ſchwindende Lebenskraft von neuem aufregte. Der Koſak vergaß bei ihrem Anblick, daß ſie ſeine Feinde waren, und ſtieg mitleidig vom Pferde, um ihnen das Leben zu retten. Er theilte ſein Brodt und ſeinen Brandtwein mit ihnen; und da er ſie hiedurch hinlänglich geſtärkt hatte, reichte er ihnen die Hand zum Aufſtehen. Aber der erſte Gebrauch, welchen der Eine der Geretteten von ſeinen wieder gewonnenen Kräften machte, war der, daß er ſeinen Degen zog, und mit demſelben, meuchelmörderiſch, den Koſaken niederſtieß!!

Gern möcht' ich, zur Ehre der Menſchheit, dieſe Schandthat bezweifeln; allein ein franzöſiſcher Offizier hat ſie hier ſelbſt erzählt; und ſeiner Ausſage und Beſchreibung nach war jener Verworfene ein Offizier, ein geborner Elſaſſer, der am 12ten Februar 1813 mit einem Einquartirungsbillet zu mir ins Zimmer trat, und mir und den Meinigen — ohne daß wir von jener Schandthat damals etwas wußten — ſchon durch die boshaften Züge ſeines Geſichts, doch mehr noch durch ſeine vielfältigen hämiſchen Aeußerungen (z. B. daß bei der nächſten Rückkehr der Franzoſen nach Berlin auch nicht das Kind im Mutterleibe verſchont bleiben werde) bis zur Unausſtehlichkeit widrig ward. Möge die deutſche Erde von dieſem Verworfenen, wenn er noch nicht gerichtet ſeyn ſollte, nie wieder betreten werden, denn jede Stelle, wo ſein Fuß verweilt, iſt beſudelt.

A. G. Eberhard.

Die Schwalben. *)

Aennchen.

Der Schnee iſt dahin, iſt verſchwommen
Ins große, gewaltige Meer.
Ihr Schwalben, ſeyd wieder gekommen!
Ihr kamet, ich weiß nicht woher?
Ich weiß nur, ihr fandet euch wieder,
Weil Liebe von Liebe nicht läßt,
Und laſſet euch häuslich hier nieder,
Und jede baut ſingend ihr Neſt.

---

*) Dieſes, und das nachfolgende Gedicht: Wehmuth der Liebe, mögen hier für die Freunde von Tiedgens Muſe, als Probeſtücke aus ſeinem, ſo eben erſchienenen kleinen Lieder-Roman: Aennchen und Robert, oder der ſingende Baum, ſtehen. Sie empfehlen ſich ſelbſt durch zarte Naivetät, Gemüthlichkeit und trefflichen Versbau. Es be-

Oft ſeyd ihr von dannen gezogen,
Wenn leiſe der Sommer entwich;
Und kamt ihr dann wieder geflogen,
So kamt ihr; was kümmert' es mich?
Am liebſten noch ſah ich euch ſcheiden
Dahin in das wärmere Land.
Ich konnt' euer Schwatzen nicht leiden,
Wovon ich noch gar nichts verſtand.

Auch hätt' ich wohl gern euch vertrieben,
So oft ihr den Schlaf mir vertriebt.
Ein Mädchen muß etwas doch lieben;
Es liebet den Schlaf, eh' es liebt.
Doch dießmal, wie alte Bekannte,
Begrüßt' ich euch froh, und ihr mich!
Gewiß, wir ſind Sinnesverwandte!
Ihr lebet, ihr liebet, wie ich!

darf alſo der Verſicherung weiter nicht, daß ihr Verfaſſer auch diesmal mit der glücklichſten Meiſterſchaft in die Saiten griff.

Ihr jauchzet in luſtigen Räumen,
Und treibet viel liebenden Scherz
Auf ſonnigen Dächern und Bäumen,
Und innig verſteht euch mein Herz.
Ich weiß, was der Frühling bedeutet:
Zum Liebesfeſt ſchmückt ſich der Hain;
Die liebliche Schneeglocke läutet
Ganz leiſe das Wonnefeſt ein.

Wehmuth der Liebe.

Aennchen.

Ich fühle, ſeit ich Robert kenne,
Nie fühlt' ich ſo bewegt mich noch.
Ich bin — ich weiß nicht, wie ichs nenne —
Recht ſeelenfroh, und weine doch.

Gern ſah ichs in den Kinderjahren,
Wenn Sonnenregen nieder rann:
Da hatt' ich es noch nicht erfahren,
Daß helle Freude weinen kann.

Sonſt weinte nur mein kindiſch Sehnen,
Der kurze, leicht geſtillte Schmerz;
Wie kommt die Freude nun zu Thränen,
Zur Wehmuth ein entzücktes Herz?

Jetzt fühl' ich ſie im Herzen klopfen,
Die Luſt, die ſolche Thränen hat.
Ja, ſie iſt ein, mit Himmelstropfen
Umhangnes, junges Roſenblatt.

Jupiter
und
die Supplikanten.

Eine Fabel.

Zevs rief zu ſeinem Wolkenſitze
Huldvoll den königlichen Aar.
„Dir," ſprach er: „gab ich meine Blitze,
„zum Schutz in drohender Gefahr.
„Du ſchleuderteſt ſie auf die Böſen,
„du züchtigteſt der Frevler Hohn,
„vom Joch die Erde zu erlöſen;
„empfange nun dafür den Lohn!

„Sieh, jenen Wald voll ſtolzer Eichen!
„Er ſoll dein künft'ger Wohnſitz ſeyn,
„dort Molch und Eule zu verſcheuchen,
„ſie niſteten ſich ſchädlich ein.

„Ein feſtes Schloß, zwar jetzt Ruinen,
„doch immer noch voll ſelt'ner Pracht,
„ſoll dir zum Aufenthalte dienen;
„dort übe meiner Blitze Macht.“

Doch kaum erſchell davon die Kunde:
verband ſich, ahnend die Gefahr,
in jenem Hain zum engſten Bunde,
was im Beſitz des Schloſſes war.
Die Fledermäuſe, Eulen, Krähen,
der Schlangen giftiges Gezücht,
um Widerruf Zevs anzuflehen,
ſie nahten ſich mit Zuverſicht.

„Wir kommen, Zevs! im feſten Glauben,“
begann der Abgeſandten Schaar:
„Du wirſt uns nicht gewaltſam rauben,
„was unſer ſchon ſo lange war.
„Wir hauſen hier mit Wohlbehagen,
„Jahrhunderte ſind ſo entflohn:
„jetzt wird dein Adler uns verjagen,
„und langgeübten Rechten drohn.

„In dieſer Trümmer Finſterniſſen
„fand jeder von uns Sicherheit;
„wird uns dies alte Schloß entriſſen,
„ſind wir dem Untergang geweiht.
„Wir Eulen, Molche, Fledermäuſe,
„wir Schlangen und Eidexen flehn,
„laß uns bei unſrer alten Weiſe,
„ſonſt iſt's um unſre Macht geſchehn.“ —

„Schweigt!“ rief der Donnerer entrüſtet
und zornig glühte ſein Geſicht:
„zu lange haſt du dort geniſtet,
„lichtſcheues, giftiges Gezücht!
„dich ſtrafend endlich zu verſcheuchen,
„gab ich zum Lohn, — zu ſpät vielleicht —
„jetzt dieſen Hain voll kräft'ger Eichen
„dem Adler, der zur Sonne ſteigt.“

Ein paar Worte
über
Friedrich Wilhelm,
Herzog von Braunſchweig.

Im neueſten Stück der Zeiten des Hn. Prof. Voß (November 1815) iſt eine lange Recenſion eines kleinen Buches — betitelt: Herzog Friedrich Wilhelm u. ſ. w. von Römer — angefangen, deren Verfaſſer ſich wenigſtens das Verdienſt erwerben wird, Manchen, der mit unbefangener Dankbarkeit den früh ins Grab geſunkenen Helden ehrt, auf eine anſpruchloſe Schrift aufmerkſam zu machen, die ihm ſonſt vielleicht entgangen wäre, nun aber mit warmer Theilnahme von ihm geleſen werden wird. Jene Anzeige wird übrigens Vielen wehe thun, die ſich nicht auf den Standpunkt einer hiſtoriſch kritiſchen Virtuoſität zu erheben verſtehen, welche ihr kaltes Richteramt ſchon in dem Augenblicke beginnt, wo das Todtengeläute kaum verhallt iſt, und die heißen Thränen noch nicht getrocknet ſind, womit die trauernde Dankbarkeit einen der ruhmwürdigſten und verdienſtvollſten fürſtlichen Helden ehrt.

Es wird wahrſcheinlich nicht an Stimmen fehlen, welche in dieſer Angelegenheit laut werden, daher ich es gern Andern überlaſſe, die erwähnte Recenſion zu recenſiren; und H. Conſiſtorialrath Römer, den ich von Herzen achte und liebe, wird das, was ihn perſönlich angeht, (falls er es der Mühe werth achtet) zu beantworten, und, in Betreff der Aeußerungen über ſeine Penſion, vielleicht manche ſehr nahe liegende Replik zu geben wiſſen.

Nur die eine Frage kann ich nicht unterdrücken: Iſt es recht und billig, von der Zeit, wo der Herzog von Braunſchweig bei dem von Thaddenſchen Regimente in Halle angeſtellt war, einen Grund zur Herabwürdigung ſeines Characters herzunehmen? — Er führte — damals noch ein junger Prinz, voll aufbrauſender Jugendkraft — mit luſtigen Studenten und Officieren ein luſtiges, mitunter wildes Leben, grade ſo, wie es viele, nachmals ausgezeichnete Staatsmänner, Helden und Regenten geführt haben, und wozu, beim langweiligen Garniſondienſte, grade die lebhafteſten und kraftvollſten Jünglinge und jungen Männer am leichteſten verführt werden müſſen. Hierzu kommt noch, daß er, wie ziemlich allgemein bekannt iſt, im väterlichen Schloſſe ſehr ſtreng erzogen war. Darf man ſich darüber wundern, daß mancher Mißbrauch der endlich erlangten Freiheit die Folge hievon war? Zumal bei einem Prinzen, dem ſich die Verführung, eben weil er ein Prinz war, in allen Formen entgegendrängte? Er fühlte in beſonneneren Augenblik ken dieſes ſelbſt, und äußerte ſich darüber ſchon damals nicht ſelten auf eine Weiſe, welche ſein natürlich gutes Gefühl ſehr unzweideutig ausſprach, und einem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung gab, daß aus dem brauſenden Moſte wohl ein ſehr guter Wein werden könne. Auch in ſeiner, mitunter ans Rohe grenzenden Ungebundenheit offenbarten ſich ſchon damals die Grundzüge einer eigenthümlichen Anſpruchloſigkeit, die für die Zukunft eine ſehr erfreuliche Popularität verſprach.

Seit jener Zeit ſind zwanzig Jahre vergangen, in welchen das Schickſal ihn, auf mehr als eine Weiſe, in die Schule nahm. Was ein fortwährendes Glück vielleicht nie in dem Maaße aus ihm gemacht haben würde, das machte das Unglück aus ihm. Das wüſte Leben lag hinter ihm; er trat im Jahre 1809 mit heldenmäßiger, kühner Willenskraft auf; und in den entſcheidenden Tagen in den

Niederlanden erwarb er ſich einen Kranz des Verdienſtes und des Ruhmes, der ihm den vollſten Anſpruch auf die Dankbarkeit des jetzt lebenden, wie auf die Bewunderung jedes folgenden Geſchlechts gibt.

Auf ſeiner kurzen Bahn als Regent mag er manchen Mißgriff gethan haben; aber daß er von einem ſchönen Pflichtgefühl durchdrungen war, und ernſtlich das Gute wollte, darüber iſt, unter den Unparteiiſchen, nur eine Stimme; man konnte das Beſte von ihm hoffen; und die tiefe Trauer ſeiner Unterthanen hat ihm auch von dieſer Seite, das ſchönſte Lob auf die Urne geſchrieben.

Wer nun ein ehrenwerthes, hiſtoriſches Bild von ihm verfertigen oder auch nur vorbereiten will, muß Der, mit der kritiſchen Luppe in der Hand, nur nach Blatternarben und Leberflecken in dem Geſicht des Todten ſuchen?

A. G. Eberhard.

Lückenbüßer.

Die Engländer laſſen auf St. Helena für Napoleon Bonaparte ein fürſtlich ſchönes Haus aufbauen. Die ganze Welt iſt entzückt über dieſe Handlung der Galanterie. Und weil ich es auch bin: ſo will ich wenigſtens einen Vorſchlag zu einer Verzierung ſeines Wohnzimmers thun, wie ich ſie unlängſt, bei einem Glaſe Wein, mit einem Freunde entwarf.

Den Fußboden ließe ich mit den Bildniſſen und Schmeichelreden ſeiner Creaturen bekleben, (die er nun ſelbſt mit Füßen treten und verunreinigen müßte) die Decke mit den Hirngeſpinnſten ſeiner politiſchen Pläne, die Seitenwände mit den Proclamationen, Spottgedichten und Zerrbildern, die ſeit ſeiner Flucht aus Rußland von ſeinem Freunde Roſtopſchin und Andern ihm zu Ehren zu Tage gefördert ſind. Sein Bette müßte ein Sarg ſeyn, die Matratzen mit Flinten, das Kopfkiſſen mit Piſtolen angefüllt, und zwar alle auf den Schlachtfeldern von Leipzig und la belle alliance zuſammengeleſen. Einen Kronenleuchter könnte man ihm, ſtatt aus Glasperlen, aus größern und kleinern Todtengebeinen ſymmetriſch zuſammenſetzen. Und zu ſeinem Trinkgeſchirr gäbe es wohl nichts paſſenderes, als einen Schädel, mit dem Nahmen Englishmen beſchrieben.

Möchten die galanten Engländer doch dieſen Vorſchlag beherzigen!

E.

Räthſel.

Als ſchöne Heidin blies ſie Kriegesflammen an!
Gott gebe, daß ſie jetzt, mit heilgem Chriſtennahmen,
vor Tyrannei, und Krieg, und neuer Zwietracht Saamen
uns dauernd ſchützen will und kann!

E.

Bruchſtücke
aus einem dramatiſchen Mährchen:
Der Zauberfiſch.

Von

A. G. Eberhard.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(In einer ärmlichen Stube ein Tiſch mit einer matt brennenden Lampe und einem großen alten Buche.)

Veit. Martha.

Martha. Es iſt bald elfe. Verſchwende das doch theure Oel nicht ſo! — Hör' auf zu leſen! Es iſt ja Alles auch nur Lug und Trug!

Veit. Das iſt es nicht. Ein Schatz von hoher Weisheit ſteckt in dem Buche. Wenn ich es nur erſt ganz verſtehe!

Martha. Es verwirrt Dir nur den Kopf noch mehr.

Veit. (ſteht auf) Es wird mich ſchon zu etwas führen.

Martha. Noch mehr bergab? Ich denke, Du biſt ſchon tief genug herunter?

Veit. (ſeufzend) Nun ja!

Martha. Es ging uns ſonſt wohl auch nicht herrlich, als Du noch ein Jäger warſt, noch eine Flinte hatteſt; aber wie ganz anders war es doch, als jetzt!

Veit. So ſoll's vermuthlich ſeyn. Erſt tief! dann hoch!

Martha. Hoch? Hoch? Wie kämen wir wohl in die Höhe? Ich hoffe nun nichts mehr.

Veit. Ich doch.

Marta. 's iſt wieder Vollmond. Wie lange hat die Prophezeihung Dich geäfft:

„Veit! es kommt ein Vollmondſchein,
Dann wird alles anders ſeyn!“

Nun ja! Anders iſt es freilich ſchon lange; nur nicht beſſer!

Veit. (auf den Tiſch ſchlagend)

Weib! mache mir den Kopf nicht warm!
Viel Leute in der Welt ſind arm.

Martha. Du wollteſt mich aber reich und vornehm machen! Ich habe mein Letztes an die Hoffnung geſetzt! Und wieder ein Mal iſt nichts, als trocknes Brodt, im Hauſe!

Veit. Schweig ſtill! Ich ſchaffe Dir auf den Tiſch
Noch dieſe Nacht einen leckern Fiſch. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Martha allein.

Einen leckern Fiſch! den er erſt ſtehlen muß! Bis dahin iſt's gekommen! — Erſt ein Wilddieb; nun ein Fiſchdieb! — Zwar ſchwört er Stein und Bein bei jedem Fiſche, den er fängt, er will ihn **Clauſen** mit der Zeit zehnfach erſetzen; aber wie und wann ſoll eine ſelche Zeit kommen?! für uns! für uns! (Es wird ans Fenſter geklopft. Sie ſieht hinaus.) Was gibt's noch in ſo ſpäter Nacht?

Zigeunerin (draußen). Im ganzen Dorfe iſt nirgends Licht, als hier. Ich muß noch bis zur Stadt, und bin faſt ganz verſchmachtet.

Martha. Da ſeyd Ihr ſehr an's unrechte Haus gekommen.

Zigeunerin. Erquickt mich nur ein wenig!

Martha. Mit trocknem Brodt und Waſſer? Weiter hab' ich nichts.

Zigeunerin. O, gönnt mir was davon! Wenn nur eine Bank oder ein Stein hier wäre!

Martha. Ihr könnt auf einem Stuhl hier ausruhen. (geht hinaus.)

Dritter Auftritt.

Martha. Zigeunerin (zugleich hereintretend).

Martha. Da ſetzt Euch.

Zigeunerin. Das thut den müden Gliedern wohl.

Martha (bringt ein Stück Brodt und ein Glas Waſſer). Hier! Nehmt vorlieb! Ich habe nichts Beſſres.

Zigeunerin. Ihr ſeyd noch immer ſo arm?

Martha. Kennt Ihr mich denn?

Zigeunerin. Ihr ſeyd die Frau des ehemaligen Jägers? Nicht wahr? O, *der* hat mir ein Mal einen großen Dienſt geleiſtet.

Martha. Was denn für einen?

Zigeunerin. Ich hatte mir einen Nagel in den Fuß getreten, und lag am Wege, ohne weiter zu können —

Martha (raſch einfallend). Er ſchnitt ihn Euch heraus —

Zigeunerin. Zwar machte er es nicht ſäuberlich; allein er half mir doch.

Martha (heftig bewegt). Ihr ſeyd alſo die Zigeunerin?

Zigeunerin. Ich hab' ihm auch viel Schönes prophezeiht. (trinkt.)

Martha. O, daß der Trunk zu Gift Euch würde! Unſeliges Weib! Verführerin! Betrügerin! Ihr habt uns bis zum trocknen Brodte herunter gebracht! Und faſt den letzten Biſſen theil' ich jetzt mit Euch!

Zigeunerin. Mißgönnt mir ihn doch nicht! Glaubt mir! ich war recht hungrig und recht durſtig! — Ihr werdet bald was Beßres haben.

Martha. Geſtohlne Fiſche? Nicht wahr?

Zigeunerin. Nicht doch! Es wird ganz anders kommen. — Was ich in Eures Mannes Hand ſchon längſt geleſen, das las ich draußen eben wieder in den Sternen, und leſ' es jetzt auch in den Zügen Eures Geſichts:

Es naht ſich Euch ein großes Glück!
Ergreift den günſt'gen Augenblick!
Nur gebt fein Acht,
Und ſorgt und wacht,
Daß nicht das Glück Euch thöricht macht!

Martha. Das Glück? O, geht! ſpart Euren Rath! Mich ſollt' es nicht ſo übermüthig machen, wie hier die großen Bauernweiber, die mich kaum über die Achſeln anſehen! oder wie den reichen Pachter in Mühlfeld, der ſeinen Heinrich unſrer Marie nicht gönnt, weil ſie ein armes Mädchen iſt.

Zigeunerin. Vergeßt das nicht! Habt Dank für Euer Labſal. (ſie ſteht auf.) Ich werde Euch ſchon ein Mal wieder ſehen.

Martha. Nein! kommt nur niemals wieder! Ihr habt den Fluch in dieſe Hütte gebracht durch Eure Prophezeihung! Bis dahin ging doch alles leidlich, wenn auch nicht gut und erwünſcht. Wir hatten uns darein gefunden, beſchränkt und ſtill zu leben. Da warft Ihr einen Feuerbrand in meines Mannes Gehirn! Im feſten Glauben an Eure Prophezeihung fing er an, den Stein der Weiſen zu ſuchen, verlaborirte unſern Erwerb und meines Vetters Nachlaſſenſchaft, ging mit der Wänſchelruth' umher, und grub nach Schäzen; darüber kam er um ſeine Stelle; ſtatt des gehofften Glücks zog bittre Armuth bei uns ein; und ſo blieb Weiten endlich nur die Wahl zwiſchen Bettelſtab und Hunger oder Dieberei!

Zigeunerin. Das wäre arg!

Martha. Und das iſt euer Werk! Das iſt der Dank für meines Mannes Hülfe!

Zigeunerin. Seyd ehrlich, Marthe. Ihm ſchadete ſein wilder, ſtolzer Sinn; Euch trieb die Eitelkeit. Auf unverhofftes Glück war Euer Sinn ſchon lange gerichtet. Der Weit las in geheimnißvollen Büchern; Ihr trugt, Jahr aus Jahr ein, das ſchöne Geld zum Lotto in die Stadt. Ihr dachtet immer an das Leben der großen Herren und Damen, bei denen Ihr vor Zeiten waret. Ihr wolltet gar zu gern auch vornehm ſeyn. Ihr wolltet auch Eure Tochter vornehm ſehn, und ſchobt Sie unbeſonnen dem Sohn des

reichen

reichen Pachters in die Arme. — He, leugnet mir's ein Mal!

Martha. Ach meine arme Tochter! Sie iſt ſo ſchön und gut! und wird doch ganz unglücklich nun!

Zigeunerin. Iſt ſie unglücklich: iſt's durch Eure Schuld. Sie war noch unbefangen, wie ein frohes Kind, da ſchwatztet Ihr ſchon Wünſche und Hoffnungen in ihre Seele, an die Sie ſonſt nicht leicht gedacht hätte.

Martha. Furchtbares Weib! Hört auf, mich ſo zu quälen!

Zigeunerin. Merkt, was ich Euch geſagt, und nehmt's als Dank für Eures Mannes Kur! Ich hatte den Nagel nur im *Fuße*; Ihr Beide habt ihn in dem *Kopfe*. Zieht ihn heraus! es iſt die höchſte Zeit! der Schade wird ſonſt ganz unheilbar. (ab.)

Martha. Was iſt das für ein Weib? Woher hat ſie die Kunde von allem unſerm

Thun? Sie ſtand mir da, wie ein Geſpenſt!
Ich muß die Thüre hinter ihr verriegeln. (ab.)

Siebenter Auftritt.

(Ufer am See. Links eine Hütte. Rechts wilde Felſenpartieen; etwas erhöht, der Hütte gegenüber, eine Höhlenöffnung. Nacht, Vollmond.)

Zwerg (tritt aus der Höhle.)

Da kommt noch Jemand! Ei, Ei! ſieh da!
Der ſpröden Jungfrau Herr Papa.
Er kömmt, um wieder Fiſche zu ſtehlen.
Der iſt mein Mann. Es kann nicht fehlen:
Der geht in die nächſte Falle hinein;
Und ergreift der Stolz noch ſein Töchterlein:
So wird auch das am Ende noch mein.

Veit (ſich vorſichtig umſehend). Kein Menſch zu ſehen und zu hören. Der Fiſcher Claus liegt auf dem Ohr. Na, gute Nacht! ich will ſtatt Deiner fiſchen. — Ja, Fiſche, Fiſche muß ich haben, des Weibes Mund damit zu ſtopfen. Ich füttre ſie, und wärs auch mit geſtohlner Waare, damit ſie nicht verlernt, mich und mein Wort zu ehren. Viel lieber will ich ſeyn ein Dieb, als ſolche Schmach erdulden. — — Doch weh! Wo iſt das Netz? Wo iſt der ſchöne Hamen? Hat Claus den Spas gemerkt? Verdammter Streich! Auch dieſer letzte Nothbehelf dahin! — So ſoll der See mich lieber verſchlingen — ſo will ich lieber ewig in des Satans Klauen liegen, eh' ich mit leerer Hand zurück zu meinem Weibe kehre.

Zwerg. Bravo! ſo gefällſt du mir.

Veit. Was war das? Sprach nicht Jemand?

Zwerg. Jawohl. Ein guter Freund von dir.

Veit. So ſiehſt du aus.

Zwerg. Ich wills beweiſen. Ich will dir eine Angel leihen.

Veit. Gieb her! Sey wer du willſt: ich lobe dich als meinen beſten Freund.

Zwerg. Hier haſt du meine beſte Angel. Verſuche dein Glück damit!

Veit. Sie bringe mir den ſchönſten, größten Fiſch!

Zwerg. Glück zu!

Veit. Schon ſinkt ſie unter in den dunkeln Wellen! — Herauf, Gefangner! komm heraus! (Er zieht. Ein großer Fiſch hebt ſich aus der Fluth.) Sieh da!

Der Fiſch. Laß mich in meinem Elemente!

Veit. Ein Fiſch — und ſpricht!

Fiſch. Ich will dir einen Wunſch gewähren; nur laß mich wieder los!

Veit. Du mir? Mir einen Wunſch?

Zwerg. Ergreif' im Flug das Glück!

Veit. Ei nun, ich habe manchmal mir gewünſcht, ich möchte Herr des Dorfes ſeyn! Das wünſch' ich noch.

Fiſch. Du biſts. Geh heim, und grüß' als Edelfrau dein Weib.

(Veits ſchlechter Mantel fällt hin, und er erſcheint als

Edelmann gekleidet. Fiſch und Zwerg verſchwinden. Aus der Höhle ſchallt lautes Hohngelächter.]

Veit. Was iſt das? Träum' ich? Wach' ich? Treibt ein Kobold ſeinen Spott mit mir? Hier ſtand ein Zwerg! dort ſchwamm ein Fiſch! Und ich! So ſtattlich war ich nie gekleidet! — Wär's möglich? Ging' es endlich in Erfüllung? — He Weib! nun bitte mir den Frevel ab! Ich habe *Recht* gehabt! Die Zeichen haben *nicht* getrogen!

(eilig ab.)

Zweiter Aufzug.

Vierter Auftritt.

(Zimmer im adlichen Schloß).

Martha (als Baronin geputzt). **Marie** in ärmlicher Kleidung. Eine Kammerjungfer legt ſeidne Kleider und andere Putzſachen auf Stühle und Tiſche.)

Martha. Nun, liebe Tochter, ſuche Dir aus, was Du anziehn willſt!

Marie. Unmöglich!

Martha. Marie! verdirb mir die Freude nicht durch ſolchen Eigenſinn!

Marie. Ich war ja kaum noch eine arme Magd! Laßt mich in meiner ſchlichten Tracht!

Martha. Wo denkſt Du hin? Da müßt' ich ja mich Deiner ſchämen!

Marie. Ich will in einer Kammer mich verbergen, wo mich Niemand ſieht! — Ach, oder ſchickt mich wieder fort! weit unter fremde Menſchen!

Martha. Nachdem Du kaum zurückgeholt biſt, und ich ſo froh war, daß wir Deine Spur gefunden?

Marie. Seyd nicht ungehalten, Mutter!

Martha. Ich bin gleich wieder hier.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Marie (allein).

Welch eine Wendung des Geſchicks,
Im raſchen Flug' eines Augenblicks!
Statt mich zu freuen, muß ich zittern,
Wie vor den drohendſten Ungewittern!
Das iſt nicht, wie es ſollte ſeyn!
Solch Glück iſt nur vergänglicher Schein!
Und wollten Vater und Mutter mich haſſen:
Ich darf mich nicht bethören laſſen!

Sechſter Auftritt.

Marie. Martha.

Martha (kommt mit einem Kleide auf dem Arme.) Sieh, hier dies einfache weiße Kleid! das wenigſtens wirſt Du doch anziehn?

Marie. O, Mutter! quält mich nicht! Mein Hierſeyn ſchon iſt ein Verbrechen. Ich hab' es Heinrichs Vater heilig angelobt, daß ich in weiter Ferne mich verbergen will, wo mich ſein Sohn nicht finden kann. Ihr habt gewaltſam mich zurückgeführt; allein eh' leg' ich dieſes ſchlechte Kleid nicht ab, eh' Heinrichs Vater nicht in meinen Aufenthalt hier willigt.

Martha. Iſt der Dir wichtiger, als Deine Mutter?

Marie. Er hat mein Wort! Er iſt ein Vater mir geweſen, als ich ſo gut wie ohne Eltern war.

Martha (empfindlich.) So will ich dann auch das noch thun: ich will hinüber zu ihm ſchicken.

Marie. Erlaubt, daß ich ihm ſelber alles ſchreibe, wie ich, ohne mein Verſchulden, wieder hier bin.

Martha. So ſchreib geſchwind! Ein Bothe zu Pferde ſoll gleich den Brief hinüber bringen. (Marie ab.)

Siebenter Auftritt.

Martha. Veit.

Veit (im Reitanzuge, mit großen Spornen, eine Reitpeitſche in der Hand.) Mein Traum geht in Erfüllung! Vier prächtige Schimmel ſtehn im Stalle! Der Keller hält es hundert Jahre mit mir aus!

Martha. Mit Träumen biſt Du glücklicher, als ich. Ich möchte lieber gar nicht ſchlafen, um nur nicht zu träumen.

Veit. Nun, immer träumt man freilich nicht vergnügt.

Martha. Ich nie. So wie ich jetzt die Augen ſchließe, umgiebt das alte Elend mich, und alle die neue Herrlichkeit iſt mir verſchwunden.

Veit. Einfältige Träume!

Martha. Wenn's aber Ahnung wäre! Kann ſchnelles Glück nicht plötzlich enden?

Veit. Wie lächerlich! Wie weibiſch lächerlich!

(Aus dem Hintergrunde ſchallt lautes Hohngelächter.)

Martha (aufſchreckend.) Wie häßlich kannſt Du lachen!

Veit. Wer? Ich? — Nein, Du!

Martha. Was heißt das?

Veit (öffnet raſch die hintere Thür.) Niemand hier? (klingelt.) Kein Menſch zu hören und zu ſehen! —

Martha (beklommen.) Du meinſt doch nicht —?

Veit (klingelt heftiger.) Was ſoll ich meinen? Nichts! — Man lacht manchmal, und weiß kaum, daß man's thut.

Martha. Im Ernſt?

Veit. Warum nicht? (hinausrufend.) Johann! bring' eine Flaſche von dem beſten Wein!

Martha. Wenn doch Marie käme! Sie ſchreibt entſetzlich lange. (Pauſe.)

Veit. Und mit dem Weine — wie lange bleibt der Kerl?

Martha. Du haſt ihn ja wohl eben erſt gefodert?

Veit. Allein ich will: er ſoll im Nu zur Stelle ſeyn.

(Ein Bedienter bringt Wein und Gläſer.)

Martha. Da iſt er ſchon.

Veit. Langſamer Schnecke! hüte Dich ein ander Mal! (Bedienter ab.)

Martha. Verlangt Dich denn ſo ſehr danach?

Veit. (einſchenkend.) Das eben nicht. (trinkt.) Doch ich verlange raſchen Dienſt.

Martha. Nun ſey vergnügt!

Veit. Ich bin es ja! (trinkt.) Recht ſehr vergnügt! Trink mit! Auf mein Wohl, und auf Deins! Stoß an!

Martha (anſtoßend.) Nun darauf trink ich wohl ein Glas.

Veit. Den Fiſch, den Zwerg mit eingeſchloſſen!

Martha. Und auch die alte Zigeunerin!

Veit. Ja freilich! die verſteht ſich auf das Prophezeihen.

Martha. Käm' Sie doch jetzt! Wie fröhlich wollt' ich ſie mit Wein erquicken!

Veit (ſchenkt ein und trinkt.) Was ſie nicht ſelber trinkt, das trink' ich auf ihr Wohlſeyn.

Martha. Kann Jemand gleich nach Mühlfeld reiten? Marie ſchreibt einen Brief.

Veit. Es fehlt ja nicht an Pferden und Bedienten.

Martha. Es muß ein flinker Reiter ſeyn! Sie will ihr ſchlechtes Kleid nicht ausziehn, bis ſie von Walthern Antwort hat.

Veit. Sie reiten alle flink, ſobald ſie galoppiren. Befiehl das nur!

Martha. Wenn doch **Marie** erſt die Freude mit genöſſe! (ab.)

Achter Auftritt.

Veit. Galopp ging's auch mit meinen Schimmeln dieſe Nacht. (trinkt.) Galopp im Fahren! Galopp im Trinken! Da geht's am luſtigſten. (ſingt:)

Der reiche Freiherr bin ich ja!
Drum luſtig! heiſa hopſaſa!
Mein Reichthum wird nun bald bekannt
Bei Jung und Alt im ganzen Land.
Ich leere ſchnell in Saus und Braus
Ein Fläſchchen nach dem andern aus.
Was hundert Fröhner ſä'n für mich,
Das erndte und verjuble ich.

Der reiche Freiherr bin ich ja!
Drum luſtig! heiſa hopſaſa!
Mein Reichthum wird nun bald bekannt
Bei Jung und Alt im ganzen Land.
Wie ich dazu gekommen bin,
Das liegt mir weiter nicht im Sinn.
Den Fragern lach' ich ins Geſicht!
Ein Glückpilz grämt und ſchämt ſich nicht.

Neunter Auftritt.

Veit. Matz.

Matz. Sein Diener, Herr Baron!

Veit. Sieh da, der lahme Matz! Du biſt der ärmſte Schelm im Dorfe, der nichts als Waſſer trinkt. Komm her! da haſt Du ein Glas Wein, wie's Dir im Leben nicht an den Mund gekommen iſt.

Matz. Ja wohl bin ich der ärmſte Schlem! (weint.) Mein letzter Troſt, mein einziger Freund iſt auch krepirt!

Veit. Wer war das denn?

Matz. Mein lieber, guter, treuer, fleißiger Eſel, der manchen Groſchen mir verdienen half, und ſelten mehr, als Stroh bekam!

Veit. Ich dachte Wunder, wen Du meinteſt.

Matz. Iſt das noch nicht genug? Wenn mir der liebe Gott dafür die Frau genommen hätte: da wollt' ich gern mich tröſten. Seit ſieben Jahren iſt ſie blind, und ißt und zankt, wie eine Sehende! Wie gern kauft' ich mit ihr mein Eſelein zurück!

Veit. Trink nur, und ſey vergnügt! Ich ſchenke einen andern Eſel Dir.

Matz. Gewiß? Nun dann auf Dero Wohlſeyn auch. (trinkt.) Allein Ihr könntet mir noch anders, beſſer helfen, lieber Herr!

Veit. Womit denn?

Matz. Ich hab' es ſatt, ein armer, lahmer Lump zu ſeyn, und möchte auch mit Vieren fahren.

Veit. Du Narr! Iſt Dir das Glas ſchon in den Kopf geſtiegen?

Matz. Mir wird das Gehen ſaurer wohl, als Euch. — Todt ſchlagen ſoll ich nicht das böſe, blinde Weib, und kann Es auch in keinen Spittel kaufen.

Veit. Warum haſt Du kein beſſres Dir genommen, Narr?

Matz. Hat denn ein beſſeres mich gewollt? Drum muß ich's nun auf eine andere

Art verſuchen. Ich will dem Teufel gern mich ganz und gar verſchreiben, werd' ich nur reich, und komm' aus meiner jetzigen Hölle.

Veit. So geh' zum Teufel! aber mich laß ungeſchoren!

Matz. Ihr habt ja Bücher, wo es drin ſoll ſtehn, wie man im Umſehn kann aus einem Lump ein reicher —

Veit. Verwegner Bube!

Matz. Erbarmt Euch doch! Ihr wart ja auch —

Veit (ihn bei der Bruſt faſſend.) Nicht noch ein Wort der Art: ſonſt iſt's Dein Unglück!

Matz. Was hab' ich denn verbrochen? (weicht zurück nach der Thür.)

Veit. Dein Unglück iſt's, wenn Du Dich nicht gleich aus dem Staube machſt, und ſolch' ein Wort je wieder über Deine Lippen bringſt. (Matz ab.)

Veit. Wie hat der Lumpenkerl die Laune mir verdorben! Ich muß vergeſſen, wer ich war; eh' werd' ich deſſen, was ich bin, nicht froh! Drum wehe Jedem, wer mir das Vergangne in Erinnerung bringt! (trinkt.)

Ha! jedes Wort, das mich verhöhnt,
Es ſey aufs Härteſte verpönt!
Vergeſſen ſey die alte Zeit,
In neuer Luſt und Herrlichkeit!

Zehnter Auftritt.

Veit. Der Fiſcher Claus.

(Claus tritt dreiſt herein, bleibt aber bald verlegen ſtehn.)

Veit. Wer unterſteht ſich wieder —?

Claus. Ich bin der Fiſcher Claus. Ich komme —

Veit. Hinweg! Hinaus!

Claus. Gebt mir mein Geld!

Veit. *Dein* Geld? Ich habe keins, als was nur *mir* gehört.

Claus. Ihr habt auch meines! Seht nur in eurem Kaſten nach! Es muß ein hübſches Sümmchen drinne liegen, das *mir* gehört — für Fiſche — Ihr verſteht mich wohl?

Veit. **Claus!** ſprich in einem andern Tone!

Claus. Ich ſpreche ſchon in einem andern, als ich nöthig hätte.

Veit. Du biſt in Noth?

Claus. Ich wär' es nicht, wenn nicht ſeit langer Zeit —

Veit. Du ballſt die Fauſt? Beſinne Dich!

Claus. Es darbt mein gutes Weib! Ich ſoll den Pacht bezahlen, und bin mit Exekution bedroht!

Veit. Du willſt mich alſo bitten, daß ich Dir was borgen, oder ſchenken ſoll? (er zieht einen vollen Beutel hervor.) Thu' das! ich bin nicht geitzig.

Claus. Wo ich zu fodern habe, ſoll ich doch nicht betteln? Genug, ich brauche dringend jetzt, was Ihr mir ſchuldig ſeyd.

Veit. (ſteckt den Beutel ein.) Sprichſt Du auf dieſe Art, ſo zahl' ich keinen Heller.

Claus. Ihr müßt! ich gehe eher nicht von dannen!

Veit. Ha! unverſchämter Menſch! bedenk', mit wem Du ſprichſt!

Claus. Nun ja! ich ſpreche mit dem Veit, der mir die Fiſche ſtahl!

Veit. Wahnſinniger! Du ſprichſt mit Deinem neuen Herrn!

Claus.

O, kommt mir nicht mit Herrenrecht!
Das paßt für keinen Sündenknecht!
Seyd, oder thut, wer weiß wie groß:
Ihr bleibt für mich ein Dieb doch blos!
Zieht immer ſchönre Kleider an:
Nie ſteckt doch drinnen ein Ehrenmann!

Veit (zur Thür hinausrufend.) Bedienten! (drei Bedienten kommen). Den Kerl hier nehmt in Verwahrung! Er iſt ein Tollhäusler! Der Amtmann ſoll gleich kommen!

Claus (wird von den Bedienten ergriffen.)

Jetzt muß ich weichen frecher Gewalt!
Doch kommt mir wohl Erlöſung bald.
Die ſchlechte That bleibt ewig ſchlecht,
Und endlich wird ſie gewiß gerächt!

(wird abgeführt.)

Veit.

Den Trotz und Frevel ſoll er büßen,
Bis, von Gewalt und Noth beſiegt,
Er, wie ein Wurm, zu meinen Füßen,
Im Staub um Gnade flehend, liegt!

Elfter Auftritt.

Veit. Juſtizamtmann Brandt.

Brandt. Ich war ſchon eben an der Treppe, um Euro Gnaden in tiefſter Unterthänigkeit —

Veit. Schon gut, Patron!

Brandt. Ich bitte um Dero Gnad'

und Huld. Der Herr Baron werden an mi den treuſten Diener haben.

Veit. Ich kenn' Ihn wohl.

Er iſt ein Jude ohne Bart,
ein Gaudieb von der erſten Art,
ein Allerwelt-Chicanenerſinder,
und der ausgelernteſte Bauernſchinder!

Brandt. (der ſich bei jedem Scheltwort immer tiefer gebückt hat.) Ich bitte unterthänig!

Veit. Allein das Volk verdient's nicht beſſer.

Juſt einen Helden von ſolchen Gaben,
den will ich hier als Amtmann haben.

Brandt. Der gnädge Herr belieben zu ſcherzen.

Veit. O nein! das geht mir ganz vom Herzen.

Für Spott und Hohn, den ich ſeit Jahren,
hier von dem Volke hab' erfahren,
nehm' ich nun Rache! — Schlag' er ein,
im Fall er mein treuer Helfer will ſeyn!

Brandt. (einſchlagend.)
Wie könnt' ich meinem gnädgen Herrn
die Hand verweigern! Ich diene ja gern
Euro Gnaden nach meinen geringen Kräften,
und ich biete, zu jeder Art von Geſchäften,
Denenſelben mich als Factotum an.

Veit. Es gilt. Ich denk', Er iſt mein Mann.
Nur thu' Er ſtets, was mir gefällt,
wär's hundert Andern auch zum Schaden!

Brandt. O, eher, als mit Euro Gnaden,
verderb' ich's mit der ganzen Welt.

Veit. So ſey es ſein erſtes Probſtück,
den Claus, den Schurken, mürbe zu machen!

Brandt. Er ſoll es werden. Darauf
verſteh' ich mich.

Veit. Ganz recht. Er hat ja Uebung. (ab.)

Brandt. Victoria! Das wird ſcharmant!
Wir waſchen Einer des Andern Hand.
Der wackre Herr! er iſt im Steigen;
er ſteigt noch höher wohl manchen Schritt!

Da gilts, ein wenig den Nacken zu beugen;
und mach' ich's geſcheit: ſo ſteig' ich mit! (ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Stube in der Fiſcherhütte.)

Lene allein. (ſie weint.)

Das Spinnrad haben ſie mir kaum gelaſſen! Mein armer Claus gefangen! und unterdeß hier ausgepfändet! O, welch ein Unglückstag! (ſie weint.) Was haben wir denn wohl geſündigt, daß ſolche harte Noth auf ein Mal über uns hereinbricht! Ich weiß es nicht, und Claus wird's auch nicht wiſſen. — Selbſt das Geſangbuch haben ſie mir genommen! Wie gut, daß ich ſo manches ſchöne Lied im Herzen habe! Das konnte Keiner nehmen. (ſie ſingt:)

Befiehl du deine Wege,
und was dein Herz dir kränkt,
der treuen Vaterpflege
deß', der den Weltkreis lenkt!

Der Wolken, Fluth und Winden
weiſt Ziel und Bahnen an,
der wird auch Wege finden,
die dein Fuß gehen kann.

(ſie hält inne, und trocknet ſich die Augen.)

Die Hofthür geht! wer mag da kommen?
(ſteht auf.)

Dreizehnter Auftritt.

Lene. Marie.

Marie. Gott grüße Euch!

Lene. Von Wem kommt mir der freundliche Gruß?

Marie. Ihr kennt mich nicht? Ich bin die arme Jungfrau, der Ihr einmal ſo liebevoll Euch angenommen.

Lene. (nachdem ſie einige Augenblicke Marien ungewiß betrachtet, ſtreckt ſie ihr die Arme entgegen.) Ja, nun erkenn' ich Euch.

Marie. (Lenen umarmend.) Wie vielen Dank bin ich euch ſchuldig!

Lene. Ihr war't mir in der böſen Nacht ſo ſchnell entſchwunden. Ich habe oft ſeitdem an euch gedacht.

Marie. Ich auch an Euch; und immer wollt' ich zu Euch gehn, um dankend Euch ein Mal die Hand zu drücken für euren großen Dienſt; nur hielt mich Furcht zurück, den Boden wieder zu betreten, wo ich ein ſolches Abentheuer erlebte. Jetzt aber konnt' ich mich nicht länger halten, und ohne Unfall kam ich bis hierher.

Lene. O, ſeyd willkommen! Bleibt hier! So bin ich doch nicht ganz verlaſſen.

Marie. Ach, daß es möglich wäre! Wie gern möcht' ich mit Euch in dieſer kleinen Hütte wohnen!

Lene. 's iſt freilich bittre Armuth jetzt bei mir. Allein wir wollen Beide fleißig ſeyn: ſo werden wir ja nicht verhungern.

Marie. Es geht nicht an.

Lene. Wir paßten gut zuſammen. Ihr habt das Herz gewiß von Eurem Liebſten voll —

Marie. Ich habe vielen Kummer drin! von mehr als *einer* Art!

Lene. Nun ſeht, und mir iſt Claus entriſſen!

Marie. Deswegen eben komm' ich her.

Lene. Ihr habe den Schandſtreich alſo ſchon erfahren? Solch ein Baron —

Marie. (ängſtlich einfallend.) O, haltet ein! Laßt mich den Ausbruch Eures Zorns nicht hören! (einen Beutel hervorziehend.) Hier habt Ihr Gold. Zahlt Euren Pacht! Seyd wieder froh an Eures Gatten Seite! Und dann vergeßt das Unrecht, das ein verirrter Sinn Euch zugefügt.

Lene. Ihr wollt ſo vieles Gold mir geben?

Marie. Nehmts unbedenklich! Ich hab' es nur zum Ueberfluß.

Lene. Iſts auch kein Sündengeld?

Marie. Die Mutter gab es mir zu Schmuck und eitlem Prunk, den ich nicht haben mag.

Lene. Wer ſeyd Ihr, räthſelhafte Jungfrau?

Marie. Wenn Ihr erſt wieder froh und ruhig ſeyd: ſo ſag' ich's Euch.

Lene. Habt unterdeſſen tauſendfachen Dank! Ihr ſeyd mir, wie ein Engel, in der Noth erſchienen.

Marie. Lebt wohl!

Lene. Wie ſoll ichs jemals Euch vergelten?

Marie. Erwähnt nichts mehr davon! (geht nach der Thür.)

Lene. Nun, *eine* Freude kann ich Euch doch machen. Ich will Euch meinen hübſchen Jungen zeigen. (holt Marien von der Ausgangsthür zurück.) Kommt in die Kammer! Wenn eine Mutter nur ihr Kind noch hat: ſo iſt ſie reich, auch ohne Geld und Gut. (Beide ab in die Seitenthur.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer im herzoglichen Schloſſe. Auf einem Tiſche liegt ein Säbel.)

Veit. Martha (beide in herzoglicher Kleidung). Zuletzt **ein Offizier.**

Martha (ins Zimmer tretend.) Iſts wahr? Prinz Ottokar gefangen?

Veit. So iſts. Da liegt ſein Säbel. Er ſelber wird gleich hier ſeyn.

Martha. Ich hoffe, aus dem Gefangnen wird ein Schwiegerſohn.

Veit. Das iſt unmöglich!

Martha. Er fand ſchon Wohlgefallen an der Tochter des Barons, und wird des Herzogs Tochter nicht verſchmähn, um ſeinem Hauſe Land und Leute wieder zu gewinnen.

Veit. Das könnte ſeine Rechnung ſeyn; doch meine lautet anders. Er hat im ſtolzen Uebermuth mich keck verhöhnt, verlacht! Das kann ich nimmer ihm verzeihn.

Martha. Sein Uebermuth iſt jetzt gewiß gebrochen.

Offizier (tritt in die Thür.) Prinz Ottokar iſt angelangt.

Veit. Führt ihn herein!

(Martha und der Offizier gehn durch verſchiedne Thüren ab.)

Zweiter Auftritt.

Veit. Der Prinz.

Veit (nach einer Pauſe, in welcher er den Prinzen höhniſch betrachtet, ohne deſſen grüßende Verbeugung zu erwiedern.) Ei, luſt'ger Prinz, als wir zum erſtenmal uns ſahen, war't Ihr ja ſo muntrer Laune? Wie ſteht Ihr heute denn ſo mürriſch da? — — Nun? Ihr erwiedert nichts? Ein Herzog ſpricht mit Euch.

Prinz. Wollt Ihr für einen Herzog gelten: ſo ehrt in mir den Prinzen und den Krieger, den nur ein Unglücksfall gefangen machte.

Veit. Anführer von Rebellen ſeyd Ihr! weiter nichts!

Prinz. Ihr habt den beſten Theil von meines Vaters Ländereien weggenommen!

Veit. Er hat durch einen ſchriftlichen Vertrag mir förmlich abgetreten, was ich, zur Sicherung meiner Gränzen, brauchte.

Prinz. Ihr nahmt, bevor Ihr unterhandeltet! — Mein kranker Vater liebt die Ruhe; und ein beſtochner Rath vermochte ihn zur Unterzeichnung. Mich aber rief die Ehre unſers alten Hauſes zu den Waffen, und ein gerechter Unmuth führte die alten treuen Unterthanen unter meine Fahnen.

Veit. Sie ſind gerichtet als Rebellen, ſo viel' ich ihrer konnte habhaft werden. Ihr war't ihr Führer, und ſo trifft die Reihe nun auch Euch.

Prinz. Ihr wollt mich morden laſſen?!

Veit. Ein Kriegsgericht wird über Euch den Ausſpruch thun.

Prinz. Welch unerhörter Frevel! Nur alte Fürſten dürfen meine Richter ſeyn!

Veit. Das Leben ſcheint dem tapfern Helden lieb?

Prinz. Im wilden Kampfe ſetzt' ich's fröhlich auf das Spiel; und ohne Klage wär' ich ruhmvoll da gefallen. Allein mich tückiſch morden laſſen von verworfnen Richtern — da thut mir's ſchmerzlich leid um meines Lebens friſchen, frohen Lenz!

Veit. So ſagt, daß Euch gereut, was Ihr verbrochen gegen mich, und helft mir, die Rebellen unterwerfen! Um dieſen Preis nur iſt das Leben Euer.

Prinz. Um dieſen kauf' ich's nicht! Denn, ſey der Tod auch bitter: ein ehrlos Leben wär' es mir noch ungleich mehr.

Veit. Ich denk', Ihr werdet Euch woh

anders noch beſinnen. Geht hin! Die Richter warten ſchon auf Euch.

Prinz. Beſinnen? Nichts iſt zu beſinnen,
Wo Schand' und Ehre auf dem Spiele ſtehn!
Viel lieber will ich gleich zum Richtplatz gehn;
Als mir um ſolchen Preis das Leben neu gewinnen!
Nicht eine Thräne ſoll von meinen Wangen rinnen!
Der Heldenahnen Geiſt wird ſtärkend mich umwehn.
Um ihrer werth zu ſeyn, wie gern will ich ein Leben,
Das Schmach nur friſten ſoll, Euch hin zum Opfer geben!

Veit. Ich denke, Eurer Heldenahnen Geiſt
Wird Euch die Bitterkeit des Todes ſchlecht verſüßen!

Prinz. Ihr kennt nicht ſolch Gefühl! Ihr müßt nur ſchmerzlich büßen,
Wenn

Wenn Euch die Rache einſt zum ſchnellen Tode reißt!
Und trätet Ihr auch noch die halbe Welt mit Füßen,
Und ſchwängt von Thron zu Thron Euch übermüthig dreiſt:
Stets wird das Hochgefühl, das mich erhebt, Euch fehlen!
Solch Erbtheil könnt Ihr nie, mit keiner Krone ſtehlen! (ab.)

Dritter Auftritt.

Veit allein.

Wie? Ein Entwaffneter, ein Sterbender
Kann mich mit ſtolzem Hohn noch ſo verwunden?!
Will meines Glückes glänzend ſchönem Stern,
Voll Ahnentrotz, nicht huldigend ſich neigen?
So trete dann Gewalt dem Trotz entgegen!
Und Haß vollende, was das Glück begann!
Ihr alten Burgen, auf Granit gebaut,
Noch ſchaut ihr höhnend auf den friſchen Hügel,

Der zwiſchen euch ſich aus dem Thal' erhob!
Allein er ſoll empor zum Berge wachſen,
Soll zum Vulkan ſich donnernd umgeſtalten,
Der euch mit Glut und Aſche überſtrömt!
Er ſoll den Boden unter euch erſchüttern,
Bis eurer Zinnen Prucht in Flammen ſteht,
Und eure alten Säulen niederſtürzen. (er geht raſch nach der Ausgangsthür.)

Vierter Auftritt.

Veit. Brandt (als Miniſter gekleidet.)

Brandt (in der Thür Veiten entgegentretend.) Durchlauchtiger Herzog —

Veit. Machts kurz! Ich habe nochmals einen wichtigen Gang zu gehen.

Brandt. Der Prinz ſoll nicht begnadigt werden?

Veit. Nein!

Brandt. Des Volkes Unmuth wächſt!

Veit. So ſchwing' ich kräftiger noch die Geißel.

Brandt. Die Feinde mehren ſich an unſern Grenzen, und drohn uns ſchon mit ſtarker Uebermacht!

Veit. Sie mögen drohn! — Noch eine kurze Friſt: und ich will übermächtig daſtehn, und ſie, ſtrafend, Alle niederſchmettern! (ab.)

Brandt. Wohl ihm und mir, wenn er's vermag! (ab.)

Fünfter Auftritt.

(Begräbnißplatz, mit einer Kapelle im Hintergrunde, aus welcher eine Trauermuſik ertönt. Abenddämmerung.)

Marie allein.

(Sie tritt, ſchwarz gekleidet, mit einem Korb voll Blumen in der Hand, im Vorgrunde auf.)

Noch weilen in der Gruft die Diener, die ſeinem Sarge folgten. Hier wind' ich unterdeſſen ihm den Kranz. O, armer Ottokar! (Sie ſetzt ſich im Vorgrunde auf einen Stein, und fängt an, einen Kranz zu winden. Aus der Kapelle ertönt der folgende Geſang, welchen Marie mit ihrer Stimme begleitet.)

Edler Todter, ruh' in Frieden!
Ach, wie ſchnell biſt du geſchieden!
Schon an einem höhern Thron
Erndteſt du des Kampfes Lohn!
Wir nur klagen noch hienieden!
Edler Todter, ruh' in Frieden!

(Die Diener, in ſchwarze Mäntel gehüllt, kommen Paar und Paar aus der Kapelle, und gehn im Mittelgrunde ab.)

Nun liegt er ſchon in voller Grabesſtille! —
Wie lang' iſt's her, da trieb die Jugendluſt
Ihn noch zum harmlos kecken Uebermuthe;
Da tummelt' er ſein Roß noch in der Schlacht,
Und ſchwang das Schwerdt zum ritterlichen Kampfe! —
Und jetzt umſchließt ein enger Sarg ihn ſchon!

Sechſter Auftritt.

Marie. Martha.

Martha. So hab' ich recht vernommen? Du haſt in Trauer Dich gekleidet? Du biſt dem Leichenzuge endlich nachgefolgt?

Marie. Ihr habt ja meinen Wunſch gewähren helfen, daß ehrenvoll der Todte dort begraben wurde. Laßt mich ihm hier nun einen Kranz noch winden!

Martha. Marie! haſt Du ihn geliebt?

Marie. Nicht Roſ' und Myrte flecht' ich in den Kranz; nur Lorbeer, Lilje und Cypreſſe, zum **Sinnbild**, daß er muthig und unſchuldig ſtarb.

Martha. Wenn das Dein Vater wird erfahren!

Marie. O, laßt doch, wenn der Vater mordet, die Tochter wenigſtens ein Todtenopfer zur Verſöhnung bringen! Es ſchreit ja *eine* Blutſchuld nach der andern laut um Rache!

Martha. Wie kannſt Du Blutſchuld nennen, was, für höhern Zweck, und vom Geſchick getrieben, für ſeine Ehr' und Sicherheit der Vater thut? Er geht nun einmal eine hohe Bahn.

Marie. O, wär' er auf der niedrigern geblieben: es ſtände beſſer um uns Alle!

Martha. Erhebe endlich Dich zu Deines Ranges ſtolzer Höhe, und ſpiele länger nicht des liebekranken Mädchens Rolle! Wie wollteſt Du, um eine goldne Krone, den ſchäferlichen Myrtenkranz nicht gern vergeſſen!

Marie.

Mich reizt ein ſchäferlicher Kranz
Weit mehr, als aller Kronen Glanz.
Ihr könnt mir grauſam jenen rauben;
Doch nimmer, Mutter, dürft ihr glauben,
Ich werde dieſe je aufs Haupt mir laſſen ſetzen,
Und meiner Treue Schwur um ſolchen Tand verletzen!

Martha. Jetzt biſt Du eines Herzogs Tochter, und wirſt noch höher bald vielleicht gegrüßt. Mit einem alten Fürſtenhauſ' uns zu verbinden, bedürfen wir der ſchönen Tochter Hand. Du mußt daher gehorchend Dem ſie reichen, den Deiner Eltern Wahl Dir nächſtens zeigen wird.

Marie.

So wolltet ihr das Glück zerſtören
Der Tochter, die Euch ſtets geliebt?
Der Tochter, die Euch nie betrübt?
Ihr wolltet nicht die Stimme hören,
Die in dem Mutterherzen ſpricht?!

Martha.

Hier gilt es eine höhre Pflicht!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Zigeunerin.

Zigeunerin. Gott grüß' Euch.

Martha. Welche Stimme? — Ah! biſt Du's?

Zigeunerin. So habt ihr die Zigeunerin doch noch nicht ganz vergeſſen?

Martha. Was willſt Du hier?

Zigeunerin. Mich dürſtet wieder ſehr. Ich denke, heute gebt Ihr mir wohl einen Becher Wein?

Martha. Hinweg! Du ſtörſt mich juſt im wichtigſten Geſpräch.

Zigeunerin. Wer weiß? die Störung kann wohl gut ſeyn! Seht nur, wie tief betrübt da Eure Tochter ſitzt! Vergeßt nicht, was ich in dem kleinen Stübchen Euch geſagt, und wie Ihr Eurer Tochter Glück zu machen wünſchtet!

Martha. Was geht Dich meine Tochter an?

Zigeunerin. Ey, wenn ihr's ſo meint, ſchweig' ich ſtill. Wir ſprechen uns wohl noch zum dritten Mal. — Gehabt Euch wohl, Frau Kaiſerin. (ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen, ohne die Zigeunerin.

Martha. Frau Kaiſerin? Wie? Hab' ich recht gehört?

Marie. So ſagte ſie.

Martha. Frau Kaiſerin? Das Weib hat immer wahr geſprochen. — Komm mit ins Schloß, Marie!

Marie. Mein Kranz iſt noch nicht fertig! Laßt mich ihn erſt vollenden!

Martha (im Hinweggehen.) O, eile! Welch ein Loos iſt uns beſchieden! (ab.)

Neunter Auftritt.

Marie allein.

(Sie hört auf, an ihrem Kranze zu arbeiten.) Ja, leider! Welch ein Loos iſt uns beſchieden! — Die Mutter wird es immer ſtolzer, den Vater immer fürchterlicher und mich nur immer unglückſelger machen! (Pauſe, während welcher ſie wieder an ihrem Kranze fortarbeitet. Unbemerkt von ihr, und ohne daß Er ſie bemerkt, erſcheint Heinrich im Hintergrunde, in einen Mantel gehüllt, und geht mit dem Ausdruck tiefer Betrübniß in die Kapelle. Gleich darauf beginnt Marie den folgenden Geſang.)

Meines Herzens ſchönen Frieden,
Ach, wer bringt ihn mir zurück?
Gar zu weit bin ich geſchieden
Von der Liebe ſtillem Glück!

O, Schickſal, verſchone, verſchone
Die Hirtin mit Purpur und Gold!
Was ſoll ihr die glänzende Krone?
Sie hatte was Beſſres gewollt.

Rinnt, o rinnt ihr bangen Thränen,
Auf den Todtenkranz hinab!
Ach, es zieht mein ſchmerzlich Sehnen
Bald vielleicht auch mich ins Grab!
Wohl ſäuſeln vertraulich die Bäume;
Doch ſäuſeln ſie Troſt nicht ins Herz!
Entflohn ſind die ſeligen Träume!
Die Liebe, ſie bringt mir nur Schmerz!

Zehnter Auftritt.

Marie. Heinrich.

Heinrich (tritt aus der Kapelle, mit einem Säbel in der Hand.) **Mariens** Stimme! (er nähert ſich unentſchloſſen.) Ha! Sie iſt's!

Marie. O, Heinrich!

Heinrich. Welch unerwartetes Zuſammentreffen! (er verbirgt den Säbel unter dem

Mantel.) Iſt's eine Weiſung des Geſchicks für mich?

Marie. Was führt Dich her? Was biſt Du ſo verſtört?

Heinrich. O, frage nicht! der Herzog iſt Dein Vater!

Marie. Wenn ich, dem innern Sinne nach, des Herzogs Tochter wäre: ſo fändeſt Du mich nicht bei dieſer Arbeit.

Heinrich. Du windeſt einen Kranz?

Marie. Um dort ihn auf des Prinzen Sarg zu legen.

Heinrich. Iſt's möglich?

Marie. Gleich iſt er fertig. Du gehſt wohl mit mir hin, und weihſt ihm eine Mitleidsthräne?

Heinrich. Wie wunderbar! Auch noch mit Dir ſoll ich —

Marie. Du warſt ſchon dort?

Heinrich. Ich war's. (nach einigem Kampfe.) Und — daß Du alles weißt — ich fand auf ſeinem Sarge ſeinen Säbel; ich nahm ihn: und ich ſchwur ihm, ſeinen Tod zu rächen!

Marie. Auf welche Art?

Heinrich. O, wehe mir und Dir! — Ich ſah im Geiſte nur ſein blutbeſpritztes Haupt! ich ſah nur ſeines Hauſes tiefe Trauer! ich hörte nur den Fluch des unterdrückten Volks! Da hatt' ich für den Augenblick vergeſſen — ach! daß der Mörder Ottokar's — Mariens Vater iſt!

Marie. Wie fürchterlich!

Heinrich. Ich darf den Schwur nicht halten und nicht brechen! — Hier iſt der Säbel! Nimm ihn hin, und ſtoß' ihn mir ins Herz!

Marie.

Behalt' ihn, um die That zu rächen,
Die nur zu laut um Rache ſchreit!
Du ſollſt den heil'gen Schwur nicht brechen!
Nur werde Deine Hand durch keinen Mord entweiht!

Geh hin! kein Myrtenkranz iſt uns beſchieden!
Wir ſind betrogen um des Herzens Frieden!
Erringe dann, im blut'gen Waffentanz,
Für Deine Stirn den ernſten Lorbeerkranz!
Viel Helden traten ſchon zuſammen,
Aus altem, fürſtlichem Geſchlecht,
Zum Kampf für Freiheit, Ehr' und Recht;
Und weithin lodern ſchon des wilden Krieges Flammen!
Dort eile hin, dort giebt's ein ſchönes Ziel,
Des edeln Todten Schwerdt zu ſchwingen!
Es hilft vielleicht den Sieg erringen!
Und glorreich wird gerächt, der hier ſo ſchändlich fiel!

Heinrich.

Wohlan! ich folge Deinem Winke!
Ich kehr' als Sieger, oder nie zurück!
Und wenn ich ſterbend niederſinke:
So ſchlägt mein Herz noch Dir im letzten Augenblick.

Marie.

Mein Kranz iſt fertig. Komm nun zur Kapelle!
Beſchwör' aufs neue dort den beſſeren Entſchluß!
Dort geb' ich, an geweihter Stelle,
Auf Tod und Leben Dir den bangen Abſchiedskuß.

(Beide gehn Hand in Hand nach der Kapelle. Sanfte Muſik in der Ferne.)

Elfter Auftritt.

Veit (mit Kaiſerkrone und Mantel und einem großen Schwerdt in der Hand.) Ich fände Frau und Tochter hier, mich gleich als Kaiſer zu begrüßen, ſo ſagte die Zigeunerin. (ſich umſehend.) Sie ſind ſchon fort. Ich blieb zu lange aus. Der Gang iſt ſauer mir geworden! Ich muß ein wenig ausruhn (er ſetzt ſich auf den Stein, auf welchem Marie zuvor ſaß.) Hier endlich find' ich wieder abendliche Still' und Dämmerung. Am See war's finſter! dumpf und drohend grollt' es in der Tiefe! Der Zwerg wuchs manchmal auf zur vollen Mannesgröße! Mir war nicht wohl zu Muthe. Indeſſen trug ich ja die Kaiſerkron' und dieſes Zauberſchwerdt davon, das ſie mir ſchützen ſoll. — Triumph! ich ſtehe auf des Glückes höchſter Stufe, und habe Urſach, mehr als jemals, mich zu freun! — Und dennoch — ich glaub', es hat die alberne Zigeunerin mit ihrem warnenden Geſchwätz die Laune mir verdorben. Sie ſoll ein andermal nicht ungeſtraft es wagen! Fort mit der grillenhaften Weisheit, die ihren Sittenſpruch auch in den goldnen Wein-Pokal zu graben ſucht! Hinweg! Sie ſchreib' ihn an den Waſſerkrug des armen Tropfs, der ſtöhnend an der Milzſucht leidet! — Der Glückliche, der Hohe ſoll mit freier, ungeſtörter Luſt und Kraft den Nektarbecher ſeiner Wonne leeren! Der iſt ein Narr, wer's haben kann, und ſchwelgt ſich nicht, in Lieb' und Zorn, in Wein und Blut, zur ungebundnen Götterſeligkeit hinauf! — Sieh da! ein Zweig zu einem Siegeskranze!

ein Lorbeerzweig juſt neben meines Schwerdtes Spitze! Das iſt fürwahr ein gutes Zeichen! Es ſagt mir, daß dies Schwerdt die Krone mir noch höher, prächtiger machen helfen wird! (ſteht auf, und nimmt den Zweig vom Boden.) O, Heil der Hand, die mir dies ſchöne Zeichen gab! Es iſt mir doppelt werth in dieſer Stunde, wo Luſt und Unluſt ſonderbar ſich um mich ſtreiten! Nun ſteh' ich wieder feſt und freudig da, und ſchaue ſtolz und kühn umher von meines Glückes wolkenhohem Gipfel. — (Indem er ſich umſieht, verfinſtert ſich plötzlich ſein Geſicht.) Doch, zwiſchen Gräbern — zwiſchen lauter Gräbern ſteh' ich hier! Und die Kapelle — wenn mir recht iſt — der Sarg des Prinzen iſt dort beigeſetzt! — — Was war das? — Klangen dort nicht Klagetöne? War's Menſchen- oder Geiſter-Stimme? (er thut ein paar Schritte nach der Kapelle hin, bleibt aber plötzlich ſtehn.) Ich mag's nicht wiſſen! ich mag den Sarg nicht ſehn! — — Und dieſe traurige

Muſik! — Hinweg! — ein Becher Wein! — ein Kaiſer darf nicht zittern! (eilt verſtört, faſt wankend, hinweg.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Heinrich.

(Bald nach Veits Weggehn treten Beide Hand in Hand aus der Kapelle. Sie gehen langſam bis zum Mittelgrunde, wo Heinrich ſich losreißt und ſeitwärts abgeht. Marie ſieht ihm eine Weile nach, erſt mit dem Ausdruck ſchmerzlicher Bewegung, dann mit wieder gewonnener Faſſung.)

Marie.

Und wenn er fällt — er kann nicht ſchöner fallen,
Als kämpfend für ſein Vaterland,
Mit jenem Säbel in der Hand!
Zu ſeinem Grabe würd' ich wallen,
Mit tauſend Blumen es beſtreun,
Und bald bei ihm auf immer ſeyn! (ab.)

Dreizehnter Auftritt.

(Zimmer im kaiſerlichen Schiffe.)

Veit. Martha. Feldmarſchall.

Feldmarſch. Mein gnädger Kaiſer hat mich her beſchieden.

Veit. Ich wollt' Euch ſagen, mein Feldmarſchall, daß die Friedensunterhändler von mir zurückgewieſen ſind. Sie wollen ſich nicht unbedingt in meinen Willen fügen: ſo werde dann der blut'ge Krieg noch blut'ger fortgeſetzt!

Feldmarſch. Das neue Heer, das uns entgegenrückt, iſt furchtbar, wie noch keins geweſen.

Veit. Ich brauch' es nicht zu fürchten. Geht hin und holt das Schwerdt mir her, das überm Sitz an meinem Throne hängt.

(Feldmarſchall ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Veit. Martha.

Martha. Du willſt das Zauberſchwerdt weggeben, was Deinen Thron beſchützen ſoll?

Veit. Es ſoll mir ihn nicht blos beſchützen, ſondern noch erhöhn! Was ſoll es hier ſo müßig hängen, wenn draußen eine ſchönre Krone zu erkämpfen iſt, als die mich jetzt ſchon ſchmückt?

Martha. O, möge wunderherrlich ſeine Zauberkraft ſich überall bewähren!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Feldmarſchall.

Feldmarſchall. (überreicht Veiten das Schwerdt.) Hier, gnädger Kaiſer.

Veit. Das Höchſte ſteht im jetzgen Kampfe auf dem Spiele. Er kann und ſoll zum Herrn der halben Welt mich machen.

Feldmarſch. Mög' es geſchehen, wie mein Kaiſer wünſcht!

Veit. Drei mächtge Heeranführer rücken gegen mich heran. Ein Jeder führt in ſeinem Schild', als Sinnbild, einen Adler. — Dies Zauberſchwerdt wird jene Adler niederſchmettern! Schaut her! ihm ſind drei Adler eingegraben! die deuten auf ſein hohes Ziel.

— So nehmt es denn! In ihm vertrau' ich Euch mein größtes Kleinod an.

Feldmarſch. Ich werde des Vertrauens meines Herrn mich nimmer unwerth zeigen.

Veit. Erprobt iſt Eure Tapferkeit und Klugheit; doch wenn in ungewöhnlicher Gefahr beſondre Hülf' Euch Noth thun ſollte: dann ſchwingt mit ſichrer Zuverſicht dieß Schwerdt und immer wird es Euer Retter ſeyn!

Feldmarſch. Mein gnädger Herr und Kayſer, Ihr werdet mit den Thaten Eures Heers, und mit dem treuen Eifer Eures Dieners wohl zufrieden ſeyn.

Veit. Mit neuem Ruhm geſchmückt werd' ich Euch wiederſehn. (Feldmarſchall ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Veit. Martha.

Martha. So ruhig giebſt Du ſolch ein Kleinod hin?

Veit. Es ruht in treuer Hand, und wird ſich ſelbſt beſchützen.

Martha. Wer hat die Deutung von den Adlern Dir gegeben?

Veit. Die liegt ſo klar am Tage, daß man ſie ohne Lehrer findet.

Martha. Ich mein', es können Warnungszeichen ſeyn, die auf das Zauberſchwerdt gegraben ſind!

Veit.

Die Aengſtlichkeit des Weibes ſpricht aus Dir;
Doch ſoll ſie meinen Muth nicht wankend machen.
Mein Glücksſtern leuchtet hell und heller über mir,
Und durch die Wellen lenkt Fortuna meinen Nachen.

Siebzehnter Auftritt.

(Mariens Zimmer.)

Marie allein. (Sie ſingt zur Guitarre.

Da ſitz' ich, und blicke durchs Fenſter,
Wie viele Tage wohl ſchon!

Und ſchleiche dann wieder zur Thüre,
Still horchend auf jeden Ton!

Viel Tauſende gehen vorüber,
Und blicken mich freundlich an;
Doch Keiner, dem ich mit Freuden
Sein Grüßen erwiedern kann.

Wohl manche Stimmen ertönen
Voll lieblicher Melodie;
Doch tönt, wohin ich auch lauſche,
Die rechte Stimme mir nie.

Die ſonſt in Tönen der Liebe
Zu meinen Liedern erklang,
Die ſingt, mit wilden Gefährten,
Jetzt wilden Kriegesgeſang.

Der ſonſt mit Blumen der Wieſe
Mich kränzte zum Maientanz,
Der ringt jetzt, meiner vergeſſend,
Nach blutigem Lorbeerkranz.

O, ſpreche mir Keiner von Freude!
O, ſpreche mir Keiner von Glück!
Wer weiß, es kehret der Theure
Wohl nimmer, nimmer zurück!

(Sie hält plötzlich inne, und horcht nach der Thür.)
Da wird nach mir gefragt. (Sie öffnet die Thür.)
Ach, Ihr? O, kommt doch näher!

Achtzehnter Auftritt.

Marie. Lene.

Lene (in die Thür tretend.) Ich wäre recht hier? Ich ſuche die Tochter des Kayſers?

Marie. Nun ja.

Lene. Ihr ſeyd ja — freilich in ganz anderen Kleidern — die Jungfrau —

Marie. Ganz recht. Ich bin die arme Jungfrau, die Ihr rettetet, doch auch des Kayſers Tochter. Ihr bringt —

Lene. Des Kayſers, der mir meinen Mann —

Marie. Ach, gutes Weib! Fußfällig hab' ich ſchon gefleht um ſeine Befreiung; doch meines Vaters Sinn wird immer finſtrer, härter. Verflucht ihn nicht! Er iſt unglücklicher, als Ihr! — Auch gebt nicht alle Hoffnung auf! Es glückt mir doch wohl noch einmal in einer guten Stunde.

Lene. Wie bet' und fleh' ich jeden Tag! Und immer kommt mein Klaus nicht wieder! Und morgen, juſt mit Tagesanbruch, wird unſer Knab' ein Jahr alt. Wie haben wir uns auf den Tag gefreut! Er wär' ein wahrer Feſttag uns geweſen.

Marie. O, weint ſo ſchmerzlich nicht! Ich will das Aeußerſte verſuchen. Vielleicht gelingt es mir auf anderm Wege. Doch müßt Ihr eilig dann entfliehn. An Geld ſoll's Euch nicht fehlen, Euch anderwärts ein Hüttchen wieder zu erkaufen.

Lene. Wie waren wir in unſerm jetzigen ſo glücklich! Es war uns lieber, als ein Fürſtenſchloß. Indeſſen will ich es zu jeder Stunde gern verlaſſen, wenn Klaus nur wieder bei mir iſt.

Marie. Macht Euch gefaßt darauf! — Doch hattet Ihr mir nichts zu geben?

Lene. Ja freilich; hier den Brief. Ein Unbekannter trug mir auf, ihn heimlich Euch zu überbringen.

Marie. Ganz recht. (Sie drückt den Brief ans Herz.) Wie treulich hält er Wort! (Lenen einen Beutel reichend.) Hier, liebe Frau, nehmt das zum Dank!

Lene. O, Gottes reicher Seegen über Euch! und tauſendfach, wenn Ihr erfüllt, was Ihr verſpracht. (ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Marie allein.

Er lebt, und liebt mich noch! die Schrift iſt noch, wie ſonſt! Es hat kein Unfall ihn betroffen. Noch hat ein guter Engel über ihm

gewacht. (Sie erbricht den Brief.) O, mög'
auch ſonſt erwünſcht des Briefes Inhalt ſeyn!
(lieſt:)
„Wie Bienen um die theure Königin,
So ſammeln um des Prinzen heilges Schwerdt
Sich Tauſende zum Kampf fürs Vaterland.
Der Landmann und der Bürger um die Wette
Verlaſſen Pflug und Werkſtatt. Herr und Knecht,
Mit gleichem Muth, für *einen* Zweck entzündet,
Stehn brüderlich in *einer* Reihe da;
Und Knaben weinen zürnend, daß ihr Arm
Zu ſchwach noch iſt, für kriegeriſchen Kampf. —
Die ernſte Stunde der Entſcheidung naht!
Gerüſtet ſtehn zu einer Rieſenſchlacht
Die Heere ſchon einander gegenüber,
Voll Kampfluſt auf das Angriffszeichen harrend.
„Sieg oder Tod!" iſt unſer Feldgeſchrei.
Sieg oder Tod! — Und was ein Jeder liebt,

Deß denkt er noch einmal mit höhrer Liebe,
Und ſendet ihm, auf Leben oder Tod,
Noch einen lieb- und ſehnſuchtvollen Gruß. —“
(Sie drückt den Brief ans Herz.) O, Heinrich! könnt' ich Dir der Liebe Gegengruß doch ſenden! O, fühlteſt Du des Herzens zärtlich bangen Schmerz! — Sieg oder Tod war Euer Feldgeſchrei! Vorüber iſt nun lange ſchon die Stunde der Entſcheidung! — Wie mag das Loos gefallen ſeyn? — — O, hin zur heiligen Kapelle! Wo ich den Abſchiedskuß ihm gab, dort will ich ihm auch ungeſtört Gebet und Thränen weihn. (ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Thronſaal.)

Veit. Martha. Emilie. Brandt. Prinzen. Generale. Miniſter. Kammerherren und Hofdamen.

(Veit auf dem Throne ſitzend, zu ſeiner Rechten

Martha; Beide im vollen kayſerlichen Schmuck. Zu ſeiner Linken Emilie. Die Uebrigen zu beiden Seiten des Throns.)

Emilie (ſingt.)

Heil, o Heil! dem Sieger Heil!
Wie verherrlicht glänzt
Unſers Kayſers Thron!

(Wird im Chor wiederholt.)

Veit.

Ihr Alle, die Ihr feiernd mich umſteht,
Nehmt meinen Dank für Euren Glückwunſch an!
Ja, hoch verherrlicht glänzt mein Kayſerthron;
Und neigen muß vor ihm nun Alles ſich
Von einem Pole bis zum andern Pole,
Denn wie die Sonne zwiſchen den Planeten,
So glänzt er nun vor allen andern Thronen. —
Die größte Schlacht, die je geſchlagen ward,
Hat unſer Heer mit neuem Sieg gekrönt.
Mein tapfrer Marſchall hat die frohe Botſchaft

Vom Schlachtfeld gleich mir jauchzend zugeſandt,
Und ungeduldig ſeh' ich nähꝛer Kunde,
Und wie er ſeinen Sieg verfolgt, entgegen. —
Ein Denkmahl, prächtig, groß und dauerhaft,
Wie keines noch bis jetzt die Welt geſehn,
Soll zu dem Himmel trotzend ſich erheben,
Um dieſen Sieg und meine Herrſchergröße
Der ſpäten Nachwelt zu verkündigen. —
Beſchenken werd' ich kayſerlich die Diener,
Die meines Thrones treue Stützen ſind;
Und meins treuſten Dieners ſchöne Tochter,
Die hier zunächſt an meinem Throne ſteht,
Erheb' ich zur Prinzeſſin von Ormenzo,
Weil ſie es war, die mir des Marſchalls Brief
Mit ſo erwünſchter Nachricht überbrachte.

Emilie (verneigt ſich mit Knieverbeugung gegen Veit, und ſingt.)

Heil, o Heil! dem Kayſer Heil!

Herrlich, wie ein Gott,
Glänzt er auf dem Thron.
(wird im Chor wiederholt.)

Veit.

Der Reſt des Tages ſey der Luſt geweiht,
Bei Spiel und Tanz und goldner Becher Klang!
Mit tauſend Kerzen ſoll der Marmorſaal
Des Himmels alte Sternenpracht beſchämen!
Und wie das Abendroth, ſoll unſer Feſt
Auch noch das Morgenroth als Zeuge ſehn!

(Er reicht Martha'n die rechte, und Emilien die linke Hand, und geht mit ihnen durch die geöffnete Flügelthür in den anſtoßenden Tanzſaal. Die Uebrigen folgen. Alsbald hört man, aus dem Tanzſaale her, die Menuet aus Don Juan ſpielen.)

Zweiter Auftritt.

Martha allein.

(Sie kommt in lebhafter Bewegung aus dem Tanzſaale.)

Mit ihr — mit ihr eröffnet er den Tanz!
Für ſie nur hat er Aug' und Ohr und Wort!

Sie macht er zu des Feſtes Königin!
Und Alles dreht ſich knechtiſch nur um ſie,
Denn die der Herr ehrt, ehren auch die Diener! —
Nur zu gewiß iſt ſeiner Treue Bruch!
Er fiel ins Netz der jungen Buhlerinn,
Und kennt faſt Die nicht mehr, die Freud' und Leid
Ihr halbes Leben lang mit ihm getheilt!
Unſel'ges Schickſal, das uns Frauen trifft,
Wenn mit der Jahre Lenz der Reiz verblüht,
Der ſonſt des Mannes Sinnenluſt gefiel!
An wilden, eiferſüchtgen Triebes Stelle
Tritt dann die ſchlimmre, unverhohlne Kälte!
Und während längſt, bei gleicher Jahre Zahl,
Die Frau nichts mehr von Liebe wiſſen ſoll,
Schwelgt noch der Mann in buhleriſchen Armen,
Und ſchreitet achtungslos an Der vorüber,
Die ſtumm, doch tief zerrißnen Herzens, ſich
Beraubt der alten, heilgen Rechte ſieht!

Was hilft mir aller Glanz der Kaiſerin,
Wenn ſich zurückgeſetzt die Gattin fühlt?
Hat darum nur ein wunderbar Geſchick
Uns aus der Niedrigkeit ſo hoch erhoben,
Daß Buhlerei, voll Gier nach unſern Schätzen,
Ihn frech umgarnend, mich verwunden ſoll?
O, dann hinweg, du ſtolzes Diadem,
Das ſpottend nur der Gattin Schmach erhöht!
Er hat mich tückiſch nur damit geäfft,
Der mir's verliehen, ohne mir zugleich
der Jugend friſchen Reiz zurück zu geben!
(lebhaft vorſchreitend.)
Ja den, den fordr' ich von dem Zaubrer noch,
Der uns, verſchwenderiſch, ſo viel ſchon gab,
Denn alles andre iſt mir ſonſt nichts werth!

Dritter Auftritt.

Martha. Ein Adjutant.

Martha. Wer ſtört mich da? — Ich will allein hier ſeyn!

Adjutant.

Adjutant. Verzeiht mir, meine gnädige Kaiſerin! Ich muß Euch ſtören.

Martha. Thut es ſchnell nur ab!

Adjutant. Der Kaiſer tanzt. — Ich ſoll ihn vorbereiten —

Martha. Worauf?

Adjutant. Der Marſchall folgt mir auf dem Fuße.

Martha. Er hat das Heer verlaſſen?

(Die Muſik verſtummt mitten im Takt.)

Adjutant. Ach, vielmehr —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Veit. Bald darauf der Feldmarſchall.

Veit.

Ein Adjutant des Marſchalls iſt gekommen?

Adjutant.

Ich ſoll berichten — doch da kommt er ſelber.

Veit.

Feldmarſchall! Ihr? Was habt Ihr zu
verkünden?

Feldmarſchall.

Des Schickſals herbſten Schlag!

Martha.

Wo iſt das
Schwerdt?

Feldmarſchall.

Es iſt in Feindes Hand!

Veit.

In Feindes Hand?

Martha.

Ha! dacht' ich's doch!

Veit.

Iſt's möglich? Solch
ein Kleinod
Habt Ihr in Feindes Hände kommen laſſen?!
Und leben könnt Ihr noch, um Eure Schande
Und meinen unerſetzlichen Verluſt
Mir ſelber zu verkünd'gen?

Feldmarſchall.

Hört mich erſt!
Dann richtet mich, und nehmt mein Leben hin!
Es fochten beide Heere unentſchieden,
Auf beiſpielloſe Weiſe, lange Zeit,
Die Feinde, gegen uns von Rach' entflammt,
Die Unſern, voll Vertraun auf Euer Glück.
Die Tapferkeit ging in Verzweiflung über!
Der Muth von beiden Seiten ward zur Wuth!
Es war die Schlacht ein ruheloſes Morden,
Das keinen Theil dem Ziele näher brachte! —
Schon wollt' ich Eures Schwerdtes mich bedienen,
Um, ohne Ruhm, mit Zauberkraft zu ſiegen,
Weil es der Tapferkeit nicht möglich war.
Da ſah' ich überall die Feinde weichen!
Die Unſern drangen triumphirend vor!
Und eilig ſandt' ich einen Bothen ab,
Die frohe Siegesnachricht Euch zu melden.

Weit.

Und doch verlort Ihr noch mein Zauberſchwerdt?

Marſchall.

Des Feindes Rückzug war nur Liſt geweſen,
Um uns, in unſrer Siegestrunkenheit,
Aus unſrer feſten Stellung fort zu locken.
Kaum war's geſchehn: ſo wandt' er, unerwartet,
Zum neuen, heft'gen Kampf ſich uns entgegen!
Aus Hinterhalten ſtürmten Tauſende,
Im Rücken, von den Seiten auf uns ein;
Und in Verwirrung floh nun unſer Heer! —
Jetzt ſchwang ich zornig Euer Zauberſchwerdt,
Und ſtürmte weit und breit damit umher.
Und, wie ein Gott den Elementen wehrend,
Hemmt' ich, wohin ich kam, den wilden Strom
Des Sieges, der die Unſrigen verſchlang.

Weit.

Und doch ließt Ihr das Kleinod Euch entreißen?!

Marſchall.

Vernehmt, mein Kaiſer, was ſich nun begab! —

Schon ſchien das Glück aufs neue ſich zu wenden,
Und unſer endlich noch der Sieg zu ſeyn;
Da ritten kühn mit ihren Adlerſchilden
Der Feinde edle Führer mir entgegen.

Veit.

Und da —

Martha.

O, meine Ahnung!

Veit.

Fahrt nur fort!

Marſchall.

Ich ſchlug ergrimmt mit Eurem Zauberſchwerdte
Hart auf des Erſten Schild; doch glitt es ab,
Und fuhr, ſtatt Ihm zu ſchaden, in mein Roß.
Das hob ſich, wild und ſchnaubend, hoch empor.
Um ſo gewichtger fiel, beim nächſten Schlage,
Aufs Schild des Zweiten Euer Zauberſchwerdt.
Doch wiederum abgleitend ſchlug es nun

Mir ſelber eine Wunde in den Fuß.
Dareb zur Wuth entflammt, die ganze Kraft
Des Männerarms im letzten Hiebe ſammelnd,
Schlug ich aufs Adlerſchild des Dritten los. —
Da ſprang das ſtarke Zauberſchwerdt in Stücken;
Zuſammen ſtürzte unter mir mein Roß!
Und aus der Luft ſchöll lautes Hohngelächter!

Martha.

Hört auf! Hört auf!

Veit.

O weh! mein
Schwerdt zerbrochen! —
Und wie war nun das Schickſal meines Heers?

Marſchall.

Der Feinde Reihen lief im Nu hinab
Ein hunderttauſendſtimmger Jubelruf!
Und von den Bergen, von den Felſen rief
Das Echo ihn den Unſrigen entgegen:
„Es iſt gebrochen des Tyrannen Schwerdt!“

Da packten Furcht und Schrecken Roß und Mann!
Es ſchlug der Feind zu Tauſenden ſie nieder!
Und was entkam, das floh zerſtreut umher,
Wie leichte Splitter eines ſtolzen Bau's,
Der unter Sturm und Donner niederſtürzte.

Martha.

O, hätteſt Du mein warnend Wort geachtet,
Das Du, als Weiberängſtlichkeit, verwarfſt!

Veit.

Es hatte mir mein Glück das Recht gegeben,
Ihm, ohne Zagen, blindlings zu vertrau'n,
Denn ſeine Launen kannt' ich nicht bis jetzt.
(Sich faſſend.)
Auch wird mir's ſchon den flüchtgen Schmerz vergüten.

Marſchall.

Noch ſcheint es Euch den Rücken zuzukehren,

Denn eine Schaar freiwillger Streiter zieht
So raſch als kühn heran, auf jedem Schritte
Durch Zuwachs noch verſtärkt, an ihrer Spitze
Der tapfre Heinrich Walther, mit dem Säbel
Des Prinzen Ottokar in ſeiner Hand.

Martha.

Wie? Heinrich Walther?

Veit.

Mit des Prinzen Säbel?

Marſchall.

Er war's, der in der Schlacht, mit ſeiner Schaar
Hervor aus einem Hinterhalte brechend,
Zuerſt die Unſern in Verwirrung brachte.

Veit.

Nun, dieſer Löwe, denk' ich, wird ſich hier
Wohl zähmen laſſen. Nun iſt nichts verloren. —

Vielleicht iſt die Unpäßlichkeit Mariens
Vorüber jetzt.

Martha.

Ich bringe ſie hierher.
Jetzt, da das Feſt *geſtört* iſt, kommt ſie wohl. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Martha.

Veit.

Wie aber? Wurdet Ihr denn nicht gefangen?

Marſchall.

Die edlen Sieger gaben mir die Freiheit,
Um auch des Feindes Tapferkeit zu ehren,
Und um durch mich Euch Frieden anzutragen.

Veit.

Sie thätens nicht, wenn ſie die Macht nicht ſcheuten,
Die mir noch übrig bleibt, ſie zu bekämpfen.

Marſchall.

Mein gnädger Kayſer, nehmt den Frieden an!

Veit.

Bei meiner Krone! nein! das thu' ich nicht!
Ich werde Heinrich Walthern mir gewinnen;
Das wird den Stand der Dinge mächtig ändern.
Und Ihr verſammelt eilig alle Truppen,
Die mir noch übrig ſind!

Marſchall.

Das darf ich nicht!
Ich gab mein Ehrenwort den edlen Siegern.

Veit.

Hinweg dann, feiger Sklav des leichten Wortes,
Das man Dir abzwang, um mich zu verhöhnen!
Du haſt kein ſolches Heer mehr aufzuopfern!
Kein ſolches Schwerdt mehr zu verlieren! Fort!
Erwarte Deiner Heldenthaten Lohn!

Marſchall.

O, hätt' ich nie der Tyrannei gedient:
Ich hätte ſolchen Undank nie erfahren!
(Geht mit dem Adjutanten ab.)

Veit.

Es kann, es darf die Macht mich nicht verlaſſen,
Die wunderbar mich hat ſo hoch geſtellt!
Ich acht' es nicht, mag eine ganze Welt
Mich laut verwünſchen und mich haſſen!
Ich folge meines Glückes hellem Stern,
Und kämpfe mich hindurch, hinauf zu ihrem Herrn!

Sechſter Auftritt.

Veit. Martha. Marie.

Veit.

Marie, hat die Mutter Dir erzählt?

Marie.

Sie hat es.

Veit.

Schreib ſogleich an Heinrich Walthern,
Er ſoll mit ſeiner Schaar an mich ſich ſchließen,
Und mir der Fürſten Heer bekämpfen helfen.

Martha.

O ſchreib ihm gleich!

Marie.

Wie könnt Ihr glauben, daß —

Martha.

Er wird es thun, wenn Du ihm bittend ſchreibſt.

Marie.

Ich kann ihm das nicht ſchreiben, und er würde
Und dürfte ſolche Bitte nicht erfüllen.

Veit.

Ich biet', als nächſten Lohn, ihm Deine Hand;

Und ſichr' ihm dann die Erbſchaft meines Throns.

Marie.

Er wird die Sache ſeines Fürſten, wird
Die Sache ſeines Volks und ſeine Ehre
Gewiß um keinen, keinen Preis verrathen!
Und könnt' er's thun: ſo müßt' ich ihn verachten,
Und nimmer würd' ich meine Hand ihm geben.

Martha.

Marie! alles ſteht ja auf dem Spiel!

Veit.

Ich bettle nicht, wo ich befehlen kann.
Du ſollſt ihm ſchreiben, wie ich Dir geſagt!

Marie.

O, habt ihr noch ein Vaterherz für mich:
So nehmt zurück den widrigen Befehl,
Dem ich nicht folgen kann, nicht folgen darf!

Veit.

Hör' auf, mit ſolcher Widerſpenſtigkeit,
Mit ſolchem Trotz dem Vater zu begegnen!

Marie (knieend.)

Mein Vater! macht zur Friedensbotin mich!
Gern will ich, ohne Lohn, den Feind entwaffnen!
Verzichten will ich auf der Liebe Glück!
Nur laßt mich Eure ſchwere Blutſchuld mindern!

Martha. Marie!

Veit.

Ha, Verwegne!

Marie.

Höret mich!
Verzeiht mir, was die Angſt mich treibt zu ſagen!
Mit Füßen habt Ihr Menſchenrecht' und Glück,
Und Freiheit, kurz, das Heiligſte getreten!
Mit Strömen Bluts habt Ihr gedüngt die Erde!
Den Fluch von Millionen, und den Zorn
Des Himmels habt Ihr ſchon auf Euch geladen!
O, macht nicht größer Eure große Schuld!
O, reizt nicht mehr noch Eures Richters Rache!

Veit.

Hör' auf, zu freveln gegen Deinen Vater,
Damit der Kaiſer es nicht hört und ſtraft!

Marie.

Ach, Vater! ſeid barmherzig gegen mich!
Seid's gegen euch, wenn gegen Millionen
Sich euer Herz auch mitleidslos verſchließt!

Veit.

Zu lange hab' ich Dein Geſchwätz geduldet!
Doch auch erſchöpft iſt meine Nachſicht nun!
Nicht laß mich ferner ſolchen Frevel hören!
Geh hin und ſchreib ſogleich, wie ich befohlen,
Sonſt nenn' ich nie Dich meine Tochter mehr,
Und ſtrafe ſchonungslos, was Du verbrochen!

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Veit.

Martha (Marien aufhebend.)

Jetzt zögre länger nicht, den Brief zu ſchreiben!

Marie (der Mutter um den Hals fallend.)
O, Mutter! Euch, Euch will ich es entdecken:
Ich kann, ich darf den Helden, den Geliebten
Zurück nicht fordern von der Ehre Bahn!
Ich ſelbſt, ich hab' ihn in den Kampf geſchickt.

Martha (ſich von Marien losreißend.)
Du raſeſt! Schweig!

Marie.
Ich ließ ihn auf den Säbel
Des Prinzen in der Grabkapelle ſchwören,
Ihn zur Befreiung ſeines Volks zu ſchwingen:
Er hätt' ihn ſonſt, zur Löſung eines Schwurs,
Dem Vater in die Bruſt geſtoßen!

Martha.
Fort!
Unwürdige! Du biſt nicht meine Tochter!
(Marie ergreift Marthas Hand; Martha ſtößt ſie zurück.)
Hinweg!

Hinweg! Ich bin nicht Deine Mutter mehr!
(ab.)

Achter Auftritt.

Marie allein.

Bis dahin iſts gekommen! nun iſt's aus!
Zerriſſen ſind die alten, heil'gen Bande!
So feſſelt nichts mich mehr an goldnen Prunk
voll Schande!
(Sie macht ihr Halsband ab, und nimmt den Schmuck
aus dem Haar.)
Hiermit entkerkr' ich noch den hartgequälten
Claus;
Auf immer flieh' ich dann dies fluchbeladne
Haus,
Und ſuche Troſt und Ruh' in einem fernen
Lande. —
Zuſammenſtürzen wird der fluchbeladne Thron!
Hinweg! hinweg! es nahn die Rachegötter
ſchon! (ab.)

Der Uebermüthige.

Ein Held, den Federkiel und Meiſel
Verherrlichten zu ſeiner Zeit,
Schwang ſeine blutbefleckte Geißel
Stets wild und wilder, weit und breit.
Mit ſeiner Kraft und ſeinem Glücke
Wuchs ſein Despoten-Ungeſtüm.
Die Meiſten fluchten ſeiner Tücke,
Und Alle zitterten vor ihm.

Doch nebenbei gab's viele Affen,
Die wollten auch gefürchtet ſeyn,
Und griffen zu Despoten-Waffen;
Doch blieben ſie verlacht und klein.
Es wäre Mancher gern geworden,
Was jener Lautverfluchte war,
Um, wenn auch grade nicht zu morden,
Doch um zu geißeln, als Barbar.
Und Einer bat den Gott der Götter
In ſeines Dünkels Uebermuth:
„Gieb Deinen Blitz mir, um die Spötter
Zu treffen mit der Rache Glut!“

Doch Zeus, der ſelbſt ſich umgeſchaffen
Einmal in einen ſchönen Schwan,
Verwandelte den Herrſcheraffen
In einen trotz'gen Puterhahn.
Der ſpreizt nun mächtig Schwanz und Flügel,
Bläht dick die bunte Naſe auf,
Läßt haudernd ſeinem Zorn die Zügel,
Doch — Jeder lacht, und giebt nichts drauf. —

Dies Beiſpiel nehme ſich zur Lehre
So mancher kleine Renomiſt,
Der gar zu gern ein großer wäre,
Und doch ein großer Narr nur iſt!
Auch Luchs, der ſeinen Puterbraten
Mit wichtger Miene noch verzehrt,
Wär', wegen mancher Wort' und Thaten,
Wohl einer Truthahnsnaſe werth.

A. G. Eberhard.

Rüge ſchriftſtelleriſcher und buchhändleriſcher Schaamloſigkeit.

Es iſt ein mißliches Ding, von einer gewiſſen Art ſchlechter, oder vielmehr ſchändlicher Bücher zu ſprechen, weil man gewöhnlich in dem Maaße, als man dagegen eifert, die Neugierde danach reitzt. Der Schade, dem man entgegen arbeiten will, wird auf ſolche Weiſe oft noch mehr befördert; und der ehr- und gewiſſenloſe Verfaſſer und Verleger lachen nur ins Fäuſtchen, wenn der Eiferer gegen ihre ſchändliche Waare den Abſatz derſelben vermehren half. Aber ſoll man darum lieber immer ſchweigen, und ohne Rüge die allernichtswürdigſte Art von Gewinnſucht ihr Weſen treiben laſſen? Soll man nicht hoffen, daß die Cenſur- und Polizeibehörden (die hier und da in manchen Fällen überempfindlich ſind, gleich Sinnpflanzen, welche bei der leiſeſten Berührung in eine krampfhafte Bewegung gerathen) endlich ernſtlich und auf eine zweckmäßig raſche Weiſe, einer Schlechtheit entgegen wirken werden, die wahrlich, hinſichtlich ihrer nahe liegenden Folgen, von ungleich größerer Wichtigkeit iſt, als die Unvorſichtigkeit oder Ungebührlichkeit, welche ſich dann und wann an dem oder jenem Machthaber verſündigt? Wenn beſonders die Schaamloſigkeit einen gewiſſen äußerſten Grad erreicht hat, der es recht anſchaulich macht, wie weit die ehr- und gewiſſenloſe Gewinnſucht ſich verirren kann, wenn keine fühlbare Strafe ihr auf dem Fuße nachfolgt, wird dann eine laute Anklage nicht zur Pflicht?

Dieſer Fall iſt jetzt eingetreten mit dem ſchändlichen Machwerk, betitelt: Napoleon Buonaparte's geheime Liebſchaften, von ihm ſelbſt beſchrieben u. ſ. w.

Verführt durch dieſen Titel, welcher die Neugierde des großen Haufens reitzt, kündigten, bald nach dem Erſcheinen des franzöſiſchen Originals, mehrere deutſche Buchhandlungen, faſt zu gleicher Zeit, Ueberſetzungen davon an. Herr Gerhard Fleiſcher in Leipzig ſagte ſich, als ein rechtlicher, ſittlich fühlender Mann, in einer öffentlichen Bekanntmachung wieder davon los, ſobald er das ſaubere Werk ſelbſt kennen gelernt hatte; und er warf lieber die ſchon gedruckten Bogen der von ihm veranſtalteten Ausgabe weg, als daß er ſich mit der Ausführung dieſer Unternehmung beſchimpfte. Eine ähnliche, öffentliche Zurücknahme einer früheren Ankündigung dieſes Buches erfolgte von Herrn Wilmans in Frankfurt. Und wenn ſich bei dieſer Gelegenheit auf der einen Seite auch die Bemerkung aufdrang, wie ſehr ſich die eilfertige, kaufmänniſche Thätigkeit mitunter vergreifen kann: ſo war es doch auf der andern Seite eine wohlthuende Erſcheinung, das ſin liche Gefühl auf eine ſo ehrenvolle Weiſe über den Kaufmannsgeiſt den Sieg davon tragen zu ſehen.

Wer hätte, nach ſolchen feierlichen Losſagungen, noch eine Verpflanzung jenes franzöſiſchen Giftes auf unſern deutſchen Boden befürchten ſollen? Welche verworfene Gewinnſucht, welche ſchaamloſe Stirn gehört dazu, eine Waare noch zu Markte zu bringen, welche ſchon öffentlich durch ſolche Erklärungen gebrandmarkt war, wie die Herrn G. Fleiſcher und Wilmans hatten drucken laſſen, und nach welchen ſich kein Verleger mehr hinter die Ausflucht, daß er den Inhalt ſeines Verlagsbuchs nicht gekannt habe, verſtecken kann!

Und dennoch läßt eine nahmhafte deutſche Buchhandlung es ſich zu Schulden kommen, ſolche gebrandmarkte Waare feil zu haben! Die ganze Schaamhaftigkeit des Unternehmers beſchränkt ſich auf die verbrauchte Lüge des Titels, daß Mathiot in Paris der Verleger ſey! Uebrigens verſendet die Gräffſche Buchhandlung in Leipzig, rückhaltlos unter ihrer Firma, dieſe ſchändliche Waare.

Auf dieſem Wege iſt ſie mir kürzlich zu Geſichte gekommen; und ich kann daher, nach eigner Anſchauung, verſichern, daß ſchwerlich jemals ſchaamloſere Schilderungen aus der Feder eines nichtswürdigen Schriftſtellers gefloſſen ſind. Um mit einem Worte Alles zu ſagen: ſelbſt die Sünde, vor welcher Tiſſot warnt, wird hier mit reitzenden Farben ausgemahlt!

Nun frage ich: verdiente die verruchte Hand, die ſo etwas ſchreiben konnte, nicht durch das Beil eines Henkers abgehauen zu werden?

Vielleicht nur ein Franzos konnte ſo etwas zuerſt ſchreiben; aber Deutſche waren elend genug, es zu überſetzen, es drucken zu laſſen, und zu verkaufen! Wer iſt nun hier wohl der Verächtlichſte? Der Franzos, oder der Deutſche? — Wie lächerlich — oder jämmerlich — wird nach ſolchen Erfahrungen das ſo vielfach wiederhallende Geſchwätz von unſerer rühmlichen Deutſchheit! Das wäre einmal ein rühmlicher deutſcher Sinn gewesen, wenn Niemand ſich gefunden hätte, ſolch franzöſiſches Gift auf deutſchen Boden zu verpflanzen. Man zerarbeitet ſich, oft ziemlich tragikomiſch, einzelne franzöſiſche Wörter aus unſrer Umgangs- oder Schriftſprache zu verbannen; und während deſſen verbreitet man mitten in Deutſchland die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Buchs, deſſen Inhalt Tauſenden, auf eine nicht zu berechnende Weiſe, verderblich werden kann! Erbarme der Himmel ſich einer ſolchen Volksthümlichkeit! — Wollten wir den Franzoſen wegen eines ſolchen Buchs ein ſtrafendes Pfui zurufen: ſie würden uns, mit vollem Recht, durch ein höhniſches Achſelzucken antworten, daß unſere, ihnen nachtretende, hungrige Erbärmlichkeit noch ärger ſey, als ihre eigenthümliche Schlechtheit.

Wenn es aber um volksthümliche Ehrliebe und ſittliches Gefühl zum Theil noch ſo ſchlecht bei uns ſteht: iſt es da nicht höchſt nöthig, daß die Staats-Zuchtmeiſter Schande und Schaden ernſtlich abzuwenden ſuchen? — Wenn ein Apothekerburſche aus Uebereilung eine falſche Büchſe ergreift, oder ein paar Kranken-Namen auf den Arzneigläſern verwechſelt: ſo wird ſein Lehrherr in Strafe genommen, obgleich das Verſehen vielleicht gar keine, oder nur wenige leibliche Schmerzen hervorgebracht hat. Und das abſichtliche, gewinnſüchtige, tauſendfältige Verbreiten eines moraliſchen Giftes ſollte nicht eine ungleich ſtrengere Strafe verdienen? Iſt die ſittliche Reinheit und Geſundheit weniger werth, als die körperliche? Und wird denn dieſe nicht mit jener nur zu oft zerſtört? Wer kann die verderblichen Folgen berechnen, die vielleicht ein einziges Exemplar eines unſittlichen Buches in einem Kreiſe junger Leute hervorbringt! Und wie viele Exemplare eines ſolchen, hundert fältig ausgeſtreuten Buchs können in ſolche Hände gerathen! Verdient das nicht die allerernſtlichſte Berückſichtigung? Gehört es nicht zu den Hauptpflichten einer geſunden Cenſurbehörde, ſolchen Greuel von Mündigen und Unmündigen abzuwenden? Das Heil der Menſchheit kann ſich doch nicht einzig und allein um die Empfindlichkeit einzelner Machthaber drehen! Sittliches Heil und Verderben des Volks können den Vätern und Vormündern deſſelben doch unmöglich gleichgültig ſeyn. — Was für ſchuldloſe Worte verpönt man aber oft als politiſche Sünden, während man das unzüchtigſte fauniſche Geſchwätz vor Frauen und Jungfrauen ungeſtört hinſudeln läßt! Ich will nur ein Beiſpiel anführen, das mir gerade am nächſten liegt.

Ich habe vor einigen Monaten, mit Erlaubniß der hieſigen Cenſurbehörde, und mit der Firma der Rengerſchen Buchhandlung auf dem Titel, ein kleines Buch drucken laſſen *), das unſtreitig zu den geiſtvollſten und dabei gemäßigtſten Flugſchriften gehört, welche die Zeitereigniſſe hervorgebracht haben, und dem viele verſtändige Sachſen, die ihren König und ihr Vaterland aufrichtig ehren und lieben, den vollſten Beifall geſchenkt haben; ein Buch, deſſen höchſt achtungswerther Verfaſſer mit voller Unpartheilichkeit die Preußen und die Sachſen bald rühmt und bald tadelt, die treffendſten Schilderungen von beiden Völkerſchaften entwirft, mit einem ſo eindringenden, klaren Blicke in die Hauptepochen ihrer Entwickelungsgeſchichte zurückgeht, und am Schluſſe ſo warm zwiſchen beiden zur Sühne ſpricht, daß jedes, nur einigermaaßen unbefangene Urtheil über Buch und Verfaſſer nicht anders als ehrenvoll ausfallen kann. Gleichwohl iſt dieſes Buch, ſogleich nach ſeinem Erſcheinen, im Königreich

---

*) Die Preußen und die Sachſen u. ſ. w. Ein Sühnverſuch.

Sachſen, das nur durch die liberalſten Grundſätze zu dem Brennpunkte unſrer gemeinſamen litterariſchen Bildung werden konnte, behandelt werden, als ob es ein Pasquill wäre! Man hat in allen Buchhandlungen des Königreichs die ſämmtlichen Exemplare weggenommen, den fernern Verkauf bei anſehnlicher Geldſtrafe verboten, und meine ſchriftliche Bitte:

> die weggenommenen Exemplare, wenn ſie nicht im Königreich Sachſen verkauft werden ſollen, wenigſtens der Verlagshandlung, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückzugeben, um ſie in andern Ländern verkaufen zu können,

unbedingt abgewieſen, und mir die wichtige Frage:

> ob es den Leipziger Buchhändlern, in ihrer Eigenſchaft als Commiſſionäre auswärtiger Buchhandlungen, unter dieſen Umſtänden noch erlaubt ſey, (nach dem ge-

wöhnlichen Gange des Buchhandels) Exemplare des verbotenen Buchs durch ihre ſpedirenden Hände gehen zu laſſen,

gänzlich unbeantwortet gelaſſen, ſo daß die Verlagshandlung völlig ungewiß darüber iſt, ob man ihr Eigenthum auch beim Durchgange durch Leipzig wegnehmen werde oder nicht.

Und während man gegen ein ſehr ehrenwerthes Buch, wahrſcheinlich nur um dieſer oder jener hiſtoriſchen Wahrheit willen, die dennoch ewig eine Wahrheit bleiben wird, alſo verfährt, hat ungehindert eins der nichtswürdigſten Erzeugniſſe, die jemals aus einer deutſchen Buchdruckerpreſſe hervorgegangen ſind, von Leipzig aus in ganz Deutſchland herumgeſtreut werden dürfen! Wie reimt ſich das mit Gefühl für Recht und Billigkeit, für Volksehre und Sittlichkeit?!

Es wäre nichts weniger, als unwichtig, dahinter zu kommen, aus welcher Druckerei ein ſo ſchmutziges Werk hat hervorgehen können, und ob es mit oder ohne Wiſſen eines Cenſors geſchehen iſt?. Hoffentlich iſt das letzte der Fall; und irgend eine Winkeldruckerei ohne Aufſicht einer Cenſurbehörde, dergleichen es hier und da noch, zum Spott der nachbarlichen Behörden, geben ſoll, hat dem gewiſſenloſen Verleger den ſaubern Dienſt geleiſtet. Ein Unweſen, dem endlich auch wohl durch kräftiges Einwirken der nachbarlichen Staaten geſteuert werden ſollte, wenigſtens in Beziehung auf Erzeugniſſe, welche die einſtimmige Mißbilligung aller rechtlichen Leute treffen muß.

Aber geſetzt auch, daß keine Buchdruckerei im Königreich Sachſen jenes verworfene Buch zu Tage gefördert hat: wie konnte die Verbreitung deſſelben von Leipzig aus ungehindert geſchehen, da man im voraus wußte, welche ſtraffällige Waare es ſey?!

A. G. Eberhard.

Meine

Meine erſten Unterhaltungen mit den Franzoſen im Oktober 1806, und mit den Koſaken im April 1813.

Die Franzoſen drangen fechtend in die Stadt. Das gab ihnen einen erwünſchten Vorwand zum Plündern; und ſo ließen ſie es dann auch nicht daran fehlen. In manchen Häuſern ging es arg genug her.

In dem unſrigen lief es beim erſten Andrange leidlich genug ab. Als der erſte Sturm kaum vorüber war, erſchien ein Soldat, mit einem Billet in der Hand, und kündigte ſich vor der Hausthür als Sauvegarde an. Er erſchien in dieſer Eigenſchaft allen Hausgenoſſen, wie ein Engel vom Himmel geſandt; und ward als ein ſolcher faſt auf den Händen getragen.

Jeder beeiferte ſich, das Möglichſte zu thun, um ihn auf dieſe Weiſe zufrieden zu ſtellen. Dafür verſprach er uns allen erſprießlichen Beiſtand, und ſchärfte uns wiederholt die Lehre ein, die Hausthür immer verſchloſſen zu halten, und weder Offizier noch Soldaten ins Haus zu laſſen, wenn ſie nicht ein Einquartierungsbillet hätten.

Als wir ein wenig zur Beſinnung gekommen waren, und dahinter zu kommen ſuchten, wer uns den unerwarteten Dienſt geleiſtet habe, uns eine Sauvegarde zu ſchicken, fand es ſich, daß unſer neuer franzöſiſcher Freund uns ein wenig bewindbeutelt hatte, indem er gar nicht um unſers Heils willen, ſondern blos als Schildwache für den General Frere, der noch nachkommen ſollte, ins Haus geſchickt war. Indeß half er uns ein paarmal ungebetene Gäſte abwehren, daher wir ihn fortwährend auf das beſte behandelten, und ihm auch manches Geſchenk machten, das ihm nützlich war.

Der General mochte eine andere Beſtimmung erhalten haben, und ließ ſich nicht ſehen. Unſer Schutzengel aber zeigte ſich nach und nach immer zweideutiger. Als er am andern Morgen von dannen ziehen wollte, bot ihm Herr S*, als Hauswirth, einen Dukaten an. Die Darreichung eines ſo kleinen Stücks Gold erklärte aber unſer vornehmer Gaſt für eine arge Beleidigung, indem er wenigſtens zehn Carolin haben müſſe. Der ſtürmiſche Auftritt, der hieraus entſtand, und der Wunſch, wirklich eine Sauvegarde zu erhalten, beſtimmte Herrn S* und mich, bei dem Platzkommandanten Hülfe zu ſuchen, welcher im Hauſe des Herrn N* W* einquartirt war.

Letzterer ſagte uns, daß der Kommandant noch nicht aufgeſtanden, oder wenigſtens noch nicht zu ſprechen ſey. Herr S* ging alſo gleich wieder nach Hauſe, um die Seinigen mit unſerm feindlich gewordenen Freunde nicht zu lange allein zu laſſen. Ich hingegen blieb bei

Herrn R* W*, um die Audienz bei dem Kommandanten zu erwarten.

Herr R * W * war ſo freundſchaftlich, mein Anliegen dem Kommandanten vorläufig mitzutheilen, und ihn zu verſichern, daß er es mit dankbaren Leuten zu thun haben werde. Ich erhielt hierauf einſtweilen den Beſcheid, wir ſollten unſerm Quälgeiſt nicht einen Pfennig geben, und ihn nicht aus dem Hauſe laſſen, bis er (der Kommandant) ſelbſt hingekommen wäre, um die Sache zu unterſuchen.

Auf mein Befragen, in welcher Art wir wohl einem ſo edlen Richter unſre Dankbarkeit bezeigen dürften, ſagte mir Herr R* W* ins Ohr, man müſſe dem Herrn ein paar Louisd'or in die Hand drücken; es wäre das ſchon von Dem und Jenem geſchehen, und gut aufgenommen worden.

Ich eilte nun nach Hauſe, um dieſen Troſt zu verkündigen, und die zwei Louisd'or zu holen, die auf dem Altare der franzöſiſchmilitäriſchen Gerechtigkeitspflege geopfert werden ſollten. Als ich indeſſen ins Haus trat, fand ich weit ärgere Unruhe als zuvor. Unſer Freund hatte bereits drei Dukaten erhalten; allein er war dadurch nur ſchlimmer geworden. Er beſtand nicht nur auf Zahlung der verlangten Summe, ſondern hatte auch, ſeinen geſtrigen Vorſchriften ganz entgegen, ein paar Kammeraden bei ſich gehabt, und mit ihnen argen Lärm getrieben. Dieſe böſen Neuigkeiten wurden mir zugerufen, ſobald ich ins Haus trat. Entrüſtet darüber, doch ermuthigt durch den zugeſagten Beiſtand des Kommandanten, ſchalt ich ſogleich tüchtig auf den Ruheſtörer los, und drohte ihm mit der nahen Ankunft unſers Richters. Der lebhafte Wortwechſel, welcher hierüber entſtand, endigte damit, daß wir beiderſeits nach der Wohnung des Kommandanten eilten, ich, um Hülfe zu bekommen, und mein Gegner, wahrſcheinlich nur, um durch keckes Entgegenkommen den Richter von ſeiner Unſchuld zu überzeugen. Da er nun auf der Straße noch einige Kammeraden einladete, ihn hernach in unſerm Hauſe zu beſuchen, um ſich gemeinſchaftlich luſtig zu machen: ſo hatte ich auf dem ganzen Wege mit ihm wegen ſeines ſchlechten Benehmens zu ſchelten, und daher den Kopf blos hiervon voll.

So kamen wir ins Haus des Herrn N* W*, wo wir beim Eintritt auf einige große Grenadiere ſtießen, mit denen mein Gegner augenblicklich zu flüſtern anfing. Raſch wollte ich jetzt die Treppe hinauf nach dem Zimmer des Kommandanten gehen; aber plötzlich fiel mir mit Schrecken ein, daß ich über dem eben erlebten Lärm und Streit gänzlich vergeſſen hatte, die nöthigen zwei Louisd'or zu holen, um deren willen ich hauptſächlich nach Hauſe gegangen war. Um dieſes Verſehen ſogleich wieder gut zu machen, wollte ich augenblicklich noch einmal dahin eilen; allein die Grenadiere hielten mir ihre Bajonette entgegen, weil ſie meinten, daß ich mich gegen ihren Kammeraden vergangen habe. Vergebens ſagte ich ihnen, daß ich als ſein Ankläger hergekommen wäre, und nur, weil ich etwas vergeſſen habe, noch einmal in meine Wohnung gehen müſſe. Sie hielten dies nur für eine Ausrede, um mich der Unterſuchung zu entziehen; und ſo ſtand ich auf einmal als ein Verhafteter da. Indem ich nun hörte, daß der Kommandant gleich ausgehen werde, ſtieg mir das Blut nicht wenig zu Kopfe. Ohne Gold mußte ich meinen Proceß für verloren anſehen, und unwillkührlich ſuchte ich danach in meinen Taſchen, ob ich gleich wußte, daß nichts darin war.

In dieſem Augenblick der allerpeinlichſten Spannung fiel es mir auf einmal, wie ein Lichtſtrahl vom Himmel, in die Seele, daß mein Gegner von Herrn S* bereits drei Dukaten empfangen habe. Im Sturmſchritt rückt' ich ihm alſo auf der Stelle entgegen, hielt ihm nochmals ſein ſchlechtes Benehmen vor, befahl ihm, mir augenblicklich das erpreßte Geld zu geben, und drohete ihm mit der allerhärteſten Beſtrafung. Ich ſah, daß er verlegen und immer verlegner wurde. Das kräftigte meinen Muth immer mehr; und ſo brachte ich meinen Helden dermaaßen aus der Faſſung, daß er mir die drei Dukaten wirklich einhändigte. Er wollte mir dabei die Bedingung machen, daß ich dem Kommandanten die ganze Geldgeſchichte verſchweigen möchte. Ich ließ mir jedoch meinen Sieg durch keine Bedingung ſchmälern; und indem ich ſie noch zurückwies, hörte ich, daß der Kommandant eben herunter kommen wollte.

Ich eilte ihm entgegen, und mitten auf der Treppe begegnete ich ihm. Mit wenigen Worten machte ich mich ihm bekannt; wir reichten einander die freundſchaftlichen Hände; ich drückte in die ſeinige die eben eroberten drei Dukaten; und unſer Herzensbund war geſchloſſen. Er freuete ſich, in mir den rechtſchaffnen Citoyen kennen zu lernen, von dem ihm ſchon Herr

R* W* geſagt habe, und er verſicherte, daß er keinen ſchönern Beruf kenne, als den, einem rechtſchaffnen Manne in der Noth beizuſtehn.

Wir ſtiegen nach dem Hausflur hinab; ich zeigte ihm den Verklagten; dieſer konnte meinen Ausſagen nicht widerſprechen; und ein Donnerwort des richterlichen Zorns nach dem andern flog dem Sünder an den Kopf. Der Kommandant war ein Redner, der jeder Bühne Ehre gemacht haben würde; und die moraliſchen Lehren und Grundſätze, die er in Beziehung auf die Bedrückung unſchuldiger Bürger, und namentlich auf Gelderpreſſungen vortrug, die er als durchaus eines braven Franzoſen unwürdig erklärte, waren das Vortrefflichſte, was ich bis dahin über dieſen Gegenſtand gehört hatte.

Er erbot ſich, zu unſrer vollſtändigen Genugthuung, mit nach unſerm Hauſe zu gehn, Der Beklagte mußte hinter uns gehen, und hinter dieſem zwei der Grenadiere, die mich kurz vorher verhaftet hatten. — Ich glaubte, daß wenigſtens während des Ganges auf der Straße die Beredtſamkeit des Redners eine Pauſe machen werde; allein auch das Volk, das uns begegnete, ſollte davon erbauet werden. Theils gerade vor ſich hin ſcheltend, theils von Zeit zu Zeit rückwärts gewendet, fuhr der edle Redner in ſeinem menſchenfreundlichen Eifer fort; und indem er den neuen Satz auszuführen begann, daß ein Haus, dem eine Schildwache zugetheilt ſey, ein unantaſtbares Heiligthum ſey, entzündete ſein frommer Zorn ſich dergeſtalt, daß er plötzlich den Grenadieren befahl, dem unwürdigen Soldaten den Degen abzunehmen, weil er nach einer ſo ſchändlichen Gelderpreſſung nicht werth ſey, die Waffen ſeines Kayſers zu tragen. Mitten auf der Straße erfolgte die Entwaffnung; und der Himmel ſelbſt wurde ein Zeuge der franzöſiſchen ſtrengen

Moral. Ich traute meinen Augen und Ohren kaum vor Erſtaunen.

So kamen wir nach meiner Wohnung, wo Wirth und Wirthin eben an der Hausthür ſtanden. Daß der Strom der Beredtſamkeit ſich hier aufs neue ergoß, brauche ich wohl kaum zu verſichern. Der Delinquent wurde durch einen Grenadier als Arreſtant auf die Hauptwache geſchickt, und zwar in ſolchem Zorne, daß wir, ſeine Ankläger, endlich um Gnade für ihn baten, weil es faſt das Anſehn gewann, als ſollte er vom Leben zum Tode gebracht werden.

Unſern Wunſch, für die nächſten ſtürmiſchen Tage wirklich eine Sauvegarde zu erhalten, erfüllte der gefällige Commandant durch Zurücklaſſung des andern Grenadiers, dem er die heiligen Pflichten gegen uns in einer neuen, ſchönen Rede einſchärfte. Zur Vermeidung eines abermaligen Streites, baten wir ihn, gleich ſelbſt zu beſtimmen, was der Sauvegarde täglich an baarem Gelde gezahlt werden ſolle. Lange wollte er hievon gar nichts hören, weil ein franzöſiſcher Soldat ohne allen Eigennutz ſeine Pflicht erfüllen müſſe. Endlich gab er nach, und beſtimmte einen Laubthaler als täglichen Preis, denn mehr ſollten wir durchaus nicht geben.

So ſchied der edle Mann von uns, und Herr S* nebſt ſeiner Frau ſtaunten ihm voll dankbarer Bewunderung nach — bis ich ihnen mein galvaniſches Experiment mit den drei Dukaten erzählte, wodurch ich die rührende Wirkung hervorgebracht hatte. Nun lachten wir gemeinſchaftlich hinter dem franzöſiſchen, heroiſchen Komödianten her.

Wie ſtach hiegegen meine erſte Unterhaltung mit einigen Donſchen Bauerkoſaken im April 1813 ab! Sie gehörten zu den erſten Gäſten dieſes Volks, die unſre Stadt beſuchten. Ich traf ſie in einem fremden Hauſe, bei einer höchſt einfachen Abendmahlzeit, in Geſellſchaft einer Dolmetſcherin, durch welche ich mich mit ihnen, ſo gut es gehn wollte, unterhielt. Einer von ihnen ſagte unter andern von den Franzoſen: „Sie ſind nach Rußland gekommen, um Wein zu trinken, aber ſie haben kaum Waſſer bekommen. Sie haben unſre Kirchen geſchändet, deshalb kam Gott gegen ſie und ſchickte die Kälte, und dann kamen die Koſaken mit ihren Piken. Da wurden ſie kaput.“

Zum Troſte für unſere Stadt und Provinz ſetzte er noch hinzu: „Bonaparte hat dem König von Preußen viel Land genommen und euch viel Geld; aber die Koſaken jagen ihm das Land ab, und geben es dem König von Preußen zurück; und das Geld hat Bonaparte alles müſſen in Rußland zurücklaſſen; und nun kommt unſer Kayſer und bringt das Geld mit, und giebt euch alles wieder, was euch genommen war.“

Gebe der Himmel dem gutmüthigen Tröſter, wenn er nicht im Kampfe für unſre Befreiung gefallen iſt, noch heute eine recht fröhliche Stunde! Seine einfaltvollen Worte waren mir doch lieber, als das tönende Erz und die klingende Schelle des Franzoſen.

E.

Reiſebemerkung eines Zechers.

Wohin man kommt, ſieht man auch Ströme fließen,
Und überall giebt's Bäche, groß und klein;
Doch ſelten ſieht man Rebenhügel ſprießen.
Hätt' ich die Welt gemacht, dann müßt' es anders ſeyn:
Man ſchiffte nur auf Wein, er triebe alle Mühlen;
Des Waſſers ſollte nur ſo viel zu finden ſeyn,
Die Gläſer damit auszuſpühlen.

M.

Betrachtung eines Schmeckers.

Immer wird im muntern Kreis
Durch Geſang der Wein erhoben;
Keiner will die Kochkunſt loben,
Aber ihr gebührt der Preis.
Welch ein himmliſches Ergötzen,
Wenn der vollen Schüſſeln Pracht
Dampfend uns entgegen lacht,
Labend unſern Gaum zu letzen!
Schnöder Undank würd' es ſeyn,
Dich, o Kochkunſt, zu vergeſſen.
Hab' ich mich berauſcht in Wein:
Pfleg' ich nüchtern mich zu eſſen.

M.

Räthſel.

Kein Menſchenauge kann mich überſehen,
So groß bin ich — allein
Ich bin auch oft ſo ungewöhnlich klein,
Daß dir dann, um mich auszuſpähen,
Ein Mikroskop wird nöthig ſeyn.
Ich dien' als Spiel in Vieler Händen,
Und dann gewähr' ich Manchem Brod,
Bald wieg' ich Pfund und bald nur Loth';
Pflegt man mich durch die Luft zu ſenden,
So bring' ich Wunden oft und Tod.
Ich muß des Lichtes Strahlen brechen;
Um mehr zu leuchten, iſt der Grund.
Du biſt auf mir zu jeder Stund';
O, rathe! doch du mußt nicht ſprechen:
Das Räthſel ſey, wie ich, zu rund!

M.

Auflöſung des vorigen Räthſels: Helena.

Bertha,
Mutter Karls des Großen.

Eines Morgens, als König Pipinus von der hohen Burg zu Weihenſtephan herabſchauete in das helle Grün, womit der Lenz geſchmückt hatte Erde und Bäume, da ſah er, wie alles ſo fröhlich war rings umher, Thiere und Menſchen, und wie alles ſich geſellete Gleich und Gleich. Und er erſeufzte tief, daß nur er, der Erſte des ganzen Thales und ſo vieler andern Thäler und Berge und Länder und Städte und Dörfer, kein Gleiches hatte, das mit ihm genöſſe die Pracht des Lenzes, und die Härte des Winters ihm tragen hülfe. Denn all die Getreuen ſeines Hofes reichten dazu nicht hin. Als nun ſein Sinn vom Gefühle der Einſamkeit auf der weiten Burg trübe worden, da traf plötzlich unten im Thale, durch die Bäume des Waldes, ein daher wandelnder Glanz ſein Auge. Und der Glanz rückte immer näher und näher, bis ein ſtattlicher Zug von Fürſten und Volk zu erkennen war, welcher den Weg nach der Burg herauf einſchlug.

Des aber ward Herr Pipinus faſt mehr betrübt, als froh. Denn Fürſten und Herren und Mannen hatten ſämmtlich die koſtbaren Feierkleider angethan, ſo daß es ſcheinen wollte, als gelte ihr Beſuch mehr dem Gedächtniß irgend eines großen Sieges, den er einſt an dieſem Tage erfochten, oder einer andern rühmlichen That, ſo er ausgerichtet, denn einem Bedürfniſſe ſeiner Staaten.

Und er gedachte in ſeinem Herzen: was will all dieſer Pracht und Stolz mir frommen, in ſo trauriger Einöde? Da ward er betrübter, als zuvor.

Als aber die Fürſten und Herren nebſt den übrigen Freien zu ihm hereintraten, da ſuchte er ſein trübes Gemüth zu verheelen, und redete ſie gar leutſelig alſo an:

„Meine lieben Getreuen, ſaget, was führet Euch heute in ſo feſtlichem Zuge nach meiner ſtillen Burg?“

Da trat der Aelteſte, ein hoher Fürſt, deſſen Haupthaar in eitel Silberſtralen nach den Schultern der edeln Geſtalt herniederfloß, aus den Uebrigen hervor, und ließ ſich, das Auge muthig auf den König gerichtet, zu deſſen großem Erſtaunen alſo vernehmen:

„Diesmal ſind unſre Feierkleider angelegt, um dahinter zu bergen die tiefe Trauer unſerer Herzen. Aber umſonſt. Denn mein grauer Scheitel bemüht ſich vergebens, den Vortrag, den ich Namens Euerer Völker zu machen habe, gleichermaßen mit ſchönen Worten zu verbrämen. Euer Anblick, Herr König, regt meinen Unmuth und Widerwillen allzu mächtig auf.“

Bei dieſen Worten fühlte ſich Herr Pipinus vom Zorne ergriffen, ſo daß er einige Schritte zurück that und ausrief:

„Welch ein unziemliches Reden, Alter! Meineſt Du, daß Deine Jahre Dich über meine Würde alſo erheben, daß Du dieſe, nach Gefallen, verletzen mögeſt? Und was ſagt Ihr Andern dazu, die Ihr ihn zum Redner erkieſet habt? — Ihr ſchweiget?“

Aber der fürſtliche Greis fuhr ohne Zagen alſo fort:

„Ja, Herr König, wir ſind allzumal tief betrübt und bekümmert, daß ein ſo hoher, mannhafter Herr, wie Ihr, ſonder Gemahlſchaft ſeine Tage verbringen mag, und dem Reiche dereinſt kein Erbe bleiben ſoll, aus ſeinen Lenden entſproſſen. Darum kommen die Stände anhero, Euch anzuflehen, daß Ihr Eure treuen Völker baldigſt beglücken wollet mit einer Königin, auf daß ihnen nicht fehle die Hoffnung eines Nachfolgers, Eures Gleichen an Mannheit und Kraft.“

Und Herr Pipinus, der Wendung erfreut, welche ſo unerwartets Rede genommen, antwortete:

„Ei, Lieben, iſt es das nur, was Euch verdreußt an mir: ſo laſſet fahren all Eure Sorge. Denn eben erſann ich ſelbſten, daß mir und meinen Landen die Königin fehle, ſo daß ich bereit bin, Euere Vorſchläge zu hören, darüber, welch ein Fräulein meinem Throne wohl am angemeſſenſten ſey.“

Darauf ſagten ihm die Fürſten und Herren von einer Jungfrauen, weit und breit berühmt wegen ihrer Schöne, der Tochter des Königs von Kärlingen *), Berchta geheißen.

„Wohlan, ſprach der König, auf daß ich zuvörderſt wiſſen möge, ob ihre Geſtalt auch meinem Auge gefalle, ſo will ich flugs meinen Hofmeiſter ſenden gen Kärlingen, der ſoll mir von dar ihr Bildniß anher bringen, und finde ich ſolches alſo,

---

*) Bretagne.

wie Ihr rühmet, dann werdet ihr einer Königin nicht länger entbehren.“

Deß waren die Stände herzinnig froh, und dankten dem Könige, welcher that, wie er ihnen zugeſagt hatte.

Darauf zog der Hofmeiſter, Herr Tybertus, auch der rothe Ritter genannt, ein gar mächtiger Herr, gen Kärlingen, und er erſchrack faſt, als er Berchtam, die Tochter des Königs dort erſah. Denn ſie war nicht nur von großer Schöne, ſondern ihre Züge und ganze Geſtalt glichen dermaaßen der Tochter, welche der rothe Ritter im Schwabenlande bei ſeiner Hausfrau zurückgelaſſen, daß er in ſeinem Leben ſolch eine Aehnlichkeit nicht geſehen hatte. Darauf ließ er ihr Bildniß durch einen kunſtreichen Maler insgeheim fertigen, um ſolches dem Könige, ſeinem Herrn, mitzubringen.

Als er nun den Rückweg durch die Heimath ſeiner Frauen nahm, und dieſer das wohlgetroffene Konterfei vorwies, ſo erſtaunte die nicht minder, denn er vorhin, ob der unglaublichen Aehnlichkeit mit ihrer Tochter, und die Frau zog ihn abſeits und ſagte dann heimlich zu ihm: „Mein liebes Gemal, was iſt es doch, das jener Fremden den Vorzug giebt vor der Eingeborenen? Warum dürfte unſer liebes Kind den Thron nicht eben ſo ſchmücken, als die ferne Königstochter aus Kärlingen?“ —

Das Wort aber klang dem rothen Ritter ſüß und anmuthig, und er beſchloß mit ſeiner Hausfrauen einen böſen Rath, eilte auch nunmehro zurück nach Weihenſtephan, um ihn des baldigſten ins Werk zu ſetzen.

Als er nun dort dem Könige das Bildnis ausgehändigt hatte, ſo wurde der ſehr vergnügt und ſprach:

„Tybertus, ich bin trefflich zufrieden mit Euerer Botſchaft, ziehet darum nochmals ihn gen Kärlingen und nehmet dieſes mein Bildnis mit dort hin, und überreichet es dem Könige und haltet um ſeiner Tochter Hand für mich an. Gleichet ſelbige, wann Ihr ſie mir anherbringet, dem Konterfei: ſo ſoll mein treuer Bote nicht Urſache haben, ſich über meine Ungnade zu beſchweren."

Und der rothe, untreue Ritter ſtattete ſofort ſeiner Frauen Bericht ab hiervon, und ritt ſodann nach Kärlingen zum Könige, und that allda, wie ſein Herr ihm befohlen hatte.

Da ward er herrlich empfangen und ihm große Ehre erboten von dem Könige und der Königin von Kärlingen und von allen Fürſten und Herren des Landes. Und ſie trieben allerlei Feſte acht Tage lang; denn man verſahe ſich deſſen nicht, daß der Hofmeiſter ein falſch Herz trage gegen das edle Fräulein.

Zur Heimfahrt aber gedachte der König dem rothen Ritter viel Fürſten und Herren beizugeſellen, auf daß ſeine Tochter in aller Würdigkeit anlange bei ihrem künftigen

Gemal. Doch hiegegen ſprach der falſche Hofmeiſter:

„Herr König, gedenket, daß mein Herr blos darum mich allein anhergeſchicket, damit Ihr gleichfalls nicht benöthiget ſeyet, Euch, wegen dieſer Reiſe, des Dienſtes mehrerer Diener zu begeben. Herr Pipinus iſt überhaupt dem Pracht viel zu abhold, um nicht die einfachſte Uebergabe der Braut, dem glänzendſten Gefolge derſelben vorzuziehen. Vor allem erfreut ihn das Vertrauen ſeiner Freunde, und er würde gewis Euch des großen Dank wiſſen, wenn Ihr ihm dadurch, daß ihr mir von Eurer Landesgränze an, Eure Tochter allein überließet, zeigen wolltet, wie groß Eure Zuverſicht in denjenigen ſey, den er ſelbſt einer ſolchen Zuverſicht würdigte.“

Solches alles hatte der falſche Mann erſonnen, um ſeines böſen Zweckes willen.

Der König von Kärlingen aber, welcher dem rothen Ritter kein Arg zutraute, beſchloß, auf dieſe Rede, um dem mächtigen Pipino nach Wunſche zu leben, alſo zu thun, wie ihm war angerathen worden.

Aber die Königin hatte großes Leid, als nun ihre Tochter Berchta von ihr gehen ſollte, denn ihr Herz ſagte ihr von dem Unheil, welches entſtehen könne. Doch durfte ſie des nicht gedenken, aus Furcht, ihren Herrn zu erzürnen, welcher, nebſt vielen Fürſten und Mächtigen in ſeinem Lande, ſchon bereit ſtand, ſein geliebtes Kind eine Tagereiſe zu geleiten. Als dieſe nun, und auch die Nacht nachher, vorüber war, da empfahl er Berchtam dem ewigen Gott in ſeine Hut, und auch dem rothen Ritter zu ſeiner Treue. Und nahm Urlaub von der Tochter, und ritt mit ſeinem ganzen Gefolge wieder heim. —

An der vorletzten Tagereiſe aber, da ſagte zu dem Hofmeiſter einer der beiden Knechte, die mit ihm waren:

„Herr, ich bin mehrmalen aus Kärlingen nach Weihenſtephan geritten, und ſtets über Augsburg gekommen, nimmer aber den heutigen Weg, habe auch von jeher gehört, daß man über Augsburg am näheſten reiſe.

Dieſer Rede aber zürnte Herr Tybertus gar ſehr, und gebot dem Knechte zu ſchweigen, wie ſich gezieme.

Als ſie nun in die wilde Waldgegend vom Mühlthale gekommen waren, da gab es ein einſam Haus, deſſen böſer Inhaber einverſtanden war mit dem rothen Ritter, und dieſer hielt hier mit dem Fräulein an, um da zu übernachten. Und während die Tochter des Königes von Kärlingen, nicht ahnend, welch ein arger Schalk ihr Führer war, ſich in der Nacht dem Schlafe überließ, ſo langte die Hausfrau des rothen Ritters mit der Tochter, welche Beide hierher beſtellt waren, an, und er nahm das Kleid der Königsjungfrau und das Fingerlein *), welches beides neben ihr lag, und kleidete seine Tochter damit, und seiner Tochter Kleid übergab er den zweien Knechten, daß sie es an das Bette der Königstochter legeten. Darauf nahm er die Knechte noch besonders vor, ihnen gebietend, Berchtam tief hineinzuführen in den dickeſten Wald und ſie allda um's Leben zu bringen. Und ſie ſchwuren den gottloſen Eid, ſolches zu thun, wie er ihnen denſelben vorſagte. Dafür gab er den Knechten großes Gut, und verhieß ihnen deſſen noch viel mehr, wenn das böſe Werk würde vollbracht ſeyn.

Der rothe Ritter zog hierauf mit ſeiner Tochter, welche den Zelter des Fürſtenkindes beſtieg, ein gutes Stück weiter.

Nunmehr erweckten die Knechte das Fräulein, noch in der finſtern Nacht, und begehrten, daß ſie ſich ankleide. Als ſie nun fremde Kleider, ſtatt der ihrigen, auch das Fingerlein nicht, vorfand, da verlangte ihr nach dem

---

*) Ein Ring.

Hofmeiſter. Die Knechte aber ſuchten ſie durch allerlei Zureden zu bewegen, dieſe Kleider einſtweilen anzuthun, da der Hofmeiſter, der auch das Fingerlein in Verwahrung genommen, ſchon eine Strecke Weges voraus ſey.

Dies machte Berchtam faſt unwillig. Doch that ſie inzwiſchen die fremden Kleider an, um mit den Knechten zu gehen, welche verſprachen, ſie dem rothen Ritter zuzuführen.

Als ſie nun drauſſen ihren Zelter begehrte, ſo hieß es, der ſey bereits voraus nebſt dem Hofmeiſter. Doch bot einer der Knechte ihr ſein Roß an, welches ſie auch beſtieg. Der eine Knecht, ſo zu Fuße war, trug eine Fackel voran.

Es ging aber der Weg immer tiefer in das Dickicht hinein, ſo daß zuletzt nur mit großer Mühe hindurchzukommen war. Da fing das Fräulein bekümmert an:

„Wohin, Ihr Leute, führet Ihr mich

Das kann doch nimmermehr die Straße ſeyn, welche der Hofmeiſter genommen hat?“ —

Und der Knecht, ſo auf dem Pferde ſaß, ſprach mit beklommenem Herzen:

„Der Weg geht hier zu Ende; und mit Eurem Leben, edle Jungfrau, iſt es auch alſo. Bereitet Euch vor, Euer letztes Stündlein iſt kommen.“

Deß entſetzte ſich die Jungfrau und ſagte:

„O, Ihr böſen Geſellen, wie möget Ihr ſolch Unrecht an mir ſchuldloſen Magd begehen? Gehet in Euch, und führet mich zurück auf den rechten Weg, ſo will ich auch die Untreu und Bosheit, die Ihr gegen mich und Euren Herrn zu verüben gedachtet, nimmer einem entdecken.“

Dagegen erwähnten die Knechte den ſchrecklichen Eid, welchen der rothe Ritter ihnen abgenommen.

„So meinet Ihr, ſprach die Jungfrau, daß ein Eid, geſchworen durch Zwang oder Furcht, oder gottloſes Ueberreden, heiliger ſeyn könne, denn das Recht der Unſchuld? Stehet ab von Eurem böſen Beginnen, wenn Ihr Menſchen ſeyd!"

Noch mehr aber, als dieſe Reden, wirkten die Zähren der ſchönen Königstochter. Denn es iſt wohl ein wahres Wort, das man ſpricht: Reiner Frauen naſſe Augen haben zuckerſüßen Mund. — Und die Knechte vermochten nicht, den gethanen Eid zu erfüllen. Doch bedungen ſie ſich aus, daß die edle Jungfrau mit ihrem Leben allein wolle zufrieden ſeyn und nicht ſtreben, weder nach der Ehre, zu welcher König Pipinus ſie erkoren, noch auch nach dem Stande in ihrer Heimath, ſondern ihr Herkommen und alle ſonſtigen Vorgänge mit ihr, als ein Geheimniß in ihrem Herzen bewahren.

Das alles beglaubigte die Jungfrau den Knechten mit einem Eide.

Aber ſie hatten dem rothen Ritter ein Zeichen bringen ſollen von dem Tode der Jungfrau.

Das trugen ſie ihr vor, und begehrten daher mit der Bitte, ſolches nicht ungütig zu vermerken, ihr Unterkleid.

Die Jungfrau entfernte ſich hierauf ein wenig, und brachte ihnen zurück, was ſie begehret hatten.

Da nahmen die Knechte Abſchied von ihr, dann beſtiegen ſie ihre Roſſe, und zogen davon. Als ſie nun eine Weile geritten waren, ſo begegnete ihnen ein Wild; das erlegten ſie und durchſtachen das Unterkleid der Dame, und tauchten es in des Wildes Blut, um dem Hofmeiſter, wie er geboten, ein ſicher Zeichen von des Fräuleins Tode zu überbringen.

Als ſie nun denſelben trafen, ſo gaben ſie ihm das Kleid, und er freute ſich ſehr und reichte ihnen den verſprochenen Sold.

Der Hofmeiſter aber hatte ſich in Kärlingen ſattſam unterrichtet von vielen Dingen, das dortige Königshaus angehend, und theilte während der fernern Reiſe nach Weihenſtephan ſolches

ches ſeiner Tochter mit, auf daß dieſe auch richtig antworten möge, auf die Fragen nach ihren vermeinten Angehörigen zu Kärlingen. Denn alle übrigen Zweifel an ihrer Geburt widerlegte die große Aehnlichkeit mit der Königstochter.

Es hatte auch bei ihrer Ankunft und nachher König Pipinus ſo wenig Arg, als die um ihn waren, und er führte mit ihr, unwiſſend wer ſie war, Hof und Wirthſchaft, als wäre ſie Frau Berchta ſein erwünſchtes Gemal.

Unterweilen jedoch, wenn Ritter vom Hofe zu Kärlingen auf der Burg anlangten, und ſprachen von der frühern Zeit mit der Königin, da ward ſie verlegen, und wußte nicht recht, wie ſie ſich klug genug anſtellen ſollte, um ſich nicht zu verrathen. Aber auch hieraus half ihr der rothe Ritter, ihr Vater, durch eine Liſt. Als nämlich eines Tages eben wieder ein Ritter aus Kärlingen in des Königes Gegenwart mit ihr geſprochen, und ſie in manche Noth geſetzt hatte durch ſeine Fragen, ſo bat der Hofmeiſter Herrn Pipinum um Verzeihung, daß er nicht ſchon von Kärlingen aus den großen Mangel am Gedächtniſſe für ihre frühern Jahre, den eine Krankheit der nunmehrigen Königin verurſachet, ihm entdeckt habe. Allein er, der Hofmeiſter ſelbſt, ſey, da man ſolchen Fehler zu Kärlingen ſehr verheimlichet, erſt dann dahintergekommen, als es für den König ſchon zu ſpät geweſen, dem Fräulein die Hand zu verweigern.

Des lobte der König den untreuen Mann, mehr, denn er ihn tadelte, verhinderte auch auf ſeinen Antrag, um der Königin Fehler nicht kund werden zu laſſen ſo viel als möglich, daß wer von Kärlingen kam, kein beſonder Geſpräch mit ihr haben konnte. Und ſie, mit der Pipinus ſonach in guter Gemahlſchaft lebte, gebar ihm nachmals einen Sohn, der ward Leo genannt, ſodann auch noch zwei Söhne

Winman und Rapot und eine Tochter, Agnes geheißen.

Es hatte aber der König gern um ſich einen geweiheten Prieſter, welcher zugleich ein Aſtrologus oder Sterndeuter war. Der ſchien der Königin abhold zu ſeyn. Denn er ſahe ſie ſtets mit argwöhniſchem Auge an, ſo, daß ſie es einſt auch gewahrte und zu ihrem Gemale alſo anhub:

„Mein Herr und Gemal, wie möget Ihr nur ſo gern immer ſeyn mit einem Menſchen ſo ſchweigſam und unfroh, wie dieſer, der gewiß kein Gutes im Sinne führt gegen Euch?“

Darauf antwortete der König:

„Es iſt den zarten Weibern wohl vergönnet, über die äußere Art und Weiſe und den Geſang und Tanz der Männer ihr Urtheil zu ſagen, doch muß es minder tief gehen, als Ihr dabei gegangen ſeyd, werthes Gemal. Das Wiſſen und Streben meines Aſtrologi bringt es mit ſich, daß er dem Auge der Frauen allzu ernſt iſt.“

Da ſprach die Königin hocherröthend:

„Gern will ich mich des Urtheilens über ihn begeben, das aber muß ich geſtehen, daß ſein ſcheuer Blick mir Grauſen erregt.“

Auch der Hofmeiſter, welchem der Sternſeher gleichermaaßen übel zu wollen ſchien, ſuchte, wiewohl umſonſt, ihm in des Königes Gnade Abbruch zu thun. Denn ſo viel auch zur damaligen Zeit Herr Pipinus auf die Heiden nach Böheim, Sachſen und Ungern zu ziehen hatte, ſo war der Sterndeuter doch immer bei ihm, und der König ſchrieb ſeinen Rathſchlägen keinen geringen Theil zu, an den Siegen, welche er allerwegen davon trug über das ungläubige Volk. —

Die edle Jungfrau aber, welche der falſche Hofmeiſter tödten geheißen, floh damals, als die Knechte ſie verlaſſen, immer tiefer in den Wald, wo es ſie däuchte, daß er am allerwildeſten ſey. Hier lebte ſie mehrere Tage lang in groſzer Betrübniß und Angſt vor den wilden Thieren, deren Geſchrei ſich oft hören lieſz. Es gab aber auch Augenblicke, in denen ihr die Hoffnung zur Seite ſtand. In ſolchen beſchauete ſie gern das Bild, ſo König Pipinus von ſeiner Geſtalt nach Kärlingen geſendet, welches ſie ſorgfältig verborgen trug an ihrem Buſen, ſo daß es auch ihrem untreuen Geleiter entgangen war.

Am dritten Tage trieb der Hunger ſie doch an, Menſchen aufzuſuchen. Gegen Abend ſah ſie auch endlich einen Rauch aufgehen. Aber als ſie näher kam, erblickte ſie einen ſchwarzen Mann, einen Kohlhaufen ſchürend, und ſie urchte ſich vor dem Manne, meinend, daß er ielleicht ein Abgeſandter der Hölle ſey, gekomen, ihrer Seele nachzuſtellen. Schon wollte daher, ohngeachtet ihre Kräfte zu Ende gint, wieder von dannen eilen. Doch der Köhbat ſie mit ſolch einer frommen Stimme, zu bleiben, und ihm zu vertrauen, welch übel Geſchick eine ſo zarte Jungfrau allein in den wilden Wald treibe, ſo daß ſie ihm kein Böſes zutrauen mochte. Da blieb ſie ſtehen und antwortete:

„Mein Geſchick, guter Mann, darf ich Dir nicht offenbaren, doch bin ich aus fernen Landen und ſo kraftlos geworden, durch Harm und Hunger, drei ganzer Tage lang, in dem öden Walde, daß ich mich ſehne nach Menſchen, um wenigſtens nicht, abgeſchieden von allen, ſterben zu müſſen, was ich gewiß nicht verſchuldet hätte.“

Da jammerte dem Köhler die feine Magd und er holete alsbald Brod und Waſſer herbei, ihr zur Stärkung und Erquickung. Darauf geleitete er die Jungfrau zu der Reismühle, und befahl ſie da der Müllnerin auf ihre Treue.

Deß dankte ſie dem Köhler gar ſehr, und bat ihn weinend, daß er Niemand etwas entdecke von ihrem Hierſeyn; was er auch willig verſprach.

So wurde denn des edlen Königs Tochter in der Reismühle zur dienenden Dirne, und verſahe ihren Dienſt mit treuem Fleiße.

Der Müllner aber und ſeine Hausfrau gewahreten bald, daß ſie nicht geboren ſey, zu ſo niederm Dienſte, und fragten ſie, welche Bewandniß es doch habe mit ihr, da vielleicht, wenn ſie es offenbare, dem geheimen, ſo ſichtbar ſie beſchwerenden Kummer abzuhelfen ſey. Darauf ſprach die ſchöne Berchta:

„Guten Leute, laſſet Euch deß genügen, was Ihr wiſſet von mir, indem es nicht in meinen Kräften ſtehet, ein Mehreres zu ſagen. Es muß Gottes Wille geweſen ſeyn, daß ich zu Euch kommen bin, und er wird mich zu finden wiſſen, wenn es zu meinem Heile dient, eine andere Lebensweiſe anzufangen.“

Und die Müllnersleute hielten die Jungfrau gleich ihren leiblichen Töchtern, deren ſie zwei beſaßen; denn ſie war fromm und gut. Auch hatte ſie viel Geſchick in allerlei weiblichen

Dingen. So war ſie gewohnt, Borten zu wirken, wie es weit und breit Niemand vermochte. Als nun auf ihr Bitten der Müllner nach Augsburg gegangen war, und von daher für ein Juwel, ſo ſie aus der Einfaſſung des Bildniſſes auf ihrer Bruſt genommen, Werkzeug und Gold und Silber und Seide zurückgebracht hatte, da ſetzte ſie ſich, und wirkte Borten und gab ſolche dem Müllner. Der nahm ſie und ging damit abermals nach Augsburg, und bot ſie einer Frau zu Kaufe an, die hier einen Kram hatte. Und die Frau hatte große Freude an der gar feinen Arbeit, und bezahlte ſie gut und beſtellte deren neue. So ging dieſer Verkehr drei Jahre lang, und wenn die Frau gefragt wurde, woher ihre Borten kämen, köſtlicher als aller Andern, die gleichen Kram feil boten, ſo ſprach ſie: man brächte ihr ſolche über's Meer.

Der Müllner aber ward reich dabei. Denn die Jungfrau begehrete für ihre Kunſt nichts weiter, als ſo viel Gold und Silber und Seide, um immer neue Arbeit fertigen zu können, und wollte auch keine beſſere Koſt, als die Müllnersleute ſelbſt hatten. —

Da nun die Jungfrau mehr denn ſieben Jahr bei den Leuten gewohnet, fügte es ſich, daß König Pipinus jagete, und nur ein Jäger und ein Knecht und der Aſtrologus bei ihm war. Und wie ſie ſich verirrten in der Gegend, da wollte der Jäger den rechten Weg ſuchen, und kam darüber ſo weit von den Andern ab, daß Niemand die Töne ſeines Hornes mehr hören mochte. Denn vom Mühlthale bis gen Weihenſtephan war eitel Wildniß, und waren weder Dörfer noch Hütten dazwiſchen. Selbſt München ward erſt hernach, über dreihundert Jahr oder mehr, erbauet.

Da hieß der König den Knecht auf eine hohe Tanne ſteigen und lugen, ob er keinen Rauch oder kein Feuer ſähe oder Niemand höre? Darauf ſah der Knecht einen Rauch aufſteigen, und führete die andern Beiden dahin. Und der Köhler, zu dem ſie kamen, ein Nachtlager begehrend, geleitete ſie nach der Reismühle, wo ſie ſich für fremde Kaufleute ausgaben. Aber als ſie in das Haus hereintraten, ſo erkannte Berchta, die im Dunkeln ſtand, ſogleich, beim Scheine der vorangetragenen Fackel, die Gleichheit des Königes mit dem Bildniſſe, das ſtets an ihrem Buſen lag. Deß erſchrak ſie mächtig, und ſchlupfte ungeſehen aus der Stube der Müllnersleute in ihr Kämmerlein. Die beiden Töchter vom Hauſe aber blieben in der Stube. Und der König ſcherzte mit der einen, welche eine feine und wohlgebaute Jungfrau war. Auch beſchauete er die Bortenarbeit, ſo vor ihm auf dem Tiſche lag, und erſtaunte nicht wenig, da er ſah, daß in dieſer geringen Mühle ſolche kunſtreiche Dinge hervorgebracht wurden.

Unterdeſſen ging der Sterndeuter hinaus, das Geſtirn zu betrachten. Wie er nun zurückkehrte, ſagte er zu Herrn Pipino: „Herr König, die Sterne verkünden Euch dasmal gar wunderliche Mähr. Sie ſagen, daß Ihr noch heunt bei Eurer ehelichen Hausfrau ſollt liegen, und daß die Frucht dieſer Nacht ein rechtes Degenkind ſeyn werde, ſo mächtig dereinſt, daß der Heiden Könige und der Chriſten Könige ihm gehorchen müßten.“

Darauf erwiederte der König Folgendes: „Lieber, wie ſollte das zugehen, da ich doch heunt nach Weihenſtephan nicht kommen kann, und mein ehelich Gemal nur dort ſich befinden muß.“

„Herr König —“ ſprach hierauf der Aſtrologus abſeits zu ihm: „Darf ich frei herausſagen, was ich denke, da ich gewiß nicht denke, Euere königliche Ehre zu verunglimpfen?“

„So rede,“ antwortete Pipinus, „und verhalte mir nichts von dem, was die Geſtirne Dir offenbaren.“

„Wohlan —“ ſprach der Sternſeher — „die Geſtirne ſind zuwider dem Gemale, das mit Euch auf der Burg zu Weihenſtephan hauſet. Schon längſt mußte ich dieſes meinen, doch konnte ich nicht zum vollen Verſtändniß der Sache gelangen. Doch jetzo ſehe ich's offenbar, daß Ihr Euer rechtes Gemal hier in der Nähe finden werdet.“

„Ei, Lieber, wie ginge das zu, da in der ganzen Wildniß kein Aufenthalt mehr, als dieſe Reismühl? Denn des Köhlers Hütte iſt nicht ſo, um Jemand außer ihm Herberg zu gewähren, in dieſer Mühle aber, wie ſollte da ein Gemal für mich leben?“

Gleichwohl trauete der König dem Worte des Sternſehers dergeſtalt, daß er den Müllner fragte, wie viel Töchter er habe? Da wies der Müllner auf die beiden anweſenden Jungfrauen, hinzufügend: weiter hätte er keine mehr. Doch der Sternſeher ſchüttelte unwillig den Kopf, ſo, daß der Müllner erſchrak über die Augen, mit denen er ihn anſah. Deß gewahrte der König und ſprach:

„Müllner, Du ſollt uns die rechte Wahrheit ſagen, ob nicht im Kämmerlein verborgen ſey eine Frau oder Jungfrau?“

Da mochte der Müllner nicht länger läugnen, und die Jungfrau mußte herfürgehen. Deß erſchrak ſie dermaßen, daß ſie alle ihre Farbe verlor. Aber der König wunderte ſich über die Maaßen der Aehnlichkeit Berchta's mit ſeinem Gemal zu Weihenſtephan, und er ergriff des Mägdleins Hand und tröſtete ſie und ſprach:

„Edle Jungfrau, erſchrecket nicht ſo ſehr. Denn ich bin nicht kommen, Euch ein Leides zu thun, vielmehr ſollt Ihr den beſten Schutz erlangen durch mich. Unfehlbar ſeyd Ihr es, die jene Börtlein verfertigte? denn derlei köſtliche Arbeit mochte nur unter ſo feiner Hand gedeihen!“

Da geſtand die Jungfrau, daß ſie ſolche Arbeit gefertiget.

Der Sternſeher aber, gleichermaßen erſtaunt ob der Aehnlichkeit zwiſchen der Jungfrau und der jetzigen Königin, war inmittelſt hinausgegangen, um die Geſtirne nochmals zu befragen, und kam ſo eben fröhlichen Muthes wieder herein und ſprach:

„Heil, Heil, dem hohen königlichen Paare! Heil, inſonderheit der ſchönen adelichen Königin. Denn dieſe iſt Berchta, die Tochter des Königes von Kärlingen, die Euch vor ſieben Jahren zum Gemal erholet wurde!“ —

Aber Berchta wußte nicht, wie ihr geſchah, halb vor Wonne und halb vor Schmerz. Und ſie ſprach, als man in ſie drang, zu ſagen, wie alles hergegangen, daß ein ſchwerer Eid ihre Zunge feſſele. Da entband ſie der Prieſter des erzwungenen Eides, und ſie offenbarte alles, zeigte auch des Gemals Bildniß vor, das ſie immer auf ihrer Bruſt getragen.

Darauf ſegnete der Prieſter das Paar ein, und der König ſchloß ſein rechtes, eheliches Gemahl hocherfreut in ſeine Arme. —

Am Morgen nachher befahl er Berchten dem Müllner, und gebot Allen, auch den Beiden, die mit ihm waren, auf ihre Treue, zu ſchweigen von den Dingen gegen Jedermann.

Als der König nun gekommen war auf die Burg zu Weihenſtephan, ſo ließ er die beiden Knechte, welche mit dem rothen Ritter nach der Königin in Kärlingen geweſen, heimlich zu ſich holen. Und bald bekannten ſie ihre Schuld, hinzufügend, daß ſie lediglich aus Furcht vor dem Hofmeiſter alſo gehandelt und oft bereuet hätten, daß ſie ihr elendig Leben nicht gewagt um die edle Königin, die vermuthlich in der Wildniß eine Beute der wilden Thiere geworden.

Wie nun Herr Pipinus in ſeiner Freude ihnen offenbarete, daß ſie ſich annoch am Leben befinde, da wollten beide gerne ſterben, weil ihre große Miſſethat nicht übler ausgeſchlagen.

Aber der König verzieh ihnen, um der Barmherzigkeit willen, ſo ſie an ſeinem ehelichen Gemal bewieſen hatten. Doch befahl er den beiden Knechten, Niemand von dieſen Dingen etwas zu ſagen.

Alsbald ließ er hierauf alle ſeine Fürſten und Herren zu Hof kommen, und berichtete ihnen die That, welche an ihm und ſeinem rechten, ehelichen Gemal vor ſieben Jahren verübt worden, jedoch alſo, als ob dergleichen erſt neulich einem andern Herrn wiederfahren wäre.

Und Alle waren hochempört über ſolchen Frevel, vermeinend, daß deſſen Anſtifter den ſchmählichſten Tod verdienet habe. Nun wendete ſich Pipinus zu dem untreuen Hofmeiſter, der gleichfalls zugegen war, und fragte auch dieſen inſonderheit, was für Recht wohl ſolch einem Miſſethäter gebühre?

Der Hofmeiſter aber ſah lange ſchweigend zur Erde, und ſagte erſt dann, als der König die

die Frage wiederholte, mit zitternder Stimme: „Und ſollte das Urtheil mir ſelber gelten, ſo kann ich doch kein anderes finden, als was Jene bereits ausgeſprochen.“

Sofort mußte nun der rothe Ritter ſeine Schuld mit dem Leben büßen, und die, welche zeither Königin geheißen, ward in einem beſondern Zimmer wohl verwahrt.

Die ſtolze Dame überlebte jedoch ſo herbe Schmach nur kurze Zeit, und ward dann königlich zur Erde beſtattet. —

Als nun Zacharias, welcher damals den heiligen Stuhl zu Rom inne hatte, ſeine Zuſtimmung zu allem gegeben, ſo ſendete Herr Pipinus, der inzwiſchen oft in der Reismühle eingeſprochen, eine Botſchaft dahin, glänzend, wie ſolche Wildniß nimmer eine geſehen hatte. Und das Königskind aus Kärlingen ward mit großem Pracht auf die Burg zu Weihenſtephan geholt, und allda zur Königin gekrönt, zur Freude allen Volkes.

Die Frucht jener Hochzeitsnacht in der Reismühle aber war ein ſtatliches Knäblein. Das ward geheißen Karolus. Und es bewährte ſich an ihm, was der Sterndeuter geweiſſaget hatte. Denn es ward ein gar hoher, gewaltiger Herr, dem Alles unterthan war, Könige und Gemeine.

Als er nach Herrn Pipini ſeligem Hintritt deſſen Thron bereits eine lange Zeit innegehabt, ſo ward demſelben zu Rom von ſeinem älteſten Halbbruder Leone, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, und nach des heiligen Vaters Adriani Ableben zum Pabſt erhoben wurde, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt. Und er führte den Szepter ſo glorreich, daß er der Große hieß, und auch dafür geachtet wurde von Jedermann. Denn der Schein ſeiner Thaten iſt ſo beſchaffen, daß er leuchten wird durch alle Zeiten, ſo viel deren noch kommen mögen.

Die Revolution der Thiere
1805.

Der König Löwe hatte lange
Sein Volk regiert, als unerhört
Und plötzlich ſich, mit Sturm und Drange,
Das Thierreich gegen ihn empört.
Vernichtet werden alle Großen,
Die Kleinen nebenher beraubt;
Der Löwe wird vom Thron geſtoßen,
Vom Rumpf ihm das gekrönte Haupt.
Verkündet wurde allen Thieren,
Durch eine jauchzende Muſik:
Kein König werde mehr regieren,
Das Thierreich ſey nun Republik.
Daß Alles gleich und eben werde,
So mähte hier und mähte dort
Die Gleichheitsſichel von der Erde
Die höhern Köpfe rüſtig fort.

Und nun war Alles flach und eben,
Nichts Hohes ragte mehr empor;
Doch ſtürmte noch durchs flache Leben
Der wilde Aufruhr, nach wie vor.
In dieſen wilden Bürgerſtürmen
Schwingt ſich ein kleiner Tieger auf,
Und dringt, als Mann den Staat zu ſchirmen,
Den Thieren ſich als Conſul auf.
Herr Braun, der Fuchs, hält eine Rede:
„Errungen, ſpricht er, iſt das Loos
Der Freiheit durch die größte Fehde;
Und unſer Conſul iſt zu groß,
Um ſich zur Tyrannei zu neigen.
Nie wird der Freiheit edler Sohn
Zu einem Throne niederſteigen;
Wo ſteht ſo hoch, wie er, ein Thron?“ —
Der Tieger ſchleicht nun leiſ' und leiſer,
Nachdem er Widerſtand erfährt,
Bis er ſich öffentlich zum Kaiſer
Der Thiere — nicht des Reichs — erklärt.
Nun wieder Braun, der ſehr erhaben
Des kleinen Tiegers großen Geiſt,
Und ſeine hohen Herrſchergaben,
Und ſeine ſanfte Mordſucht preißt:

„Wohl, ſpricht er, darf der Blick ſich weiden
Am Schauſpiel, das der Schutzherr gab;
Er ſteigt von ſeiner Höh beſcheiden
Zu einem Kaiſerthron herab.
Er will nur Herr der Thiere heißen,
Und, wie der Titel ſchon verſpricht,
Wird er die Thiere nur zerreißen,
Allein das Reich der Thiere nicht.
Er will: ihr ſollt' ihn dazu zwingen.“ —
Nun eilte man ins Prunkgemach,
Die Kron' ihm flehend aufzudringen;
Die Wölfe trieben hinten nach.
Brauns Rede ſchloß dann ſehr erhaben:
„Ihr Wölfe, zieht um ihn den Kreis!“ —
Die Thiere bückten ſich, und gaben
Geduldig ihre Bälge preis.
Die Wölfe durften ihn vergöttern,
Nur rauben nichts aus eignem Drang;
Der Raub war ſein, den er mit Vettern
Und Baſen gnädiglich verſchlang.

C. A. Tiedge.

Ruſſiſch-Deutſch.

Man ſchilt mit Recht über den Unfug, welcher von Zeit zu Zeit durch öffentliche Mittheilung von Briefen getrieben wird, die in unbefangenem Vertrauen nur für einen, oder höchſtens für einige wenige Freunde geſchrieben wurden. Hoffentlich aber wird die Bekanntmachung der nachſtehenden Briefe keinen ſolchen Unwillen erregen. Ihr Verfaſſer würde freilich beim Anblick dieſes Abdrucks nicht wenig erröthen; allein nicht aus Unwillen oder bittrer Schaam, ſondern nur aus überraſchter Beſcheidenheit. Auch wird ſich dieſe Zeitſchrift nicht bis in die ferne Gegend von Kaluga verirren, wo der Schreiber dieſer Briefe am heimathlichen Heerde jetzt vielleicht noch an den Folgen ſeiner Verwundung in der Schlacht von Leipzig leidet, und ſich ſchwerlich um deutſche Litteratur bekümmert, da er das Deutſche nur unvollkommen leſen, und noch weit unvollkommner verſtehen gelernt hat.

Er war Hauptmann in der ruſſiſchen Armee, ein junger Mann von ſehr glücklichen Geiſtesanlagen und großer Lebendigkeit und Heiterkeit, dabei von feinen Sitten im geſelligen Umgange, und von dem regſten Dankgefühl für jede ihm bewieſene Aufmerkſamkeit.

Erſt ſeit ſeiner Verwundung hatte er das Bedürfniß gefühlt, ſich auf deutſch verſtändlich zu machen. Er hatte hierzu im Fluge eine geringe Zahl von Wörtern aufgefangen; von den Formen unſrer Sprache wußte er noch wenig oder vielmehr faſt nichts; um deſto mehr mußte man es oft bewundern, wie viel er deſſenungeachtet zu ſagen, oder wenigſtens verſtändlich genug anzudeuten wußte. Bei der höchſt lebendigen Art, wie er dies that, begegnete es ihm dann freilich nicht ſelten, daß er manchen Begriff erſt lange nicht deutlich machen konnte, daher er ſich oft mit der Hand in den ſchwarzen Lockenkopf fuhr, und ungeduldig ausrief: „O Jeſſus! ich nicht ſprechen deutſch!“ am Ende löſte er aber gewöhnlich auch die ſchwerſte Aufgabe, oft auf die ſinnreichſte Art durch eine Umſchreibung oder anderweitige Andeutung, zum Erſatz der ihm fehlenden Wörter. Statt mehrer, zum Theil ſehr beluſtigender Beiſpiele, will ich hier nur Eines anführen.

Um die Todes- und Auferſtehungsgeſchichte Chriſti und das damit in Verbindung ſtehende Faſten anzudeuten, drückte er ſich — es war grade am Charfreitage — folgendermaaßen aus: „Heute, Chriſtus caput — eſſen Brodt. Morgen Chriſtus ſchlafen — eſſen Brodt. Nochmal morgen, Chriſtus marſchir — eſſen Fleiſch.“ Das ſollte heißen: „Heute, an dem Tage, wo Chriſtus ſtarb, haben wir Faſttag. Morgen, an dem Tage, wo Chriſtus im Grabe lag, haben wir ebenfalls Faſttag. Aber Uebermorgen, an dem Tage, wo Chriſtus auferſtand, iſt kein Faſttag mehr!“

Man hat, in Romanen und Schauſpielen, ſo viel Franzöſiſch-Deutſch zum Beſten gegeben, ächtes und unächtes, daß man füglich einmal die Farbe wechſeln, und auch Ruſſiſch-Deutſch an die Reihe kommen laſſen kann, nachdem die Ruſſen neuerlichſt in einer ſehr wichtigen Rolle über die deutſche Bühne geſchritten ſind. Die Spracheigenthümlichkeiten abgerechnet, ſind die nachſtehenden Briefe ſchon beachtenswerth wegen des Gegenſatzes, in welchem der treuherzige Volkscharakter, der ſich darin an mehrern Stellen ausſpricht, gegen die oft gerügte, gleißneriſche Gemüthloſigkeit der Franzoſen ſteht. Der Verfaſſer dieſer Briefe war nicht etwa in dem Familienkreiſe, mit welchem er ſich ſchriftlich unterhielt, beherbergt und verpflegt, ſondern nur, in Folge einer zufälligen Veranlaſſung, gaſtfreundſchaftlich aufgenommen worden; und ſeine dankbare Anhänglichkeit hatte ihren Grund lediglich in der unbefangenen, frohen Unterhaltung, und der ungeheuchelten Theilnahme an ſeinem Schickſale, welche er in dieſem Kreiſe gefunden hatte.

Als im Sommer 1814 Halle gänzlich von den Ruſſen geräumt werden mußte, kam er nach Leipzig in das Offizierhoſpital, ging dann nach Töplitz, kehrte noch einmal auf wenige Tage nach Halle zurück, zur Feier des 18ten Oktobers, und mußte dann über Dresden nach Kaliſch in das dortige Hoſpital, weil er immer noch an einer offenen Knochenwunde im Schienbein litt. Die Antwort auf ſeinen letzten Brief von dorther hat ihn wahrſcheinlich nicht mehr getroffen; und ſo hat er ſeitdem nichts wieder von ſich hören laſſen, oder ſeine Briefe ſind verloren gegangen. Möge in ſeiner Heimath ein recht günſtiges Geſchick über ihm walten!

In Abſicht ſeiner Brieſe bemerke ich nur noch, daß ſie mit ſehr guten lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſind, daher ſie hier auch ſo abgedruckt ſind. Sie folgen hier ohne alle Verbeſſerung, denn durch dieſe würden ſie allen Werth verlieren. Da ſie aber an vielen Stellen gar nicht, oder nur mit Mühe würden verſtanden werden: ſo ſtehe dem ruſſiſch-deutſchen Grundtext eine deutſche Ueberſetzung zur Seite, die wenigſtens deutlich macht, was der Fremdling ſagen wollte. Je aufmerkſamer man die Ueberſetzung mit dem Grundtexte vergleicht, deſto mehr Vergnügen wird hoffentlich die originelle Naivität deſſelben dem Leſer gewähren.

1.

Madame liachensi Wifil Wolen ich machen parole donier muſs schraibin, forzaensi mich madame ich natural rusland forschtei nich deusch si muss lern mich;

15= iune ich abschit nemen galle *) fil ser fil dank si madame iale Familie,

8= monnat ich giweisen krank in galle igabe eine fraind familie N** 1000 far fergessen nich,

ich kom in leipzig zwei tage gabe kwartir in drite tag muss spazir parado in gospitel gisellschaft maine fraind Zilinski — — gleich fergessen galle nicht fergessen familie N**.

*) Die Ruſſen haben kein H, und bedienen ſich daher in unſerer Sprache ſtatt deſſelben des G. Daher Galle ſtatt Halle, und — mit hinzugekommner Umſtellung der Sylben — Gerrgaus ſtatt Hausherr.

1.

Madam, lachen Sie, ſo viel Sie wollen! Ich habe mein Wort gegeben; und muß alſo ſchreiben. Verzeihn Sie mir, Madame! Ich bin ein geborner Ruſſe; Ich verſtehe kein Deutſch; Sie ſollen es mich erſt lehren.

Am 15ten Junius habe ich Halle verlaſſen. Viel, ſehr vielen Dank ſage ich Ihnen, Madam, und Ihrer ganzen Familie.

Acht Monate bin ich in Halle krank geweſen; aber ich habe dort Freunde in einer Familie gefunden, die ich in tauſend Jahren nicht vergeſſen werde.

Bei meiner Ankunft in Leipzig wurde ich zwei Tage einquartiert. Am dritten Tage mußte ich ins Hospital wandern, mit meinem Freunde Zilinsky. Halle war bald vergeſſen; aber nicht die Familie N**.

ich stadt leipzig nich giseen imer in gospitel, nich spazir in prominade, maine fus nich libe leipzig kom gir gleich krank; —

1... 17= iune ich giweisen in kwartir general S** auch machen fil komplement generalin imamsel A**, familie gisunt ser ser liustig

gir in gospitel ich klein filosof machen nich machen spektakelchin;

Mademoisell X** auch maine komplement kapiten S** ginug liustig akurat iung eselchin imer springel machen;

si aida (heute) fil fil liustig kapiten S** zusamen si drei tage machen kleine fogel fort in galle,

maine grose frainde bruderchen Z** milion kius adieu lebensi wol fergessensi nich si Bruder ***

Von Leipzig habe ich noch nicht viel geſehn. Ich bin immer im Hoſpital, ich gehe nicht auf die Promenade. Mein Fuß liebt Leipzig nicht; ſeit ich hierher kam, hat er ſich verſchlimmert.

Am 17ten Junius bin ich bei dem General S** geweſen. Ich habe der Generalin Ihre Empfehlungen gebracht, auch der Mamſell A**. Die ganze Familie iſt geſund, und ſehr, ſehr vergnügt.

Hier im Hoſpital bin ich ein kleiner Philoſoph (bin ich ſehr ernſthaft); hier lebe ich ganz ſtill.

Der Mademoiſell X** empfehle ich mich. Kapitain S** iſt ſehr luſtig. Wie ein junges Eſelchen (wie ein Böckchen) ſpringt er umher.

Sie müſſen heute ſehr, ſehr luſtig ſeyn. Kapitain S** wird drei Tage bei Ihnen ſeyn. Er iſt, wie ein Vögelchen, nach Halle geflogen.

Meinem großen Freunde, dem Brüderchen Z** Millionen Küſſe. Adieu! leben Sie wohl! Vergeſſen Sie nicht Ihren Bruder ***.

nich war si ale tag mus liachen forzaensi mich madame ich pesar forschtei nich.

schraibensi mich gallo gabe teater.

2.

Moyne liber Mutter!

O! bozie moi O! bozie moi ich miussen liassen taitschland dise tage ich schon fort in dresden meine marschlut noch waiter nach breslau i Warschau schade ich nocha mal nich raisen nach Halle was machen ich mussen machen was befelen maine kommandir dise letzte schtund ich bliaiben in leipzig, ich waises nich was mer schraibin gestern ich kom mit F** nach leipzig nich gut i nich schlecht aber F** mussen ale paisi madame schraibin ach char eisus schon nich eine mal wider seen familie N** Dise Erschte schtraf gott paimir machen grosse schtraf.

Nicht wahr, Sie müſſen immer lachen? Verzeihen Sie mir, Madam! Ich verſtehe es nicht beſſer.

Schreiben Sie mir, ob Sie in Halle Schauſpiel haben.

2. (Aus Leipzig.)

Meine liebe Mutter.

O mein Gott! O mein Gott! ich muß Deutſchland verlaſſen! ich muß in dieſen Tagen ſchon nach Dresden. Meine Reiſe geht dann weiter nach Breslau und Warſchau. Schade, daß ich nicht noch einmal nach Halle reiſen kann! Was will ich machen? Ich muß thun, wie mein Commandeur befiehlt. Dies iſt die letzte Stunde, da ich in Leipzig bin. Ich weiß nichts mehr zu ſchreiben. Ich kam mit F** nicht gut, nicht ſchlecht nach Leipzig; F** wird Ihnen alles ſchreiben, Madam. Ach, Herr Jeſus! Ich ſoll die Familie N** ſchon nicht wieder ſehn! Dieſe erſte Strafe Gottes an mir iſt eine große Strafe.

ferzaensi mich madame si mussen sind maine mutter, ich waises nich was mer schraibin Meine kopf nicht mit mir; Dise chant schraibin ser ser nich gut, aber maine gott alles wais.

Maine liber fraind N** si sind maine Erschte fraind ganze Nature mer nich schraibin wi adie mein liber grose fraind fergessensi nich ire fraind.

3.

24 oxtober 1814.

gestern abind um 4 ure ich schon kom nach Dresdin maine liber Mutterchin, ich schon zusamen mit alle plisir ofizir, Dresden gros schtet aber Halle fer mich pesur wi paris und london ales tage fer mich sind traur gester ich bin giweisen nach teater aber fer mich pesur bliaiben einmal nach Halle, wolen nich gundert mall nach alles teater maskarade und ganze spile: — ich paisi —

Verzeihen Sie mir, Madam! Sie müſſen meine Mutter ſeyn. Ich weiß nicht, was ich mehr ſchreiben ſoll. Mein Kopf iſt ganz wirrig; die Hand ſchreibt nur ſchlecht; aber Gott iſt es alles bewußt.

Mein lieber Freund N**! Sie ſind mein erſter (beſter) Freund auf der Welt. Ich kann Ihnen nichts ſchreiben, als: Adieu, mein lieber, theurer Freund! Vergeſſen Sie nicht Ihren Freund.

3.

Geſtern Abend um 4 Uhr kam ich ſchon nach Dresden, meine liebe Mutter! Ich bin hier ſchon mit allen bleſſirten Offizieren zuſammen gekommen. Dresden iſt eine große Stadt; aber Halle iſt mir lieber als Paris und London. Alle Tage ſind für mich Trauertage. Geſtern bin ich im Theater geweſen; aber ich wäre lieber in Halle geblieben. Hundertmal lieber, als in allen Theatern, Maſkeraden, Spielen, wäre ich bei Ihnen.

maine liber Mutterchin schon schreibin eine brif mite F** dise sind zweite aber ietzt auch ich waises nicht wo ich minssen bliaiben maine marschlut plioss nach breslau u Warschau aber gott wais ich ganz konstrukzi krank maine plisur fil schlim. Halle sind maine andenken

maine lieber erste fraind N** mer nicht sacht wie ich bin ihre fraind liebe si ganze gerzlich, gaide um 8 ur ich schon waiter mussen, raisen for breslau noch eine brif paisi maine Liber fraind schreiben fergessensi nich ihre fraind

4.

Kalisch 21 Nowiember 1814.

ferzaensi mich maine liber mutterchin, ich schon lianga nicht schreibin, letzte maine brife for dresdin ich Waises nicht chabensi aber nich, maine Marschlutte fon dresdin bis Kalisch mit offizir

Meine liebe Mutter, einen Brief habe ich ſchon mit F** geſchrieben. Dies iſt der zweite; aber noch weiß ich nicht den Ort meiner Beſtimmung. Meine Marſchrute geht blos nach Breslau und Warſchau. Aber Gott weiß, ich bin ganz verſtört und krank. Meine Wunde iſt ſehr ſchlimm. Das iſt ein Andenken an Halle.

Mein lieber beſter Freund N**, ich ſage Ihnen nichts, als ich bin Ihr Freund, und liebe Sie recht herzlich. Heute um 8 Uhr muß ich ſchon weiter reiſen. Ehe ich nach Breslau komme, ſchreibe ich Ihnen noch einen Brief, mein lieber Freund. Vergeſſen Sie nicht Ihren Freund.

4.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Mutter, daß ich ſo lange nicht geſchrieben habe. Mein letzter Brief war aus Dresden. Ich weiß nicht, ob Sie ihn erhalten haben oder nicht. Meine Reiſe von Dresden bis Kaliſch in Geſellſchaft ser traurlich giweisen , Dise kleine Wek mer wi monnatte raisen alle tage nicht mer wi zwei mael, fergestern alle transport kom nach Kalisch , ich bin schon bliaiben in gospitel maine plisir ser nich gutt, Kalisch sind prowinzia polnisch man sacht dise schtet pester in polnisch aber ich wais in taitschland alle Dorf pesar wi Kalisch, gir gospitel noch schlechter wi in galle schtal fiur maine pferde giweisen dises taifels schtat nicht raine fil schmutze ich imer setzin nach maine schtube imer sind andenken Taitschland imer noch maine Kopf setzin Halle ach char Eisus taitschland sind scheines tage aber polnisch ser schlechter tunkul nacht rusland fil fil pesar, gir in polnisch alle iuden aber in rusland keine iude, maine plisir machen pesar keine Tage mer nicht bliaiben gir ich gir akurat melancholik seder Offiziere iſt ſehr traurig geweſen. Auf dieſem kleinen Wege bin ich länger als einen Monat gereiſt, alle Tage nicht mehr, als zwei Meilen. Vorgeſtern kam der Transport nach Kaliſch. Ich befinde mich ſchon im Hoſpital. Meine Wunde iſt ſehr ſchlimm. Kaliſch iſt eine polniſche Stadt; man ſagt, ſie ſey die ſchönſte in Polen, aber ich weiß, daß in Deutſchland jedes Dorf hübſcher iſt, als Kaliſch. Das Hoſpital hier iſt ſchlechter, als in Halle der Stall für meine Pferde war. Dieſe Teufelsſtadt iſt nicht reinlich, ſondern ſehr ſchmutzig. Ich ſitze immer in meinem Zimmer; ich denke immer an Deutſchland, und bin in Gedanken immer noch in Halle. Ach, Herr Jeſus! in Deutſchland ſind die Tage heiter, aber in Polen abſcheulich düſter, wie die Nacht. Rußland iſt viel, viel ſchöner. Hier in Polen ſind lauter Juden; aber in Rußland ſind keine Juden. Sobald meine Wunde beſſer iſt, bleibe ich keinen Tag länger hier. Ich werde hier ganz tzin in schtube alein imer traurlich imer schtile, schreibensi maine liber mutter paimir ich ganze gerzlich libe familie N** schade ich nicht sprechen taitsch fer mich fil schwer schreibin dise brife adie maine liber Mutterchin bliaibensi gisund ich kuse chantchin si auch liber schwesterchin *** maine komplement gros komplement alte fraind N** bruderchin Z** gros mutter M** und madame K**, — ich bitte si maine mutterchin mitte X** auch lieber fraind N** und bruderchin Z** schreibensi pai mir ich mussen warten gir mussen sehn gir chandchin maine mutterchin adie maine liber mutter. fergessensi nich ihre fraind ***.

Dise maine parol donier schreibensi paimir liber mutterchin ich gliaich antworten.

melancholiſch. Einſam ſitze ich in meiner Stube traurig und ſtill. Schreiben Sie, liebe Mutter, bald an mich. Ich liebe die Familie N** recht herzlich. Schade, daß ich nicht deutſch kann! Es wird mir ſehr ſchwer, dieſen Brief zu ſchreiben. Adieu, meine liebe Mutter! Bleiben Sie geſund! Ich küſſe Ihnen die Hand und der lieben Schweſter *** Mein Kompliment, mein großes Kompliment an meinen theuren Freund N**, Bruder Z**, Großmutter M*** und Madam K***. Ich bitte Sie, meine Mutter, nebſt X**, **, auch meinen lieben Freund N** und Bruder Z**, ſchreiben Sie an mich! Ich muß darauf hier warten! ich muß hier etwas von Ihrer Hand ſehen, meine Mutter. Adieu, meine liebe Mutter! Vergeſſen Sie nicht Ihren Freund ***.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: ſo bald Sie mir ſchreiben, liebe Mutter: werde ich Ihnen gleich antworten.

5.

ihre brife meine liber mutterchin 12 December russischer buchstabe, aber deutſche 24$^{\underline{s}}$ — haben Danken vile vile Danken Ihnen maine mutterchin daſs sie nichte vergessen ihre Sohn. — schreibensi mich daſs meine brife machen Ihnen rechte viele Freüde ich bien jetzt liustig maine Mielancholie ganze verlassen ietzte ich jmmer Lieſſen Deutsche bug Ich vile vile Liebe Deütsche buchstabe schreibensi auch dasſ Fahren ich so forte vergessen meine Dieutsch. O! bozie moi nichte war wien ich vergessen Deutsch muſſen vergeſſen mitte auch Familie N** maine grosſ Fraind nich war, — wu maine parole d' honneur, Dises Wort sind Franzisisch; aber ich sprechen si russisch Moje blagodarnoje Sserdze Nedoolschno sabüti drusëi moïch (meine Danke Gerze verbundeten nich fergessen maine Freünd) Ich jetzte Dolemtser.

5.

Ihren Brief, liebe Mutter, nach ruſſiſchem Kalender vom 12. Dec., nach deutſchem vom 24., (habe ich erhalten.) Haben Sie Dank, vielen, vielen Dank, meine Mutter, daß Sie Ihren Sohn nicht vergeſſen haben. Sie ſchreiben mir, daß meine Briefe Ihnen recht viele Freude machen: nun bin ich vergnügt; meine Melancholie hat mich nun ganz verlaſſen. Ich leſe oft in einem deutſchen Buche. Ich liebe recht ſehr die deutſche Sprache. Sie ſchreiben mir, daß, wenn ich ſo fortführe, ich mein Deutſch vergeſſen würde. O, mein Gott! das iſt nicht wahr! Wenn ich das Deutſche vergäße: müßte ich auch die Familie N**, meine theuren Freunde, vergeſſen! Nicht wahr? Sie haben meine Parole d honneur. Dies Wort iſt franzöſiſch; aber ich will es Ihnen auch auf Ruſſiſch ſagen: Mein dankbares Herz fühlt ſich verpflichtet, meine Freunde nicht zu vergeſſen. Ich bin jetzt ein Dolmetſcher.

Maine abreise von Halle bis Leipzig ist ser nich gutt, $1^{\underline{e}}$ meine Hern Kuttscher fill besofen giweisen $2^{\underline{e}}$ maine wilden pferden immer fürchte $3^{\underline{e}}$ bal in *Kronzprin* ganz Woche setschin in maine Kopſe und 4 — letzte mal ich apschite nemen Halle und maine gros fraincle, dasſ alle sind andenken Fur Kapiten *** vile Danken maine Liebes mutterchin ihre brieſe richtig liange ist; Diſe brieſe machen uns ganze gisund, meine fusſ ist fiel pesar ich gegliaubt gier bliaiben nicht mier wi bis $1^{\underline{e}}$ Februal 1815 gir in Kallisch ser nich gute maine Hospitel sind fil weit fon Markte, drei male ich besuchen Markte ser nich gute schtet, gier file kalt und fiel schney, schreibensi maine Liber mutterchin gier in Kallisch noch male mussen warten ihre brieſe.

Meine Reiſe von Halle nach Leipzig war ſehr ſchlecht. Erſtens war mein Herr Kutſcher betrunken, zweitens waren meine wilden Pferde immer ſcheu, drittens ſaß mir die Geſellſchaft im Kronprinzen (Gaſthof) die ganze Woche im Kopfe, und viertens nahm ich zum letzten Mal Abſchied von Halle und meinen theuren Freunden. Das ſind lauter Andenken für Kapitain ***. Ich danke Ihnen ſehr, liebe Mutter. Ihr Brief iſt wirklich ſehr lang. Dieſer Brief macht mich ganz geſund. Mein Fuß iſt viel beſſer. Ich glaubte, nicht länger hier zu bleiben, als bis zum erſten Februar 1815. Hier in Kaliſch iſt das Hoſpital ſehr ſchlecht. Es iſt weit vom Markt entfernt; dreimal bin ich auf dem Markt geweſen. Die Stadt iſt ſchlecht. Es gibt hier viel Kälte und Schnee. Schreiben Sie mir, liebe Mutter, noch einmal hierher nach Kaliſch. Ich warte noch auf Briefe von Ihnen.

Liebensi wol maine Libes Mutterchin ich bien und bleibe

Ihre Sohn

***.

6.

Meine Lieber bruderchin

ihre scheine kleine brifenchin mit auch gaben, Danken Dass si ihre bruder denkst — ihre brife sacht mir Wien si gros bien besuchen mich in rusland — liange ich mussen warten ihre besucht, aber schad nich ich bien Diech warten besuchensi mich in Kallisch ich gabe Fiele konfecte — Liebinsi wohl meine bruderchin gisiund Denkensi ihre

bruder ***.

7.

Ganze tage ich schreiben Deutsch 4 briefe schon fertig Diese lietzte für sie meine lieber Freund N** meine kopfe izt

Leben Sie wohl, meine liebe Mutter! Ich bin und bleibe

Ihr Sohn

***.

6.

(An einen Knaben.)

Mein liebes Brüderchen!

Ihr liebes kleines Briefchen habe ich auch erhalten. Ich danke, daß Sie an Ihren Bruder denken. Sie ſagen in Ihrem Briefe: wenn Sie groß ſind, wollen Sie mich in Rußland beſuchen. Da muß ich lange auf Ihren Beſuch warten; aber es ſchadet nicht; ich will ſchon warten. Beſuchen Sie mich in Kaliſch; ich habe viel Konfekt. Leben Sie wohl und geſund, mein Brüderchen, und denken Sie an Ihren Bruder ***.

7.

Den ganzen Tag habe ich Deutſch geſchrieben. Vier Briefe ſind ſchon fertig. Dieſer letzte iſt für Sie, mein lieber Freund N**.

fiel fiel kleine Für Deutsche sprache, aber müssten antworten;

si mich Fersprochen ich bin mer wi zwei monnate geschtorm giweisen aber 7 tage zurick wieder gisund ist. Dises teifelschtet alle gisund machen geschtorben,

ach Hott! ich gabe Für si fiel schreiben aber meine Zung ser sier wenig spriechen Deutsch schreibensi Dasſ ich gier gabe gutten Doktor von Herzen, — gier in ganze pohlen ich nich geseen gutten Doctor für meine Gerzen; si ist ietzt .... Hros kritik .... bitten si noch miech in dem schönen Pohlen nich zu fergessen ihre familie Dasis .... Hrosſ kuriosſ .... meine chand disse minuten wolen sie schreiben grosſ schtrafe aber meine Zunge nich sprechen deutsch, Mein Kopf iſt zu ungeſchickt für die deutſche Sprache; aber ich muß doch antworten.

Sie haben es mir auch verſprochen. Seit mehr als zwei Monaten bin ich geſtorben (ſehr krank) geweſen; aber ſeit ſieben Tagen bin ich wieder geſund. Es iſt eine Teufelsſtadt! die hier geſund werden ſollten, ſind (faſt) Alle geſtorben!

Ach Gott! ich hätte Ihnen viel zu ſchreiben, aber ich verſtehe viel zu wenig Deutſch! Sie ſchreiben, daß ich hier einen guten Doktor haben möge von Herzen *) — hier in ganz Polen habe ich keinen Doktor geſehen für mein Herz. Sie ſind jetzt ſehr kritiſch (ſpottend). Ferner bitten Sie mich, in dem ſchönen Polen Ihre Familie nicht zu vergeſſen. Das iſt ſehr kurios. Meine Hand möchte Ihnen ſogleich eine große Strafe diktiren; aber ich verſtehe nicht Deutſch genug.

---

*) N** hatte ihm geſchrieben, er wünſche von Herzen, daß ſich in Polen ein guter Doktor für ihn finden möge. Dies hatte der Ruſſe falſch verſtanden, weil er den Ausdruck: von Herzen wünſchen, nicht kannte.

Diese schtunde ich bien akurat wie one Zunge wolen schreiben sie fiel aber forschtei nich mier wie sie Freund mich Hros und Hros, adie lieber N** Fergessen nich

ihre

Freund ***

ich müssen warten gir ihre brife.

In dieſem Augenblick weiß ich durchaus nicht, mich auszudrücken. Ich wollte Ihnen recht viel ſchreiben, aber ich verſtehe nichts weiter, als: Sie ſind mein theurer, theurer Freund. Adieu, lieber N**. Vergeſſen Sie nicht

Ihren

Freund ***.

Ich muß hier Ihre Briefe erwarten.

Mittheilungen aus Braunſchweig,

in Beziehung auf den letztverſtorbenen Herzog. *)

Veranlaßt durch eine Recenſion im Novemberſtück und Decemberſtück der Zeiten von Voß.

Es iſt eine ſo alte als unerfreuliche Erfahrung, daß die Verkleinerungsluſt und Schmähſucht

---

*) Um irrigen Deutungen vorzubeugen, ſtehe hier die Erklärung, daß H. Conſ. Rath D. Römer in Braunſchweig nicht der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt. — Zu der Aufnahme deſſelben in dieſe Zeitſchrift war ich aus reinem Intereſſe für den letztverſtorbenen Herzog geneigt, indem ich, ſeit langer Zeit über die Verunglimpfungen deſſelben erbittert, bereits

ſelten, faſt nie, einen ausgezeichneten Mann unangetaſtet laſſen. So hat auch der letztverſtorbene Herzog von Braunſchweig dieſem Schickſal nicht entgehen können.

Bei ihm waren überdem der Veranlaſſungen mehrere, gehäſſige Urtheile über ihn zu fällen, mit und ohne ſeine Schuld. Unerfahrenheit und Leidenſchaftlichkeit und dadurch veranlaßte Mißgriffe, mußten in ſeinen neuen Regenten-Verhältniſſen manche Unzufriedenheit und manches Mißtrauen erregen, wenigſtens bei denen, die, ohne tiefere Blicke in ſein Inneres, raſch über ihn abzuſprechen geneigt waren.

Vieles vereinigte ſich, ihm jene Verhältniſſe zu erſchweren. Die Intereſſen und Wünſche Einzelner durchkreuzten ſich oft in den verſchie-

vor Jahr und Tag einen Freund in Braunſchweig aufforderte, mir zu einer öffentlichen Vertheidigung des Herzogs die Hand zu bieten.

A. G. Eberhard.

denſten Richtungen. Ueberall gab es Menſchen, die ſich nicht genug geehrt und belohnt fanden für ihre, zum Theil nur anmaaßlichen, Dienſte. Der Eine erhielt, nach ſeiner Meinung, eine zu geringe Penſion; der Andere fühlte ſich auf andere Weiſe zurückgeſetzt. Da ging es dann ans Verläſtern des Herzogs, der es Allen unmöglich recht machen konnte. Nun war er obenein ein Fremdling nicht nur in den Geſchäften, ſondern er war es auch faſt in ſeinem Lande geworden. Er kannte keinen ſeiner Regierungsräthe, und dieſe kannten auch ihn nicht, und trafen daher wenig den rechten Ton, in dem ſie ihn hätten behandeln ſollen. Raſch in ſeinem Wollen und Handeln, dabei über manches Vorurtheil hinaus, und nicht immer im Einklang mit den gewöhnlichen Anſichten, mußte er öfter Widerſpruch finden, und ſich mit ſeinen Räthen nicht verſtändigen können. Dazu kam, daß die wahrhaft redlichen und des Landes kundigen Männer, mit denen zunächſt er es zu thun hatte, bei jedem Widerſpruch ihres Fürſten, zu der Meinung geneigt ſeyn mußten, daß ein Fremdling, der aus Oels gekommene Präſident Mens, alles in Geheim mit ihm verhandle und ihn leite. Kurz — beide Theile kannten einander nicht, hatten kein gegenſeitiges Zutrauen, und ſo war unvermeidlich, daß ſie ſich trennten. Und gerade hierin lag ein Hauptgrund der nachherigen Beſchwerden und Läſterungen. Der Braunſchweigiſche Adel war unwillig, weil der Graf von Schulenburg, dieſer redliche Anhänger des fürſtlichen Hauſes, abtrat; die preußiſche Regierung war beleidigt; und ſo verbreitete ſich die Verſtimmung gegen den Herzog deſto leichter über die Grenzen ſeines Landes hinaus.

Es entſtand nun ein geheimer Rath. Herr von Schmidt Phiſeldeck blieb allein zurück von der früheren Regierungskommiſſion, nebſt dem G. Rath Mens, der ſchon als Fremdling verhaßt, und in den Verhältniſſen des Landes, ſo wie in der Art und Weiſe, wie er die Bürger, beſonders die vornehmern, behandeln ſollte, nicht gehörig unterrichtet, und überhaupt nicht gewandt genug war, um ſich den Beifall der Menge zu verſchaffen. Aber dieſer Mann hatte das Vertrauen des Herzogs, und ſein größter Fehler war, daß er ſich von dieſem bereden ließ, ihn nicht zu verlaſſen, als ihn Andere verließen, denen er mit Vetrauen ſein Land übergeben hatte.

Das Vertrauen zu dieſem Fremdling hat dem Herzoge vielen Tadel zugezogen; allein für ihn war Mens kein Fremdling, ſondern ein bewährter, treuer Diener, an den ihn ein ſehr ehrenwerthes, dankbares Gefühl feſſelte. Schon als der Herzog in Prenzlau lebte, dort ſich ankaufte, und mit ſeiner Gemahlin ſich häuslich niederließ, war Mens ſein Sachwalter und Geſchäftsträger. Der Vater des Herzogs hörte von dem Mann, und trug Verlangen, ihn kennen zu lernen. Mens mußte daher nach

Braunſchweig reiſen. Er gefiel dem alten Herrn; und dieſer empfahl ihn ſogar dem preußiſchen Hofe, der dieſe Empfehlung nicht unbeachtet ließ. Als in der unglücklichen Zeit der Herzog den kühnen Gedanken faßte, ein Korps zu errichten, frei und unabhängig von Oeſterreich, und heimlich, daß es ſein gedrückter, und von Franzoſen überall umlauerter Lehnsherr, der König von Preußen, nicht zu früh erführe, war Mens abermals ſein Vertrauter, und ſein Gehülfe bei der Werbung und Organiſation des ſchwarzen Korps. Viele Briefe des Herzogs, die hoffentlich H. Mens noch in den Händen hat, *) beweiſen, daß er

---

*) Im Namen mehr als eines wohlmeinenden Braunſchweigers und aufrichtigen Verehrers des unvergeßlichen Herzogs, ſey H. Geh. Rath Mens hiermit dringend gebeten, was von ſolchen Reliquien irgend öffentlich mittheilbar iſt, durch den Druck bekannt zu machen. Er würde ſich dadurch allerwärts Dank verdienen. Die

in frühern Zeiten das Vertrauen des Herzogs erworben und wohl begründet hatte. Wären den bittern Tadlern die Papiere bekannt, die es beurkunden, durch welche Anhänglichkeit und treuen Dienſte Mens es dem Herzoge möglich machen half, ſeine Ehre und Freiheit zu behaupten: ſo würden wenigſtens die rechtlich Geſinnten ein ſchonenderes und milderes Urtheil fällen müſſen. — Ehre dem dankbaren Herzog noch im Grabe, daß er auch in einer glücklichern Zeit dem treuen Diener, der ihm ein Freund in der Noth geweſen war, dies nicht vergaß! Solch gutes Gefühl iſt nicht überall zu Hauſe, und verdient daher wohl, mit Achtung erkannt zu werden. — Als der Herzog ſich endlich von

Zeitſchrift, in welcher dieſer Aufſatz erſcheint, böte dazu wohl eine ſchickliche Stelle.

D. Verf.

Nachſchrift des Herausgebers. Ich bin zur Aufnahme derſelben ſehr bereit.

A. G. E.

dem treuen Diener trennte, geſchah es nichts weniger als aus wechſelnder Laune, ſondern in Folge einer Ueberlegung, die wenigſtens die Bürger von Braunſchweig recht dankbar zu ehren haben. Um es ihnen recht zu machen, faßte er endlich einen Entſchluß, der ihm Ueberwindung koſtete. Da er nämlich erkannte, daß Mens einmal ein Stein des Anſtoßes war, hielt er es nicht für hinreichend, bloß den Geſchäftskreis deſſelben zu ändern, und ihn zum Beiſpiel wieder ins Juſtizfach zu verſetzen, wo er mehr an ſeiner Stelle geweſen wäre, ſondern er entfernte ihn gänzlich, ſo hart ihm das auch fiel. „Nun haben ja die Bürger ihren Willen!“ ſagte er mit ſichtbarem Verdruß, und ſchenkte ihm die 20,000 Thaler, die er ihm vor 1809 auf eine Beſitzung in Schleſien aus ſeinem Privatvermögen vorgeſchoſſen hatte. Er mußte ſich anſtändig, und ſogar kontraktmäßig, mit ihm abfinden, und that daher nur, als Fürſt und Ehrenmann, was er für ſeine Pflicht erkennen mußte. —

Der Recenſent der Römerſchen Schrift über den Herzog (S. Voß Zeiten, November 1815) der dem Herzog bei dieſer Gelegenheit bloß unbeſonnenes Handeln und Verſchwenden auf Koſten des Landes Schuld giebt, widerlege nun entweder dieſe Thatſachen, oder unterwerfe ſich ſtillſchweigend dem Urtheil, was man ſo allgemein über ſeine gehäſſigen Aeußerungen fällt! Warlich, dieſer Herzog hat es nicht verdient, von einem Geſchichtſchreiber, am wenigſten von einem Deutſchen, (höchſtens von einem franzöſiſchen) gemißhandelt zu werden!

Es iſt ein gutes Theil leichter, eine Recenſion zu ſchreiben, zumal eine ſchlechte, als auf einmal unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen ein weiſer Regent zu ſeyn. Eine Weisheit, zu welcher vielfältige Erfahrungen gehören, kann nicht die Frucht eines Morgentraumes ſeyn.

Gerade der kräftigſte, eifrigſte Herrſcher kann und muß ſich am meiſten vergreifen, ehe Erfahrung und ruhige Beſonnenheit ihn gehörig leiten; aber die Art ſeiner Fehler kann auch die Bürgſchaft ſeiner künftigen Regententugenden ſeyn. So geht es in einem ziemlich, wie in dem andern Fache. Unſer Herzog war in der Halliſchen Friedensgarniſon nichts als ein jugendlich wilder Parade-Offizier; bei Lübeck zwar kein feiger, aber auch noch kein lobenswerther Kämpfer; durch ſeinen kühnen Zug von den Böhmiſchen Gebirgen bis zu der Nordſee, gelangte er ſchon zu ausgezeichneter Ritterehre; und in den Niederlanden erwarb er ſich durch den beſonnenſten und kräftigſten Heldenmuth eins der folgenreichſten Verdienſte um die gute Sache, und ſtarb einen Tod, ſo ſchön und glorreich, als ein Krieger ihn nur immer ſterben kann. Welch eine Steigerung in dem Drama ſeiner kriegeriſchen Bahn! Wie beſchämet ſie die voreiligen Richter, die vielleicht in Halle und Lübeck über ihn als Krieger abſprachen! Und welch ein Wink iſt ſie zugleich auf die Voreiligkeit der Tadler ſeiner kurzen Regentenbahn! Seiner Unerfahrenheit ſtand der trefflichſte Wille, ſeiner leidenſchaftlichen Raſchheit die beſcheidenſte Erkenntniß deſſen, was ihm noch fehlte, gegenüber. Davon ließ ſich für die Zukunft das Beſte erwarten.

Als er zum erſtenmale öffentlich zu ſeinem Volke redete, ſagte er, er wünſche, daß ſein Vater lebe, und daß er dieſem die Regierung übergeben könne. Und das waren keine leeren Worte, denn ſolche Heuchelei vertrug ſich nicht mit ſeinem Charakter. Er fühlte es tief, daß er noch nicht die Beſonnenheit, die Ruhe, die Erfahrung und die Weisheit hatte, die zu einem Regenten, beſonders in ſo ſchwierigen Zeiten, gehörten. Mit Angſt fühlte er die Wichtigkeit ſeines Berufs. Er wollte ſein Volk glücklich machen, und die Lebhaftigkeit dieſes Wunſches, machte ihm die Zeit, in der dies Glück allmählig bereitet werden ſollte, zur Pein. Daher die Unruhe, mit der er bei Dieſem, bei Jenem ſich Raths erholte, die Anſichten und Wünſche des Volks erforſchte, und nicht ſelten etwas verfügen wollte, was überhaupt noch nicht ausführbar war, oder nur einſeitig das Glück und die Wünſche beſonderer Klaſſen von Bedürftigen berückſichtigte. Indeſſen nahm er ſich ſchon ſehr in Acht, mit dieſem Ungeſtüm oder mit dieſer Einſeitigkeit öffentlich hervorzutreten; er ſprach erſt mit ſeinem geheimen Rath oder den Deputirten ſeiner Kammer, und nahm gern beſcheidene und ruhige Gegenvorſtellungen an. — Das Gefühl, die lebendige Erkenntniß, daß er noch weit entfernt ſey, ſich den Nahmen und das Verdienſt eines Regenten beilegen zu können, machte ihm ſein Leben zur Qual. Oft ſaß er noch um Mitternacht, entwarf ſchriftlich ſeine Gedanken, theilte ſie am frühen Morgen alten treuen Dienern mit, zerriß dann die Papiere wieder, und äußerte auch wohl — wenn es vielleicht ein Gedanke war, der mehr in eine Republik, als in einen durch Schulden gedrückten Fürſtenſtaat paßte — dieſer Gedanke ſolle nicht verloren gehn, er hoffe, die Zeit zu erleben, wo er ihn, zur Freude ſeiner Büger, ausführen könne. Ein Zeugniß hierüber könnte wohl der würdige und beſonnene Obriſtlieutenant von Lampe ablegen, denn unter den ältern Staatsdienern hatte er keinen, dem er, aus frühern Verhältniſſen her, ſich ſo vertraulich mitzutheilen geneigt geweſen wäre, als dieſem.

Indem er nun in ſolchem Grade das Bedürfniß fühlte, ſich über ſeine Regentenpflichten und über das Beſte ſeiner Unterthanen aufzuklären, nahm ſein Geiſt eine ganz eigenthümliche Richtung. Der glühende Wunſch, ſein Volk zu beglücken, und die ungemeſſene Verehrung ſeines Vaters, der ihm das Ideal eines weiſen und guten Regenten war, verſchmolzen

zen in ſeiner Seele auf eine Weiſe, die ihn faſt zu einem Schwärmer machte. In der fortwährenden Sehnſucht nämlich, den Rath und die Zuſtimmung dieſes verehrten Vaters einzuholen, ging ſeine Beſchäftigung mit ihm in mancher Nacht träumend und wachend zu der Vorſtellung wirklicher Unterredungen über, ſo daß er am andern Morgen ganz erſchöpft war. Er hörte oft klopfen in der Stille der Nacht, und glaubte dann, ſeinen Vater zu hören, und ſprach mit ihm und konnte nicht wieder einſchlafen. Die Vorkehrungen, die man traf, um jedes Geräuſch, vielleicht durch Zugluft an einer Kaminthür oder auf ſonſtige Weiſe entſtanden, zu verhüten, wollten nichts helfen. „Ach,“ ſagte er oft — und zwar nicht blos in der erſten Zeit ſeiner Regierung, wo die Laſt derſelben ihn am meiſten drückte — „ich habe wieder eine unruhige Nacht gehabt! — ich habe meinen Vater geſehn! ich habe ein lebhaftes Geſpräch mit ihm gehabt!“

Mag die kalte Vernunft noch ſo hoch über dieſe Träume hinwegſehen: ſie gewähren uns wenigſtens einen tiefen Blick in die Seele des guten Fürſten, und verdienen gewiß als rührende Züge ſeines edelſinnigen Strebens, in den Herzen ſeines Volks aufbewahrt zu werden.

Und von dieſem Manne, ſo bis zur Schwärmerei durchdrungen von der Heiligkeit ſeines Berufs, und ſo ernſtlich nach dem Guten und Beſten ringend, was einem guten Fürſten ziemt, entblödet jener Recenſent ſich nicht, auf gut Glück in die Welt hinaus zu ſchreiben: *er habe von der Würde eines Fürſten, ſo wenig als von der eigentlichen Beſtimmung und dem Wirken eines Regenten, einen Begriff gehabt!* — Freilich war ſeine Laufbahn zu kurz, um ſeine Beſtimmung zu *erreichen*, und einer gleichmäßigen *Behauptung* jener Würde waren bei dieſem, noch zu ſehr mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Leben im Kampfe liegenden

Manne, oft große Hinderniſſe im Wege; aber hoch und heilig ſtand doch vor ſeiner Seele, was zu erreichen und zu behaupten, ſein redliches Beſtreben war. Wer kann das leugnen, ohne ihm Unrecht zu thun? — O, welch ein mißliches Ding iſt es, mit der Rechtlichkeit und Ehre mancher Schriftſtellerfeder! Sollte es denn ſo ſchwer ſeyn, die würdige Haltung des Schriftſtellers, ſelbſt nach der Uebung einer langen Reihe von Jahren, zu behaupten? Oder ſpielt böſer Wille ſo leicht einem Weisheitslehrer einen böſen Streich? Ei, wie ungeheuer muß dann für einen neuen Regenten, auch bei dem beſten Willen, die Aufgabe ſeyn, ſogleich und unter den ſchwierigſten Umſtänden, ſeine rechte Haltung zu behaupten! — Doch eine ſolche Kritik kann dem Gemißhandelten nicht ſchädlich, ſondern nur nützlich ſeyn. Sie iſt nichts, als der ſchwarze Grund unter dem Edelſteine, der den ſchönen Glanz, anſtatt ihn zu verdunkeln, hervorheben hilft.

Dies iſt meine ernſtliche Anſicht. Denn nicht nur iſt der allgemeine, lebhafte Unwille, welchen jene Schmähungen erregt haben, im In- und Auslande zur lauteſten Lobrede des Todten geworden, und der ungerechte Tadler hat nur auf ſich ſelbſt den gerechteſten Tadel gelenkt, ſondern er ſtellt auch, durch ſeine (ſo gutmüthige als paſſende) Rüge der ungebundenen Wildheit des fürſtlichen Jünglings, die ernſte Sittlichkeit des gereiſten Mannes in ein deſto überraſchenderes und erfreulicheres Licht, und macht es eben dadurch erſt recht bemerklich, welch eine höchſt intereſſante und beachtenswerthe Erſcheinung das Leben und die Bildungsgeſchichte deſſelben iſt. Werfe man daher immerhin einen richtenden Blick auf das, der fleckenloſen Weisheit und Tugend des Recenſenten ſo anſtößige, Thun und Treiben des jungen Offiziers zu Halle; aber vergeſſe man nur darüber nicht, auch zu dem Herzog aufzuſchauen, wie er — ein ernſter, vom Schickſal geläuterter

Mann geworden, und ſeine ganze Seele auf die Wichtigkeit ſeiner Pflichten und auf die Güte einer über ihm waltenden höheren Macht gerichtet — oft am Morgen und Abend im einſamen Zimmer betend auf ſeinen Knieen lag. Dieſe Frömmigkeit, welche einen ſo bedeutenden Zug in ſeinem Charaktergemälde giebt, iſt ihm keinesweges angedichtet, ſondern eine Thatſache, die der engliſche Erzieher ſeiner Kinder, Master Prince, als zufälliger, unbemerkter Augenzeuge, mehrmals beobachtet hat. Ueberhaupt war in dem Herzog ein ſchöner, religiöſer Sinn erwacht, der in den wichtigſten Momenten ſeines Lebens einen höchſt würdevollen, heiligen Ernſt über ſein Weſen und Thun verbreitete, und in einer ruhigen Zukunft noch die ſegenreichſten Früchte in dem Kreiſe ſeines Wirkens erwarten ließ. Oft genug, auch unter den Groſſen der Erde, hinkt, im Gefolge ſelbſt verſchuldeter Schwäche, eine Afterſchweſter der Frömmigkeit dem früheren Frevel nach; aber mit unſerm Herzog war es anders. In ihm hatten die merkwürdigſten Schickſale, mit ihren herzzerreißenden und herzerhebenden Verkettungen, ein ernſtes, wahrhaft frommes Aufſchauen nach einem höheren Weltenregierer, vor dem auch die Fürſten der Erde nur Staub ſind, begründet. Mit der vollen Kraft und dem Muthe des Mannes, bat er, im Kampfe mit ſich ſelbſt, ſeinen Gott um einen immer geläuterteren Sinn. So ging er dann auch, fromm und kräftig, in den letzten Kampf für Deutſchlands Freiheit und Ehre, und fand einen rühmlichen Tod. Er kann vor ſeinen hohen Richter treten, mit dem Bewußtſeyn, daß er das Beſte gewollt und gefördert hat, nach ſeinen Kräften. Hiernach wird ſein Gott ihn richten, und der liebloſe Frevel, der ſich noch an dem Leichnam des gefeierten Todten vergreift, indem er den Ehrenkranz deſſelben zu entblättern ſtrebt, wird nicht ihn, ſondern ſich ſelbſt nur mit Unehre beflecken.

Was ich hier von dem religiöſen Sinne des Herzogs geſagt habe, führt mich zunächſt auf die von ihm angeknüpfte Verbindung mit dem jetzigen Conſiſtorialrath, Herrn D. **Römer**, Verfaſſer des Buchs, von deſſen Beurtheilung der Recenſent in Voſſens Zeiten eben die Veranlaſſung nahm, über den Herzog ſo ungerecht abzuſprechen. Da Jener, wie Dieſer, in der Recenſion gemißhandelt iſt: ſo führt die Ehrenrettung des Einen ſehr natürlich auch auf die Vertheidigung des Andern. Und wenn H. **Römer** Gründe hat, warum er in dieſer Angelegenheit nicht vor dem Publikum ſprechen will: ſo wird er es einem unterrichteten Freunde wenigſtens nicht verargen, wie ſtatt des Todten, ſo auch ſtatt ſeiner, das Wort zu nehmen, um das Urtheil, beſonders des entfernteren Publikums, auf eine richtige Bahn zu leiten.

Herr Römer hatte die Feierlichkeit der großen Bürgerſchaft, zum Empfang des Herzogs bei ſeinem erſehnten Einzuge in Braunſchweig, geleitet. Der religiöſe Charakter dieſer Feierlichkeit hatte auf den Herzog den tiefſten Eindruck gemacht, und oft erzählte er es den Fremden, wie er durch Römer am Altare des Vaterlandes überraſcht und erſchüttert worden ſey. „So was mag ich leiden," ſagte er, „aber das Blumenſtreun habe ich nicht gern."

Sein Wohlgefallen an dieſer religiöſen Feier ging in Aufmerkſamkeit auf den Urheber derſelben über. Er nahm nachher mehrmals Gelegenheit, ſich mit ihm zu unterhalten, und H. Römer gefiel ihm, als ein verſtändiger, kenntnißreicher, warmfühlender Mann, deſſen Freimüthigkeit ihm ungewöhnliches Zutrauen abgewann. Alſo etwas mehr, als die Ueberreichung einer Ode, wie der H. Recenſent angiebt, veranlaßte den Herzog, Herrn **Römer** in ſeine Nähe zu ziehen.

Herr **Römer**, ſeit 22 Jahren ein fleißiger, verdienter Schulmann, hatte gewiß nicht den entfernteſten Gedanken daran, noch in einem andern Fache eine Laufbahn zu beginnen; und nur das Verlangen ſeines Herzogs, und ſeine große Anhänglichkeit an denſelben, konnten ihn bewegen, ſich in ein Verhältniß zu begeben, das von ſeiner bisherigen Art von Thätigkeit ſo entfernt lag.

Gleich bei ſeiner Ankunft in Braunſchweig hatte der Herzog ſich einen Mann zum Geſellſchafter gewählt, der durch redlichen Dienſteifer und gründliche Kenntniſſe ſich ihm von jeher empfohlen, und in der Unglückszeit ihm — heimlich — gedient hatte. Es war der nun verſtorbene **Volkmar**. Dieſer ward bei der, bereits erwähnten, Einrichtung des neuen geheimen Raths, Referent in Sachen der Juſtiz und des Innern, und ward dadurch auf ſein Arbeitszimmer gebannt, in ſeinen eigentlichen Geſchäftskreis. Es kam die Zeit, wo der Herzog (1814) mit ſeinem Corps an den Rhein ziehen, und wenigſtens ſeinen guten Willen und ſeine raſche Thätigkeit für die allgemeine Sache den verbündeten Fürſten und dem Volke zeigen ſollte. Sein geheimer Rath hatte die gemeſſenſte Inſtruktion, jedoch mit dem Befehl, ihm alles ſummariſch vorzutragen, und dann von ihm die Entſcheidungen zu gewärtigen. Jetzt fühlte er das Bedürfniß, am Rhein einen Mann bei ſich zu haben, dem er — *nicht etwa ſeine Regierungsgeſchäfte übertragen* wollte, ſondern nur ſein Vertrauen in vielfältigen Beziehungen ſchenken konnte. Seine Wahl fiel auf Herrn *Römer*, wozu vielleicht der Umſtand mitgewirkt hatte, daß mehrere der bravſten Offiziere *Römers* anhängliche Schüler geweſen waren, welche durch die kräftigen Worte ihres Lehrers zum Theil mit beſtimmt worden waren, ſich ſchon in einer unglücklichen Zeit an ihren rechtmäßigen Fürſten anzuſchließen. Herr D. **Volkmar**, ebenfalls ein ehemaliger Schüler von **Römer**, überbrachte dieſem ſelbſt den Antrag des Herzogs. **Römer**, im höchſten Grade überraſcht, gab ihm zur Antwort: „Sie kennen mich, und Sie haben das Vertrauen des Herzogs: Sie müſſen es am beſten beurtheilen, in wiefern ich ihm nützlich seyn kann. Ich halte es für Pflicht, mich ganz dem Willen des Herzogs zu fügen.“ Hierauf ward **Römer** aufs Schloß gerufen, und von dem Herzog mit der freundſchaftlichſten Herablaſſung gebeten, bei ihm zu bleiben, und — mit dem unglücklichen Titel „Kabinetsrath“ beehrt.

Unglücklich war dieſer Titel für den anſpruchloſen **Römer**, weil eine Menge unrichtiger Anſichten ſeiner Verhältniſſe dadurch veranlaßt wurden, wie denn auch ſein ſchlecht unterrichteter Herr Recenſent nicht unterläßt, eine ſolche unrichtige Anſicht aufzuſtellen.

Der Herzog bedurfte eines Mannes, der ihm in Privatgeſchäften, und zur Aufklärung mancher in Wiſſenſchaft und Kunſt einſchlagenden Gegenſtände zur Hand ging, der ihn mit manchen Notizen im Betreff der Geſchichte und Geographie ſeines Landes aushalf, ihm ein Wörtchen Latein, oder einen ſonſtigen Kunſtausdruck verdeutſchte und erklärte u. ſ. w., dabei eines Mannes, der die Achtung ſeiner Mitbürger hatte, und immer frei geblieben war von dem Vorwurfe, durch unpatriotiſche Kriecherei einem aufgedrungenen Deſpoten ſich empfehlen zu wollen. Der Herzog bedurfte nun ſo dringender eines ſolchen redlichen Mannes an ſeiner Seite, da er anfangs, der Himmel weiß was für Menſchen, angehört hatte, die darauf ausgingen, Andere zu verunglimpfen, ſie als Unpatrioten und Franzöſiſchgeſinnte anzuſchwärzen, und ſo das Mißtrauen des neuen guten Herrn immer mehr zu erregen. In allem dieſem Betracht war gewiß nichts gegen die Wahl des H. Römer zu ſagen; ſie ward von unbefangenen, unterrichteten Männern vollkommen gebilligt; und H. Römer rechtfertigte ſie durch den redlichſten Eifer, ſeinen Platz mit Ehren auszufüllen, und ſich auf alle mögliche Weiſe dem Fürſten, wie dem Volke, nützlich zu machen. Es möchte wohl beſſer um manches Land ſtehn, wenn jeder Fürſt einem ähnlichen Manne ſein Vertrauen ſchenkte, einem Mittler zwiſchen Fürſten und Volk in den mannichfaltigen Verhältniſſen, wo ein freierer Standpunkt gewonnen ſeyn muß, als ihn gewöhnlich der Staatsdiener erreichen kann.

Daß alſo bei Hn. Römer von einer Kabinetsrathsſtelle in dem gewöhnlichen Sinne nicht die Rede war, ſpringt aus dem eben Geſagten in die Augen; und der Vorwurf des Herrn Recenſenten, daß der Herzog durch die Wahl eines Schulmannes zu einer ſolchen Stelle einen Mißgriff begangen habe, iſt völlig nichtig. Auch hin und her geſchwatzt mag von Ununterrichteten manches ähnliche Urtheil ſeyn; allein wer die Feder in die Hand nimmt, um das Urtheil des Publikums durch die Aufſtellung ſeiner Anſichten zu leiten, ſollte doch die Verpflichtung erkennen, ſich gründlich zu unterrichten, ehe er ſchreibt, um ſich gegen das Unglück zu verwahren, die Weisheit der Kaffeſtuben in die Litteratur einzuſchwärzen, und die Geſchichte zum Geklätſch herab zu würdigen. Die Zeiten von Voß ſollen aber ein Archiv für die Geſchichte ſeyn, woraus noch der künftige Geſchichtſchreiber Urkunden und einzelne Züge für ſeine hiſtoriſchen Schilderungen ſammeln ſoll! Wie reimt ſich nun dieſe Beſtimmung mit der Aufnahme einer ſolchen Recenſion?

Daß Herr Römer in ſeinem neuen Verhältniß, und wenn er auch mit überirrdiſcher Weisheit und Tugend ausgerüſtet geweſen wäre, viele Stimmen gegen ſich bekommen mußte, war ganz in der Ordnung des gewöhnlichen Weltlaufs. Wie hätte der Neid unaufgeregt bleiben ſollen bei der unerwarteten Verſetzung eines Gelehrten aus der Schulſtube an den Hof? Wie hätte Herr Römer es vermeiden können, Hoffnungen und Anſprüche unbefriedigt zu laſſen, und ſich vielleicht Fünfe zu Feinden zu machen, wo er Einen ſich verpflichtete, auch wenn er nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen verfuhr, und etwas recht Lobenswerthes zu Stande brachte, wie z. B. die Wiederherſtellung des Carolinums, und die Einleitung, daß das mediciniſch-chirurgiſche Inſtitut wieder ſeinen Anfang nahm?

Auch ein Theil des Adels mochte Hn. Römer nicht gern auf jener Stelle ſehn, in der Meinung, er beſtärke den Herzog in ſeinen politiſchen Ketzereien, welche beſonders dahin gingen, keine Prärogative zu geſtatten, ſondern dem Bürger und Landmann ſich bei jeder Gelegenheit willfährig zu bezeigen. Selbſt die Berichte, die H. Römer dann und wann aus den Zeitungen machen mußte, wenn der Herzog ſie nicht ſelbſt leſen konnte, führten wohl aufs Glatteis. Es fragte ihn zum Beiſpiel der Herzog bei Tafel, in Gegenwart adliger Herrn: „Haben Sie nichts neues geleſen?“ Verſchweigen durfte Römer nichts; er antwortete alſo: „Ja, Durchlaucht, etwas ſehr Neues, wenigſtens Ungewöhnliches: Der Kurfürſt von Heſſen hat den Bauernſtand mit unter die Landſtände aufgenommen u. ſ. w.“ Sogleich fuhr der Herzog dazwiſchen: „Das iſt recht! ſo muß es ſeyn! es wäre ja ungerecht, wenn's nicht ſo wäre!“ — Das gefiel nicht Jedem.

Am meiſten verirrte ſich aber wohl der Neid, wenn er Herrn Römer die 1200 Thaler Jahrgehalt nicht gönnte, bei denen er ſich in ſeinem neuen, weit mehr Aufwand erfordernden Verhältniß, höchſt wahrſcheinlich, ökonomiſch ungleich ſchlechter befand, als vordem bei ſeiner Schulſtelle. Indeſſen wird hiebei kein

kein Vorwurf den Herzog treffen, da Herr Römer, beſcheidener Weiſe, nicht mehr haben wollte. (Wie viel möchte aber ſein Recenſent, trotz ſeiner Beſorgtheit für die Landeskaſſen, gefodert haben, wenn ihm die Ehre eines ſolchen Rufes hätte zu Theil werden können?)

Als der Herzog in ſeinen letzten Feldzug ging, rechnete er darauf, daß Jahre hingehen würden, ehe er zu ſeinen Bürgern zurückkommen könnte. Sein Leben ſollte zunächſt blos kriegeriſch ſeyn. Er ſagte Herrn Römer, daß er ihn nicht auf lange Zeit ſeinen Familienverhältniſſen entreißen möge, und ſetzte ihn ins Conſiſtorium, um ihm einen neuen, nützlichen Wirkungskreis zu geben.

Das Conſiſtorium, dem er zugeſellt wurde, beſtand aus zwei geiſtlichen Räthen, dem Abt Bartels und dem Gen.Superint. Dinglinger, welche Beide Theologen und Prediger waren, und aus einem Dritten und Vierten, als weltlichen Räthen, welche das Kirchenvermögen, die Eheſachen, das Bauweſen und die dahin gehörigen Anfragen und Entſcheidungen zu beachten haben. Auf Hn. **Römers** Vorſtellung ſetzte der Herzog ſchon früher den Conſiſt. Rath **Ziegenbein**, da er als Paſtor und Superintendent nach Salzdalum berufen ward, in das Conſiſtorium; und dieſer wackere Mann lebt und webt in der Bildung der **Seminariſten** und in der Leitung des **Volksunterrichts**. Nun ſind dem Conſiſtorium aber auch die ſämtlichen **Gymnaſien** des Landes, auch nicht eins ausgenommen, untergeordnet; es muß die Kandidaten prüfen, anſtellen, verſetzen u. ſ. w. Ein **Philolog** findet alſo, neben den Theologen, hier recht ſehr ſeinen Platz. Nur ein Fremdling im Gebiete klaſſiſcher Gelehrſamkeit kann hierin anderer Meinung ſeyn. In andern Ländern war es ja auch längſt üblich, die höhern Schulen ganz eigentlich einem erfahrnen Schulmanne unterzuordnen, welcher am beſten wiſſen muß, was Noth thut. H. Römer war, zwanzig Jahre und darüber, Lehrer der klaſſiſchen Litteratur in den obern Klaſſen des Erſten Gymnaſiums, und hat in dem Fache, worin er mit Luſt und Liebe arbeitete, genug Erfahrungen geſammelt, um zu wiſſen, was Noth thut, und in einem erweiterten Wirkungskreiſe ſehr nützlich werden zu können. Der Herzog wies ihm alſo einen ſehr angemeſſenen Standpunkt an, indem er ihn zum Conſiſtorialrath machte; und Herr Römer iſt weit davon entfernt, dieſe Ernennung blos als einen Penſionstitel zu betrachten. Er wohnt zwar fortwährend in Braunſchweig; allein er macht wöchentlich zweimal die Reiſe nach dem nahen Wolfenbüttel, um den Sitzungen des Conſiſtoriums beizuwohnen, und hat bereits mit bedeutendem Koſtenaufwande die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um ungeſtört auf dieſe Weiſe ſeinem Berufe folgen zu können, ohne Braunſchweig gänzlich zu verlaſſen.

Der wohlunterrichtete Herr Recenſent verſichert nun zwar, daß H. **Römer** im Conſiſtorium, wo man ſeiner nicht bedürfe, eben ſo wenig, als im Kabinette, an ſeinem Platze ſeyn würde, an welcher Verſicherung wahrſcheinlich das Bewußtſeyn ſchuld iſt, daß H. **Römer** bei weitem nicht ſo viel klaſſiſche Gelehrſamkeit beſitzt, als **er**, der Herr Recenſent. Aber dafür ſollte der Herr Recenſent doch den Beweis noch auf irgend eine ehrenvolle Art führen, z. B. entweder durch Vorlegung einer neuen Auflage ſeiner (gewiß grundgelehrten) Magiſter- oder Profeſſor-Diſſertation, oder etwa durch eine öffentliche Diſputation mit dem anmaaßlichen Conſiſtorialrathe, in griechiſcher oder lateiniſcher Sprache. Herr **Römer** mag dann ſehen, wo er eine Schleuder findet, um ſich, gegen ſeinen Goliath mit der gelehrten Keule zu vertheidigen. — Schriftlich oder mündlich wird der Herr Recenſent aber auch eine Berechnung abzulegen belieben, wie viele tauſend Thaler **er** in dreißig Jahren von ſeinem Staate erhält, und für wie viele Thaler er demſelben nützt, und namentlich nach welchem Münzfuße ſothaner Nutzen zu berechnen iſt, ob in gutem oder ſchlechtem Metall- oder vielleicht gar nur Papiergelde, was ſehr zu beachten iſt, da bekanntlich in ſchlechten Zeiten das Papier größtentheils eine ſehr werthloſe Waare iſt. Der H. Recenſent in Voſſens Zeiten geſtehen nähmlich „ihrer Orts“ (und zwar höchſt bedächtig im plurali) zur Unehre des Herzogs, daß ſie in der Ernennung des Hn. Römers zum Conſiſtorialrathe „einen Mißgriff, ein unbedachtſames Handeln und ein Verſchwenden der Staatseinkünfte erkennen,“ und ſie (der H. Recenſent im plurali) berechnen hierauf, daß H. Römer in dreißig Jahren dem Lande 36,000 Thaler gekoſtet haben wird, ohne ihm für Einen (Thaler) genützt zu haben. *)

---

*) Der feinſinnige Rechenmeiſter hat in ſeinem Eifer ganz vergeſſen, daß zu der Zahl 1,200

Nun iſt hierbei freilich die freundliche Geſinnung nicht zu verkennen, mit welcher der H. Recenſent dem Hn. Römer, der bereits ein reifes Mannesalter erreicht hat, zum Troſte für Frau und Kinder und Freunde, noch dreißig volle Lebensjahre zuſpricht; allein um ſo auffallender iſt das Mißverhältniß, daß der Nutzen, welcher von Hn. Römer in dem vorhin erwähnten, ſeinen Kenntniſſen ſo angemeſſenen Wirkungskreiſe zu erwarten ſteht, noch nicht einen Thaler, alſo in jedem Jahre höchſtens einige Pfennige werth ſeyn ſolle. Indem nun der Recenſent das Verdienſt, welches ſich H. Römer in jenem Verhältniß erwerben kann, ſo höchſt niedrig anſchlägt, wird die Neugierde gewiß ſehr verzeihlich: zu erfahren,

---

nur zwei Nullen gehören; er hat an zwei Stellen Hn. Römers Jahrgehalt (nicht Penſion) zu 12,000 (Thalern) angegeben. „Wie characteriſtiſch!" könnte man hier, wie er es ſo oft thut, ausrufen!

von welcher Art die Verdienſte des Hn. Recenſenten ſind, und bis zu welchem Metallwerthe ſich dieſelben, nach gleichmäßiger Taxe, belaufen? Die meiſten Leſer jener Recenſion theilen gewiß dieſe Neugierde mit mir.

Auf ſein Buch, als Buch, ſetzt H. Römer gewiß keinen höhern Werth, als der iſt, den es, den Umſtänden und ſeinem Zwecke nach, haben ſollte und konnte. Im tiefſten Gefühl des Schmerzes über den frühen Tod ſeines theuren Herzogs, ſchrieb er in Bruchſtücken nieder, was er ſich, ſeinen Kindern und nächſten Freunden im Gedächtniß zu erhalten wünſchte. Nach und nach fanden ſich, ungeſucht, immer mehr Leſer der Handſchrift, und endlich auch ein Buchhändler, der ſeine Bereitwilligkeit bezeigte, das Werkchen zu drucken, um es noch mehr und leichter zu verbreiten. Es geſchah ſehr Vielen, die dankbar und wohlwollend des glorreichen Todten gedachten, ein willkommner Dienſt dadurch. Hätte es H. Römer aus Furcht vor einem gehäſſigen Recenſenten zurückhalten ſollen? Unmöglich! Er war zu gutmüthig und unbefangen, eine ſolche Verſündigung an ſeinem Herzog, wie ſie Voſſens Zeiten aufſtellen, von irgend einem deutſchen Schriftſteller fürchten zu können. Oder hätte er ſein Werkchen für den Druck anders bearbeiten ſollen? Dann hätte er gleich ein Buch ganz anderer Art daraus machen müſſen. Das konnte und wollte er nicht. Auch würde das wenig oder nichts geholfen haben; denn wenn auch der Verfaſſer des Buchs ſich gerettet hätte, ſo wäre doch der Gegenſtand deſſelben, der Herzog, der einmahligen feindlichen Geſinnung und Tadelſucht jenes Recenſenten eben ſo ausgeſetzt geblieben. Wer ſo con amore tadelt und ſchmäht, wie jener Recenſent, der hat gerade tadeln und ſchmähen wollen, und der würde die Gelegenheit dazu eben ſo gut in der vollendetſten und muſterhafteſten Biographie geſunden haben, wie in dem Römerſchen Büchelchen, über deſſen fragmentariſche Beſchaffenheit ſich der Verfaſſer ſelbſt offen und anſpruchlos genug erklärt. Will der Wolf das Lamm erwürgen und freſſen: ſo entgeht es ſeinem Schickſale nicht, es mag höher oder tiefer am Bache ſtehn. So macht es auch mit dem unſchuldigſten Hühnchen der Fuchs, (ſonſt auch de Voß genannt;) desgleichen mit dem anſpruchloſeſten Buche ein feindlich geſinnter Recenſent.

Man muthe mir nicht zu, den ganzen Sündenpfuhl jener Recenſion zu durchwaten, beſonders weil es an ſich ein ziemlich ruhmloſes Geſchäft iſt, einen Gegner zu bekämpfen, der überall ſo arge Blößen giebt; aber noch einige Proben wenigſtens, wie gewiſſenhaft und mit der gehörigen Kenntniß zum Beurtheilen ausgerüſtet, der geſtrenge Herr ſein Handwerk getrieben hat, will ich für diejenigen ſeiner Leſer noch hinzufügen, welche hier und da das Zuverſichtliche ſeines abſprechenden Tones und ſeiner Tadelſucht irre leiten könnte.

Zunächſt muß ich darauf aufmerkſam machen, wie ſchief geurtheilt es iſt, Herrn Römers Buch eine Lobſchrift zu nennen. Mit dieſem Titel bezeichnet man ſeit langer Zeit etwas ganz anderes, als was die Schrift des Herrn Römer, dem Stoffe und der Behandlung nach, iſt und ſeyn kann. Freilich ſteht vieles darin, was dem Herzog zur Ehre gereicht, und alſo ein Lob für ihn iſt, und H. Römer hätte müſſen mit der Feder ſeines Recenſenten ſchreiben, wenn es nicht ſo wäre; allein die ungeſchminkte Offenheit, mit welcher an ſo vielen Stellen auch die Fehler und Mißgriffe in ſeinem Charakter und in ſeinem Handeln mitgetheilt ſind, würde durchaus nicht in eine eigentliche Lobſchrift paſſen, denn dieſe würde ſolche Züge entweder ganz weggelaſſen, oder ſie wenigſtens anders eingekleidet und überſchleiert haben. H. Römer hätte daher eher fürchten dürfen, daß empfindliche Verehrer des geliebten Todten ihm den Vorwurf machen werden, er habe den Herzog, bei allem Guten, was er von ihm erzählt, doch auch zu wenig geſchont, ihn allzunackt in ſeinen Schwächen dargeſtellt, es gar zu ſehr bemerklich gemacht, wie er oft einſeitig urtheilte, leidenſchaftlich zufuhr, von einem aufs andre ſprang, und bei weitem noch nicht der beſonnene, ruhige Mann war, der er als Regent ſeyn ſollte. Das Ganze führt, wohl und richtig verſtanden, zu dem Reſultate: dieſer gute, edle Menſch, der oft ſo leidenſchaftlich in ſeinen Entſchließungen und Handlungen war, der, oft ſo unſtät und veränderlich, nicht ruhig prüfte, ſondern ſich zu ſehr dem erſten Eindruck hingab — aber nicht nur immer den beſten Willen hatte, ſondern auch, richtig und ruhig behandelt, leicht zum Beſſern überging — war noch weit davon entfernt, ein weiſer und beſonnener Regent zu ſeyn. Was dem Herzog noch vorzuwerfen war, wußte Niemand beſſer, als H. Römer; denn ein jahrelanges Zuſammenſeyn mit ihm, größtentheils in einem Zimmer, und eine gegenſeitige Offenheit, hatte ihn des Herzogs Fehler deutlich genug kennen gelehrt, und es fiel ihm nicht ein, den blinden Lobredner deſſelben zu machen; aber er verehrte und liebte den Todten, und erkannte mit freudiger Rührung das Treffliche eines Charakters, der hier und da zwar noch die Rinde eines Kieſels zeigte, doch für den prüfenden Kenner ein ſchöner Edelſtein war. In dieſem Sinne verſchwieg er abſichtlich die Fehler nicht; aber zeigte mit einem Wohlwollen, das tief aus dem Herzen kam, auf das Gute und Edle hin, wo es ſich ihm zeigte. Ich glaube kaum zu weit zu gehen, wenn ich ſage: ein Prinzenerzieher könnte das Römerſche Büchelchen als einen trefflichen Text zu den nützlichſten Belehrungen gebrauchen, denn es führt auf dem natürlichſten Wege zu der Betrachtung, wie die allertrefflichſten Eigenſchaften: die freundlichſte Herablaſſung, der beſte Sinn für edle Behandlung der Bürger, für die Freiheit und die Rechte ſeines Volks, und der reinſte Wille, es Jedem recht zu machen, doch bei weitem noch nicht hinreichen, einen guten und weiſen Regenten zu machen. Dieſe Belehrung liegt unverkennbar in dem Büchelchen; aber ſollte H. Römer ſie hart, roh und feindlich ausſprechen, wie ſein Recenſent, der, das Treffliche überſehend oder herabwürdigend, nur das Fehlerhafte geltend zu machen ſucht, um den Edelſtein einen gemeinen Kieſel ſchelten zu können? Das war Herrn Römer nicht möglich; und alle Gutgeſinnte werden ſich darum zu ihm hinneigen, wenn ſein Buch auch noch ſo viele Spuren rhapſodiſcher Unvollſtändigkeit und Flüchtigkeit an ſich trüge, und wenn es ihm auch hier und da unwillkürlich begegnet wäre, nicht, wie er ſich vorgenommen hatte, bloß den Menſchen, ſondern auch den Regenten zu ſchildern. Wo beide oft ſo in einander fließen, daß die Gränze zwiſchen ihnen faſt nicht mehr zu ziehen iſt, da kann es kaum einen verzeihlichern ſchriftſtelleriſchen Fehler geben, als dieſen.

Das aber ſind ſehr grobe Fehler eines Schriftſtellers, zumal eines kritiſirenden, wenn er falſch lieſt, falſch deutet, Geklätſch als hiſtoriſche Wahrheit verbreitet, und ſich anmaaßt, über Verhältniſſe eines Fürſten abzuſprechen, von denen er keine gehörige Kenntniß hatte. Beiſpiele, als Belege für dieſe Beſchuldigung, ſtehen zu Dienſten.

Wo H. Römer von einer Ausſicht in unruhige Zeiten ſpricht, läßt ihn der Herr Recenſent von einer Ausſicht in unruhigen Zeiten ſprechen, was aber, mit ſeiner Erlaubniß, etwas ganz anderes iſt; und wo H. Römer ſo wahr, als vernünftig ſagt: „es gab gutherzige und unvorſichtige Menſchen, welche dem Fürſten allerlei ſchlimme Nachrichten zu hinterbringen wagten, u. ſ. w;“ da lieſt und ſchreibt der H. Recenſent ab: „es gab gutherzige und vorſichtige Menſchen, welche wagten.“ Und nicht genug, Herrn Römer ſolchen Unſinn untergeſchoben zu haben: flickt er noch aus ſeinen eigenen Mitteln, um den Unſinn recht bemerklich zu machen, in Klammern die Worte dazwiſchen: „Vorſichtige wagten?“ Stände wirklich in Hn. Römers Schrift „vorſichtige“: ſo müßte jeder nüchterne und beſonnene Leſer vermuthen, daß da ein Druckfehler ſtecke, der den Sinn entſtellt. Da aber das richtige Wort gedruckt iſt, und es der H. Recenſent nur nicht leſen kann: ſo frägt man billig: in welchem phyſiſchen Zuſtande er wohl ſeine Recenſion gemacht hat? Wer aber — vielleicht mitten inne zwiſchen Wachen und Schlafen ſchwankend, oder aus ſonſt einem

Grunde — nicht einmal richtig leſen und abſchreiben kann, der ſollte es ſich doch nicht einfallen laſſen, Recenſionen zu ſchreiben, und, bombaſtiſch einherſtolzirend in ſchwerfälliger Rede (ſinnbildlich mit überflüſſigen Komma's zerhackt und ausſtaffirt) die Kritik gegen ſeine höchſteigenen ſchriftſtelleriſchen Blößen herauszufordern!! —

Wo H. Römer ſagt, die Soldaten ſollten den Bürger nicht über die Gebühr beläſtigen, frägt der H. Recenſent: „Alſo nach Gebühr durften ſie ihn beläſtigen?“ In welchem Winkel von Europa muß dieſer Herr wohl wohnen, daß er noch in ſo paradiſiſcher Unwiſſenheit über die ſo allgemein bekannte Einquartierungslaſt lebt? Der Glückliche! Bei uns andern Menſchenkindern könnten die A B C-Schützen ihn belehren, daß jeder Einquartierte ſeinen Wirth in einem gewiſſen Grade beläſtigen muß, worüber man nicht mit ihm, ſondern nur mit dem Schickſal, das die Welt be-

treffen

troffen hat, hadern darf; daß aber nebenher der Einquartierte noch über die Gebühr auf vielfältige Weiſe beläſtigen kann. — Doch der Recenſent wird immer naiver. Zu den Worten: „und ohne beiden zu Nahe zu thun,“ nachdem nota bene ganz unmittelbar vorher von Soldaten und Bürgern die Rede geweſen iſt, auf welche jene Worte ſich ganz unverkennbar beziehen, fügt er mit wirklich rührender kindlicher Einfalt die eingeklammerte Frage hinzu: „welchen beiden? Mann und Frau?“

Dieſe letzten drei angeführten Probeſtücke, die in einem Curioſitätenkabinette, als kleine kritiſche Mißgeburten in Spiritus aufbewahrt zu werden verdienten, befinden ſich auf einer und der nehmlichen Seite! So jagt ſich der Witz! ſo raſch überpurzelt ſich der Scharfſinn! Das heißt recenſiren! Wie Schade, daß Leſſing es nicht erlebt hat, dieſen Stern erſter Größe am Recenſentenhimmel noch kennen zu lernen! Wie ſtolz würde er auf dieſen würdigen Schüler geweſen ſeyn! Kein anderer, als dieſer, hätte ſeine Litteraturbriefe fortſetzen dürfen! —

Damit auch des Herzogs ehrenvoller Zug durch Deutſchland im Jahr 1809 nicht unbeſudelt bleibe, erzählt der Recenſent von ihm, als ein Beiſpiel großer Härte, daß er einen Müller, der verdächtig, aber nicht überwieſen geweſen, den Ueberfall einiger Schwarzen veranlaßt zu haben, an einen Baum gebunden, faſt zu Tode habe prügeln laſſen. Welch ein hiſtoriſcher Fund für einen Geſchichtforſcher von dieſer Unparteilichkeit und Gründlichkeit! Nach der Ausſage eines Begleiters des Herzogs, des H. Kaſſirers Canzow, ſchrumpft dieſe wichtige Thatſache freilich zu einem falſchen Geklätſch zuſammen, denn er ſagt aus, daß der Herzog, als er von der Mißhandlung dieſes unpatriotiſchen Menſchen Nachricht bekam, ihm augenblicklich eine Schutzwache gegeben habe. Allein das paßte ja nicht in den Kram unſers Recenſenten; und alſo werden dieſelben, „ihres Orts," den ganzen Verlauf der Sache wohl beſſer wiſſen, als irgend ein Augenzeuge, und werden es in der That ganz ſeltſam finden müſſen, daß ein Mann, „oder vielmehr ein unbekannter Menſch," welcher kein Recenſent iſt, und alſo des nöthigen kritiſchen Scharfblicks ermangelt, ſich unterfängt, einem unfehlbaren Manne zu widerſprechen, wie Höchſtſie, der Herr Recenſent im plurali, einer ſind.

An einer großen Zärtlichkeit des Herzogs für ſeine Gemahlin, ſo wie an einer zarten Behandlung derſelben, zweifelt der gewiſſenhafte Mann, indem 1806, da er ſich in der Gegend von Braunſchweig aufhielt, davon „eben nichts zu vernehmen war," obgleich er „dahin ganz eigentlich ſeine Erkundigungen richtete, weil er die vorherige Denkungs- und Gefühlsart des Prinzen, in Beziehung auf Ehe und Liebe, und das weibliche Geſchlecht überhaupt, genau kannte; auch wußte, wie lange er dem Wunſche und (den) dringenden Anträgen ſeines Vaters, daß er ſich verheirathen möchte, widerſtrebt, und wie er ſich darüber geäußert.“ Aber der Herzog lebte ja mit ſeiner Gemahlin nicht in der Gegend von Braunſchweig, ſondern in Prenzlau, welches bekanntlich ſchon 1806 in der Uckermark, ziemlich weit von Braunſchweig, lag. Dort wäre vielleicht „etwas zu vernehmen“ geweſen, was in dem Kreiſe, wo der Herr Recenſent von Zeit zu Zeit, aus ziemlich trüber Quelle, zu ſeinen kritiſchen Nebenbeluſtigungen die Notizen über das Haus Braunſchweig zuſammen zu holen ſcheint, gerade am wenigſten zu vernehmen war. Und was ſeinen Zweifel a priori betrifft: ſo muß ich abermals fragen: In welchem Winkel der Erde wohnt dieſer unſchuldvolle Zweifler? Denn hätte er nur ein wenig Gelegenheit gehabt, ſich unter den Menſchen umzuſehen: ſo müßte er aus vielfältiger Erfahrung wiſſen, daß nicht ſelten Leute, die ſchon auf der Primanerbank nach Hymens Roſenbanden ſeufzten, ſich höchſt ungebehrdig und brutal in denſelben benehmen, da hingegen die wildeſten Freibeuter in der Liebe oft über kurz oder lang die allerbeſten Ehemänner werden? Anſichten und Neigungen wechſeln oft ſchnell und wunderbar. Bonaparte, der Jüngling, verfolgte das Königthum; und Napoleon, der Mann, war der vollendetſte kaiſerliche Deſpot. Wer weiß, wie unſer kritiſcher Virtuos manchmal das ganze Recenſentenweſen verflucht hat, wenn ſeine ſchriftſtelleriſche Feder in dem und jenem kritiſchen Blatte ein wenig an den Pranger geſtellt wurde; und dennoch iſt er, wie figura zeigt, endlich ein Recenſent recht con amore geworden, das ſoll heißen, ein ärgerer, als irgend einer, den er ſonſt verfluchte. Sollte daher der Herzog nicht eben ſo gut aus einem lauten Verächter des Eheſtandes, ein Ehemann recht con amore haben werden können? Wer wollte hiegegen ſtreiten, und nicht mit mir jenen Recenſentenzweifel a priori für eine leichte, nichtige Seifenblaſe erklären?

Zum Theil eben nicht mehr werth iſt das, was der Recenſent über die verzögerte Anerkennung der Landesſchulden und der Landſtände ſagt. Um nicht zu weitläuftig zu werden, mögen hier nur einige Notizen ſtehen.

Daß es des Herzogs Pflicht war, wenigſtens die alten Landesſchulden anzuerkennen, lag am Tage, ſchon ehe der H. Recenſent es erörterte; und der Herzog wußte es, ob er gleich dieſe Recenſion nicht erlebt hat. Als ihm Römer einmal ganz offen ſeine Meinung darüber zu erkennen gab, antwortete er, etwas gekränkt und beleidigt: „Hab' ich denn ſchon geſagt, daß ich ſie nicht anerkennen will?“ Zu der Verzögerung verleitete ihn blos der Drang der Umſtände. Es beunruhigte ihn die in Frankfurt gemachte Kriegskoſtenberechnung, nach welcher, zum theilweiſen Erſatz für die Alliirten, 17 Millionen aufgebracht werden ſollten, beſonders durch diejenigen Länder, welche ſich nicht der Zentralverwaltung unterworfen hatten. Ferner erkannte und fühlte grade er es am ſtärkſten, was ein kräftiger Wille vermag, und er ſah daher dem Ausbruch des auf Elba zu leicht gefeſſelten Löwen voll trüber Ahnung entgegen. Es nahten neue Kriegsrüſtungen, über die er, wegen der Bedrückung des Landes, jammerte. Dies alles, und die perſönliche, falſche Anſicht, daß er nichts halb thun wollte, hielt ſeine pflichtmäßige Erklärung noch zurück. — Wenn aber der Recenſent ein Gewicht darauf legt, daß Hannover, in einem weit erſchöpftern Zuſtande, und im Allgemeinen in Abſicht ſeiner Hülfsmittel gegen Braunſchweig zurückſtehend, ſeine Zinszahlung bereits möglich gemacht habe: ſo ſpricht ſich darin wieder nur ſeine Nichtkenntniß der

Verhältniſſe aus. Hannover wurde bei ſeinen Kriegsrüſtungen reichlich von England unterſtüzt, und erhielt von dorther eine große Summe neu geprägtes Gold, wovon die Zinſen bezahlt wurden. Dagegen machte der Herzog von Braunſchweig ſeine Rüſtungen aus eignen Mitteln, und verpfändete und veräußerte ſeine Obligationen, weil er ſeine Bürger ſchonen wollte, und weil er ſeine bedeutenden Forderungen, die er im Auslande ſtehen hatte, nicht eintreiben konnte. — Was aber die Anerkennung der Landſtände betrifft, bei deren Verzögerung gewiß die Abſicht einer recht gutgemeinten Verbeſſerung im Hintergrunde lag: ſo hofft der H. Recenſent zwar, daß „die vormundſchaftliche Regierung es ſich zu einer der erſten und heiligſten Pflichten machen werde, das Verſäumte nachzuholen, oder vielmehr (die Regierung mag mit dieſem Complimente vorlieb nehmen) erwartet er dies von der Rechtlichkeit und Einſicht des Mannes, der jetzt an der Spitze derſelben ſteht, mit völliger Gewißheit.“ Allein die Anſicht und Einſicht dieſes verehrten Staatsmannes muß denn doch eine andere ſeyn, als die des Hn. Recenſenten, denn trotz der Gefahr, welche unſtreitig damit verknüpft iſt, die Erwartung eines ſo wichtigen Stimmgebers zu täuſchen, iſt bis dieſen Augenblick (im Januar) die Berufung der Landſtände noch nicht erfolgt, und wird auch im erſten halben Jahre noch nicht erfolgen, ſo wie auch über die Landesſchulden im Allgemeinen erſt nach Verlauf dieſes halben Jahres eine umfaſſende und beſtimmte Erklärung gegeben werden wird.

In Beziehung auf den Aufenthalt des Herzog in Wien, thut der Recenſent vor der ganzen deutſchen Leſewelt folgenden Ausſpruch: „Die Abweſenheit des Herzogs, war keine Nothwendigkeit für ihn; und er hätte vielleicht beſſer gethan, daheim zu bleiben, und ſeine Regentengeſchäfte zu beſorgen.“ An dieſer ſchulmeiſterlichen Zurechtweiſung mögen Fürſten und Miniſter ſich ein Beiſpiel nehmen! Sie ſehen, was ihnen bevorſteht, wenn ſie, wie der Herzog, es verſäumen, unſern großen Politiker in die geheimen Bewegungsgründe ihrer Reiſen einzuweihen. Kaiſer Franz, der den Herzog beſonders ehrte, und ihn 1809 mit einem Darlehn von einigen hunderttauſend Gulden unterſtützte, hatte ihn zwar ſelbſt eingeladen in ſeine Kaiſerſtadt; ferner hoffte der Herzog, durch ſeine unmittelbare Verhandlung, mit dem König von Preußen einen Austauſch in Betreff der Oelsiſchen Lehne, desgleichen eine Abrundung des Herzogthums Braunſchweig durch Abgabe der auswärts gelegenen Theile, und eine gänzliche Abfindung in Abſicht ſeiner Lehne in den benachbarten Ländern, zu Stande zu bringen. Und wie? wenn er gar ein beſcheidnes Geſuch auf eine kleine Entſchädigung dafür, daß Hannover das ganze Hildesheimiſche hinnahm, hätte wagen wollen? vielleicht durch einige ihm nahgelegene Aemter, oder durch Abtretung des kleinen Bezirks der Abtei Corvey? Waren das alles nicht hinreichende Gründe zur Reiſe nach Wien? Ganz unſtreitig. Doch der Herzog ſetzte unſern Politicus davon nicht in Kenntniß: und ſo iſt er der kritiſchen Feder desſelben anheim gefallen!

Wenn nun aber Staatsmänner ſolche ſchriftſtelleriſche Afterweisheit leſen: iſt es ein Wunder, daß ſie nicht ſelten mit Achſelzucken auf die Schriftſteller hinabſehen? Und wenn das dünkelhafte Auskramen ſolcher Weisheit, wie ich hier in mehreren Proben beleuchtet habe, Recenſiren heißt: muß dann jeder literäriſche Ehrenmann ſich nicht vor dem Namen eines Recenſenten, wie vor einem Schelmworte, ſcheuen? —

Der Recenſent erklärt die Schrift des Hn. Römer „im allgemeinen für völlig ſchlecht gerathen.“ Ich erwiedere ihm hierauf, daß ſeine Recenſion nicht allein im allgemeinen, ſondern auch in ihren einzelnen Theilen mehr als ſchlecht gerathen iſt, und daß ſich obenein, außer der ſchlechten Arbeit, auch eine ſchlechte Geſinnung und Abſicht überall darin ausſpricht. Zwar ſteht dem bausbäckigen „Wir“ des Herrn Recenſenten nur mein einfaches „Ich“ gegenüber; allein was ſchwerfällig iſt, iſt deshalb nicht ſchwer oder gewichtvoll; und dieſe willkürliche Mehrzahl *) gilt nicht im mindeſten mehr, als eine einfache Eins, vielleicht gar nur für eine Null. Die Erklärung des Hn. Recenſenten iſt alſo eine ganz einzelne, der ſich

---

*) Ein Recenſent, der ſeine Stimme als Mitglied einer ganzen Geſellſchaft von Gelehrten abgiebt, mag ſich des „Wir“ immerhin bedienen, weil er gewiſſermaaßen im Nahmen Aller ſpricht; aber wo ein ganz einzeln ſtehender Schriftſteller immer mit „Wir“ und „unſers Orts“ einhertappt, da erregt die gewichtloſe Wichtigthuerei unfehlbar nur Lachen und Spott.

D. B.

die wohlgegründete Verſicherung entgegenſtellen läßt, daß die Schrift des Hn. Römer, trotz der Flüchtigkeit, mit welcher ſie hingeworfen iſt, eine große Zahl von Freunden gefunden hat, welche ſie mit dankbarer Theilnahme geleſen haben; dagegen das Machwerk des Hn. Recenſenten allgemein den bitterſten Unwillen erregt hat, denn ein ſo gefliſſentliches Herabwürdigen eines Helden, nach deſſen Grabhügel das ganze gerettete Deutſchland mit Dank, mit Stolz und mit Wehmuth hinſchaut, zeigt nicht allein eine arge Verkehrtheit der Begriffe und einen ſehr unverſtändigen Widerſpruchsgeiſt, ſondern auch — was in dieſem Falle noch ungleich ſchlimmer iſt — eine wahrhaft feindſelige Geſinnung, die, Gott weiß durch welchen kleinlichen Groll genährt, alle Achtung bei Seite ſetzt, auf welche nicht allein der Todte, ſondern auch die Tauſende, welche um ihn trauern und ihn dankbar verehren, den vollgültigſten Anſpruch haben.

Sollte der Recenſent, eingehüllt in den dicken Pelz ſeiner Selbſtzufriedenheit, den bittern Unwillen, welchen er erregt hat, bezweifeln: ſo darf er, um völlig hierüber ins Klare zu kommen, nur einmal eine Incognito-Reiſe machen, und, mit ſeinem Machwerk in der Hand, unter verſtändige, gutgeſinnte Leute treten: und er wird ganz gewiß noch ſchönere Wahrheiten zu hören bekommen, als ich mir hier die Freiheit genommen habe, ihm zu ſagen. Beſonders belehrend für ihn würde ein ſolcher Verſuch in Braunſchweig ausfallen, wo ſeiner Recenſion vielleicht die nehmliche Ehre widerfahren wäre, welche einer bekannten kleinen Schrift in Göttingen angethan iſt, wenn friedliebende Bürger, auch in ihrem bitterſten Unwillen, nicht nach andern Grundſätzen verführen, als ein leichtbewegliches, ſtrafluſtiges Studentenchor.

Nachtrag

zu

der Rüge ſchriftſtelleriſcher und buchhändleriſcher Schaamloſigkeit.

(S. Heft 2. S. 213. u. f.)

Von mehrern, ſehr weit aus einander liegenden, **Orten her**, wo man jene Rüge mit ſehr zuſtimmender Theilnahme geleſen hat, habe ich die beſtimmte Nachricht erhalten, daß das bewußte ſchändliche Buch, von Rommerskirchen zu Kölln gedruckt und verlegt worden iſt. Meine Vermuthung (Seite 224), daß es nicht in Leipzig gedruckt ſey, iſt alſo beſtätigt; nur irrte ich in der Meinung, daß eine Winkeldruckerei, in irgend einem Ländchen ohne Cenſurbehörde und Aufſicht, es zu Tage gefördert habe; denn Kölln iſt jetzt eine königlich preußiſche Stadt. Wie die dortigen Cenſur-Einrichtungen ſind, weiß ich nicht, da der proviſoriſche Zuſtand in den Rheiniſchen Provinzen bisher wahrſcheinlich die Anwendung der preußiſchen Cenſurgeſetze dort verhindert hat. Indeſſen iſt von der preußiſchen Regierung, die ſo umſichtig und wohlthätig ſchon ſeit langer Zeit die geiſtige und ſittliche Bildung ihres Volks im Auge hat, auch in jenen Gegenden eine Wachſamkeit zu erwarten, welche wenigſtens der Wiederholung eines ſolchen, oder eines ähnlichen Frevels gegen die Sittlichkeit und gegen die Ehre unſrer Litteratur, auf eine kräftige Weiſe ſteuert.

A. G. Eberhard.

Räthſel.

Ein Ding, durch ſeine Leichtigkeit
Bekannt von jeher weit und breit,
Hilft ſchwere Sünden doch begehn,
Die aller Welt vor Augen ſtehn.

A. G. E.

Auflöſung des Räthſels Seite 240.
Kugel, in verſchiedener Bedeutung.

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Zweiter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.
Die Geſchichte vom Kaiſer Julianus und ſeinen Rittern, von L. M. Fouqué. 3
Gedächtnißfeier der verewigten Königin Louiſe. 78
Liebe, von M. . . . 94
Ein Pracht= und Probeſtück aus dem Europäiſchen Aufſeher des D. Bergk, von A. G. Eberhard. . 97
Warnung vor dem Europäiſchen Helden, von A. G. E. . . 119
Der Kuß im Schlaf. Romanze von K. H. L. Reinhardt. . 120
Des Philiſterleins That, von A. G. E. 122
Sonette, von A. W. Riemſchneider. 126
Räthſel, von E. . . . 128
Der ſchwarze See, von Conteſſa. 291
Des Herrn von Lampels Apotheoſe, von A. G. Eberhard. . 195
Der feierliche Zweikampf. . . 200

Seite.
Noth in Halle und Freude in Halle, oder der acht und zwanzigſte April 1813 und der acht und zwanzigſte April 1816, von A. G. Eberhard. 214
Biographiſche Berichtigung, von A. G. Eberhard. . . . 240
Räthſel. 248
Die Irmenſäule. . . . 249
Warnung, von A. G. Eberhard. 315
Valeska, Gräfin von Falkenberg. . 321
Wandel, von Karl Grumbach. 375
Der alte Theaterbediente. Ein Spiegel für Theaterfreunde von Richard Roos. . . . 377

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Zweiter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816

Die Geſchichten
vom
Kaiſer Julianus und ſeinen Rittern.

„Laßt uns immer noch heute Abend die Kiſte öffnen, trauter Meiſter!" bat der ſchöne Mahlerjüngling **Werner** den alten Herrn **Liebrecht**. „Wenn wir es auch erſt morgen bei Tage thun, wer weiß, ob wir das Bild dennoch gleich in das rechte Licht bringen, da es ja noch keiner von uns geſehn hat. Und die Kerzen laſſen ſich leichter zurecht rücken, als man eine Tafel nach Fenſter und Sonne dreht. Meines Bedünkens aber ſtehn ſie ſchon vollkommen recht, wenn das Bild auf den großen Tiſch geſtellt wird, und ſich dort gegen das Wandſchränklein lehnt."

„Jugend hat nicht Tugend!" lachte der freundliche Herr **Liebrecht**. „Ei du Ungeduld! Geſteht da ſelbſt, daß nicht er, nicht ich das alte Gemälde kennen, und will im nämlichen Athemzuge ſchon wiſſen, daß die Kerzen vollkommnen gut zur Beleuchtung ſtehn. Ei Du Weisheit!“

„Lacht mich nur immer aus, guter Meiſter,“ entgegnete der Jüngling, „aber man weiß ja wohl manchmal ein Ding, ohne ſelbſt zu wiſſen, woher. So geht es mir mit dem Bilde. Seit Ihr davon ſpracht, daß Ihr es in Köln hättet erſtehn laſſen, auf das Gerathewohl hin, blos weil in dem Verſteigerungsbüchlein geſchrieben war: „ein gar alt verwunderlich Bild von unbekannter Hand, deſſen Inhalt Keiner errathen kann, und vor dem manchen Menſchen ein Grauen ankommt“ — ſeitdem —“

„Nun, was ſtockſt Du?“

„Ja, ich habe allnächtlich von dem Bilde geträumt, mit einer Herzensangſt, mit einer Sehnſucht —“

„Freilich, freilich guter Knab', wenn Du mit deinen Träumen angeſtiegen kommſt, da muß ein unprophetiſcher Mann, wie ich einer bin, die Hand auf den Mund legen. Alſo haben Dir die Träume erzählt, wie unſer Bild ausſieht! Laß doch wunderhalben hören.“

„Nein, Meiſter, das haben ſie mir nicht erzählt. Wie in Gewitterwolken und Sonnenlicht, wie in entſetzliche Angſt und himmliſch klaren Frieden dreht ſich alles in einander; manchmal wollte mir eine Geſchichte davon aufgehn, aber ſie ward im allzukühnen Schwunge meinem Sinn wieder entrückt; — ich weiß nur, daß von oben das Licht fällt, und zwar von der rechten Seiten der Geſtalten her.“

Meiſter Liebrecht war gleich vom Anfang an Willens, die Bitte dieſes ſeines geliebteſten Schülers zu erfüllen, aber er hielt ihn — das hatte er nun einmal in der Art — noch ein ganzes Weilchen mit freundlicher Neckerei hin. Da ward der Jüngling ſo wunderlich bewegt, in ſo ungewohnter, faſt wilder Gluth leuchteten ſeine Wangen, ſo unwiderſtehlich drangen die Thränen in ſein dunkles Auge, daß der gute Meiſter ſich ſelbſt nach der Kiſte bückte, und ſie mit einiger Eile aufrecht hinſtellte, grade wie es der junge Werner angegeben hatte. Dann fing er an, vorſichtig die Nägel und Stifte herauszuhammern, vorſichtig den obern Deckel loszubringen, und die hineingepackte Heu- und Baumwollendecke von der Tafel zu löſen. Werner konnte ihm nicht dabei an die Hand gehen. Der ſtand und zitterte, und ſtarrte mit furchtſamer Ungeduld nach dem Bilde.

Was ſich ihnen zuerſt kund gab, waren ſchwarze, bedrohliche Gewitterwolken, die ſich am oberſten Rande des Gemäldes zuſammenballten, ein leuchtend klarer Streif dazwiſchen, und darin eine kaum ſichtbare, ferne Engelsgeſtalt, mit ernſt gehobenem, mehr ſchon richtendem als dräuendem Arm. — Weiter und weiter entfaltete ſich ein waldiges Felſenthal, und das Toben einer Schlacht zwiſchen Rittern in den allerwunderlichſten und allerunerhörteſten Waffen! Oder vielmehr, es war ſchon keine Schlacht mehr, denn Alles ſprengte im wildeſten Entſetzen auseinander; mitten inne lag ein herrlicher Heerführer todt, neben ſeinem leuchtenden Schimmelroß, das wie in ſinnvoller Ahnung entſetzlicher Dinge niedergeſunken war.

Die übrigen Schüler Meiſter Liebrechts waren herbeigekommen; Alles ſtand bewundernd und ſtaunend umher. Jener pries den leuchtenden Glanz der Waffen, Federbüſche und Schlachtgäule, Dieſer das furchtbare Dunkel des Gewölks, noch Andere den Ausdruck der Geſtalten. Werner konnte kein Wort über die Lippen bringen, aber deſto häufiger rollten Thränen aus ſeinen Augen, und zitterten wunderliche Schauer durch ſein Blut. Mühſam wandte er von dem gefällten Heerführer, deſſen Anſchauen ihn unausſprechlich, beinahe ſchmerzlich rührte, ſeinen Blick nach den übrigen Kämpfern. Und ein Ritter, mit hochſpitzigem Goldhelme, ein Thiergeſicht darauf, und mit ſtarr und kühn emporgerichtetem Buſch von roth und weißen Federn, hielt des jungen Malers Auge von nenem feſt. Noch im Fliehen ſtolz, wandte der Held ſein edles Angeſicht nach dem todten Heerführer zurück, während ſein bäumender, weißer Hengſt voll Entſetzen grade aus dem Bilde hervorſprengte, das fürchterliche Thal zu meiden bemüht.

„Wenn nur Der nicht gänzlich mit verloren geht! Wenn es nur mindeſtens für Den noch irgend eine Rettung gäbe!“ flüſterte Werner leiſe. Die Uebrigen hörten es nicht, und das war auch recht gut, denn ſie konnten doch unmöglich wiſſen, wie ihm zu Muthe war, und hätten über ſeine Reden wohl nur gelacht.

Da war unbemerkt die kleine ſechszehnjährige Giulietta, die Pflegetochter der Nachbarin, in's Zimmer getreten, und hatte ſich mit vor das Gemälde geſtellt. Das häusliche Gewerbe, womit ſie an den alten Herrn Liebrecht abgeſandt war, gänzlich hintenanſetzend, heftete ſie ihre ſchönen, dunkeln, ausländiſchen Augen mit gar wunderſamer Gluth auf die Ge ſtalten des Bildes. Grade dem Ritter gegenüber, der Werners Blicke wie gebannt hielt, ſprengte ein Andrer von dem gefallnen Heerführer fort, auf blaßgelbem Roſſe, ein Panier, wie verzweifelnd, über das Haupt ſchwingend. Auf Den ſchaute zu Anfang die kleine Giulietta, oder vielmehr nur auf ſeinen Hauptſchmuck, denn ſie wiſperte immerfort in ſich hinein: „O der ſchöne, o der geweihte Helm! O der wunderſamliche Merkuriushelm mit ſeinen zwei Flügeln!“ Und ſie wußte ſelber nicht eigentlich, was ſie redete.

Endlich aber ward Meiſter Liebrecht ihrer inne und ſagte freundlich: „Ei du ſchöne kleine Roſe aus Welſchland, was haſt Du mit dieſem alten Räthſelbilde zu ſchaffen? Und ſchreckt Dich denn der drohende Engel dort in der Wolke nicht?“ —

Giulietta blickte zu dem Lichtglanz auf, der das Gemälde von oben durchſtrahlte, und die zarten Händchen zuſammenſchlagend, lächelte ſie: „Ei wie ſchön! Aber von einem drohenden Engel ſpracht Ihr, edler Meiſter? Mit Nichten droht dieſer Engel. Seht doch, er hält ja die Finger zum Segnen empor, wenn er auch freilich ſehr ernſt und richtend dabei ausſieht. Und ein Himmelsſtrahl geht von dort bis zu dem todten Helden herab. Ich ſehe gar nichts erſchreckliches dabei.“

Meiſter Liebrecht ſahe ſcharfen Auges hin. Dann rief er aus: „Wahrhaftig, mein holdes Giuliettchen, Du haſt uns Maler beſchämt. Oder hat Einer von Euch das Alles ſchon früher bemerkt?“

Sie ſchwiegen Alle ſtaunend, und gaben dem Jungfräulein recht. Der junge Werner faltete die Hände, und betete leiſe ein Dankſprüchlein vor ſich hin, denn ihm war zu Sinne, als hätte ſich ihm vor Giulietta's Worten und vor des Engels Segengeſtalt ein ganzes Paradies verheißenden Troſtes aufgethan. Er war nun im Stande, zugleich mit den Uebrigen ganz unbefangen von den Schönheiten des Gemäldes zu ſprechen. Alles kam wieder in's alte, trauliche Gleis. Die Kleine brachte ihr Geſchäftchen bei Meiſter **Liebrecht** an, und als er ihr hinausgeleuchtet hatte, ſagte er freundlich: „Fürwahr, eine rechte Zierde unſerer ſchönen Stadt Worms iſt dieſes italiſche Findelkindlein, und die ehrbare Frau **Gertrud** verdient unſer Aller Dank dafür, daß ſie das zierliche **Giuliettchen** ſo ſorgſamlich heraufgezogen hat."

Alle lächelten ihm Beifall zu. Man genoß das Abendeſſen heiter mitſammen, und Jeder ging in ſeine Kammer zur Ruhe, und ſchlief unter frommen Gebeten flugs und fröhlich ein.

Aber die Nacht verfloß nicht ſo ſtill und freundlich, als ſie begonnen hatte. Um die Mitte derſelben hörte man **Werners** Stimme, die mit hohlem, ängſtlichem Rufen durch die

Gemächer des Hauſes drang. Alle eilten entſetzt nach ſeiner Schlafſtätte, Meiſter Liebrecht mit einer geweihten Kerze voran. Mühſam öffnete er mit dem Hauptſchlüſſel Riegel und Schloß an der verſperrten Kammerthür. Sie fanden den Jüngling todtenbleich in ſeinem Bette aufrecht ſitzend, mit feſt geſchloſſenen Augen, immerfort jenen entſetzlichen Laut ausſtoßend.

„Mein Sohn, mein herzenslieber Schüler!“ rief ihm Herr Liebrecht ängſtlich ins Ohr — „um Gotteswillen ermanne Dich, ermuntre Dich! Sage uns, womit wir Dir helfen können. Nichts auf der ganzen Welt ſoll mir für Dich zu lieb und zu theuer ſeyn.“

Er mußte einigemal ſo rufen, bevor der Geiſt des furchtbaren Traumes von dem Jünglinge wich. Endlich that dieſer die Augen auf, blickte erſtaunt um ſich her, holte tief Athem und ſank, erſchöpft, die Hände faltend zu einem ſtillen Gebet, auf ſeine Kiſſen zurück. Alle beteten lautlos und innig mit.

Als Werner ſeine Andacht geendet hatte, fragte ihn Meiſter Liebrecht, was ihm denn eigentlich Furchtbares im Traume erſchienen ſey. Aber der bleiche Jüngling ſtreckte beide Hände wie abwehrend vor, und flüſterte: „O bitte, bitte, jetzt nicht fragen! Die Nacht liegt noch ſo tief und grauſig vor den Fenſtern. Alle die entſetzlichen Bilder gewännen wohl wieder neue Macht über mich, wenn ich es wagte, ſie zu nennen. Und laßt mich auch ja nicht wieder einſchlafen; noch minder aber laßt mich allein. Ach Gott, es iſt ein gräßliches Ding um böſe Träume, und um die todtenſtarre Einſamkeit der Nacht.“

„Schlummre Du nur getroſt wieder ein, liebes erſchöpftes Kind;“ ſprach Meiſter Liebrecht. „Wenn wir merken, daß böſe Träume über Dich kommen, wecken wir Dich alsbald.“

„Und bleibt Ihr auch gewiß bei mir?“ fragte der Jüngling. „Und ſoll es auch gewiß die ganze Nacht durch im Zimmer nicht wieder dunkel werden?“

Und auf des Meiſters ehrenfeſte Zuſicherung ſchloß der Schüler ſeine matten, brennenden Augen tiefathmend zu.

Gegen Mittag ſah Werner ganz friſch und freudig im heitern Erwachen um ſich her. Wie es komme, daß die Sonne ſchon ſo hoch ſtehe, daß Herr Liebrecht, wie ein Krankenwärter, an ſeinem Lager ſitze, — auf nichts von alle dem wußte ſich der Jüngling anfänglich zu beſinnen. Doch nur ein leiſes Wort von unruhigen Träumen vernehmend, ſtieg alsbald die ganze Nachterſcheinung in ſeinem Geiſte wieder herauf. Zwar fuhr dabei ein kältender Schauder durch ſeine Gebeine, aber er trieb ihn aus, indem er ſich ſelbſt verlachte, und den Meiſter bat, inskünftige nicht ſo viel Umſtände mit dem

Geträum eines wunderlichen Knaben anzuſtellen.

Man hatte in der Sorge um den geliebten Jüngling noch nicht daran gedacht, das Frühmal einzunehmen. Nun holte man die Verſäumniß in großer Heiterkeit nach. Werner mußte obenan ſitzen, wie der Held eines Feſtes, und als der edle Wein, den Herr Liebrecht diesmal ſorgſam aus dem beſten Fäßlein des Kellers geſchöpft hatte, zu voller Wiedererſtärkung durch des Jünglings Adern rann, erzählte er den Traum, der ihn ſo ſeltſam verſtört hatte, fröhlich mit folgenden Worten:

„Seht nur, mein theurer Meiſter, und Ihr, meine freundlichen Kunſtgenoſſen, mir war zu Anfang, als wär' ich in der tiefen, tiefen Nachtzeit aufgeſtiegen, und hätte mich in die Werkſtätte geſchlichen vor das wunderliche Gemälde von geſtern Abend, eine Laterne in der Hand. Zwar kam es mir vor, als ſpräche mir immerfort Jemand ins Ohr: „Nimm doch eine geweihte Kerze! Nimm doch eine geweihte Kerze!“ Aber ich war viel zu ungeduldig nach dem Bilde, um mich auf irgend eine Weiſe aufhalten zu laſſen, und ſo fand ich mich denn plötzlich zur Stelle, und wollte die Lichter auf dem Tiſch an meiner Laterne anzünden, — da war mit einemmal die Tafel des Bildes rieſengroß, und die Geſtalten mit, und der Ritter, der auf dem weißen Pferde herausſprengt, hielt ſein Roß an, recht gewaltſam, ſo daß es auf die Kroppe niederſaß, und ſprang ab, und band es an einen Baum, und ſagte zu mir: „Gehe nur einſtweilen wieder ins Bette, mein dreiſter Junge! ich werde Dich bald beſuchen, und Dir Dinge erzählen, vor welchen mir ſelbſten die Haare zu Berge ſtehn!“ Da war mir, als ſeye ich in grauſamer Angſt davon gerannt, und habe Riegel und Schloß an meiner Kammerthür auf das Allerſorgfältigſte verſperrt.“

„Es wollen Dich auch wirklich einige Dienſtboten um Mitternacht heftig nach Deiner Schlafſtätte haben rennen hören, lieber Werner;" ſagte ein anderer Schüler.

„Ach, die haben ſo gut oder ſo ſchlimm geträumet, als ich;" entgegnete Jener, und lachte. Doch ward er merklich blaß, fuhr auch mit viel leiſerer Stimme folgendermaaßen in ſeiner Geſchichte fort:

„Nun war es, als komme durch Thür und Wand — denn er war zu groß, um mit Helm und Federbuſch blos zu der Thüre einzugehen — ja, nun war es, als komme durch Thür und Wand der furchtbare Ritter unaufgehalten, nur etwas entſtellt, faſt wie der bleiche Mondſtrahl durch ein bemaltes Glasfenſter geht. Aber im Zimmer nahm er ſich gleich wieder zuſammen, und ſtand in voller, entſetzlicher Herrlichkeit vor mir. Hu, wie ſein ſchwarzer Waffenrock ſo ſeltſam feierliche Falten um die rieſigen Glieder ſchlug, als gehöre das mit zu dem wunderſamen Thiergeſicht auf dem Goldhelm! Und wie er den Commandoſtab ſo dräuend in die Höhe hob! Ihr kennt ihn aus dem Bilde her nur halb, denn im Reiten ſieht er gar nicht ſo gräßlich aus — und dann heulte er immer mit heiſerer Todtenſtimme: „Julianus! Julianus!“ Und ich mußte mitheulen.“

„Um Gottes Willen halt inne;“ rief Meiſter Liebrecht. „Du wirſt uns ſonſt wahrhaftig am hellen Tage wirr und krank.“

Werner verſtummte. Stumm auch und bleich ſahen Alle bald ihn, bald ſich unter einander an.

Die Thüre ging langſam auf. Jeder wandte ſich mit einigem Schrecken dorthin. — Da trat aber etwas ſehr Anmuthiges und Freundliches herein: nämlich die kleine Giulietta, mit einem Körbchen voll Roſen und Myrthen am Arme, von ihrer Pflegemutter, die eine Gärtnerin war, damit zum guten Meiſter Liebrecht geſandt, denn er hatte ſich die zierlich blühende Gabe ſchon ſeit einigen Tagen beſtellt, indem er ein luſtiges Blumenſtück im Sinn trug, und — wie das denn überhaupt ſeine Art war — es ganz friſch nach der Natur malen wollte.

Herr Liebrecht, der das holde Kind immer ſehr gern ſah, freute ſich diesmal zwiefach über Giuliettchens Erſcheinung. Zogen doch alsbald die grauenvollen Nebel von allen Angeſichtern fort, und überflog ein friſches Morgenroth die Wangen ſeines lieben Schülers Werner! Mit treuherziger Höflichkeit nöthigte der Meiſter die Kleine an den Tiſch und ſtellte zugleich das leuchtende Körbchen im günſtigſten Lichte zwiſchen den Speiſen und Weinflaſchen auf.

Giulietta blickte die Roſen ſehr luſtig an, und ſagte endlich: „ſie ſind nun beinahe ſo hübſch anzuſehen, als die, welche mir heut' Nacht im Traume vorkamen.“

„So?“ lächelte Meiſter Liebrecht. „Hat Dir denn etwas ſo ſehr hübſches geträumt?“ — Und als die Kleine bejahend nickte, fuhr er fort: „Laß uns denn hören, wie es damit zuging. Vielleicht erzeigſt Du uns eine größere Liebe damit, als Du ſelber denkſt.“ — Und ohne ſich länger bitten zu laſſen, hub Giuliettchen folgendermaaßen zu erzählen an:

„Wißt Ihr noch, wie wir geſtern Abend Alle zuſammen vor dem ſchönen, bunten Bilde ſtanden? Davon iſt mein Traum hergekommen. Denn der Engel, der oben aus dem ſelig hellen Licht über die Wetterwolken hereinſieht, ſtand an meinem Lager, und ſang unausſprechlich liebliche Lieder. Ich konnte zwar eben die Worte nicht verſtehn, aber es war ordentlich, als bedanke er ſich bei mir, daß ich Euch gezeigt hatte, wie ſchön und hold er in dem Bilde ſegne, und wie er minder ein Richter ſey, als ein Verſöhner und Erretter. Manchmal hörte ich auch ganz deutlich, wie er ſang: „Julianus! Julianus! Du holder abtrünniger Engel, komm wieder! Komm wieder! Und Du auch, Wernharus, Wernharus! Steig auf aus der trüben Nacht! Kommt wieder! Kommt wieder!“ — Ich glaube faſt, ich habe in meinem Schlafe mitgeſungen. Da lächelte der Engel, und flüſterte: „Sie brauchen Dich juſt nicht im ganzen Hauſe zu hören, Nachtigallchen!“ und ſtreute ſo viel Roſen und Myrthen über mich hin, daß ich nicht mehr ſingen konnte, — und da — und da —“

Sie hielt mit ſichtlichem Erſchrecken inne, aber auf Meiſter Liebrechts beſorgliche Frage, ob ihr vielleicht nachher etwas Furchtbares vorgekommen ſey, lachte ſie, und ſagte: „Nein, das eben nicht, aber ich erwachte, und der Mutter erzählte ich meinen Traum, und die verbot mir, ihn weiter zu erzählen, wegen der Myrthen; denn daraus würden Brautkränze gemacht, und ein recht ſittliches Mädchen dürfe von dergleichen gar nicht träumen. Und das Dumme bei der Geſchichte iſt, daß ich nun dennoch Alles herauserzählt habe. Wir ſind ja aber wohl alleſammt hier gute Freunde untereinander?"

„Ganz gewiß, du gutes Kind;" ſagte Meiſter Liebrecht. „Du träumſt wohl immer recht ſchön und mild?"

„O ja," entgegnete die Kleine. „Ich freue mich auch immer auf das Träumen recht ſehr. Das kommt wohl mit von einem ſchönen Segen, den ich immer vor Schlafengehen auf italiſch ſinge. Man kann es auch deutſch ausdrücken, und dann heißt es alſo. Aber ihr müßt hübſch achtſam zuhören."

Und mit unbeſchreiblicher Anmuth ſang ſie, nach einer höchſt einfachen Weiſe, folgende Worte:

„Will ruhig ſchlafen,
Will Hübſches träumen,
Aus Himmels Räumen,
Englein, kommt her.

Sollt mit mir ſpielen,
Aufwärts mich winken: —
Aeuglein ſchon ſinken, —
Englein, kommt her.“

Damit grüßte ſie freundlich und ging hinaus, und Alle begaben ſich ſehr heitern Muthes an ihr Tagewerk.

Freilich, als es Abend ward, ſtiegen wieder ganz wunderliche Schauer vor des jungen Werners Seele auf. Ihm war, als könne dennoch der Hauptmann im ſchwarzen Waffenrock wieder auf Traumesflügeln an ſein Bette heranrauſchen, und ihm entſetzlichen Jammerlaut in's Ohr heulen. Sogar manches, was ihn bei lichtem Tage aus der Erzählung Giuliettchens in ganz beſondrer Lieblichkeit angehaucht hatte, wie Erinnerungen aus holder Kindheitsdämmerung her, kam ihm nun, vor den ſinkenden Wolken des einſamen Abends, ſo entſetzlich vor, daß er beinah' fürchtete, dieſe

Nacht müſſe noch weit abſcheulicher werden, als die vergangene, und mit dem ſchauerlichen Ritter, welcher ohne Zweifel **Wernharus** heiße, ſchreite wohl ein unheilbarer Wahnwitz lachend und heulend mit zu ihm in die Kammer.

„Denn Gefolge muß er doch ohne Zweifel bei ſich haben!“ flüſterte er halblaut vor ſich hin, und dachte dabei an einen häßlichen Kriegsknecht, der ſich im Vorgrunde jenes Bildes auf einem braunrothen Pferde im braunrothen Koller wild herumtrieb, und ſein dolchartiges Schwerdtlein und ſein unedles Geſicht in trotziger Scheu gegen die Engelserſcheinung emporzurichten ſtrebte.

Meiſter **Liebrecht** bemerkte alsbald die wiederbeginnenden Schreckgeſtalten, welche durch ſeines Lieblings Gemüth zogen. — „Du ſollſt mir heut' Nacht nicht allein ſchlafen,“ ſagte er begütigend. „Ich will dein Bett in meine Kammer ſetzen laſſen.“

„Glaubt Ihr denn, daß Eure Kammer den Geiſtern unzugänglich iſt?“ fragte Werner mit dumpfer Stimme, und ſeine Augen rollten ſehr verwildert. Meiſter Liebrecht ſah in ängſtlicher Wehmuth vor ſich nieder.

Da hub ein Lehrburſche, ein gutes, freundliches Kind, das mit einer ausnehmend lieblichen Stimme begabt war, ganz achtlos an, bei ſeiner Arbeit Giulietta's Liedchen herzuzwitſchern, ſo viel ihm eben davon im Sinne geblieben war. Und alsbald erheiterte ſich Werner's Antlitz. „Seid ruhig, lieber Meiſter,“ ſagte er lächelnd. „Mir kommt eben die Bannformel gegen alles Böſe in den Sinn. Bitt' Euch, ſeid ruhig, und entſchuldigt mich, wenn ich heute ſehr früh zu Bette gehe, denn ich verhoffe, die Ruhe nachzuholen, die mir vorige Nacht entnommen ward.“

Er nahm ſein Licht, grüßte heiter, und litt nicht, daß ihn Jemand begleiten durfte. Als ſich der Meiſter bald nachher an ſeine Kammerthür ſchlich, hörte er ihn mit leiſer, faſt ſchon traumlallender Stimme **Giulietta's** Lied ſingen; es klang unausſprechlich anmuthig. Zugleich konnte man durch das Thürſchloß wahrnehmen, wie der Jüngling ſeine Kerze wohlbedächtig löſchte, und bald hörte man ihn im ruhigen Schlummer athmen. So ſtill und friedlich blieb es auch die ganze Nacht hindurch.

Werner hatte demohngeachtet geträumt, ſogar von dem ſchauerlichen, hochgehelmten Ritter **Wernharus**, ja auch von dem häßlichen frechen Kriegsknecht. Aber er ſah Beide nur ganz fern, ganz fern um ſich herum gehn, denn ſie konnten nicht zu ihm kommen vor einem Goldnetz, das er gar lieblich in weiter Zeltesgeſtalt über ſich ausgebreitet ſah, und über Meiſter **Liebrechts** ganzes Haus. Und als er ſich im Traume recht angeſtrengt beſann, merkte er wohl, das Netz habe ſich von den Goldklängen aus **Giuliette's** Liede zuſammengewoben. Da ward ihm ganz unausſprechlich wohl und heimlich zu Muthe, faſt wie als Kind, wenn er beim Einſchlafen ſein freundliches Mütterlein in dem ſanfterhellten, behaglichen, warmen Kämmerchen noch neben ſeinem Bette leſen oder nähen ſah, und draußen der Winterſturm vergeblich an den wohlverwahrten Fenſtern rauſchte. Auch verdämmerte der häßliche Knecht bald gänzlich, und Wernharus Antlitz leuchtete in wehmüthiger Hoheit unendlich edel und rührend, und der Kommandoſtab in ſeiner Hand funkelte, wie ein recht goldener Mondesſtrahl. Innen aber in dem Goldnetz blühten die wunderſamſten Blumen hoch um den Jüngling auf, und ſtreuten herrliche Farben auf ſeine Palette, und legten ſich ihm zu ſchlanken Pinſeln ſchmeichelnd in die Hand. — Heitrer, als noch je in ſeinem ganzen hellen Leben, lächelte er erwachend die Strahlen der jungen Morgenſonne an.

Ein fröhliches Lenzfeſt, wie man dergleichen damals — es mochte um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſein — in und um Worms alljährlich zu feiern pflegte, kam bald nach den eben erzählten Begebenheiten heran. Meiſter Liebrecht und ſeine jungen Schüler waren nicht die Letzten, ſich dazu recht friſch und bunt herauszuputzen. Sie hatten, nach Sitte jener Zeit, alleſammt Kränze im Haar, und recht anmuthig leuchteten frühgezogene Roſen über des ehrwürdigen Meiſters Silberlocken herab. Dagegen dunkelten gar lieblich ernſt in Werner's goldhellen Locken tiefgrüne Myrtenreiſer. Es mochte wohl manches hübſche Augenpaar freundlich auf ihn blicken, während der Zug hinausging nach dem ſchönen Dorf Oſthofen, bis dahin noch Männer und Frauen geſchieden waren; aber Werner hatte für nichts anders Sinn, als, da ſich Alle auf einem zierlich geſchmückten Anger zuſammen fanden, die freundliche Giulietta aufzuſuchen, und ihr

Dank zu ſagen für den Schutz, der ihm durch ihren holdtönenden Abendſegen beſcheert worden war.

Sie leuchtete ihm in ſüßer Anmuth aus den Reihen der Mädchen ſchon von fern entgegen, denn ihr ſchwarzes, reichgeflochtenes Haar unterſchied ſie von den blond- und braungelockten Jungfrauen der Stadt auffallend, um ſo mehr, da ſich heute ein Kranz von weißen Lilien ſehr abſtechend, faſt wie zu einer Krone, durchhin wand. Werner bot ihr die Hand zum Tanze, und während er ſie gemeſſenen Trittes über den blühenden Raſen hinführte, von feierlichen Trompeten- und Hörnerklängen überwogt, erzählte er ihr flüſternd Alles, was ihm begegnet war, nur daß er die Schrecken jener Erſcheinung möglichſt verhüllte, und dafür den anmuthigen Frieden, welchen ihm der Abendſegen geſchenkt habe, deſto mehr hervorhob. Giulietta nickte freundlich bejahend mit dem Köpfchen.

„Freilich iſt es gar etwas Liebes," ſagte ſie — „um dieſen meinen ſchönen Abendſegen. Meine gute alte Wärterin ſang ihn immer recht wunderhold, ſo wenig hübſch ſie auch ſelber anzuſehn ſeyn mochte. Aber mir gefiel ſie dennoch, ſelbſt da, als ſie mit bleichem Lächeln auf der Bahre lag. Einige gute, langweilige Perſonen wollten mich davon zurückhalten, und meinten, einem Kinde müſſe man dergleichen nicht zeigen. Aber Muhme Gertraud, die ich jetzt meine gute Mutter nennen darf, drang durch, ſprechend, man könne mir nichts beſſres zeigen, als den Tod, wenn er ſich ſo lieblich offenbare, als in dieſer ſtillfreundlichen Geſtalt. Und ich verſichre Euch, noch um zehnmal ſo gern und andächtig kann ich ſeitdem vor Schlafengehn beten und ſingen. Weiß ich ja doch erſt daher recht eigentlich, was es mit dem Einſchlummern zu bedeuten hat."

Sie ging einige Schritte ganz nachdenklich weiter; dann lachte ſie plötzlich, wie ein Turteltäubchen, hell auf, und ſagte: „Ein drolliges Tanzgeſpräch, was wir da mitſammen gehalten haben!“ — Indem verſtummte die Muſik. Giulietta trat aus dem Reihen, und Werner ſetzte ſich zu ihr auf eine Raſenbank.

„Schönes, italiſches Blümlein,“ hub er leiſe flüſternd an — „es wäre gar hübſch, wenn Ihr mir erzählen wolltet, welcher Gärtner Euch eigentlich hierher verſetzte, und wie er das angefangen hat.“

„Da iſt wohl was rechtes zu fragen und zu verwundern!“ lachte die freundliche Giulietta. „Giebt es denn einen andern Gärtner für uns Menſchenblumen, als den lieben Gott? Und wie der es anfängt, weiß eigentlich doch er nur einzig und allein. Was mir aber davon kund geworden iſt, will ich Euch recht herzlich gern erzählen. Seht, meine Aeltern ſollen vornehme Leute in Italien geweſen ſeyn, aber weil meine Mutter einen Ritter liebte, deſſen Geſchlecht dem ihrigen befeindet war, blieb ihr nichts übrig, als ihm zu entſagen, oder mit ihm zu entfliehen. Und weil ſie denn recht aus ganzer Seelen liebte, beſann ſie ſich auch natürlicherweiſe keinen Augenblick, ſondern machte ſich mit ihm auf die Flucht.“

Werner drückte leiſe Giulietta's Hand.

„Sie begaben ſich Beide über die Alpen hier in's deutſche Land herein,“ fuhr Giulietta fort — „und ließen ſich bald darauf durch prieſterlichen Segen verbinden. Mein Vater, nach Ritterehre lüſtern, ſowohl in Deutſchland als in Welſchland, bezog wenige Monde darnach ein Turnier in dieſer Gegend, und ſtarb eines rühmlichen Kämpfertodes. Schon Wittwe, gebar mich meine liebe Mutter, und folgte ihrem Ritter im Kurzen nach. Da hat ſich denn Muhme Gertraud meiner angenommen; — ich nenne ſie Muhme, wie ich ſie auch Mutter nenne, ohne alle andre Urſach, als weil ſie mich ſehr lieb hat; — und ſomit bin

bin ich denn heraufgewachſen, und die Geſchichte iſt am Ende."

„Und Ihr erzählt dieſes trübe Verhängniß ſo heiter, ſchöne Giulietta?"

„Ich ſehe nichts Trübes dabei. Unausſprechlich froh ſind meine Aeltern geweſen, wie mir die ſelige Wärterin erzählte, und, ein Paar Jahr mehr oder weniger auf Erden verlebt, — da macht ja die Zahl gar nichts aus. Oder wäret Ihr etwa andrer Meinung?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" entgegnete der glühende Jüngling. „Auch meine Väter, ſo viel ich von ihnen weiß, haben raſch und froh und kühn gelebt, und ich gedenke, es zu halten, wie ſie."

„Verſteht ſich: Alles mit Gott!" ſetzte Giulietta mit freundlichem Ernſt hinzu. „So, zum Beiſpiel hätte meine liebe Mutter wohl nie an Flucht gedacht, und mein tapfrer Vater ſie nicht darum gebeten, wenn Beider Aeltern noch gelebt hätten. Aber ſo kam es nur drauf an, meiner Mutter alten närriſchen Vormund ein bischen anzuführen, und das war ja recht luſtig und gar keine Sünde. O die Wärterin hat mir wohl ſehr ſpaßhafte Geſchichten davon erzählt, denn ſie war dazumal meiner Mutter Kammerfrau geweſen.“

Und in der fröhlichen Erinnerung lachte das liebe Kind ganz leiſe in ſich hinein.

Werner blickte ſie etwas wehmüthig an. Er mußte an die Sage einer trüben Schuld denken, die auf dem Urvater ſeines Stammes haften ſollte. —

Beide wurden aus ihrer Stille und Heimlichkeit durch das Tönen einer wohllautenden Mannesſtimme erweckt, die in ihrer Nähe Lieder abzuſingen begann, von einer einzigen Zither begleitet. Es war ein blinder Greis, dem ein kleiner Knabe als Führer und Lautenſchläger zugleich bedienſtet war. Das Hülfloſe ſeines Zuſtandes, verbunden mit dem Adel, der aus ſeinen Zügen leuchtete und aus ſeinen Liedern ſprach, gewann ihm alsbald alle Herzen, wobei doch Jeden eine ehrerbietige Scheu zurückhielt, etwa durch irgend einen dargebotnen Lohn den Sänger zu beleidigen. Aber aus ihren Bechern boten ſie ihm freundlich zu trinken, und das nahm er freundlich an. Vorzüglich begrüßte ihn Meiſter Liebrecht als einen Kunſtverwandten ſehr herzlich, und ſie kamen bald mit einander in ein vertrauliches Geſpräch. Werner ging ab und zu. Wenn eben Giulietta mit Andern tanzte, wußte er ſich nichts beſſres, als in des alten Sängers Geſicht zu ſchauen, welcher dagegen eine ganz beſondere Luſt an Werners Stimme zu finden ſchien. Denn jedesmal, daß dieſer ein Paar Worte in der Nähe fallen ließ, mochten ſie auch an und für ſich noch ſo unbedeutend ſeyn, wandte der Blinde ſein edles Antlitz nach ihm hin, und lächelte auf eine höchſt anmuthige Weiſe. Von dem, was die zwei alten Herrn mitſammen verhandelten, konnte Werner übrigens nichts verſtehn, denn ſie redeten lateiniſch, in welcher Sprache der Jüngling durchaus unerfahren war. Wenn er nun ſo bei ihnen ſtand, und mit achtſamen Geſichtszügen hinhörte, lachte der freundliche Meiſter Liebrecht bisweilen hell auf, und ſchenkte ihm einen Becher voll des edelſten Weines, ſprechend: „Du liebe kleine Einfalt, trink' einmal. Ich bin Dir doch gar zu gut.“ —

Als der Abend dämmerte, und Werner und Giulietta eben wieder mit einander getanzt hatten, ſich auf einer nahen Bank im freundlichen Geplauder ausruhend, ſagte der blinde Greis: „Wie ſo das anmuthige Geflüſter an mein Ohr ſäuſelt, iſt mir, als ſäh' ich die beiden hübſchen Geſtalten aus offenen, vollkräftigen Augen vor mir. Wohl möcht' ich ſie noch heute mit einigen recht ſchönen Bildern und Liedern ergötzen, wenn ich nur wüßte, daß die Kleine ſich nicht ſcheute, mit Euch und mir nach meiner Herberge zu kommen.“ — „Das ſoll bald ausgemacht ſeyn," rief der freudige Meiſter Liebrecht, und auf ſein Begehren willigte Frau Gertrud mit Vergnügen ein Der Greis mit ſeinem leitenden Knaben ging voran, dann kamen Werner und Giulietta, ſittig Hand in Hand gelegt, und zur ehrbaren Aufſicht ſchritten Herr Liebrecht und Muhme Gertrud feierlich hintennach. So gelangte man in die Herberge des Fremden, die in einem blühenden Garten vor dem Thore gelegen war.

Sie betraten einen milderleuchteten Saal, deſſen Hintergrund ein dunkelgrüner Vorhang überwallte. — „Da ſollt Ihr was ſehr Schönes und Helles ſehen, Kinderchen;" ſagte der Blinde, indem er liebkoſend nach Giulietta's und Werner's Händen griff. „Für ſo fromme freundliche Geſchöpflein, als Ihr ſeid, habe ich es eben ſo ganz vorzüglich bereitet."

Es ward den Beiden, als wären ſie wieder Kinder geworden, und der Weihnachtsabend funkle näher und näher mit ſüßen Schauern herein. Sie ſaßen achtſam dem Vorhange gegenüber, indeß Meiſter Liebrecht in ämſiger Heimlichkeit mit Frau Gertraud redete, und der blinde Greis den Knaben mit einigen ihm gleichfalls heimlich ertheilten Aufträgen hinaus ſandte. Deſſen Laute jedoch behielt er zurück, und griff einzelne, wunderbar gewaltige Accorde darauf.

Da wallte der Vorhang langſam und geräuſchlos in die Höhe, wie eine Wolke, und ein Glasgemälde ward ſichtbar, von rückwärts her durch mächtigen Strahlenglanz erleuchtet, daß ſich zu Anfang die geblendeten Blicke unwillkührlich gegen den Boden ſenkten. Aber bald wieder von dem anmuthigen Funkeln der Farben angezogen, ſahe man ein prächtiges Kaiſerantlitz, die Krone golden, von Edelſteinen in magiſchen Schriftzeichen durchſchlungen, der Scepter wie aus mannigfach ſchönen Götzenbildern wunderlich zuſammengewachſen, der Purpurmantel ganz überſät mit Sternenbildern aus Silber und Gold.

Der blinde Greis aber ſchlug gewaltig die Zitherſaiten, und ſang folgende Worte:

„Held Julianus, Held Julianus,
Kaiſerheld der hohen Roma,
Willſt kein mildes Sternbild bleiben?
Funkeln willſt, als glüh'nder Mordbrand?
O wie war es vormals anders,
O wie ſtill und freundlich vormals,
Da Athens Platanenhain
Prunkgemach Dir war und Vorſaal,
Da Athens ſtillernſte Lehrer
Galten Dir als Heer und Hofhalt!
Zwar geſä't mit klugen Liſten,
Mit der Syllogismen Wortklang,
Ward allda die böſe Saat,
Die ſich bald in Dir emporſchwang,
Daß der ſchlimmen Blüthen Dufthauch
Fortriß Dich in wilder Hoffahrt,
Ab von ſeel'ger Väter Glauben,
Hin zu falſcher Götzen Ohnmacht.
Held Julianus, Held Julianus.

Lang' in Ruhm und heitrer Wohlfahrt
Hätteſt Du als Chriſt geblüht
Vor all' andern Kaiſern Roma's,
Aber weh, o Held Julianus,
Ihn verließt Du, der Dein Hort war,
Ihn, der Gott iſt allen Göttern,
Ihn, der Sieg verleiht und Hochkraft.
O Julianus, Zier der Fürſten,
Hoffnungſprühend, wie Aurora,
Da ward Nacht aus Deinem Morgen,
Da ward Blut aus Deiner Flora."

Der Vorhang ſenkte ſich langſam, die Saiten hallten in leiſen Accorden wehmüthig nach. Werner weinte bitterlich, er hätte ſelbſt nicht ſagen können warum; leiſe trocknete ihm Giulietta mit ihrem feinen Taſchentuche die Thränen ab.

Wieder ſchwebte der Vorhang auf, wieder zeigte ſich ein Bruſtbild auf leuchtendem Glaſe, den beflügelten Helm, welchen Werner an jenem verzweifelnden Pannerträger des alten Gemäldes kannte, über den Locken, aber darunter ein viel andres Geſicht, ein mildes Engelangeſicht, und dennoch voll Heldenfreudigkeit und Kraft; und Giulietta flüſterte leiſe: „O das iſt der Rechte! o dem gehört wahr und wahrhaftig der Mercuriushelm zu.“

Der Alte aber ſprach mit lauter, langſamer Stimme folgende Verſe, und griff nur hin und wieder dazu in die Saiten:

„Mercurius, frommer Ritter, Zier und Preis
Des ganzen Kaiſerheers, in mancher Schlacht
Dem Feinde Trutz, dem Römerlande Schutz,
Vor Allen, die um ſeinen Thron im Glanz
Der Waffen ſtrahlten, Deinem Herrſcher lieb,
Dem prunkenden Julian, — wie trat'ſt Du ernſt
Durch ſeines Purpurzeltes Vorhang ein,
Trugſt in der Hand den goldnen Flügelhelm,
Und ſprachеſt dieſe Worte frei und frank:
„Mein lieber Herr und Kaiſer, als ich noch
Geglaubt, in hohen Sälen des Olymp
Träf' man den ganzen Götterhofhalt an,
Herrn Jupiter hoch oben auf dem Thron,
Die Uebrigen nach Würd' und Macht gereiht,
Da mochte mir gefallen dieſer Helm.

Von Euch recht eigentlich mir ausgeſucht,
Weil ich Mercurius heiß', und weil man ſpricht,
Mercurius ſey ein Flügelſchneuer Gott,
Und trage ſolchen Flügelhelm, wie den.
Jüngſt aber ſtieg ein beſſres Licht mir auf.
Ich weiß, mit all' den Göttern des Olymp
Treibt man ein thöricht blindes Gaukelſpiel,
Und Einen Gott nur giebt's, den ſpäht kein Blick,
Und einmal ward er Menſch, da hieß er Chriſt.
Auf ſeinen Namen bin ich jetzt getauft,
Und nun ein Gräu'l iſt mir Dein Flügelhelm.
Nimm ihn zurück, und Gott erleuchte Dich.
Im Übrigen dien' ich Dir, ſo Du willſt,
Als ein getreuer Hauptmann fort und fort,
Ja, beſſer, hoff' ich, als noch je zuvor.“ —
Julianus beißt die Lipp' im grimm'gen Zorn,
Doch zwingend ſich zur falſchen Freundlichkeit, —
Denn den Mercurius liebt das ganze Heer —
Entläßt er huldreich ihn. Dann birgt er ſich
Mit einem andern Hauptmann ganz geheim
In des Gezeltes dunkeltiefſten Raum.“

Wieder ſenkte ſich der Vorhang, wieder hob er ſich nach kurzer Zeit empor, und Werner, wie er ſchon im Kaiſer Julianus den geſtürzten Feldherrn des alten Gemähldes deutlich erkannt hatte, erkannte noch viel deutlicher im jetzt erſcheinenden Glasbilde den Ritter im ſchwarzen Waffenrock, den Helden ſeines erſten ſchauerlichen Traumes.

Der Greis aber lockte fröhliche Marſchesklänge aus der Zither, und ſang dazu folgendes Lied:

„Das war der Held Wernharus,
Der kam aus Norderland,
Und zog um Ritterehre
Bis an den Tiberſtrand;
Und zog auch noch viel weiter
Mit Roma's Held Julian,
Bis ſie die Perſergränzen
Sieghaft mit Augen ſahn.
Da ward ſehr kühn geſtritten,
Da brach ſo mancher Speer,
Da hieß man den Wernharus
Den Beſten mit im Heer.
Und fröhlich ward der Ritter:
Das war ſo recht ſein Spiel.

Sein Tanzen, das vor Allem
Zum Beſten ihm gefiel;
Und fröhlich blieb er lange,
Wär's blieben nach wie vor,
Nur daß ihn einſt Julianus
Zu dunkler That erkor.
Der ſprach: „Mein deutſcher Ritter,
Triff den Mercurius mir,
Triff ihn mir gut zum Tode;
Mein Heil vertrau' ich Dir!“
„Ach Herr, der hat mit Ehren
Oft Euern Feind beſiegt!
Und hart wird's Euch gereuen,
Wenn er am Boden liegt!“
„Das iſt ja meine Sache,
Und iſt mein Feind kein Gott!
Doch ruft er Götterrache
Auf uns durch frechen Spott.“

„Herr, laßt ihn gehn und rennen
Auf ſeiner eignen Spur,
Ich auch mag Zeus nicht nennen,
Ich glaub an Odin nur.“
„Ho Freund, wohl alle Göttter
Sind ehrenwerth für mich,

Mein Feind iſt All'n ein Spötter,
Und ſchmäht ſie fürchterlich.“
„Will er den Odin ſchelten,
Der überkühne Tropf,
Da will ich's ihm vergelten
Auf ſeinen klugen Kopf.“
Und ven von dem Zelte rannte
Der Nordmann grimm hinaus,
Und wilder Kampf entbrannte
Alsbald im mächt'gen Graus.
Wernharus haut ſo bieder,
Mercurius wehrt ſich ſtark;
Doch ſinkt der Römer nieder
Vor Nordmanns Heldenmark.
Der Nordmann will ihn ſchonen,
Und hält mit Schlagen ein;
Da denkt an Kaiſers Lohnen
Ein Knecht, frech und gemein.
Der traf zum Tod den Schwachen,
Wie er ſo lag gefällt. —
Nie ſah man fröhlich lachen
Seitdem den Norderheld.“

Der Vorhang ſenkte ſich zum letztenmal. Des Alten Zither ſpielte die Weiſe von Giulietta's Abendſegen. Still und nachdenklich gingen Alle aus einander, aber wie die Ahnung einer morgenrothen Zukunft dämmerte es vor den Seelen Werners und des lieblichen Mädchens leiſe empor.

Mit jedem Abend erſchien ſeitdem der blinde Greis in Meiſter Liebrechts Werkſtatt, und erzählte Mährchen und ſang Lieder. Und weil er nun immer an Frau Gertrauds Wohnung vorbei mußte, und die fromme Matrone nichts dawider hatte, daß ihr holdes Pflegekind zu dem weiſen freundlichen Herrn Liebrecht hinüber ging, fügte es ſich auch faſt jedesmal, daß Giulietta dem räthſelhaften Alten mit zuhörte. Sie hatte alsdann zwiſchen Werner und Liebrecht ihren Platz, und ob ſie auch immerdar leiſe, wie ein Abendlüftchen, hereinſchwebte, ahnte dennoch der Blinde mit ganz wunderſamer Gewißheit ihre Nähe, und man konnte merken, wie er ſogleich bemüht war, das Lieblichſte und zarteſte hervorzuſuchen, das in dem Blumengarten ſeiner Hiſtorien und Geſänge ſproßte. Nur dazu vermochte auch ſie ihn lange nicht zu bewegen, daß er von der Geſchichte des Kaiſers Julianus und der Hauptleute Mercurius und Wernharus ein Weiteres erzählte. — „Dergleichen iſt etwas angreifend, Kindchen;“ pflegte er alsdann der kleinen Schmeichlerin halb im Scherz und halb im Ernſte zu erwiedern, und gab ihr zu bedenken, daß ein ſo abgebranntes Lebenslicht, wie das ſeinige, nicht in Stürmen umhergetragen werden müſſe, dafern es überhaupt noch brennen ſolle. Dann ſchwieg ſie wehmüthig ſtill, und ließ wohl ein paar heiße, liebe Thränchen auf die Hand des Greiſen fallen, und er hub irgend eine ſcherzhafte oder doch recht lebensheitre Abentheure zu erzählen an.

Werner jedoch wollte ſich, nach kecker Jünglingsweiſe, zuletzt nicht mehr hiermit begnügen. — „Mein edler Meiſterſänger,“ ſprach er eines Abends — denn ſo hatten ſich Alle gewöhnt, den Unbekannten zu nennen, — „mein edler Meiſterſänger, daß Ihr Giuliettchen immer mit Euern feierlichen und oftmalen ſchwermüthigen Reden von der Hiſtorie Kaiſer Juliani und ſeiner Hauptleute fortſchreckt, iſt ein ganz artiger Spaß, und die niedliche Furchtſamkeit und Scheue kleidet dem Jungfräulein ausnehmend gut. Aber bei uns Jünglingen kommt Ihr nicht damit auf die Länge durch. Wir ſind ein bischen derber gezimmert, und meint Ihr denn im Ernſt, ein heldenmäßiger Greis, wie Ihr, könne uns damit bange machen, daß er zuſammenbrechen werde vor irgend einer Kunde in der Welt?“

„Oho!“ lachte der kräftige Alte — „oho, Du läufſt Sturm, ſo kühn, als es Ritter Wernharus nur je gethan haben kann! Da muß ich Euch denn freilich berichten, was aus den obbenannten Helden allzumal geworden iſt.

Und

Und merkt mir hübſch auf; denn es gilt eine feierliche und höchſt lehrreiche Geſchichte.“

„Als nämlich der fromme Hauptmann Mercurius den geflügelten Goldhelm ſo freundlich und ehrbar an den Kaiſer zurückgegeben hatte, war es nicht der muthige Wernharus, den der zürnende Herrſcher zuerſt in das Innere des Zeltes berief, ſondern vielmehr ein Kriegsmann von recht böſer, heimtückiſcher Sinnesart und ſehr unlieblicher Geſtalt. Sie nannten ihn im Heere mit dem Spottnamen Muscula, — das heißt auf deutſch: kleine Fliege, — weil er ſich allwärts, wie ſolche Thiere zu thun pflegen, anhäkelte, und eben ſobald, wenn er geſogen hatte, was ihm für den Augenblick nöthig ſchien, wieder abließ. Seinen ächten Namen aufzubewahren, hat weder Sage noch Hiſtorie für nöthig erachtet, weil ja doch an ſolchen Kreaturen nie etwas ächtes iſt. — Dieſen Muscula nun hielt der zornige Julianus für ein gehöriges

Werkzeug, um das Schlechte auszuführen, was in ſeinen urſprünglich adlichen, nur leider ſo ſehr heidniſch verſtellten Sinn gedrungen war. Aber Muscula, nicht eben begierig, mit dem Hauptmann Mercurius zu kämpfen, rieth dem Kaiſer, daß er den Wernharus auf die Weiſe aufhetzen ſolle, wie Ihr es letzthin vernommen habt, und ſtellte auch den frechen, böſen Knappen, im Fall eines friedlich ſcheinenden Ausganges das Schlimmſte zum Schlimmen zu fügen; und eben dadurch erging der blutige Verlauf jener dunkeln That."

„Mercurius hatte bis dahin des Kaiſers Hauptpanier geführt; das, und auch den geflügelten Goldhelm wollte Julian dem tapfern Wernharus übergeben, aber der edle Nordmann wandte ſich mit verachtendem Abſcheu hinweg. „Mein Helm" ſagte er — „iſt grade recht für mich. Das wilde Thierantlitz, wozu er ſich formt, kommt mir vor, wie meine innere Geiſtesgeſtalt. Denn ſeit ich den Mercurius erſchlagen habe, merk' ich erſt, wie wild und grimmig und ungebändigt mein eigentlichſtes Weſen — das, mein' ich, welches hinter dieſer Geſichtslarve als die rechte Wahrheit ſteckt, — wie gar entſetzlich das anzuſehn muß. Aber habt keine Sorge deshalb, Herr Kaiſer. Vielmehr denke ich von nun an, erſt recht gewaltig unter die Perſer zu hauen. Habe ich meines guten Waffenbruders Mercurius nicht geſchont: wie möchte ich nun des Feindes ſchonen?“

Er wandte ſich, und ging. Muscula redete dem Kaiſer, vermöge einiger auswendig gelernter Griechenſprüchlein, das Grauen, welches ihn vor Wernharus ſeltſamen Worten beſchleichen wollte, leicht aus dem Sinn, und erhielt zur Belohnung den Flügelhelm und die Führung des Paniers. Zwar wollten die Leute ſagen, Eines kleide ihn ſo ſchlecht, wie das Andere, und er ſchaue unter dem Helm vor, wie ein Sperling aus einem Adlerneſt, aber er machte ſich nicht viel aus allem Geſpött, wenn er ſich ſonſten nur leiblich wohlbefand."

„Ich wußte ja wohl," unterbrach hier Giulietta die Erzählung — „daß der Flügelheim nicht für den häßlichen, verzweifelnden Reiter gemacht war."

„Ganz recht, Kind," ſagte der Alte — „Du meinſt Den auf dem wunderſamen Bilde aus Köln. Bringt es doch hierher, und ſtellt es im guten Lichte auf. Wir werden es noch brauchen können." — Man that nach ſeinem Gebot, und er redete folgender Geſtalt weiter:

„In mancher tiefen Nacht ſoll Mercurius Erſcheinung ſeitdem an des Kaiſers Bette geſtanden haben, ihn inbrünſtig bittend, daß er ſich doch bekehren möge und Buße thun. So viel iſt gewiß, daß Wernharus behauptete, der erſchlagene Freund winſle ihm allnächtlich ins Ohr: „Julianus! Julianus!" und ſchwebe dann von ihm zum Kaiſergezelte hinüber. Drum hat er auch alle Morgen den

Julianus ermahnt, in ſich zu gehn, und recht achtſam zu erwägen, ob das Recht nicht vielleicht ganz und gar auf des Ritter Mercurius Seite geweſen ſey; aber der Julianus ward nur immer wilder und verſtockter darnach, und ließ noch manche andere fromme Chriſtenmänner tödten, die ſich denn im Traum und Wachen oftmalen zwiſchen zwölf und ein Uhr an ſeinem Lager zu ſchaffen machten."

Auf dieſe wilde, düſtre Weiſe lebte man fort und fort, und rückte immer tiefer in das Perſerland. Wernharus wollte bisweilen mit ſeiner Norderſchaar von hinnen ziehen, ſo widrig kam der Muscula ihm vor, und ſo freudlos das ganze Heeresleben ſeit Mercurius Tod. Aber dann hatte er wieder den wunderſamen Kaiſer allzu lieb; auch toſte der große Tag des Haupttreffens in einzelnen Kampfeswetterſchlägen ſchon allzu nahe heran, als daß ein ehrliebendes Herz ſich hätte aus dem Feldlager losmachen können."

„Da ſtieg endlich der waldige Bergpaß, von dem man wußte, der Feind wolle ſich dort mit entſcheidender Kraft behaupten, aus abendlichen Gewölken dicht vor dem Heere auf. Man machte Halt; leichte galliſche Reiter durchſchwärmten, die Ruhe der römiſchen Legionen ſichernd, das Feld, auf Wernharus Begehren von ihm geführt, denn ihm war in der Vornacht des Treffens die Traumerſcheinung ſeines ermordeten Freundes allzu furchtbar, als daß er hätte an Schlaf zu denken vermocht. Zwar die ſeltſamen Bilder, wie ſie manchem Krieger bei nächtigen Ritten wohl vor die erſchöpften Augen zu treten pflegen, blieben auch ihm nicht aus, und nahmen öfters die warnende Geſtalt des edlen Mercurius an, aber irgend eine Meldung ausgeſandter Streiter, oder ein Feldruf der feindlichen Vorpoſten, verwehte die luftigen Gebilde ſchnell.“

„Da geſchah es, daß der häßliche Knappe, welcher den Mercurius ermordet hatte, auf wildem, braunrothem Roſſe an dem Nordmann vorüberſprengte, und ihn frech angrinzte. Bis dahin hatte ſich das Ungethüm noch nicht wieder vor ihm ſehen laſſen; im grimmigſten Zorne riß Wernharus ſein Schwerdt heraus, und drei Sätze ſeines gewaltigen, ſilberweißen Schlachtgauls holten den widrigen Mordknecht ein. Zwar ſchrie dieſer in trotziger Angſt: „Der Kaiſer ſendet mich!“ Aber Wernharus gute Klinge ſchwirrte ſchon durch die Luft, — ängſtlich kauerte ſich der Arge im Sattel zuſammen, und ſchrie um Hülfe, — da ſtand Mercurius vor des rächenden Nordmanns Augen, und ſchüttelte mißbilligend und abmahnend das ſanftgelockte Haupt. Und der Rächer hielt den Hengſt gewaltſam an, daß er auf die Kroppe niederſaß, und ſenkte das furchtbare Schwerdt, und die Erſcheinung verſchwand. — Aber dem flüchtenden Buben rief Wernharus noch mit gewaltiger Stimme nach: „An wen der Kaiſer hier Befehle zu ſenden hat, das bin ich allein, und dann muß er einen Andern ſchicken, als Dich, denn ſteht einmal Ritter Mercurius nicht dazwiſchen, ſo hau' ich Dich auf alle Weiſe nieder." Gejagt von immer wilderm Entſetzen, ſprengte der Mordknecht in die ſchwarze Nacht hinein."

„Während der Morgen heraufdämmerte, war es dem Ritter, als zeigten ſich in den Frühwolken furchtbare Geſichter, feierlich und wehmuthsvoll, denen gleich, die er wohl jüngſt an Chriſtenleuten bemerkt hatte, wenn Julianus ſie hinrichten ließ. Keines darunter ſo hold und gütig, wie der erſchlagene Mercurius zu erſcheinen pflegte. — „Es mag ſich auch wohl um ein gut Theil ſchwerer ſterben laſſen auf dem Block des Richtplatzes, als im rüſtigen Zweikampf;" murmelte Wernharus vor ſich hin."

„Derweile rückte das Heer in voller, blanker Schlachtordnung heran, aus Hörnern und

Trompeten blaſend; von den Waldklippen her wurden die Perſer ſichtbar im ungewöhnlichen, wunderſam reichen Panzerſchmuck. Man hörte das Rufen ihrer Feldherrn; luſtiges Getöne von Cymbeln und Pauken ſchallte darein. Da ward dem Wernharus ſein Herz wieder recht frei und groß; ein Gefühl, das rechten Männern im Augenblick der beginnenden Schlacht wohl niemalen ausbleibt.“

„Kaiſer Julianus ritt feierlich durch die Schaaren: ſein Pferd von noch ſchönerm Silberweiß, als Herrn Wernharus Hengſt, und mit viel ſtolzerm, ſittigerem Tritt begabt. Statt alles Sattelzeuges lag eine Purpurdecke drüber, und purpurfarb auch waren die feinen Zügel, an denen das edelgehorſame Thier ſich lenken ließ. Der Kaiſer ſelbſt erſchien ohne Helm, ganz baarhaupt, ungeharniſcht, im grünen Unterkleid und veilchenfarbnen Mantel, als Waffe nur ſein gutes Schwerdt allein zur Seiten, und einen goldnen Befehlshaberſtab in der Hand. Es war die Sitte der urälteſten Römerhelden ſo geweſen, und die Legionen geriethen in ein jubelndes Entzücken über die Erinnerung. Weil das Alles aber nur aus heidniſchem Trotz und Uebermuth entſprang, ſoll der lichte Geiſt des Mercuris, dem einſt ihm ſo lieben Kaiſer noch einmal warnend in den Weg getreten ſeyn. Wenigſtens ſahe man das Edelroß des Herrſchers blöde ſtutzen, und dieſen eine abwehrende Bewegung mit der Hand machen, und hörte ihn ſagen: „Geh' geh! Behalte deinen Chriſtenhimmel für Dich. Was aber mein durchaus nun ſeyn und werden muß, das iſt der ganze Erdenrund, ſo weit des Menſchen Aug' und Ohr und Stimme reicht.“ — Dann ritt er gegen Wernharus vor, und ſchalt ihn ernſtlich, daß er ſeinem Boten in voriger Nacht ſo übel mitſpielen durfte, worauf der Ritter ſehr ernſthaft erwiederte: „Wenn es mit Boten ſo genau genommen wird, hättet Ihr auch nur hübſch erſt unterſuchen ſollen, ob der Mercurius nicht etwa ein Bote vom Vater aller Götter war.“ — Julian aber hieß ihn ſchweigen, und ſich der Grillen überheben. Zugleich gab er ihm ſeinen eignen Commandoſtab, und ernannte ihn zum Ordner und Lenker der ganzen heutigen Schlacht. Da brannte Wernharns ritterliches Blut in Freuden hoch auf, und jegliches trüben Gedankens vergeſſend, ſprengte er an die Spitze der Schaaren, blickte mit lodernden Falkenaugen die feindliche Stellung durch, ſandte Reiter nach allen Theilen des Heeres, und der Angriff begann.“

„Im Siegesflug ging es die Klippen hinauf in die Thalgründe hinein. Auf allen Seiten mit unerhörtem Ungeſtüm angegriffen, vergaßen die perſiſchen Hauptleute, was ſie früher von gegenſeitiger Unterſtützung und von kunſtreicher Verlockung des Feindes mitſammen abgeredet hatten. Jeder, wie geblendet und betäubt von Pfeilgeſchoß und Lanzenwurf und Klingenſchwirren, und von dem Rufe der römiſchen Tuba, und von dem Schlachtgeſchrei der Angreiſer, behielt kaum Freiheit des Blickes genug, die Niederlage ſeiner eignen Schaar zu ſehn. Gleich als in tauſendfacher Verdoppelung zeigte ſich Wernharus allerwärts, neben ihm der Kaiſer, und wie die Beiden auf ihren weißen Roſſen das Kampfgewühl durchflogen, hielten die Perſer ſie für zwei ergrimmte Götter, und ſelbſt manch einem Römer kam es in den verzückten Sinn, das ſeien die Zwillinge Caſtor und Pollux, die Söhne des Jupiter, aus alten Sagen her für Siegesflammen bekannt, wenn ſie an der Spitze der Legionen erſchienen. Furchtbarer noch drangen die Römer vor, entſetzter noch flohen die Perſer. Es war, als ſolle dies ein Tag werden, wie ihn das ſieghafte Rom im Laufe der Jahrhunderte noch nie ſo glorreich erſchaute. Donner auf Donner raſſelte durch den Himmel, finſtre Gewölke zogen heran, und wandelten den Tag zur Nacht. — „Die Götter ſind ſichtbar mit uns!“ rief Julian, und blickte glühendſtolzen Auges nach dem Firmament empor, aber bleich und verſtört ſenkte er alsbald wieder die Wimper. Denn durch eine Oeffnung der tiefſchwarzen Wolkenſchleier ſchauten graue Geſtalten, wie durch ein Fenſter, in das blutige Feldthal hinab. Es waren die Chriſtengreiſe, die Julianus enthaupten ließ.“

„Seht Ihr ſie wohl dorten? Ihr müßt ſie dorten ſehen können!“ unterbrach der Alte ſich ſelbſt, und zeigte auf das wunderſame Bild aus Köln. Und mit heimlichem Grauen erkannten Alle, daß wirklich Geſtalten, die ſie erſt für Nebel gehalten hatten, vorſahen aus dem zornigen Trauergewölk.

„Ja,“ fuhr der Alte fort — „Ihr ſtaunt, und ſo ſtaunte der Julianus auch. Doch bald riß er ſich auf zu neuem Frevelmuth und rief: „Die thun mir nichts! Es muß ein Stärk'rer kommen.“ — Und dieſer Stärk're kam. — Denn wie ſich plötzlich all' das Wolkenheer vor hellem Strahl in der Mitte theilte, und einer klaren Lichtesgaſſe Raum gab, doch auf die Erde tiefer nur das Dunkel ſank, — wie in dem Licht Mercurius als ein Engel, ein ſchöner, richtend ernſter Engel ſichtbar ward, — wie von ihm niederſchoß ein Sonnenglanz, — ein Sonnenpfeil vielmehr, — und wie Julianus todt vom Roſſe ſank, — und neben ihm das edle, weiße Thier, die Geiſternähe ahnend, faſt wie im ſinn'gen Todestraume lag, — wie Römer ſich und Perſer ſchreckhaft wirrten, und Jeder floh, und Niemand Sieger war, — Euch zeigt es dieſes furchtbar glüh'nde Bild. Ha, wie der Muscula in Angſtverzweiflung das ſchlecht erſchlichne Banner flüchtend ſchwenkt! — Auch den Mordknappen ſeht Ihr, wie er frech, ſchon halb der Hölle Bürger, zum Mercurius, noch Einmal drohend, hebt ſo Blick als Dolch — Geduld! Nah iſt der Abgrund, der ihn faßt, — der Abgrund, drin ihm Muscula voranſtürzt! — Wohl wär' Euch Beiden, ſtarrtet ihr geblendet, wie jener Kriegsknecht dort im Vorgrund, einfältig auf das Knie geſtützt, und hieltet Euch, wie er, den Schild vor, erzitternd Herz und Auge vor dem Lichtglanz! — Ach der da auf dem Schimmel, — treu' ſich noch nach ſeinem Kaiſer umſchau'nd, — doch vom Roß, auch vom eignen ahnenden Entſetzen herausgeriſſen aus dem Schreckensthal, — Wernharus, ach Du biſt's! — Warum vergingſt Du irgend nicht im wilden Taumel der ineinander, auseinander fliehn'den Heere! — Denn Dir hat's deinen edeln Sinn verwirrt; weh, ganz und gar verwirrt zum blut'gen Wahnſinn! — Zu Tode ſpornteſt Du dein edelſcheues Roß. Dann nahmſt Du Dir ein hölzern Seeroß, nahmſt Dir die ſchnellſte Barke, und zogſt umher an allen Küſten rings, und brachteſt Mord und Flamme, wohin Du kamſt, — o weh, o weh, Wernharus! — Und wenn die Frau'n und Greiſ' und Kinder in den zerſtörten Städten winſelten, dann heulrifſt noch viel lauter Du: „Julianus!“ und warfſt noch Einen Feuerbrand hinein. — Ich aber ſeufz’ um Deine Heldentugend, die ſchauerlich in Wahnwitz unterging! Ich ſeufze leiſe klagend: o Wernharus!“

Und leiſe, leiſe flüſternd, wie der Hauch des Abends im Herbſtlaube, verwehte ſeine Stimme; halb ohnmächtig ſank er in den Seſſel zurück, Thränen perlten auf ſeinen Wangen.

„Seht Ihr nun, was Ihr angefangen habt mit Eurem Drängen und Treiben!“ ſagte Giulietta zu Werner, und blickte ihn, wider ihre Gewohnheit — ordentlich recht unwillig an. Der Alte hörte ihr ernſthaftes Schelten, und lächelte ſehr freundlich darüber und ſprach, ſich in erneuter Kraft emporrichtend: „Du mußt es auch mit meinem jungen Freunde nicht allzu arg machen, Du zürnendes Nachtigallchen; ich fühle mich ja ſchon wieder ſtark. Aber deinen Abendſegen, den ſing’ uns hübſch noch einmal vor. Wir haben heute von ſehr ernſten Geſchichten geſprochen, von ſehr großen Helden, zum Theil auch von ſehr verirrten Geiſtern längſt für die Erde verſchollener Sünder; und Manche mögen unter uns ſeyn, die ſich achtſamlich vor böſen Träumen zu hüten haben.“

Ein tiefer Schauder zuckte bei dieſen Worten durch Werner's Gebein, aber kaum, daß Giulietta's Stimmchen den lieblichen Abendſegen zu flöten begann, ſo ſchwand jegliches Unheimliche fernab von ihm, und heiter, wie Alle, ging er zur Ruhe, und freundliche Geſichte erſchienen ihm im Traum, nach denen er noch beim Erwachen die Arme ſehnſuchtsvoll ausſtreckte, ohne ſich doch ganz deutlich darauf beſinnen zu können, was es eigentlich damit geweſen ſey.

Abends nachher war der gewohnte Kreis wieder beiſammen, und auch Giulietta blühte in deſſen Mitten, und erwartungsvoll hingen aller Augen an den Lippen des Greiſes. Der aber blieb ſehr ernſt und ſtill, und hielt die erloſchenen Blicke nach dem wunderſamen Bilde hingerichtet; da kam es der Kleinen, ſie wußte nicht wie, in den Sinn, ob nicht etwa ein Zauber in dem ihr ſonſt ſo lieben Gemälde verborgen ſey, und ſtörend auf den ihr noch liebern Alten wirke. Sie winkte heimlich Wernern zu, und Beide ſtanden auf, und wollten die Tafel ganz leiſe fortheben. — Aber der Alte merkte es, und ſprach mit freundlichem Lächeln: „Gebt Euch keine unnöthige Mühe, Kinder. Denkt Ihr, wenn Ihr das Bild aus dem Zimmer trüget, ſchwände es auch aus meinem innern Auge weg? Wie glühend hell und deutlich es dorten feſtgebannt iſt, müſſet Ihr ja wohl geſtern gemerkt haben. O, es war ein hochernſter, furchtbar begeiſternder Tag, an welchem ich es zum erſtenmale damals noch mit hellen, blitzenden Jünglingsaugen ſah. Auf kunſtreich geſchliffnen Glasplatten — Ihr kennet ſie ja auch — bildete ich die herrlichſten Geſichter aus der prachtvollen, ſelbſt wie Glasmalerei funkelnden Tafel nach; — das ſollte mir einſt dienen zum Fenſterſchmuck eines königlichen Pallaſtes — o, wohin führt mich wieder die Erinnrung? — Still! Still! — Mein lieb Giuliettchen, heute kann ich nichts erzählen. Zu viel der ſtrengen, zorn'gen Geiſter ſind mir noch im Innern wach, und lenken wunderbar der Rede Schwung. — Still heute, ſtill davon! — Du aber, Kind, erzähl' uns ein Geſchichtchen, ſo ein recht freundliches, ſo recht aus deiner Blumenſeel' entblühend.“

„O ich weiß viel hübſche Geſchichten;“ lächelte die freundliche Kleine. „Meine Amme hat mir viel Schönes erzählt. Und eben fällt mir was ein. Aber es iſt ſchon lange, ſehr lange, wohl ſchon an die funfzig Jahre her, daß es geſchehen ſeyn ſoll, und vielleicht noch drüber.“

Meiſter Liebrecht ſah, wie ſeinem eignen Lächeln ein gleiches auf dem Angeſichte des fremden Alten entgegen kam, während die Jünglinge an der Zeitmeſſung des Mädchens, welchem ein halbes Jahrhundert für eine halbe Ewigkeit erſchien, eben nichts auszuſetzen hatten.

Giuliettchen aber hub folgender Geſtalt zu erzählen an:

„Es iſt einmal ein junger Knapp' geweſen, von edlem Blut. Aber daß er von ſo ſehr großen Ahnen abſtammte, hat er lange Zeit hindurch ſelber nicht gewußt, bis er es endlich einmal ganz unvermuthet erfuhr, und es ihm von vielen uralten Pergamenten, die er demzufolge aufſuchte, beſtätigt worden iſt. Da kam es in ſein tapfres Gemüth, er müſſe ſein Haus zu der alten, längſtverſchwundenen Herrlichkeit erheben, und eine Burg erbauen von bis dahin noch nie erblickter Pracht. Er ſoll auch ſchon einige Vorkehrungen dazu getroffen haben, doch zog er vor allen Dingen in die Fremde hinaus, um den alten Ruhm durch junge Thaten zu erneuen, und zwar trug er ganz einfache Knappenrüſtung, und ritt ein ganz unſcheinbares Röſſlein, in der Meinung, wer den alten Glanz ſeines Stammes noch nicht behaupten könne, müſſe lieber einſtweilen in völliger Ungekanntheit über die Erde gehn."

„Da war er mein Mann!" flüſterte Werner. „Gerade ſo hätt' ich es auch gemacht." Und Giulietta ſandte ihm einen ſehr freundlichen Blick dafür zu.

„Er beſchloß, gen Oſten zu reiſen," fuhr ſie fort — „und gelangte bald in die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſers; die hieß dazumal Konſtantinopolis. Nun lebte grad' in ſelbiger Zeit dort ein wunderſchönes Kaiſerkind, mit Namen Apollonia. Aber das hatte auch eine böſe Stiefmutter, die den Willen des Kaiſers nach Belieben lenkte, und weil ſie bange war, die ſchöne Apollinia werde dereinſt ihren eignen Kindern weit vorgehn, widerredete ſie jeden Antrag, womit Fürſten und Edle um die Hand der weitgeprieſenen Huldin warben. Lieber jedoch hätte ſie das Engelsbild dem größeſten König, dafern er nur friedfertig und fern ſey, vermählt gewußt, als irgend einem nahen, in den Waffen berühmten Helden, denn ſolcher, fürchtete ſie, könne das Recht ſeiner Gemahlin, bei den Stürmen, welche Konſtantinopolis fortdauernd durch die Barbaren erlitt, am entſcheidendſten geltend machen. — „Aber,“ pflegte ſie zu ſagen — „wenn gut auch gut iſt, ſo iſt beſſer doch beſſer, und ſie ſoll lieber gar nicht heirathen.“

„O welch einen verkehrten Weg hatte daher jener junge Knappe erwählt, indem er die Hand der jungen Fürſtin durch ausgezeichnete Kriegsthaten zu gewinnen hoffte! Freilich gelang ihm Alles, was er im Felde begann, weil Apollonia's Bild — er hatte ſie einſt bei einem öffentlichen Umzuge erblickt — ihm begeiſternd durch die Seele ſtrahlte. Aber je mehr ſein Ruhm ſtieg, je minder wollte die Stiefmutter der ſchönen Herrin es leiden, daß er bei Hof erſcheinen möchte, denn ihr ahnte wohl ſchon einigermaaßen, was er im Sinne trug.“

„Nun war es ſein einziges Glück, daß er die Malerei ſehr liebte, und dem gemäß auch die ſchönen Blumen. Da luſtwandelte er an manchem ſtillen Abend in den kaiſerlichen Prachtgärten, welche allem Volk offen zu ſtehn pflegten. Er ſuchte ſich immer die einſamſten und wunderbarſten Plätze aus, ſolche, wo man aus hohem Baumſchatten weit über Land und Meer hinſah, oder wo ein Denkmal der verſunkenen alten Heldenwelt mit wehmüthigem Stolz an große Tage mahnte. Die böſe Stiefmutter aber trug, all’ ihrer ſchlimmen Liſten unerachtet, dennoch ein angeboren hohes Gemüth, und ſo geſchah es, daß ſie ähnliche Stellen ſuchte, und einſtmalen mit dem Knappen auf einem ſchattigen Platanenhügel zuſammentraf. Er hatte ſich in's Gras geſetzt, und flocht bedeutſame Blumen in einen Kranz, und ſang ein leiſes Lied dazu von Lieb' und Ehre, zuweilen mit der rechten Hand über die neben ihm liegende Zither ſtreifend."

„Weil ihn nun die ſchlimme Frau niemals hatte bei Hofe leiden wollen, noch ſonſt von ihm hören, dachte ſie auch jetzt nicht daran, daß der von ihr gefürchtete und gehaßte Nikandros — ſo nannten ihn die Griechen; auf Deutſch ſoll er Siegeher geheißen haben — dorten im Graſe ſitze, in ganz einfacher Knappenkleidung, und Blumen ſuche. — Sie fragte ihn — nach ihrer Art ganz freundlich — was er in dieſer Einſamkeit treibe; und er, wohl merkend, wen er vor ſich habe, antwortete demuthsvoll, er trachte nur, ſich ſein dunkles Leben durch das Anſchauen heller Blumen zu erheitern. — Ob er die Blumenſprache verſtehe? lachte ſie höhnend. — „Ja." — Ihr müßt nämlich wiſſen in den Morgenlanden haben ſie die Blumen ordentlich in ein Alphabet gebracht, wie wir die Buchſtaben, und man kann damit die ſchönſten und deutlichſten Briefe ſchreiben, wenn man nur ſeinen Strauß recht zu ordnen verſteht. Die Stiefmutter aber verſtand von dieſer anmuthigen Kunſt blutwenig. Die Blumen waren ihr in ihren hochmüthigen Gedanken immer nur wie ganz dumme und nichtsnutzige Dinge vorgekommen."

„Du aber, Giuliettchen," fragte der Alte — „du kennſt die Blumenſprache? Nicht wahr?"

„Bisweilen bild' ich's mir ein," entgegnete die Kleine — „aber wenn's denn nachher zum rechten Buchſtabiren und Straußflechten kommen ſoll, iſt es doch wieder nichts. — Nun, der edle Knappe verſtand es, und die edle junge Fürſtin verſtand es auch, wie er wohl von vielem Hörenſagen wußte; daß aber die böſe Stiefmutter unerfahren darin war, als ein dreijähriges Kind im Leſen, hatte er ihr aus wenigen Fragen, die ſie noch an ihn richtete, abgemerkt. — Da kam es aber der Kaiſerin ein, ſie müſſe wieder einmal freundlich thun mit der ſchönen Apollonia, denn ſo pflegte ſie ſich wohl anzuſtellen von Zeit zu Zeit, damit ihre neidiſchen Rathſchläge deſto ſicherer und verdachtloſer auf den Kaiſer wirken möchten. Sie gebot alſo dem Knappen, er ſolle ihr einen Strauß ordnen, des Inhalts: „Die zärtlichſte Stiefmutter flocht dies ihrem liebſten Kinde.“ **Nikandros** aber beſann ſich nicht lange, und wand, unter dem Schein des Gehorſams, ſtatt deſſen dieſe Worte hinein: „ein muthiger Krieger flocht dies für die einzige Herrin ſeines Lebens.“ — Das brachte nun die ſchlimme Frau der ſchönen Jungfrau, und weil dieſe, den Sinn der Blumen alsbald erfaſſend, in holder Verwirrung erröthend, vor ſich niederſah, glaubte jene, ſie wiſſe den Spruch nicht zu deuten, und lachte ſie aus mit ihrer ewigen Blumentändelei, die ihr dennoch nicht zur Blumenſchrift verholfen habe. Darauf erklärte ſie die zarten Zeichen Wort für Wort in der Verkehrtheit, die ihr Nikandros eingeredet hatte, und Apollonia merkte nun den ganzen Zuſammenhang, und rieth auch ganz leiſe, kaum es ſich ſelber geſtehend, auf den jungen fremden Helden, von deſſen Thaten alle Zungen ſprachen, und den ſie wohl öfters von weitem aus ihren Kammern ſah, wenn er auszog wider die Türken, oder wenn er heimkehrte, mit Siegeszeichen und Beute beladen, vom jauchzenden Volke begrüßt. — Weil indeſſen einige Hofleute nicht aufhörten, die tiefe Weisheit ihrer Kaiſerin zu preiſen, die ſich auch in dieſem Spiel ſo wunderbarlich entfalte, ſuchte die ſchlimme Frau den Knappen bald wieder auf, und der ließ ſich auch gern von ihr finden, und während ſie im eingebildeten Glanze vor Apollonia ſtrahlte, war ſie nichts als eine ämſige Botin des tapfern Siegeher an die ſchöne Herrin. Und ſo liebeflehende und edelgrüßende Blumen wußte Siegeher an ſeine Geliebte zu ſenden, und ſo hohe Ritterthaten, gleichſam wie blitzende Juwelen, dazwiſchen zu ſtreuen, daß ein vertrautes Fräulein der ſchönen Apollonia ihm einſt in den Gängen des Gartens ſchweigend einen Strauß zu überreichen hatte, einen Strauß, — deſſen ſchnellverſtandener Engelsgruß den Jüngling mit nie gehofften, kaum je nur geahnten Freuden durchdrang. Und ohne daß die holden Beiden je ein mündliches Wort zuſammen gewechſelt hätten, ſagten ihnen die ſinnvollen Blumen genug, — und ach! wohl übergenug! — Denn es ward eine Entführung zwiſchen den Liebenden verabredet, und das konnte ja doch nimmermehr recht und gut ſeyn, denn der Kaiſer von Konſtantinopolis war ja Apolloniens leiblicher Vater! — Ueberhaupt hat mir meine Amme die Geſchichte nie weiter erzählen wollen. Von da an, meinte ſie immer, käme es gar zu traurig.“

„Da hatte ſie wahr gemeint;“ entgegnete der Alte mit tiefer, wie von Thränen gedämpfter Stimme. „Denn die Flucht der Beiden ward entdeckt, und Siegeher nach wüthender Gegenwehr gefangen, und damit er keine Blumen mehr ſuchen könne, ſtach man ihm die Augen aus, und als er geheilt war, ließ man ihn mit gnädigthuendem Hohne frei hineinlaufen in die dunkle Welt. Dieſer ſelbe Siegeher oder Nikandros aber bin ich.“

Alle ſchauderten zuſammen, den Meiſter Liebrecht ausgenommen, welcher eben nichts neues zu erfahren ſchien, und nur voll tiefer Wehmuth auf die verfinſterten Augen des alten Kriegs- und Malerhelden hinblickte. Von all' den Uebrigen faßte Giulietta ſich zuerſt, und was ſie noch irgend ſchwer im Herzen drückte, war ſie auf eine eigne Weiſe wegzuleuchten bedacht. Sie trat nämlich tiefathmend an das Fenſter, und ſchaute in den funkelnden Nachthimmel empor. — „Ach," flüſterte ſie endlich — „wenn der unglückliche Held nur den Stern ſehen könnte, nur ein Einzigesmal den Einen, — was gilts, ihm müßte das Herz in Freuden aufblühen, und in lächelnder Zuverſicht!"

„Welchen Stern meinſt Du denn?" fragte Nikandros, und Giulietta bezeichnete dem guten Hauswirth und Meiſter genau ihren Liebling am Firmament, hinzufügend, ſie kenne ſeinen Namen weiter nicht, aber ſchon von Kindheit an habe ſie ihn ſehr hold und werth gehalten, und oft in Träumen habe er, wie wachthaltend über ihrem Bettchen geſtanden, und wenn ſie ſich alles recht überlege, komme er ihr faſt wie der richtend ſegnende Engel auf dem Bilde vor, wie Mercurius."

„Ganz recht," ſagte Meiſter Liebrecht — „denn in der That iſt jener Stern Mercurius geheißen."

„Ja, ganz recht,“ ſügte der blinde Nikandros hinzu — „denn in der That, mein holdes Giuliettchen, hat dein Ahnherr Mercurius geheißen, ſo gewiß, als der meine Wernharus geheißen war. Seitdem ich das wunderbare Gemälde als Jüngling erblickte, voll Schauer und Luſt, hatte ich Alles mit angeſtrengtem Eifer erforſcht, und weil der Wernharus zu den größten Seekönigen des Nordlands gehörte, dachte ich, ihn und mich und meinen ganzen Stamm dadurch zu ehren, das ich mir ein Königreich eroberte, und eine Burg ſonder Gleichen in deſſen Mittelpunkt erbaute, mit den Thaten meiner ſämtlichen Ahnherren ausgeziert. Daher jene Glasbilder, daher ach, ſo manch ein wunderlicher Traum, leuchtend und zerbrechlich, wie Glas. — Nun aber hat der richtende Himmel dieſe leibliche Dunkelheit über mein Haupt geworfen, und wenn Mercurius Urenkelin dem Abkömmlinge des Wernharus vor dieſem Bilde Huld und Verzeihung zuſichern wollte, wäre einer meiner liebſten Erdenwünſche erfüllt, und der Schatten meines verirrten Urahnen geſühnt, und wohl der Schatten des allzuhochgeſinnten Julianus auch."

Giulietta kniete ſchon längſt vor dem blinden Helden, und küßte ſanftweinend ſeine Hände, und ſtreichelte ſeine Wangen.

Da hub Meiſter Liebrecht an und ſprach:

„Ihr ſollt Euch aber alleſammt nicht ſo gänzlich der Wehmuth hingeben, denn ich habe noch den Schluß der Geſchichte vom Nikandros-Siegeher nachzuholen, und der klingt recht fröhlich. Setze ſich jedes Chriſtenkind an ſeinen Platz, und höre mich geruhig an."

Der alte Held drängte Giuliettchen ſanft und liebkoſend von ſich ab, und als ſie wieder zwiſchen Werner und Meiſter Liebrecht ſaß, erzählte dieſer folgendes:

„Die

„Die ſchöne Apollonia hatte den tapfern Siegeher ſo innig im Herzen getragen, daß ſie ſeit deſſen Unglück ſich feierlich dem eheloſen Leben weihte, und dadurch ward ſie der ehrgierigen Stiefmutter ſehr lieb, und konnte fortan über alle Schätze des Pallaſtes und des Reiches verfügen, wie ſie nur irgend wollte. Und ſogleich beſchloß ſie, ihrem unglücklichen Freunde ſo viel Gold und Juweelen nachzuſenden, daß er, wenn auch als ein blinder, doch zugleich überreicher Fürſt leben könne, ſo lange ihn Gott noch auf Erden laſſe. Weil es nun von ſeiner Herrin kam, durfte er nicht Nein ſagen, und zu Erfüllung des einzigen Wunſches, den er noch dieſſeits hegen mochte, hat ihm endlich dieſe Gabe auch, wenn freilich ſehr ſpät, verholfen."

„Denn als er eines Abends einem Kreiſe befreundeter Menſchen ſeinen Namen und ſein Geſchick anvertraut hatte, traf es ſich, daß ihm ein Jüngling und ein Mädchen mit zuhörten, die einander in ſtiller, unausgeſprochner, engelreiner Minne lieb hatten. Der Jüngling aber ſtammte vom Wernharus, denn er war des edlen Nikandros Bruderenkel; das Mädchen war des gottgetreuen Mercurius Ur-Urenkelin. Das erfuhren die frühverwaiſten jungen Leute erſt in dieſer ſelben Stunde, und zwar weil der Wirth des Hauſes, ein alter luſtiger Geſell (als Maler, jedoch konnte er wohl Meiſter heißen), weil der in der Freudigkeit ſeines Herzens ſeine Zunge nicht mehr bändigen konnte. Denn ihm hatte Nikandros vom Anfang her Alles vertraut. Da nahm er denn — ungefähr ſo, wie ich es jetzt mache — das liebliche Paar, zwiſchen dem er ſaß, an die Hände, und führte es dem edeln Nikandros zu, und ſprach: „Segne ſie, lieber Held, und laß Dir Dein Alter von den beiden anmuthigen Blumengeſtalten erheitern, denn Du haſt ſie ja nun in ihrer zarten Liebe und holdſeligen Weiſe vollkommen erprüft; und freue

Dich, daß Wernharus und Mercurius Geſchlecht in Eines zuſammenleuchtet, zur vollen Sühne und Beſeligung der todten Helden jener Tage."

Zwiſchen Traum und Wachen in ſüßen Zweifeln bebend, knieeten Werner und Giulietta vor dem blinden Helden, und er legte ſeine Hände ſegnend auf ihre Lockenhäupter, und ſprach:

„An der ſchönſten und rebenreichſten Gegend des Rheines will ich Euch eine Wohnung bauen, keinen Königspallaſt, wie ich es in meinen ſtolzen Jünglingsgeſichten meinte, aber ein ſehr edles Haus, und wollen wir mitſammen ein heitres, gottgefälliges Leben führen; und die Kunſtgebilde meines Werner ſollen weit hinausleuchten und hinauswandern in die ſtaunende Welt."

Da lächelte Giulietta noch fröhlicher, denn bisher hatte ſie mit einiger Aengſtlichkeit in Werners kühn aufblitzende Augen geſchaut.

„O," ſagte ſie — „der ſah ſchon ganz und gar ſo aus, als wolle er auch nach Konſtantinopolis reiſen, oder ſonſt in die wilde Fremde, aber nun wird es ihn der greiſe Held ſchon anders lehren."

„Ja, Kind, das werd' ich;" entgegnete der Alte mit lächelndem Ernſt. Und ſich zu Werner kehrend, und ſeine glühende Wange ſtreichelnd, und — faſt, als wolle er mit dem Wehen des Silberhaares ſie kühlen — ſich zu ihm neigend, ſprach er:

„Mein lieber Sohn, es geht nun mehr und mehr die Zeit auf, wo es nur ſelten noch einzeln ſtrahlende Heldennamen giebt. Denn was ſonſt einzelne Menſchen thaten, das werden bald die Völker thun, und Jeder wird Mühe genug haben, wenn er mit Allen Schritt halten will. Da gilt es, anzulegen ſein Pfund auf reichen Wucher, und dem großen Hausherrn es in Demuth zu überlaſſen, daß er den Knecht herausfinde, der am beſten gewirthſchaftet hat; ja da gilt es, deſto fröhlicher zu ſeyn, je mehr der beſſern Knechte unſre eigne Arbeit verdunkeln. Halte Du Deinen kühnen Muth und das Andenken Deiner großen Ahnen lebendig in Dir, und das Schwerdt an Deiner Wand recht ſcharf und hellgeſchliffen, auf daß Du kampfrüſtig ſeieſt vor allen Andern, wenn irgend eine Noth Deines deutſchen Vaterlandes Dich ruft. Aber im Uebrigen warte Deines Berufes in Demuth und Freudigkeit, und ſorge nicht darum, ob unſerm Hauſe noch Jemand Deinen Namen preiſet und nennt. Gereicht es Dir zum wahren Heil: ſo wird Dir der Herr auch ſchon das von ſelbſten beſcheeren.“

Und Werner that nach des greiſen Helden Wort, und aus dem Liebesgarten, in welchem er mit ſeiner holden Giulietta wohnte, ſollen viel der edlen Bilderblumen entſproſſen ſeyn, die unſer Volk zu Frömmigkeit und Kraft ermuthigten, und noch in unſern Tagen uns die gleichen Himmelsgaben herüber ſpenden. Sein erſtes Werk aber, ſpricht man, ſey es geweſen, jenes alte Wundergemählde vom Tode des Julianus durch eine ſorgfältige Nachbildung um ſo ſicherer zu bewahren, und ſich damit gleichſam einzuweihen für eine ihm ganz eigenthümliche Bahn. Die Helden ſollen dabei öfters in herrlicher Verklärung zu ſeinen Träumen gekommen ſeyn. Vielleicht iſt ſeine Arbeit eben das Bild, welches der Schreiber dieſer Geſchichte aus gütiger Hand erhielt, mit der Bedingung, deſſen verſchollenen Inhalt zu deuten. Da hat ihn eine Begeiſterung erfaßt, aus welcher alle Erſcheinungen, die eben vor Euch hingezogen ſind, empor leuchteten, und wer ſich daran gefreut haben mag, wolle dem wunderbaren Gemälde danken und jener auffordernden Stimme.

L. M. Fouqué.

Gedächtnißfeier der verewigten Königin Louiſe.

Auch in Halle fährt man fort, die verewigte Königin von Preußen, als ein Muſter unter den Frauen und Königinnen, zu ehren. Auf Veranſtaltung des Herrn Profeſſors Maaß und des Herrn Naue, unterſtützt von den Mitgliedern der hieſigen Singakademie, wurde am 9. März, als am Vorabend des Geburtstages der verewigten Königin, die folgende, vom Hn. P. Maaß gedichtete, und von Hn. Naue in Muſik geſetzte Cantate, in einem einfach, aber ſinnvoll verzierten Saale aufgeführt. Und um recht in dem Sinne der verehrten Todten dieſe Feier zu begehn, wurde ſie noch durch den wohlthätigen Zweck, welcher mit der Einnahme für die Einlaßkarten verbunden war, veredelt.

Chor.

Schweb' herab aus lichten Höhen,
Wo du thronſt, verklärter Geiſt!

Laß die Ahndung uns umwehen,
Die uns deinen Gruß verheißt!
Aus des Herzens Tiefe ſtammt,
Was empor im Liede flammt.

Recitativ.

Als auf der Erde
Die Herrliche
Noch wandelte,
Da jauchzten ihr
Entzückte Herzen
Ringsum entgegen.
Denn Blumen ſproßten
Von ihrem Fußtritt auf.
O daß ſo ſchnell
Die goldne Zeit
Uns fliehen mußte!

Chor.

Dunkel ſind die Wege des Herrn, und unerforſchlich iſt ſein Rath.

Recitativ.

Mit angeſtammter Huld
Umfaßt' ihr großes Herz,
Das treue Volk,
Dem ſie aus jener Welt,
Ein freundlich holder Schutzgeiſt,
Geſendet war. —
Da ſchritt in Nacht gehüllt
Das Schickſal, das gewaltige,
Zerſtörend über uns daher.

Sextett.

Da brach das zarte Mutterherz,
Das fühlend für die Kinder ſchlug,
Und duldend ſeinen eignen Schmerz,
Doch nicht des Volkes Jammer trug.

Recitativ.

O daß ihr Auge
Die großen Tage
Der Völkerſchlacht geſehn!
Geſehn den neuen, heilgen Kampf,

Der glorreich
Der Hölle neu entſtehende Gewalt
Zertrümmernd niederwarf!

Arie.

O ſchau, Verklärte, ſegnend nieder
Auf deiner Helden Lorbeerkranz!
Nach Kampf und Stürmen ſtralet wieder
Des Volkes und des Thrones Glanz.
Was ahndend ſchon dein Geiſt geſehn,
Und ſtill gehofft — es iſt geſchehn.

Recitativ.

Ja, ſegnend blickeſt du herab.
Denn freudig ſiehſt du walten,
Auf unſrer ſtillen Flur,
Die Freiheit und den Frieden —
Des Friedens in der eignen Bruſt
Entzückend ſchönen Wiederſchein.

Chor.

Heil, Heil dem wonnereichen Frieden!
Was wir erſehnt, hat er beſchieden:
Er gab den Vater uns zurück.

Er bau't das Feld uns und die Hütte,
Und friſch erblühe in unſrer Mitte
Auf ſicherm Grund des Lebens Glück.

Zwiſchen der Arie und dem letzten Recitativ hielt H. Diakonus und Univerſitätsprediger D. Marr, eine der Feierlichkeit angemeſſene, treffliche Rede, durch welche das Gefühl, welches Dichtkunſt und Tonkunſt aufregten, noch eine beſtimmtere Richtung erhielt. Die Schilderung der unvergeßlichen Todten ſchloß mit **Schillers** oft gebrauchten, aber hier ganz vorzüglich anſprechenden Worten: „Ehret die Frauen!“

Ueber Herrn Naue's Arbeit drückt ſich ein ſehr kompetenter Kunſtrichter wörtlich folgendermaaßen aus:

„Der Componiſt iſt ein junger Mann, der große Erwartung erregt. Sein Genie iſt reich und eigenthümlich, und neigt beſonders dem Kirchenſtile ſich zu. Das iſt um ſo erfreulicher, je höher die kirchliche Tonkunſt ſteigt, und je ſeltner unſre Zeiten wahrhaft vortreffliche Werke dieſer Gattung hervorbringen.

„In der vorliegenden Cantate dürſten das erſte Chor, das Sextett und die Arie den Preis verdienen. Das gedachte Chor zeichnet ſich beſonders aus bei den Worten: „Aus des Herzens Tiefe ſtammt,“ welche von den beiden Oberſtimmen abwechſelnd vorgetragen werden, indeß der Baß und der Tenor die Anfangsworte: „Schweb' herab“ wiederholen. Das Sextett iſt ein Ausdruck der innigſten Wehmuth, aber der ſanften, durch religiöſe Ergebung geadelten Wehmuth.

„In der Arie macht vorzüglich die Stelle: „Was ahndend ſchon“ eine ungemeine Wirkung. Melodie und Bewegung in der Singſtimme ſowohl, als auch in der eben ſo glücklichen Begleitung der Flöte haben etwas ſo Zartes und Schwärmeriſches, daß ſich das Gemüth, wie in das Reich der Ahndungen emporgetragen fühlt. Die Stelle iſt übrigens in aller Hinſicht höchſt einfach. Aber darin gerade zeigt ſich das wahre Genie, daß es, wie die Natur, durch einfache Mittel Großes zu wirken verſteht."

Da ein ähnliches Lob ſchon frühern muſikaliſchen Arbeiten gebührte, mit welchen H. Naue, auf die uneigennützigſte Weiſe, manches patriotiſche Feſt feiern half: ſo durfte jenes Urtheil hier wohl eine Stelle finden, theils um die muſikaliſche Welt auf einen jungen Mann aufmerkſam zu machen, deſſen Anlagen und eifrige Beſtrebungen noch ausgezeichnete Arbeiten erwarten laſſen, theils um ihm ſelbſt die genugthuende Ueberzeugung zu verſchaffen, daß ſeine rühmlichen Bemühungen bei einem Kenner der Tonkunſt eine Anerkennung finden, in welcher der Künſtler gern ſeine ſchönſte Belohnung findet.

Liebe.

Daß ſich der Menſch dem Irrdiſchen enthebe,
Nicht, wie das Thier, dem Augenblick nur lebe,
Des edlern Urquells ſich bewußt,
Gab ihm die Gottheit das Geſchenk der Thränen,
Und pflanzte mild das wonneſüße Wähnen
Der höh'ren Lieb' in ſeine weiche Bruſt.

Die Liebe lacht ſchon aus des Säuglings Blicken,
Wenn mit der Unſchuld himmliſchem Entzücken
Er an die Mutterbruſt ſich ſchmiegt;
Und Liebe iſt des Kindes erſtes Lallen,
Wenn es, dem Vater an das Herz zu fallen,
Ihm koſend in die off'nen Arme fliegt.

Der Jüngling ſtürzt kühn in die Fluth des Lebens,
Doch fruchtlos iſt der Eifer ſeines Strebens,
Wenn Liebe nicht ſein Herz durchglüht;
Er träumt ein Bild von Anmuth, Mild' und Jugend,
Es wird der fromme Schutzgeiſt ſeiner Tugend,
Der ihn zurück vom ſchroffen Abgrund zieht.

Was er geſchwärmt, geſtaltet ſich zur Wahrheit,
Ein holdes Weib von engelreiner Klarheit
Stellt dem entzückten Blick ſich dar.
Wohl ihm! ſein Ideal hat er gefunden,
Sein zweites Selbſt. — Durch Sympathie verbunden,
Weiht er die Freiheit ihm am Brautaltar.

Beſänftigt ſind die ſtürmiſchen Gefühle,
Ihm blüht ſein Glück im häuslichen Aſyle,
Was ſonſt ſein Wunſch war, wird ſein Ziel.
Die Jugend flieht, doch unbemerkt und leiſe,
Und in der holden Kleinen munterm Kreiſe
Bleibt jugendlich des Herzens Hochgefühl.

Und tröſtend neue Liebe ſich entfaltet,
Die in der Bruſt des Vaters nie erkaltet,
Er theilt der Kinder unbefang'nen Scherz;
Und die Gefährtin ſeiner Frühlingswonne
Wird ſeines Lebensherbſtes milde Sonne,
Denn ohne Liebe ſind wir nur ein tönend Erz.

M.

Ein Pracht- und Probeſtück aus dem Europäiſchen Aufſeher des D. Bergk.

Meine Rüge ſchriftſtelleriſcher und buchhändleriſcher Schaamloſigkeit (im 2ten Stück dieſer Zeitſchrift) iſt von ſehr achtungswerthen, vorurtheilfreien Männern ſo beifällig aufgenommen worden, daß ich mehr als **eine** Auffoderung erhalten habe, gegen ſolche Greuel in unſerm Bücherverkehr auch fernerhin muthig in die Schranken zu treten. Allein mancher, in unrechter Anſicht befangene, übrigens vollkommen rechtlich geſinnte Mann, mag mich bei dieſer Gelegenheit falſch beurtheilt haben. Da dies indeſſen ein Schickſal iſt, dem man auch bei den redlichſten und heilſamſten Beſtrebungen ausgeſetzt bleibt: ſo darf es mich nicht irren. Allein eine öffentliche Schmähung, welche, in Folge jener Rüge, gegen mich in dem

Europäiſchen Aufſeher erſchienen iſt, muß ich etwas näher beleuchten, nicht etwa wegen ihrer Plumpheit und Verkehrtheit (denn um dieſer willen gehört ſie unſtreitig zu den Schandflecken in unſerer Litteratur, die man am beſten unbeachtet liegen läßt) ſondern weil der Verfaſſer jener Schmähung, aus Unverſtand oder böſem Willen, meiner Rüge einen ganz unlautern Bewegungsgrund unterlegt, den Mancher für den wahren halten könnte, wenn ich dazu ſchwiege. Um dieſer Urſach willen wird man mir es hoffentlich verzeihen, daß ich hier über einen Aufſatz ſpreche, der an ſich einer Beachtung gar nicht werth wäre.

Der Verfaſſer hebt mit der Verſicherung an, daß es allerdings ein ſehr achtungs- und dankenswerthes Unternehmen ſey, ſchriftſtelleriſche Produkte, die den guten Sitten Hohn ſprechen, öffentlich der verdienten Schmach zu übergeben, ſo bald es aus reinem

Antriebe geſchieht, einzig und allein um der guten Sache willen, ohne allen Nebenzweck. — Nach dieſer Einleitung durfte ich in der That, (ohne daß mich danach verlangte) auf ein Lob des Verfaſſers rechnen, denn mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich aus dem reinſten Antriebe, im gerechteſten Unwillen über den ſchriftſtelleriſchen und buchhändleriſchen Greuel, der vor mir lag, jene Rüge ſchrieb. Statt deſſen überhäuft mich mein Gegner mit Schmähungen, ſpricht die Gräffſche Buchhandlung von aller Schuld frei, weil ſie das ſchändliche Buch nur in Kommiſſion genommen, und der Faktor dieſer Buchhandlung den Inhalt deſſelben nicht gekannt habe, und ſchließt ſeinen Aufſatz mit dem Urtheilsſpruch, daß die verdiente Schmach nur den Ueberſetzer, und den Verleger jenes ſchändlichen Buchs, und mich, den Verfaſſer jener Rüge, treffe!

Mögen alle verſtändigen, rechtlichen und geſitteten Leſer hierüber noch ſo ſehr erſtaunen: dieſe unſinnige Schmähung ſteht wirklich im Europäiſchen Aufſeher abgedruckt! — Und weshalb? Weil ich jene Rüge aus lauter böſen Nebenabſichten geſchrieben haben ſoll!

Es giebt keinen offenbarern Beweis für die Unlauterkeit der Bewegungsgründe, aus denen nur allzu viele Menſchen, auch bei dem Schein der beſten Abſicht, zu handeln gewohnt ſind, als das ſo oft vorkommende Beſtreben, den unbefangenſten und redlichſten Handlungen Anderer eine kleinliche, oder gar ſchlechte Nebenabſicht anzudichten. Leute, die aus ihrer eignen Selbſtſucht und Kleinlichkeit oder Schlechtheit ſelten oder niemals heraus können, glauben auch den Uneigennützigſten und Redlichſten darin befangen. Ihnen klingt auch das wahrſte Wort, wie eine Lüge; das ehrlichſte Geſicht erſcheint ihnen nur als ein Theatergeſicht; ja wenn Gott einen Engel vom Himmel herab ſendete, zu ihrer Bekehrung: ſo würden ſie ihm nachſagen, daß er nur gekommen ſey, um ſich einmal von irrdiſchen Maulwürfen bewundern zu laſſen, oder um ſich ein Trinkgeld zu verdienen. Und wenn die Unſchuld ſelbſt an ihnen vorübergeht: ſo ſuchen ſie wenigſtens mit ihren Schornſteinfegerhänden das weiße Kleid derſelben zu beſchmutzen.

In ſolchem Sinne verfährt mein Gegner gegen mich. Daß ich aus ſittlichem Abſcheu gegen das ſchmuzigſte und verworfenſte aller Bücher, die mir jemals in die Hände gekommen ſind, und aus reinem Eifer: der Verbreitung ſolches moraliſchen und phyſiſchen Giftes kräftig entgegen zu wirken, meine Rüge geſchrieben haben ſolle, kann ein ſolcher Held nicht begreifen. Er giebt mir gradezu Schuld, daß ich dies Mittel der Bekanntmachung nur gebraucht, um eigene, unreine Zwecke zu erreichen; um mein Gift auszulaſſen gegen fremde Perſonen oder Regierungen; und ſpäterhin ſpricht er ſich hierüber noch beſtimmter aus, indem er meint, die Vermuthung liege ſehr nahe, daß ich mir das verächtliche Buch nur darum habe von der Gräffſchen Buchhandlung in Leipzig kommen laſſen, um eine Gelegenheit zu haben, meinem Grolle gegen Sachſen und vielleicht auch gegen die Gräffſche Buchhandlung Luft zu machen.

Was meinen Groll gegen Sachſen betrifft, ſo muß ich den Herrn Ausplauderer deſſelben — ich mag wollen oder nicht — für eine Art von Sturmvogel halten, welcher den Seefahrern das Ungewitter verkündet, noch ehe es da iſt. Meine vielen Freunde in Sachſen werden der nehmlichen Meinung ſeyn, beſonders die, zu denen ich noch kürzlich eine Reiſe gemacht habe, um mit ihnen das unbefangenſte Erinnerungsfeſt an eine höchſt glückliche Zeit, die ich in Sachſen verlebte, zu feiern, und wozu es recht eigentlich gehörte, mich noch einmal an mancher ſchönen Stelle zu ergötzen, auf der ich mir ſo gern ein Hüttchen gebaut hätte, und nach der mich, wachend und träumend, eine unbezwingliche Sehnſucht auch jetzt noch hinzieht, nachdem ich mich ſehr weit umher in Deutſchland umgeſehn habe. Dieſe Freunde — lauter Sachſen, die es mit ihrem Vaterlande aufs ehrlichſte meinen — werden nicht wenig erſtaunen, wenn ſie auf einmal erfahren, daß ich, aus Groll gegen Sachſen, litteräriſche Intriguen zu ſpielen anfange, denn bis jetzt hatten ſie von ſolchem Grolle durchaus noch nichts merken können. Im Gegentheil wiſſen ſie, daß ich bisher immer das viele Treffliche, deſſen die ſächſiſchen Unterthanen ſich an ihrer Regierung zu erfreuen Urſach haben, ganz nach Gebühr ſchätzte, und daß jedes harte Schickſal, welches, ſeit einer Reihe verhängnißvoller Jahre, dieſen ſchönen, mit den fleißigſten Bienen bevölkerten Luſtgarten Deutſchlands betraf, meine wärmſte Theilnahme erregte. Aber mein Sturmvogel hat ſie nun gewarnt! Sie mögen ſich in Acht nehmen, wenn mein Groll — das Ding, das noch nicht da iſt — endlich (nachdem er ſchon, als bloße phantaſtiſche Idee jenem Herrn das Gehirn ein wenig verſengt hat), um ihn nicht ganz lächerlich werden zu laſſen, in verzehrender Flamme auch gegen Andere ausbricht! Wer weiß, was ich gegen ſie, ſo lieb ich ſie bis jetzt auch noch habe, für Verrath ſpinne! Warlich, mir könnte vor mir ſelbſt bange werden, wenn mir alle Zigeunerweisheit nicht von jeher gar zu verächtlich geweſen wäre.

Von einem Grolle gegen die Gräff'ſche Buchhandlung habe ich ebenfalls bis jetzt nicht das Mindeſte gewußt. Ich kann mein Ehrenwort darauf geben, daß ich mich nie darum bekümmert und ganz und gar nicht gewußt habe, für weſſen Rechnung und durch Wen die Gräff'ſche Buchhandlung in Leipzig verwaltet wird, ſeit Herr Gräff ſich mit der Maurerſchen Buchhandlung in Berlin verbunden hat. — Auch vermuthete ich ſchon beim Schreiben meiner Rüge, daß die Gräff'ſche Buchhandlung das Buch nicht ſelbſt verlegt, ſondern nur in Commiſſion genommen habe; doch rieth ich damals keineswegs auf Hn. Rommerskirchen in Cölln. Wenn ich es nun gleich ebenfalls für höchſt tadelnswerth halten mußte, durch Uebernahme des Commiſſionsgeſchäfts einem gewiſſenloſen Verleger die Hand zu bieten: ſo iſt doch in meinem Aufſatze ganz unverkennbar der bitterſte Unwille gegen den Verleger oder Unternehmer ausgeſprochen, dagegen ich von der Gräff'ſchen Buchhandlung nichts ſage, als daß ſie es ſich zu Schulden kommen laſſe, ſolche gebrandmarkte Waare feil zu haben, und ſie rückhaltlos unter ihrer Firma zu verſenden. Ich denke, daß ich auf dieſe Weiſe die Gräff'ſche Buchhandlung ſehr rückſichtvoll und ſchonend behandelt habe. — Alſo auch mit dem Geſchwätz von meinem wahrſcheinlichen Groll gegen die Gräff'ſche Buchhandlung ſteht mein Gegner da, wie eine eingeroſtete Windfahne, die nicht aufhören kann, Nordwind zu verkündigen, wenn auch gerade der entſchiedenſte Südwind weht.

Und wer ſind nun die fremden Perſonen und Regierungen, gegen welche ich mein Gift auslaſſe, weil ich mich und mein Treiben von ihnen nicht anerkannt glaube? Welcher verſtändige Menſch kann mir Schuld geben, daß ich bei irgend einer fremden Regierung auf irgend eine Anerkennung meiner Perſon und meines Treibens losgeſteuert habe? Und worin beſteht mein Treiben? Daß ich von Zeit zu Zeit einen hämiſchen oder unverſtändigen Schriftler ein wenig in die Enge zu treiben ſuche, wie z. B. jetzt eben geſchieht, das halte ich durchaus nicht für ein Treiben, welches wichtig genug wäre, die Anerkennung fremder Regierungen dazu in

Anſpruch zu nehmen. — Wie lächerlich weit holt alſo mein Gegner aus, um ſeinen Lufthieb gegen mich zu führen!

Aber er hat doch eine Anſicht aufgeſtellt, um mich verdächtig zu machen, die Manchen irre führen könnte. Er ſagt nehmlich (ganz richtig), aus meinem eignen Aufſatz leuchte hervor, daß ich die früheren, den ſchmählichen Inhalt des genannten Werks bekannt machenden Anzeigen der Herren Fleiſcher und Wilmans gekannt habe; er frägt dann, warum Ich, der für Sittlichkeit ſo heiß Glühende, daſſelbe dennoch für die Rengerſche Buchhandlung verſchrieben habe? und ſo meint er dann, daß ich es nur gethan habe, um eine Gelegenheit zu bekommen, meinem Grolle gegen Sachſen und vielleicht auch gegen die Gräff'ſche Buchhandlung Luft zu machen u. ſ. w.

Um dieſe ganze ſcharfſinnige Deduction in ihrem nichtigen Seifenblaſengehalt darzuſtellen, bedarf es nur einer ſchlichten Erzählung, wie ich zu dem Buche, oder vielmehr, wie das Buch zu mir kam. Als ehrlicher Mann verſpreche ich, auch nicht das Mindeſte zu verſchweigen oder zu bemänteln, geſchweige zu entſtellen.

Ich hatte in öffentlichen Blättern geleſen, daß die Herren Fleiſcher und Wilmans ſich, voll Verachtung des ſchändlichen Buchs, von dem ſie vorher, ohne nähere Kenntniß desſelben, Ueberſetzungen angekündigt hatten, wieder losſagten; und ich freute mich über die Rechtlichkeit dieſer Geſinnungen. Ich hielt es für unmöglich, daß nach jenen Bekanntmachungen ſich noch Jemand mit dem Verlag oder der Verbreitung eines ſolchen Buchs befaſſen werde, zumal in Leipzig, wo die Fleiſcherſche Erklärung, nach meiner Meinung, keinem Beſitzer oder Vorſteher einer Buchhandlung unbekannt geblieben ſeyn konnte.

Späterhin ging eine Beſtellnng auf ein Exemplar jenes Buchs bei der Rengerſchen Buchhandlung ein. Der Commis derſelben, deſſen Geſchäft die Beſorgung dieſer Beſtellungen iſt, verſchrieb es; und erſt, als es hierauf die Gräff'ſche Buchhandlung überſandt hatte, unterrichtete ich mich von dem Hergang der Sache. Ich verhinderte ſogleich die weitere Verſendung an den Beſteller; und als ich das giftig-ſchmutzige Machwerk durchblättert hatte, ließ ich es ſogleich an die Gräff'ſche Buchhandlung zurückgehn, wozu ich eigenhändig auf die Factura ſchrieb, daß die Rengerſche Buchhandlung ſich ſchäme, mit ſolcher Waare zu handeln.

Um ſich von der Richtigkeit dieſer Ausſage zu überzeugen, kann mein Gegner ſich in der Gräff'ſchen Buchhandlung nach dieſer Factura erkundigen, ſo wie es ihm auch frei ſteht, gegen dem Commis der Rengerſchen Buchhandlung mit der ſchweren Artillerie ſeiner inquiſitoriſchen Beredtſamkeit (unter vier Augen, oder auch vor Gericht) anzurücken, um es von dieſem ſelber zu hören, daß das Buch, ohne mein Geheiß, von der Gräff'ſchen Buchhandlung verſchrieben worden war. — Wo iſt nun alſo die Seifenblaſe der mir angedichteten Intrigue geblieben? Sie hat ſich aufgelöſt in ein verächtliches Häufchen verläumderiſchen Schaumes!

Mein Gegner meint nun wohl, daß ich es hätte bei jener, auf die Faktura geſchriebenen, Bemerkung können bewenden laſſen? Er hätte Recht, wenn es mir blos darum zu thun geweſen wäre, der Gräffſchen Buchhandlung meine Anſicht mitzutheilen, unbekümmert darum, ob der nämliche Greuel bei der nächſten Gelegenheit unſere Litteratur abermals beſchimpfen werde, oder nicht. Aber ſo gleichgiltig war mir die Sache nicht; und ſchon längſt habe ich es für eine ſehr verderblich ſchwache Seite in dem Cenſurweſen an mehrern

Orten gehalten, daß man oft ſo fahrläſſig bei dem Erſcheinen fauniſch-ſchmuziger Bücher, oder auch Aufſätze in Zeitſchriften, verfährt, die dann, auf dem Wege der Leihbibliotheken und Journalgeſellſchaften, ihr Gift in tauſend junge Seelen bringen. Darum halte ich es für die Pflicht rechtlicher Schriftſteller, und beſonders der Herausgeber von Zeitſchriften, dieſen Gegenſtand immer mehr ins Auge zu faſſen, und freimüthig und laut darüber zu ſprechen, bis es in die rechten Ohren klingt, und ſolchem Unweſen endlich auf eine kräftige Weiſe Einhalt gethan wird. Und weil es nun mit Napoleons Liebſchaften einer der allerſchreiendſten Fälle war, indem dieſes verworfenſte Buch, nachdem ſeine Nichtswürdigkeit bereits öffentlich ausgeſprochen war, dennoch ohne Schaam und Hinderniß auf den litterariſchen Markt gebracht war: ſo hätte ich es mir nicht verzeihen können, darüber öffentlich zu ſchweigen.

Hätte ich nun die Gräffſche Buchhandlung, an welche man ſich unſtreitig zunächſt halten mußte, nicht nennen, ſondern vielleicht blos von einer gewiſſen Buchhandlung ſprechen ſollen? Das wäre doch in der That eine lächerliche Zartheit geweſen, da die Gräffſche Buchhandlung kein Bedenken getragen hatte, das Buch unter ihrer Firma zu verſenden. — Daß ſie überhaupt nur fünf Exemplare verſandt habe, war nicht zu vermuthen, iſt mir aber lieb zu hören. Uebrigens war es ſchon an einem zu viel, denn auch ein Exemplar kann arges Unheil anrichten; und es iſt nicht zu bezweifeln, daß Hunderte von Exemplaren würden verſandt worden ſeyn, wenn ſie ſchnell genug verlangt worden wären. Alſo iſt die geringe Zahl von fünf verſandten Exemplaren wenigſtens gar kein Grund gegen die Rechtlichkeit meiner Rüge. —

Sind dem Faktor der Gräff'ſchen Buchhandlung die öffentlichen Erklärungen der Herren Fleiſcher und Wilmans wirklich unbekannt

bekannt geblieben, und hat er von dem ſchädlichen Inhalt des in Kommiſſion genommenen Buches nichts gewußt: ſo trifft ihn höchſtens der Vorwurf einer Unvorſichtigkeit, die durch überhäufte Geſchäfte oder andere Umſtände wohl verzeihlich ſeyn kann; und in dieſem Falle erkenne ich es mit wahrer Freude für meine Pflicht, ihm zu erklären, daß kein bittres Wort meiner Rüge für ihn geſchrieben ſeyn ſoll. Aber eben ſo offen geſtehe ich ihm, daß ſeine Rechtfertigung aus jedem andern Munde ehrenvoller und genügender geweſen ſeyn würde, als aus dem Munde meines anonymen Gegners, der ſo abſichtlich die richtigen Geſichtspunkte verſchiebt, Unverſtand und Plumpheit zu ſeinen Hauptwaffen erkoren hat, und daher jedem Unparteiiſchen als ein ſehr unrühmlicher Sachwalter erſcheinen muß. — Nun ich (auch aus anderm Munde, als aus dem ſeinigen) gehört habe, daß der Faktor der Gräffſchen Buchhandlung ein junger braver Mann ſeyn ſoll, würde ich ſeine Sache, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, für beſſer verfochten anſehn können, wenn er ſelbſt mir geſagt hätte, er habe zwar die Fleiſcherſche und Wilmansſche Erklärung gekannt, allein die Sache nicht aus einem ſo ernſthaften Geſichtspunkte betrachtet, als ſie und ich. Sehr gern würde ich dann der billigen Vorſtellung Raum gegeben haben, daß ein junger Mann, der ſich eben erſt das eiſerne Kreuz erobert hat, über das Gefährliche oder Nichtgefährliche mancher Art leicht ein gutes Theil anders denken kann, als ein Mann von 47 Jahren, der aus einem Kreiſe heranwachſender Kinder in die Bücherwelt, durch die ſie mit ſollen gebildet werden, hinausblickt. Aber im Allgemeinen, oder in der Hauptſache, würde ich deshalb kein Wort zurückgenommen haben.

Dieſe Hauptſache war mir nicht der einzelne Fall, über den ich ſprach, ſondern im Allgemeinen das Cenſurgebrechen, welches den

Weg zu ſolchen Verſündigungen gegen Sittlichkeit und jugendliche Unſchuld offen läßt. Weit entfernt daher von der unwürdigen Abſicht, die Gräffſche Buchhandlung öffentlich anzuklagen, um ihr eine Art von policeilicher Beſtrafung zuzuziehen, ging mein Hauptaugenmerk dahin, bei dieſem ſchreienden Falle einmal möglichſt eindringlich auf die erwähnte ſchwache Seite des Cenſurweſens aufmerkſam zu machen. Um dies recht einleuchtend zu thun, gab es unſtreitig kein beſſeres Mittel, als daß ich die große Strenge, mit der man hier und da gegen alle Schriften verfährt, in welchen man politiſche oder hiſtoriſche Ketzereien zu finden glaubt, der unſeligen Duldſamkeit und Nachſicht gegenüber ſtellte, womit man bei dem ſchmutzigſten Auswurf unſerer Litteratur die Augen zuzudrücken pflegt. — Welch ein unwürdiger, ſpeichelleckeriſcher Sklavenſinn gehört aber dazu, wenn ein anderer Schriftſteller ſich nun aufwirft, mir dieſe, gewiß ſehr nützliche, und von keinem liberalen Staatsmanne zu verdammende, Freimüthigkeit als Verbrechen gegen eine Regierung anzurechnen! Ich meine: ein Schriftſteller, der ſich ſelbſt ſo wenig achtet, kann auch von der Regierung, für die er auf ſolche Weiſe fechten will, ſchwerlich geachtet werden!

Daß ich, bei Erwähnung der Strenge gegen vermeintliche politiſche oder hiſtoriſche Ketzereien, ein Beiſpiel anführte, welches ich eben mit einem geiſtvollen, von mir zum Druck beförderten, Buche (die Preußen und die Sachſen u. ſ. w.) erlebt hatte, kann mir wohl nur die thörichtſte Tadelſucht zum Vorwurfe machen. Ich wählte dieſes Beſpiel, nicht allein, weil es mir am nächſten lag, ſondern auch, weil ich nicht leicht eins hätte finden können, wodurch ſo auffallend ins Licht geſtellt werden konnte, was ich anſchaulich machen wollte. — Was ich bei dieſer Gelegenheit von meinem Schreiben an die Bücherkommiſſion in Leipzig und von der erhaltenen, unbefriedigenden Antwort erwähnte, das theilte ich warlich nicht meines eignen unbedeutenden Intereſſes wegen mit, ſondern blos um deswillen, weil es einen Klagepunkt betraf, der für den deutſchen Buchhandel im Allgemeinen nichts weniger, als unwichtig iſt. Und da ſeitdem nicht nur das angeklagte Buch in Leipzig bei 20 Thaler Strafe verboten iſt, ſondern auch ein Regierungs-Reſcript von Dresden an die Bücherkommiſſion zu Leipzig eingelaufen ſeyn ſoll, durch welches nunmehr beſtimmt wird, daß von allen im Königreich Sachſen konfiscirten Büchern nur diejenigen Exemplare weggenommen werden ſollen, welche für das Königreich Sachſen beſtimmt ſind, dagegen alle für das Ausland beſtimmte Exemplare ungehindert paſſiren können: ſo iſt dies ein Beweis, daß man ſelbſt höhern Orts die Gerechtigkeit meiner Beſchwerde in Betreff dieſes Punktes anerkannt hat.

Dies iſt eine Genugthuung für mich, die in eben dem Maaße meine aufrichtigſte Dankbarkeit heiſcht, als das Beſtreben meines Gegners, mich bei ſeiner Regierung zu verläſtern, nur meine Verachtung erwecken konnte.

Der verſtändigere, unparteiiſche Theil des Publikums möge nun entſcheiden, wer von uns Beiden wie ein Beſeſſener geſchrieben hat: ich, oder mein Gegner. In ſeinem burlesken Zorn fällt er nämlich das Urtheil über meinen ſchriftſtelleriſchen Charakter, daß meine Aufſätze gar oft nicht den Begeiſterten, ſondern den Beſeſſenen anzeigen. Dieſe Kritik wird Niemanden überraſchen, der aus Erfahrung, oder wenigſtens vom Hörenſagen, weiß, daß es Krankheitszuſtände giebt, in denen der delirirende Patient den beklagenswerthen Zuſtand, in welchem er ſich befindet, nicht in ſich ſelbſt, ſondern in dem nächſten, vollkommen geſunden Anweſenden, nach dem ſeine ſchwache Hand hinzuckt, ganz verwirrten Sinnes aufſucht. An meinem Gegner kann man ſehen, daß ſo etwas auch einem Europäiſchen Aufſeher begegnen kann, nämlich einem blos befederten.

A. G. Eberhard.

Warnung vor dem Europäiſchen Helden.

Erſchreckt, erbebt doch vor dem Zwitter
Von weiſem Mann und tapferm Ritter!
Bei Leibes Leben, keinen Spott!
Kein Pochen, Pfeiffen, und Geziſche!
Sonſt macht der neue Don Quixote
Euch todt — mit ſeinem Federwiſche!

A. G. E.

Der Kuß im Schlaf.

Romanze *).

Seligſüß, wie Jakob auf dem Steine,
Schlief ich unterm Dach der Lieblingslinde.
Stimmen rauſchten durch die Laubgewinde,
Und es glänzte hell im Vollmondſcheine.

Leichte Elfen ſah ich fröhlich hüpfen,
Zarten Lämmchen gleich auf wilder Haide,
Glut die Augen und die Haare Seide.
Leiſe wollten ſie vorüber ſchlüpfen.

Neugier aber hielt die flücht'gen Tritte.
„Ha!" — „Wie ſchön!" — „Er ſchläft!" —
„Umarmt ihn Schweſtern!" —

---

*) Aus einem noch ungedruckten Roman: Arenide.

„Hurtig!“ — „Niemand ſieht's!“ — „Wer kann uns läſtern?“ —
„Iddy erſt!“ — „Nein, Uda, Du!“ — „Ich bitte!“ —

Und ich ſchien im Traume mir erwachend
Von dem Todeshauch der kalten Lippe.
„Fliehe! — rief ich — Alter mit der Hippe!“ —
Da entflohn die Spötterinnen lachend.

Schneller jagt' ich jetzt im Sternenlichte
Alle bis zu eines Sees Strande —
Haſchte da die Schönſte beim Gewande,
Angeſtrahlt vom lieblichſten Geſichte.

„Einen Kuß!“ — ſie wandt' ihr Lockenköpfchen.
Doch ich raubt' ihn lüſtern, und es ſchwammen
Unſre Seelen ſilberklar zuſammen,
Wie im Roſenkelch zwei Nachtthautröpfchen.

K. Heinr. Leop. Reinhardt.

Des Philiſterleins That.

Zu Dresden ein keckes Philiſterlein
Thät einen entſetzlich zornigen Schwur,
Es ſolle der Satan Napoleon nur
In ſeiner Näh' und Gewalt ein Mal ſeyn:
So woll' es — und müßte die Hölle platzen —
Zu Tode ihn hauen und ſchießen und kratzen.

Und damit das Philiſterlein ſeine Hand
Könne tauchen in Kaiſerblut,
Nimmt Mars, bei Lützen, in ſeine Hut
Noch ein Mal den Kaiſer, den Höllenbrand,
Und läßt ihn eilig nach Dresden marſchiren;
Dort ſoll und muß er ſein Leben verlieren.

Nun wetze, Philiſterlein, Nägel und Schwerdt!
Nun lade den Puffer mit Haſenſchrot!
Gib Feuer: ſo purzelt er mauſetodt,
Und dein iſt ein prächtiges Beutepferd.
Da kommt er die Gaſſe ſchon hergeritten,
Als wollt' er ſelbſt um den Tod Dich bitten.

Er reitet bis an des Feindes Haus,
Und ſinnt, und ſteigt vom Pferde herab,
Und ſchreitet hinein in das offene Grab,
Voll meuchelmörderiſch düſtrem Graus;
Doch ſtatt vorſichtig zu ziehen vom Leder,
Erbittet er gar ſich Dinte und Feder.

Und während der Todfeind, ſchmählich verdutzt,
Im Zauberkreiſe der Majeſtät
Mit zitternden Armen und Beinen ſteht,
Der Kaiſer den nächſten Seſſel benutzt,
Und ſetzt ſich, ſchnell den Befehl zu ſchreiben,
Wie man den Feind in die Enge ſoll treiben.

„Auf dieſem Seſſel Napoleon?“
Das fährt dem erwachten Philiſterlein
Urplötzlich in die Glieder hinein;
Es dreht, und dreht ſich, und rennt davon,
Und rennt nach allen Winkeln und Ecken,
Als ſpielte der Satan mit ihm Verſtecken.

Du ſuchſt nach Waffen? — Das Nächſte nimm!
Den Pfriemen, wenn Du ein Schuſter biſt!
Die Elle, wenn Du mit Ellen mißt!
Zur Keule des Herkules macht ſie Dein Grimm!
Ja, biſt Du ein Schneider: ſo nimm die Scheere:
Und ſchneide drauf los in das Kreuz und die Queere!

Doch ſieh, da kommt es keuchend zurück
Vom Linnenkaſten der Frau, und hat
Ein Kaffeetiſchtuch, ſauber und glatt!
Soll das der Mordluſt dienen als Strick,

Um Pichegrü's Mörder, den Kanibalen,
Mit ähnlicher Münze nun zu bezahlen?

Mit nichten! zu Ehren der Majeſtät,
Das Philiſterlein, mit tiefem Reſpekt,
Flugs über den Seſſel das Tüchlein deckt,
Und wonnetrunken ſich bläht und dreht,
Daß ihm, und ſeinem Seſſel, und Tuche
Solch Heil wiederfahren mit ſolchem Beſuche.

Zu athmen vermag das Philiſterlein kaum;
Und eh' es auf ſeinen Haß ſich beſinnt,
Und wieder den Muth zum Morden gewinnt,
Iſt ſchon verſchwunden der Gaſt, wie ein Traum.
Nun ſteht es, und ſtottert, mit offenem Munde,
Und ſchwört, Der ſey mit dem Teufel im Bunde.

Drauf ſoll es ſich haben ſehr gegrämt,
Ob luſtiger Nachbarn Spott und Hohn;
Da iſt es nach London endlich geflohn,
Und hat geholfen, gar unverſchämt,
An einem prächtigen Hauſe zimmern,
Ohn' um die Frage: Für wen? ſich zu kümmern.

A. G. Eberhard.

Sonette.

1.

Was ſäum' ich noch? Was zag' ich an der Quelle,
Die mir den Becher der Geneſung zeigt?
Doch welch ein Blick, der ſich dem meinen neigt,
Wenn bang' ich lauſche wie vor Edens Schwelle!

Hebt Zorn, hebt Sehnſucht ihr des Buſens Welle,
Wenn mir ein Laut aus ſeinem Kerker ſteigt?
O deutet's mir! doch wenn ihr alle ſchweigt:
Schaff ſelbſt, o Herz, in dieſer Nacht dir Helle!

Sobald ihr Blick an mir vorüberſtreift,
Fühl' ich nicht gleiches Beben, gleiches Zagen,
Nicht, wie im Zauber, der mich ſtill ergreift,
Die Wimper mir ſich bebend niederſchlagen?
Wenn dieſer Traum mir einſt zum Leben reift:
Wie ſoll ich, Götter, meine Wonne tragen?

2.

Wie ſoll ich, Götter, meine Wonne tragen?
An ihrer Seite ſaß ich ſtill entzückt;
Mit einer Roſe war die Bruſt geſchmückt,
Um mit des Buſens Schnee den Streit zu wagen.

Die Roſe ſank. Gefühlvoll ihren Klagen,
War ſchnell zur Hülfe meine Hand gezückt;

Da fühlt' ich mich von Fingern ſanft gedrückt,
Die, ſtatt der Roſe, meine Hand umſchlagen.

Ein ſüßer Jrrthum hielt uns eingewiegt,
Zu Boden ſank ihr Blick voll Schaam und
Bangen,
Und wie der Thau ſich an die Blume ſchmiegt,
Sah eine Thrän' ich an der Roſe hangen;
An Roſen wähnt' ich meinen Mund gefügt —
Verwirrung führte mich zu Mund und Wangen.

Adolph Wilhelm Riemſchneider.

Räthſel.

Man ſieht es ſtets mit neuer Luſt,
Jm Garten, an des Mädchens Bruſt;
Nur ſehn und fühlen mag man's nicht
Am eignen, kranken Angeſicht.

E.

Auflöſung des Räthſels Seite 368. Feder.

Der ſchwarze See.

Ein Nachtſtück.

1.

Der Förſter **Willbrand** ſaß mit den Seinen beim Abendimbiß. Der Sturm ſchritt mächtig rauſchend durch den Eichenforſt draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang und ſtill her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm geſtützt, und ſchaute düſter vor ſich hin; Frau **Gertrud** hob von Zeit zu Zeit den thränenſchweren Blick auf das bleiche und verſtörte Geſicht ihres Mannes und ſeufzte. Endlich wagte ſie es, reichte ihm die Hand über den Tiſch hin und ſprach mit zitternder Stimme: „Wo warſt du wieder ſo lange, **Traugott**?" — **Will-**

brand ſchrack empor, wie aus einem böſen Traume, und wandte ſich ab von ihr. „Was ſoll das Fragen?“ entgegnete er finſter nach einer Weile: „Ich war in der Stadt!“ — „Und haſt du deinen Handel abgeſchloſſen?“ fuhr Gertrud fort. Er ſchlug ein grimmiges Gelächter auf: „Handel! Ja wohl Handel! ein böſer Handel. Bete du nur fein fleißig, daß er nicht zum Abſchluß kommt!“ Er ſprang auf. Die Andern erhoben ſich gleichfalls. Eliſabeth, die Tochter, wollte nach gewohnter Sitte das Gebet ſprechen, doch Willbrand rief: „Laß mir das Beten! Kanns alleweil nicht brauchen. Wer mit Menſchen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel verſuchen!“ — Frau Gertrud ſchlich weinend nach der Kammer; Eliſabeth aber faltete die Hände über die Bruſt und ſah ihren Vater an, ernſt und feſt, daß er es nicht ertragen konnte, ſondern ſich umkehrte und eine Büchſe von der Wand langend ſich etwas damit zu ſchaffen machte, ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Eliſabeth winkte den beiden Jägerburſchen, daß ſie ſich entfernten, dann ging ſie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu ſprechen, denn jetzo ſey der rechte Augenblick, der wohl ſobald nicht wiederkehre.

Gertrud näherte ſich Willbranden, und legte ſanft die Hand auf ſeine Schulter. Willbrand ſchien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchſenſchloß. „Haſt du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?“ hub Gertrud endlich ſanft und leiſe an. „Hab’ ich nicht neunzehn Jahre Freud’ und Leid’ mit dir getragen: warum wendeſt du nun dein Herz von mir ab? Du biſt auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit iſt! Vertraue mir! Habe ich doch ſonſt wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich dir auch jetzo helfen.“

„Haſt du Geld?“ fuhr Willbrand heraus, ohne ſich umzuſehen — „Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!“

„Ich kenne dich gar nicht mehr,“ entgegnete Gertrud. „Nach vielem Gelde hat ja ſonſt nimmer dein Sinn geſtanden. Aber ſeitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen ſprach hier im Gebirge, ſeitdem biſt du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit dir. Nirgends Raſt, nirgends Ruhe, als ob dich das böſe Gewiſſen triebe! Es iſt kein gutes Zeichen, Traugott, wenns einem zu Hauſe nicht mehr gefällt.“

Willbrand hing die Büchſe an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Immer ärger wird's!“ hub er endlich an — „ja du haſt wohl recht. Einen ſteilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle: wer einmal ſeinen Fuß darauf geſetzt, der muß auch wider ſeinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt denn noch? — zum Raub, zum Mord! es ſind nur wenige Schritte — immer raſcher geht's ſturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kommt!“

Er warf ſich in den Großvaterſtuhl, an welchem er eben ſtand, und legte den Kopf auf die Armlehne deſſelben. Gertrud ſtand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finſterer Abgrund, in den ſie ſchaudernd hinabſchaute.

Da ließ ſich draußen im Walde dreimal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe ſchlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tiſche lag, erhub ſich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. „Wer kann das noch ſeyn ſo ſpät?“ ſprach Gertrud ängſtlich, und eilte nach dem Fenſter. Das Thor ward aufgemacht; ſie unterſchied in der Dämmerung eine lange Mannsgeſtalt, die über den Hof auf das Haus zuſchritt. „So helfe uns Gott!“ ſchrie ſie auf — „das iſt der fremde Jäger! Schau, wie die Hunde ſich vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!“

Willbrand hob den Kopf empor und ſprach: „Du thuſt ihm Unrecht, Gertrud! das iſt ein wackrer Geſell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Ausſehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht ſo weit mit mir gekommen.“ Er ſtand auf, dem Gaſt die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn ins Gemach, und befahl ſeiner Frau, für des werthen Beſuches Erquikkung und Bequemlichkeit zu ſorgen. Gertrud gehorchte mit ſchwerem Herzen.

Der Fremde warf lange Zeit ſchweigend forſchende Blicke umher aus den dunkeln Augen; ſchweigend ging Gertrud, den Gaſt bedienend, ab und zu; auch Willbrand ſchwieg, und ſchien mit ſich ſelbſt um einen wichtigen Entſchluß zu ringen. Endlich begann jener: „Wo habt ihr euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erſte Mal bei euch war, ward mir's nicht ſo gut, ſie zu ſehen, und faſt bedünkt mich, als ſolle ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt ſeyn. Dennoch aber, ich will's euch nicht länger verhehlen, iſt ſie es eigentlich, die mich zu euch geführt hat."

Indem Gertrud ihn über dieſe Worte verwundert und faſt erſchrocken anſah, trat Eliſabeth aus der Kammer. Der Fremde erhub ſich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er ſeine Schritte, und ſtarrte ſie ſchweigend an. Eliſabeth ſenkte erröthend den Blick zur Erde in mädchenhafter Verwirrung; bald aber ſchlug ſie die großen, blauen Augen wieder empor, und ſah dem vor ihr Stehenden ernſt und fragend in das finſtere Antlitz. Ein leiſes Lächeln flog über dieſes, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat näher und ſprach: „Vergebt mir, wenn ich über euerm Anſchauen meinen Gruß vergeſſen habe. Ich hoffe, es wieder gut zu machen, indem ich euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht euch gleichfalls an“ — er wandte ſich gegen Willbrand und ſeine Frau — „denn er iſt vom Hauptmannn Leuthold, des Oberförſters Leuthold Sohne.“

Eliſabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief, wie aus dem Traum erwachend: „Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So ſeyd mir doppelt willkommen! Faſt hielten wir ihn ſchon für todt.“

„Sagtet ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?“ fragte Gertrud, und faltete ihre Hände.

„Ja, ſo ſagte ich,“ entgegnete der Fremde — „denn er iſt's.“

„O, ſo erzählt uns doch, wie er zu ſolchen Ehren gekommen,“ fuhr Gertrud fort. „Mir iſt's, als ſprächt ihr von meinem Sohne. Und wahrlich, faſt darf ich ihn mit Recht ſo nennen; denn nach ſeiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei ſeinem Vater heimiſch, bis ihn der ewige Unfriede mit dieſem endlich von dannen trieb: es ſind jetzt gerade vier Jahre.“

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verſchiedenes aus Leuthold's Leben, wie er damals Dienſte genommen bei den Schweden, die in Pohlen ſtanden; wie das Glück ihm gar beſonders wohlgewollt, daß ſein Oberſt ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich ſelbſt in der Schlacht bei Clißow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienst erzeigt, und dieser der Grund ihrer Bekanntschaft geworden, wie er dann in allen ihren Gesprächen stets mit großer Liebe seiner Heimat gedacht, und sich gesehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reise in diese Gegend ihm das Wort abgenommen, die alten Freunde heimzusuchen und seiner theuren Jugendgespielin Elisabeth ein Zeichen seines noch immer freudig und sehnsüchtig fortlebenden Andenkens zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen schönen Ring, und bat, ihn selbst an ihren Finger stecken zu dürfen. Elisabeth sah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Hast. Da sie ihm darüber ins Gesicht schaute, ward ihr fast unheimlich zu Muthe, denn ein gar seltsam trium-

---

*) 1702.

phirendes Lächeln zuckte um ſeinen Mund, und aus den tiefliegenden Augen ſchoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; ſie hätte ihn gerne wieder abgezogen, allein ſie wagte es nicht.

Willbrand ſowohl als ſeine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin- und Herfragens und Erzählens ward kein Ende. Der Förſter hieß die letzte, lange aufgeſparte Flaſche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gaſt gab es nicht zu, ſondern holte ſelbſt aus ſeinem Waidſack eine große Korbflaſche voll feurigen Ungarweins herbei, ſchenkte die Gläſer voll und munterte zum Trinken auf. **Willbrand** that fleißig Beſcheid. Der edle Rebenſaft ſchien leicht hinwegſpülend jede Sorge von ſeinem Herzen, jedes ſchwere Bewußtſeyn von ſeiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glaſe munterer, und fing an, allerlei Schwänke und luſtige Jägerſtücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Geſpräch bald auf das Gebirge, an deſſen Fuße Willbrands Wohnung ſtand, auf deſſen wunderbare Beſchaffenheit, und die Sagen, welche davon noch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu. Doch plötzlich ſtockte Jener in ſeiner Rede, ſchaute ſtarr vor ſich hin, und ein finſterer Schatten zog über ſeine, von Wein und Geſpräch freudig belebten Züge.

„Was iſt euch?“ rief der Gaſt. „Habt ihr Furcht vor euren eignen Worten? Sprecht weiter. Ich habe große Luſt an ſolchen Dingen. Je grauſer, deſto beſſer!“

Er ſchenkte ihm bei dieſen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es haſtig, und leerte es auf einen Zug. „Nun ja,“ rief er — „ihr habt wohl recht, ich bin ein Narr, und fürchte mich vor meinen eigenen Worten. Es ſind freilich nur Worte, es iſt ein Geſpräch beim Glaſe Wein, es iſt hier im Zimmer, hierinnen, daß wir ſprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergſtrom ihre heiſern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunkeln Wellen ſo ſchaurig an das Ufer klatſchen und die Felſen ringsum jedes leiſe Wort vielfach zurückſprechen, als wollten ſie es der Waſſerfey berichten, die drunten hauſt in dem tiefen, ſchwarzen Waſſerſchlunde; da möcht' ich euch freilich ſolch Geſpräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's euch ſagen – es iſt was entſetzliches um ſolche Reden, und leicht webt ihr aus euren eignen Worten euch ein Netz um's Haupt, das euch hinunterreißt zur Hölle!“

„Eben recht, daß ihr des Bergſees gedenkt!“ rief der Andre. Da laß ich euch nicht los; denn dahin ſteht mein Sinn vor allem.“

Willbrand aber ſchien nicht auf ihn zu hören, hatte die Arme auf den Tiſch geſtützt, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau **Gertrud** das Wort und erzählte dem Gaſt, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen ſey, beinah rings um von mächtig hohen ſchroffen Felſen umgeben, dem Anſchein nach von ganz ſchwarzer Farbe, obwohl das Waſſer hell und klar, und habe deſſen Tiefe auch kein Menſch zu ergründen vermocht. Von dieſem See nun gehe die Rede, daß darin eine Hexe oder Waſſerfey ihr Weſen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen ſchon an ſich gelockt, der dann verſchwunden ſey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheim geſtellt ſeyn laſſen; doch ſey ſo viel gewiß, daß oft bei ſtillem Wetter der See anfange zu brauſen und zu wogen, man wiſſe nicht, woher, noch warum, oft bei heiterm Himmel aus ſeinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporſtiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donnern, Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge ſolches Naturſpiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gelegt haben.

„Ja, ja, erklärt nur immer alles ſein natürlich!“ ſprach Willbrand mit dumpfer Stimme. „Das haſt du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur immer zu, und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See geſtanden, hättet ihr's gemacht, wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Waſſer hinabzuſchicken, und hättet geſehen, wie es anfing zu kochen und zu brauſen, und die wunderſamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Waſſerfey — hu! mich friert

Gebt mir noch ein Glas von eurem Weine! Ich ſag' euch, Herr, es iſt kein Mährlein, ich habe das Waſſerbild ſehen ſitzen mitten auf dem See; ich habe ihre Stimme gehört durch Sturm und Donner — noch geſtern erſt, geſtern Nacht, Herr! — Wenn euer Wein nicht mächtig wäre in mir: ich müßt' erſtarren vor Grauſen noch jetzt, da ich's euch erzähle."

Er ſtürzte ſein Glas aus, und rückte vertraulich dem Fremden näher, der friſch einſchenkte. Gertrud ſah ängſtlich auf ihren Mann und dann ihre Tochter an. Eliſabeth horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Schaut nun," begann Willbrand von neuem — „es ſoll vor Alters ein Herzog oder Fürſt dieſer Gegend geweſen ſeyn, dem ſich die Waſſerfey zu Liebe ergeben, und der mit ihr ſolchergeſtalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich ſchon greis und alt zu werden anfing, trug es ſich zu, daß ſeine eignen Söhne, denen nach der Herrſchaft gelüſtete, ihn mit Krieg überzogen, ſein Heer ſchlugen in großer Feldſchlacht, und, da er mit genauer Noth auf flüchtigem Roß entronnen, einen Preis ſetzten auf des Vaters Leben, und ihn belagerten in ſeiner Burg. — Da nun der alte Fürſt wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, belud er ſeine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen ſeinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geſchloſſen mit ſeinem jüngſten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdiſchen Gang, der ſich ins Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem ſchwarzen See. Und als die Diener alle auf ſein Geheiß hinabgeſtiegen waren in das Felſenthal, fing das Waſſer an ſich zu erheben mit Macht, und trat wüthend über ſeine Ufer und verſchlang die Diener alleſammt, mit all' den Schätzen, die ſie trugen. Der alte Fürſt aber, da er ſolchergeſtalt ſeine Güter geborgen ſah, ſagte er dem Leben Valet, und ſtürzte ſich von der Klippe, auf der er ſtand, gleichfalls hinab in den See, der Liebſten in die Arme, die ihm eine Ruheſtatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da ſitzt ſie nun ſeit mehr als tauſend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und ſeine Schätze. Wenn aber einer kommt, der ſich los und ledig gemacht hat von allem, was ſein Herz und ſeine Hand bindet auf Erden, und ſich ihrem Dienſte ganz ergiebt, und zum Zeichen deſſen einen goldenen Fingerreif, den ihm der Prieſter vor'm Altare an die Hand geſteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, ſo wird ſie demſelben hinwiederum zu Willen ſeyn, in Allem, was er begehrt, und ihm freie Macht geben, zu ſchalten über alle ihre Schätze."

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, ſprang jetzt auf, ſeine Augen flammten: „Um Mitternacht?"

rief er. „Wie weit iſt es von hier nach dem See?“

„Zwei Stunden etwa,“ entgegnete **Willbrand** — „wenn ihr gut zu Fuße ſeid.“

„Nun wohl!“ fuhr Jener fort — „ſo bitt' ich euch, beſchreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe.“

Willbrand ſtarrte beſtürzt und erſchrokken an ihm hinauf. **Gertrud** ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieſer Stunde?“

„Wohl will ich es,“ ſprach der Fremde — „und jetzt zu dieſer Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl geſtimmt zu ſolchem Abentheuer. Beſchreibt mir ſchnell den Weg! Ich muß die Waſſerjungfer kennen lernen.“

Willbrand ſprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm erfaßte: „Ich rath' euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und ſollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben, warten nicht auf euch.“

Der Fremde ſah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt euch nur keine Mühe!“ ſprach er. „Mein Wille iſt in guter Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt ihr mir den Weg nicht zeigen, nun ſo find' ich ihn wohl allein. Gehabt euch wohl!“

Er griff bei dieſen Worten nach ſeiner Jagdtaſche und ſeinem Gewehr, und wandte ſich zum Abſchied. Willbrand aber ſprang nach der Thür, ſich ihm in den Weg ſtellend; ſein Geſicht glühte von Wein und Zorn, ſeine Augen rollten fürchterlich, ſeine Lippen bebten. „Halt!“ ſchrie er ihm zu: „nicht von der Stelle! Ich laſſe euch nicht.“ — Der Andere blieb ruhig vor ihm ſtehen, und ſchaute ihn eine Weile an. „Du Thor!“ begann er endlich, „was begehrſt du denn? Du kannſt den Schatz ja doch nicht heben. Dir ſind ja Herz und Hand gebunden: du haſt Weib und Kind!“

Willbrand ſchlug die Augen zur Erde und ſprach dumpf: „Das iſt nicht deine Sorge. Kein Knoten iſt zu feſt, er kann gelöſt, oder — zerſchnitten werden. Wer mag das wiſſen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Waſſerfey iſt meine Braut, und ich duld' es nicht, daß du ihrer begehrſt!“

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, ſchleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und ſchritt gelaſſen hinaus. Willbrand ſtand einen Augenblick ohne Regung, dann ſtürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchſe herab und wollte Jenem folgen. Doch lautſchreiend warfen Gertrud und Eliſabeth ſich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. „Laßt mich los!“ ſchrie er — „ich muß ihm nach! Es geht um ſein oder mein Leben.“ Man vernahm draußen die Stimme des Fremden, der dem Jägerburſchen befahl, das Thor zu öffnen. „Laßt mich los!“ ſchrie Willbrand noch einmal, oder es geht zuerſt um euer Leben! Ihr ſeyd es ja ohnedies, die zwiſchen mir und meinem Glücke ſtehen. Ihr müßt doch fort!" — Da ließ Gertrud ihre Arme ſinken, wandte ſich ab, und verhüllte ihr Geſicht; Eliſabeth aber warf ſich vor ihrem Vater nieder, und umſtrickte weinend ſeine Knie nur noch feſter.

„Willbrand! Willbrand!" rief Gertrud im höchſten Schmerz. „So weit iſt es mit dir gekommen! Hab ich das um dich verdient?"

Sein Blick ſenkte ſich nieder auf das in Thränen ſchwimmende Geſicht ſeiner Tochter, die flehend zu ihm emporſchaute. Er machte ſich ſanft von ihr los, hob ſie empor, und ſetzte ſich auf einen Stuhl, der in der Nähe ſtand. Keines ſprach ein Wort. Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leiſe, wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin? Wo iſt denn ein

Ausweg?" Und nach einer Weile ſich zu ſeiner Frau wendend: „Schafft Geld!" fuhr er fort — „ſchafft Geld! Sonſt ſind wir alleſammt verloren!"

Die Förſterin ging ſchnell nach einem Wandſchrank, holte daraus ein ſaubres Käſtchen hervor, ſtellte es auf den Tiſch und ſchloß es auf. „Das war für die höchſte Noth aufgeſpart;" ſprach ſie weinend — „ich dacht' es nie zu brauchen: nimm und verkauf! Ich will nicht weiter fragen."

Willbrand warf einen trüben Blick auf den ſilbernen Becher und die gehenkelten, goldnen und ſilbernen Schauſtücke, die in dem Käſtchen lagen. Eliſabeth zog ihren Ring vom Finger, und legte ihn ſchweigend oben drauf. „Ach wenn das nur helfen könnte!" ſeufzte Willbrand. „Doch" — rief er plötzlich aus und ſprang empor — „wenn ich noch einmal — nur einmal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch einmal will ich es verſuchen. Zum letztenmal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder."

Er raffte mit dieſen Worten alles zuſammen, und ſteckte es zu ſich; den Ring aber, welchen Eliſabeth dazu gelegt hatte, ſchob er zurück. „Wo willſt du hin, Willbrand?" rief Gertrud. „Nach der Stadt!" entgegnete er. „Es iſt der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für euch! Ich komme bald wieder."

Er ging mit ſchnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden ſahen ihm ſchweigend nach: dann ſank Gertrud auf ihre Knie, und hob in inbrünſtigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Eliſabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als ſie geendet, legte die Tochter ſchweigend das Haupt an ihrer Mutter Bruſt, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Weſten; die Berge warfen lange Schatten vor ſich hin. Eliſabeth ſaß einſam auf einem waldigten Hügel ſeitwärts von der Förſterei, und ſchaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit ſeinen reichſten Lichtern ſchmückte.

Willbrand war ſeit mehrern Tagen abweſend, und hatte nichts von ſich hören laſſen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergſchatten ſtreckten ſich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächſten Dörfern ſchwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Weſten, der leiſe flüſternd an ihr vorüberſtrich, zog eine ſtille Wehmuth durch ihre Bruſt: in das bange Gefühl der Gegenwart miſchte ſich die Erinnerung heiterer Vergangenheit; in friſchem Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh geſtorbener, geliebter Bruder und Leuthold, ihr Geſpiele, winkten ihr liebreich zu, und da ſie an dieſen dachte, ſtellte ſich, ſie ſelbſt überraſchend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber ſie ſtanden Alle in weiter, weiter Ferne, ſie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht faſſen, und indem ihr Blick ſich ſchmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam ſie ſich unbeſchreiblich einſam und verlaſſen vor.

Jenſeit der Schlucht, in welcher die Förſterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle ins Auge, die ſich durch zwei hoch von Steinen aufgethürmte Hügel weithin auszeichnete. Hier ſollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter geſtorben ſeyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreytägigem Umherirren ſich endlich auf dieſer Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zuſammentreffens aber vom Tode überraſcht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden Steinen auf, und noch jezt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf dieſe Begebenheit, welches Eliſabeth in frühern Tagen oft geſungen, regte ſeine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; ſie erſchien ſich ſelbſt, wie das verlaſſene Mädchen, und leiſe hub ſie an zu ſingen:

Mutter hat ihr Kind gelaſſen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch ſchon erblaſſen,
Und der Sturmwind macht ſich auf!
Mutter, wer wird bei ihm ſeyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesſtimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tauſend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, ſauſt der Wind,
Hörſt du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angſt und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,
Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findets nimmermehr!

Doch als ſich der dritte neiget,
Mutter, ſchau, an Berges Höh',
Schau, was hoch ſich dorten zeiget,
Weiß, wie friſch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendſchein
Leuchtend ſteht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet ſeyn!
Und Gott hört ſie: ſonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, ſchau, im Abendſtrale,
Leuchtend wie der friſche Schnee,

Ragen hoch die Todes-Maale
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in ſchmerzlicher Sehnſucht breitete ſie ihre Arme aus in die Luft, und gern hätte ſie auch in dieſem Augenblick ihre geliebte Mutter umfaſſen und mit ihr ſterben mögen.

Da rauſchte es in den Gebüſchen, und als ſie ſich wandte, ſah ſie die hohe Geſtalt des fremden Jägers vor ſich ſtehen. Erſchrocken ſprang ſie auf. „Eliſabeth!“ ſprach der Fremde ſanft, und trat ihr näher. Sie wollte fliehen. „Eliſabeth!“ ſprach er noch einmal und noch ſanfter. Sie ſah ihn an. Es waren nicht mehr die finſtern, ſtrengen Züge, die ſie geſtern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten: die dunkeln Augen blickten ſo mild; ſein ganzes Antlitz war nur eine ſtill beſcheidene

Bitte. Sie ſtand, und fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung ſchlagen.

„Warum wollt ihr mich fliehen?“ begann er. „Schon ſeit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, euch zu ſehen, ohne Raſt um eure Wohnung her. Ihr habt mich an euch gebannt, Eliſabeth, und mögt nun zuſehen, wie ihr meiner wieder ledig werdet.“

Eliſabeth ſchlug erröthend die Augen nieder, und ſprach mit leiſer Stimme: „Wißt ihr nichts von meinem Vater?“ Der Fremde ſchüttelte verneinend den Kopf. — „Wart ihr am ſchwarzen See?“ fuhr ſie fort. — Er ſah ſie lange ſchweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: „Könnt ihr mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der euch geſehen hat, darf ſich vermeſſen, daß er freien Herzens ſey? — Ja, ich war am ſchwarzen See, noch in derſelben Nacht, da ich bei euch geweſen; ich hatte ſchon drei Steine hinabgeworfen und die Waſſerfey gerufen; das Waſſer fing an zu brauſen und zu kochen, und ſchon hatte ich dieſen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen, und mich ihr zu ewigem Dienſt zu weihen: da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnſinns um meine Stirn; es war, als ob eine unſichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem ſteilen Ufer, und als ich in die Höhe ſchaute, ſah ich euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See ſtiegen; ja, ihr wart es leibhaftig und ſchwebtet über dem hölliſchen Spuk, wie mein ſchützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja ſchon ſeit dem Augenblick, da ich euch geſehen, nicht mehr frei geweſen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die ſo lange ſchon heimlich darin gewohnt, jetzo ſiegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdiſche und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heiſern Stimmen aus den Klüften und Felſenriſſen flüſterten und krächzten, ſondern rief: „Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir hab ich mich ergeben, ſondern dem Himmel: du haſt fürder keinen Theil an mir!“ — Und ſo eilte ich raſch, ohne mich weiter umzuſehen, den Berg hinab. Ein greuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenſtämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen ſich die Gebirgewaſſer in meinen Weg; aber die Gedanken an euch gaben mir übermenſchliche Kräfte, und Gottes Hand war ſichtlich über mir: ſo kam ich durch.“

Während er ſo ſprach, ſtand Eliſabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; ſie wagte es weder ihn anzuſehen, noch ihre Hand aus ſeiner zu ziehen, und als er jetzt ſchwieg, war ſie keines Wortes mächtig.

„Ja, Gottes Hand war über mir;“ fuhr er fort — „er wollte ſein Werk nicht unvollender laſſen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele — denn ach! Eliſabeth, ich ſtand an einem Abgrund, der fürchterlicher iſt, als jener ſchwarze See — und ſiehe! er ſandte mir in der Liebe zu euch ſichtbar ſeinen rettenden Engel. —"

„Stoßt dieſe Liebe nicht von euch! Alle meine Hoffnung dieſſeits und jenſeits hängt an eurem Worte. — Schon bei meinem erſten Beſuche bei eurem Vater ſah ich euch, ohne daß ihr mich ſahet; die Reinheit eurer Seele, die Hohheit eures Geiſtes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeſchlagenen Buche lieſet mein Blick in der Menſchen Bruſt — und ſie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte ſey, daß ich nur mit euch verbunden das Höchſte erringen könne, was das Leben bietet. Noch einmal zwar, in jener Nacht bei eurem Vater, ſiegte das Böſe über mich, allein zum letztenmale. Hier auf dieſer

Stelle entſage ich von nun an dem finſtern Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und dir!“

Seine Stimme war laut und ſtark geworden bei den letzten Worten.

Eliſabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der ſiegend und gewaltig aus ſeinen Augen brach, ſenkte ſie ihn ſchnell wieder, und indem ſie bebend ihre Hand der ſeinigen entzog, fiel er auf den Ring, den ſie am Finger trug. Da ſtand plötzlich das Bild Leutholds, des trauten Jugendgeſpielen, vor ihr, ſtreckte die Hände flehend nach ihr aus, und ſchaute ſie aus den blauen Augen ſo wehmüthig an. Schnell hielt ſie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: „Seid ihr Leutholds Freund?“

Er verſtummte einen Augenblick; ſein Geſicht verdüſterte ſich. „Wohl, ich merke,“ ſprach er endlich mit Bitterkeit — „was ihr mit dieſer Frage wollt. Ja, ich bin ſein Freund:

er hat ſein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit, es wieder für ihn aufs Spiel zu ſetzen, doch euch entſagen, das werde ich nie! Nur euer Wort entſcheidet mein Loos meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt euch; wohl! ich euch. Kein früheres Verſprechen bindet euch an ihn; ich weiß es: ihr ſeyd frei. Selbſt dieſer Ring ſpricht nicht für ihn, er ſpricht für mich, Eliſabeth: denn mein Ring iſt es, den ihr tragt.

„Nicht von Leuthold?" ſtammelte Eliſabeth.

„Nein, nicht von ihm!" rief er mit ſtarker Stimme — „das war nur ein Vorwand, Eliſabeth, den du meiner Liebe vergeben magſt. Von mir haſt du den Ring! Mit ihm hab' ich dich zu meiner Braut geweiht, du Herrlichſte deines Geſchlechtes, und mir gehörſt du an. Drei Tage und drei Nächte haſt du ihn getragen: die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben ſiehſt, hat ſtill ihr unſichtbares Netz um dich gewoben: du kannſt nicht mehr entfliehen. Du biſt mein! du muß mein ſeyn! und Fluch und Verderben Jedem, der mir dich entreißen wollte!“

Eliſabeth ſah zitternd zu ihm empor; ſeine Wangen, vom letzten Abendſtrahl noch höher geröthetet, brannten in dunkler Glut, ſeine Augen ſtanden wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innerſten ihres Weſens; und da er in dieſem Augenblick, auf ſie zuſchreitend, ſie mit ſeinem Arm umſchlingen wollte, entriß ſie ſich ihm mit Macht, und eilte in raſcher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte ſeine flehende Stimme hinter ſich, ſie vernahm ſeine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges beſſer kundig, und begünſtigt von der einfallenden Dämmerung, gewann ſie den Vorſprung, und erreichte das Haus, wo ſie bleich und athemlos zu den Füßen ihrer Mutter ſank.

3.

Es war am Abend des folgenden Tages ſpät, da ſaßen Mutter und Tochter noch bei einander im ſtillen Gemach, und harrten, wiederum vergeblich wie es ſchien, auf Willbrands Rückkehr. Das Geſpräch, welches die ängſtliche Erwartung, die ihnen die Bruſt zuſammenpreßte, ſchon längſt nicht recht hatte aufkommen laſſen, war jetzt gänzlich verſtummt; man hörte die Kerze kniſtern, die auf dem Tiſch ſtand; der Perpendickel der Wanduhr rechnete ihnen mit ſeiner heiſern Stimme leiſe und bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

„Wieder nicht!“ ſeufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elfe ſchlug. Und auch Georg kehrte nicht zurück und bringt keine Nachricht!“

Eliſabeth erſchrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, ſchlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und ſchaute mit verſtörten Blicken umher. Seit dem geſtrigen Geſpräch mit dem Fremden, war aller Friede von ihr gewichen; ſie fühlte ſich in ihrem Innern höchſt verworren und zerriſſen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte ſie des Fremden gedenken, und dennoch wollte ſein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer ſtand im rothen Abendſcheine die hohe Geſtalt vor ihr, als fühlte ſie noch die dunkle Glut ſeiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte ſie ſeine Stimme, die ihr ſo flehend nachrief, und zu gleicher Zeit ſah ſie Leutholds Bild in der Ferne, das bittend ſeine Arme nach ihr ausſtreckte. Mit Gewalt wollte ſie ſich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete ſie zu ihrem Gebetbuche, in dem ſie ſo oft Troſt gefunden; diesmal vermochte ſie die wild ſchweifenden Gedanken nicht zu ſammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Bruſt, und mit Entſetzen mußte ſie ſich des unſichtbaren Netzes erinnern, deſſen der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um ſie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen ſey.

„Er kommt wieder nicht, Eliſabeth!" wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verfloſſene Viertelſtunde anzeigte.

„Ach!" rief Eliſabeth haſtig — „wär' er doch nie gekommen!"

Gertrud ſah ſie verwundert an, und ſchüttelte den Kopf: „Von wem ſprichſt du, mein Kind? Noch immer ſind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater."

Eliſabeth ſchlug die Augen nieder. „Nun ja," hub ſie nach einer Weile an — „wer weiß — mir graut vor ſeiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böſe Ahnung. Möge Gott ſich erbarmen, daß ſie uns nicht ausgeht!"

Beide ſchwiegen wieder. Eine Eule hatte ſich unterdeſſen vor dem Fenſter auf die Gartenmauer geſetzt, und krächzte eine gar traurige Weiſe. Gertrud ſah ihre Tochter an; dieſe aber ſchien nichts zu hören. Sie hatte die Augen ſtarr auf einen Fleck gerichtet, ihre Lippen bewegten ſich, als ob ſie mit ſich ſelber ſpräche, auf ihren Wangen wechſelte Glut und Bläſſe, ſo daß Gertrud endlich aufſtand, und, ſie beſorgt bei der Hand faſſend, ſich neben ſie ſetzte. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing ſie leiſe und haſtig anzuſprechen: „Das Waſſer kommt — es kommt immer näher! Siehſt du die Waſſerwand? Sie wälzt ſich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwerdt weg! Wirf es hinaus ins Waſſer! Mir graut davor. Das gilt dir, Mutter! – Weh! da ſtürzt die Waſſerwand herein — alles im See, rettet euch!“

Sie ſprang in die Höh', und wollte ihre Mutter mit ſich fortziehen. „Eliſabeth! mein Kind!“ rief dieſe ängſtlich — „was haſt du vor? beſinne dich! du biſt bei mir, du biſt bei deiner Mutter!“ Da wandte ſie ſich, ſah ihre Mutter an, und legte die Hand an die

Stirne: „Wo bin ich denn?“ ſprach ſie verwundert. „Ich habe wohl geſchlafen, und mir hat geträumt? Das war ein ſeltſamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!“

Indem trat Heinrich, der Jägerburſche, herein. Er brachte die Schlüſſel des äußern Hofthores. „Es muß heut’“ hub er an — „wieder einmal etwas gar beſonderes los ſeyn im Gebirge. Ich habe dem Weſen wohl ſchon eine Stunde zugehört. Das iſt ein Sauſen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinſtern Nacht. Dabei iſt es ſo ſtill, ſo bang’ hier unten, kein Lüftchen regt ſich; und doch rauſcht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als ob die alten Bäume ſelber ſich ſchüttelten vor heimlichem Grauen.“

Gertrud faltete ängſtlich die Hände und ſprach: „Das bedeutet ſicherlich wieder ein ſchweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!“

Sie hatte kaum ausgeſprochen, als ein ſtarkes Pochen an der äußern Thür ſich vernehmen ließ. „Das iſt er!“ rief ſie. „Ich kenne es am Klopfen.“

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenſter. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burſchen ſprach. Der Letztere kehrte nach dem Hauſe zurück, warf Büchſe und Jagdtaſche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verſchloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte ſo heftig, daß ſie ſich ſetzen mußte. Eliſabeth ſtellte ſich neben ſie und faßte ihre Hand. Die Thür flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle, Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle ſeine Züge verzerrt und entſtellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß das Blut, ohne daß er es zu merken ſchien, über ſein Geſicht herab, und vollendete das Gräßliche ſeiner Erſcheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib“ begann Willbrand mit dumpfer, heiſerer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben — „was erſchrickſt du? was heulſt du, Weib? Ich kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig ſtill! s' könnts einer hören; das gäb Verdacht.“ Er trat in die Stube, und warf die Thüre zu. Seine Schrítte waren unſicher und ſchwankend. Er lehnte ſein Gewehr in die Ecke; den Hirſchfänger behielt er an der Seite.

„Ich kanns nicht leiden!“ hub er von neuem an, auf und abſchreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübſeligen Geſichter nicht leiden. Fort, fort damit! Luſtig muß es hergehn. Beim Teufel, luſtig will ich ſeyn! Ich wills. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen: nun iſt's aus. Ich will um euretwilten nicht am Galgen ſterben.“ — Er warf ſich in den Lehnſtuhl, und ſtützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: „Ja, wär' der Amtmannsſohn dein Mann geworden: was gilts, der hätte freundlichere Geſichter geſehen! Den liebte ſie; mich nahm ſie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergeſſen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müſſen. Weh dir, daß du mich jetzt daran erinnerſt, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen, heute gehts zu Ende! Heut' iſts dein Tod.“

Er ſprang empor, und näherte ſich dem Tiſche, neben welchem Gertrud ſaß. Sie ſchrie auf, und ſprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Eliſabeth trat ſchützend vor ſie. Willbrand aber ſtand plötzlich, und betrachtete ſeine rechte Hand, die voll Blut geworden war; dann trat er zu dem Tiſche, und fuhr langſam mit den Fingern darüber hin, ſo daß vier blutige Streifen darauf zu ſehen waren.

„Schau her!“ rief er — „da ſiehts geſchrieben. Vier Buchſtaben — ganz recht. Vier blutige Buchſtaben. Kannſt du leſen? So ſtehn ſie im Himmel geſchrieben, oder in der Hölle – weiß nicht! Doch keines Menſchen Hand löſcht ſie aus. Ich muß. Es ſteht geſchrieben. — Und wer iſt denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübſeligen Geſichter, ho! und die verſteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hauſe trieben? Ohne ſie hätt’ ich nicht getrunken, ohne ſie hätt’ ich nicht geſpielt, ohne ſie wär’ ich nicht zum Diebe geworden. Hei, luſtig, luſtig, nun gehts immer weiter! Merk wohl auf, ich will dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen ſollte für das Holz — merk’ auf! — die ſind verſpielt, verloren — ich mußt’ am Galgen ſterben, ohne Gnade: wer ſollte mich retten? — Nun ſchau, da hab' ich mich der Waſſerfey verlobt im ſchwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, ſie wird mich retten von der Schmach, aber du — du mußt — nun, könnt ihr noch nicht leſen? Da ſtehts geſchrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchſtaben! leſt! Es iſt euer Urtheil: ihr müßt ſterben.“

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, ſeine Augen rollten — er riß den Hirſchfänger aus der Scheide, ſprang nach der Thür und ſchloß zu. Gertrud fiel auf ihre Kniee, und ſtreckte flehend die Arme nach ihm aus. „Willbrand! Willbrand!“ ſchrie ſie bebend mit erſtickter Stimme — „was willſt du thun?“

Indem erhub ſich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm raſete durch den Wald, der Donner krachte, und zwiſchendurch brach ein entſetzliches Rauſchen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand ſtand horchend. „Sie iſts, ſie kommt!“ rief er. „Die Waſſerfluth begräbt die That, und wäſcht das Blut ab von meinen Händen.“ — Ein Windſtoß ſchlug an das Fenſter, und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud ſank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — „Heiſa!“ ſchrie Willbrand — „nun kommt die Muſik, nun kommen die Gäſte, nun gehts zum Tanz!“ —

Es war eine groſze Eule, die der raſende Sturm herein geworfen hatte. Sie erhub ſich ziſchend und glappend, und umkreiſte, einen Ausweg ſuchend, mit ſchwerem Fluge Willbrands Haupt.

„Heult nur, und ziſcht nur!“ fuhr dieſer fort — „ſo gehts luſtig! Heiſa! Die ganze Welt fängt an ſich zu drehen. So iſts recht. Nun wird der Muth auch kommen in die ſeigen Glieder. Friſch, mein Jäger! Haſt du nicht Blut genug vergoſſen in deinem Leben? Blut iſt Blut! Nichts weiter. Friſch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf! Nun gilts!“ — Er ſchritt taumelnd mit dem geſchwungenen Eiſen auf Gertruden zu. — Eliſabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beſchäftigt geweſen war, ſprang jetzt in die Höh, erfaßte ſchnell ein kleines Krucifix, welches auf dem Kaminſims ſtand, und trat ihrem Vater entſchloſſen in den Weg. „Halt ein!“ rief ſie mit ſtarker Stimme, ihm das Krucifix entgegen ſtreckend — „halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein“! — Willbrand ſtarrte ſie an.

„Haſt du den Muth,“ fuhr ſie fort — „im Angeſichte deines Erlöſers — willſt du ſein Blut, das er für dich vergoſſen, ihm mit dem unſchuldigen Blute der Deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle!

Dein Sieger iſt über dich kommen! in ſeinem Namen verfluch' ich dich! in ſeinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von dieſem, den du beſtrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutiges Opfer ſeyn muß, um ihn zu retten: hier iſts, ich bins, nimm mich! —" Sie fiel auf ihre Knie. — — „Hier bin ich, Vater! rette dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! Von deinen Händen ſchmerzt der Tod mich nicht."

Dieſe letzten Worte vernahm Gertrud, indem ſie, wieder zu ſich kommend, die Augen eben aufſchlug; ſie ſah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, ſie ſah dieſen, wie er, in ſeiner letzten Bewegung erſtarrt, noch immer mit dem geſchwungenen Eiſen vor ihr ſtand, als wolle er eben den Todesſtreich vollführen; in entſetzlicher Angſt raffte ſie ſich ſchnell empor, und ſchrie, neben Eliſabeth auf die Knie ſtürzend und ihre Bruſt entblößend: „Hieher, hieher, du Mörder, in dieſe Bruſt! Mein Kind ſollſt du nicht haben. Mich willſt du ja nur. Hieher! Ich will ja gern ſterben für mein Kind.“ — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter alſo vor ſich liegen ſah, Jedes bereit, für das Andere freudig in den Tod zu gehen, da löſete der Anblick ſolcher Liebe plötzlich den feindſeligen Wahnſinn, der ihn umſtrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einſt der Dritte in dieſem Liebesbunde geweſen; das ſtarre Herz brach in unſäglicher Wehmuth; aus ſeiner Hand glitt das Schwerdt; er ſtürzte hinzu, hob mit ſtarken Armen Beide zugleich vom Boden empor, und wollte voll heißer Sehnſucht ſie an ſeine Bruſt ziehen. Doch indem ſeine Augen den ihrigen begegneten, überfiel ihn wieder das entſetzliche Bewußtſeyn ſeiner Schuld, die ſonſt ſo geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihren Anblick nicht ertragen. „Nein, nein!“ rief er ſchmerzlich — „ich gehöre nicht mehr zu euch!“

und ſank zu ihren Füßen nieder und umſchlang laut ſchluchzend ihre Knie.

In dieſem Augenblick raſete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geſchwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor ſich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen praſſelte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten ſich die Blitze an einander; es war, als ob der Himmel, ſich in Feuer und Waſſer löſend, auf die zitternde Erde niederſtürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus ſchien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren ſprangen auf, und das furchtbare Rauſchen, das ſich ſchon früher hören ließ, ſchien jetzt ganz nahe draußen vor den Fenſtern. — „Das iſt die Waſſerwand!“ rief Eliſabeth. „Sie kommt, ſie ſtürzt herein!“ — Sie ſprang nach dem Fenſter. Da eben brach vor der heranwogenden Fluth die äußere Hofmauer zuſammen; im Licht der Blitze ſah ſie die weißſchäumenden Häupter der Wogen, die ſich auf das Haus zu wälzten. „Fort, fort!“ ſchrie ſie — „hinauf!“ faßte des Vaters und der Mutter Hand, und zog ſie mit ſich zur Thür hinaus. Das Waſſer folgte ihnen auf dem Fuße; ſprudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen ſchon entgegen: kaum vermochten ſie die Treppe zu erreichen, die nach dem obern Stockwerk führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für ſie; die Fluth ſtieg mit entſetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten ſie das Waſſer wieder dicht unter den Fenſtern rauſchen. Eliſabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. „Was hilft es!“ rief Willbrand — „es folgt uns auch dorthin. Sie läßt ſich ihre Beute nicht entgehn.“ — Eliſabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm ſchien ſich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Waſſer ſtieg noch immer. Sie hörten, wie es unter ihnen ein Fenſter nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und ſchlug mit der Fauſt an Bruſt und Stirn. „So müſſen ſie dennoch ſterben um meinetwillen!“ rief er. — **Gertrud** rang die Hände angſtvoll zum Himmel empor. **Eliſabeth** ſchaute bald hier bald da durch die Dachlucken, und tröſtete dazwiſchen, das Haus ſey feſt und ſtark gebaut und könne wohl noch lange widerſtehen; der Tag müſſe bald anbrechen, und dann ſey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich dämmerte bald darauf in Oſten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. **Eliſabeth** zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und ſchaute nun aufmerkſam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob ſich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derſelben Stunde aber ſtanden dort hinter jenen Bergen, nach welchen **Eliſabeth** hoffend und vertrauend ihre Blicke ſendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldſchlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerdter; je klarer der ſteigende Tag jedem die Geſichtszüge ſeines Gegners zeichnete, deſto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in dieſem Augenblick Heinrich der Jäger, von dem Geräuſch herbeigeführt, durch das Dickicht drang und ihnen zurief: „Haltet ein, wer ihr auch ſeyd! Jetzt gilts nicht Todtſchlagen, ſondern vom Tode retten. Das Thal dort drüben iſt zum See geworden: der Förſter mit den Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht ſchleunig Hülfe wird!" — da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Eliſabeth!" warfen beide zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwerdt in die Scheide, ſprangen nach den ſeitwärts angebundenen Roſſen, und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Förſterwohnung lief.

Jetzt hatten ſie den Rücken des Berges erreicht; ſie hörten das furchtbare Rauſchen der Waſſerfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb ſie zu verdoppelter Haſt. — Und jetzt ſprengten ſie aus dem Walde, und vor ihnen lag die ſchäumende, wild bewegte Fläche, und von dem drohenden Tode rings umgeben ragte die Förſterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend ſtanden die Roſſe; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang ſpähend; da zeigte ſich an einem Dachfenſter der Förſterei eine weibliche Geſtalt und ſtreckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Eliſabeth!“ riefen Beide wieder zugleich, und trieben die zitternden Roſſe geradeaus hinein in die reißenden Wogen.

Schon längſt hatte Eliſabeth in dem einen der muthigen Schwimmer mit hochklopfendem Herzen des fremden Jägers hohe Geſtalt erkannt; jetzt waren ſie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterſcheiden; eben hob er die blauen Augen zu ihr empor, da warf ſie lautweinend ſich an ihrer Mutter Bruſt und rief: „Mutter, es iſt Leuthold!“

Der Fremde hatte mit ſeinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorſprung abgewonnen, und rief, nun dem Hauſe ganz nah, Eliſabeth zu, ſich unverweilt aus dem großen Giebelfenſter herabzulaſſen; doch ſie faßte ſchnell ihre zagende Mutter, zog ſie zum Fenſter hin — „erſt meine Mutter!“ rief ſie, und ließ ſie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters hinabgleiten, der ſogleich ſein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb ſie ihren Vater, ſich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch herandrang, und als er ſich weigerte, ſchwur ſie mit ernſter Entſchloſſenheit, lieber auf der Stelle hinabzuſpringen und vor ſeinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulaſſen. „Erſt meinen Vater, Leuthold!“ rief ſie dieſem zu. „Das Haus ſteht feſt. Mir iſt nicht bange. Ihr werdet mich ſchon holen.“ — „Eliſabeth!“ ſchrie Leuthold, und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Willbrand ſprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes, und der Strom riß ſie Beide mit ſich fort. So wie er das Waſſer berührte, ſchien die Wuth deſſelben ſich zu vermehren; mannshohe Wellen drängten ſich zwiſchen ihn und das Pferd, und verſuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verlor den Muth und die Beſonnenheit, und ſo ſtrebten Beide friſch nach dem Ufer hin.

Drüben jenſeits des Waſſers hatten ſich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menſchen verſammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängſtlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter: man ſah den Förſter und ſeine Frau ſich ihren Rettern anvertrauen; man ſah dieſe den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man ſah Eliſabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenſter ſtehen; Angſtgeſchrei und freudiger Zuruf ward wechſelnd in der Menge laut; von manchen Lippen ſtieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich, mit Schrecken gewahrend, daß Eliſabeth zurückblieb, fingen ſogleich an, mit Hülfe Andrer von einigen umherliegenden Baumſtämmen ein Floß zuſammen zu ſetzen, mit welchem ſie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leutholds ſchien ermattend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer weiter abwärts trieb, da warf ſich Heinrich ſchnell entſchloſſen in das Waſſer, ſchwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfaſſend, verſuchte er, es mit ſich fort zu ziehen. Dies, ſo wie ſein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es feſten Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leuthold und der Fremde hatten kaum ihre Roſſe einen Augenblick verſchnaufen laſſen, als ſie von Neuem ſie in die Fluth hineintrieben, die immer noch zu ſteigen ſchien und immer wüthender um das Förſterhaus herumwogte und wirbelte. „Nehmt euch in Acht!“ rief ein alter Mann ihnen zu — „der ſchwarze See kocht über, die Waſſerfey will ihr Opfer haben.“ — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet ſey, allein ſie hörten nichts und ſchwammen ſchon mitten in den Wogen.

Leutholds Pferd blieb allmählig zurück gegen den muthigen Rappen des Andern; immer wilder riß der Strom; das erſchöpfte Thier konnte ihm nicht widerſtehen: man ſah es, trotz aller Anſtrengung, immer weiter abwärts treiben; ein Wirbel ergriff es endlich, drehete es herum, und es verſchwand in den Wellen, ſein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entſetzens rang ſich aus jeder Bruſt. Im nächſten Augenblick aber ſchon erſchien Leuthold allein wieder über dem Waſſer, und ruderte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Förſterhaus zu erreichen. Auch er ward ſeitab von demſelben fortgeriſſen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon gelang, ſich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel deſſelben wieder feſten Fuß zu gewinnen.

Während dieſer Zeit ſah man Eliſabeth mit verzweifelnder Geberde von einem Fenſter zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltſam und wie durch übernatürliche Macht gradeaus die Wellen durchſchnitten, dem Hauſe ſchon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erſchien ſie an dem großen Giebelfenſter, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und ſprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verſchwand ſogleich; in einiger Entfernung aber tauchte ſie wieder empor, blieb eine Zeitlang auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom ſie ziemlich in der Richtung nach Leutholds Baume zu hintrieb. Dann verſchwand ſie abermals. Leuthold aber ſprang ſogleich von neuem hinab, und verſuchte queer durch den Strom zu ſchwimmen, und da wollte es das Glück, daß Eliſabeth ganz nahe bei ihm zum zweitenmal auftauchte. Schnell ergriff er ſie, als ſie eben wieder unterſinken wollte, ſchlang ſeinen linken Arm um ihren Leib, und ruderte mit mehr als menſchlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Inſel zu, die durch einen über das Waſſer ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenſeits, ihre Hände flehend zum Himmel geſtreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als ſie jetzt ihre Tochter in die Wellen ſpringen ſahen, ſprangen ſie beide lautaufſchreiend empor, und Willbrand lief mit dem Aufruf: „mein Kind! mein Kind!“ grade in das Waſſer hinein, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehendlich bat, mit ihm das Floß zu beſteigen, das ſie eben vollendet ſey. „Schaut doch nur hin,“ fuhr er freudig fort — „da hat ſie ja der wackere Leuthold ſchon — und ſeht! da erreicht er mit ihr die kleine Inſel — da trägt er ſie hinauf! Nun iſt's an uns, ſie dort zu holen!“

Das Floß ward ſchnell ins Waſſer gebracht. Willbrand ſprang ſogleich darauf; Heinrich folgte ihm, mit zwei langen Stangen verſehen, die ſtatt der Ruder dienen ſollten. Doch kaum hatten ſie einige Schritte vom Ufer geſtoßen, als das Waſſer mit zuvor noch nie geſchehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und ſchäumend, als würd' es von unterirdiſcher Gluth zum Kochen getrieben. Reißend ſchnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das verſammelte Volk folgte ihm mit lautem Geſchrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Inſel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, ſprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willibrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Inſel gelangten. Nur mit der ungeheuerſten Anſtrengung war es ihnen gelungen, ſich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein raſender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs ſich von neuem aufgemacht hatte, peitſchte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da ſahen Alle, die am Ufer ſtanden, in dieſem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug her lief, plötzlich es erreichend, über daſſelbe hinwegſchlug, und den Förſter mit ſich hinunterriß. Eine zweite Welle warf das Floß an die Inſel und Heinrich ſprang aus Land.

„Ich wußt' es wohl," ſagte drüben der alte Mann zu dem beſtürzten Volke — „ich wußt' es wohl, daß es ſo enden würde. Die Waſſerfey läßt ſich ihr Opfer nicht entgehn. Nun aber iſts vorbei."

Wirklich legte ſich von dieſem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu ſeyn ſchien, fiel das Waſſer, wegen des ſchnellen Abfluſſes aus der Schlucht ins Thal hinaus, ſo ſchnell, daß bald nachher ſchon mehrere Männer ſich an verſchiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzuſuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber ſich nach

der

der Inſel hinüber begaben, um den dort Ausgeſetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag **Eliſabeth** ohne Bewußtſeyn. Doch als man ſie jetzt hinüber getragen hatte, und dort ihr eine Tragbahre bereitete, ſie weiter fortzuſchaffen, ſchien die Stimme ihrer Mutter, die ſich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, ſie ins Leben zurückzurufen. Sie ſchlug die Augen auf, und, **Leutholden** und die Mutter neben ſich erblickend, lächelte ſie ſanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher ſtarr, mit geſenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Waſſer geheftet, im ernſten Sinnen an ſein Roß gelehnt geſtanden hatte, reichte **Leutholden** die Hand, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit euch und eurer Liebe iſt ein Höherer. Ich werde ſie fürder nicht ſtören. Mein iſt nun die Waſſerbraut!“ und dann zu Frau **Gertrud**, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: „Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht ſeyn ſollen!“ — Darauf wandte er ſich, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen, und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Förſters ward weder heute, da ſich das Waſſer völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgeſetztem Nachforſchen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wiedergeſehn, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, ſo hat auch Niemand je erfahren, wer er geweſen.

An dem Todtenmaale Willbrands aber, welches die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel, der Förſterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in ſtürmiſchen Nächten eine hohe dunkle Geſtalt ſitzen geſehen haben, und die dunkle Erſcheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen „der fremde Jäger“ wohlbekannt.

Conteſſa.

Des Herrn von Lampels*) Apotheoſe.

Jetzt gilt es meines Lieblings Feier! —
Gieb, im antikſten Kunſtgeſchmack,
O Muſe, gleich mir eine Leyer:
Sonſt nehm' ich einen Dudelſack!

Hans Lampel hat mein Held geheißen,
Denn Lampel hieß auch ſein Papa;
Drum war er, wollt' ein Hund ihn beißen,
Vor Todesſchreck dem Tode nah.

Doch tapfer hat er ſelbſt gebiſſen
In Brodt und Fleiſch von Kindheit an.
Er brauchte kein gelehrtes Wiſſen,
Und wurde doch ein ganzer Mann.

---

*) Nach öſterreichiſcher Mundart das Diminutivum von Lamm.

Wohl weit und breit war kein Gelehrter,
Wie Herr von Lampel, feiſt und dick,
Und keiner dacht' und ſprach verkehrter,
Und ſchlief im Stehn mit mehr Geſchick.

Nie zeigt' er Eifer, mit zu ringen
Bei Königs- oder Rathsherrnwahl;
Er ſtrebte nie nach hohen Dingen,
Selbſt nach dem Galgen nicht einmal.

Er brauchte nie ein Kind zu kaufen,
Sein Weibchen ſchenkt' ihm jährlich eins.
Das ließ er immer chriſtlich taufen,
Und weiter wollt' er jährlich keins.

Zwar hat er Güter nie erworben,
Auch, was er erbte, nie vermehrt;
Doch hat er, eh' er noch geſtorben,
Mehr, als er erbte, froh verzehrt.

Das Durſten war ihm unerträglich,
Und trinken konnt' er meiſterlich;

Allein betrank er ſich auch täglich:
Allnächtlich ſchlief er nüchtern ſich.

Nicht Cäſar und nicht Alexander
Erreichten ſeinen Heldenmuth.
Mit ſeiner Flaſche Wein ſalbander
Bekämpft' er ganzer Heere Wuth.

Kein Bonaparte iſt als König
Und Kaiſer von ihm anerkannt,
Bis ſich ſein liebes Weib ein wenig
In Frankreichs Lehren feſtgerannt.

Ach, hätten Deutſchlands Potentaten
Zum General ihn längſt gemacht:
Er hätte hundert Heldenthaten
In einem Athem längſt vollbracht.

Ich kann's euch im Vertraun wohl ſagen:
Von ihm war längſt zehntauſendmal
Napoleon aufs Haupt geſchlagen,
In mehr als einem Wirthshausſaal.

Zum Lohne mußt' er Scharfſchütz werden
Beim neuen Bürgermilitair;
Da war nicht Einer an Geberden
So martialiſch wild, als er.

Zur Einlaßkarte in den Tempel
Des Heldenruhmes ächter Art
Klebt' er ſich an, als Heldenſtempel,
Den ſchönſten Schnautz- und Backenbart.

Er ſchwitzte viel beim Exerciren;
Doch da es bis zum Feuern kam,
Befiel ihn ein gewaltges Frieren,
Das alle Luſt zum Dienſt ihm nahm.

Er mußte ſich heroiſch faſſen,
Als an der Grenze Krieg entſtand.
Nun patroullirt' er auf den Gaſſen,
Und trank dazu fürs Vaterland.

Bei Nacht einſt ſtand er auf der Wache,
Und wünſcht', es wär' erſt wieder Tag:

Ein Kater ſprang vom nächſten Dache —
Da rührt' ihn, ach, vor Schreck der Schlag!

Sein Tod war ſchön, und kann uns lehren,
Was rühmlich iſt für ſeinen Stand.
Er fiel mit allen Heldenehren:
Mit ſeinen Waffen in der Hand.

Was Neider auch geſpöttelt haben:
Er ließ, ſo gut wie Antonin,
Achill und Cato, ſich begraben,
Ohn' eine Miene zu verziehn.

Untröſtlich weint' ich um den Helden
Mir beide Thränendrüſen leer,
Gäbs immer, ohne Ruhm zu melden,
So tapfrer Lampels nicht noch mehr.

A. G. Eberhard.

Der feierliche Zweikampf.

Im Jahre vierzehnhundert und fünf und neunzig, als König **Maximilian** zu Worms ſeinen erſten Reichstag hielt, machte **Mechtilde**, die Tochter des dabei mit anweſenden **Heinrichs von Ingelfingen**, gewaltiges Anſehen durch ihre hohen Reize, ſo daß viele Ritter ſich um die Hand derſelben bewarben. Aber dem Vater war es eben recht, daß **Mechtilde** keine Neigung für irgend einen zeigte. Denn obſchon insgeſammt ſtattliche Männer von Geburt und Anſehen, hatten die Werber doch ihre Tapferkeit noch nicht dergeſtalt erprobt, daß er einem davon die Hand ſeines Kindes gönnen mögen.

„Wahrlich,“ ſagte der Greis, über Tafel mit einigen ſeiner vormaligen Kampfgenoſſen von der Sache ſprechend: „Die Zeiten ſind anders geworden. Als ich mich vormals nach einer Hausfrau umſah, da hatte ich meine Sporen reichlich verdient. Doch heut zu Tage pocht Jeder darauf, der ſie tragen darf, und entblödet ſich nicht, nach dem Beſten ſeine Hand auszuſtrecken.“ Dann fuhr er, zu Mechtilden gewendet, alſo fort: „Bleibe dabei, mein Kind; nur dem Tapferſten ſey ein Mägdlein deiner Art zum Preiſe beſchieden!“ —

Mechtilde würde über dieſe Rede des Vaters gar vergnügt worden ſeyn, wäre nicht eine geheime Neigung zu einem abweſenden Ritter hauptſächlich die Urſache ihres Widerwillens gegen die Freier geweſen. Zwar war jener Ritter in Hinſicht der Tapferkeit ganz ſo, wie ihr Vater ihn begehrte, was er noch vor Kurzem bei einem Turniere, wo Mechtilde die Danke austheilte, bewieſen hatte; denn letztere wurden ihm insgeſammt einſtimmig zuerkannt. Eben ſo wenig konnte gegen ſein Geſchlecht eine Einwendung Statt finden. Nur das mußte ihm in der Meinung des Vaters ſchaden, daß er ein Franzoſe war. Denn der greiſe Ingelſingen haßte Frankreich recht aus Herzensgrunde, und hätte nur darum gern ſeine verlorne Jugendkraft zurückgehabt, weil die Stimmung der Reichsſtände bereits mit ziemlicher Gewißheit einen nahen Krieg gegen dieſes Land vorausſehen ließ. Schon bei jenem Turniere war er ganz außer ſich gerathen, den erwähnten Franzoſen ſo gefürchtet zu ſehen, daß es Keiner mehr wagte, eine Lanze mit ihm zu brechen. —

Einsmals beim Sonnenuntergange gedachte die ſchöne Mechtilde am Fenſter der Zeit, wie Claude von Batre — ſo hieß der Tapfere — beim Hinwegreiten vom Turniere, ihr, zurückblickend, als der letzte freundliche Sonnenſtrahl erſchien, da erklang plötzlich der Tritt ihres Vaters im Zimmer, und ſo haſtig, daß ſie erſchrocken ſich nach ihm umſah. Aber der Vater achtete nicht darauf, ſondern ging immer heftiger auf und nieder.

Endlich rief er aus:

„O der Schmach, der heilloſen Schmach, das noch erleben zu müſſen!“

Da trat bie Jungfrau beunruhigt ihm näher, und fragte nach der Urſache ſeines Kummers. Finſter ſah er ſie an, und dann wieder hinweg, ohne ein einziges Wort.

„Kurt!“ rief er, und der Knecht erſchien.

„Sprich, Kurt, biſt du ſelbſt Zeuge geweſen?“ —

„Das bin ich, edler Herr. Ich kam eben dazu, wie der Franzos einritt in die Herberge, und alsbald nachher ſeinen Schild aufhängen ließ, außen unter dem Fenſter, und ſein Ehrenhold heraustrat und laut verkündete, daß, daferne irgend ein deutſcher Ritter auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, mit ſeinem Ritter zu kämpfen Luſt hätte, dieſer den Kampf annehmen und beſtehen wolle.

„Und kein Rittersmann da, um dem Tollkühnen ſein Recht anzuthun?“ fragte der Greis weiter.

„Wohl“ — antwortete **Kunz** — „fanden ſich mehrere ein, aber ſie ſchlichen alle gar bald wieder davon, als ſie das Wappenſchild geſehen, und des Franzoſen Namen gehört hatten.“

„O“! — rief der alte Ritter — „warum verdorrte nicht zugleich mit dieſen Armen, auch die Kraft der Augen und Ohren? Womit hat es dieſes Herz verdient, daß es noch klopfen muß, nun, da ſolch ein Uebermuth gegen deutſche Nation ſich, auf dem deutſchen Reichstage ſelbſt, ungeſtraft hervorwagen darf?“

„Sehet da, Herr Ritter,“ rief **Kurt**, von dem Tritt mehrerer Roſſe an das Fenſter gelockt — „da reitet er, ſein Ehrenhold voran.“

„Ha Fluch, ewiger Fluch!“ — — rief **Ingelfingen**, heftig nach ihm hinunterdrohend. Doch als Mechtilde ſogleich den Ritter für Batre erkannte, da verrieth ſich ihr liebendes Herz; ſie fiel ihrem Vater in die Arme und bat:

„Keinen Fluch Vater für dieſen da! um Gottes Willen keinen!"

Hierauf trat der Greis einen Schritt zurück, und ſein auf ſie gerichtetes Auge ward immer ſchrecklicher, wie mit der Erinnerung, daß ſie zeither ſo oft das Geſpräch auf Batre hingeleitet hatte, ihm ihre heftige Neigung für dieſen Tapfern klar wurde. Er that indeſſen ſeinem Zorn auf einmal Gewalt an, und ſprach ziemlich gelaſſen:

„Mein Kind, allerdings iſt Tapferkeit der würdigſte Liebespfeil für ein Frauenherz, doch will auch das Uebrige erwogen ſeyn. Ritter Batre kann nie der Deinige werden. Unſere Ahnen müßten ja auferſtehen aus ihrer Ruheſtätte, zu fluchen dem Abkömmlinge, der ſeine Tochter einem Solchen zur Frau geben könnte, einem Manne, der auf dem Reichstage Hohn geſprochen dem Namen ihres Vaterlandes!“ —

Wie nun Mechtilde, zermalmt von dieſer Rede, vor ihm ſtand, da erſchien ein Knecht, um den Ritter Batre ſelbſt anzuſagen.

„Herr Ritter,“ ſo redete Ingelfingen den bald nachher Eingelaſſenen an — „vor fünfzig Jahren hätte einer Eures Gleichen ſolch etwas deutſcher Ritterſchaft bieten ſollen: wahrlich ſeine Tollkühnheit wäre kleben blieben an meinen Waffen! Hoffentlich wird auch Euer Uebermuth ſich nicht ſtraflos erhalten. Damals aber würde die Strafe weniger gezaudert haben, denn heute.“

„Herr von Ingelfingen,“ — entgegnete der Fremde — „Ihr gebt einer eiteln Ruhmſucht ſchuld, was doch blos von dem Beſtreben herrührt, einem ritterlichen, im Kampfe vordem gar geübten und tapfern Manne zu genügen, und dadurch das Anhalten um die Hand ſeiner

Tochter zu entſchuldigen, deren Schönheit und Tugenden ſo groß ſind, daß nur ein Held Anſprüche machen darf auf ſelbige.“ —

„Herr Ritter,“ — verſetzte Ingelfingen — „recht fein lautet das, was Ihr ſagt, aber der Schein Eurer Handlung ſpricht gegen Euch, da Jeder meinen wird, Ihr wolltet deutſcher Nation mit Eurer Ausforderung einen Schandſleck zufügen.“

„Mag denn“ — fuhr Batre fort — „das Urtheil Anderer ausfallen, wie es wolle: wißt Ihr doch nun, was Ihr von der Veranlaſſung meiner Ausfoderung halten ſollt; Ihr, auf den es mir dabei vorzüglich ankam; denn daß ichs kurz mache: Ihr, Herr Ritter, ſeid der Vater jener Tochter! gebt mir Mechtildens Hand, wenn ich obſiege!“ —

„Mit nichten!“ antwortete der Alte, finſter zurücktretend. „Eure Ausfoderung beleidigte jedes deutſche Herz um ſo mehr, da Ihr ein Franzos ſeyd. Wollte Gott, ich hätte ein Leben zu bieten, dem Euren gleich an Jugend und Kraft, dann wagte ich ſelbſt mit Euch einen Todtenkampf. Dieſes mein Kind aber dürfte auch dann Euer Theil nicht werden.“ —

„Fräulein,“ — ſprach hierauf der Franzos traurig zu Mechtilden — „vor Kurzem noch, weiß ich, hat Euer Vater geſagt: nur dem Tapferſten ſolltet Ihr zum Preiſe beſchieden ſeyn!“ —

Hocherglüht fiel hier der Greis ihm ins Wort: „Wer, Herr Ritter, trug Euch ſolche Rede zu, die für Euer Ohr am wenigſten geſprochen war?“ —

„Der Zufall“ — antwortete Vatre — „führte mich mit einem Zeugen derſelben zuſammen, der, als er davon ſprach, gewiß nicht wußte, wie nahe Euer Ausſpruch mich angehe.“ —

Darauf wendete ſich der franzöſiſche Ritter wieder von ihm ab, zu Mechtilden und fuhr alſo fort: „Edles Fräulein, ſoll dennoch das

das Vorurtheil Eures Vaters gegen meine Nation, mich ausſchließen dem Anſpruche auf Eure Hand: ſo werdet Ihr wenigſtens hören, daß ich derſelben würdig geweſen wäre.“

Während Mechtilde, tief erſchüttert, zur Erde ſah, ſprach der Greis finſter zu Batre:

„Jetzt gehet, da unſere Verhandlungen völlig zum Schluſſe gediehen ſind.“

Darauf verließ der Franzos das Haus.

Schon hing ſein Wappen mehrere Tage vor der Herberge, ohne daß ſeiner Foderung Genüge geſchehen wäre. Ein Theil der anweſenden Ritter ſcheuete ſich wirklich vor der bekannten Tapferkeit und Kunſt des Franzoſen, ein anderer Theil verlachte das alſo gebotene Abentheuer, und hielt es für unnöthig, zum Beweiſe der längſt erprobten Ehre deutſcher Ritterſchaft, Lanze und Schwert zu erheben.

Nicht alſo König Maximilian. Vielmehr achtete dieſer es der großen Verſammlung für Schimpf, wenn der Ausfoderer etwa unbekämpft abziehen und ſein Uebermuth dann überall davon prahlen ſollte. Daher ſchickte er ſeinen Ehrenhold, und ließ ſeinen Schild Oeſterreichs und Burgunds neben den Schild des Ritters Batre, an deſſen Herberge, aufhängen. Und es ward verabredet, daß der Kampf um eine ritterliche Gefängniß ſollte gehalten werden.

Am neunten Tage, auf welchen er feſtgeſetzt war, erſchienen beide Helden, wohlgerüſtet und außer der Lanze Jeder mit einem langen Kriegsſchwert bewaffnet, in den von zahlloſen Zeugen umgebenen Schranken. Keiner ſprach ein Wort mit dem Andern, und als die Trompeter zum dritten Male aufblieſen, legten ſie beiderſeits ihre Lanzen ein, trafen auch wohl auf einander, doch glitten die Lanzen ab von den Harniſchen. Nach dieſem griffen ſie zu den Schwertern, und Jeder ſetzte dem Andern wacker zu. Beſonders führte der Fremde auf den König einen harten Stoß, womit er ihm den Panzer trennte, und ihn ein wenig verwundete. Nur noch mehr gereitzt hiervon, drang Maximilian jetzt dergeſtalt auf ihn ein, daß ſein früheres Fechten dagegen ein bloßer Scherz geweſen zu ſeyn ſchien, und der Franzos an Kraft und Gewandtheit nicht weiter mit ihm fortkommen konnte. Doch ſtand der Ausfoderer nur dann erſt vom Kampfe ab, als ein heftiger Stoß des Königs, nach ſeiner Bruſt geführt, ihm das Bekenntniß, überwunden zu ſeyn, abnöthigte; worauf er auch demüthig die Zuſage gab, ſich an des Siegers Hofe als Gefangener zu ſtellen.

Während nun wieder aufgeblaſen iſt und das Volk mit dem Könige Maximilian unter dem lauteſten und allgemeinſten Frohlocken bis an das Schloß wogt, ſchleicht der Ueberwundene bleich und düſter dem alten Ingelfingen nach, welcher geſtärkt durch den, auch von ihm beobachteten, Ausgang des Kampfes, freudig in ſeine Wohnung ſchreitet.

„Herr Ritter,“ — redet Batre ihn an — „verzeihet, daß einer, der nun beſiegt iſt, es wagte, ſein Auge zu erheben zu Eurer Tochter, und vergönnet mir, das ich auch ihre Verzeihung erflehe.“

Hierauf führte Ingelfingen ihn zu Mechtilden, zu welcher bereits die Nachricht vom Ausfalle des Streites ebenfalls gelangt war.

„Vergebt, edles Fräulein,“ — ſagte er — „in Eurer Milde dem Unwürdigen, daß ſeine eiteln Wünſche ſo hohe Schönheit zu erringen trachteten. Er würde den Sieg ſeines Gegners keinen Augenblick überlebt haben, nöthigte ihn das gegebene Wort nicht, zuvor noch ritterliche Gefängniß zu erdulden.“ —

Als er hierauf nun ſchmerzlich ſcheiden wollte, ſo ſchien dem Fräulein das Herz zu brechen. Da trat der Vater näher und ſprach, dem Franzoſen die Hand reichend:

„Faſſet Geduld, Herr Ritter, zu tragen die wohlverdiente Haft, dann aber kommt in unſere Heimath. Die Hand des Reichsoberhaupts hat die Flecken Eurer Geburt und Eures Erkühnens von Euch abgewaſchen in meinen Augen. Ihr habt wacker gefochten, und dabei anerkennen müſſen die Ehre des deutſchen Namens. Als Sieger hättet Ihr meine Tochter nimmer erhalten können; aber dem Beſiegten ſey ſie hiermit zugeſprochen!“ —

Noth
in Halle,
und
Freude
in Halle,
oder
der acht und zwanzigſte April 1813
und
der acht und zwanzigſte April 1816.

Halle hatte nicht aufgehört, eine gut deutſch und preußiſch geſinnte Stadt zu ſeyn, ſo unwiederbringlich es auch, unter der franzöſiſch-weſtphäliſchen Herrſchaft, von dem preußiſchen Staat geſchieden zu ſeyn ſchien. Das wußte man nicht allein in Kaſſel, ſondern auch in Paris.

Das Ende der franzöſiſchen Herrlichkeit in Rußland belebte die Funken der Hoffnung, die ſchwach unter der Aſche unſers zerſtörten politiſchen Glücks fortglimmten. Zwar ſtanden wir damals unter der Obhut eines militäriſchen Stadtkommandanten (Molzberger genannt) der — im frommen Glauben an die allein ſelig machende Unüberwindlichkeit Napoleons, und im fortwährenden Angſtſchweiß vor der Ungnade ſeines Herrn Hieronymus — alle diejenigen für verrückt, und für ſchlechte (weſtphäliſche) Patrioten erklärte, welche glaubten, daß die Ruſſen den Uebergang über die Weichſel wagen dürften; allein ſeine Weisheit und ſein Eifer wurden an der Keckheit der Ruſſen und an der Geſinnung der Hallenſer gleich ſehr zu Schanden. Die Ruſſen kamen ſogar endlich über die Elbe; und, mit weniger Ausnahme, ſah ihnen Alles ſehnſucht- und hoffnungsvoll entgegen.

Am Abend des dritten Aprils 1813 machten uns etwa hundert ruſſiſche Uhlanen und Koſaken einen Beſuch. Alt und Jung liefen ihnen entgegen; und das freudige Jauchzen, mit dem dieſe Fremdlinge aus ſo weit entlegener Heimath als die Boten der Befreiung von einem verhaßten Joche, von Tauſenden begrüßt wurden, gewährte einen Anblick, der wahrhaft rührend und herzerhebend war. Halle feierte das Vorfeſt ſeiner politiſchen Wiedergeburt.

Je lebhafter und froher die Bewegung in unſrer Stadt geweſen war, deſto beklemmender war die Ruhe und Stille, nachdem unſre Gäſte, am folgenden Abend, unerwartet wieder von dannen gezogen waren. Nach verflogenem Rauſche fiel es nicht Wenigen ſchwer aufs Herz, daß wir noch weſtphäliſche Unterthanen waren, und mancher Athem wurde beklommen, wie unter dem Druck eines böſen Gewiſſens. Da Halle indeſſen, nach der damaligen Stellung der Heere, mit in der Vorpoſtenkette lag, ſo dauerte in den nächſten Wochen das unerwartete Kommen und Gehen militäriſcher Gäſte in ſehr bun tem Wechſel fort; und da ſich keine Franzoſen ſehen ließen, ſo ſprachen ſich unſre gut preußiſchen Geſinnungen immer froher und unverholener aus.

Schon viel früher, bereits am 13ten Febr. (alſo nur 4 Tage ſpäter, als in Berlin), begann die thatenluſtige Auswanderung unſerer Studenten. Freiwillig löſte unſre Univerſität ſich jetzt faſt gänzlich auf, um die gewaltſame Auflöſung derſelben im Jahr 1806 an ihrem damaligen Zerſtörer zu rächen.

Eine große Zahl anderer kampfluſtiger Jünglinge und junger Männer, von denen Mancher ein nicht unbedeutendes Vermögen zurückließ, folgte den Studenten nach. Die Gefahr, die damit für weſtphäliſche Unterthanen verknüpft war, ſtählte nur den fröhlichen Muth. Viele entfernten ſich heimlich von Eltern, Verwandten und Freunden; die Meiſten mit Vorwiſſen derſelben; Alle aber nahmen die wärmſten Segenswünſche mit auf den Weg.

Und ſeit wir unter dem Schutze unſerer nordiſchen Gäſte ſtanden, wurden die Auswanderungen immer öffentlicher, und das Zujauchzen der Zurückbleibenden immer lauter. Wir hatten nicht ſelten das Schauſpiel, daß Haufen von 30, 40 und mehreren jungen Leuten aus der ärmern Volksklaſſe, mit ein paar wohlfeilen Muſikanten an der Spitze, und der Eine und der Andere mit einem verroſteten Säbel oder einem alten Piſtol in der Hand, über den Marktplatz zum Thore hinauszogen, wobey es an lautem Vivatrufen zum Abſchied nicht fehlte.

Die höchſte Höhe erreichte der Volksjubel bei der zweimaligen Ankündigung, daß der preußiſche Adler wieder feierlich am Rathhauſe befeſtigt werden ſolle. Beide Male kamen indeſſen unerwartete Störungen dazwiſchen; und Mancher ſah darin eine böſe Vorbedeutung, und wurde faſt wankend in ſeiner freudigen Hoffnung auf die Wiederkehr einer beſſeren Zeit.

Ueberhaupt ſahen wir unſre Lage in kriegeriſcher Hinſicht nach und nach bedenklicher werden. Das Heer des Vizekönigs von Italien, zwiſchen dem Harz, der Saale und der Elbe aufgeſtellt, war bereits im März bedeutend verſtärkt worden. Wir erfuhren, daß kleine Vorpoſtengefechte im Mansfeldſchen vorfielen, und daß die Franzoſen immer näher heranrückten. Auch den Laien in der Kriegskunſt ward einleuchtend, daß ſie verſuchen würden, über die Saale vorzudringen.

Am 23ſten April ſahen wir zum erſtenmal wieder ein preußiſches Infanterie-Bataillon, welchem bis zum 26ſten noch ein paar tauſend Mann unter dem General v. Kleiſt nachfolgten. Waren die Ruſſen ſchon mit Jauchzen empfangen worden, um wie viel höher mußte der Jubel bei der Ankunft unſrer lange erſehnten Landsleute ſeyn. Muſikanten waren ihnen entgegen gezogen; und Tauſende ſchrieen laut auf vor Entzücken, oder weinten Freudenthränen beim Wiedererklingen des alten Deſſauer Marſches, der ächten preußiſchen Nationalmuſik.

Auch hatten wir die Freude, in der Perſon des Prinzen Heinrich zum erſtenmal wieder ein Glied des verehrten königlich preußiſchen Hauſes in unſern Mauern zu ſehen. Ihm ſowohl, als auch dem Prinzen Biron, dem General v. Kleiſt, und dem Obriſtlieutenant (jetzt General) von Steinmetz, der in dieſen Tagen unſer Stadtkommandant war, wurde von wohlgeſinnten Bürgern Abendmuſik und Vivat gebracht. Wir ahnten in dieſer frohen Stunde wohl ſchon, daß uns Auftritte ganz anderer Art nahe bevorſtänden; allein um deſto inniger wurde noch das Glück des Augenblicks empfunden. Die flüchtige Freude, hart am Rande der Gefahr, hat einen eigenthümlichen, herzerhebenden Reitz.

Unſre Stadt, auf der Morgenſeite die wichtige Straße von Magdeburg nach Leipzig, auf der Abendſeite das rechte Ufer der Saale berührend, die ſich hier in mehrere Arme theilt, konnte unter den damaligen Umſtänden einem heißen Tage nicht entgehn. Dies vorausſehend, drang ſich uns zwar unwillkührlich die Erinnerung an den 17ten Oktober 1806 auf; allein die Vorkehrungen, welche wir jetzt treffen ſahen, unterſchieden ſich zu vortheilhaft von den damaligen, als daß ſie das Vertrauen auf unſre Beſchützer und auf die Wiedergeburt des preußiſchen Heldengeiſtes nicht hätte ſtärken ſollen.

Etwas rechts dieſſeit der langen ſteinernen Brücke (die hohe Brücke genannt), bei welcher der weſtliche Arm der Saale ſich wieder in zwei Arme theilt, fing man ſchon am 25ſten April an, eine Schanze aufzuwerfen; zu beiden Seiten in einiger Entfernung wurden noch ein paar kleinere angelegt; in den ſeichten Stellen des Fluſſes wurden Eggen verſenkt und Verhaue angebracht; der dieſſeitige Aufgang der

Brücke erhielt ein Palliſadenthor mit Schießlöchern; auf der Brücke ſelbſt wurde ein Theil der Randmauer abgebrochen, um ſie von der Seite beſſer mit dem Geſchütz beſtreichen zu können; und auf der höchſten Stelle derſelben war ein Scheiterhaufen von Stroh und Holz aufgebaut, der, im Fall eines feindlichen Sturms, ſogleich in Flammen geſetzt werden konnte.

Schon am 27ſten konnte man die Franzoſen, etwa in der Entfernung einer halben Meile, über dem Dorfe Nietleben hinaus, auf der Höhe am Rande des dortigen Waldes, die Heide genannt, ziemlich deutlich erblicken. Der General v. Kleiſt ließ daher einen Theil ſeiner Truppen in den Verſchanzungen am Saalufer und auf der Straße der nächſten Vorſtadt lagern, und Kanonen in den Schanzen auffahren. Für den Fall eines erzwungenen eiligen Rückzugs, war, von den Pulverweiden aus, eine leichte Brücke von Balken und Brettern, nach dem Ufer der Vorſtadt Oberglaucha, über die Saale geſchlagen, auch an jenem Ufer, auf der Höhe, wo das bürgerliche Krankenhaus liegt, eine Kanone aufgeſtellt, welche über die Pulverweiden hinweg die Gegend nach Paſſendorf hin beſtrich. Und rechts hinunter auf der Nordſeite der Stadt, dem Vorwerk Gimritz gegenüber, wurde das hochliegende Lafontaineſche Haus nebſt dem davor liegenden Garten am Ufer der Saale mit einer Füſilierkompagnie beſetzt, welche der tapfere Hauptmann von Hugo befehligte.

So war man, mit ſehr umſichtiger Benutzung der Vortheile, welche die Lage von Halle bot, voll Muth, doch ohne Uebermuth auf den feindlichen Angriff gefaßt; ſtatt deſſen im Jahr 1806, wo ein wohlgerüſtetes Reſervekorps von 14000 Mann bei Halle verſammelt war, die Vorkehrungen des Oberbefehlshabers nur eben hinreichten, manchen braven Preußen zwecklos aufzuopfern, und die Franzoſen in die für ſie erwünſchte Lage zu bringen, von der ſogenannten Erſtürmung der Stadt den Vorwand zu vielfältigen Plünderungen und zügelloſen Bedrückungen herzunehmen. —

In der Nacht vom 27ſten zum 28ſten kamen die Franzoſen ſchon zum Theil von ihrer Höhe, wo ſie ſich verſammelt hatten, in die tiefer gelegenen Dörfer herab. Am 28ſten entwickelte ſich ihre Abſicht eines Angriffs auf die Stadt immer mehr. Es war das Corps des Generals Lauriſton, welches der Armee des Vizekönigs die Bahn brechen ſollte, um, zur Vereinigung mit Napoleons Hauptmacht, über die Saale zu gehn. In Abſicht des Oertlichen hatten die Unſrigen den Vortheil, daß ſie einigen Schutz hinter den Verſchanzungen hatten; dagegen für unſre Feinde die Aufgabe, bei ſolchen Vorkehrungen, den Uebergang über die lange Brücke zu erzwingen, nicht leicht zu löſen war. — Doch hatten dieſe auf ihrer Seite den Vortheil einer ſehr großen Uebermacht, wodurch wieder die beſſere Stellung der Unſrigen wohl reichlich aufgewogen wurde.

Das drohende Gewitter zog immer finſterer heran. Schon hatten die Franzoſen von dem Fuße des ehemaligen Bahrdtſchen, jetzt Schiff'ſchen Weinbergs an, bis rechts über den Paſſendorfer Damm, in einer großen Bogenlinie ihr Geſchütz aufgeſtellt. Noch ſchwärmten einzelne Koſaken nahe vor ihnen umher, bis Nachmittags, etwa um halb 3 Uhr, der erſte preußiſche Kanonenſchuß fiel. Er war für beide Theile das Zeichen des ernſtlich beginnenden Kampfes, denn, augenblicklich von den Franzoſen beantwortet, war auf einmal eine ſehr heftige gegenſeitige Kanonade im vollen Gange, welche von einem lebhaften Flintenfeuer begleitet wurde, franzöſiſcher Seits vorzüglich aus den Gebäuden von Gimritz, und preußiſcher Seits gegenüber aus dem Lafontaineſchen Hauſe und Garten, und höher am Fluſſe hinauf aus den Pulverweiden.

Die Preußen konnten in den erſten drei Stunden den 24 franzöſiſchen Kanonen und Haubitzen, die zum Theil von ſchwerem Caliber waren, in allem nur 6 oder 8 leichte Stücke (vom Artillerie-Kapitän Ziegler befehligt) entgegen ſetzen, von denen noch dazu das eine, beim Auffliegen eines Protzkaſtens durch das Einſchlagen einer franzöſiſchen Haubitzgranate, ſehr bald unbrauchbar gemacht wurde.

Das Kanonenfeuer der Franzoſen war ſo heftig, und dagegen das der Preußen bald nach dem Anfange des Kampfes ſo unverhältnißmäßig ſchwach, daß die Einnahme der Stadt faſt unvermeidlich ſchien. Die Franzoſen veränderten zweimal ihre Geſchützlinie, und näherten ſich der Stadt immer mehr; allein hierauf ſchienen die Preußen nur gewartet, und ihre Munition blos zu beſſerer Wirkſamkeit geſpart zu haben, denn von jetzt an blieben ſie, ſo viel es möglich war, keine Antwort ſchuldig; und als ſich einmal ſchon ein Schwarm von Tirailleurs auf die hohe Brücke wagte, ward augenblicklich eine ſo wohlgerichtete Ladung von Kartätſchenkugeln unter ſie geſchleudert, daß ſie, wie Spreu im Sturm, auseinanderflogen, und ſich nicht wieder auf die gefährliche Stelle wagten. Als nun vollends gegen Abend eine halbe Batterie ruſſiſches Geſchütz im Galop angefahren kam, die in der Stadt mit der dankbarſten Freude begrüßt wurde, da war die Furcht vor dem Eindringen des Feindes faſt ganz verſchwunden. Von den ruſſiſchen Kanonen wurden ein paar, nördlich vor der Stadt, an dem obern Ende des Gartens neben der Giebichenſteiner Allee, ſehr zweckmäßig aufgeſtellt, dadurch den Franzoſen auf ihrem linken Flügel viel Schade gethan, und ſo ihre Abſicht auf die Stadt immer entſchiedener vereitelt.

Aber konnten ſie ſelbſt an dieſem Tage auch nicht in unſre Stadt gelangen, ſo ermangelten ſie wenigſtens nicht, uns Kugeln über Kugeln herein zu ſchicken. Nach ihrer eignen Angabe thaten ſie aus jedem ihrer Geſchützſtücke ungefähr 100 Schüſſe; und ſie waren freigebig genug, einen ſehr anſehnlichen Theil davon, gleich in den erſten Stunden des Kampfes, gegen Stadt und Vorſtädte zu richten, ohne dadurch ihrem Ziele um ein Haar breit näher zu kommen. Dafür hatten ſie die Freude, daß von den vielen Haubitzgranaten, die ohne Erfolg zerſprangen, gegen Abend wenigſtens eine, in der Strohhöfer Vorſtadt, eine gefüllte Scheune in Brand ſteckte; und da ſie luſtig fortfuhren, auf dieſe Stelle zu ſchießen, um das Löſchen zu verhindern, ſo verlängerte und erhöhete ſich ihre Freude durch den Anblick eines bedeutenden Feuers, welches fünf, zum Theil weitläuftige Gehöfte faſt ganz zerſtörte. Der kommandirende General (Maiſon wahrſcheinlich), welcher ſich auf dem Schiff'ſchen Weinberge einquartirt hatte, äußerte noch Abends, nach beendigter Kanonade, laut ſein Wohlgefallen an der Feuersbrunſt, erklärte ſie für eine gerechte Züchtigung der ſchlechten Geſinnungen der Stadt, und behauptete, daß auch Bürger mit aus den Schanzen geſchoſſen hätten. Dieſe Anklage hörten wir ſpäterhin von franzöſiſchen Officieren wiederholen, indem ſie verſicherten, daß ſie die Bürger in den Schanzen, mit Hülfe von Ferngläſern, an den Mützen mit Schirmen über der Stirn erkannt hätten; und da ein ächter Franzos ſich eher den ganzen Kopf abſchlagen läßt, ehe er eine einmal gefaßte Meinung, wenn ſie auch noch ſo falſch und leicht widerlegbar wäre, daraus hergeben ſollte: ſo blieben alle Verſicherungen, daß die preußiſchen Officiere mitunter ſolche Mützen trügen, ohne Erfolg.

Dieſe irrige Meinung war den Franzoſen eine Beſtättigung vieler Nachrichten, welche man bei der Armee des Vicekönigs ſchon früher über die Geſinnungen der Hallenſer durch Spione erhalten hatte, wozu noch manche abentheuerliche Gerüchte kamen, z. B. von einer öffentlichen Rede vom Balcon des Rathhauſes herab, um zum Kampfe gegen Napoleon aufzufodern, und dergleichen mehr. Die Stimmung der Franzoſen gegen unſre Stadt war alſo ſehr bös; und wären ſie an dieſem Tage, bei einem ſo hartnäckigen Kampfe, zu uns eingedrungen, ſo würden wir unfehlbar ein Schickſal erlebt haben, wogegen die Noth des 17ten Oktobers 1806 nur ein leichtes Vorſpiel geweſen wäre. Unſre diesmaligen tapfern Vertheidiger erwarben ſich alſo durch die unerſchütterliche Standhaftigkeit, mit welcher ſie den Angriff des Feindes abwehrten, das größte und dankenswertheſte Verdienſt um uns.

Erſt die Abenddämmerung machte dem blutigen Kampfe ein Ende. Der übermächtige Angriff war aufs tapferſte und einſichtvollſte zurückgewieſen, und die Stadt gegen einen wüthenden Einfall gerettet.

Hatten wir vorher die Preußen, nur gleichſam inſtinctmäßig, als unſre alten Brüder lieb gehabt, ſo zog uns jetzt das lebhafteſte Gefühl von Achtung und Dankbarkeit noch ungleich ſtärker zu ihnen hin. Wir fühlten, daß die gute Sache unſers Vaterlandes in guten Händen war. Um ſo gefaßter ſahen wir daher auch der augenblicklichen Gefahr, die uns noch drohte, entgegen. Mit lautem Danke und Lobe wurde vor Allen der Nahme des tapfern Anführers unſerer Vertheidiger genannt, und aus tauſend Herzen ſtiegen Gebete für ſeine Erhaltung zum Himmel empor. —

Auf den ſtürmiſchen Tag folgte eine ruheloſe Nacht. Noch um Mitternacht ertönte die Sturmglocke aufs neue; und während der eine Theil der Bürger bei dem ſchwer zu dämpfenden Feuer beſchäftigt war, half ein anderer Theil an Ausbeſſerung der zerſchoſſenen Schanzen und Erweiterung der Gräben für die Infanterie, beſonders an dem Saalufer in den Pulverweiden, arbeiten. Und da in dieſer Nacht noch mehr und ſchwereres Geſchütz ankam: ſo ſtanden die Unſrigen am folgenden Morgen des 20ſten aufs beſte gerüſtet gegen den erwarteten abermaligen Angriff.

Ziemlich früh begann auch wieder einzelnes Hin- und Herſchießen aus Flinten und Büchſen; doch die Kanonen blieben ſtumm. Unterdeſſen hatte ſich Macdonald mit ſehr großer Uebermacht auf Merſeburg geworfen, und dort, ungeachtet der tapferſten Gegenwehr der Preußen, den Uebergang über die Saale erzwungen. Die ganze Armee des Vicekönigs konnte alſo unaufgehalten ihr Ziel verfolgen.

Unter dieſen Umſtänden blieb dem General von Kleiſt nichts übrig, als ſich auf Skeuditz und Leipzig zurückzuziehen, um nicht von dem General von York abgeſchnitten zu werden. Die Vorbereitungen dazu wurden mit aller Vorſicht gemacht; und in der Nacht vom 29ſten zum 30ſten zogen unſre ſämmtlichen Vertheidiger ſtill und in beſter Ordnung von uns hinweg. Und die Franzoſen, als ſie am andern Morgen ſahen, daß die Schanzen verlaſſen waren, zogen ruhig in die Stadt, und zwar in beſter Ordnung, weil ſie jetzt, bei kühlerem Blute, meinten, daß ſie uns bereits mit ihrem Geſchütz genug gezüchtigt hätten.

Unvergeßlich aber blieb der 28ſte April 1813 für Jeden, der jene Gefahren und Schrecken hier erlebte; bei jeder Wiederkehr deſſelben wurde aufs dankbarſte unſrer damaligen tapfern Vertheidiger gedacht. Und nun, im Jahr 1816, nach glücklich errungenem Frieden, wurde der 28ſte April zu einem beſonders feſtlichen Tage, da unſer heldenmüthiger Beſchützer, der Graf Kleiſt von Nollendorf, auf geſchehene Einladung, unſre Stadt mit ſeinem Beſuche beehrte. Alt und Jung war in froher, dankbarer Bewegung. In einer geſchloßnen Geſellſchaft wurde ihm bei einem frohen Mittagsmahle ein kunſtreich gearbeiteter Becher zur Erinnerung an den 28ſten April 1813, und von dem Gemeinderath, im Nahmen der dankbaren Stadt, folgendes Gedicht überreicht:

In unſern Mauern ſey uns froh willkommen!
Sey hoch gegrüßt, o ſieggekrönter Held!
Dem hartgefühlten, fremden Joch entnommen,
Dem ein Tyrann uns hatte zugeſellt,
Begrüßen wir, das Herz von Freud' entglommen,
Dich, den der Waffen Ruhm ſo hoch geſtellt,
Und denken dankbar noch der heißen Stunden,
Die, als Beſchützer, hier ſo herrlich Dich erfunden!

Der ſchmerzerfüllten Tage ſah'n wir viel;
Uns Treuen war ein hartes Loos gefallen!
Stets weit und weiter floh des Kummers Ziel!
Nur fruchtlos ſchien die Klage zu verhallen!
Stets blutger wurden unſers Geiers Krallen,
Und ſtill nur trug der Saale Wellenſpiel,
So Thrän' als Seufzer, hin zum Elbeſtrande,
Hin nach der Preußen theurem Vaterlande.

Von dorther dämmerte der Freiheit Glanz!
Da ſchüttelten wir freudig unſre Ketten!
Es flogen unſre Kinder, uns zu retten,
Mit frohem Muth zum blutgen Waffentanz,
Bereit, in Gräber lieber ſich zu betten,
Als heimzukehren ohne Siegeskranz.
Und zürnend nannte das der Feind Verbrechen,
Und zückte ſchon das Schwerdt, um grauſam ſich zu rächen!

Da zogſt Du ein mit Deiner tapfern Schaar,
Erſehnter Held, zu unſern offnen Thoren.
Der alten Feldmuſik Erklingen war
Ein liebliches Getön in unſern Ohren!
Die alten Waffen riefen wunderbar
Es uns ins Herz: „Nun ſind wir nicht verloren!“
Und was auch über uns noch möcht' ergeh'n:
Wir hofften's, fromm ergeben, zu beſteh'n.

Es brach ein Tag herein, verhängnißſchwer,
Voll Waffendonner und voll blutger Wunden!
Schon ſtürmte wild heran des Feindes Heer!
Der Hölle Geiſter ſchienen losgebunden!
Sie drohten uns Verderben mehr und mehr!
Du aber wurdeſt herrlich da erfunden,
Als unſer Schutz in ſteigender Gefahr:
Du ſtandeſt felſenfeſt mit deiner tapfern Schaar.

Die Flammenſäule, die aus unſrer Mitte,
Den Feind verklagend, auf zum Himmel ſchlug,
Sie war die Fackel, die mit raſchem Schritte,
Um anzuleuchten Deinen Siegesflug,
Der Gott des Krieges Dir entgegen trug,
Zum Schreck für Jeden, der noch mit Dir ſtritte.
Im Feuer muß das Heldenſchwerdt ſich ſtählen,
Das mit dem Ruhme ſich auf ewig will vermählen.

Ein Sühnungsopfer war des Feindes Blut,
Womit Du färbteſt unſre ſtille Saale.
Viel Tapfre hatten unverſöhnt geruht
In dieſem ſchmachbedeckten Trauerthale!
Du warſt der Erſte, der voll Heldenmuth
Auf ihre Gräber trug die Opferſchaale,
Der ihre Schatten, ungerecht verhöhnt,
Durch Preußens neuerrungnen Ruhm verſöhnt!

So ſahn wir glorreich dich von hinnen ziehen,
Und Dank und Segenswünſche folgten Dir.
Wie weit Du trugſt Dein glänzendes Panier:
Wir hörten nimmer auf, für Dich zu glühen;
Und ſah'n voll Luſt, zu immer ſchön'rer Zier,
Des Ruhmes Kranz um Deine Stirn erblühen,
Als Du den Sieg in Böhmens Thäler trugſt,
Und den verhaßteſten Satrapen niederſchlugſt.

Heil Dir, o Held! auf immer kühnern Bahnen
Halfſt Du erringen unſrer Sehnſucht Ziel!
Von Kampf zu Kampfe flogen Deine Fahnen',
Bis des Tyrannen Thron in Staub zerfiel!
Du halfſt den Thron von Deines Königs Ahnen
Verherrlichen im tapfern Waffenſpiel!
Du halfſt ihm wieder ſammeln ſeine Treuen!
Halfſt, daß auch wir uns Sein aufs neu' erfreuen.

Und wieder ſeh'n wir heute jauchzend Dich!
— Drei Jahre ſind's ſeit jenem heißen Tage! —
Und, heut' empfängt die Stadt Dich wonniglich,
Die Du einſt fandeſt voll gerechter Klage.
Heut' öffnet jedes Herz mit Freude ſich,
Und huldigt Dir mit jedem frohen Schlage;
Und ſtatt der Flamme, die ſo furchtbar war,
Glänzt eine mildre heut' auf unſerm Dankaltar.

Sie lodert hell empor zur frommen Feier
Des Tages, den Du uns zum Feſttag weihſt.
Auf ewig bleibt Dein Nam' uns Allen theuer!
Und wenn ein Sänger Preußens Helden preiſt,
Und nennt vergnügt den edeln Namen Kleiſt,
Entlockt den ſchönſten Ton der goldnen Leier,
Und ſpricht begeiſtert, wie noch Keiner ſprach:
Doch ſpricht er kaum, was wir empfinden, nach.

A. G. Eberhard.

Biographiſche Berichtigung.

In dem kürzlich erſchienenen erſten Hefte des **Magazins der Biographieen denkwürdiger Perſonen der neuern und neueſten Zeit** ſteht an der Spitze eine Biographie des letztverſtorbenen Herzogs von Braunſchweig, in der wenigſtens das Beſtreben nicht zu verkennen iſt, dem verehrten Todten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die empfindliche Beleidung, welche dem damals noch jungen Prinzen in Halle durch eine, von Studenten veranſtaltete maskirte Schlittenfahrt widerfuhr, iſt in jener Biographie nicht unerwähnt geblieben; und der böſe Auftritt, welcher ſtatt hatte, nachdem der Prinz von der Schlittenfahrt benachrichtigt worden war, wird mit folgenden Worten erzählt:

„In der jugendlichen Hitze ritt er unter die Studenten, befahl der Hauptwache, unter

Gewehr zu treten und vorzudringen, und ſchoß mit dem Piſtol nach einem Studenten, der ſein „Trio!“ im höhnenden Ton ihm entgegenrief. Der Schuß fehlte glücklicherweiſe. Dies war das Signal zu allgemeinem wilden Entſchluß, und wie weit darin zwölf hundert junge Menſchen, die eben in der kräftigſten Jugendblüthe ſind, gehen können, davon haben wir traurige Beiſpiele genug. — Der Prinz war bereits umdrängt, dem Pferde war in den Zügel gefallen, und die Soldaten, welche mit gefälltem Bajonet herbeieilten, wurden über die Barrieren geworfen — das Aeußerſte nahte!

„Da erſchien der Retter des Prinzen, der General von **Thadden**. Dieſer Veteran, welcher den tumultuariſchen Geiſt der Studenten wohl kannte, erfuhr ſogleich, daß der Prinz ſich zu Pferde geſetzt hatte, und eilte ihm nach. Er kommt auf den Marktplatz, ſieht den Prinzen umringt von einer Menge junger Stürmer, drängt ſich mit dem Pferde durch, an ihn heran; und ruft ganz laut: „Herr Obriſt! Sie ſind mein Arreſtant! Ich bitte mir Ihren Degen aus!“ — In der That das klügſte, was der General in dieſem Augenblick thun konnte! Dann wandte ſich der General zu der wilden Menge, und ſagte ihnen: „es ſind hier Unannehmlichkeiten vorgefallen. Sie ſollen die vollſtändigſte Genugthuung bekommen; jetzt erwarte ich aber, daß Sie ſogleich den Platz verlaſſen, und ruhig nach Hauſe gehen!“

„Dem General, der geachtet war, folgte man gern, und Thadden, um den Prinzen vor den Ungezogenheiten zu ſchützen, welche auf Univerſitäten damals leider ſo oft vorfielen, ließ zwei Wachtpoſten vor die Thür des Prinzen ſtellen.

„Daß der Prinz nach jenem Vorfalle nicht mehr in Halle bleiben möge, war allen deutlich. In demſelben militäriſchen Range, den er in Halle bekleidete, wurde er nach Frankfurt an der Oder verſetzt! Der Mißgriff liegt zu Tage! Von einem Univerſitätsort zum andern den indignirten Obriſt zu verſetzen, das hieß: Oel in das Feuer gegoſſen! — In Frankfurt ging es dem Prinzen, von Seiten der Studenten, bald nicht beſſer. Er hatte nämlich darauf beſtanden, daß das Tabacksrauchen auf den Straßen nicht mehr verſtattet werde, und kurz darauf mußte er es ſehen, daß die Studenten einen kleinen Wagen, von Pudelhunden gezogen, und mit irdenen, ſchwarzumwickelten Pfeifen beladen, dem der Ueberblick mit Trauerblick folgte, durch die Stadt, wie zu einer Grabſtelle führten."

In dieſer Erzählung ſind mehrere falſche Angaben; und da das Unwahre, wie das Wahre, nachgeſchwatzt und geſchrieben wird: ſo dürfte eine Berichtigung nicht überflüſſig ſeyn. Nach der glaubwürdigen Ausſage des königl. preuß. Majors, H. v. Rabiel, welcher ſich während jenes Vorgangs, als wachthabender

Officier auf der Hauptwache befand, war der Verlauf der Sache folgender:

Der Prinz war, auf die Nachricht von der maskirten Schlittenfahrt, und der gegen ihn verübten, beleidigenden Neckerei, von der Tafel aufgeſprungen, hatte ſich auf ein Pferd geworfen, und war nach der Hauptwache geeilt, wo er hörte, daß die Schlitten ſich eben zerſtreut hätten. Ein großer Hauſe von Studenten und Volk umgab nun die Hauptwache; und der Prinz, der den Auflauf zu hemmen verſuchte, befand ſich auf einmal in immer dichterem Gedränge. Die Stimmung war *gegen* ihn, denn nicht nur waren die Studenten überhaupt leicht zu Mißhelligkeiten mit den Offizieren geneigt, ſondern man ſagte auch, daß der Prinz früherhin einen Studenten beleidigt habe. Seine Lage wurde jetzt mit jedem Augenblick bedenklicher. Man verſuchte ſogar, ihn bügellos zu machen, um ihn aus dem Sattel zu heben. Er drohte mit einem hervorgezogenen

Piſtol; und da dies die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte, weil Niemand glaubte, daß er wirklich ſchießen werde: ſo ſah er ſich aufs Aeußerſte gebracht, und drückte das Piſtol wirklich ab; allein es verſagte zum Glück.

Er hatte ſich hierdurch wenigſtens in ſoweit frei gemacht, daß er ſich dem Gebäude der Hauptwache nähern konnte; und er befahl nun dem Lieutenant von Rabiel, eine Patrouille mit gefälltem Bajonet auszuſchicken, um den Haufen von der Hauptwache zurück zu treiben. Ohne daß hierdurch ein Kampf entſtand, wurde zufällig ein Student, Namens Specht aus Berlin, welcher ein ganz müßiger Zuſchauer geweſen ſeyn ſoll, mit einem Bajonet ein wenig verwundet. So unbedeutend dieſe Streifwunde war: ſo wichtig wurde ſie von der erhitzten Menge gemacht, die nun zum Theil nach dem Hauſe des Generals von Thadden hinſtrömte. Der Prinz eilte zu Pferde nach dem nämlichen Ziele, und konnte nur mit

Mühe das Gewühl vor der Thür des Generals durchdringen. Er ſelbſt meldete alſo dem General den unangenehmen Vorfall.

Als er nach der Hauptwache zurück geritten war, kam auch der General dorthin, doch nicht, wie in jener Biographie ſteht, zu Pferde, ſondern zu Fuß. Er gab dem wachthabenden Offizier einen Verweis wegen der angeſchickten Patrouille, und kündigte ihm Arreſt an. Allein der Prinz nahm für dieſen ſogleich das Wort, und ſagte, er ſelbſt habe dem Lieutenant von Rabiel befohlen, ſo zu handeln, und dieſer ſey alſo ganz außer Schuld.

Zur einſtweiligen Beruhigung der Studenten, befahl der General noch, die Soldaten, welche zum Patrouilliren kommandirt geweſen waren, zu arretiren, und nach einer beſänftigenden Anrede an die Studenten, die ihm dafür mit einem Vivat dankten, ging er hinweg, und der Prinz ritt nach ſeiner Wohnung, ohne zum Arreſtanten erklärt zu werden, und ſeinen Degen hergeben zu müſſen.

Eben ſo ungegründet iſt es, daß er zunächſt von Halle nach Frankfurt an der Oder verſetzt worden ſey, wo er neue Neckereien von Studenten habe erfahren müſſen. Er kam vielmehr gleich nach Prenzlau, wo er hernach ein ſchönes, häusliches Leben führte, bis das Schickſal ihn dieſem entriß, um ihn ernſteren Kämpfen entgegen zu führen. Als er 1809 mit ſeinen Schwarzen durch Halle kam, war er ein ſo gereifter, ernſter und würdevoller Mann geworden, daß die Erinnerung an jene früheren Auftritte die hohe Achtung, mit welcher man ihn jetzt anſtaunte, nicht vermindern, ſondern nur erhöhen konnte.

A. G. Eberhard.

Rätſel.

Daſſelbe Wort nennt uns der Dinge mehr als eins,
Die ſich in Art und Zweck weit von einander trennen.
Beſucht' und kennte man von dieſen Dingen keins:
So dürfte Kaufmann nicht und Chriſt ſich Mancher nennen.
Hat dich auf offnem Markt das eine ſehr zerſtreut:
So geh zum andern an geweihtem Orte,
Denn während man dir dort nur nichtge Dinge beut,
Erbauen Ohr und Herz hier heilge Tön' und Worte.

Auflöſung des Räthſels Seite 108. Roſe.

Die Irmenſäule.

Einſam und düſter, wie es oft geſchah, ging der Dänenherzog Clodoald auf und nieder in ſeiner Waffenhalle. Der Ton ſeines Fußtrittes klang immer gewaltiger zurück von den Mauern der geräumigen Wölbung. Die ringsum ſtehenden Harniſche der Vorfahren ſchienen wie Geiſterſtimmen ihn anzureden. Denn bald verweilte ſein ſtarres Auge bei einem zur Rechten, bald riß einer auf der linken Seite ſeinen Blick an ſich. Endlich ſtand er ſtill vor einer uralten Rüſtung, ausrufend: „das war ein tapferer Kämpe!" — „Und das war auch einer!" wiederholte er dann im Weitergehen, ſo oft er auf die Andern daneben deutete.

„Nur der alſo," fragte er endlich, vor ſeinem eigenen Harniſche verweilend — „nur der wäre keiner geweſen?" — „Auch der!" antwortete er ſich ſelbſt — „das zeugt dieſer Hieb da mit dem Streitkolben, und dieſer, und dieſer, und die zahlloſen ſchwächeren daneben insgeſammt auf der Bruſtſeite. Beſonders der hier, der tiefe, von der Rieſenfauſt des fränkiſchen Karl geführt, den ſie den Großen nennen! Ja, auch der iſt ein Mann geweſen." —

„Nur geweſen," fuhr er fort — „und doch lebt er noch, und weder ſiechen Leibes noch kraftlos. Aber ſeine Thaten ſind Mährlein gleich. Denn ſeit dem Tode ſeines Weibes, ſelbſt zum Weibe geworden, ſitzt er daheim, für die Kinder ſorgend und vertrocknet ſchmachvoll an der Flamme des eigenen Heerdes!" — —

Darauf kam ſein älteſter Sohn, Cloboald mit Namen, wie er, und fragte, ob denn Hildegard, ſeine Schweſter, nicht bei ihm ſey? —

„Nein!" — antwortete der Herzog ſo unmuthig, daß der Knabe erſchrack vor ſeiner Geberde und wieder hinweglief.

Endlich aber ward ihm ſelbſt bange vor dem Ausbleiben des ſechsjährigen Töchterleins und er ging zu den Frauen ihren Dienerinnen. Die fand er todtenbleich und bitterlich weinend. Und ſie fielen ihm zu Fuße und flehten um ſeine Verzeihung. Hildegard im Luſtwandeln mit ihnen, war allzuweit vorausgelaufen in den Wald und hier von Räubern ergriffen und fortgeſchleppt worden. „Unfehlbar,“ ſo ſagten die Weiber beide — „ſoll das Kind irgendwo zum Dienſte der Götter angeſtellt werden; denn ſeine außerordentliche Schönheit macht es dazu geſchickt; auch glichen die Männer von Weitem, wie wir ſolche ſahen, eher Prieſtern als gewöhnlichen Räubern.“ —

Wirklich traf Mehres zuſammen, dieſe Vermuthung zu unterſtützen. Und Clodoald ergrimmte gar ſehr, daß man alſo den Dienſt der Götter auf die Verzweiflung unglücklicher Aeltern gründen wollte. Denn wahrſcheinlich hatte man die Jungfrau nach einer weitentlegenen Gegend in ein Heiligthum geführt, wo ſie der Arme des Vaters auf immer entbehren mußte, wo nicht einmal ſein Auge ſich je wieder an der herrlichen Geſtalt des Kindes erlaben konnte!

Clodoald bot Alles auf, um die Räuber zu finden. Er ſelbſt durchflog mit ſeinem Roſſe die Gegend und ging dann auch zu Schiffe. Alles vergebens. Zwar hörte er von dem Zuge, den man mit Hildegarden genommen hatte, doch verlor ſich in Sachſenlande alle Spur ſo gänzlich, daß er zerriſſenen Herzens in die Heimath zurückkehrte. —

Zuweilen wollte er in dem Ereigniſſe eine Strafe der Götter, wegen ſeines öftern Unmuths über ſein früheres ſtilles Leben erblicken. Hatte er doch mit Hildegarden alle Schönheit und Güte ſeiner verſtorbenen geliebten Gemahlin in wundervoller Aehnlichkeit neu aufblühen ſehen. War es ihm doch geweſen, als ob jeder Tag dieſe Aehnlichkeit noch mehr erhöhe, bis endlich in der Lebenden die Abgeſchiedene in höchſter Vollendung vor ihm ſtehen würde! —

Aber das Unglück förderte bald ſein ſtilles Wirken mehr, als das nun verlorne Glück; es ſpornte ihn an, die Waffenthaten wohlbedächtig und unbereut ſo lange aufzugeben, bis ſeine zwei Söhne zu Helden, den Ahnen gleich, gebildet ſeyn würden. Clodoald war, als Hildegard geraubt wurde, faſt zehn, Hyacinth erſt drei Jahr alt.

„Vater" — ſo ſprach einſt der Aelteſte, als er bei ihm war in der Waffenhalle — „du ſageſt mir immer ſo viel von den Thaten der Ahnen, ohne der deinigen zu gedenken. Gleichwol wiſſen unſere Leute gar viel Wunderſames und Denkwürdiges auch von Dir zu erzählen."

„Wirklich?" ſprach der Herzog lächelnd. „So genüge Dir das, mein Sohn. Der

Ruhm zehrt ſich ſelbſt auf, ſobald er aus eigenem Munde erſchallen will.“

Beide Söhne wuchſen erfreulich empor und der Vater hatte, wenn auch ſeine unabläſſigen Nachforſchungen nach der Tochter fortdauernd fruchtlos blieben, wenigſtens den Genuß, zu ſehen, daß ſeine Nachkommen nicht aus der Art ſchlugen, vielmehr ſich nach und nach mit allen Tugenden der Ahnen auf das ſchönſte ausſchmückten. Am deutlichſten erſchien das bereits in dem älteſten Sohne, welcher bei der Bärenjagd an Kühnheit, Kraft und gewandtem Weſen ſeines Gleichen ſo wenig fand, als in andern ritterlichen Uebungen.

Doch nur allzubald ſchlug das harte Schickſal von Neuem auf das Herz des armen Vaters los. In ſeiner Burg, dicht am Meere liegend, erhob ſich einsmals bei Nacht ein großer Lärm. Ein ſtarker Schwarm wohlbewaffneter Piraten war, nach Niedermachung der Wache, hineingedrungen. Clodoald, der

Sohn, hatte ſogleich zur Wehr gegriffen und ſein Vater — in einem entfernten Theile der Burg mit ſeinem jüngern Sohne Hyacinth hauſend — nichts eher davon erfahren, bis ſie nebſt vielem andern Raube den Erſtgebornen ſelbſt, nach dem heftigſten Widerſtande, mit in See genommen hatten. — Alles Nachſetzen umſonſt bei dem Winde, welcher die Böſewichter begünſtigte. —

Dieſer furchtbare Schlag ſtürzte den Herzog nun vollends nieder. Zwar ſchloß ſein Herz ſich nun um ſo feſter an das zurückgebliebene, einzige Kind an; allein immer rief die Sorge darein: Wie magſt du noch hoffen, nachdem die beiden ältern ſo grauſam dir entriſſen worden und in ihnen die neugeſchaffene Kraft des Vaters und die wiedererwachende Schönheit der Mutter? Welchen Troſt will dieſe Pflanze dir gewähren, noch ſo zart, daß jeder Windeshauch ſie verderben kann?

Aber ſtatt von der Zeit Linderung ſeiner Schmerzen zu erhalten, nagte vielmehr mit jedem Jahre das Andenken an ſein Unglück grimmiger an dem Herzoge. —

Wenn er vorhin mit Unmuth zwar, aber doch mit Heldenſinne in dem Waffengewölbe umhergegangen war: ſo geſchahe dies jetzt nur mit jenem dumpfen Grolle, aus der Tiefe ſeiner Leiden hervorgewachſen.

„Wer wird nun“ — ſo rief er einſt aus — „wer wird fürder die Thaten aller dieſer rings umher, zeither vom Vater dem Sohne mündlich überliefert, ſeinen Kindern erzählen, wenn das alte Geſchlecht mit mir ausſtirbt und fremder Unwiſſenheit dieſe Harniſche und Schwerdter und Schilde anheim fallen? Werden die von feindlichen Waffen ſo ſchön gezeichneten Rüſtungen ihnen mehr ſagen, als daß es endlich Zeit ſey, den Schmidt zu holen und die köſtlichen Denkmale der Todeswunden heraushämmern zu laſſen, auf daß darin irgend ein Ruhmloſer

loſer vor den Feind trete, und vielleicht dieſe alten Gefährten verſchwundener Tapferkeit durch ſchmachvolle Flucht entheilige?“ —

Mit ſo finſtern Gedanken floh der Herzog in den Wald, kehrte aber gar bald noch mehr verzweifelnd zurück zu ſeinem Sohne Hyacinth und ſagte:

„Mein geliebtes Kind, die Heimath iſt uns feindſelig geworden; denn ſelbſt der Heldenſchmuck unſerer Ahnherrn ſchauet mich troſtlos an. Und ſuche ich Schutz unter den Bäumen des Waldes, ſo ergreift mich der Gedanke, daß er der Ort iſt, wo mir mein Töchterlein entriſſen wurde. Flüchtet nun mein Fuß nach dem Geſtade des Meeres, o dann ſcheint die treuloſe Welle mir Hohn zu lachen, daß ſie meinen Sohn rauben durfte! — Laß uns daher, mein Kind, die Stätte der Väter verlaſſen und ſehen, ob im Auslande ein beſſer Glück blühen, ob vielleicht irgendwo unſer Clodoald und unſere Hildegard zu finden ſeyn möchte.

Und der Vater ließ zwei Roſſe ſatteln, für ſich und ſeinen vierzehnjährigen Sohn, und nahm eine Schaar ſeiner Getreuen zur Sicherheit mit. So zogen ſie erſt eine Zeitlang im Lande herum und gelangten dann nach Sachſen, allenthalben vergebens die verlornen Geliebten ſuchend.

Endlich nahmen ſie ihren Wohnſitz in der Gegend von Eresburg, wo der Herzog ſeinen trüben Sinn durch die Jagd zu mildern ſuchte.

Eines Tages, als er eben wieder mit ſeinen Gefährten, jedoch ohne Hyacinth, welcher den Waffenübungen mit Einem ſeines Alters zu Hauſe oblag, im Walde jagte, gerieth er bei Verfolgung eines Ebers in die Wildniß, woſelbſt die Irmenſäule, ein rieſengroßes Götzenbild aus Erz gegoſſen, in einem geräumigen Tempel verehret wurde. Und der Eber, vor Angſt nicht mehr wiſſend wohin, floh hinein in die offene Halle. Da ermahnten die Begleiter den Herzog, abzulaſſen von dem Thiere, damit die Götter, welche hier ihren Sitz hatten, nicht beleidiget würden, weil jede Beleidigung derſelben nur durch Menſchenopfer verſühnet werden konnte. Aber im Eifer der Jagd überhörte er alles Ermahnen, verfolgte den Eber bis in die Halle und erlegte ihn dort, deſſen Kopf abhauend und auf ſeinen Jagdſpieß ſteckend.

Darauf ertönte plötzlich eine Stimme aus dem Götzenbilde ſo durchdringend, daß die ringsum in der Halle aufgehangenen Kronen, Helme, Schwerdter, Schilde und andere Siegeszeichen ſchauerlich an einander klangen. „Verflucht biſt Du,“ rief der eherne Mund — verflucht Ihr, die Ihr mit Ihm ſeyd, verflucht jeder Boden der Euch tragen wird, ſo lange der ungeheure Frevel nicht abgebüßt worden. Vor Allem ſoll dem Auge, ſo das Heilige verkannte, ſein Licht entweichen. Wehe, wehe,

wehe Euch allen, bis zur Sühnung der Götter!“ —

Der Ausſpruch des Orakels war kein leeres Wort. Denn wie nun Clodoald, zermalmt von der feindſeligen Gewalt in dem Götzenbild, daſſelbe anſtarrte, ſo wurden ſeine Augen allmählig ſelbſt in ſtarren Stein verwandelt, ohne Licht und Regung. Auch verdorreten unter ſeinem und der Gefährten Fuße, überall, wo ſie ihn hinſetzten, Gras und Kräuter. —

Da warf ſich der Herzog nieder vor dem zornigen Götzen und flehete lange vergebens, daß er ihm das Mittel zur Sühne kund thun möchte.

Endlich erdröhnten von Neuem die Siegeszeichen in der Halle; denn das Götterbild ſprach:

„Verziehen ſoll ſeyn Dir und den Geſellen des Frevels, daferne Du angelobeſt, denjenigen der Deinen, welcher Dir zuerſt begegnen wird, auf dem Heimwege, mir alsbald zum Opfer zu bringen.“ —

Clodoald gelobte ſolches hierauf.

Als ſie nun heimkehrten und den furchtbaren Wald hinter ſich hatten, ſo kam dem unglücklichen Verwünſchten Hyacinth entgegen. Und kaum, daß der blinde Vater ihn an ſeiner Stimme erkannte, ſo rief er auch in der höchſten Verzweiflung aus:

„O ihr grauſamen Götter, es iſt ja mein Sohn!“

Nun erſt nimmt Letzterer wahr, daß dem Auge des Vaters alles Leben entzogen iſt und ſeine Freude verkehrt ſich in das herbeſte Leid. — „Mein Vater“ — ſo ruft er, deſſen Kniee umfaſſend — „war es der Zorn der Götter, was Dich des Lichtes der lieben theuern Augen ſo plötzlich beraubte? O, wenn irgend ein Mittel iſt, Dich mit den Erzürnten zu verſöhnen, ſo nenne es Deinem Sohne, auf daß er Alles thue, ihnen zu genügen.“

Darauf zogen die Gefährten des Herzogs dieſen bei Seite und wollten ihn überreden, dem beleidigten Gotte darzubringen, was er angelobt. Dagegen aber lehnte das Gefühl des Vaters ſich auf.

Hyacinth bemerkend, daß ſeiner gedacht wurde, rief daher aus:

„O ſprich, mein theurer Vater, ſprecht Ihr Andern, die Ihr Heimlichkeiten verhandeltet mit ihm, im Beiſeyn des Sohnes, die Ihr Euch eindrängtet zwiſchen mein Herz und das ſeinige, warum ſoll mir Das verborgen bleiben, was Ihr wiſſet, mir, der ich ihm doch weit näher ſtehe, als Ihr Alle?“

Hierauf gab der blinde Herzog ſeiner Verzweiflung Worte und Hyacinth erbot ſich ſogleich, des Vaters Vergehen mit dem Tode zu bezahlen.

Tieferſchüttert rief da der Herzog aus: „Mein Sohn, mein einziger Sohn! So ſollte ich das Licht dieſer Augen mit dem letzten theuren Leben, das mir übrig iſt, zurückerkaufen? Nimmermehr. Was bliebe meinen Augen dann noch zu ſehen, wenn auch Du mir fehlteſt? Immer würde der leere Platz, auf dem der Troſtloſe Dich ſuchte, mir zuraunen: So biſt Du feig genug geweſen, lieber Deine bejahrten Augen, als die aufblühende Kraft Deines Sohnes zu erhalten?“

Mit dieſen Worten preßte Clodoald ihn dergeſtalt in ſeine Arme, als wünſche er nichts mehr auf Erden, denn ſo ſeinen Geiſt auszuhauchen.

Aber ſeine Gefährten mißbilligten die Rede. „Herr Herzog“ — ſprach der Eine — „nicht Deiner Augen Licht iſt es allein, was bei ſolchem Sinne zu Grunde geht, ſondern ein Ding, das mehr ſagen will: Dein Fürſtenwort. — Wie wollteſt Du zudem das Unheil ertragen, das, durch Deine Schuld, auch unſer Fuß verbreitet, wohin er kommt. Denn rings um uns her iſt kein Halm unvergiftet blieben, ja die Erde darunter ſelbſt ſcheint ausgebrannt zur todten unfruchtbaren Aſche. Dir und den Deinen und allen Uebrigen biſt Du ſchuldig, durch Erfüllung Deines Gelübdes eine ſo ſchreckliche Strafe von ſo viel ſchuldloſen Häuptern zu nehmen!“ —

„Und“ — ſo rief hier der Herzog aus — „des unweiſe übernommenen Gelübdes halber, den Unſchuldigſten von Allen, freiwillig zu tödten.“ —

„Nur“ — ſagte der Eine ſeiner Diener — „nur durch den Tod ihn zu ſenden in die Wohnungen der Götter; denn ſo gut, wie den Helden, gefallen in der Feldſchlacht, wird Heimdall dem Sohne, der alſo ſich erbietet, zu büßen die Sünde des Vaters, die Thür öffnen nach dem glänzenden Schildgewölbe Wallhalla’s. Oder wollteſt Du lieber Deine früheren Thaten durch ein gemeinſchädliches, ehrloſes Leben auslöſchen, als dem Sohne vergönnen, ſo frühe ſchon das zu genießen, was ſonſt nur die Frucht langer Jahre und rühmlicher Siege zu ſeyn pflegt?" —

Inzwiſchen hatten ſich Viele aus dem Volke verſammelt und vernahmen, was die Veranlaſſung zu dem angerichteten Unheil und das Mittel dagegen ſey. Auch Prieſter der Irmenſäule befanden ſich darunter. Schon wollte Hyacinth von der Rede der Gefährten ſeines Vaters ſo mächtig ergriffen, wie dieſer ſelbſt, ſich den theuern Armen plötzlich entziehen und den Prieſtern zueilen. Aber Clodoald hielt ihn und ſprach:

„Nur einen Augenblick noch, geliebter Sohn!"

Dann wendete er ſich an die Gefährten.

„Meine Getreuen", ſprach er — „die Wahrheit Eurer Rede hat mein Herz getroffen. Doch werdet ihr beiſtimmen, wenn ich ſage, daß ſeinem Heldenſinne das Leben dereinſt in Wallhall gewiß bleibt und es der Welt wohlthun möchte, wenn ihr ſeine künftigen Thaten könnten erhalten werden. Laßt uns daher anfragen, ob nicht durch meinen eigenen Tod, oder irgend ein anderes Opfer, die Erde zu retten iſt von dem Fluche der Unfruchtbarkeit, den wir fortan mit uns herumtragen ſollen?"

Wie nun in dieſem Augenblicke der Oberprieſter der Irmenſäule an der Spitze der Uebrigen aus dem Heiligthume zurückkam, ſo wendeten ſich des Herzogs Diener an ihn ſelbſt mit jener Frage. Aber mit ſtrenger Stimme antwortete er:

„Nein, nein, nein! Solche Schuld kann nur durch Unſchuld gebüßt werden. Kein Opfer taugt, außer dem ſchuldloſen Sohne!"

Nach dieſem Ausſpruche ſank der Vater betäubt zur Erde und Hyacinth begab ſich ſogleich in die Gewalt der Prieſter, welche ihn hinweg führten.

Damals befanden ſich grade zwei junge fremde Helden in Sachſen mit Namen Edelhart und Bruno, welche ſich auf ihrem gemeinſchaftlichen Zuge durch die halbe Welt mit vielen ritterlichen Thaten ausgeſchmückt und großen Ruhm erworben hatten. Um die weitberühmte Irmenſäule bei Eresburg zu ſehen, begaben ſie ſich einsmals zur Zeit der Abenddämmerung in den heiligen Wald, woſelbſt ein Geräuſch aus dem Dickicht ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Weil nun Bruno in der Bewegung des Gebüſches ein Wild zu entdecken glaubte, ſo ſchießt er ſogleich einen Pfeil dahin ab. Da windet ſich aus dem Geſträuche ein Menſch hervor todtenbleich und blutend, der fleht um das Erbarmen der Ritter. Dieſe verbinden ihm ſeine Wunde und hören, daß er Kriegsmann iſt, der lange in Thrazien gedient hat und endlich in Sachſen gefangen und dem Oberprieſter der Irmenſäule überliefert worden. Mit mehrern andern Kriegsgefangenen ſchon zum Opferaltare geſchleppt und vom Meſſer des Prieſters verwundet, findet er Gelegenheit zur Rettung in einem plötzlich entſtandenen Ungewitter, welches die Opferhandlung unterbricht. Die allgemeine Verwirrung benutzend, flüchtet er weiter in den Wald hinein, wo er vom Dickicht dem Auge ſeiner Verfolger entzogen wird.

Der Mann erzählte den Rittern entſetzliche Dinge von der Grauſamkeit der heiligen Gebräuche und deren Verwaltung. Zugleich eröffnete er ihnen, daß den nächſtfolgenden Tag das ſehr feierliche Opfer eines Jünglings, wahrſcheinlich von hoher Abkunft, geſchehen ſolle, der durch ſeine Wohlgeſtalt und Unſchuld allgemeines Mitleid errege.

Als nun Edelhart und Bruno von dem ganzen Zuſammenhange der Sache und dem Heldenſinne hörten, womit Hyacinth dem harten, unverdienten Schickſale entgegenging, da ſtieg eine hohe Glut in ihr Angeſicht und Edelhart rief:

„Wahrlich, wir, die aller Orten den Ruhm davongetragen, der Unſchuld Wehr und Schild zu ſeyn, wir können nicht ruhig anſehen, daß ein ſo herrlicher Jüngling in der Knoſpe zu Grunde gerichtet werde!"

„Nein" — ſprach Bruno — „darum haben ihm die Götter gewiß nicht ſo hohen Sinn gegeben, daß er ruhmlos falle unter dem Opferſtahle. Nur ſtrafbare Prieſterdeutung kann ihrem Willen ſolchen Widerſinn unterſchieben." —

„So laß uns denn morgen" — ſagte Edelhart — „in der Götter Namen, die Kraft unſerer Arme gegen den Frevel ſolches Opfers verſuchen!" —

„Das ſey beſchloſſen!" — antwortete Bruno, ihm die Hand hierauf reichend.

Aber der verwundete Kriegsmann ſagte kopfſchüttelnd:

„Edle Herren, wie tapfer und weiſe Ihr Euch ſeyn möget, aus ſolchem Kampfe werdet Ihr doch nicht als Sieger gehen. Nicht mit bewaffneten Menſchen nur habt Ihr zu ſtreiten.

Von Löwen und Bären ſind die Blutaltäre bewacht, deren Schlunde Euer koſtbares Leben, bei ſolcher Unternehmung ſchwerlich entrinnen dürfte. Stehet darum ab von einem Wagen, das Euch verderben müßte, ohne den Opfertod des Knaben aufzuhalten, geſchweige zu verhindern."

Das aber war keine Sprache für das Ohr der feurigen, thatenluſtigen Helden, daher wendeten ſie ſich ab von dem bedenklichen Kriegsmanne, und verließen den Wald, um in einer benachbarten Hütte Zuflucht für die Nacht zu ſuchen.

Als ſie nun hier, auf ihre Schwerter geſtützt, ſinnend beim Heerde ſtehen, ſo vernehmen ſie die Rede von dem morgen zum Opfer beſtimmten Knaben und wie die Männer und Frauen in Klagen ausbrechen, daß die Götter ſo grauſam ſeyn könnten, die Zerſtörung eines ſo zarten, vollkommenen Jünglings zu wollen. —

Da wendete **Edelhart** ſich zu ihnen und rief: „Schmähet die Götter nicht; nur die untreuen Verwalter ihrer Geheimniſſe trift die Schuld und es iſt Pflicht, jene zu rächen an dieſen. Sammle daher ſich um uns, was noch Menſchenblut hat im Herzen und Sehnen in den Armen, zu Befreiung des Opfers, wenn man morgen mit ihm zur Schlachtbank zieht. Unſer bekannter Name mag Euch ſagen, daß die Gemeinſchaft mit uns nur Sieg, oder rühmlichen Tod gewähren kann.“

Als ſie nun ihre Namen entdeckten, ſo durchglühte ihre Begeiſterung aller Herzen dergeſtalt, daß jedermann, über die groſſe Ungleichheit des Kampfes hinweg ſehend, ſich getroſt und freudig den jungen, ſchönen Helden anſchloß.

Am folgenden Morgen mit Aufgang der Sonne kam der furchtbare Opferzug daher, langſam und feierlich in das Innere des Waldes vorſchreitend. Den Zauberern und Wahrſagerinnen, eher böſen Geiſtern als wirklichen Menſchen ähnlich, ging eine lange Schaar zwerghafter Knaben voran, ſämmtlich in ſchwarzer Kleidung, Fackeln, Rauchpfannen, Schellen und Klappern in den Händen. Darauf folgte ein Prieſter, ein Faß mit Waſſer vor ſich haltend. Nach dieſem trugen zwei ſeiner Geſellen auf den Schultern einen ſilbernen Altar, aus deſſen Oeffnungen das innen verſchloſſene Feuer hervorblitzte. Der unglückliche Hyacinth ging in der Mitte, aber voller Muth und Ergebung in ſein Schickſal, ſchneeweis gekleidet und das Haupt mit einem Blumenkranze geſchmückt. Hinter ihm her ſchritt ein Mann mit offenem Rocke vom feinſten Gewebe und ohne Aermel, das Schwert, unter welchem Hyacinth fallen ſollte, ſchon über denſelben geſchwungen. Ohnfern von dieſem Prieſter gingen die jungfräulichen Prieſterinnen, an ihrer Spitze das Oberhaupt derſelben, eine junge, wunderſchöne Geſtalt. Mit einer Stirnbinde war ſie geſchmückt und der herrliche Goldglanz ihres Haares floß tief an ihr hinab. Sie ſchien die Einzige im ganzen Zuge, welche Haß gegen ihre Beſchäftigung im Herzen trug. Denn man würde ſie leicht für einen unbelebten Marmor gehalten haben, durch Künſtlerhand in Bewegung geſetzt; hätte der tiefſte Schmerz nicht zu laut aus dem blauen Auge der Jungfrau geſprochen und das heftige Zittern zugleich erklärt, mit dem ihre zarte Hand einen ungeheuren Schlüſſel, dabei die goldene Scheere hielt, beſtimmt, das Opfer ſeines langen Haarſchmuckes zu berauben. Hinter ihr ſchritt der Oberprieſter, unzugänglich durch die ihn umgebende Menge der Opferſchlächter und Bewaffneten. Doch ragte über ſie alle hoch heraus ſeine Rieſengeſtalt mit dem eisgrauen Scheitel und ſchrecklichen Blicke, Entſetzen überall verbreitend.

Edelhart und Bruno, welche in einiger Entfernung ſtanden, erſchütterte tief, was ſie ſahen, eben ſo die, welche ſich ihnen angeſchloſſen hatten. Allein die Folgen auf beide waren ſehr verſchieden. Ihren Geſellen nämlich verging aller Muth ſo, daß ſie, ihren Vorſatz unbedachtſam und gottlos ſcheltend, heimzogen und die Ritter ſich ſelbſt überließen.

„Laß ſie“ — ſprach Edelhart, als Bruno, darüber ergrimmt, ihnen ihr Unrecht vorhalten wollte — „ſind wir uns doch geblieben.“ Und auf der Stelle geſchah der Angriff in der Mitte des Zuges. Aber obſchon Mancher, der ſich widerſetzen wollte, den Streichen der Angreifenden entfliehen, oder unterliegen mußte, obſchon ihre Kraft Wunder erzeugte, ſo warf ſich doch, ſobald ihr Zweck, Hyacinths Rettung, verlautete, der größte Theil der Bewaffneten auf den zum Opfer Beſtimmten, drohend, dieſen in Stücken zu zerreiſſen, wenn die Verwegenen nicht ablaſſen wollten.

Dagegen aber gerieth die Oberſte der Jungfrauen in der Helden Hand.

„Gebt ſie heraus die heilige Unſchuld, Ihr Unheiligen!“ — ſo herrſchte der Oberprieſter den Rittern zu.

Aber ſeine Donnerſtimme hat keine Gewalt über ſie. Erſt als die Irmenſäule ſeinen Ausſpruch in ſchrecklichen Tönen wiederholt, erſt da glaubt Edelhart, nicht widerſtehen zu können. Doch Bruno, im Anſchauen der ſchönen Jungfrau verloren, ſcheint auch des Gottes Gebot nicht achten zu wollen.

Darauf ſpricht der Oberprieſter:

„Verruchte, welches Zaubers Macht ſchützet Euch, daß ſelbſt der Götter Stimme Eurem Ohre fruchtlos verhallet?“

„Der Zauber der Unſchuld!“ ruft Bruno. „Denn die Götter müſſen durchaus ſo ſchrecklichen Mord des ſchuldloſen Knaben verabſcheuen." —

„Unglückſeliger" — rief der Oberprieſter — „was weißt du von den Göttern, als durch den Mund ihrer Geweiheten?"

„Daß ſie gerecht ſeyn müſſen, wenn ſie unſre Verehrung fordern!" antwortete er.

„Wie mag der Wurm im Staube ihre Handlungen ermeſſen?" fragte der Oberprieſter, ſtolz auf ihn herabblickend. —

„Wohlan" — ſo fuhr er fort — „unziemlicher Verhandlung ein Ende zu machen, möget Ihr Euch das Opfer erkämpfen, von den Thieren, den Wächtern am Altare, wenn Ihr Luſt habt. Nur die Prieſterin gebt zuvor!"

„Zuvor?" fragte Bruno.

„Ja, zuvor!" ſprach Edelhart, „ſobald du im Namen der Götter den Jüngling den Siegern zuſageſt."

„Das thue ich hiermit!“ — antwortete der Oberprieſter. —

„Dann laß die Prieſterin, Bruno!“ — rief Edelhart dem Freunde zu, deſſen Auge ſich nicht von ihr trennen wollte.

Die Miene des Oberprieſters zeugte, daß er ſeiner und der Götter Sache für gewonnen achte. Denn ſo häufig auch Menſchen zum Kampfe mit dieſen Thieren verurtheilt wurden, ſo pflegte doch keiner ſiegend davon zu kommen.

Das Opfer ward verſchoben und der Kampf dem Volke angeſagt.

Links auf einer kleinen Erhöhung neben dem Kampfplatze ſtanden die Männer, rechts auf einer ähnlichen Anhöhe die Jungfrauen und Frauen, im Dienſte der Götter. Den übrigen Umkreis nahm die herzuſtrömende Menge ein.

Als nun die Zeit gekommen war, ſo erſchienen die beiden Ritter mit den hierzu gewöhnlichen Waffen auf dem Kampfplatze. Was ein Herz trug in ſeiner Bruſt, entſetzte ſich davor, daß ſo viel Schönheit und Kraft, ſo viel Stolz und Adel, als in ihnen prangte, die Beute von Raubthieren werden ſollte. Nur der Prieſterſchwarm ſchien mit Schadenfreude auf die herrlichen Jünglinge herabzublicken. —

Zuerſt erhob ſich ein Bär, wilden Auges Edelharten zum Streite auffordernd. Dieſer aber, ſchwang ſich ſogleich mit gewandtem Körper auf das wüthige Thier, als ſey es ein Roß, und er drückte ſolches dermaßen zuſammen, daß es, wie raſend, den Kampfplatz durchirrt, und ſodann, gleichſam von Schaam vernichtet, in einen Winkel zurückweicht, auch durch keine Reizung mehr zu bewegen iſt, die Kraft des Ritters noch einmal zu erproben.

Auf den Bruno wird hierauf ein anderer Bär losgelaſſen. Dieſer, durch das Beiſpiel ſeines Vorgängers geſchreckt, ſcheint aller möglichen Gewandheit mit plötzlichem, raſenden Anfalle zuvorkommen zu wollen. Aber

Bruno ſchwingt ſeine Keule und mit Einem Schlage liegt das Thier todt zu ſeinen Füßen. —

Hochergrimmt hierüber, befiehlt der Oberprieſter, daß ein Löwe hereingeführt werde. Aber Edelhart, ſtatt zu erzittern davor, ſchießt einen Pfeil ab auf das zaudernde Thier, um es aufzureitzen. Als es nun auf ihn anrennt, ſo empfängt er's mit ſeinem Jagdſpieße. Doch der ſchlaue Löwe erfaßt mit den Zähnen deſſen hölzernen Schaft und zerbricht ihn in kleine Stücke. Da weicht Edelhart zurück, um ſein Schwert zu entblößen, deſſen Glanz im Strale der Sonne, einem Blitze gleich, dem Thiere das Auge blendet. Und nun entwickelt er ſchnell den um den Arm geſchlagenen Mantel, wirft ihn glücklich dem Löwen über die Augen, und findet ſo den Moment, ihm das Schwerdt dergeſtalt in den Leib zu rennen, daß das Thier unter ſchrecklichem Gebrüll im eigenen Blute ſich wälzend, dahinſtirbt. —

Jetzt erſt wagen die Zuſchauer, zeither zitternd für den Ausgang der Sache, wiederum laut zu athmen, ja die Meiſten brechen in ein Freudengeſchrei aus.

Deſto furchtbarer ertönt die Stimme des außer ſich geſetzten Oberprieſters.

„Unglückliches Volk“ — ſo ruft dieſer Greis — „was willſt Du hoffen für Dich ſelbſt, wenn Du jauchzen kannſt zu ſo frecher Beleidigung Deiner Götter? Sind nicht die hingemordeten Thiere die erkorenen Hüter ihrer heiligen Altäre geweſen? Oder biſt Du gemeinet, von Wodan und den Seinigen abzufallen, um böſen Zauberern zu dienen, den einzigen Urhebern und Begünſtigern ſo frevelhaften Kampfes. Wehe Dir, Volk, wenn ſolch ein unglaubiger Sieg nicht verſühnet wird durch das Blut der Sieger; wehe Dir! der Tempel Deiner Götter wird einſtürzen, verſtummen wird die heilige Säule und das Gras verdorren und die Frucht ausſterben, wohin Du Deinen Fuß ſetzeſt!“ —

Und die Menge erzitterte vor dieſer Rede und wie ſie gejauchzt hatte über den Sieg, ſo verfluchte ſie nunmehr die Sieger, welche als frevelnde Beleidiger der Majeſtät der Götter in furchtbare Kerker geſchleppt wurden, beſtimmt, hier zu verweilen Tag und Nacht, bis der ſchauerlichſte Tod für ſie erſonnen ſey.

Als nun Abends die Menge ganz aus einander und Hyacinth in ſeinen Gewahrſam zurückgebracht war, da begab ſich die Vorſteherin der Jungfrauen, welche während des Kampfes ihre Bewunderung der Helden nicht hatte verbergen können, zu der heiligen Halle und ließ die Dienerinnen, welche ſie begleitet, draußen harren, ging hinein zu dem Oberprieſter, der hier allein war, und ſprach zu ihm:

„Mann der Götter, wenn ich Dich noch alſo begrüßen darf! Du haſt mit falſcher Rede das Volk geblendet, wie der tapfere Kämpfer den Löwen mit ſeinem Schwerte; Du haſt die Götter geläſtert, deren Ruhm Du zu vertheidigen ſcheineſt. Denn der Wortbrüchige iſt ihnen ein Greuel, und Du, der Erſte ihrer Diener, haſt den Siegern nicht gehalten, was Du an heiliger Stätte ihnen zuſagteſt. Löſe Dein Wort ein, durch Entlaſſung der Helden und des Knaben, den ihre Tapferkeit vom Opferaltare loskaufte, oder ich kann fürder nicht dienen mit Dir im Heiligthume.“

Der Stral des Auges der Jungfrau ſchien den Greis zu erſchrecken, aber ſich bald wieder ermuthigend, antwortete er:

„Denke, vor wem Du ſteheſt. Du, das Kind, haſt zu leiten und auszuführen, was des Greiſes Weisheit Dir anvertraute. Oder meineſt Du, Dein achtzehnjähriges Leben werde eher ergründen den Willen der Götter, als der, ſo mehr denn ſechszig Jahre ihr Heiligthum pflegte?" —

„Nicht rechten will ich mit Deinem Silberhaar" ſprach die Jungfrau — „das ziemt mir nicht. Darauf aber beſtehe ich, daß Du mich dem Dienſte entlaſſeſt, wenn die Ritter und der Knabe nicht frei werden ſollen."

„So meineſt Du" — verſetzte der Prieſter — „daß wir in Dir die Schönheit des Kindes ſo wohlfeil erhielten, daß wir es abwarteten, wie unſern Augapfel, um nach dreizehn Jahren die ſchönere Jungfrau den Göttern wieder zu entziehen?" —

„Die Götter" — antwortete ſie — „wollen das Rechte. Ihnen würde ein Kind aus Sachſen, ein freiwillig dargebotenes, lieber geweſen ſeyn, als Eins, welches ihr ſeinen entfernten Aeltern rauben ließet. Weißt Du noch, wie ich damals Dich flehete, mich nach Dänemark, der geliebten Heimath, zurückzuſenden? Zwar wußte ich Dir meinen Vater nicht zu nennen, doch ſo viel wußte ich, daß er Herzog geheißen und daher gewiß leicht aufzufinden war. Doch Du, ſtatt zu forſchen nach ihm, oder, da Du ohnfehlbar ſchon Wiſſenſchaft hatteſt, wer er ſey, mich ihm zurückzuſenden, Du ſtellteſt mich an im Dienſte der Irmenſäule. Aber ich hatte nicht Raſt noch Ruhe, bei dem Gedanken an des theuern Vaters Angſt um mich. Endlich brachteſt Du mir eines Tages, als Neuigkeit leicht hingeworfen, die Nachricht, der Dänenherzog Clodoald ſey im Kampfe geblieben. Da entſann ich mich, daß dies der Name war, den mein Vater geführt und nun erſt diente die Verwaiſete mit Ergebung im Heiligthume. Niemals mit Freuden! Jetzt kann ich's geſtehen. Denn wie ſehr auch Grauſamkeit Noth thun mag, ihre blutige Geſtalt ſchreckte ſtets den milden Sinn des zum Erbarmen auferzogenen Mägdleins. Aber es ſchien eine Schickung der Götter ſelbſt, darum widerſtrebte ich um ſo weniger, da ich mich allmählich gewöhnt hatte, Deinen Willen auch für den Ihrigen anzuſehen. Das kann ich fortan nicht mehr. Mein Glaube, von entſetzlichen Vorgängen oft erſchüttert, geht mir an Deiner heutigen Wortbrüchigkeit verloren. Gieb mir ihn zurück durch Entlaſſung der Ritter und des Knaben. Wenn die Götter Tapferkeit lieben vor Allem, o ſo muß ihnen der ſchmachvolle Untergang ſolcher Helden empörend ſeyn. Mann der Götter, zu Deinen Füßen beſchwöre ich Dich, Das zu thun, was Du in ihrem heiligen Namen verſprochen!“ —

Darauf trat der Oberprieſter zurück, mit dumpfer, furchtbarer Stimme ausrufend:

„Genug, Unſinnige! Lerne den Ausſpruch der Götter ehren, wie mein Mund ihn verkündet, oder zittre! Ein Leben, wie das Deine, dem Altare gewidmet, kann nichts davon löſen als der Tod! — Der quaalvollſte Tod, wenn es länger dauert, als die Beobachtung der Pflichten. — Hinweg, aus meinen

Augen, um den Sinn dieſer Worte in der Einſamkeit zu erwägen!“

Ungewiſſen Schrittes und weinend, wankte die herrliche Jungfrau aus dem Heiligthume in die Stille ihres Gemaches. Aber ihre Unruhe litt ſie hier nicht lange. Kaum vernahm ſie das Zuſchlagen des ehernen Tempelthors, ſo machte ſie ſich, in Begleitung eines Dieners und zweier ihr ganz ergebenen Matronen, ebenfalls im Dienſte des Altars, auf den Weg zu Araspus, dem Hüter der Gefangenen. Die Jungfrau galt zu viel bei Dieſem, als daß er hätte widerſtehen mögen, wie ſie alſo anhob:

„Im Namen der Götter, Araspus, befehle ich Dir, uns die Pforte des Kerkers der beiden Ritter zu öffnen!“

Darauf gingen ſie und er erſchloß das Gefängniß. Als ſie nun insgeſammt hineintraten, da erhoben ſich Edelhart und Bruno von ihrem Lager und Letzterer rief:

„Jetzt oder nie!“ — „Lieber in Thätigkeit umkommen durch Ungeheuer, als ſich von ihnen leidend verſchlingen laſſen!“

„Wohl, mein theurer Waffenbruder!“ — ſprach Edelhart — „und beide ſtanden ſchon im Begriff, auf die Eintretenden die Enden ihrer ſchweren Ketten zu ſchleudern, als Bruno noch zu rechter Zeit bei Araspus Leuchte die Vorſteherin der Tempel-Jungfrauen erkannte.“

„O, Du Holdſeligſte!“ — rief er aus, ſeine Kniee beugend. „Kommſt Du ſelber, uns zum Tode zu holen.“ —

Mit verneinender Geberde antwortete ſie:

„Edle Ritter, Euretwegen habe ich mich erzürnt mit dem Oberprieſter, der Euern Tod verlangt. Er giebt für der Götter Willen aus, was doch nichts iſt, als das Begehren ſeines eigenen blutdürſtigen Sinnes. Kommt mit mir! ob man es auch entdecke, was mein auch warte, Ihr ſollt frei werden, das bin ich, die Oberſte der Tempeljungfrauen, den Göttern ſchuldig, ſo ich in Demuth verehre."

„Nein, nein, Du holdes Bild alles Heiligen" — ſo rief Bruno — „die Götter könnten nimmer uns gnädig ſeyn, wenn wir elend genug wären, unſre Rettung aus Deinem Tode ſchöpfen zu wollen. Laß uns hier unſer Schickſal erharren, oder folge uns gen Dänemark, der langentbehrten Heimath dieſes meines Waffenbruders." —

„Gen Dänemark?" — fragte die Jungfrau — „und die hochauflodernde Liebe zum theuern Vaterlande erleuchtete ihr ſchönes, blaues Auge mit heiligem Schimmer." — „So biſt Du" — ſprach ſie zu Edelhart — „zu Hauſe in dem vielgeliebten Heldenlande, das meinen Blicken, leider, ſo früh entriſſen wurde?"

„Auch Du vielleicht von däniſcher Abkunft?" verſetzte er hocherfreut.

„Wohl darf ich deſſen mich rühmen!" ſagte die Jungfrau.

„Und welche Schickſale führten Dich in dieſe Gegend?“

„Ein ſchändlicher Raub. Kaum im ſechſten Jahre meines Lebens war ich, da trieb der kindliche Frohſinn mich allzutief in den Wald. Da ſtand ein Mann, der mir Früchte bot, und kaum, daß ich ſolche mit Dank von ihm angenommen, ſo ergreift er mich und trägt mich fort, ſeinen Geſellen zu, die ſchon ähnlichen Raub bewachen. Man führet uns aus der Heimath. Wo die Andern hingeriethen, weiß ich nicht, doch ich gelangte hierher in das Heiligthum der Irmenſäule.“

„Und Dein Vater?“ — rief Edelhart außer Athem.

„Ach, das war der Herzog Clodoald.“ —

„O, Ihr Götter“ — rief Edelhart — „nehmt gnädig meinen Dank, daß Ihr mir die theure Schweſter zurückgebt! — Ja, werthe Hildegard, denn ſo mußt Du heißen! unſer

Vater hat ſchwer getragen an der Bosheit, die Dich aus ſeinen Armen wand."

„So biſt Du wirklich?" rief die Jungfrau hochentzückt.

„Dein älterer Bruder, Clodoald bin ich, dem bald, — nachdem Du geraubt, faſt ein gleiches Schickſal widerfuhr. Nur daß ich in die fernſten Gegenden geſchleppt wurde, wo mir lange der Weg fehlte, nach dem heißgeliebten Vaterlandsboden. Man verkaufte mich. Doch ließ der Herr, den ich anheimfiel, mir ritterliche Erziehung geben mit dieſem hier, ſeinem Sohne, ihm gleich an Adel und Kraft, nannte mich auch nach ſeinem zweiten Sohne, der im Kampfe geblieben, Edelhart, welchen Namen ich ſeitdem geführt habe. Bruno und ich ſind nun die Welt durchzogen mit Lanze und Schwert, auch allenthalben in Ehren gehalten worden, ob des Strebens, zu ſchützen und zu vertheidigen die unterdrückte Unſchuld, wo wir ſie finden. Nur hier, wo Götter vorzüglich hauſen ſollen, hier bereitet man uns den Tod, eben wegen dieſes Strebens! — Theuerſte Schweſter, ſinne uns nicht an, Dich zu verderben durch unſere Rettung, ſondern geleite uns. Was wollteſt Du auch fürder, Du Gerechte und Reine, da wo der Dienſt der Götter in ſo heilloſen Frevel ſich verkehrte?“

„Wohlan“ — ſprach Hildegard — „wenn dieſe Frauen bei mir bleiben, ſo gehe ich mit Euch.“

Und die Frauen verſprachen es beide willig.

„Aber“ — fügte ſie dann ſchmerzlich hinzu — „wohin in Dänemark, da der Vater längſt im Kampf erſchlagen und der Ueberwinder im Beſitze alles Deſſen iſt, was Sein geweſen?“

„Mit nichten, theuere Schweſter, der Vater lebt! Vor wenig Monden erſt kam uns ſichere Kunde davon und daß er mit Hyacinth, unſerm jüngſten Bruder in das Sachſenland ſich gewendet.“

„Er lebt?“ — rief Hildegard hochentzückt. — „O ſo hat man mir damals nur von ſeinem Tode geſagt, auf daß ich abließe, nach ihm zurückzuverlangen! —“

Da trat Araspus, welcher draußen gewartet hatte, herein, bittend, die geweihte Jungfrau möchte nunmehr beſchließen, was zu thun ſey, er werde ihr gehorſamen in Allem. Und ſie befahl ihm, der Ritter Feſſeln zu löſen, und dann mit ihr, den Frauen und dem Diener hinwegzugehen, nach Dänemark. Denn erſt mußten ſie in Sicherheit ſeyn, bevor ſie nach dem Herzoge Clodoald im Sachſenlande nachforſchen laſſen konnten. —

Als man ſchon ein gutes Stück Weges gemeinſchaftlich gegangen war, ſo fiel Edelharten der zum Opfer beſtimmte Knabe ein und er ſprach:

„Traun, wir haben über dem Heil, welches die Götter uns wiederfahren ließen, unſre Pflicht gar vergeſſen. Vor Allem hätten wir doch auf die Rettung der Unſchuld denken ſollen, die nun morgen ohne Hinderniß wird geſchlachtet werden.“

Da erſchrak Hildegard ſehr, daß ſie ſolches aus der Acht gelaſſen, blieb dann einen Augenblick ſinnend ſtehen und ſagte:

„Laßt mich zurück, Freunde. Euer kühnes Wagen war ein hoher Preis für das Leben des Knaben, drum darf es nicht durch Fahrläßigkeit verloren gehen. Verweilet hier, ich nehme den Araspus mit in des Knaben Gewahrſam und bringe ihn her, wenn das Glück mich begünſtiget.“

Aber Araspus verſetzte hierauf:

„Verehrte Gebieterin, laß uns das Gewonnene nicht wieder auf ein ſehr gewagtes Spiel ſetzen. Allzugroßes Wagen pflegt man auch Tollkühnheit zu nennen, denn in Kurzem nahet nun ſchon die Zeit, wo die Prieſter ſich zum Morgenopfer verbereiten. Zudem, ſeht einmal dort auf den Bergen die Wachtfeuer. Dieſe hier gehören den Unſern und waren in der geſtrigen Nacht noch gar weit zurück. Eben ſo jene, den Franken gehörig. Ihr plötzliches Herannahen an einander iſt wahrlich ein betrübtes Zeichen für die Gegend. Bald iſt ſie gewiß dermaßen mit Kriegsvolke überſchwemmt, daß ſich kein Ausweg finde für den Wanderer und uns keine Wahl bleiben wird, als von den Unſern den Prieſtern zurückgeliefert oder gar der Chriſten Sklaven zu werden.“ —

„Kann ſeyn!“ ſprach Hildegard. — „Aber das Rechte ſoll man immer wagen; ohne alle Rückſicht auf die Gefahr. Gieb mir die Schlüſſel, wenn deine Furcht dir allzuſehr zuſetzt!“ —

Aber nicht nur Araspus, ſondern die Andern ebenfalls begleiteten ſie, vermeinend, daß ihr Aller Geſchick von nun an immer unzertrennlich ſeyn müſſe.

Als ſie nun dort waren, auch die Thüre des Gefängniſſes ſchon glücklich geöffnet hatten, und dem Opfer ſeine Freiheit verkündeten, da wollte der Knabe doch zuvor wiſſen, ob auch, wenn er mit ihnen gehe, von ſeinem Vater und deſſen Gefährten das über dieſe gekommene ſchwere Unheil weichen werde?

„Gewiß!“ antwortete Hildegard, — „wenn anders die Götter gerecht ſind, wie wir insgeſammt ſolches glauben.“

Aber kaum, daß auf dieſes Wort der Knabe zum Mitgehen entſchloſſen iſt, ſo erhebt ſich ein Geräuſch vor der Pforte. Der Oberprieſter war es, der die Leuchte aus ſeiner Wohnung bemerket und Argwohn ſchöpfend ſogleich mit vielen Bewaffneten ſich herbegeben hatte.

So ſehr auch Hildegard bei ſeinem Eintreten erbleichte, ſo erhob ſich ihr reines Auge doch bald wieder und ſie verlangte das Wort zu ihrer Vertheidigung.

Aber der Oberprieſter rief: „Hinweg, Frevlerin, aus dem geweiheten Kreiſe meines Athems. Die heiligſten Namen unter den Menſchen: Prieſterin und Jungfrau haſt du geſchändet. Mit Aufgang der Sonne ſoll der Spruch des Gerichts über Dich ergehen.“ — „Schlaget ſie in Feſſeln, Knechte, gleich allen übrigen Verbrechern und werſet jeden einzelnen in eine abgeſonderte Höhle. Für den, der von ihnen entrinnt, büßet Ihr insgeſammt mit Blut und Leben.“

Und es geſchah, wie der Oberprieſter ſolches angeordnet hatte.

Darauf berief Dieſer ſämmtliche Diener und Dienerinnen der Irmenſäule in den Tempel derſelben zum nächſten Morgenrothe.

Kaum hatte die Sonne die Spitzen der höchſten Berge entzündet, ſo ward auch ſchon Hildegard vor die Verſammelten geführt.

Im Voraus ſchaudernd vor den Beſchuldigungen, welche ſie erwarteten, trat ſie ein in die Mitte der Richter. Da erhob der Oberprieſter ſeine Stimme und ſprach:

„Hildegardis, ich klage Dich an des Meineids und der Sittenloſigkeit. Denn Du haſt die heimathlichen Götter verrathen, Du, ihre Prieſterin, Du haſt Gottloſe dem wohlverdienten Tode zu entziehen geſucht, um mit ihnen ein buhleriſches Leben zu führen. Antworte mir, wenn Du ſolches vermagſt.“

„Das vermag ich nicht auf dieſe Anrede,“ entgegnete Hildegard, — „aber ſagen kann ich, was ich gethan habe, was ich habe thun wollen. Höret mich, Ihr Uebrigen, denn ſein ſtarres Ohr iſt für die aufrichtigen Worte meines Herzens nicht empfänglich. — Ihr wiſſet insgeſammt, welche Weiſe der Sühnung er jenen beiden Rittern geſtern vorſchrieb, wie ſie Alles ausführten und er dann wortbrüchig, denſelben nicht nur die Herausgabe des Opfers verweigerte, ſondern auch ſie ſelbſt ſchmählichem Tode vorbehielt. Das empörte mich im Namen der Götter, deren Altar ich diene, wie er. Umſonſt verſuchte ich, ihn auf beſſere Gedanken zu bringen; daher blieb mir nichts, als die Ehre der hohen Aſen auf anderm Wege zu retten.“ —

„Wie“ — rief der Greis entflammt — „die Ehre der Götter durch Zertreten der eigenen Ehre, als Prieſterin und als Jungfrau? — Es iſt endlich Zeit, das Heiligthum von der Schlange zu befreien, ſeiner unwürdig von Anbeginn. Denn ſchon das Kind ahnete, wie wenig einmal künftig das ſtille, unſträfliche Leben im Tempel und an den Altären, der Erwachſenen zuſagen würde. Darum begehrte es immer ſo ungeſtüm zurück in die Heimath und das Haus ſeiner Aeltern und verkannte von jeher das Glück, welches durch Aufnahme in den Dienſt des Tempels ihr geworden war. O hätte ich damals ſie zurückgeſchickt in ihr Geburtsland, dann wären uns und den Göttern die Gräuel von geſtern erſpart worden. Wer aber wußte ihre Aeltern?" —

„Wer ſie wußte?" — rief Hildegard — „das warſt Du, Du ſelbſt. Warum hätteſt Du mir wohl die Lüge von des Dänenherzogs Clodoald Tode beigebracht, wenn es Dir unbekannt geblieben, daß ich ſein Kind bin, vielleicht gar durch Leute geraubt, von Dir ſelbſt dazu gedungen!"

Das Wort ſchien um ſo tiefer auf den Oberprieſter zu wirken, je mehr der Uebrigen auf ihn geheftete Augen Aufklärung darüber zu erwarten ſchienen, ob dem wirklich alſo ſey, daß die Jungfrau von jenem wohlbekannten Fürſten abſtamme. Daher ſagte derſelbe: — „Genug der unnützen Worte, hier, wo Thaten gen Himmel ſchreien! Oder womit beweiſeſt Du, daß nicht die zügelloſe Begierde eines verdorbenen Herzens es war, was Dich zu Befreiung jener großen Verbrecher antrieb?" —

„Mein zeitheriges Leben beweiſt es!“ — antwortete **Hildegard**. — „Euch rufe ich auf, Jungfrauen, Euch bejahrte Frauen! Saget, ob je ein verdächtiger Blick oder Laut mir entſchlüpfte, ob Ihr mich je eine regelloſe Handlung begehen ſahet?“ —

Da ſchienen Jungfrauen und Frauen gerührt von dem Unglück der auch in ihren Augen ganz Schuldloſen. Und Mehrere der Prieſter ſagten laut, daß man die Befreiung der Gefangenen, ſo ſtrafbar an ſich, **Hildegarden** vergeben könne, weil nicht Bosheit, nur Irrthum ſie dazu verleitet habe. Doch um losgeſprochen zu werden von der andern, ſchweren Beſchuldigung der Buhlerin, müſſe ſie ſich nothwendig reinigen.

„Und wie“ — fragte die Tiefherabgewürdigte, das thränenvolle Auge an den Himmel geheftet, — „wie das, wenn mein ganzes untadeliches Leben nichts gilt vor Eurem Gerichte?“ —

„Durch die Feuerprobe!“ ſprachen Einige.

„Wohlan,“ — verſetzte ſie muthig, — „ſo ſchafft das glühende Eiſen herbei, daß ich es in meine Hand nehme.“ —

Aber der Oberprieſter murrete vernehmlich darüber, daß man noch einen Beweis für nöthig achte. Doch ſtimmte eine ſo große Mehrheit der Uebrigen dafür, daß er ſich nicht widerſetzte, vielmehr die Ablegung der Feuerprobe nun ſelber feierlich ihr zuerkannte. Darauf ward eine Kohlenpfanne geholt und das Eiſen hineingelegt. Als es nun völlig durchglüht war, ſo rief Hildegard die Götter um Beiſtand an in ihrer großen Noth. Darauf ſagte man ihr, daß Alles bereit ſey, und ſie nahm getroſt das Funkenſprühende rothe Eiſen, welches man ihr reichte, in ihre Hand.

„Sie iſt ſchuldlos!“ — riefen Prieſter und Prieſterinnen, als man es wieder zurückgenommen und keine Spur der Verletzung an Hildegards zarter Hand zu entdecken war.

„Schuldlos!" — wiederholte das zahlreich umherſtehende Volk und jauchzte laut, die ſchöne Jungfrau gerettet zu ſehen.

Aber der Oberprieſter, ergrimmt, eilte herüber von der Irmenſäule, wo er zeither, abgeſondert von den Uebrigen, geſtanden hatte und rief:

„Wer iſt es, der hier Urtheil ſpricht ohne mich? — Sie iſt ſchuldig, ſage ich, des ſchrecklichſten Todes ſchuldig. Durch böſe Künſte hat ſie die Kraft der Gluth von ſich abzuhalten gewußt und nur Thorheit oder Verbrechen kann ſie entziehen wollen der Rache der verrathenen Götter." —

„Verrathen" — ſprach hier Hildegard in hoher Begeiſterung — „ja, verrathen ſind die Götter, ſchändlich verrathen, aber durch Dich, durch Dich allein. Wie geſtern beim Thierkampfe, ſollten ſie heute ihren Willen kund thun, beim glühenden Eiſen. Du ſelbſt riefſt ſie auf dazu. Und ſie thaten ihn kund, heute wie geſtern, und heute, wie geſtern, wagſt Du, ihren ſelbſt aufgerufenen Willen nicht anzuerkennen? — Hinweg, Unheiliger, aus dem Heiligthume. Nicht das Kleid, die Seele macht den Prieſter, Du aber biſt ein Verworfener, meineidig an Göttern und Menſchen!" —

Wie nun der Greis ſelbſt Hand legen wollte an die Jungfrau, da erhob ſich ein lautes Murren unter der Menge. Denn es ſchien dem Volke klar zu werden, daß die Angeklagte Recht habe. Schon verſuchte man einzudringen auf den Prieſter, ihn hinauszuſtoßen aus dem Heiligthume, als das plötzliche Zittern der Siegeszeichen rings umher, das Ertönen der Irmenſäule verkündend, alle Regung, alle Athemzüge der Anweſenden feſſelte und Jedermann des nahen Götterſpruchs in Andacht harrete. —

Als nun der eherne Mund ausrief: „Wehe, wehe, wehe, der Frevlerin; ſie iſt des Todes ſchuldig!" — da ergriff Entſetzen und Verzweiflung das Volk und die Jungfrau verhüllte ihr Angeſicht und ſank in die Arme zweier Nachbarinnen, im Tone des Wahnſinns ausrufend: — „Tödtet, tödtet mich! Was ſoll ein Wille im Leben, der ſich höher achtet, als den Willen der Götter? Denn noch immer möchte ich, ihrem Ausſpruche trotzend, ausgehen auf die Befreiung der ungerecht Verurtheilten, wie in voriger — Nacht!“

Darauf rief der Oberprieſter: „Hinweg, — hinweg mit ihr in den tiefſten Kerker, da ſie gerichtet iſt durch der Götter Ausſpruch und ihren eigenen. In's Feuer ſoll ſie morgen lebend geworfen werden öffentlich, und die Flamme brennen, bis der Meineidigen letztes Gebein verzehret iſt. Ihr Staub ſoll weit in die Luft verſtreuet werden, hierhin und dahin, auf daß die Erde nirgends erſeufze unter der Spur der Götterloſen!“ —

„Und“ — ſo fuhr er fort, während das Volk zitternd davon ſchlich — „die Stifter des Unheils ſollen Zeugen ſeyn ihrer Qualen und die Flamme ſelbſt ſchüren und unterhalten, bis ſie in noch größern Martern ihren ruchloſen Geiſt verhauchen.“

„Am Abend aber wird das Opfer des Knaben und anderer Gefangenen, die Götter wieder auszuſöhnen mit uns Allen, wegen ſo vieler ſchwarzer Verbrechen, im Heiligthume verübt.“—

Während das Alles vorging, vernahm der blinde Dänenherzog nur Weniges von dieſen Ereigniſſen. Denn ein Jeder ſcheute den unbekannten Mann und deſſen, wie er, von der Irmenſäule verwünſchte Gefährten, die insgeſammt nicht aus dem Hauſe treten durften, wegen der ſchrecklichen Spur, welche ihr Fuß überall zurückließ. Nur Etwas von den Rittern, welche ſeinen Sohn des Opfertodes hatten überheben wollen, gelangte zu ſeinem Ohr, und er ſchalt ſich ſelbſt, daß ſeine Vaterliebe ihrem verunglückten Unternehmen hold ſeyn mußte. Zugleich zürnte er auch ſeinen Gefährten gar ſehr, daß ſie ihn überredet hatten, das Licht ſeiner Augen ſo theuer zu erkaufen.

Noch war es ihm nicht zurückgegeben; daher er denn fortdauernd in der unſeligſten Todesangſt ſchwebte und ihn ſchon graute vor dem Augenblicke, in dem er den Tag wieder ſehen würde, weil er dieſen Augenblick auch zugleich als den Schreckensboten der Opfervollziehung betrachten zu können glaubte. —

Was Araspus aber ſchon in der Nacht befürchtet hatte, das geſchah am Tage; die feindlichen Heere trafen auf einander. Alles war umringt und die Schlacht begann furchtbarer als jemals. König Karl der Große erhöhte die Kraft der Franken durch ſeinen Antheil am Streite. Die ganze Prieſterſchaft ward zu einem Kriegerſchwarme; der greiſe Oberprieſter ſtritt an ihrer Spitze und fiel, erſt nach der heftigſten Gegenwehr. Die Veſte Eresburg ward erſtürmt und Alles Widerſtandleiſtende niedergemacht. Weiber, Schwache und Unbewehrte flohen insgeſammt aus der Gegend.

Zurück blieb Niemand als die Verwünſchten, der blinde Dänenherzog und deſſen Gefährten; dieſe erwarteten, was über ſie verhängt ſeyn werde, da ja doch das Schlimmſte, der Tod, weniger zu fürchten war, als ein, ihnen ſelbſt, wie allen Uebrigen verhaßtes, unheilbringendes Daſeyn.

Weil nun die andern Häuſer insgeſammt verlaſſen ſtanden, ſo fragte der König eines Morgens im Vorüberreiten einen gefangenen Prieſter, deſſen er ſich zum Führer bediente, was die Hütte ſey, aus welcher allein noch Rauch aufſteige. Darauf berichtete ihn der Prieſter von dem Blindgewordenen durch die beleidigte Irmenſäule und ſeinen Gefährten, vermeinend, hiermit den Chriſten zum Staunen zu bringen und ihm die Macht der heidniſchen Abgötter in's Licht zu ſetzen.

Aber Karl zeigte kein Verwundern darüber, doch ſchickte er in die Hütte und ließ die Verwünſchten vor ſich kommen. Als er nun wahrnahm, daß wirklich jeder Halm unter ihren Füßen verbrannte, da ſprach er zu ihnen:

„Seyd getroſt, Unglückſelige, die Rache der Hölle wird von Euch weichen, falls ihr den lebendigen Gott anerkennt. Dieß verkündet er Euch durch meinen Mund. Wer biſt Du, Blinder?“ —

„Ich heiße Clodoald,“ — antwortete Dieſer — „und meine Ahnen ruhen in Dänemark.“ —

„Alſo“ — fragte Karl haſtig — „wohl gar der berühmte Herzog dieſes Namens?“ —

Clodoald bejahte ſchweigend.

„Du haſt“ — fuhr der König fort — „den Meinen manche Wunde geſchlagen und gehörſt zu den Wenigen, die ich hochachte wegen ihrer Thaten. Lange ſchon trachtete ich, Dich ohne Geſichtsharniſch zu ſehen.“ —

„Auch ich“ — verſetzte Clodoald — „großer König ſehnte mich längſt, die Züge des Mannes zu erſchauen, deſſen Schwertſchlag meine Bruſt wohl empfunden hat. Und nun ſtehet er vor mir ohne Waffen und aufgezogenen Viſirs und ich muß inzwiſchen erblindet ſeyn! — Aber es tröſtet mich auch, daß ich das Licht der Augen noch nicht wieder erlangte; denn ſo weiß ich doch, daß mein geliebter Sohn, mit deſſen Tode erſt jenes Licht zurückkehren ſolle, noch unter den Lebendigen wandelt. — O großer König, gern will ich es für immer entbehren, wenn um dieſen Preis meines Sohnes Leben zu retten iſt.“

Als nun Karl den Zuſammenhang der Sache vernahm, ſo gab er dem Herzoge ſein Wort, daß Hyacinth ihm gewiß zurückkehren ſolle, wenn er noch lebe.

Darüber aber betrübten ſich die Anderen gar ſehr, weil ſie, unter dieſen Umſtänden fürchteten, das entſetzliche Schickſal der Verwünſchung lebenslang mit ſich herumtragen zu müſſen. Auch klagten ſie es dem Könige ſelbſt.

Der ſagte hierauf: — „Nur guten Muthes, lieben Leute! Die Bedingung rührt von den falſchen Göttern her, der wahre, einzige Gott wird Euer ſich annehmen, wenn Ihr wollt.“ —

Darauf rief Karl einen Biſchoff herbei, welcher den Herzog und deſſen Diener in der chriſtlichen Lehre unterwies und nach und nach, wie ihre geiſtigen Augen davon erleuchtet wurden, ſo verſchwand auch die Blindheit des Herzogs und das, ſeinen und der Andern Füßen angezauberte, Unheil. Und mit dem erſten Lichtſtrahle, der ſein Auge wieder erquickte, that es noch viel mehr der Anblick ſeines geliebten Hyacinths, welchen Karl indeſſen dem Gewahrſam entzogen hatte.

Darauf erzählte der Knabe dem Vater, der noch von nichts, als dem unglücklichen Ausgange des Thierkampfes der beiden Ritter wußte, daß die Vorſteherin der Tempeljungfrauen, im Geleite jener Ritter und Anderer, ihn nochmals bei Nacht hätten befreien wollen, aber, insgeſamt ergriffen, jetzt noch immer in ſchrecklichen Kerkern ſchmachten möchten.

Sogleich wendete ſich daher der Herzog an Karln und Dieſer, der faſt zu der nähmlichen Zeit von der Sache und zwar ihrem ganzen, für Clodoalden und die Seinigen ſo erfreulichen Zuſammenhange nach, gehört hatte, ordnete auf der Stelle die Befreiung ſämtlicher noch Eingekerkerten an.

Bald erſchienen nun Edelhart, Hildegard und Bruno vor dem Throne des großen Königs, wo Herzog Clodoald ſich neben ihm ſetzen müſſen und Hyacinth unten an den Stufen ſtand.

„Vater!“ — begann der König zum Herzoge — „regt ſich in Deinem Gemüthe nicht das Recht auf die beſondere Liebe dieſer drei von der Vorſicht hier Vereinten?“ — Hierbei deutete er auf Edelhart, Hildegard und Hyacinth.

Da ſtaunte Clodoald Karln an, der ihn hierauf mit dem wundervollen Geheimniſſe bekannt machte.

Wie nun der Herzog, zitternd vor Freude, herabſtieg und ſeine geliebten Kinder, den Ritter, mit ihm gleiches Namens, und Hildegarden zuſammen mit ſeinen Armen umfaßte, während Bruno allein und verlegen ſtehen blieb, auf Hildegarden den ſehnſuchtsvollen Blick geheftet, da ſtieg auch Karl die Stufen ſeines Thrones hinab, ergriff des Jünglings Hand und ſagte, ihn dem Herzog Clodoald zuführend:

„Herzog, Dieſer und ſein verſtorbener Vater haben Dir den Sohn, der Deinen Namen führt, zu Dem gebildet, was er geworden iſt, wie, wenn Ihr ihn durch dieſe liebliche Jungfrau näher an Euer Herz ziehen wolltet?“ —

Und Bruno beugte dankbar und hochentzückt ſein Knie vor dem König, daß er ſeine theuerſten Gefühle ſo bald errathen und ihnen ſo kräftige Worte geliehen hatte.

Darauf ſagte Herzog Clodoald, ihn zu ſich winkend:

„Bruno, das Köſtlichſte, was ich habe, ſind meine drei Kinder. Je härter mir es geworden, ſie zu entbehren, deſto tiefer ſind ſie in mein Leben eingewachſen. Dennoch aber ſoll Dir dieſe Tochter zu eigen ſeyn, wenn ihre Hand Dein Begehren iſt.“ —

Da vermochte Bruno nicht länger an ſich zu halten und rief:

„O geſegnet ſey der heutige Tag! Denn ſeit meine Augen die Jungfrau erblickten, gab es kein Heil mehr für mein Herz, als ſie mein zu nennen.“ —

Clodoalds Kinder und Bruno nahmen alsbald den chriſtlichen Glauben an, und halfen dem Könige mit Freuden in Zerſtörung der Irmenſäule und aller der Zauber, wodurch das Heidenthum ſeine Gewalt auf die Menſchen äußerte.

Nachdem nun die beiden Clodoalde und Bruno und Hyacinth manchem Heereszuge unter dem großen Karl für den Glauben beigewohnet und tapfer mitgefochten, ſind ſie nach Dänemark gezogen, um auch hier, ſo viel ſie konnten, das Heidenthum auszurotten, ſo daß die Waffenhalle, in welcher der Herzog oftmals düſter unter den eiſernen Reſten ſeiner Ahnen herumging, ihnen bald der Aufenthalt der köſtlichſten Erinnerungen und Hoffnungen wurde. Denn der raſtloſe Sinn des Heidenthums, der nur in der Schlacht glücklich zu enden meinte, hatte dem höhern Glauben weichen müſſen, daß der zweckloſe Krieg alles Ruhmes ermangelt und jeder Krieg zwecklos zu achten iſt, der nicht den heiligen Frieden als ſein letztes Ziel, im Auge hat.

Warnung.

Ein Strudel und ein Wirbel
Bedrohn, Verderben brauſend,
Im Donauſtrom den Schiffer;
Und führt er nicht das Steuer
So kräftig als beſonnen:
So wirft der wilde Strudel,
Am finſtern Felſenufer,
Das Schiff alsbald in Trümmern;
So reißt der wilde Wirbel
Es kreiſelnd in die Tiefe,
Und unerrettbar findet
Der Schiffer da ſein Grab!

Verklage nicht die Götter
Ob dieſer grauſen Wunder,
Du leicht entglühter Jüngling!
Ich will den Sinn Dir deuten
Von ſolchen Warnungszeichen
Auf Deiner Lebensbahn. —

Die Götter ſelber ſchauen
Mit Wohlgefallen nieder
Auf dieſes Stromes Fluthen,
Der — eine Rieſenſchlange
Mit Silberſpiegel-Schuppen —
Sich weit und ſtolz und prächtig
Durch Berg und Thäler windet.
Schon hatten Pan, und Ceres,
Und Flora ihm die Ufer
Geſchmückt mit ihren Gaben;
Und von den Felſen goſſen
Viel ſcherzende Najaden
Den Schaum aus ihren Urnen
Hinab, als frohes Opfer.
Deß lächelte Cythere,
Des freute ſich Lyäus!
Und beide ſchwebten nieder,
Und wandelten, und weilten,
Vergnügt und Gaben ſpendend,
An dieſen ſchönen Ufern.
Da wurden hier die Felſen
Zum ſtolzen Thron der Schönheit;

Und dort, auf tauſend Hügeln,
Erwuchſen grüne Reben
Mit nektarſüßen Trauben;
Und Lieb' und Frohſinn reichten
Hinüber und herüber
Von hellbeſonnten Ufern,
Einander ſchnell die Hand. —

Jahrhundert auf Jahrhundert,
Iſt ſchon ſeitdem entſchwunden;
Doch immer iſt geblieben
Der Götter Segenſpur.
Schau hin! die Reben grünen
Noch heut' auf tauſend Hügeln,
Und ihre Trauben gießen
Alljährlich ihren Nektar
In Tonnen ohne Zahl!
Schau hin! die Schönheit thronet
Noch heut' auf jenen Ufern,
Zum dauernd-hohen Ruhme
Für manche alte Stadt.
Da gehn auf allen Gaſſen,

Da ſtehn an hundert Thüren,
Und ſchaun aus tauſend Fenſtern
Die edelſten Geſtalten;
Den ſchönen Kopf umwunden
Mit leicht geknüpften Tüchern
In mahleriſchen Falten;
Den hochgewölbten Buſen
Bedeckt, doch nicht verborgen;
Leicht um die ſtolzen Hüften
Das leichte Kleid gezogen,
Zum ſchönen Faltenſpiel.
Sie gehn Dir ſtolz vorüber:
So ſchaueſt Du Junonen;
Sie wiegen ſchöne Kinder
Am Buſen in den Schlummer:
So ſchaueſt du Madonnen;
Sie kommen von dem Brunnen
Mit Krügen auf den Köpfen:
So ſchaueſt Du lebendig
Aus Raphaels Gemälde
Die Waſſerträgerin:
Ach, und umarmt Dich Eine:

So mußt Du (denk ich) wähnen,
Cythere ſelber ſchließe
Dir ihre Himmel auf.

Hin nach dem prächt'gen Strome,
Du lebensfroher Jüngling!
Es winken Wein und Liebe
Zur Rechten und zur Linken!
Da kannſt Du, trinkend, küſſend,
Im langen Wonnerauſche,
Wie Götter, ſelig ſeyn! —
Hinab den Strom des Lebens,
Wie geht die Fahrt ſo herrlich,
Wenn Lieb' und Wein dem Schiffer
Vergnügt zur Seite ſtehn! —
Doch laß Dich ernſt auch warnen!
Es ziehn und ſtürzen Beide
Den Schwelgenden, Berauſchten
Auch unaufhaltſam nieder
In ſchmähliches Verderben,
Verliert er aus den Augen
Der ernſten Weisheit Rath!

Horch auf! die Wellen rauſchen
Dir eine ernſte Lehre!
Der Strudel und der Wirbel
Im prächt'gen Donauſtrome,
Sie ſind – als ernſtes Sinnbild —
Dir hingeſtellt zur Mahnung,
Daß weiſ' und wohlbedächtig
Auch auf dem Strom des Lebens
Das Schiff zu lenken ſey.

Auf daß die Luſt der Liebe
Dir nicht zum Strudel werde —
Auf daß der Rauſch des Weines
Sich nicht zum Wirbel wandle,
Das Schifflein Deines Glückes
Zertrümmernd und verſenkend:
Genieße Wein und Liebe
Mit weiſer Mäßigkeit! —

A. G. Eberhard.

Valeska, Gräſin von Falkenberg.

Unter den vielen edlen Kriegern, welche dem Kaiſer Friedrich auf ſeinem Zuge nach dem gelobten Lande begleiteten, war Thaudebach, Graf von Falkenberg, Einer der Tapferſten und Geachteſten. Auch ward ihm das, nur Wenigen von dem Kaiſer vergönnte Glück, aus dem fernen Erdtheil zu ſeiner Heimath zurückzukehren. Kampf und Ruhm waren der Wunſch des Jünglings geweſen; jetzt ſehnte ſich der funfzigjährige Mann nach Ruhe und dem friedlichen Genuß der errungenen Lorbeeren, und eilte daher, bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland, ſogleich nach ſeinem Stammſchloſſe Falkenberg, wo ihn ſeine Unterthanen mit Liebe und Freude empfiengen. Reich, edelgeſinnt und prachtliebend gab ſeine Gegenwart dem Wohnſitz ſeiner Väter einen Glanz, der wohlthätig auf Alles, was ihn umgab, zurückſtralte und ſeine Unterthanen in ihm den Wohlthäter lieben lehrte, wie ſie den gerechten Gebieter in ihm verehrten.

Der Wunſch, Erben ſeines Namens und ſeiner großen Beſitzungen um ſich zu ſehen, erzeugte in ihm den Entſchluß, ſich zu verheirathen. Blanka von Erlau ward ſeine Gattin und Er in Zeit von drei Jahren Vater von zwei Söhnen, denen dann, nach einem Zwiſchenraum von 5 Jahren noch eine Tochter, Waleska, folgte. Acht Jahr ungetrübten Glückes verfloſſen ſchnell und ſchon genoß Graf Thaudebach, im Anblick ſeiner Söhne im Voraus der Zukunft, die er ſich für ſie ſo glorreich träumte, als eine anſteckende, bösartige Seuche ſich plötzlich in der Gegend verbreitete. Die ſchnellſte Flucht vermochte nicht, die Familie des Grafen vor Anſteckung zu ſichern und von ihrem giftigen Hauch getroffen, ſah Graf Falkenberg ſeine Gattin und ſeine beiden Söhne in derſelben Stunde entſeelt niederſinken.

Niedergeworfen vom Druck eines ſo furchtbaren, wie ein Blitz aus heiterm Himmel unerwartet niederſchmetternden Schickſals, wies Graf **Thaudebach** jeden Troſt der Ergebung und, ſelbſt krank, auch jedes Mittel zurück, das mit ſeinem Leben ſeine Leiden zu verlängern drohte. Troſtlos flehten ſeine Unterthanen zu Gott, ihnen ihren Beſchützer und Wohlthäter zu erhalten. Ein alter, bewährt gefundener Freund des Grafen, der Abt des nahe liegenden Kloſters, war zu ihm geeilt, um die Seele des Verzagenden mit dem Troſt der Religion und der Theilnahme treuer Liebe zu ſtärken; doch an der ſtarren Verzweifelung des Grafen ſcheiterten alle Verſuche, ſeinen Schmerz durch Thränen und Klagen milder zu machen. Da, als der Abt aus tiefſter Seele zu Gott flehte, ſich des Troſtloſen zu erbarmen, erblickte er aus dem Fenſter des Krankenzimmers die kleine **Valeska**, die, von ihren Wärterinnen umgeben, ſorglos unter den Blumen des Gartens ſpielte. Er eilte zu ihr hinab und trug ſie auf ſeinen Armen zu ihrem Vater, den er aufforderte, der kleinen Waiſe, der ſeine Verzweiſelung die letzte Stütze zu rauben drohe, wenigſtens ſeinen Seegen zu geben, wenn er ſich nicht ermuthigen könne, für ſie leben zu wollen.

Der Anblick des lieblichen, blondgelockten Kindes, das den lange nicht geſehenen Vater ſo freundlich anlächelte, erſchütterte des Grafen Seele; ſeine Thränen floſſen und ſein edel kräftiger Geiſt erhob ſich zu dem Entſchluß, in frommer Ergebung die Fügungen der Vorſicht ehren, und das Glück, welches ihm geblieben, nicht ungewürdigt von ſich weiſen zu wollen, weil er einſt ein noch höheres beſeſſen hatte. Empfänglich für den Himmelstroſt der Religion und der Liebe ward ſeiner Seele wieder Friede, ſeinem Körper neue Lebenskraft. Er verließ nach wenig Wochen ſein Krankenlager und ſein tiefwundes Herz ſammelte jetzt den ganzen Reichthum ſeiner Liebe, um ihn ungetheilt ſeiner Valeska zu weihen.

Wenn aber das Menſchenherz ſich nach ſo furchtbarer Erſchütterung, ſo unerſetzlichem Verluſt von neuem dem Leben und mit ihm der Hoffnung aufſchließt, ſo kann dies nur in einer Spannung geſchehen, die allen unſern Gefühlen den Stempel der Leidenſchaft aufdrückt und ſo nahm auch die Vaterliebe des Grafen zu der ihm allein gebliebenen Tochter dieſen Charakter an. Ihre Aufſeherinnen erhielten den Befehl, alle ihre Wünſche zu befriedigen und ihren Willen als Geſetz zu ehren; ihre Lehrer den Wink, jede Unterrichtsſtunde in dem Augenblick zu beenden, wo Valeska zu ermüden ſcheine. Als Sie zehn Jahr alt war, wählte er, unter den Töchtern der ihm lehnspflichtigen Ritter, Einige der ſchönſten und geiſtreichſten aus, um mit ihr im Schloß Falkenberg erzogen zu werden. Zugleich erhielt ſie eine eigene kleine Hofhaltung; doch von Allen, die angewieſen wurden, ihr zu dienen, und die er ihrem kindiſchen Willen unterwürfig machte, blieb er ſelbſt ſtets der Befliſſenſte, ihre Wünſche zu errathen und ſie, wo möglich noch ungeſagt, ſchon zu erfüllen.

Dieſe, von der blindeſten Zärtlichkeit geleitete, Erziehung ſetzte Valeska der Gefahr aus, eben ſo übermüthig als herzlos, eben ſo unwiſſend als eitel zu werden. Die glücklichſten Naturanlagen ſchützten ſie indeſſen vor einigen Folgen der Verblendung ihres Vaters; ihr heller Geiſt ward ſich in ſeinem Thätigkeitstrieb ſelbſt zum Sporn, ſich Kenntniſſe und Talente zu erwerben und die angeborne Güte ihres Herzens brach oft ſiegend durch den Nebel, den Wahn und Schmeichelei um ſie zogen. Noch kaum erwachſen ſah ſie ſich ſchon, von Allem was ſich ihr nahete, als Eine der ſchönſten und gebildetſten Jungfrauen ihrer Zeit geprieſen und in manchem edeln Liede hoch gefeiert. Auch beſaß ſie ſelbſt die köſtliche Gabe der Dichtkunſt und ſang zu ihrer Laute, die ſie gar anmuthig zu ſchlagen verſtand, manche liebliche Weiſe, in denen ſich gemeinhin ihre Liebe zu ihrem Vater und die Anerkennung des Glücks ſeine Tochter zu ſeyn, mit dem Reiz der Wahrheit und der Empfindung ausſprachen. Entzückt von den Talenten und von der Schönheit ſeiner Tochter, konnte es Graf Thaudebach nicht müde werden, ſie zu loben und Jeder, der ſie ſah, ſtimmte gern und willig in dies Lob ein. Ihr Wuchs war ſchlank und voll, ihr Anſtand edel, jede ihrer Bewegungen anmuthsvoll; ihr Auge blitzte Feuer und Geiſt, ſtrahlte Leben und Empfindung. Es war unmöglich ſie zu ſehen, ohne ſie zu bewundern, unmöglich ſie zu bewundern, ohne ſie zu lieben.

Leider empfand es aber die reizende Tochter des Grafen von Falkenberg auch nur zu eitel, wie wünſchenswerth ſolche, mit dem Glanz eines berühmten Namens und der Ausſicht auf das reichſte Erbe des Landes verbundene Schönheit, den Beſitz ihrer Hand und ihres Herzens machen mußten. Ihr fehlte der ſüßeſte Reiz des Weibes, der Reiz der Einfachheit und Beſcheidenheit. Doch die eitle Zuverſicht auf die Allmacht ihrer Schönheit, ihr hochmüthiger Sinn und der Stolz, der ſich in ihrem Betragen ausſprach, waren nur Folge der Verzärtelung ihres Vaters und keineswegs ihrem Herzen und innerſtem Seyn eigenthümliche Fehler.

Viele edle Ritter eilten nach Falkenberg, um Valeska zu ſehen. Neugierde führte ſie hin, Liebe feſſelte ſie dort. Graf Thaudebach erklärte wiederhohlt, daß er ſeine Tochter, in der Wahl eines Gatten, unbedingt frei laſſen wolle, und ſo gab es, um ihre Hand zu erhalten, keinen anderen Weg als den, ihr Herz zu gewinnen. Dieſe Gewißheit weckte in Allen, die ſich berechtigt glauben durften, um ſolchen Preis zu werben, den lebhafteſten

Wetteifer. Viele ihrer Freier ſuchten durch Glanz und Pracht, durch ſinnvoll angeordnete Feſte ihre Neigung zu gewinnen; andere gefühlvollere vertrauten der Macht der Liebe, die Erfahrenſten der Macht der weiblichen Eitelkeit; doch Keiner von ihnen fand den Weg zu Waleska's Herzen. Mit ſtolzer und kalter Gleichgültigkeit ſah ſie in allen ihr dargebrachten Huldigungen nur den Tribut einer ihr gebührenden Anbetung, die in ſich ſelbſt ihren Lohn finden müſſe, ohne daß ſie ihr dieſen zu ſpenden brauche und ſo erneuerte ſich im Lauf zweier Jahre der Hof ihrer um ſie verſammelten Bewerber mehreremale, indem er ſich bald vergrößerte, bald verkleinerte. Heute trieben Unmuth und Hoffnungsloſigkeit Mehrere von dannen; doch Morgen ſchon ergänzte ſich wieder ihre Zahl. Dies eitle Spiel behagte der ſchönen Waleska nur zu gut, und ſie fühlte immer weniger Neigung, ein ſo bunt abwechſelndes Leben mit der Einförmigkeit des Kreiſes einer in ſich ſelbſt ſtill und fromm beſchloſſenen Häuslichkeit zu vertauſchen.

Schon begann man zu glauben, die Natur habe der übrigens von ihr und vom Glück ſo hoch und reich begabten Valeska ihre ſchönſte Gabe, ein Herz, fähig Liebe mit Liebe zu lohnen und zu beglücken, verſagt, als in der Nähe von Falkenberg ein entfernter Verwandter ihres Hauſes, Odo von Smiterlöw ſeine Burg bezog.

Der Vater dieſes jungen Ritters, der Aelteſte eines eben ſo alten als edlen Geſchlechts, hatte, ohne auf ſeinen einzigen, ſchon in der Wiege der Mutter beraubten Sohnes Rückſicht zu nehmen, den größten Theil ſeiner Beſitzungen verkauft, um die Koſten einer Rüſtung zum Zuge in das gelobte Land beſtreiten zu können. Hier fiel er in einer von dem chriſtlichen Heer den Ungläubigen gelieferten Schlacht und der kleine Odo würde eben ſo hülflos als verwaiſet geweſen ſeyn, wenn ſich nicht ein

Freund ſeines Vaters, der Graf Clothar v. Regensberg, des unmündigen Knaben angenommen und die Trümmer ſeines Vermögens geſammelt hätte. Genöthigt am Hofe ſeines Fürſten zu leben, deſſen Kanzler er war, übertrug er einem treuen Burgvoigt die Aufſicht über Odos Güter und nahm Dieſen zu ſich in ſein Haus, wo er nichts ſparte, ihm eine ſeinem Stande angemeſſene Erziehung zu geben. Seiner edlen Fürſorge ward der edle Lohn, ſeinen Pflegeſohn wegen ſeiner Scheue und ſeiner Liebenswürdigkeit eben ſo geliebt, als wegen ſeiner Tapferkeit und ächt adlicher Sitte allgemein geachtet zu ſehen.

In ſeinem 24ſten Jahr verlor Odo dieſen väterlichen Freund. Im Lande herrſchte damals Friede, am Hofe wollte er nicht bleiben und ſo zog er nach ſeiner Burg, die er als den Wohnſitz ſeiner Voreltern, trotz ihres Verfalls, liebte. Monate verſtrichen ihm hier, ohne daß er, wenn gleich nur 2 Meilen vom

Schloß Falkenberg entfernt, den Wunſch empfunden hätte, die berühmte Erbin deſſelben, die ſtolze, ſchöne, reiche, allgemein gefeierte Waleska zu ſehen. Graf Thaudebach aber, der in ihm den Sohn eines alten Freundes und Waffengefährten liebte, kam ihm mit einer Einladung zuvor, die Odo, ohne ungeſittet zu erſcheinen, nicht abzuweiſen vermochte, wenn er ihr gleich ahnungsvoll nur mit geheimen Widerſtreben folgte.

Der Reichthum des Grafen v. Falkenberg vergönnte ihm die Pracht einer fürſtlichen Hofhaltung. Odos Ahnen hatten ehemals an Glanz und Pracht mit dem Hauſe Falkenberg gewetteifert; der junge Ritter wußte dies, doch einfach in allen ſeinen Wünſchen hatte er dem Grafen Thaudebach nie einen Reichthum beneidet, von deſſen Beſitz er ſein Glück und ſeinen Reichthum unabhängig fühlte, wenn ihm gleich eine leiſe Warnungsſtimme zuflüſterte, er werde in Falkenberg die Störung ſeines Friedens finden. Er kam im Schloſſe an, er ſah **Waleska** und alle ſeine bisherigen Anſichten des Lebens, alle ſeine Wünſche wurden plötzlich, wie durch Zaubergewalt, umgewandelt. Nach Ruhm und nie nach Macht und Reichthum hatte bis jetzt des Jünglings Seele gedürſtet; doch wie er nun **Waleska**, fürſtlich geſchmückt, in all der Pracht ihrer Umgebung ſah und um ſie her die Schaar von Rittern, die ſich wetteifernd beſtrebten, durch den Glanz ihrer äußern Erſcheinung die Blicke der jungen Gräſin auf ſich zu ziehen — ach! da lernte er, im ſchmerzlichen Rückblick auf ſich ſelbſt den Reichthum beneiden, der ihnen nicht nur Mittel bot zu gefallen, ſondern ihnen auch die Freiheit ſicherte, ihre Wünſche auszuſprechen und ihre Liebe und ihre Hofnung zu geſtehen. Welch eine Kluft warf dagegen der Reichthum zwiſchen ſie und ihn! Welcher Abſtand war zwiſchen der Erbin von **Falkenberg** und dem letzten Sprößling eines, ſeines alten Glanzes ganz beraubten Hauſes! Nie durfte er es wagen, in die Reihe ihrer Bewerber einzutreten. Sein Sinn war zu ſtolz, ſein Gefühl zu zart, ſein Herz zu tief empfindend, um nicht vor der Möglichkeit des Verdachts, Eigennutz ſey die Triebfeder ſeiner Bewerbung, zu erſchrecken.

Odos Stolz trennte ihn für immer von Waleska, aber ſein Herz gehorchte mit der ſchmerzlichſten Bitterkeit dieſem Gebot einer ſtrengen Ehrliebe. Ihr erſter Blick hatte ihr dies Herz für immer zu eigen gewonnen; allein eben ſo furchtſam als glühend tief empfindend, eben ſo beſcheiden als zartſinnig, liebte, litt und ſchwieg er, ohne daß ſein Herz ſich je, im gerechten und ihm wohlgeziemenden Selbſtgefühl, an Adel des Geiſtes und der Geſtalt, an Würde des Karakters und Anmuth der Sitte, von Keinem ſeiner Nebenbuhler übertroffen zu werden, der leiſeſten Hoffnung geöffnet hätte.

Wer vermag die Qualen einer wahren, heiß empfundenen und ſtets bekämpften, ſtummen Liebe zu ſchildern? Wer die Folter des Zwanges, der Eiferſucht und der Hoffnungsloſigkeit? Wer das drückend laſtende Gewicht der Kette, die uns immer enger und ängſtigender umflicht, je mehr wir fühlen, daß kein Entſchluß, keine Macht, keine Anſtrengung unſers Willens ſie zu löſen vermag? Hundertmal beſchloß Odo, Valeska auf immer zu fliehen, doch die Freundſchaft des alten Grafen, ſeine Bitten und ſeine Einladungen ließen ihm nicht die Freiheit, unter irgend einem ſcheinbaren Vorwand wegbleiben zu können und, ſich ſelbſt täuſchend, glaubte er gezwungen dem Wohlſtand und der Dankbarkeit für des Grafen väterliche Güte das einzuräumen, was ſein eigenes Herz ſeiner Vernunft abzuliſten und abzuſchmeicheln wußte.

Auch Valeska zeichnete ihn gewiſſermaaßen aus. Es hatte ſie früher befremdet, daß er Monate lang in ihrer Nachbarſchaft gelebt hatte, ohne ſie zu ſehen; ihre verletzte Eitelkeit erklärte ſich dies dadurch, daß ſie ſich in ihm einen rohen, ungeſitteten, jeder Anmuth und Feinheit des Betragens unkundigen Mann dachte. Er kam endlich und ſie mußte es ſich ſelbſt eingeſtehen, was ſich die Fräulein ihres Gefolges ſcherzend und neckend unter einander zuflüſterten, daß Odo ein ſchöner, wahrhaft adelich gebildeter Mann ſey, eben ſo untadelich an Sitten als Geſtalt, und dabei aller Künſte und Talente kundig, die ſie ſelbſt liebte und übte und auf deren Beſitz ſie noch eitler war, als auf ihre Schönheit. Kein andrer Ritter ſchlug die Laute ſo ſchön, wie er; Keiner begleitete ihren Geſang ſo kunſtgeübt und mit einer ſo reinen, ſo angenehmen Stimme, wie er; Keiner tanzte zierlicher, als er. Auch in der Dichtkunſt war er nicht unerfahren, und Beide übten ſich oft mit einander in Wettgeſängen.

Doch nur für Odos Annehmlichkeiten und nicht für die edle Würde ſeines Karakters hatte Graf Thaudebachs eitle Tochter Sinn und weit entfernt, ihm für ſein zartes Schweigen, ſeine ſtumme Ehrfurcht Dank zu wiſſen, erregte er dadurch ſehr entſchieden ihr Mißfallen. Vielleicht war es aber auch nicht bloß ihre Eitelkeit, die ſie ſo unzufrieden mit ihm machte; doch ſie war weit entfernt, ſich dies einzugeſtehen. Anfänglich glaubte ſie, Ein Blick, Ein freundliches Wort von ihr werde hinreichen, ihn zu ihren Füßen zu führen; als aber der Erfolg dieſer Erwartung nicht entſprach, als er gleich ſtumm, gleich fremde blieb und Blicke, wie ſie bis jetzt noch nie aus ihren Augen der Lohn eines Mannes geworden waren, Odo nur in noch ehrerbietigere Entfernung zurückſchreckten, da reizte ſie der erſte Widerſtand, den ſie in ihrem Leben erfuhr, recht lebhaft und unmuthig auf. Weit entfernt, daß er ihr jene Huldigung einer unterwürfigen und vergötternden Schmeichelei dargebracht hätte, die ihr die Gewohnheit ſie zu empfangen ſchon langweilig zu machen begann, ſo fand ſie bei ihm nur ritterliche Höflichkeit und eine ehrfurchtsvolle Aufmerkſamkeit, die eben ſo gut ihrem Geſchlecht, als ihr ſelbſt gelten konnte. Sie begriff nicht, was ihn gegen die Gewalt eines Eindruckes zu ſichern vermogte, den ſie bis jetzt ſo gewiß geweſen war, auf jeden Mann, der ſich ihr nahete, zu machen und unbegreiflich ſchien es ihr, daß er in ſeinen ſüßen Liedern, die ſie ſo gern von ihm hörte, nie ihre Schönheit, nie die Gewalt und das Glück der Liebe beſang.

Dieſe ſich bei mannichfachen Veranlaſſungen täglich erneuernden Fragen, regten in Valeskas Herzen eine unruhige Neugierde auf, die ihr auf eine von ihr noch nie empfundene Art peinlich wurde und ſie von jeder andern Beſchäftigung, jedem andern Gedanken immer wieder auf Odo zurückführte und ſie reizte, ſein Betragen eben ſo genau als angelegentlich zu beobachten. So ſtrenge ſich der Ritter auch bewachte, ſo fühlte er ſich doch faſt jeden Augenblick in Gefahr, ſein ängſtlich bewahrtes Geheimniß zu verrathen. Nie begegnete ſein Auge dem ihrigen, ohne daß in ſeinem Blick unwillkürlich die Liebe aufflammte, die er ſich zu verheimlichen bemühete. Der Ton ſeiner Stimme ward ſanfter, lieblicher, wenn er mit ihr ſprach, mit ihr ſang. Liebe, Sehnſucht, Wehmuth, Hoffnungsloſigkeit ſtritten dann in den Zügen ſeines beſeelten, männlich ſchönen Angeſichts und dieſer Wechſel, dieſer Kampf der Empfindungen konnte einer ſo aufmerkſamen Beobachterin, als Waleska es ihm gegenüber war, nicht entgehen. Zuweilen glaubte ſie ſich geliebt, glaubte ſchon auf ſeinen Lippen das ſo innigſt gewünſchte Geſtändniß ſchweben zu ſehen; ein Blick voll Huld und Güte ſchien ſelbſt ihn dazu aufzufordern; doch Odo, weit entfernt den Werth eines ſolchen Augenblickes zu nützen, empfand nur die Gefahr deſſelben, zitterte nur vor der gewaltigen innern Bewegung ſeiner Seele und zagend, daß er der ſüßen Bethörung ſeiner Sinne nicht länger zu gebieten vermögen werde, nahm er ſich gewaltſam in der ganzen Kraft ſeiner ſtarken Seele zuſammen und ſtand ihr dann wieder feſt und ruhig entgegen, ohne daß ſie den Seufzer bemerkte, mit dem er verſtummte.

Die Erfolgloſigkeit eines ſolchen Blickes, das geheime Bewußtſeyn einer getäuſchten Hoffnung und einer empfindlichen Demüthigung, reizten nach einem ſolchen Auftritt Valeska zu einem Unmuth auf, der ſie Haß zu ſeyn dünkte. Vor Zorn und Unwillen erröthend, fragte ſie ſich ſelbſt zum erſtenmal, ob ſeine Gleichgültigkeit nicht vielleicht aus Kälte entſpringe und ſein Schweigen der Urſache zuzuſchreiben ſey, daß ſein Herz ihr wirklich nichts zu ſagen, nichts zu entdecken habe. Vieles in ſeinem Betragen ſchien freylich dieſer Vermuthung zuß widerſprechen, aber hatte er denn vielleicht wohl gar ſeine Eitelkeit befriedigen wollen, indem er die Ihrige demüthigte? —

O wie erbebte ſie vor dieſem Gedanken! Wie ward ihre ganze Seele Zorn und haſſender Unmuth! Zum Unglück für Odo wurzelte dieſe Anſicht ſeines Betragens, die ihr die Ungleichheit deſſelben zu erklären ſchien, immer feſter in Waleskas Herzen und ihr Betragen gegen ihn ward eben ſo ungleich als bitter. Alles mißfiel ihr, Alles machte ihr Langeweile und vorzüglich fing ſie an, Odos Nähe und ſeinen Umgang unerträglich zu finden und ihn, ſoviel nur irgend möglich, zu meiden. Mit ſchmerzlichem Erſtaunen und tiefer Wehmuth gewahrte Dieſer die auffallende Veränderung ihres Betragens und in banger Furcht, ſich verrathen zu haben, ſah er darinn nur die Strafe für ein unwillkührliches, ſeinem Willen nach ſorgſam verhehltes Gefühl und die Abſicht jede eitle Hoffnung in ihm zu tödten. Dieſe Ahnung, von ihr durchſchaut zu ſeyn, machte ihn noch furchtſamer und er bewachte ſorgfältiger denn je ſeine Blicke und ſeine Worte, hoffend, ſie durch ſo fremde Ehrerbietung zu verſöhnen und ſeinen Schmerz und ſeine Liebe tief in ſein treues Herz zurückdrängend.

Waleska ward bald dieſer berechneten, ſorgſamen Entfernung in ſeinem Betragen gewahr und ihr Zorn gegen ihn ward dadurch ſo heiß entflammt, daß ſie ihm wenigſtens ihre Macht ihn zu beleidigen und zu kränken, zu zeigen beſchloß. Im ſchnellen Wechſel ergriff ſie nun wieder jede Gelegenheit, ihn in ihre Nähe zu ziehen, aber nur um ihn durch bittern Scherz, durch auffallende Geringſchätzung, empörenden Hochmuth und ſichtliches Beſtreben ihm wehe thun zu wollen, zu beleidigen. Sie erregte dadurch in Odos Seele einen Zwieſpalt, der ihn in jenen Trübſinn verſenkte, dem ein edles Gemüth zum Raube wird, wenn es nicht mehr achten kann, wo es liebt und ſich dabei vor der Uebermacht ſeiner eigenen Leidenſchaft erliegend, auf eine Art gekränkt gefühlt, gegen die es ſich nicht zu ſichern vermag und für die es eben ſo wenig eine Genugthuung fordern als erwarten darf.

Eines Abends als er bei ihrem Vater war, ließ ſie ihm entbieten, ſie auf einem Spaziergang zu begleiten; doch nie war ihr Scherz grauſamer, nie ihre Kälte und ihr Hohn bitterer geweſen, als in dieſer Stunde. Odos reiner edler Sinn empfand die Unwürdigkeit eines Betragens, von dem er glaubte, nur ſeine Armuth veranlaſſe es und mit einem Blick der tiefſten Verachtung ließ er plötzlich ihren Arm fahren. „Nein,“ — rief er, — „Ihr ſeyd nicht jene Valeska mehr, die ich ohne Hoffnung, ſtumm und ſchweigend bis zur Vergötterung liebte! Ihr habt den Zauber gelöſet, der mich ſo lange verblendete, denn nur als Abglanz einer ſchönen Seele vermogten Eure Reize ſolche Gewalt über mich zu gewinnen. Hofft aber nicht dies Herz, in dem Ihr unumſchränkt herrſchtet, noch länger martern zu können. Meine Feſſeln ſind in dem Augenblick geſprengt, wo Ihr mich zwingt zu erröthen, daß ich ſie je getragen habe." — Raſch wandte er ſich um und ehe Waleska ſich zu faſſen und ihn zurückzurufen vermochte, war er in den blühenden, vielverſchlungenen Gebüſchen des Gartens, ihren Blicken entſchwunden. Aber welchen Eindruck machten ſeine Worte und ſeine Flucht auf ſie! Der Schleier des Irrwahns war gefallen, die Trugbilder eitler Selbſttäuſchung verſchwunden. Odo liebte ſie; nicht ſein Stolz, nicht ſeine Gleichgültigkeit, nur ſein Zartgefühl hatte ihm jene Entfremdung, jene kalte Zurückgezogenheit, durch die ſie ſich ſo beleidigt fühlte, abgerungen. Er liebte ſie und auch ſie fühlte, nicht mehr mit Widerſtreben, ſondern mit ſüßer Ergebung, die Macht der Liebe in ihrem Herzen. Vergeblich aber ſtreckte ſie ihre Arme nach dem entflohenen Geliebten aus, vergeblich ſeufzte ſie: — „o kehre wieder, Odo, auch Du biſt geliebt!" — Alles um ſie her bleibt ſtumm, — ſie iſt allein, — kein Laut der geliebten Stimme kommt ihr mehr antwortend entgegen. Thränen, heiße Thränen der Liebe und der Reue entſtürzen ihrem Auge — es ſind die Erſten, die die Gräfin von Falkenberg weint. — Wie haßt ſie jetzt alle dieſe elende Pracht, die ihr das Glück geraubt hat es von ihm zu hören, daß er ſie liebe! — Wie klein und widrig erſcheint ihr jetzt der verächtliche Stolz, der ſie verleitet hat, ihn zu beleidigen, wie nichtig ihr ganzes biſheriges Leben bis zu dieſer Stunde, wo die Liebe ihr ein neues Daſeyn, eine neue ſchönere Welt heraufgeführt hat. — Aber, o Gott, hatte er ihr nicht auch geſagt, daß ſie mit ſeiner Achtung auch ſeine Liebe für immer verſcherzt habe! —

Dieſe Erinnerung gab ihr Flügel, ihm nachzueilen und ihn durch ein reuiges Geſtändniß ihres Wahns und durch das Bekenntniß ihrer Liebe zu verſöhnen; doch plötzlich drangen ängſtliche Stimmen in ihr Ohr; feſtgebannt an ihrem Platze, unterſchied ſie bald die Stimmen ihrer Frauen, die angſtvoll ihren Namen rufen. Sie eilte ihnen entgegen und erfuhr, der Graf, ihr Vater ſey nicht wohl, — ein plötzlicher Zufall — er wünſche ſie zu ſehen. Vor dem heiligſten aller Naturgefühle verſtummte in Valeskas Herzen der Seufzer der Liebe; ſie fühlte in dieſem Augenblick nur die Gefahr ihres Vaters und eilte, alles andere vergeſſend, an ſein Lager. Ein Schlagfluß hatte ihn in wenigen Minuten dem Tode nahe gebracht; doch vernahm er noch ihren Eintritt; ſein halbgebrochenes Auge ſuchte nach ihr und ſehnlich ſtreckte er ihr ſeine kalte Hand entgegen. Valeska ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder; ſie drückte ſeine Hände an ihr Herz und ſie mit Thränen der höchſten Herzensangſt benetzend, flehte ſie mit heißer Inbrunſt zum Himmel, ihr den liebevollſten, den beſten und geliebteſten aller Väter zu erhalten. Ihrem Gebete ward für den Augenblick Erhörung; dieſer furchtbar gefährliche Anfall gieng lebenſchonend vorüber, allein ihm folgte eine ſchnelle, ſchmerzloſe Verzehrung. Waleska wich nicht von dem Krankenlager ihres Vaters; ſie verſchaffte ihm allen Beyſtand, den die Kunſt, alle Erleichterung, welche die Liebe und die ſorgſamſte kindliche Pflege zu gewähren vermögen; doch gegen dies leiſe Verglimmen der letzten Lebenskraft vermochten Natur und Kunſt keine Mittel darzubieten und Thaudebach ſtarb nach wenig Wochen in den Armen ſeiner tieftrauernden Tochter.

Zu dem Gram, mit dem Waleska dieſen unvergeßlichen und unerſetzlichen Verluſt beweinte, geſellte ſich noch der Schmerz um Odo und ihre gänzliche Unwiſſenheit ſeines jetzigen Aufenthalts. Er hatte ſeine Burg nicht wieder betreten und alle Boten, die ſie ausſandte, um Kunde von ihm einzuziehen, kamen ohne Erfolg zurück. Da brach ihr Herz im Schmerz verlorner Liebe und vergeblicher Reue. Die Trauer um ihren Vater bot ihr eine willkommene Gelegenheit, alle Fremde von Falkenberg zu entfernen und jeden Beſuch abzuweiſen. Ihr Schloß, ſonſt der Wohnſitz der Gaſtfreiheit und des Vergnügens, ward jetzt zur traurigen Einöde. Von Gram und Kummer, von Reue und peinigenden Selbſtvorwürfen gequält, weihete die ſchöne, reiche, allgemein gefeierte Erbin von Falkenberg, ſich der einſamſten Verborgenheit. Ihr Gemach blieb jedem Männertritt unzugänglich und nur ihren Frauen ſichtbar, verſank ſie von Tag zu Tag tiefer in die düſterſte Schwermuth. Die furchtbare Ahnung, Odo weile vielleicht nicht mehr unter den Lebenden, raubte ihren Nächten den Schlaf, ihren Tagen die Ruhe und die fortdauernde Vergeblichkeit aller Nachforſchungen nach ſeinem Schickſal, begründeten ihre Hoffnungsloſigkeit immer wahrſcheinlicher. Zuweilen dämmerte noch ein Strahl mildernder Zuverſicht, er lebe und ſie werde ihn wiederſehen, durch ihre Seele; allein oft getäuſcht, erhellte er ihr die Nacht ihres Lebens immer ſeltener und ſchwächer, und der Gram trauernder Liebe und herzzerreißender Reue verdunkelten das Leben der unglücklichen Valeska finſtrer und immer finſtrer.

Und wo verbarg ſich denn der ſchmerzlich Beweinte? Ein widriges Geſchick verſagte ihm jede Ahnung des Glückes, das die Liebe ihm zu gewähren wünſchte. Ach hätte er gewußt, wie die trauernde Valeska den größeſten Theil ihres Lebens in dem Theil ihres Gartens zubrachte, wo er ihren Augen entſchwunden war, wo ſie noch den Laut ſeiner Stimme zu hören wähnte, ihre Blicke noch auf dem Gebüſch heſteten, durch das er hinweggeeilt war, um ſie zu fliehen und in dem ſie jetzt ſo oft niederſank und zu Gott flehete, ihr die Nachricht von Odos Leben, oder den Tod zu gewähren, — wie beſeeligt hätte er Alles vergeſſen und vergeben, um auf Flügeln des Entzückens zu ihr zurückzueilen! Aber ach! Wie wenig ahnete er ihre Trauer! Wie fremde war ihm der Glaube, daß er der

Mann ihrer Liebe, ihrer heißen Thränen und ihrer Schmerzen ſey!

Als er ſie verließ, eilte er, von Verzweiflung getrieben, Tag und Nacht fort, ohne ſich zu kümmern, wohin ihn ſein Weg führe. Am Morgen traf er auf eine Hütte, wo er, höchſt ermattet ſeinen brennenden Durſt mit Milch löſchte, und dann weiter eilte. Mit Anbruch der Nacht erreichte er den Schwarzwald und der Fußpfad, den er, in ſeinem Bezirk einzutreten, einſchlug, führte ihn zu einem wilden, dicht verwachſenen Platz. Die Dunkelheit machte es ihm unmöglich, einen Ausweg aus dem Dickigt zu finden; er warf ſich unter einem Baum nieder, die erſchöpfte Natur behauptete ihr Recht und der Schlaf ſenkte ſich mit ſeiner mildernden Betäubung auf ihn nieder.

Der Geſang der Vögel weckte ihn mit den erſten Sonnenſtrahlen. Er ſchlug die Augen auf und vor ihm ſtand ein ehrwürdiger, von der Laſt der Jahre gebeugter Einſiedler. Der edle Ausdruck ſeiner Züge flößte Ehrfurcht, der fromme Friede ſeines klaren, milden Blickes Vertrauen ein. Theilnehmend und herzgewinnend ruhte ſein Blick auf Odo; dieſer verſtand die wortloſe Sprache eines menſchenfreundlichen Herzens — und was macht tiefern Eindruck auf den Leidenden, als die Gewißheit der Theilnahme in einem Augenblick, wo wir uns ganz verlaſſen, ganz einſam in der Welt wähnen? — Odo vermochte nur dem frommen Vater ſchweigend die Hand zu reichen und Dieſer fragte, die dargebotene Hand ſanft drückend, den jungen Ritter, ob er ihm nicht nach einer im Walde zugebrachten Nacht, in ſeiner Hütte einige Erfriſchungen anbieten dürfe? —

Der Ritter konnte es nicht verweigern, ihm zu folgen. Hohe Buchen beſchatteten die kleine Wohnung und eine dichte Dornenhecke, die ſie umzäunte, verwehrte wilden Thieren den Eingang. Aus ihr trat man in einen kleinen, von einer klaren Quelle durchſchlängelten Garten, in welchem der Einſiedler mit gleicher Sorgfalt Obſt, Blumen und Gemüſe zog. Reinlichkeit und Ordnung benahmen der kleinen Hütte den Schein ärmlicher Dürftigkeit und die ganze Einrichtung der Wohnung verbürgte bei ihrem Bewohner jenen Sinn, der allein die Einförmigkeit einer ſo tiefen Abgeſchiedenheit von der Welt, von der Abgeſtorbenheit für ſie, zu unterſcheiden vermag.

Odo weilte hier einige Tage und öffnete dem Einſiedler ſein Herz, indem er ſich ſeinen Rath erbat. Dieſer fand ihn zu einer beſonnenen, richtigen Anſicht ſeiner Lage und Verhältniſſe noch nicht ruhig genug, da auch Er aus eigener Erfahrung die Gewalt der Leidenſchaft kannte und es wußte, welche zarte Schonung ein tiefwundes Herz fordert. Er ſchlug daher dem Ritter vor, vor's Erſte noch bei ihm zu bleiben, damit ſie Muße erhielten, gemeinſchaftlich zu überlegen, ob es für Odo wirklich gerathen ſey, ſein väterliches Erbe zu veräu-

ßern

ßern und ſich dadurch für immer der gefährlichen Nachbarſchaft von Falkenberg zu entziehen. Ein in der Nähe wohnender Köhler, der dem Einſiedler zweimal wöchentlich die fehlenden Lebensmittel brachte, mußte auch für den Ritter ein Einſiedlergewand herbeiſchaffen. Die Schwermuth, die Odos Seele verdüſterte, machte ihm den Aufenthalt in der Einſiedelei immer angenehmer. Er fühlte ſich von dem Greis geliebt und beſchloß, ihn nicht wieder verlaſſen zu wollen; ſein Alter, ſeine Kränklichkeit und die Pflege, die er bedurfte, wurden für Odo Bande, die ihn unzerreißbar feſſelten und er erklärte nach dem Verlauf von 14 Tagen dem frommen Vater ſeinen Entſchluß, bei ihm bleiben zu wollen. Mit ſtiller Rührung hörte ihn Dieſer an. Seine Augen füllten ſich mit Thränen; er hob ſie gen Himmel: — „ſo ſoll denn, Allbarmherziger,“ — rief er mit wehmüthiger Innigkeit aus, — „mein Grab noch von einem Strahl Deiner Liebe erhellet werden, die mir im Hergen des Fremdlings Erſatz für das bereitet, was mir die heiligſten Rechte und Anſprüche der Natur ſchuldig geblieben ſind! — „Mein Sohn," fuhr er fort, und ſchloß Odo an ſein Herz, — „wenn Du Dich wirklich, im Schmuck der ſchönſten Jugendblüthe entſchloſſen haſt, Dich in dieſer Einſamkeit der Erfüllung einer frommen Pflicht zu weihen, ſo faſſe ich mit dem Seegen treuer Vaterliebe die Hand, die das brechende Auge eines Verlaſſenen ſchließen will." —

Schon oft hatte Odo den Wunſch empfunden, zu wiſſen, welches Schickſal den Einſiedler in dieſe Einſamkeit geführt habe und jetzt, in dieſer Stunde, befriedigte Dieſer ihn unaufgefordert. — „Du ſiehſt in mir," — hub er an, — „ein Beyſpiel des Unglücks, in das uns verrathene Liebe und betrogenes Vertrauen zu ſtürzen vermag. In meinem Vaterlande kämpften zwei Fürſten um den Beſitz des Thrones; ihre Geburt gab ihnen gleiches Recht und gleichen Anſpruch und ſo trat ich, von perſönlicher Zu neigung zu ihm gewonnen, auf die Seite des Schwächeren. Ich opferte einen großen Theil meines Vermögens für ihn auf; ich bot meine Vaſallen auf, warb meine Freunde für ihn, und kämpfte an ihrer Spitze. Keine Aufopferung erſchien mir für ihn, den ich lieb gewonnen hatte, zu groß; ich gab Alles hin, that Alles, was Liebe, Treue und Muth zu leiſten vermögen. Der Erfolg meiner Bemühungen entſchädigte mich für das, was ſie mich koſteten und ohne von der Dankbarkeit des Fürſten, der mir ſeinen Thron verdankte, irgend einen Lohn anzunehmen, zog ich mich auf die einzige Burg zurück, die mir von meinen großen Beſitzungen geblieben war. Eine liebenswürdige, von mir leidenſchaftlich geliebte Gattin, beglückte mein Leben. Ihr Beſitz war mein einziges, mein höchſtes Gut. – Der Fürſt kam zu mir, mich in einer verwickelten Staatsangelegenheit um Rath zu fragen; die Schönheit meiner Gattin zog ſeine Blicke auf ſich; Stolz und Herrſchſucht verblendeten ihren Geiſt und verdarben ihr Herz. Der Undankbare, für den in 10 Schlachten mein Blut gefloſſen war, für den ich die, von meinen Vätern geſammelten Schätze vergeudet hatte, und Das nicht aus ſchuldiger Pflichttreue, ſondern nur, weil ich ihn liebte und durch ſeine Tugenden das Glück meines Vaterlandes begründet zu ſehen hoffte, raubte mir mein einziges Glück, indem er das Weib meines Herzens aus meinem Hauſe entführte. Ich konnte mich rächen, konnte das Volk, das nur mein Schwert und mein Wort ſeinem Scepter unterworfen hatte, zur Empörung aufrufen und ſeinen noch ſchwach befeſtigten Thron wieder umſtürzen; aber welche Genugthuung hatte ich von ſeiner Beſtrafung zu hoffen? konnte ſein Untergang meinem treuloſen Weibe den Reiz der Unſchuld wieder geben? durfte ich ſie, wenn ſie wieder in meine Gewalt kam, als ein Denkmal meiner Schande leben laſſen? durfte ich ſie wiederſehen, ohne meine beleidigte Ehre blutig zu rächen? und war mein Herz fähig, die Nothwendigkeit einer ſolchen Rache zu ertragen? Ich verließ mein Vaterland; das Leben war mir verhaßt und ich irrte lange heimathslos umher — bis der Zufall mich in dieſe Einöde führte. Dieſer wilde, wüſte Platz gefiel mir und ich beſchloß mich hier anzuſiedeln. 40 Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; in ihrem Lauf bin ich, wenn auch nicht wieder glücklich, doch ruhig und verſöhnt mit meinem Schickſal geworden. Meine Leidenſchaften ſind allmählich in ſich ſelbſt verglüht und die Bilder einer ſchmerzensreichen Vergangenheit und eines ſturmbewegten Daſeyns, ziehen ſeit lange nur noch als bleiche Schattenbilder verſunkener Erinnerungen vor mir vorüber.“ —

Dieſe Erzählung weckte in **Odo** die Hoffnung, auch er werde hier den Frieden wieder finden, den **Valeska** ihm geraubt hatte, doch vergeblich ſtrebte er, ihr anmuthsvolles Bild von ſich zu bannen. Die Einſamkeit, die ihn umgab, das ſchattige Dunkel des Waldes, der Geſang der Nachtigallen, das Murmeln der Quellen, Alles um ihn her erhöhete nur ſeine Fühlbarkeit und er empfand, daß nur ſein Zorn, aber keinesweges ſeine Liebe ſich minderte. Noch wünſchte er nicht, Valeska wieder zu ſehen; noch bereuete er nicht, ſie geflohen zu haben; aber er ſcheuete ihren Anblick nur noch, weil er ſie nicht blos gleichgültig gegen ſich, ſondern ſich der Gegenſtand ihrer entſchiedenſten Abneigung zu ſeyn wähnte, da ſie, ſonſt gegen Alle milde und freundlich, ihn allein bitter zu kränken und zu beleidigen vermocht hatte. Ihr Name glühte noch immer in ſeinem Herzen, ſchwebte noch immer auf ſeinen Lippen und entfloh, ſelbſt wenn er betete, unwillkürlich ſeinem Munde und ach! der Schmerz, von dem er ſich überreden wollte, die Reue geliebt zu haben, erzeuge ihn, war noch immer der Schmerz der Hoffnungsloſigkeit einer glühenden, unvergänglich tief empfundenen Leidenſchaft.

Allein in der Sorge für Andere ringet ſich ein edles Gemüth am Erſten aus der Verſunkenheit in eigene Troſtloſigkeit wieder empor, und ſo fühlte ſich auch Odo durch die Pflege ſeines väterlichen Freundes neu belebt. Die Flamme ſeines Lebens begann matter und matter zu lodern und drohete bald ganz zu verlöſchen. Eines Abends, als beide gemeinſchaftlich den hellfunkelnden Sternhimmel betrachteten, ſprach der fromme Vater, begeiſtert von den Wundern des Univerſums und der unendlichen Liebe ſeines mächtigen Schöpfers. Geflügelte Worte der Verheißung entflohen ſeinem Munde, — ſein Auge ſtrahlte, ſein Blick verklärte ſich, — mit ſtaunender Ehrfurcht horchte Odo ſeinem erhaben begeiſterten Ideenflug; da faßte er plötzlich die Hand ſeines jungen Freundes, kein Ach! nur noch ein Blick und — er war für dieſe Welt geweſen! —

Mit tiefer Wehmuth brachte Odo die Nacht betend neben ihm zu und begann dann, im

Schimmer der Morgenröthe, ihm ſein Grab zu graben. Unter 4 hohen Eichen bereitete er die Ruheſtätte des Verklärten, dem von aller Hoheit, allem Glanz des Erdenlebens nichts geblieben war, als ein Grab unter fremden Himmel und für ſein Andenken die Thräne des ſpät gefundenen Freundes.

Odo wünſchte ſeine Ruheſtätte mit einem Denkmal zu ſchmücken und es gelang ihm, die Zweige der hohen, das Grab überwölbenden Eichen, zu einer Kuppel in einander zu ſchlingen. Dann umfaßte er den Platz mit einer Hecke von Geißblatt und wilden Roſen. Das Grab ſelbſt deckte er mit einem Stein, auf dem er folgende Worte eingrub:

„Decke ſanft, o Erde, den Todten, der hier ruht. Ein Weib vergiftete ſein Leben; zu groß um ſich zu rächen, zu ſtolz, um ſie zu beklagen, zu treu, um ſie zu vergeſſen, ſtarb er fern von ihr und überließ es dem Himmel, ſie zu ſtrafen.“ —

Lange beſchäftigte dieſe Arbeit unſern Ritter und nach Wochen erſt erinnerte er ſich eines Käſtchens, das ihm, vergraben in einem Winkel der Hütte, der Greis noch während ſeines Lebens, als ein Vermächtniß angewieſen hatte. Er fand darin einen Schatz an Geld und Juwelen, deſſen Beſitz ihn reich, ſehr reich machte. Aber welchen Werth konnte der Reichthum jetzt noch für ihn haben, wo die äußere Scheidewand zwiſchen Valeska und ihm nur niedersank, um ihm das Gefühl der innern, die ſie von einander trennte, noch bittrer zu machen!

Während er, ganz ſich ſeiner Schwermuth überlaſſend, Tage lang den Wald durchirrte und erſt ſpät am Abend zu ſeiner Hütte wiederkehrte, um dort den Schlummer zu ſuchen, den er nur der äußerſten Ermüdung abzugewinnen vermochte; trug die Erbin v. Falkenberg, immer tiefer betrübt, ſtill und treu und tief im Herzen das Andenken der Zeit, wo ſeine Gegenwart ihrem Leben einen neuen, mit ihm auf immer verſchwundenen Reiz gegeben hatte. — Alles, was ihr ſein Bild zurückrief, war ihr theuer. Odo brachte bei ſeiner Ankunft auf der Burg ſeiner Väter einen Knaben mit, der Valeska, in dem Gefolge ſeines Herren, oft durch ſeine Zierlichkeit aufgefallen war und dem jetzt die Untröſtlichkeit ſeines Kummers über den Verluſt ſeines Gebieters vollends ihre Gunſt gewann. Sie nahm ihn in ihre Dienſte und er war, ſeit dem Tode ihres Vaters, das einzige männliche Weſen, das ſie um ſich duldete. Ein älterer Bruder deſſelben, der in den Dienſten des Grafen v. Fürſtenberg ſtand, kam jetzt nach Falkenberg, den kleinen Thilo zu beſuchen und ſich von der Gebieterin deſſelben die Gunſt zu erbitten, ihn auf einige Tage mit nach Fürſtenberg nehmen zu dürfen. Sein Geſuch ward ihm gewährt. Der Weg, den beide Brüder zu nehmen hatten, führte ſie durch den Schwarzwald, deſſen Gränze ſie kaum betreten hatten, als ſie einen ſchönen Falken vor ſich aufſteigen ſahen. Das Band, das hinter ihm herzog, bewies, daß er der Hand ſeines Beſitzers entflohen ſey und der Wunſch, ſeiner wieder habhaft zu werden, trieb ſie an, ſeinem Flug zu folgen. Der Falke führte ſie weit in den Wald hinein, bis ſie, vom gangbaren Wege abgekommen, ſeiner weitern Verfolgung entſagen und ſich nur mühen mußten, einen Ausweg aus dem Dickigt zu finden. Nach langen, bahnenloſen Umherirren, fanden ſie endlich einen ſchmalen Fußſteig; doch auch dieſer verlor ſich wieder in einer ſehr wilden Gegend und erſt nach vielem Suchen gelang es ihnen, die Spuren eines noch ſchmaleren Fußpfades zu entdecken, der ſie zu einem freien Platze führte, wo ſie das von Odo errichtete Grabmahl erblickten. Andächtig knieten ſie nieder, um für den hier Ruhenden ein Vaterunſer zu beten. Jetzt entdeckten ſie auch die Einſiedelei und da ſie die Thür derſelben offen fanden, traten ſie ohne Bedenken in die kleine, ihnen verödet erſcheinende Wohnung.

Im Hintergrunde der Hütte fiel ihnen, neben einem dort hängenden Einſiedlergewand, eine Ritterkleidung ins Auge. Thilo erkannte nähertretend die Schärpe die ſein Herr am Tage ſeines Verſchwindens von Falkenberg, getragen hat. Kein Zweifel bleibt ihm, es iſt das Grab ſeines Herrn, an dem er eben gebetet hat und ſein Schmerz wird durch Thränen und laute Klagen kund.

Sein Bruder erfuhr nur erſt nach vielen Fragen die Urſache ſeiner Klagen und mußte ihn faſt gewaltſam aus der Hütte führen; doch vergeblich war jeder Verſuch ihn zur Fortſetzung ihres Weges zu bereden und er beſtand darauf, gleich zu Waleska zurückkehren zu wollen, deren Trauer und unruhige Sehnſucht nach Nachricht von Odo ihm wohl bekannt war. Sein Bruder entſchloß ſich, ihn bis zum Ausgang des Waldes zu begleiten und dann von ihm zu ſcheiden.

Thiles Trauerbotſchaft durchbohrte Waleska's Herz. Die ſtrenge Eingezogenheit, die ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte, die Qual peinigender Selbſtvorwürfe, die herzzerreißende Reue, mit der ihr Herz ſie als die Urſache von Odos Flucht anklagte, umgaben ſie ſeit lange ſchon mit den düſterſten Bildern, in denen ihr ihre Phantaſie den Geliebten bald im Kampf mit brauſend tobenden Meereswellen, bald auf dem Schlachtfeld einer fremden Erde ſterbend, bald von den Ungläubigen mit ſchweren Sklavenfeſſeln belaſtet zeigte. Sie glaubte, keine Hoffnung mehr im Herzen zu nähren und doch fühlte ſie ſich noch tauſendmal unglücklicher, als jetzt die Gewißheit mit allen Schrecken ihrer Unwiderbringlichkeit und ihrer ſtarren, felſenfeſten Unerſchütterlichkeit vor ihr trat. Er war todt und das Grab thürmte ſich nun unüberſteiglich zwiſchen ihr und ihm und jeder Möglichkeit der Vergütung von ihrer, der Verzeihung von ſeiner Seite auf! —

Mit der Faſſung der Verzweifelung forſcht ſie nach den genaueren Umſtänden ihres Unglücks. Thilos Gedächtniß hat die Inſchrift des Grabſteins bewahrt und Dieſe nannte ſie die Vergiſterin ſeines Lebens, an die ihn zu rächen, er dem Himmel überließ. „Nein, Odo,“ — rief ſie, — „Valeskas eigne Hand ſoll Dich rächen. Sie konnte Dich tödten, aber nicht überleben!“ —

Ihr Entſchluß war gefaßt; an ſeinem Grabe wollte ſie ſühnend ihr Blut vergießen und ſterbend von ſeinem Schatten Verzeihung erflehen. Thilo getrauete es ſich, den Weg, der ihn dahin geführt hatte, wieder finden zu wollen und erhielt den Befehl, ſich augenblicklich zur Reiſe dorthin zu rüſten. In ein männliches Pilgergewand gehüllt, deſſen weite Falten ihren Wuchs verbargen und das Geſicht von einem breiten niedergeſchlagenen Hut tief verſchattet, trat ſie, nur von ihm begleitet, ihre Wanderung an. Nirgends wollte ſie raſten, es trieb ſie mit Windeseile fort und nur ihre ohnmachtähnliche Erſchöpfung vermochte ihr einige Stunden Erholung abzuzwingen. Endlich breitete ſich der Wald, ſchauerlich und dunkel vor ihr aus; **Thilo** verließ jetzt den gebahnten Weg, doch nicht lange und er erkannte die Gegend nicht mehr, wußte nicht, wo er war und ſuchte, nach allen Seiten umherblickend, vergeblich den Fußſteig, der ihn zur Einſiedelei führen ſollte. **Valeska** war zu tief in ſich ſelbſt verſunken, um die Unruhe ihres Führers zu bemerken. Sie irrte mit ihm den ganzen Tag aufs Gerathewohl umher; doch endlich weckte ſie der dornigte rauh verſchlungene Pfad, der ihre Füße verwundete und alle Augenblicke ihr Gewand in Rankengeflecht verwickelte, aus ihrer Betäubung. Sie fragte **Thilo** und Dieſer bat ſie, ſich auszuruhen; die Einſiedeley könne nicht weit mehr entfernt ſeyn, er wolle nur einen gebahnteren Weg aufſuchen und gewiß im Verlauf einer halben Stunde wieder zu ihr zurückkehren. Valeska willigte ein und warf ſich unter einen Baum nieder, wo ſie, das Geſicht auf ihre Hände niederſenkend, das Auge vor dem Schein des Tages verhüllte und in den ſtummen Gram eines gebrochenen Herzens verſank.

Stunden verrannen, der Tag verſchwand und die Nacht zog ihre dunklen Schleier über Wald und Flur; die Bäume begannen ſtärker zu rauſchen und geiſterartig ſauſete der Flug der Nachtvögel durch den grau bewölkten Himmel, als Valeska, Thilos langes Außenbleiben bemerkend, unruhig zu werden begann. Vergebens lauſchte ſie umher; die Finſterniß und die Einſamkeit füllten ihr Herz mit ſchreckenvoller Furcht. Plötzlich hörte ſie den Laut einer fremden Menſchenſtimme; ſie erkannte die Weiſe eines ihr wohlbekannten Volksliedes; aber es war doch eine unbekannte, fremde Menſchenſtimme und ſie in dieſer dunkeln Nacht ganz einſam, ganz ſchutzlos. Der Sänger kam gerade auf

auf den Platz zu, wo ſie ruhete und der Fußſteig war ſo ſchmal, daß er ihr nicht die Hoffnung ließ, in der Finſterniß unbemerkt vor ihm zu bleiben. Auch verrieth ſie ihm, bei ſeiner Annäherung unwillkührlich ihr Daſeyn durch einen Laut des Schreckens.

Der Sänger verſtummte und erſt nach dem Schweigen einiger Augenblicke fragte er Valeska, vor deren Anblick und Ausruf er geſpenſterfurchtſam erſchrocken war, wer ſie ſey und wie ſie hieher komme. Valeska ſtammelte kaum hörbar, ſie ſey ein verirrter Reiſender, den die Dunkelheit der Nacht von ſeinem Gefährten getrennt habe, den er jetzt nicht wieder zu finden wiſſe. — „Ja," antwortete ihr der Sänger „das möchte in dieſer ſtockfinſtern Nacht auch ſchwer halten. Ich bin der Kohlenbrenner Andreas und würde Euch einladen mit nach meiner Hütte zu kommen und darin zu übernachten, aber ſie iſt noch eine ziemliche Strecke von hier und Eurer Stimme nach ſcheint

Ihr ſchwach und matt zu ſeyn. Ich thue alſo wohl beſſer, Euch zu einer andern Behauſung zu führen, die ich hier in der Nähe weiß und wo ihr gewiß gut aufgenommen werdet. Kommt nur, in 10 Minuten können wir da ſeyn." —

Der treuherzige redliche Ton des Sprechenden gab Valeska Muth. Sie erhob ſich mühſeelig vom Boden und faßte ſeinen Arm, den er ihr hülfreich bot, da ſie ſich kaum aufrecht zu halten und von ihm geführt langſam der Einſiedeley zuzuſchwanken vermochte, wo ſie bis zur Ohnmacht ermattet anlangte.

Der Köhler öffnete die Thür der Hütte und fragte den Bewohner, ob er wohl einen verirrten Reiſenden aufnehmen und für dieſe Nacht beherbergen wolle. Auf die Antwort, er ſolle willkommen ſeyn, trat Valeska, bei dem trüben Schimmer einer im Hintergrund aufgehangenen Lampe, in das Gemach, deſſen Thüre der Köhler, abſchiednehmend hinter ihr ſchloß. Der Einſiedler hieß ſeinen Gaſt ſchweigend willkommen und trat zu dem Heerd, um das faſt verloſchene Feuer von Neuem mit Wachholderſträuchen anzuſchüren, deren Wohlgeruch das Gemach durchduftete; aber der erſte Blick auf die innere Eintheilung der Hütte und auf die Kleidung ihres Bewohners hatte **Valeska** **Thilos** Erzählung zurückgerufen. In der Nähe einer Einſiedeley hatte er ja **Odos** Grab gefunden, in der Hütte ſelbſt ſeine Kleidung. Es war nur zu gewiß, ſie war in dem heiligen Bezirke, wo er geweilt hatte, wo ſeine Aſche ruhete — von dieſen Mauern tönten ihr ſeine Klagen, ſeine Todesſeufzer, ſein letztes Röcheln zurück und laut aufweinend ſank ſie von dem Sitz, auf den ſie niedergeſunken war, auf ihre Knie nieder.

Theilnehmend ergriffen von dem Schmerz des Fremdlings näherte ſich ihr der Einſiedler und wollte ſie, ihre Hand ergreifend, vom Boden aufheben. „Ach, ehrwürdiger Vater,“ ſagte ſie ihm — „verſchwendet Euer Mitleid an keiner

Unwürdigen, die durch ihre eigne Schuld hoffnungslos unglücklich geworden, auf Erden nicht mehr zu vergüten vermag, was ſie aus eitlem Uebermuth verbrach. Gram und Reue führen mich her: ich ſuche das Grab eines Mannes, der mich liebte, den ich liebte, und den meine Fühlloſigkeit und mein höhnender Uebermuth in dieſe Einſamkeit trieben, wo er ſeinen Tod fand. Führt mich zu ſeinem Grabe, damit ich dort mit dem letzten Seufzer meines brechenden Herzens von Odos Schatten Verzeihung erflehe.“ —

„Odos Verzeihung!“ rief hier der Einſiedler und ſank zu ihren Füßen — „und iſt es denn mehr, als ein Traum, daß Valeska an meinem Grabe weinen will, mehr als ein Traum, daß ſie mich nicht haßt!“ — Mit unausſprechlicher Bewegung richtete ſich Valeska bei dem Ton ſeiner Stimme auf, ſie blickte ihn an, der Hut entfiel ihr und ihre reichen wunderſchönen blonden Locken umſchatten ihr reizendes, in dieſem Augenblick vom Zauber der höchſten Rührung, der innigſten Liebe verſchönertes Engelsgeſicht. Beide erkennen ſich, — ſie ſinkt in ſeinen Arm und Beide feiern den ſeligſten Silberblick des Erdenlebens!

Liebe und das Gefühl des wahren Glückes ſind beide fromme Empfindungen und ſo ſanken auch Valeska und Odo unwillkührlich vor dem kleinen Betaltar der Hütte nieder, und brachten dem Himmel, der ſie wieder vereint hatte, ihren Dank dar, und das Gelübde, ſich ewig lieben zu wollen.

In dieſem Augenblick klopfte es von Neuem an die kleine Thür und Valeska erkannte Thilos Stimme. Ein glücklicher Zufall hatte ihn zur Hütte des Köhlers geführt und da er von Dieſem erfuhr, wo ſein Gefährte ſey, ruhte er nicht, bis Dieſer einwilligte, ihn zu ihm zu geleiten. Odos Anblick verſteinerte den Knaben — doch nur für einen Augenblick, im zweiten ſtürzte er ſchon freudeweinend zu den Füßen des theuren Gebieters nieder, der ihn zärtlich umarmte.

Wenig Tage darauf feierten **Odo** und **Valecka** ihre Verbindung und Schloß Falkenberg wurde von Neuem der Wohnſitz der Freude und des Glückes. Im nächſten Jahre erhob ſich über das Grab des ehrwürdigen Einſiedlers eine Kapelle, die der Ritter v. **Winterlöw** und ſeine edle Gemahlin jährlich beſuchten, um an ihrem Altar für die Ruhe ſeiner Seele zu beten und in frommer Andacht das Glück ihrer Wiedervereinigung zu feiern.

Wandel.

Sie eilt dahin mit Windesſchnelle,
Die flüchtig ungebund'ne Zeit,
So wie des Meeres dunkle Welle,
Der jeder Hauch nur Flügel leiht;
Sie eilt dahin, und alle Blüthen
Reißt ſie im wilden Fluge fort,
Und treibt ſie, furchtbar groß im Wüthen,
An der Vernichtung ſchwarzen Ort!

Was in der Jugend gold'nem Prangen
Von Lieb' und Anmuth mild erzeugt,
Mit ſehnſuchtsvollem Glutverlangen
Dem Leben Herz und Hände reicht;
Es welkt im üppigen Genuſſe
Der freudenreichen Liebeszeit,
Und eilt, mit einem letzten Kuſſe,
Ans Eiſenthor der Ewigkeit!

Und würde, mit Alcides Stärke,
Der Reife Kraftmuth Dir zu Theil,
Und tauſend wundervolle Werke
Verkündeten des Namens Heil:
Die Kraft zerbricht, es ſchmilzt der Wille,
Wie Schnee im gold'nen Sonnenſtrahl,
Und in der Gruft geweihte Stille,
Streckt Dich der heil'ge Opferſtahl!

Drum baue nicht auf Sandeswogen
Das leichte Haus des Glückes auf,
Wie tief fühlt ſich das Herz betrogen,
Läßt es den Wünſchen freien Lauf!
Wild raſ't der Sturm, es leuchten Blitze,
Der Donner rollt, der Sand vergeht,
Du ſinkſt von Deinem Götterſitze
Und Staub iſt alle Majeſtät! —

Karl Grumbach.

Der alte Theaterbediente.

Ein Spiegel für Theaterfreunde.

Wenn man in Dresden von dem goldnen Zeitalter der daſigen Bühne ſpricht, gedenkt man dankbar und in Ehren allemal zuerſt des großen **Reinecke**, eines wahren Heroen der mimiſchen Kunſt, welcher, nach dem Zeugniß Aller, die ihn und ſeine Nachfolger auf der Bühne kannten, bis heute noch nicht erſetzt iſt, welchem ſelbſt Opitz, in ſeiner blühendſten Periode, doch nicht ganz gleich gekommen ſeyn ſoll — ich ſage ſoll, denn ich habe nur **Opitz** geſehen, nicht aber **Reinecke**.

Dieſer Heros nun ſtarb und ward begraben. Dank und Liebe begleiteten ihn zur Ruheſtätte, tauſend Thränen floſſen auf ſein Grab und, Dieſes mit einem Denkmal, des Verblichenen würdig, zu zieren, war aller Theaterfreunde Wunſch und Wille. — Man eröffnete dazu eine Subſcription, die herrlichen Fortgang hatte. Ehe man aber eins ward über die Form des Denkmals, verſtrich geraume Zeit — die Herzen, die dafür geglüht, wurden indeß kälter, — die Erinnerungen an Reineckens Verdienſte dunkler, — neue Genüſſe auf der Bühne verſchlangen die alten — und ſo ergab ſich dann, als man endlich die Subſcribenten zu einem Denkmale, in Pränumeranten verwandeln wollte, daß Viele zu Reineckens Ehre berufen, Wenige aber noch auserwählt waren von dem innern Berufe zu Entrichtung der ſubſcribirten Beiträge.

Die Ausführung der Denkmal-Idee kam ins Stocken und unterblieb endlich ganz. Der große Reinecke bekam ein kleines hölzernes Kreuz, und ward Staub darunter natürlich ſo ſanft und ſo leicht, als alle die Tauſende von Schauſpielern um und neben ihm, welche ihre Rolle in der Kanzlei oder Küche, im Komtoir, oder in der Werkſtatt, am Studiertiſche, oder vor der Staffelei geſpielt hatten.

Und ſo würde dann Reineckens Grab in wenig Jahren kein Menſch haben finden können, wenn das Dresdner Theater nicht einen dankbaren Theaterbedienten gehabt hätte. Dieſer wackre Mann — beſuchte alle Jahre einmal des großen Künſtlers Grab und gab auch allemal dem Todtengräber ein Achtgroſchenſtück, es in gutem Stande zu erhalten. Als endlich der Zahn der Zeit das Kreuz darauf zerſtört hatte, an deſſen Stelle ein koſtbarer Denkſtein ſtehen ſollte und — konnte, wenn alle Subſcribenten dazu den Sinn des alten Theaterbedienten gehabt hätten, da lies Letztrer auf eigne Koſten ein neues Kreuz fertigen.

Ob der brave Mann noch lebt? — ob das Kreuz noch ſteht? — weiß ich nicht, — wünſche aber jedem Theater einen ſolchen Bedienten, damit verſtorbnen großen Schauſpielern, für ſo manches Kreuz, was ſie im Leben zu tragen hatten, nach dem Tode es nicht an einem Kreuze fehle, ihre Ruheſtätte zu bezeichnen;

welches ſie um ſo eher verdienen möchten, wenn man erwägt, daß von ihren Talenten und Anſtrengungen, — waren ſie auch noch ſo groß, — keine Spur bleibt, als in der Erinnerung Derer, die ſie geſehen und bewundert haben und endlich auch ſchlafen gehen; indeß andre Meiſter der Kunſt, inſofern ſie durch Feder, Meiſel oder Pinſel ausgedrückt iſt, in ihren Werken Jahrhunderte, wohl Jahrtauſende fortleben.

Richard Roos.

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Dritter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite.
Der Spiegel, von F. Laun. . 3
Der Kampf mit dem Drachen. Eine Fabel. 60
Die Komthurei, von A. Lafontaine. 62
Freiheit, von K. Grumbach. . 131
Der Ueberrock, von R. Roos. . 134
Liebeslaunen. . . . 137
Anruf,
An Eidli's Urne, } v. K. Grumbach. 219
Giftmiſcherinnen, v. Richard Roos. 220
Der Blumenkranz, ein Polterabendſcherz, von C. 224
Ars longa, vita brevis, von Richard Roos. 240
Die drei Hähne, von Langbein. 241
Der Ehezwiſt oder Täuſchung von allen Seiten, von K. G. Prätzel. 246
Das Altartuch, von A. G. Eberhard. 336
Berichtigung. . . . 342

Seite.
Wechſelgeſang, zum Geburtstage der Mutter, von A. G. Eberhard. 343
Der Sang, von Richard Roos. 345
Lord Exmouths That, von A. G. Eberhard. 347
Silber und Glas, von Richard Roos. 348

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Dritter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung.
1816.

Der Spiegel.

Anſtalten.

Hübſch war ich nicht, das weiß Gott. Ich ſelber hatte bereits eine ſchwache Ahndung davon. Denn der Spiegel ſah mich zuweilen ſo bedenklich an, als wollte er ſagen: „Sie, lieber Herr Stips, dächte ich, brauchten keine beſondere Vorliebe für mich zu haben.“ Aber im Hôtel der Reſidenz, wo ich abgeſtiegen war, gab es einen wahren Phönix von Kleidermacher. „Monſieur Hautain,“ ſagte ich zu ihm, als ſeine himmelanſtrebende Naſe nebſt Zubehör in meinem Zimmer ſich befand, jetzt ſchlug es eben acht Uhr — „mit der Mittagsglocke muß Ihre berühmte Kunſt aus mir einen ganz andern Menſchen gemacht haben.“

„Hm," ſummte der Mann vor ſich hin, dabei ging ſein Auge meinen Körper einigemal ſo zweifelhaft durch, daß mir kalte Schweißtropfen auf die Stirn traten. Endlich ſprach er: „Es ſey. Zwar tragen Sie ſich, beſonders um Schultern und Beine, viel zu dünn, um damit eine hoffnungsvolle Jugend bezeichnen zu können. Indeſſen denke ich, Sie ſollen mit Monſieur Hautain zufrieden ſeyn." Zugleich nannte er mir einige Monſtra, die ſeine Hand allein zu ordentlichen Menſchen gemacht hatte. Schmeichelei lag wenig in dieſem Troſte, aber der ehrliche Mann, meinte ich, hat auch nur tröſten, nicht ſchmeicheln wollen.

Maaß nahm er gar nicht. „Dadurch eben," behauptete er — „unterſcheidet ſich der Kleidermacher vom Schneider, die hohe Kunſt vom niedern Handwerke, daß ihr alles Maaß im Auge liegt." Ehe er ging, fragte er nur noch, ob er für meine Schultern und Beine etwas aus ſeinen Mitteln thun ſolle. Das verbat ich mir jedoch, hauptſächlich darum, weil Perſonen, die mein dünnes Weſen geſtern geſehen hatten, die heutigen Vollkommenheiten entweder nicht, oder vielmehr allzu gut, begreifen mochten.

Schlüßlich verſprach der Goldmann, mir den Schuhmacher, Herrn Gentleman und den Perüquier-Artiſte, Monſieur Leger, zuzuſchicken, rieth mir übrigens, letztern die Wünſche für meinen Haarputz nicht etwa in franzöſiſcher Sprache vorzulegen, weil ſonſt böſe Mißverſtändniſſe entſtehen könnten, indem des Mannes Kenntniß des Franzöſiſchen ſich faſt lediglich auf ſeinen Namen und Titel beſchränke, er dies jedoch nicht gern wiſſen laſſe.

Meiſterſtücke.

Wort hielt der Kleidermacher nicht, denn er ſchickte ſeine Kunſtprodukte erſt um ein Uhr. Gleichwohl ſchwur er, der dem Ueberbringer auf dem Fuße folgte, Stein und Bein, Wort gehalten zu haben, wie niemals. Denn gleichwie man zufrieden ſeyn könne, wenn große Herren einen nicht über ein Stündchen im Vorſaale warten ließen, ſo könne man auch vom Glücke ſagen, wenn der Kleidermacher den Tag des Verſprechens inne halte. Auf Stunden müſſe man Kunſt und Künſtler nie beſchränken wollen.

Monſieur Leger, der ſo eben mein Haar in eine, ſeinem Ausdrucke nach, höchſt liebenswürdige Verwirrung gebracht hatte, pflichtete ihm bei, und Monſieur Gentleman nickte.

Als ich von der vereinten Schöpferkraft der drei Artiſten zu einem neuen Weſen erhoben, einen Spiegel fragte, ob ich mich auch ſo vor ehrlichen Leuten ſehen laſſen könne, da ſagte der vielbeleſene Monſieur Hautain, daß dem berühmten Alcibiades zur Eroberung der geſammten Frauenwelt nichts gefehlt habe, als eine Kleidung, wie die meinige; der mit den plaſtiſchen Erzeugniſſen der Alten vertraute Monſieur Leger behauptete, daß dem wunderſchönen Antinous zu einem noch allgemeinern Eindrucke nichts abgegangen ſey, als ein Haarputz, wie ich ihn durch ſeine Meiſterhand beſaß, und der in den Namen der Götter und Kunſtheiligen nicht ſehr zuverläſſige Monſieur Gentleman wollte darauf den ſchrecklichſten Eid ablegen, daß der fern hintreffende Apelles durch ſeine Schönheit ſicher die Herzen der Menſchen und alles noch tüchtiger würde getroffen haben, wenn er dazu ein Paar Stiefeln mit Sporen und Hufeiſen, wie die meinigen, angehabt hätte.

Kein Wunder, wenn die laute, ſchmeichelhafte Zudringlichkeit der drei Künſtler des Spiegels leiſe Grobheiten gar bald überſchrie, und wenn ich ſämmtliche Rechnungen von Heller zu Pfennig ſogleich bezahlte. Denn war auch nur die Hälfte von dem gewiß, was die Herren auf Künſtlerehre verſicherten: ſo war, in der kürzeſten Zeit, wenigſtens ein Halbgott aus mir geworden.

Letzteres that auch Noth. Denn die beiden Damen im erſten Stockwerke, die unten an der Table d'hote ihr Mittagseſſen einnehmen wollten, waren gewiß Halbgöttinnen. Und, was mehr ſagen will, keine ſolchen, die, wie ich, zu ihrem halbgöttlichen Weſen erſt eines Schneiders, eines Schuſters und eines Friſeurs bedurften. Ich aber hatte mir nichts Geringeres vorgeſetzt, als dieſen Damen, oder wenigſtens einer von ihnen, das Herz aus dem Leibe zu ſtehlen.

Ein Tantalus.

Seit geſtern gegen Abend, wo ich angekommen war, wirkten die Damen fortdauernd auf meine Augen und Ohren. Ohne daß ſie's wußten! Das muß ich, zu Vermeidung aller Mißverſtändniſſe, hinzufügen. Als ich nämlich ausſtieg, lagen ſie Beide im Fenſter. Gott, welche blaue und welche ſchwarze Augen! Es war wirklich, als ob mir dabei meine Hand von ſelbſt nach dem Kopfe führe, um die Mütze ſchleunigſt herunter zu reißen. Sie erwiederten meinen Gruß zwar nur ein wenig durch ein herablaſſendes Nicken, ich konnte jedoch damit zufrieden ſeyn; denn gut nahm ich mich in meiner Reiſewildſchur wahrlich nicht aus. Ueberhaupt ſchien mir eine Wildſchur keinesweges das Kleidungsſtück, in dem man beſonderes Glück machen könne bei ein Paar Damen, die einen ſo kalten Herbſtabend im offenen Fenſter zubrachten.

Die ganze Nacht lagen mir die Damen im Sinne, und nicht hier allein; ſie lagen ſogar in meinen Armen. Wie ich aber gegen Morgen aufwachte und ihrer eben erſt recht froh werden wollte, da war keine Seele mehr bei mir, und ich merkte wohl, daß ein Traum den armen Tantalus nur boshaft geneckt hatte.

Beobachtung.

Adieu, Schlaf und Ruhe. Auch überflog mich eine Hitze, der vielleicht die kalte Morgenluft noch am beſten that. Das Fenſter, zu dem mein Kopf hinaus fuhr, war gerade über den Fenſtern der beiden Damen. Ihre Fenſter mußten auch ſchon offen ſeyn. Denn man hörte die Damen ſprechen; nur war, leider, kein Wörtchen zu verſtehen! Die auch ſo früh munter! Ich erſtaunte. Mangelte ihnen vielleicht gleichfalls der Schlaf? Sollte etwa der bewußte Mann in der Wildſchur Schuld daran ſeyn? — Eine kecke, einfältige Frage, die ich mir auch auf der Stelle ernſtlichſt verwies.

„Was das für abſcheuliches Wetter iſt!" rief jetzt die Eine; dabei kam ein Köpfchen mit braunem Haare zum Vorſchein.

„Nun werden wir heute ſchwerlich von der Stelle kommen!" ſeufzte die Andere, das blonde Köpfchen hinausſtreckend.

„Wenn die Table d'hôte nicht wäre," ſprach die erſte, —" bekämen wir in der ganzen Stadt keinen Menſchen zu ſehen! Wir werden doch dieſen Mittag unten eſſen?"

„Ja, ja, die Mutter hat es geſtern Abend ausdrücklich geſagt.“

Vielleicht hätte ich noch manches Hübſche gehört, wenn nicht in dieſem Augenblicke plötzlich ein Huſten bei mir ausgebrochen wäre. Das ſchnitt aber das Geſpräch rein ab, und die beiden Dämchen ſahen ſo geſchwind herauf, daß ich mich ſchleunig zurückziehen mußte, wenn ich meinen ſchlechten Morgenſtaat ihrem kritiſchen Auge nicht bloßſtellen wollte.

So viel wußte ich nun übrigens, daß es, meinen Vorhaben nach, Pflicht für mich wurde, ebenfalls unten an der Table d'hôte mein Mittagseſſen einzunehmen.

Vorhaben.

Die Reiſe von der Univerſität hierher in die Reſidenz war mein erſter Ausflug aus der Buchſtabenwelt in die lebendige. An letztere hatte ich bis dahin nur zuweilen leicht angeſtreift, weil mein Hofmeiſter ſchon zu alt geweſen war, viel von ihr zu halten.

Je mehr ich mich aber auf der Univerſität nach dem Leben und ſeinen Gebräuchen geſehnt hatte, deſto ernſtlicher nahm ich mir nun vor, mich endlich einmal Knall und Fall in Jemanden zu verlieben. Die beiden Mädchen ſchienen mir außerordentlich gut zum Gegenſtande dieſes Vorhabens zu paſſen, und eine davon war ſogleich auserſehen, das ſchöne Ziel meines Strebens zu werden.

Als der Kellner jetzt das Frühſtück brachte, beſtellte ich mir daher auch den Platz an der Table d'hôte neben den Damen und zog ihn überhaupt in mein Intereſſe. Der erſte Beweis ſeiner nicht uneigennützigen Freundſchaft war, daß er mir die drei Modekünſtler zuſchickte.

Lebensregeln.

Eben läutete die Speiſeglocke, als ich fertig war und zum Mittageſſen hinunter wollte. In dieſem Momente aber trat Monſieur Leger wieder herein, einen Stock und einen Hut in den Händen haltend.

„Mein Herr Stips,“ ſprach er, — „wen ich einmal liebe, dem diene ich auch, ſogar unverlangt. Ich bin ſehr geeilt, Ihnen einen ſchicklichen Hut zu verſchaffen, denn wahrlich die Mißgeſtalt des Ihrigen droht meine ganze Kunſt zu vernichten! Zugleich habe ich Ihnen dieſes Stöckchen mitgebracht, weil ein ſolches Wunder thut im geſellſchaftlichen Umgange. In ſeinen Zirkeln behält man nämlich ſeinen Knopf beim Sprechen ſtets im Munde, und es iſt wunderbar, wie dadurch die dumpfeſten, unbedeutendſten Laute bis zum Geiſtreichen und Sublimen hinauf geſteigert werden können. Im Geſpräch aber mit Menſchen, die nicht vom Stande ſind, läßt es außerordentlich gut, wenn man ihnen mit dem Stocke unter der Naſe herum manövrirt. Meines Erachtens liegt ein tiefer Sinn in dieſem Manöver. Man ſcheint nämlich jene Halbmenſchen dadurch zwingen zu wollen, ihre Naſe in der gehörigen Höhe zu erhalten, und ſie ſo würdig zu machen, ſich mit ihnen abzugeben.“

Der Mann, ſah ich wohl, übernahm bei mir das Aemtchen einer gelinden Art von Vormund oder Hofmeiſter. Nicht eben unentgeldlich, wie ich aus dem enormen Preiſe ſeines Hutes und Stöckchens ſchließen konnte.

„Und nun noch eine Bemerkung, mein Herr Stips,“ fing er an, als er das Geld eingeſtrichen hatte, und trat meiner Eil geradezu in den Weg. „Zur Table d'hôte, wo Sie eſſen, wie ich höre, dürfen Sie jetzt durchaus noch nicht. Der Mann comme - il - faut wählt den Augenblick dazu, wo Alles ſchon im Eſſen begriffen iſt, weil er Aufſehen erregen, weil er bewundert ſeyn muß.“

„Allzugütig mit Rathſchlägen, Monſieur!“ ſagte ich hierauf, ihn auf die Seite ſchiebend, und fuhr ihm dabei, um meine Gelehrigkeit zu zeigen, mit dem Stöckchen unter ſeine Naſe.

Achſelzuckend ließ er mich zwar paſſiren, doch durfte ich den Stock durchaus nicht, wie ich wollte, ablegen, weil er, ſeiner Aeußerung nach, zum Demonſtriren an der Table d'hôte ganz unerläßlich ſey.

Aha!

Gott, wie hübſch ſahen die beiden Dämchen aus, die ſich gerade neben eine überaus dicke und unbehülfliche ſetzten, welche bald als ihre Mutter erſchien. Die mit den blauen Augen ward meine Nachbarin. Wegen wunderſchönen Muſſelins, den Beide eben von der Mutter zu Kleidern erhalten hatten, waren ſie vor Freude ganz außer ſich und ihre Dankbarkeit küßte die dicke Frau ſo lange, bis ſie ſich ſolches ganz ernſtlich verbat. — „Daß doch“ — dachte ich — „das Alter ſo ſehr allen Geſchmack verliert, um ein Paar Löffel ganz ordinärer Suppe ſolchen ganz extraordinären Dingen vorzuziehen!“

Ach, wie viel Schönes war von meiner Nachbarin zu ſagen! Nur allein die reizende Geſtalt ihres jugendlichen Körpers! Mancher hätte vielleicht über die zarten, runden Arme Tage lang angenehme Dinge ſchwatzen können. Augen und Haare nicht zu erwähnen, die gemacht waren, eine Fundgrube für männliche Beredtſamkeit zu werden.

Das fühlte ich alles mit einander. Aber kam darum auch nur ein Laut heraus von mir, ein einziger Laut? —

Nicht lange, ſo hatte faſt jeder Elegant in der Nähe eine Antwort von den beiden Damen zu erhaſchen gewußt. Beſonders lange Hälſe nach ihnen herüber machten unter andern ein gewiſſer Lieutnant von Raßler und ein gewiſſer Rath Stuhlbein. Nur ich ſaß, wie ein ſtummer Haremshüter, neben ihnen, mit einem Stupor ausgerüſtet, der mir ſelber über alle Begriffe ging.

Jetzt ſegnete ich den Monſieur Leger, daß

er

er mir das Stöckchen aufgedrungen hatte. Denn in den Pauſen, wo es für die Zähne nichts zu verarbeiten gab, war der Stockknopf noch meine einzige Reſſource!

Das Einemal jedoch hätte ich beinahe etwas über einen Ring meiner Nachbarin geäußert. Ihre zehn Finger waren nämlich, durch eben ſo viele Ringe mit geſchnittenen Steinen, zu einem, recht angenehm faßlichen Handbuche der Mythologie in Darſtellungen — aber freilich nicht für Kinder — geworden, und ſie legte den einen dieſer Ringe, der ſie beim Eſſen etwas drücken mochte, neben ſich. — Zu drei verſchiedenen Malen betrachtete ich mir ihn. Weil die Göttin der Liebe in eigener, hoher Perſon darauf abgebildet war, ſo lag das Kompliment ſo nahe, daß ich mich ſchon wirklich dazu räuſperte.

Da mochte ſie denn denken: „Aha! nun wollen die Stummen auch reden.“ Dazu ſah ſie mir ins Geſicht.

Hiermit aber war meine beginnende Redekunſt auf einmal wieder zum Stocken gebracht. Am Ende mußte ich es noch für ein wahres Glück halten, daß ich, Tölpel, beim Aufſtehen, den Ring herunterriß und beim Suchen darnach, ihn entzweitrat, denn meine äußerſte Verlegenheit ſchien nöthig, mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Beide Damen bewieſen nämlich ihr Mitleid mit dem konfuſen Zuſtand, in den ich ſichtbar gerieth, und ſprachen nebſt der dicken Frau, ihrer Mutter, mir ſo viel Troſt zu, daß ich, auf dieſem erſchrecklichen Umwege, endlich wieder zu ziemlich vernünftigen Redensarten gelangte, auch nach vielen Bitten die Vergünſtigung erhielt, den Ring wieder in Stand ſetzen zu laſſen, an dem der Stein mit der Liebesgöttin nichts gelitten hatte.

„Was ein dummer Streich einen bisweilen in der Welt forthelfen kann!“ ſagte ich leiſe zu mir ſelbſt, als im Verfolg meines Geſprächs mit den Damen, unſere beiderſeitige Neigung, die Gegend und manche Merkwürdigkeiten der Reſidenz zu ſehen, berührt wurde. Denn die Damen entſchloſſen ſich, für heute meine Perſon zum Gefährten zu wählen. Sie beſaßen einen eigenen Wagen, und weil das Wetter ſich aufgehellt hatte, ſo befahlen ſie, daß er ſogleich vorfahren ſolle.

Während ſie ihre dicke Mutter mit Abſchiedsküſſen faſt erſtickten, behielt ich gerade noch Zeit, dem Kellner den zerbrochenen Ring zur weitern Beförderung an einen geſchickten Goldarbeiter zu übergeben.

Schlüſſe.

„Es iſt die Jungfer!“ — ſagte die Blauäugige, welche Florine hieß, als ich beim Einſteigen in den Wagen mit einer dritten Art von Dame, welche jetzt zum Vorſcheine kam, Komplimente zu machen für nöthig fand. Da der Name Jungfer mir, in dieſer Beziehung, in meinen akademiſchen und früheren Verhältniſſen noch nicht vorgekommen war: ſo erſtaunte ich. Denn es kam gerade ſo heraus, als ob in der Nachbarſchaft, wo die Damen zu Hauſe waren, mit einer Jungfer gar keine Umſtände gemacht zu werden brauchten.

„Ländlich, ſittlich!“ dachte ich, merkte jedoch nachher aus den Verhältniſſen der beiden Damen zu meiner Nachbarin auf dem Rückſitze, was es mit dieſer Gattung von Jungfrauen für Bewandniß hatte.

Ein Menſch, der eben erſt den akademiſchen Hörſälen den Rücken kehrt, der muß nothwendig nicht nur Schlüſſe machen können, ſondern auch welche wirklich machen. Kaum hatte ich daher nur ein klein wenig über den heutigen Mittag nachgedacht: ſo ſchloß ich, daß eine der beiden Damen, wo nicht alle beide, mir ſehr zugethan ſeyn müſſe. — Denn über Tiſche hatte ich wohl gemerkt, wie angelegentlich die bereits genannten Herren Stuhlbein und Raßler ſich um den Nachmittag in ihrer Geſellſchaft bewarben und beide Damen völlig ausweichende Antworten gegeben hatten. Und dieſe Männer waren ſo liebenswürdig von Anſehen und Betragen, daß mein Verſtummen vielleicht davon mit herrührete. Mich aber hatten die Damen ſpäterhin zu ihrem Geſellſchafter *gewählt*, folglich — ein Dummer, meinte ich, müſſe das einſehen — folglich hatte ich in ihren Augen Vorzüge vor Jenen. Wo ſie mir ſaßen, das wußte ich freilich nicht, daher war ich ſehr geneigt, ſie auf die Rechnung der Meſſieurs: *Hautain*, *Leger* und *Gentleman* zu ſetzen.

Welche?

Ich ſagte ſchon vorhin von meinem Vorhaben, mich nun nächſtens zu verlieben. In dieſem aber muß ich melden, daß ich, bewandten Umſtänden nach, ſchon auf's Heirathen geradezu loszuſteuern gedachte. Wozu ſollte ich auch noch warten, da ich bereits vor einigen Tagen mündig geworden war, und Vermögen genug beſaß, um nicht erſt eines Amts zu meinem guten Auskommen zu bedürfen. Das ſagte ich mir indeſſen doch, daß die Ehe bekanntlich ein Schritt ſey, der große Ueberlegung und beſonders eine genaue Kenntniß des zu heirathenden Subjekts erfordere.

Kaum ſo weit gekommen mit meinem Nachdenken, lachte ich mich auch ſchon recht tüchtig darüber aus. Verkündigten denn die beiden Damengeſtalten nicht ein gewiſſes Etwas, das über ihre Herzensgüte gar keinen Zweifel zuließ?

Jedermann erräth, daß bei dem Drange ſo wichtiger Gedanken, meine Unterhaltungsgabe nicht viel glänzender, als über Tiſche erſchien.

„Welche?“ ſo fragte ich mich noch im Wagen, und wiederholte die Frage, als wir ſchon in einem reizenden Thale, dem Ziel unſerer Fahrt, angekommen waren. „Welche?“ ſo fragte ich mich bald darauf bei einem Spaziergange.

„Ob ſie mich einholen werden?“ rief Antonie, das Schwarzauge, den Berg hinaufeilend, während die blauäugige Florine, auf einem Stege über den Bach im Thale ſich ſchaukelte. In Einem und demſelben Momente aber ſchrie die oben, wegen einer wilden Kuh, die auf ſie anlief, nach meiner Hülfe, und die unten verlangte dieſe Hülfe auch, weil der Steg umgeſchlagen und ſie in's Waſſer gefallen war.

Da ſtand ich nun in der Mitte des Berges, bald einen Schritt hinauf, bald wieder einen hinabſetzend, bis der oberen der Kühjunge, der untern aber der herzueilende Kutſcher geholfen hatte.

Folgen.

„Wie?“ fragte verdrüßlich die bei mir vorbei herunterkletternde Antonie, als ich ihr den Arm anbot, den ſie auf die Seite ſchob. Und als mein beklommenes Herz meinen erſtarrten Füßen geheißen hatte, beiden Damen in das benachbarte Wirthshaus zu folgen, da rief die Blauäugige, welche ſich von der Jungfer die naſſen Kleider, ſo gut als möglich, abtrocknen ließ: „Nunmehr iſt's Zeit!"

„Ja wohl!" ſprach die Andere ſpöttiſch.

„Aber, mein Gott!" verſetzte ich.

„Dem," ſprach die vor der Kuh flüchtig gewordene, „dem ſchienen ſie freilich unſern Beyſtand allein zu überlaſſen! Herzhaftigkeit, ſo viel weiß ich nun, die iſt Ihre Sache gar nicht."

„Nicht im mindeſten!" rief die Andere. „Stehen zu bleiben und ruhig mit anzuſehen, wie ich im Waſſer lag und es nur darauf ankam, mir eine Handreichung zu thun!"

„Ruhig, glauben Sie?" entgegnete ich. Aber auch die rührende Stimme, mit der es geſchah, half mir nichts.

„Ruhig oder unruhig," zürnte Florine, „das konnte uns Beiden gleichgültig ſeyn. Genug, ſie legten die Hände in den Schoos, wo wir derſelben gar ſehr bedurft hätten.“

„Aber, bedenken Sie doch nur!“

„Ei,“ rief Antonie, — „Ihr verwünſchtes Bedenken war ja eben das Bedenklichſte bei der ganzen Sache. So viel muß man in gewöhnlicher Zeit ſchon bedacht haben, daß man im Augenblicke der Gefahr nicht erſt bedenken darf, ob man helfen ſoll, oder nicht.“

Jetzt ſtürmten von beiden Seiten die Vorwürfe Schlag auf Schlag und dergeſtalt auf mich ein, daß meine Unſchuld durchaus nicht zum Worte kam. Da nun jeder, der dieſe Damen ſo reden hörte, mich für den furchtſamſten Haſen auf der Welt halten mußte: ſo ſahen mich Wirth und Wirthin von Zeit zu Zeit mit mißbilligendem Kopfſchütteln an, und die Jungfer — das merkte man wohl — die hätte gewiß ihr ganzes bischen Tugend darum gegeben, um mir auf der Stelle recht tüchtig in's Geſicht lachen zu dürfen.

Der naſſe Zuſtand Florinens machte die Rückkehr nach der Stadt am rathſamſten.

Im Wagen war die Stummheit zu Hauſe, und die Jungfer, welche die Ungnade, worein ich gerathen, ſo gut inne ward als ich, mochte denken, daß ſie anſteckend ſey, denn ſie nahm ihr Röckchen dermaaßen zuſammen, daß zwiſchen ihm und meinem Kleide ein Platz leer wurde, welcher wenigſtens eine Viertelelle betrug.

Dieſe Zeit über fühlte ich das Wohlthätige des Stecknopfes vollkommen. Zwar konnten meine Worte dadurch, daß ich ihn zwiſchen die Zähne nahm, ſchon deshalb nicht zu der von Monſieur Leger ſo gerühmten Bedeutenheit gelangen, weil ſie wieder einmal alle auf meiner Zunge zerplatzten. Auch kam mir nicht in den Sinn, an der Jungfer das Manöver unter der Naſe zu verſuchen. Als Gebiß aber für meinen Ingrimm, that mir der Knopf die trefflichſten Dienſte und zerfiel auch, als der unſchuldige Ableiter dieſes Ingrimms, beim Ausſteigen wirklich in zwei Hälften.

Der Thee.

Geſchrieben mußte den Damen werden, ſo viel war ausgemacht; die Auseinanderſetzung, welche ihre Hitze meinem Munde nicht geſtattete, mußte nunmehr ſchriftlich erfolgen. Das beleidigte Ehrgefühl und der Wunſch, mich zu rechtfertigen, beides führte meine Feder ſchnell und ſicher. Kaum war mein Brief abgegeben: ſo erhielt ich auch eine Einladung zum Thee bei ihnen.

O Wonne, o Glück! alles war wieder gut. Beide Dämchen baten mich lachend um Vergebung, und liebkoſeten mich ordentlich, zur Entſchädigung für das Ausgeſtandene.

„Nur nicht ausgelaſſen!“ ſagte die alte Dame ein Paar Mal zu ihnen.

„Ja, Sie wiſſen gar nicht, Mütterchen,“ klagte Antonie — „Sie wiſſen nicht, wie ſehr wir uns an Herrn Stips vergangen haben."

„Mit Einem Worte," ſagte Florine — „wir ſind wirklich unartig gegen ihn geweſen."

„Dafür aber," fügte die Andere hinzu — „dafür wollen wir auch noch recht luſtig zuſammen ſeyn. Nicht wahr, Herr Stips?"

Bei dieſen Worten walzte ſie, ehe ich mir's verſah, ein Paar Mal an meinem Arme im Zimmer herum.

Der Walzer entſchied auf ein Mal. Antonie, ja Antonie heißt meine Zukünftige.

„Und," ſprach ſie — „morgen Vormittag halten Sie ſich Schlag zehn Uhr parat. Dann können wir die Gemäldegallerie mit einander ſehen!"

„Du disponirſt ja ganz eigentlich über den Herrn?" ſagte die alte Dame, im Tone des Vorwurfs.

„Erlauben Sie doch," bat ich, der Alten die Hand küſſend.

„Meinetwegen!“ antwortete ſie lächelnd, und ſchon tröſtete ich mich im Hinausgehen nach meiner Wohnung, daß in dieſem: „Meinetwegen!“ der Keim zu einer, nun wahrſcheinlich bald, von ihr einzuholenden, wichtigen Bewilligung liegen möchte.

Vorbereitungen.

Der Kleidermacher und der Perüquier-Artiſte mußten Beide noch herbei. Erſterer verſprach, die ganze Nacht arbeiten zu laſſen, um mich zum folgenden Morgen mit dem ausgezeichnetſten Anzuge zu verſehen, und Letzterer gab mir ſein Wort darauf, mit dem Früheſten da zu ſeyn, um meinem Haare die kühnſten, herzangreifendſten Formen zu ertheilen.

Beiläufig geſtehe ich, daß es mir leid that, Florinen übergehen zu müſſen. Sie war beim Thee ebenfalls recht gütig gegen mich geweſen, und konnte es für Zurückſetzung anſehen. Aber, wie geſagt, der Walzer hatte entſchieden. Und heirathen durfte ich doch nur die

Eine; denn wir leben nun einmal nicht in der Türkei! Uebrigens war meine Zukünftige ja ihre leibliche Schweſter; auch iſt die Zeit bekanntlich eine ganz allerliebſte Tröſterin.

Der Perüquier-Artiſte hatte einen zu guten Kunden an mir gehabt, um ihn durch Nichtworthalten zu verſcherzen, und nachdem ich drei Mal vergebens geſchickt hatte, erfüllte Monſieur Hautain ſein Verſprechen ebenfalls.

Beide ſchienen ihren Künſten diesmal wirklich den kühnſten Flug verſtattet zu haben. Denn es gehörte ihre ganze Beredtſamkeit dazu, ehe ich mich ohne ein geheimes Grauen im Spiegel betrachten konnte.

Unſtern.

Jn den Damen, zu denen ich mich nun begab, ſchien mein Anblick dieſelben Empfindungen, wie der Spiegel in mir, hervorzubringen. Doch war es, als ob meine Verlegenheit über ihr Stutzen ihnen ſo geſchwind andere Anſichten zuführe, wie mir die Beredtſamkeit der beiden Artiſten.

„Ach," fragte ich, ſchüchtern, auf ihre Kleider deutend — „das iſt wohl ſchon der Muſſelin, den Sie erſt geſtern erhalten haben?"

„Ja wohl," antwortete **Antonie** — „iſt er nicht himmliſch?"

„Wenigſtens," verſetzte ich — „muß er das eigentlich ſeyn, um ſolcher Geſtalten würdig zu werden."

Schade um mein ſchönes Kompliment! Keine Seele hörte, was ich ſagte; die ſchönen Muſſelinkleider ſelbſt hatten ihre ganze Aufmerkſamkeit in Beſchlag genommen.

Wir fuhren nach der Gemäldegallerie. Die geſammte elegante Welt ſchien zufällig den nämlichen Gedanken zu hegen, daß ein ſo heiterer Tag der Betrachtung der Bilder ſehr günſtig ſey; denn die ganze Treppe vor uns wimmelte von bunten Modegeſtalten. Auch die Herren

Raßler und Stuhlbein nahm ich darunter wahr.

Meinen Damen hüpfte das Herz gewaltig, und ich eilte zur Wagenthür hinaus, um ſie nur recht bald dem Leben zuzuführen, deſſen Widerſchein in ihrem Auge glänzte.

Leider, führte ich abermals den Beweis, daß Eilen nicht gut thut. Denn wie ich eben mich umſehen will, woran in der Geſchwindigkeit mein Sporn hängen geblieben war, ſo ſchreit auch ſchon Antoine:

„Gott im Himmel, mein Kleid!“

Denke man ſich meinen Schreck beim Anblicke des völlig zerriſſenen Muſſelinrockes!

„Es iſt doch eine Ungeſchicklichkeit in Ihnen, wie ich ſie nirgends wahrgenommen habe!“ eiferte die dadurch bis in den tiefſten Winkel ihres Herzens Verletzte ſo laut, daß die elegante Welt auf der Gallerietreppe davon Notiz nahm und ich in dem Fegefeuer, das mein glühendes

Geſicht verkündigen mochte, alle Geiſtesfreiheit gänzlich einbüßte.

„So machen Sie nur wenigſtens den Wagen wieder zu," fuhr ſie heftig fort — „denn das begreifen Sie wohl, daß ich in dieſem Zuſtande mich nicht vor Menſchen kann ſehen laſſen! — Nach Hauſe, Kutſcher!"

Da ſtand ich, während der Wagen hinwegrollte. Die lächelnden und lachenden Geſichter auf der Treppe bildeten zudem für mich einen Schlagbaum, der meiner Perſon den Beſuch der Gemäldegallerie für diesmal gänzlich verweigerte.

Mein Herz war — ich will's verſchweigen, wie tief — hinabgeſunken, doch raffte ſich's, als ich einige Straßen auf und niedergemacht hatte, an dem Worte: „Courage, Pajazzo!" das eben aus einer Luftſpringerbude heraus erſcholl, plötzlich wieder auf. „Ja," rief ich mir zu — „Courage muß der Mann haben!" und ſtand, geleitet hiervon, wenige Minuten ſpäter, im Zimmer der beiden Damen.

Arrangement.

Florine war allein.

„Verzeihen Sie meiner Schweſter,“ ſprach ſie, mir die Hand reichend. „Der verdrüßliche Zufall kam ſo ſchnell, und da iſt man ſeiner nicht immer mächtig. Zum Glück läßt ſich der Schaden verbeſſern, weil noch gerade etwas von dieſem Muſſelin beim Kaufmanne vorhanden iſt!“

Ich wollte alle Schuld auf mich nehmen. Aber ſie verſetzte ſo mild und ſchön, wie die ſüßeſte der Grazien: „Nein, nein! Was Ihnen mit dem Kleide wiederfuhr, konnte jedem Andern auch gar leicht begegnen; ſo aufbrauſen aber, wie **Antonie**, ſoll Niemand, am wenigſten in ſolchen Fällen. — Verſprechen Sie, deshalb nicht böſe auf uns zu werden!“

Dabei reichte ſie mir die zarte Alabaſterhand, und ſah mich mit dem ſeelenvollſten Blicke an.

In dieſem Moment fühlte ich, daß die Macht des Walzers mit einem Male aus meiner Seele genommen war, und ich nun nothwendig die allerliebſte Florine heirathen mußte.

Ohnfehlbar hätte ich die gute Gelegenheit, meinen Antrag zu machen, ſogleich benutzt, wenn nicht Antonie eben hereingetreten wäre. Sie entſchuldigte nun zwar auch ihr Benehmen von vorhin, aber doch bei weitem weniger herzlich, als Florkne.

„Und zum Beweiſe, daß Sie keinen Groll gegen uns im Herzen tragen,“ ſprach dieſe — „müſſen Sie noch einmal mit uns ausgehen. Heute zwar ſind wir den ganzen Tag verſagt. Den morgenden Nachmittag aber haben wir noch für uns. Da können wir die Luſtſpringer mit einander ſehen!“

„Ja,“ ſagte **Antonie** — „doch werden dabei alle Sporen verbeten.“

Florine bezeigte ihr Mißfallen über dieſe Bemerkung, und ich glaubte, als ich beim Weggehen ihre Hand ergriff, einen leiſen Druck wahrzunehmen.

Schlechter Humor.

Die Luftſpringerbude fing ordentlich an eine myſtiſche Rolle in meinem Leben zu ſpielen; denn das, ſo gerade zu rechter Zeit erſchollene: „Courage Pajazzo!“ hatte mich offenbar meinem Glücke viel näher gebracht.

Meine Ungeduld glaubte den morgenden Nachmittag gar nicht zu erleben, ſo lang dehnte ſich die Zwiſchenzeit aus, aber er wurde doch erlebt.

Dasmal fand ich die Damen beim ſchlechteſten Humor.

„Es hat Uneinigkeit gegeben,“ ſagte **Florine** auf meine theilnehmende Frage unterwe ges. „Unſere Mutter hatte wieder einmal nicht ausgeſchlafen.“

Ich bedauerte natürlich von Herzen.

„Sie iſt in der That bisweilen recht wunderlich,“ flüſterte Antonie hinter meinem Rücken der Schweſter zu. „Du weißt doch, daß ich den Rath kaum ein einziges Mal angeſehen habe!“

„Aha!“ dachte ich, ohne jedoch von der Tugend meines überaus leiſen Gehörs etwas merken zu laſſen.

„Nicht ſehr angeſehen?“ flüſterte Florine zurück. „Das möchte ich nicht behaupten. Mir aber that ſie mit dem Lieutnant gewaltig unrecht. Doch laſſen wir's jetzt!“

„Hm, hm!“ dachte ich nun, doch um, meines Orts, Florinen nicht auch Unrecht zu thun, widerrief ich ſogleich heimlich, was ich gedacht hatte.

Noch ein Mädchen.

In der Bude war es ſo voll, daß die hölzernen Bänke hier und da recht bedenklich knakten, auch bekamen wir nur noch zur Noth gute Plätze. Mehr faſt, als die Springer, erregte meine Aufmerkſamkeit ein ſchönes Mädchen in unſerer Nähe, das vor dem Anfange der Darſtellungen viel zu thun hatte, um die Ungeduld eines kleinen Knaben, der mit ihr war, zu beſchwichtigen. Ach, das Mädchen war die Liebe und Güte ſelbſt; übrigens ſo einfach gekleidet, daß meine Nachbarinnen, welche ich auf ſie aufmerkſam machte, ſich lächelnd anſahen, weil ſie gar nicht begreifen mochten, wie man eine ſolche Unbedeutenheit auch nur erwähnen könne.

Inzwiſchen war das Schauſpiel angegangen. Als nun die Springer ein Paar kleine Kinder, die zu ihnen gehörten, ſich, gleich Bällen, zuwarfen, und bald am Arme bald am Beine auffingen, da ſuchte mein Blick ſogleich nach dem Mädchen in der Nähe. Die hielt denn ihre Hand vor die Augen, um des widrigen Schauſpiels nur überhoben zu ſeyn. Dabei hörte ich, wie ſie ihre Nachbarin beſchwor, ſie fortzulaſſen, weil ſie dergleichen Barbarei nicht aushalten könne und ſchon ein großes Uebelſeyn verſpüre.

Ihre Nachbarn aber lachten der ganz bleich gewordenen Schönheit ins Geſicht, und erklärten, daß ſie nun aushalten müſſe, bis zu Ende.

Das empörte mich, und ich erhob mich vom Platze, und beſtand ernſtlich darauf, daß ſie die Geängſtete herauslaſſen mußten. Zugleich bot ich ihr, da ſie in der That der Ohnmacht ganz nahe ſchien, die Hand, und führte ſie mit dem Kleinen aus der Bude. Das Kind weinte freilich, da es um die Frucht ſeines langen Wartens kommen ſollte. Doch war ihm draußen bei einer Obſtverkäuferin ſein Mund mit andern Früchten zu ſtopfen. Hier hörte ich auch, daß das Mädchen nur durch die dringendſte

Bitte der Eltern bewogen worden war, das Kind in die Luftſpringerbude zu führen.

Die Luft that dem Mädchen wohl, doch konnte ich ſie, wegen ihrer Schwäche, nicht gut allein gehen laſſen. Ihre Eltern wohnten aber weit in der Vorſtadt in einem Gartenhauſe. Dahin brachte ich ſie, erzählte die Umſtände, und die Eltern vereinten mit dem herzlichen Danke der Tochter, welche Klaudine hieß, den ihrigen.

In meinem Leben hatte ich keine, ſchon auf den erſten Anſchein, beſſere Menſchen geſehen, als dieſe Eltern und dieſe Tochter. Dazu ſah alles im Hauſe ſo nett und freundlich aus, daß ich auf der Stelle meine Wohnung hier hätte aufſchlagen mögen. Von Reichthum zeugte nichts, aber alles von Ordnung und Reinlichkeit, ſo daß ich auch mich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Warlich, wenn ich etwa nächſter Tage heirathen ſollte, ſo dürfen Sie insgeſamt meine und meiner Zukünftigen Bekanntſchaft nicht verſchmähen!" —

„Vermuthlich," erwiederte die Mutter mit vieler Anmuth — „vermuthlich iſt ſo etwas im Werke?"

„Ja, Madam," antwortete ich — „Ihnen will ich kein Geheimniß daraus machen, daß ich bereits einige Einleitung getroffen zu haben glaube."

In dieſem Momente aber fiel mir erſt ein, wo ich meine muthmaaßliche Braut nebſt ihrer Schweſter verlaſſen hatte, und daß ich ſchleunigſt aufbrechen mußte, um die Zeit des Nachhauſeführens nicht zu verſäumen.

Das Zwiſchenſpiel.

Unterweges ſann ich viel über meine Zukunft nach. Wenn es auch ausgemacht war, daß es für jede angehende Hausfrau in der Haushaltung jener hübſchen, ordentlichen Familie manches zu lernen gab: ſo war es doch auf der andern Seite eben ſo ausgemacht, daß das Mädchen, deren Zartgefühl ich von der Rohheit der Luftſpringerkünſte gerettet hatte, der neuen Wirthſchaft, ohne es zu wollen, gefährlich werden konnte. Denn, um recht aufrichtig zu ſeyn, bei den beiden Schweſtern, von denen die eine meine Braut werden ſollte, war ich freilich auf den höchſtnatürlichen Gedanken gerathen, daß es allerliebſt ſeyn müſſe, irgend ein hübſches Exemplar von Mädchen zur Frau zu haben; bei meiner neueſten Mädchenbekanntſchaft aber, war es mir gar, als ob dieſe die allerbeſte zu ſolchem Behufe ſeyn müſſe. Man ſieht daher leicht, wie viele Händel ein Zuſammentreffen dieſes Mädchens und meiner Frau in meinem künftigen Hauſe geben konnten. Denn wenn in ſolchen Fällen der Gottſeibeiuns ſein Spiel hat: ſo. — — Doch ich ſchlug mir den Gedanken mit Gewalt aus dem Sinne.

Leider langte ich zu ſpät vor der Bude an. Ein Zwiſchenſpiel, durch zwei zuſammengebrochene Bänke veranlaßt, hatte der Hauptſache vor der Zeit ein Ende gemacht, und eine allgemeine Verwirrung herbeigeführt, in welcher dem Vorſteher der Springertruppe ſelbſt, unterſchiedliche Realinjurien auf den Rücken gefallen ſeyn ſollten.

Für mich der fatalſte Streich von der Welt! Gleichwohl ſprach ich mich von der Schuld daran völlig los, da ich die arme Klaudine doch nicht ohne Hülfe hatte laſſen können. Der Zufall, von der ſchlechten Zimmermannsarbeit unterſtützt, war allein die Urſache geweſen.

Beſchuldigungen.

Im Vorbeigehen nahm ich den, neulich zertretenen und nun wieder in den Stand geſetzten, Ring vom Goldarbeiter mit, und beſchloß, von der Liebesgöttin darauf bei der Rückgabe Gebrauch zu meinem Zwecke zu machen. Denn ich glaubte, Florinen meine Heirathsluſt ſchon genug blos gegeben zu haben, um ſogleich von meinen Abſichten ſprechen zu können.

Ich pochte an die Thüre der Damen im Gaſthofe; anfangs ziemlich leiſe, dann aber ſehr ſtark. Kein Menſch hörte und konnte hören, denn ihre Stimmen gingen auf's Heftigſte durch einander.

Kaum aber öffnete ich nun die Thüre und trat hinein: ſo vereinte ſich Alles, die beiden Mädchen und die dicke Dame, auf mich loszufahren und mir die Schuld an ihrem Streite beizumeſſen.

„Mein Gott," rief ich — „wie denn ſo?"

„Ei, haben Sie uns nicht auf das Unverzeihlichſte allein gelaſſen?" fragte Antonie.

„Wären Sie bei uns geblieben: ſo hätten ſich die beiden Herren, über die der Lärm erhoben wird, nimmermehr uns zugeſellt!" ſprach Florine.

„Zwei Herren alſo?" fiel ich ein.

„Ja wohl," zürnte Antonie. „Bei der Verwirrung in der Bude beſtanden ſie darauf, uns zu ſchützen, und brachten uns daher nach Hauſe."

„Und unſere Mutter" — fügte Florine hinzu — „die glaubt, wir ſelbſt hätten Sie fortgeſchickt, um mit den beiden Herren gehen zu können."

Ich bedauerte unendlich, daß ſie in ſolchen Verdacht gekommen wären, und erzählte der dicken Dame den wahren Verlauf der Sache; worauf ſie mir mit finſterm Geſichte die Lehre gab, daß es ganz unſchicklich ſey, ein Paar junge Damen, die einen zum Begleiter an Orte, wie die Luftſpringerbude, gewählt hätten, dort allein zurückzulaſſen!

Gern hätte ich ihr die Nothwendigkeit meines Verfahrens klarer auseinander geſetzt. Allein ohne das abzuwarten, ging ſie in's Nebenzimmer, und die, nun auf Einmal wieder freundlichen, jungen Damen, erſuchten mich, den verhaßten Gegenſtand nicht weiter zu berühren, da es bei ihnen keiner Entſchuldigung bedürfe.

Antrag.

Alles ging äußerſt glücklich; denn auch Antonie empfahl ſich, ſo daß ich nun meine Worte bei der Andern getroſt anbringen konnte. Das geſchah. Die Liebesgöttin im Ringe diente mir zur Einleitung, und obſchon mein Ausdruck nicht ſo glatt herauskam, als ich mir ihn gedacht hatte, ſo vertrat er doch die Stelle eines beſſern.

In dieſem Momente erklang ein lautes Kichern hinter einem Schirme, das mir um ſo empfindlicher war, da ich mich mit meiner Dame allein geglaubt hatte. Kein Menſch, als die verwünſchte Jungfer.

Florine nahm auch ſogleich die Lachende beim Arme, und ſchleuderte ſie zur Thüre hinaus. Ein gutes Zeichen für mich, dachte ich. Doch ward ich des nunmehrigen, wirklichen Alleinſeins mit meiner Dulcinee nicht froh; denn es kam ſogleich ein Beſuch, der es auf den ganzen Abend abgeſehen hatte.

„Morgen früh!“ flüſterte **Florine** mir beim Fortgehen zu, und, dieſes Wort zu meinem Vortheile erklärend, arbeitete ich während der Nacht den Plan immer aus, wie ich die alte, dicke Dame wieder auf meine Seite brächte, auch künftig mit der bewußten ordnungliebenden Familie einen Verein ſtiftete, der meiner Ehe keinen böſen Folgen zuzöge.

Antwort.

Ich ſaß noch beim Frühſtück, als die unbeſcheidene Lacherin von geſtern, mit einem Billet und einer in Papier gewickelten Beilage zu mir hereintrat, welches beides ſie auf meinen Tiſch legte.

„Meine beiden Fräuleins,“ fing ſie an und ſchien dabei nur mit Mühe eine ernſte Miene zu behaupten — „laſſen um Entſchuldigung bitten, wenn ſie mit Ihnen nicht mehr mündlich ſollten ſprechen können, da wir noch dieſen Vormittag abreiſen werden und gar mancherlei zu packen und ſonſt abzuthun iſt. Zugleich wünſchen ſie Ihnen, wohl zu leben.“

Ahndungsvoll ſuchte ich die Scheere, das Siegel vom Billete zu ſchneiden. An die Jungfer aber, die indeß davon geſchlüpft war, würde ich ſchwerlich weiter gedacht haben, wenn auf meinem Vorſaale nicht gerade ein ſolches Lachen, wie geſtern hinter dem Schirme, zu hören geweſen wäre.

„Lieber Herr Stips,“ ſo fing das Billet an — „wir ſind Ihnen Beide vielen Dank ſchuldig. Da unſere Mutter, ihrer körperlichen Beſchaffenheit halber, allem Spazierengehen und Fahren entſagt, gleichwohl auch keinem der geſprächigen und galanten Herren an der Table d'hôte uns anvertrauen wollte: ſo waren Sie ein wahrer Troſt in unſern Nöthen. — Anfangs zwar nicht. Denn Ihre — Sie erlauben uns den Ausdruck, weil er Ihnen nützlich werden kann — für einen ſo beſcheidenen jungen Mann, wirklich allzuübertriebene Modekleidung und Friſur, gab

Ihnen das Anſehen des ausgemachteſten Etourdi. Zum Glück aber redete Ihnen Ihre Stummheit und Unbehülflichkeit gar bald dergeſtalt das Wort bei unſerer Mutter, daß ſie Ihrer gegen uns vortheilhaft gedachte. Der Ring und die Wirkung des Zertretens auf Sie, vollendete ihre gute Meinung von Ihnen. — Da nun Einmal die alberne Einrichtung ſtatt findet, daß ein Paar Mädchen von Stand weder allein ausgehen, noch ausfahren dürfen, ſo benutzten wir der Mutter gute Geſinnung für Sie und bedienten uns Ihrer Begleitung.

„Uebrigens, Herr Stips, müſſen wir Ihnen, von dem Gedanken einer nähern Verbindung mit einer von uns beiden, ganz abrathen; eines Theils, weil wir durchaus kein Glück mit einander haben, wie die bewußte Kuh, der Bach, das Muſſelinkleid und endlich noch die Luftſpringerbude beweiſen, andern Theils, weil wir alle beide bereits verſagt ſind. Und zwar letzteres durch Ihren gütigen Beiſtand.

Indem Sie nämlich geſtern in der Luſtſpringerbude uns allein ließen, gewannen der Lieutenant von Raßler und der Rath Stuhlbein Gelegenheit mit uns länger, als zeither, zu ſprechen, und uns ihre ernſthaften Abſichten auf unſere Hand zu offenbaren. Die Damen, welche geſtern Abend uns beſuchten, waren die Schweſtern dieſer Herren, abgeſchickt, um vorläufig bei unſerer Mutter die Sache einzuleiten, welche ſeitdem ganz richtig geworden iſt."

„Bei alledem verbleiben wir, ſo viel, als die Verhältniſſe es zulaſſen, ihnen ganz ergeben."

Antonie Florine.

Die Beilage.

Ich kann nicht ſagen, daß ich allzu beſtürzt über die Hauptſache geweſen wäre. Nur der Umſtand mit der Kleidung verdroß mich gewaltig. Denn ſie hatten wahrlich recht. Jetzt überzeugte mich jeder Spiegel davon, und das würde ſchon früher geſchehen ſeyn, wenn ich nicht meinen Augen weniger, als den Ohren getraut hätte, die von den Meſſieurs Hautain und Leger bethört wurden.

Erſt als ich das Billet nochmals betrachtete und auf der Addreſſe eine Beilage angekündigt fand, fiel mir dieſe ſelbſt wieder ein.

Ich riß ſchleunigſt das Papier herunter und fand — — eben einen Spiegel, einen ganz ordinären Spiegel, weiter gar nichts.

Bedeutete Das nicht ſo viel als: Sieh Du da hinein, Herr Naſeweis, und Du wirſt inne werden, daß ein ſo hübſcher Menſch, wie Du, auf hübſche Mädchen, wie wir ſind, keinen Anſpruch machen ſollte! —

Das Wort war ſo treffend, daß mir davon die Augen übergingen; aber für den feinen Mund zweier ſo artigen Mädchen äußerſt plump vorgetragen.

Das verdroß mich. Darum hörte ich die

Damen auch fortfahren, ohne nur vom Stuhle mich zu erheben.

Maasregeln.

So viel Gutes hatte die Zurechtweiſung aber doch, daß ich mich wieder meiner vormaligen Kleidung bediente, in der ich, meines Wiſſens, noch von Niemandem ausgelacht worden war.

Von den Merkwürdigkeiten der Reſidenz, die ich nun in Augenſchein nahm, blieben mir die zahlloſen hübſchen Mädchen immer das Merkwürdigſte, doch hatte mir die verwünſchte Beilage eine ſolche Haſennatur angeeignet, daß ich, wie laut auch meine Heirathsluſt ſich im Allgemeinen erklärte, doch gegen kein einziges Mädchen mehr einen Antrag wagte. Und damit ich den Sinn des Spiegels ja nicht einmal im Drange des Blutes oder des Herzens hintenanſetzte, trug ich das ungalante Präſent immer bei mir in der Taſche und fuhr bei jeder

Verſuchung ſogleich mit der Hand danach; eine Bewegung, welche ſich als das kräftigſte, niederſchlagende Mittel bewährte. Beiläufig hier geſagt, verhinderte es blos, daß ich keiner eine beſondere Galanterie machte. Denn zum heirathen für mich war außer Klaudinen keine Einzige mehr da.

Schon damals in der Luftſpringerbude hatte mein Herz ſie, doch nur im Vertrauen zu mir, die Einzige geheißen. Jetzt, da der fruhere Plan völlig geſcheitert war, jetzt ſprach es ganz laut gegen mich davon. Aber der böſe Spiegel erhob freilich ſeine Stimme gleichfalls. Zwar unterließ das Herz nicht, mich bisweilen überreden zu wollen, daß der Spiegel meiner abgelegten barocken Kleidung und dem Beſtreben zuviel aus meiner geringfügigen Geſtalt zu machen, gegolten hätte. Auch kam mir das manchmal recht plauſibel vor. Allein der Gebrannte fürchtet das Feuer.

Im Ganzen ſah ich bei alledem aus, wie ein Verliebter; denn ich wußte gar nicht mehr, was ich wollte. Nachdem die Merkwürdigkeiten der Reſidenz insgeſammt beaugenſcheiniget waren, und ich den frühern Beſchluß, ſie zum künftigen Aufenthaltsorte zu wählen, längſt zurückgenommen hatte, blieb ich doch immer noch da, ohne etwas zu thun und ohne etwas davon zu haben, als Langeweile. Es war mir, als ob ich vor meiner Abreiſe **Klaudinen** noch einmal ſehen müßte, gleichwohl ſcheute ich mich, im drückenden Gefühle des erhaltenen Spiegels, mich ihr förmlich zu zeigen. Daher beſuchte ich denn tagtäglich einen öffentlichen Garten, durch deſſen Wand man den ihrigen unbemerkt überſchauen konnte. Die winterhafte Witterung aber machte, daß ſie, wie es ſchien, auch keinen Fuß in den Garten ſetzte.

Eines Tages, als mein Auge ſich eben wieder durch ein Aſtloch in der Bretwand ganz müde nach ihr geſehen hatte, höre ich nicht weit von mir eine Thüre aufſchließen und als ich mich in die Höhe richte, erblicke ich einen Mann, den ich ſogleich für Klandinens Vater erkenne.

„Ei," — fragte er, ſich meiner ebenfalls erinnernd — „was machen Sie denn hier, bei ſo rauhem, unfreundlichen Wetter?" —

„Da ſehe ich mir Ihren Garten ein wenig an," — antwortete ich beklommen genug.

„Aber, mein Gott," — lachte er — „das können Sie ja weit bequemer haben, wenn Sie uns das Vergnügen Ihres Beſuches vergönnen. Darf ich ſogleich jetzt darum bitten?" —

Das ließ ſich durchaus meinem Herzen nicht abſchlagen.

„So friedlich indeſſen," — fuhr er fort — „werden Sie's heute bei uns keinesweges finden, wie das erſte Mal. Klandine iſt gar böſe auf Sie. Da kommt ſie eben. Nun mögen Sie ſich vertheidigen.“ —

Verloren?

Klaudine böſe! Ich mich vertheidigen! Dieſe Ideen beunruhigten mich beiderſeits viel zu ſehr, als daß ich anders als höchſt verblüfft hätte daſtehen können, zumal da das weißgekleidete, liebliche Mädchen wirklich aus dem Hauſe heraustrat.

Der heitere Blick, der einen Moment ſpäter ihr Geſicht beleuchtete, gab ihrem Böſeſeyn, wenn es ſtatt fand, ſogleich einen beruhigenden Charakter und mir meine Faſſung zurück.

„Wiſſen Sie wohl, lieber Herr Stips,“ ſo fing ſie nach Erwiederung meines Grußes ſogleich an — „wiſſen Sie, daß wir alle Tage auf Sie und Ihre Braut gewartet haben? Sie machten uns Hoffnung, auch Dieſe kennen zu lernen!“ —

„Ja,“ — verſetzte ich, ganz in die vorige

Verblüffung zurückgeworfen — „das ſagte ich Ihnen damals freilich.“ —

„Und ſind ſeitdem anderes Sinnes geworden?“ — fragte ſie erſtaunt.

„Blos darum, weil die Braut nunmehr — — fehlt.“

„Verloren alſo?“ —

Dieſes Wort aber, voller Herzensgüte und Antheil, gab ihr ſolch ein engliſches Weſen, daß ich, um nicht ganz davon geblendet zu werden, wie der Blitz mit der Hand in der Taſche nach dem Spiegel fuhr. Wie mir jedoch für dieſen Augenblick das ganze Leben zu enge war, ſo war auch meiner Hand die Taſche zu enge, daher ſpreizte ſie ſich ſo lange darin aus, bis die Taſche auseinander riß und der Spiegel, ohne daß ich's merkte, auf die Erde fiel.

Schluß.

„Sie verlieren etwas!“ — ſagte ſie, mir den Spiegel zurückgebend.

„Ein Geſchenk meiner vermeinten Braut!" — antwortete ich. Denn um bei meinem unſchönen Aeußern nicht der häßlichſten Eitelkeit verdächtig zu werden, glaubte ich auf Einmal die Geſchichte des Spiegels und wozu er mir jetzt diente, ohne Verzug mittheilen zu müſſen.

Noch heute wundere ich mich über die Faſſung, mit der es mir gelang.

„Hm," — ſagte Klaudine — „zu dem Verluſte einer ſolchen Perſon glaube ich Ihnen Glück wünſchen zu können." — Ihr Vater erklärte ſich ebenfalls darüber in ihrem Sinne.

Darauf gingen wir in's Haus zur Mutter, die den Vorfall auch hörte und ſich in derſelben Art darüber äußerte.

Das Abendeſſen kam und ich aß ſchon mit der Familie, ehe ich noch entſchloſſen war, ob ich wirklich ſo lange dableiben ſollte. Auch vergaß ich über den Antheil, den ſie mir insgeſammt bezeigten, den Spiegel ſo ganz, daß ich nach einigen Fragen und Antworten eine Braut neben mir ſitzen hatte, wie ich ſolche nur wünſchen konnte und wünſchte. —

Bei näherer Anſicht des Billets der beiden Damen an mich, entdeckte Klaudinens ſcharfſichtiges Auge, daß die außen darauf geſchriebenen Worte: nebſt einer Beilage, von ganz anderer Hand als Aufſchrift und Inhalt, waren; auch habe ich ſeitdem zu meinem Troſte und Antoniens und Florinens Rechtfertigung, die gewiſſe Nachricht eingezogen, daß der Spaß mit dem Spiegel einzig das ſchadenfrohe Werk der ſogenannten Jungfer geweſen iſt.

F. Laun.

Der Kampf mit dem Drachen.

Eine Fabel.

Es ſprühte wild ein Ungeheuer,
Dem Aetna gleich, verzehrend Feuer
Rund um ſich her auf grüner Flur;
Sein gift'ger Hauch die Saat verbrannte,
Wohin es ſich vernichtend wandte,
Sah man des Elends finſtre Spur.

Die Luft erfüllten laute Klagen;
Doch zaghaft, will es Keiner wagen
Die Hartbedrängten zu befrein.
Wer ſtürzt ſich tollkühn in Gefahren?
Sich ſelbſt vor Schaden zu bewahren,
Soll wahre Lebensklugheit ſeyn.

Da zog, nach Abentheuer ſchmachtend,
Ein junger Ritter, Tod verachtend,
Hin zu des Ungeheuers Sitz.
Kühn ſtürzt er auf den blut'gen Drachen,
Doch Dieſer öffnet wild den Rachen,
Und ihm entſtrömt der Flammen Blitz.

Ach! an der Schuppenhaut zerſpringet
Des Ritters Schwert, die Spitze dringet,
Abprallend, in des Tapfern Herz.
„Ich fühl' es," — ſeufzt' er: „ich verblute,"
„Wohl mir! ich wollte nur das Gute!"
Sein Geiſt ſtieg freudig himmelwärts.

K. Mächler.

Die Komthurey.

Vierhundert Schritt von der Vorſtadt, mitten zwiſchen kleinen Gärten verſteckt, lag ein Garten, der ſeit ewigen Zeiten der Ritterkirchhof hieß. Man konnte ja auch von einer Anhöhe mitten im Garten die alten Thürme der Komthurey ſehen. Auch lag im Garten noch eine verfallene Kapelle mit einem Paar Grabgewölben voll alter Inſchriften. In dem Garten, zu deſſen Thüre ein Irregewinde von ſchmalen Gängen führte, lebte verſteckt ein Mädchen, das ſeit ewigen Zeiten Gärtners-Guſtchen hieß. Die Nachbaren zankten darüber, ob ſie nicht vielmehr Jägers-Guſtchen heißen ſollte, denn Guſtchens verſtorbener Vater hatte die Jagd und den Vogelſang faſt noch mehr geliebt, als die Gärtnerei.

Wie der Vater zu dem Garten gekommen war, da die fürſtliche Kammer die ganze Komthurey einzog, wußte Niemand, und ob der Garten Guſtchen als Eigenthum gehöre, eben ſo wenig. Denn Guſtchens Vater war der Mann nicht geweſen, von dem Etwas zu erfahren war. Er ſah ſo finſter unter den herabgezogenen Augenbraunen hervor, wenn er zwiſchen den Gartenhecken auf die Jagd ging, er ſchritt ſo ſtolz, ernſt und aufrecht, trieb Nachts ſo ein heimliches Weſen in der Grabkapelle des Ritters, daß Kinder und Weiber vor ihn liefen, und die Männer ihm bedenklich nachſahen. Man ſagte, er ging zuweilen, wie mit ſeines Gleichen, mit dem Mönche, der in der Kapelle umging, zu Nacht im Garten auf und nieder. Wer nicht auf Berufswegen war, näherte ſich dem Garten nicht.

So war Guſtchen nicht, denn wenn Sonntags ihre Gartenthüre klingelte, und ſie daher kam, langſam und andächtig, um in die Komthureykirche zu gehen, ſo trat Alles in die Thüren, und ſie nickte freundlich jedem Manne zu, noch freundlicher jeder Frau, und gab, wars Frühling, jedem Kinde eine Blume, und wars Herbſt, jedem ein Paar Früchte, und das weiße Sonntagskleid ſtand ihr ſo gut, und die weiße Haube auf dem blonden Haar, und die Blumen an der blühenden Bruſt, und das ſchwarze Geſangbuch in den ſchneeweißen Händen, und die frommen Blicke aus den dunkelblauen großen Augen, von den langen Wimpern ſanft bedeckt, und von den ſchönen dunkeln Bogen der Augenbraunen umzogen. Alltags ſtand ihr aber der ſchwebende leichte Gang, der Strohhut, unter dem die weichen Locken herabſchwebten, das kurze Kleid, das nur bis an die Knöchel ging, die zur Arbeit aufgeſchürzten Aermel, und das muthwillige Auge über der lächelnden Lippe, faſt noch beſſer.

„Am Sonntage iſt Gärtners-Guſtchen ein Engel,“ ſagten die Nachbaren — „und am Wochentage — auch ein Engel.“

Aber von Guſtchen war nicht mehr zu erfahren als von ihrem Vater, denn ſie wußte ſelbſt nichts. Sie hatte von ihrem Vater, der ſie unbeſchreiblich geliebt hatte, den Ritterkirchhof, den ſie ihrem Vater zu Liebe in dem ſchönſten Stande erhielt; von ihrem Bruder, deſſen Aufenthalt ſie nicht wußte, erhielt ſie jedes Vierteljahr eine kleine Summe gezahlt, die mit dem Ertrag des Gartens völlig hinreichte, ſie und ihre Baſe, die auch nicht mehr wußte, ohne Sorge zu erhalten. Die Aufſicht über den Garten, das Zimmerchen, in dem hundert Singvögel ihr frohes Weſen trieben; denn Guſtchen liebte den Vogelheerd — der kleine Haushalt beſchäftigten das Mädchen am Tage. Morgens ganz früh, wenn der Geſang der Vögel ſie weckte, und Abends ſpät las ſie ſehr ernſtlich in einer geſchriebenen Chronik der Komthurey und in einer alten Ueberſetzung von Taſſo's befreieten Jeruſalem, und zwar in der Kapelle, mitten unter den ſteinernen Bildniſſen der Ritter, und wiederhohlte hier die Geſpräche und Lehren, die ihr Vater mit ihr hier um Mitternacht geführt hatte. Sie konnte alle Stimmen der Vögel nachpfeifen, das hatte ſie auf dem Vogelheerd gelernt. Das Pfeifen führte zum Geſang, den ſie ſich ſelbſt lehrte. Sie ſang die ſchönſten Stanzen im Taſſo nach ſelbſt erfundenen Melodieen mit eben ſo viel frommer Andacht, als Sonntags den Geſang in der Komthureykirche. Das iſt Alles, was ich zu Guſtchens Gunſten zu ſagen habe.

In der Komthurey beſah ſich der junge Freyherr Hartmann von Hartmannsdorf auf einer Reiſe hierdurch. Seine Vorfahren hatten die Komthurey mit reichen Gütern begabt, und drey Freyherrn von Hartmannsdorf waren hier Komthure geweſen. Mit einem bittern Unmuthe ging er im großen Ritterſaale, an deſſen Wänden die Wappen der Ritter hingen, und der jetzt in eine Kornkammer verwandelt war, umher, und warf dem Rentſchreiber, der ihn führte, vor, daß der Finanzminiſter am Ende aus der erhabenen Beſtimmung des Menſchen ein Rechenexempel machen würde. Nachdem er Alles beſehen hatte, hörte er, daß es noch einen Ritterkirchhof gäbe, mit einer Kapelle, alten Wappen und Inſchriften, und man wieß ihn in die Gärten, wo jedes Kind ihm den Kirchhof zeigen würde.

Er ging durch die engen Wege zwiſchen den Gärten, fragte, und man ſagte ihm, er ſolle nur vorwärts gehn bis an ein großes ſchwarzes Gatterthor, und ſo ſtand er zuletzt am ſchwarzen Thore, und horchte und ſchaute; denn ſtatt der Gräber ſah er Blumenbeete und beſtellte Felder, und aus dem Gebüſch in der Mitte ertönte ein lieblicher Geſang, erhaben und ſanft, und ſchwieg der Geſang, ſo wars als wenn eine Nachtigall die Melodie nachflötete.

Er ſchellte endlich, und da trat nach einigen Minuten aus dem Gebüſch eine ſchlanke

Mädchensgeſtalt, welche die Thüre zu öffnen herbei ſchwebte.

„Ich ſuche den Ritterkirchhof, mein liebes Kind.“

„Dieſes iſt er.“

„Dieſes?“ ſagte er ſich umſchauend und das Mädchen betrachtend. „Eine Kapelle, mit alten Denkmählern.“

„Wenn Sie mir folgen wollen.“

Sie führte ihn an die Kapelle, die mitten in dunkeln Fichten lag. Sie öffnete die Thüre, er warf einen Blick auf die ſteinernen Geſtalten der Ritter. Ueber jeden hing ein grüner Kranz, und Einer war vorzüglich mit Blumen geſchmückt.

„Wer gab den Helden die Kränze?“

„Ich.“

„Sie kennen ſie?“

Sie nickte.

„Wer iſt der?“

„Mein Liebling von Jugend auf. Ein Hartmannsdorf, Robert. Er zog ins gelobte Land, doch lange nach Gottfried. O dieſe ſchönen Zeiten! Man gab ihm die Nachricht, ſeine Verlobte wäre aus Gram um ihn geſtorben, da that er am heiligen Grabe das Gelübde, und hielt es, obwohl ſeine Braut noch lebte, da er zurückkam. Er beſiegte die Liebe und ſich ſelbſt. Er ſchenkte ſeine Güter dem Orden, baute die Komthurey und hier ſein Grab. Seine Braut nahm den Schleier und — ſtarb früher als er; der Gram brach ihr Herz.“

„Er überlebte ihr Grab?“

„Wohl that er. Er verſchaffte dem Orden Ruhm und Macht.“

„Und ſtarb nicht wie ſie?“

„Wir haben nur Liebe und Treue. Der Mann hat die Welt. Er wendete den denkenden Blick auf den Orden. Er kämpfte gewaltig mit den

Heiden. Es iſt groß, die Liebe zu überleben. Ihn kränze ich vor Allen.“

Der Freiherr wußte nicht, wie ihm geſchah, da das Mädchen — ſie hatte in der kühlen Kapelle den Hut abgenommen — von der Liebe mit ihm redete; ſo offen, ſo freymüthig, und dennoch mit ſo unſchuldigen, treuherzigen Blicken, als redete ſie von ihren Blumen. Er fragte nach einem Andern, und von jedem hatte ihm das Mädchen eine kleine tragiſche oder fröhliche Liebesgeſchichte zu verrathen, bey denen ſie bald ausſah wie die tragiſche Muſe, die den ernſten Blick hoffend gen Himmel wendet, oder geduldig auf den Boden, mit einer Thräne an der Wimper redet, mit hochgehobener Hand, in unveränderter Stellung, oder wie die komiſche Muſe, um deren ſchnellere Blicke der Muthwille ſchwebt, und das Lächeln in den Grübchen der friſchen Wangen, und auf dem ſchnell bewegten Lippen, und was die Lippe verſchweigt, mit Augenwinken und Kopfnicken deutet, und mit dem drohenden Finger.

Der junge Freiherr deutete ſich des Mädchens vertrauliche Freimüthigkeit falſch, wie die Welt deutet, worin er lebte. Er nahm ihre Hand, drückte ſie an ſeinen Mund und ſagte: „Zauberin! dies iſt kein Kirchhof. Dieſes ſind Armida's Gärten!"

Bei dem Namen überflog die zwiefache Glut der Schaam und des Zorns die ſchönen Wangen. „Armida!" ſagte ſie, die Hand losmachend, mit ſtolzem Ernſt — „dies iſt ein Gottesacker, und ich bin nicht Armida!"

Er wechſelte ſchnell den Ton, und ſagte: „ich bin ein Nachkomme von dem edeln Ritter, den Sie vor Allen achten. Ich bin ein Freiherr von Hartmannsdorf."

Sie ſah ihn ungläubig an, denn mit dem Namen Armida hatte ſie einen Blick in ſein Herz gethan. Aber da er ihr ein Paar Briefe von ſeinem Vater zeigte mit dem Namen

Hartmannsdorf, ſo vergaß ſie Alles, Alles; denn ſie hatte einen Verwandten des Mannes vor ſich ſtehen, den ſie wahrhaft liebte. Sie verglich ſchnell ſeine Züge mit den Zügen des ſteinernen Bildes. Sie fand eine Aehnlichkeit, und ſie ſchenkte dem jungen Freiherrn den Blumenſtrauß von ihrer Bruſt, und die freudig ſtrahlenden Blicke hingen an ſeinen Augen.

„Aber wer ſind denn Sie?“ fragte er erſtaunend vor dem lieblichen Weſen des Mädchens.

„Ich bin Gärtners-Guſtchen. Mein Vater hieß Gärtner, und war Gärtner. Jäger war er auch, und Vogelfänger, und noch vielmehr.“

„Jäger, Gärtner und Vogelfänger?“ Er ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Wie wären Sie denn geworden, was Sie ſind?“

„Wer bin ich denn,“ fragte Guſtchen mit großen Augen.

Ein Engel, ein himmliſches Weſen, eine Zauberin, eine fromme Armida, mit der man ſich ewig hier in die Kapelle bannen möchte, um das Edelſte aus der Vorwelt, und der jetzigen immer vor Augen zu haben.

Sie ſah ihn lachend an und ſagte fröhlich: „ich verſtehe mich auch auf den Vogelſang: man lockt mit lieblichen Tönen das Vögelchen, und dann ein Zug, das Netz fällt, und gefangen iſt das freie Thierchen."

Er wurde wieder irre an ihr: ein Mädchen, das ſo offen von der eigenen Gefahr redet, will ſie. Er ſchlug ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Sie riß ſich mit dem himmliſchen Stolze reiner Unſchuld von ihm los. Sie zeigte auf das Bild ſeines Ahns, und ſagte: „wahrlich! der war edler als Sie," und mit den Worten wollte ſie gehen.

Er hielt ſie mit Bitten und ſie verzieh Roberts Willen dem Enkel.

Er fragte, und nun erfuhr er, wie eines Gärtners Tochter dieſe Art von Bildung haben konnte, an der, was ſeine Bruſt mit Liebe und Achtung füllte, nicht ein Wort erlogen war, nicht einer der lächelnden Blicke, nicht einer der hüpfenden Schritte.

Er bat ſie um die Chronik der Komthurey.

Sie holte ſie aus einer Niſche in der Mauer mit zweifelhaftem Blick hervor. „Aus meiner Hand darf ich ſie nicht geben, das mußte ich meinem Vater verſprechen, bis —“ Sie erröthete und ſchlug die Augen tief zu Boden; — „aber vorleſen darf ich Ihnen.“

Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, und las von ſeinem Ahn, Robert.

Seine Seele ſchwebte auf der Harmonie ihrer ſüßen Stimme, deren ſchöne Bewegung die Vergangenheit zur Gegenwart machte; und ſein Auge hing entzückt auf ihren Lippen, auf ihrer Geſtalt, auf dem ſchönen Ausdrucke des lieblichen Geſichts.

Sie las ihm vor, wie ſein und ihr eigener warnender Genius, wie Robert der Liebe entſagt, und in dieſen rührenden Augenblicken zog die Liebe triumphirend in ſein Herz.

Da ſie endigend das Auge erhob, fiel ihr Blick auf ſein Auge voll Thränen und eine leiſe Sehnſucht — ſie hielt ſie für Bewunderung der Größe Roberts — bewegte ihre ſtille Seele zum erſten Mahl. Hartmann aber verſtand ſich auf dieſes dunkle, in die Ferne ſchauende, ſchöne, halbgeöffnete Auge recht wohl.

„O liebes, ſehr liebes Guſtchen!“ ſagte er mit zitternder Stimme; er berührte ſie nicht; aber dieſe zitternde Stimme drang tief in ihr Herz.

Sie legte die Handſchrift weg, und erzählte auf ſein Bitten, wie viel ſie aus dieſer einfach rührenden Chronik, die ein Mönch aus den Papieren der Komthurey zuſammengetragen hatte, gelernt, wie viel mehr aus den Geſprächen darüber mit ihrem Vater, wie ſehr viel mehr noch aus dem geliebten Dichter Taſſo, den Koppe überſetzt hatte. Aber wie viel mehr hatte Gärtners-Guſtchen aus dieſer einzigen Stunde Beiſammenſeyn mit Hartmann gelernt. In ihrer Bruſt erhob ſich leiſe eine ſchönere Welt, ſchöner als Taſſo's Zaubergeſänge. Sie ſah den jungen Freyherrn einen Augenblick zweifelnd an, dann das blaue Auge wieder niederſchlagend, ſang ſie voll Unſchuld die Worte, womit der Mönch Roberts Geſchichte endigte:

Der Ritterſchwur riß Hand aus Hand;
Doch nimmer riß der Liebe Band
Im Herzen!

So ſchön hatte ſie nie die Paar Worte geſungen. Ihr eignes Herz erklang. Sie konnte muthig das Auge gegen ihn erheben, im Glanze eines ſchöneren Gefühls, und einer höheren Unſchuld.

In Hartmanns Bruſt klang der Geſang nach. Sein Herz ſchlug ruhig, obwohl in ſchöner Liebe.

„Jetzt verſtehe ich Sie, Auguſte," ſagte er — „der Mann hat die Welt." Er meinte es ehrlich, und er nahm Guſtchens Hand, und ſie ließ ſie ihm.

Es war Abend geworden. Das Mädchen führte ihn nach dem Wohnhauſe. In fünf Minuten ſtand unter dem Dache von vier Linden Milch und Brodt, und ſchönes Obſt. Er ſetzte ſich ungenöthigt gegen Guſtchen über, und ſpäter gab ſie ihm das Geleit durch die ſchmalen Hecken der Gärten. Er verſprach wieder zu kommen.

„Es iſt Zauberei!" ſagte er am andern Morgen zu ſich ſelbſt. Der alte Ritterſaal, die Wappen meines Ahnherrns, die Kapelle haben mich in eine ſentimentale Stimmung geſetzt; das Mädchen war hübſch; aber das Uebrige war Täuſchung. Er gieng wieder, er ſah Gärtners-Guſtchen wieder, und es war ſo. Aber nach zehn Minuten war die

Täuſchung ohne Wappen und ohne Kapelle wieder da.

„Pah!“ ſagte er mit dem Fuße aufſtampfend, da ihn das Mädchen allein gelaſſen — „ich will mein Leben wetten; ſie iſt dennoch nichts als ein Mädchen, mit einem Anſtrich von höherer Unſchuld, den die Einſamkeit, die Chronik und der Taſſo gaben.“ Aber nach drei Tagen geſtand er mit der Hand auf dem Herzen, daß, wenn er nicht der Freiherr von Hartmannsdorf, und ſie Gärtners-Guſtchen wäre, er nicht abreiſen würde. Aber er reiſte nicht ab, um zu ſehen, daß Guſtchen nichts als ein Mädchen ſey. „Und dann! dann!“ Er ſagte zehnmal mit den Füßen ſtampfend, an ſeinen Ahnherrn Robert denkend: „der Mann hat die Welt!“ Im edlen Gefühle ſagte er's. Aber er hatte den Muth Roberts nicht, ſich loszureißen.

Jeden Vormittag gieng er, und Guſtchen harrte ſein jeden Morgen an der Thüre mit ſehnſüchtiger Ungeduld. Dann aber, wenn ſie ihn in dem Umfange ihrer Gartenmauer wußte, trieb ſie ihre kleinen Geſchäfte mit Aemſigkeit, denn Das hatte ſie dem ſterbenden Vater in die kalte Hand verſprochen, unter keiner Bedingung des Tages Arbeit zu verſäumen.

Und was ſie dem Vater verſprochen — und ſie hatte noch vielmehr verſprochen — das hielt ſie.

Nach vier Wochen warf ſie ihm vor: „es geht in Ihrem Herzen etwas Böſes vor, Herr Baron! denn Fröhlichkeit und finſtrer Unmuth wechſeln bei Ihnen ohne alle Urſach. Sehen Sie, mit welchem Auge voll Grimm beobachten Sie mich jetzt wieder, als haßten Sie mich.“

Sie hatte ihn errathen. Er liebte ſie mit unbändiger Gewalt, und die Tochter eines Gärtners? Und ein Mädchen, das er zu achten ſich gezwungen fühlte. Die wilde Leidenſchaft riß ihn hin und her. Er fand in keinem Gedanken Ruhe. Er ſcheute einen Entſchluß zu faſſen. Er ließ ſich treiben, wie ein Schiff ohne Steuer, von wechſelndem Sturmwinde. Und das Mädchen enthüllte ihm in einfacher Unſchuld, in wachſender, unſchuldiger, nicht bemerkter Liebe, das reiche Herz, den einfachen tiefen Geiſt, alle Reize der ſpielenden kindlichen Unſchuld, der frommen Fröhlichkeit, des tiefſten poetiſchen Gefühls.

Da aber errieth ſie ſeine Liebe, und ſie zog ſich behutſam, in bittender Betrübniß von ihm zurück. Sie kannte die Liebe und ſeinen Rang.

Da trieb der raſende Sturm das Schiff auf die Klippen.

Er führte ſie den Weg zu der Kapelle mit finſter grollendem Blick, ſeine Hand, die ihre hielt, zitterte.

„In die Kapelle gehe ich nicht!“ ſagte ſie mit leiſer, bittender Stimme.

„Sie ſollen!“ rief er laut — „Du ſollſt, Auguſte!“ Er ſah ihr finſter ins Auge, ſie folgte ihm furchtſam.

Sie ſetzte ſich ſogleich zum Schutze unter Roberts Bild. Er ſaß gegen ihr über, und betrachtete ſie mit durchdringenden Blicken. Dann hob er heftig an: „Glaube mir, Auguſte, er, Robert liebte Mathilden nicht!“

„O edler Robert! edler Robert!“

„Nein bei des Himmels Freude, er liebte ſie nicht! denn hätte er ſie geliebt — was Gelübde! was Eidſchwur! Ich habe auch ein Gelübde gethan, Auguſte; aber hier zu den Füßen dieſes ſteinernen Bildes, und zu deinen Füßen, Auguſte,“ — er warf ſich knieend in die Mitte der Kapelle nieder — „ſchwöre ich, mein Gelübde iſt ein Meineid, wie ſeines! Erblaſſeſt Du, Mädchen? wovor erblaſſeſt

Du? daß ich Dich liebe? daß Du mir mehr biſt, als das Bild, und alle Wappen meiner Vorfahren? Schwöre mir, Auguſte — daß – " Er ſchwieg.

„Robert!" rief ſie, die ſteinerne Hand faſſend: „Das iſt nicht Dein Enkel!"

Er ſchwieg lange, fürchterlich vor ſich hinſchauend; dann ſagte er ſanfter — „Höre mich, Auguſte! Ich beſchwöre Dich. Ich liebe Dich." Das ſind drei Worte, aber in dieſen drei Worten liegt mein Leben. O Himmel giebt es denn nichts als dieſen armen Hauch der Bruſt, womit man Liebe ausdrücken kann. O warum kann ich Dir nicht den empörten Strom meines Bluts zeigen? warum nicht den Sturm in meiner ſehnſüchtigen Seele? Warum habe ich nichts als die gebeugten Knie, die Thränen, und das Wort Liebe, um Dir meine Liebe zu ſagen? Aber ich bitte Dich, ſag mir nun auch, daß Du mich liebſt. „Aber," er betrachtete ſie ſtarr und finſter — „ſag mir's nicht lächelnd, mit Ruhe, vor der ich zittre, ſag mir's nicht — O Auguſte, liebes, theures, angebetetes Weſen, Dein Buſen wallt unruhig empor, Dein Auge erliſcht in Thränen, Deine Wange erblaßt, Du zitterſt, Du wankeſt! Fall an meine Bruſt, und ein heißer Seufzer öffne mir Dein Herz voll Liebe."

Was er ſagte, geſchah. Auguſte, weggeriſſen von widerſtreitenden Gefühlen, überwältigt von der Liebe, die ſo ſchnell aus ihrem Herzen hervor brach, erblaßte, zitterte, ſchwankte, und ſank an ſeine Bruſt, ſtumm und ſprachlos, und verbarg das erblaßte Geſicht auf ſeine Schulter.

„O liebſt Du mich? Auguſte, nenne das Wort Liebe, nenne es! Hebe Dein Haupt empor, daß ich Deine Augen ſehe!"

Sie hob es langſam empor, und zeigte ihm ihre Thränen.

O ſchlinge Deinen Arm um meinen Hals, und ſage: „Ich liebe Dich!"

Sie ſchlang den Arm um ſeinen Hals, aber ſie ſchwieg. Und da er heftiger in ſie drang, ſagte ſie endlich leiſe — „ich liebe Sie!" dann umfaßte ſie ſchnell, mit einer heftigen Bewegung Roberts Bild, und dahin flog ſie zu der Baſe ins Haus.

Erſt nach drei langen Stunden kam ſie zu ihm zurück. Sie hatte Etwas auf dem Herzen, das ſah er an den ſtillen, trüben Blicken. Aber ſie gab ſich ſeinen Liebkoſungen hin, und ſie geſtand ihm ihre Liebe, wie ſie entſtanden, wie ſie gewachſen, mit kindlichem Vertrauen, und wie ſie fertig war ihm ihr ganzes Herz aufzuhüllen, da warf ſie ſchweigend einen erwartenden, ängſtlichen Blick auf ihn; aber ſie fragte nichts.

Dieſe Hingebung rührte ihn unbeſchreiblich. „Nein!" rief er — „Nein Auguſte. Sieh mich nicht ſo ängſtlich an. Ich will Dir Alles ſagen! Alles!“

Er ſetzte ihr die Schwierigkeiten auseinander, die ſein Rang einer Verbindung mit ihr entgegenſetzte.

Sie hörte mit düſterm Blick Alles an.

„Aber fürchte nichts, Auguſte,“ ſetzte er dann hinzu.

„Das fürchte ich nicht,“ ſagte ſie ſanft, und ſang, das helle Auge auf ihn feſthaltend:

Der Ritterſchwur riß Hand aus Hand;
Doch nimmer riß der Liebe Band
Im Herzen!

„Was fürchteſt Du denn, Auguſte?“

„Nicht das Schickſal; aber Sie ſelbſt. Ich weiß nicht, was Sie dürfen, aber dürfen Sie meinen Beſitz hoffen, ſo dürfen Sie auch ruhig ſeyn. Ihre Unruhe fürcht' ich, den zornigen Kampf mit ſich ſelbſt. Wenn Alles iſt, wie Sie ſagen; ſo leicht, und Das iſt es, mit wem zürnen Sie, als mit ſich ſelbſt?“

Hartmann erröthete; aber er verbarg ſeine Unruhe in der Liebe ſüßes Spiel, und auf dem Rückwege ſchwor er zu den Sternen empor, der Welt zum Trotze des Gärtners Tochter zu ſeiner Gemahlin zu machen.

Er wurde ruhig, und immer ruhiger, da er Auguſten mit jeder Stunde näher kennen lernte, ihre unendliche Liebe, den Zauberreiz ihrer hohen ſchönen Seele.

Aber es kamen doch Stunden, wo er unruhig ſeine ſtolzen Plane, die Verbindung mit der reichen Gräfin **Starkeneck**, ſeine Laufbahn an dem erſten Hofe Deutſchlands, zu der ihm dieſe Verbindung die ſtolzeſte Ehrenpforte eröffnete, neben das einfache Gärtnermädchen ſtellte; er ſah ſchaudernd das Hohngelächter der Großen und Edlen.

Aber kam er ſo finſter zu ihr, und ſie ſang:

Wie heißt das Wort, das Eine Wort,
Das Alles in ſich hält,
Der Menſchen Ahnung fernen Port,

Das Thor der ſchönern Welt?
Die Treue iſt's! In Freud und Schmerz
Erfüllt mit Ruhe ſie das Herz!

ſo war Alles vergeſſen, und er hielt ſie mit inniger Liebe in ſeinen Armen.

Aber er hatte dennoch geſehen, wenn ſie die Worte ſang, daß ſie das blaue Auge düſter und gleichſam warnend auf ihn feſthielt, als ſähe ſie die innere Unruhe ſeines Herzens.

„Sage mir ganz, was Du meinſt, Auguſte!“

Sie ſagte mit noch ernſterem Blicke: „Das Schickſal kann uns trennen, Hartmann; aber Dein Wille darf nicht wanken; nicht eine Sekunde lang. Die Blüthe der Liebe iſt Treue!“ ſagte mein Vater: „ohne Treue iſt Liebe nichts, als eine verächtliche Begierde. Mein Vater war ein edler Mann, der das Herz kannte und das Leben.“ Sie ſang wieder und bedeutender:

Die Treue füllt, in Freud und Schmerz
Mit Himmelsruh des Treu'n Herz.

Er verſtand ſie, und fühlte ſich ſchuldig.

Er hatte Niemandem Rechenſchaft zu geben, als ſeinem Vater, der eben jetzt am Tode lag, und einem alten ehrwürdigen Oheim, von dem er wußte, er würde ſeiner Liebe nicht im Wege ſtehen. Er fühlte, er ſelbſt ſchwankte zwiſchen Liebe und Ehrgeiz. Aber dennoch ſchien ihm das Opfer groß, das er der Tochter eines Gärtners brachte. „Denn welch ein Opfer bringt ſie mir?“ ſagte er. Aber ruhig wurde er nicht.

Da rief ihn die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters in die Reſidenz zurück.

Er flog zu Auguſten, er warf ſich ihr zu Füßen. Er ſchwor ihr aufs Neue eine feſte Treue in wilder, hochaufgeregter Leidenſchaft.

Düſter ſagte das Mädchen: „Hartmann, die Treue kennt keine Schwüre. Wem ſchwörſt Du? Dir oder mir?“

Aber ſeine Liebe überwältigte ihre Unruhe dennoch. Dieſe Stunde des Abſchieds goß über Beide den reinſten Himmel voll ſeliger Liebe.

Sie trennten ſich voll Vertrauen.

Der neue Kammerdirektor fiel auf die Unterſuchung, welche Anſprüche Gärtners Tochter auf den Ritterkirchhof hatte. Auguſte wußte wenig mehr, als den langen Beſitz ihres Vaters. Sie fand unter den Papieren ihres Vaters nichts, was als Beweis gelten konnte. Die Unterſuchung gieng fort, und mit einer innigen Betrübniß hörte Auguſte, daß ſie das kleine Eigenthum, in dem das Grab ihres Vaters und Roberts, ihre ganze ſchöne Kindheit, und die Liebe jede Stelle geheiligt hatte, verlieren würde. Sie kannte keinen andern auf der Erde, der ſich ihrer annehmen würde als ihren Geliebten.

Sie ſchrieb ihm einen Brief voll zarter

Klagen um den Verluſt ihres ſchönen Heiligthums.

Er antwortete, daß er jetzt dafür nichts thun könne, da ihre Liebe noch ein Geheimniß bleiben müſſe. Sein Brief war voll unendlicher Liebe; aber den zarten Sinn ihrer Klage hatte er nicht verſtanden. Da wagte ſie Alles für ihres Vaters Grab, für das Heiligthum ihrer Liebe. Sie ſchrieb an den Kammerdirektor, und bat mit einfachen aber rührenden Worten, ſie nicht von dem väterlichen Grabe, das den Garten zu ihrer Heimath machte, zu trennen.

Das Briefchen wurde kalt zu den Akten gelegt, und die Akten wurden dem neuen Ordenskonſulenten zum Spruch übergeben.

Dieſer las Auguſtens Briefchen, und er gieng nun ſelbſt auf die Komthurei, durchſuchte drei Tage lang das zerſtreute Archiv, fand hier eine kleine Nachricht über den Kirchhof, dort eine, verhörte eine Menge Bauern, und nach einer vierzehntägigen unabläſſigen Arbeit trug er dem Direktor vor, daß die Akten noch nicht geſchloſſen wären. Es wäre vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß der Kirchhof das wirkliche Eigenthum des Mädchens ſey.

Es war die erſte Arbeit des Kammerdirektors zum Vortheile der fürſtlichen Domainen, und die erſte Arbeit des neuen Ordenskonſulenten zum Schutz eines Menſchen. Beide waren gleich eingenommen für die Domainen und den Menſchen.

Der Konſulent war der blödeſte, furchtſamſte junge Menſch; aber er war ein Held, ſobald er für die Unſchuld zu reden hatte.

„Du machſt deiner Beförderung Thüre und Thor zu,“ ſagten ſeine Freunde — „wenn das Mädchen den Garten behält;“ — aber der Konſulent drohete dem Direktor mit einer Anzeige an den Fürſten. Der Kammerdirektor bließ ſich auf, betrachtete den jungen Menſchen über die Schulter, brummte das Wort

Jakobiner aus den höhnenden Lippen hervor; aber unterzeichnete die Akte über den rechtmäſsigen Beſitz des Gartens durch Auguſten.

Auguſte hatte an eben dieſem Tage eingepackt, den Garten zu verlaſſen, da klingelte die Thüre, und der Ordenskonſulent Rudlof kam mit froher Haſt den Weg zum Hauſe, um dem armen Gärtner-Mädchen die Akte zu bringen, die ihr den Beſitz des Gartens vorerſt ſicherte.

Er erſtaunte, da ihm Auguſte entgegen trat, und fiel ſogleich in ſeine Blödigkeit zurück.

Er ſagte in ein Paar Worten, daß ſie ihren Prozeß gewonnen.

Sie ſagte dagegen — „ſie hätte noch ein Paar Papiere ihres Vaters gefunden, die vielleicht erweiſen könnten, daß ſie nicht Beſitzerin des Gartens ſey. — Ich wollte ſie eben zu den Akten ſchicken.“ Sie zog ſie hervor, ſie waren ſchon eingeſiegelt, mit der Aufſchrift: an den Kammerdirektor.

Da heftete er das ſtrahlende Auge auf des Mädchens weinende Augen.

„Schöne Seele!“ dachte er. Er ſagte es nicht.

Er durchlas die Papiere, und ſein Auge ſtrahlte noch freudiger; denn ſie enthielten nichts, was ſie fürchtete.

Er ſagte ihr nun, aber mit zitternder Stimme, was ſie zu thun hätte, um den Beſitz des Gartens ſich gewiß zu machen.

„Aber wie iſt es gekommen?“ fragte Guſtchen fröhlich — „und wer ſind Sie, der ſich meiner ſo gütig annimmt?“

Er nannte ſeinen Namen. Sie erſtaunte noch mehr. Denn der Ordenskonſulent, wußte ſie, war ihr Gegner.

Er verſchwieg, was er für ſie gethan hatte und gieng.

Die Baſe aber, die zuweilen in die Stadt kam, wohin Auguſte ihrem Vater verſprechen hatte, nur im höchſten Nothfalle zu gehen, brachte Auguſten ein Paar Tage nachher die Nachricht, was Rudlof für ſie gethan hatte.

Sie ſchwieg ſeufzend; denn ſie hatte ihm nicht einmal gedankt.

Indeß nach ein Paar Tagen kam er wieder. Da flog ſie ihm mit dem lebendigen Entzücken der ſchönen Dankbarkeit entgegen; da ſtand ſie vor ihm in allem Reize, den Schönheit, Jugend, und die gerührteſte vertraulichſte Dankbarkeit geben können. Sein Herz wallte empor in ſchöner Liebe; aber ſeine Lippe blieb ſtumm.

Sie führte ihn an das Grab ihres Vaters das ſie von ihm hatte, in die Kapelle zu der Bildſäule des edlen Roberts, und an allen Orten dankte ſie dem edlen jungen Manne mit dem Reichthume ihres gerührten Herzens.

Er erkannte den hohen Werth ihres Geiſtes, ihrer Sittſamkeit, ihrer argloſen Unſchuld; aber deſto blöder wurde er. Er mußte gehen, aber ſein Herz, ſeine Seele blieben bei ihr.

Er hatte ihr noch Papiere zu übergeben; aber er ſchwankte, ob er ſie ihr ſenden oder bringen ſollte. Zweimal kehrte er um; das dritte Mal brachte er ſie ihr. Unter den milden Sonnenſchein ihrer zutraulichen Güte öffnete ſich wie eine Blüthenknospe ſein verſchloſſenes Herz.

Er faßte ihre Hand, Thränen ſtanden in ſeinen hellen Augen. „O Auguſte!“ ſagte er mit gepreßter Stimme, mit beklemmtem Herzen.

Da erzählte ſie ihm ſchnell, aber mit leiſer oft unterbrochener Stimme, daß er ihr nicht nur das Grab ihres Vaters, den ſchönen Aufenthalt ihrer Jugend, ſondern noch etwas Höheres erhalten hätte, das ſchönſte Paradies des Lebens. „Denn hier,“ ſagte ſie mit ſanft bewegter Stimme und beklemmter Bruſt — „Hier, hier auf dieſer Stelle, wo ich den Freund, Sie gewann, gewann ich den Geliebten. Ich bin die Verlobte eines edlen Mannes," ſagte ſie leiſe, erröthend mit niedergeſchlagenen Augen.

Da brach ſein Herz; aber nicht ſein Muth. Er küßte ihre Hand. „Alle Mächte der Liebe erhalten Ihnen das Paradies, und die ſchönſte Blüthe des Lebens, treue Liebe."

Sein Ton war ſo frei, daß ſie das Auge gegen ihn aufſchlagen konnte. Seine Thränen waren getrocknet, in ſeinen Augen ſtrahlte nicht die Liebe mehr, ſondern die ruhige Theilnahme des Freundes.

Er gieng noch einmal mit ihr den längſten Gang auf und nieder, ſie ſtill von der Seite betrachtend. Sie errieth ihn: er wollte ihr Bild in ſeine Seele drücken, und dann auf ewig ſcheiden. An der Gartenthür ſtand er, ſagte mit muthiger Stimme: „Nun leben Sie wohl, Auguſte! leben Sie wohl!" Er gieng. Der Ton des Lebewohls zitterte noch lange nach in ihrer Seele. Sie wußte, ſie habe ihn zum letztenmal geſehen, den edlen Mann. Aber ruhig ſchlummerte ſie am Abend ein; denn ihr ganzes Herz gehörte Hartmann.

Auguſte kam nach einigen Tagen wieder in das alte Gleis ihrer Fröhlichkeit, und dann ſchrieb ſie Hartmannen die kleine Begebenheit; denn in ihrem Herzen ſollte nicht Ein Gedanke ſeyn, den Hartmann nicht wüßte. Aber ſie erhielt eine Antwort voll harter Eiferſucht. Er befahl ihr, nie, nie den jungen Menſchen wieder zu ſehen. Er rechnete ihr alle Opfer vor, die ſeine Liebe ihr gebracht hatte.

Auguſte erſtaunte. Sie drückte den Brief auf ihr Herz, aber leiſe ſagte ſie: „Es iſt Mißtrauen; aber doch Liebe!" — Sie vergab ihm den harten Brief, und erwähnte dieſes großen Opfers nicht.

Da kam er ſelbſt. Mit finſterm Blick kam er auf die Geliebte ein; aber da ſie vor ihm ſtand, den Blick voll unendlicher Liebe auf ihn warf, da war ſein Gefühl heiter wie der Himmel, wenn das Gewitter ganz vorüber iſt und nur noch Regentropfen in den Blüthen ſchimmern. „Nein! nein!“ rief er in hoher Leidenſchaft — „Nein, nimmer riß der Liebe Band im Herzen meiner Auguſte.“

„Nimmer!“ ſagte ſie, ihr Haupt ſanft an ſein Herz legend. Sie ſagte es von ihm.

Aber am andern Morgen fragte er nach Rudlof. Sie erzählte mit ſchimmernden Augen. Er hörte mit finſtern Blicken. Und da er ihr Vorwürfe machte, ſang ſie ruhig lächelnd: „Wie heißt das Wort, das Eine Wort?“ und der Geſang machte ſeine Bruſt von jedem Verdachte rein.

Aber ungroßmüthig erzählte er ihr dann

im Vertrauen ſeine Liebe, wie ſchön die Gräfin Starkeneck wäre, wie glorreich die Laufbahn, die er um Auguſtens willen ausſchlüge. „Aber,“ ſetzte er in liebender Heftigkeit hinzu — „wenn ich Dich ſehe, meine Auguſte, Dein Auge voller Liebe und Ruhe, wenn ich Deine himmliſche Stimme hörte, ſo ſtehen hier in Deinem kleinen Gärtchen alle meine Ehrenpforten, alle meine Triumphthore. Du biſt meine Welt, mein Thron; Deine Arme ſchlingen ein ſtolzeres Band um meine Bruſt, als Fürſten zu geben haben.“

Sie ſchlang das Band der Liebe um ſeinen Hals und fragte: „wenn Du mich nun nicht ſiehſt? O Hartmann, wäre ich eine Königstochter, ich hätte es auf immer vergeſſen, wenn ich Dich ſähe, und wenn nicht —“

Nach drei Tagen rief er: „Nein, Auguſte, ich will nicht eine Minute länger zögern: die Liebe iſt das einzige Gut des Lebens! Das fühl ich jetzt. O tritt Du heute noch mit mir vor den Altar, der uns auf ewig verbindet, damit jede andre Hoffnung verſchwinde als die Eine, Deine Liebe.“

„Hoffnung?“ fragte ſie nachdenkend — „welche meinſt Du? welche, Hartmann?“

Er wiſchte die Falten aus der Stirn und erzählte. „Ich war nicht reich, Auguſte. Jetzt bin ich's noch weniger.“ Er hielt inne und ſah ſie an.

Sie lächelte; und ſchlang das Band der Liebe noch feſter um ſeinen Hals. „O,“ rief ſie mit ſtrahlenden Blicken — „müßte ich für Dich arbeiten, Hartmann, im heißen Sonnenſcheine wollte ich den Spaten den Tag lang nicht aus den weichen Händen legen, und drückteſt Du die hartgewordene Hand Abends an Dein Herz, ſo wollt' ich jauchzen. Wie heißt das Wort, das reichſte Wort? O Liebe heißts! o Treue heißts! Ich bin ja reich, Hartmann.“

„Ich rechnete auf das Vermögen meines

Oheims, Auguſte. Das eben hielt mich ab ihm meine Liebe zu entdecken.“

„Hielt Dich ab? aber geſchwind, laß hören, wie viel Du ohne Deinen Oheim haſt?“

„Ich habe nur jährlich ſechshundert Thaler.“

„Mein Vater hatte nichts, als dieſen Garten, und frage die Umwohnenden, wir hatten viel übrig zu Wohlthaten.“

„O meine Auguſte, meine edle Auguſte!“

Dann brach er das Geſpräch ab. Aber er drang jeden Tag immer mit größerer Heftigkeit in Auguſten, den Tag ihrer Verbindung recht nahe feſt zu ſetzen.

„Wir laſſen uns heimlich kopuliren, ziehen in eine fremde Gegend, leben in einer unbekannten Einſamkeit.“

„Hier iſt das Grab meines Vaters, lieber Hartmann, das Grabmahl Deines Ahn=

herrn, **Roberts**, der Ort, wo wir uns liebten. Warum nicht hier?“

„Hier, wo mich Jedermann kennt? Auguſte, Du bedenkſt nicht.“

„Ich bedenke wohl,“ ſagte ſie mit trübem Blick. „Freilich,“ ſetzte ſie ernſt hinzu — „muß ich denn erſt den Garten verkaufen, das fordert Zeit.“ Die Verbindung wurde noch aufgeſchoben, und Hartmann reiſte noch einmal zu ſeinem Oheim.

Auguſte vergoß die erſten Thränen eines geheimen Grams, deſſen Namen ſie, nicht wußte.

Hartmann liebte ſie, o! wie konnte ſie daran zweifeln! Aber ſie mußte doch faſt fürchten, ſeine Liebe kämpfte noch immer mit den Opfern, die er ihr bringen mußte. Ja, wenn ſie ihn in ihren Armen hielt, ſo ſiegte die Liebe; aber wenn ſie nicht bei ihm war? und klang es nicht faſt ſo, was er ſagte. Sie mußte ſchmerzlich weinen, da er abgereiſt war.

Seine Briefe waren voll von wilder, unbändiger Liebe, aber voll Bitterkeit über das Geſchick, das ſeiner Liebe entgegen trat.

Das Geſchick war es nicht, es war ſein eigenes Herz.

Er liebte Auguſten unendlich; aber er wollte nicht gern die Träume, die Plane von Größe und Reichthum nicht aufgeben. Ein reger Ehrgeiz in ſeiner Bruſt gab ihm den heißen Wunſch empor zu ſteigen, und Auguſtens Hand zog ihn nieder.

So lange er bei ihr war, füllte die Liebe ſein Herz ganz; aber war er entfernt von ihr, ſo ſuchte er nach Mitteln, Liebe und Ehrgeiz zu vereinigen. Jedesmal, wenn Auguſte ihm die Worte verſang: „Der Ritterſchwur riß Hand aus Hand; doch nimmer riß der Liebe Band im Herzen!“ verfiel er auf ſeltſame Grillen. Aber er wagte nicht zu ſagen, was er dachte: „Auguſte ſollte ſein Weib ſeyn; aber die Welt ſollte es nicht wiſſen.“ Das war's, was ſein Herz zerriß, wenn er von Auguſten getrennt war. Er hatte wohl ein Parmal drauf angeſpielt, wenn er bei ihr war in dem Vertrauen der höchſten Liebe; aber eben darum hatte Auguſte ihn nicht verſtanden.

Auf der Reiſe zu ſeinem Oheim fiel es ihm ein, daß ſein Oheim das Mittel werden könnte, Liebe und Ehrgeiz zu befriedigen.

Der Oheim war ein Sonderling, von dem das Gerücht in der Familie gieng, als hätte er zu einer ähnlichen Begebenheit einmal als Mittelsmann geholfen.

Er reiſte zu ihm, und fand ihn in ungemein guter Laune. Er half Hartmannen den erſten Abend bei einer Flaſche Wein auf den geraden Weg zu ſeinem Antrage.

„Du haſt," höre ich — „die Gräfin Starkeneck ausgeſchlagen, Hartmann. Ich habe ſie geſehen, ſie iſt ſchön, reich, pikant an Witz und Geiſt, wie ihr jungen Leute das nennt, ein wenig myſtiſch fromm, was auch jetzt dazu gehört. Ich wette, du liebſt, Burſche, und da du nichts ſagſt, und die Stirn runzelſt, und ſeufzſt, ſo hat die Liebe einen Haken."

Hartmann legte die Hand über die Stirn, und ſagte dann: „Gott! liebſter Oheim!"

„Halt! Dein Vertrauter mag ich nicht ſeyn. Denn ein junger Menſch, der mit der ächten Liebe, — und das hoffe ich von einem Hartmannsdorf, — nicht zurecht kommen kann, verdient keinen Vertrauten."

„Und doch waren Sie einmal der Vertraute einer unglücklichen Liebe."

„Was weißt Du? was wißt ihr Alle? Nichts! Meine Bruſt hat keine Zunge. Aber ja, einer edlen, glücklichen Liebe. Ja! — und das Geheimniß, mein Söhnchen, ſoll nun an den Tag, und Du wirſt, denk ich, wie

Alle, ein langes Geſicht machen, wenn es nun zum Vorſchein kommt.“

„Und dieſer Liebe halfen Sie?“

„Ja, und wenn wieder eine ſo edle Liebe meiner Hülfe bedarf, ſo ſteh ich zu Dienſt.“

„Oheim, theurer Oheim!“ Er beugte das Knie vor ihm.

„So demüthig war dieſe Liebe nicht. Behalt Du Dein Geheimniß, nach dem ich gar nicht lüſtern bin, bis Du weißt, welche Liebe ich meine. — Es war einmal ein Mann, ein edler Mann, der ein theures Mädchen unbeſchreiblich liebte. Des Mannes Vater war ein harter Mann“ — Hier wiſchte er ſich über die Augen — „der an ſeinen Willen Leben und Tod ſetzte. Der wollte, ſein Sohn ſollte in ein Kloſter gehen, damit ſeine andern Söhne deſto reicher würden. Sieh, da hockt der Teufel auf dem Goldhaufen, wie immer.“

„In ein Kloſter?“

„In ein Kloſter oder ſo.“

„Oder ſo? Gott! Sie reden vom Oheim Karl, der nach Malta muſte.“

„Ja, von Dem red’ ich!“ rief der Oheim aufſpringend und in Thränen ausbrechend — „von meinem edlen, theuren, geliebten Bruder, von meinem edlen Karl. Wie mein Vater Leben und Tod an das Ordenskreuz ſetzte, ſo ſetzte Karl Leib und Leben an ſeine Liebe. Er entſagte dem Adel, ſeinem Namen, allen den ſtolzeſten Hoffnungen; denn Karl war ein großer Mann, und wollte mit ſeiner Geliebten übers Meer gehen, und von ſeiner Arme Arbeit leben. Er entdeckte mir es. Laß mich erſt einen Verſuch machen, Karl, ſagte ich: mißlingt Der; ſo geh mit Gott! Der Groß-Kommandeur deutſcher Zunge, der Graf Ippingen, ſollte ihn mit nach Malta nehmen. Du weißt, wie Der mich liebte. Ich entdeckte ihm Alles. Karl gieng mit ihm, und ſtarb in Malta als Ritter.“

„Und die Geliebte?“

„War ſeine Frau, hier in Deutſchland; denn er legte das Gelübde nicht ab in Malta und ſtarb nicht. Er lebte glücklich in einer ſchönen Einſamkeit mit Frau und Kindern, glücklich, ſelig wie ein Gott!“

„Und das Geheimniß ſoll nie bekannt werden?“

„Muß! — denn unſer älterer Bruder, um deßwillen Karl Malteſer werden ſollte, ſtarb, und —“

„Warum trat nun der Oheim nicht ans Licht?“

„Burſche, Du kennſt Deinen Großvater nicht. Der hatte Leben und Tod an ſeinen Willen geſetzt, und Karl war glücklich. Ich erbte das große Vermögen meiner Mutter. Pah, nun mach ein langes Geſicht. Das Vermögen gehört Karls Kindern, und Du haſt Dich verrechnet, wenn Du auf mein Vermögen gerechnet haſt. Begreifſt Du nun, warum ich oft ſo hart ſcheinen mußte. Das Vermögen war nicht mein.“

„Und warum, da der Großvater ſtarb —“

„Warum ſie da nicht erſchienen?“

„Karl ſtarb gleich nach dem Großvater. Seine Kinder wußten nicht, wer ſie waren. Er bat mich in ſeinem letzten Briefe, ſeine Kinder in ihrer Unwiſſenheit zu laſſen, bis ſie alt genug wären, um über ſich ſelbſt zu beſtimmen, ohne daß Geld und Rang auf ihre Beſtimmung Einfluß hätte. Dein Großvater hatte des Lebens Glück kennen gelernt, und ſeine Kinder waren ſo erzogen, daß er ihnen ohne alle Sorge ihr Geſchick überlaſſen konnte.“

„Wo ſind ſie jetzt?“

„Weit, weit von hier. Aber ich erwarte ſie jeden Tag. Ich habe ihnen ſchon vor zwei Monaten Alles geſchrieben. Nun, wenn Deine Liebe ſo ächter Art iſt, Hartmann, ſo rede.“

Was konnte Hartmann nun ſagen?

Welcher Hülfe bedurfte er? Er konnte ja nur mit Auguſten vor den Altar treten, ſo hatte er ja ſeiner Liebe Ziel erreicht. Er konnte ja der Geliebten Namen und Alles geben. Seines Oheims Frau war ja auch nicht von Adel geweſen. Er mußte ſchweigen; denn er ſah voraus, was der Oheim ihm antworten würde: „Du biſt ein Narr! nimm ſie! und ſey glücklich.“ Er lächelte und ſchwieg.

„Da Du ſchweigſt, Hartmann, ſo will ich reden. Dein Oheim Karl hatte Dir ſeine Tochter zugedacht. Sie iſt ſchön, wie ein ſchöner Maimorgen, und unſchuldig, wie die Unſchuld ſelbſt. Ueberleg Dir das!“

Er ſchwieg wieder und lächelte; aber er überlegte etwas Anderes.

Er hatte bei ſeiner Mißheirath dennoch auf ſeines Oheims Vermögen gerechnet, und eben ſowohl auf ſeines Oheims Verzeihung ſeiner Mißheirath. Er kannte ſeinen Oheim, und ſo konnte er ja, wenn es ſeyn mußte, geſtützt auf ſeinen Reichthum mit ſeiner ſchönen Frau hervortreten. Aber jetzt war Alles anders. Karls Kinder erbten das Vermögen des Oheims; denn ſein Vater war der Sohn einer zweiten Frau, die gar nicht reich geweſen war. Er hatte nichts als jährlich ſechshundert Thaler, und ſo ſah er ſich verdammt, mit Auguſten in einer unbedeutenden Mittelmäßigkeit zu leben, ohne je in die große Welt vortreten zu dürfen. Er verwünſchte ſeines Oheims Karls Kinder. Ja, in einem Anfalle von übler Laune, da die glänzenden Equipagen unter ſeinem Fenſter zu einer ſtolzen Hoffete wegrollten, verwünſchte er den Augenblick, da er die Klingel in Auguſtens Gartenthüre anzog.

Aber vor ihm lag ein Briefchen von Auguſten. Er las nur eine Zeile, ſein Herz fieng an zu pochen. Er las weiter; ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, ſeine Bruſt mit Liebe. „O!" rief er mit ausgebreiteten

Armen — „o theures Mädchen, o ſchönes Herz! wo Du biſt, wohnt mein Glück! Nein, Karls Liebe iſt nicht reiner, nicht edler als meine. Vor den Thron des Fürſten will ich Dich führen, und Fürſten ſollen mich beneiden!“

Aber er lebte hier mitten unter dem falſchen Glanze des Hofes; und immer kehrten ſeine Gedanken wieder dahin zurück, daß es vielleicht möglich ſey, in einer ganz unbekannten Ehe mit Auguſten zu leben. Hatte ja doch ſein Oheim mit der Geliebten unter einem fremden Namen gelebt. Dieſe Vorſtellung wurde immer mächtiger, und ſchien ihm ſo leicht, beſonders da der junge Fürſt, der in ſeinem Alter war, anfieng ihn auszuzeichnen. Er ſeufzte; er ſah mit ungewiſſem Blick in die Zukunft, und doch wies er des Fürſten Gnade nicht ab, und ehe er ſich's verſah, war er Jagdjunker, und der Liebling des Fürſten.

Die glänzende Laufbahn der Ehre ſtand ihm weit offen; aber ſeine Liebe wankte nicht. Nur

Nur bildete er den Plan, ſeine Verbindung mit der armen Gärtnerstochter zu verheimlichen, ganz aus.

Er fand täglich weniger Schwierigkeiten; denn wenn ſie mich liebt, — und bei Gott! ſie liebt mich! — wird ſie mir denn nicht das kleine Opfer bringen; mir, der ich ihr alle bringe? Sie liebt die Einſamkeit; was verliert ſie denn? Nichts als meinen Namen, auf den ſie keinen Werth legt. Und auch den nicht; wenn ich mir ein Vermögen geſammelt habe, und des Lebens in der Welt müde bin, dann fliehe ich zu ihr, zu Dir, theure Geliebte, und alle Welt mag es wiſſen, das ſchöne Gärtnermädchen war längſt meine Frau.

Er redete in ſeinen Briefen an Auguſten von den ſchönen Opfern einer reinen Liebe, welche den Glanz des Lebens verachtet, und in ſtiller, verborgener Entzückung der Lohn der Treue gibt und nimmt.

Auguſte verſtand ihn nicht; aber ihre

Antworten waren die rührendſten, erhabenſten Anerbietungen zu allen Opfern. „Und die Opfer," ſchrieb ſie — „die Du von mir zu verlangen ſcheinſt, ſind ja keine Opfer, ſondern die ſchönſten Triumphe meiner Liebe und meiner Wünſche. Ich kenne ja die Opfer, welche die hoffnungsloſeſte Liebe zu bringen den Muth hat. Sollt' ich die Opfer der Glücklichſten nicht bringen?"

Er bezog dieſe letztern Worte auf ſeines Ahnherrns Roberts Liebe. Die treue Auguſte meinte ganz etwas anders.

Rudlof war der Mann, den ſie meinte. Er liebte Auguſten noch immer. Er hatte zwar die Hoffnung auf ihren Beſitz aufgegeben; aber nicht die kleine letzte Freude, ſie von Zeit zu Zeit, ohne daß ſie es wußte, zu ſehen. Er fand nach langem Suchen hinter ihrem Garten eine buſchige Anhöhe, von der er ihren Garten unter ſeinen Blicken hatte.

Da ſaß er verborgen und ſtumm viele Stunden des Tages, und ſah ſie in ihren ſchönen Beſchäftigungen mit den Blumen, mit den Gartenarbeiten, und hörte ihre ſchönen Geſänge, die nicht erlernt waren, die alle aus dem Herzen hervor kamen. Mit furchtſamen Schritten ſchlich er von der Höhe herab, und fand in der Gartenmauer eine Oeffnung, mit Eppich bewachſen; und ſie ſaß in dem Reize der Schönheit zehn Schritte vor ihm, ach, und er hörte den Namen Hartmann! des glücklichſten Sterblichen Namen von den Lippen voll Liebe nennen.

Dann ſaß ſie dort mit ihrer Baſe, und er ſah in den Geſprächen bis auf den innerſten Grund der ſchönen, gefühlvollen, einfachen, heiligen Seele. Er ſah, wie ſie lieben konnte; denn ſie redete mit gerührter Wehmuth, dann mit der Liebe voller Seligkeit von dem geliebten Hartmann. Sie las hier ſeine Briefe mit Thränen der Liebe, ach! oft mit trübem

Nachſinnen über ſeine räthſelhaften Anſpielungen. Einzelne Worte, die ſie zuweilen in trüber Ahnung hervorſtieß, ein kleines Geſpräch zuweilen mit der Baſe, verriethen ihm ein kleines Mißtrauen Auguſtens gegen den Geliebten, und ſein volles Herz ſchlug heftig in einer ſchnell aufſteigenden, ach, und wieder ſchnell verſchwindenden Hoffnung, daß vielleicht — aber er blieb verborgen, und liebte ſie immer mehr. Auguſte wußte von nichts. Aber ihr Genius wollte, ſie ſollte es wiſſen.

Auguſte gieng einen Morgen ganz früh, mit Lebensmitteln beladen, durch ein kleines Pförtchen in der hintern Mauer nach einem Gärtchen, das einer armen Wittwe mit zwei Kindern gehörte.

Der Zufall hatte ſie und Hartmann auf einem Spaziergange dahin geführt. Die Klagen der Wittwe hatten Auguſten gerührt. Hartmann gab; aber, wie er war, er gab ſich und Auguſten fremde Namen. Auguſte brachte von Zeit zu Zeit der Wittwe etwas, unter dem Namen, den Hartmann ihr einmal gegeben. So gieng ſie auch heute. „Wie gehts Euch, Mütterchen?“ war ihre freundliche Frage.

„Recht viel beſſer, liebe Mamſel, ſeit ich das Glück habe, daß ein kränklicher Herr, der aber gut wie ein Engel iſt, mir das obere Stübchen reichlich bezahlt. Recht gut; ich danke täglich Gott!“

Auguſte fragte fröhlich weiter.

„Ein kränklicher, lieber Herr, der ſeiner Geſundheit willen im Freien wohnen ſoll, und in der Einſamkeit. Zwei Tage iſt er ganz hier. Zwei Tage bleibt er ſeiner Geſchäfte willen in der Stadt, wie heut und Morgen! Ein lieber Herr, ſo blaß, ſo ſtill, ſo traurig, und doch ſo gut!“

In Auguſtens Phantaſie ſtand ein

kranker, alter Mann; und ſo gieng ſie ohne Umſtände, da ein Gewitter herauf zog, die Paar Stufen hinauf, auf das Stübchen, das der Alte bewohnte, um das Gewitter abzuwarten.

Sie ſetzte ſich an den Tiſch, zog aus Verlegenheit ein Papier an ſich und las: „O warſt Du es, oder war es die prophetiſche Stimme meines Geſchicks, welche die Worte ſang: „Doch nimmer riß der Liebe Band im Herzen!“ O mußte die liebkoſende ſchöne Stimme das Band der unglücklichen, ſtummen Liebe noch feſter knüpfen in meinem Herzen! O werde ſtumm, Geliebte, wünſch' ich: wenn ich von der Höhe unter der verbergenden Eiche Dich ſehe! werde ſtumm! Erſcheine nicht mehr, ſchöne Geſtalt! Ach, Du weißt es nicht, wenn Du mit lächelnden, entzücktem Blick an den Geliebten denkſt, daß ſo nahe bei Dir Thränen fließen, Seufzer ſtrömen aus einem ewig wunden Herzen! Du, die

Alles beglückt, weißt es nicht, daß ein Mann ewig um dich weint, weil er zu ſpät Dich fand.

„O nur zu ſpät! und das iſt das harte Wort meines Schickſals, nur zu ſpät! denn hätte ich Dich gefunden, nur Tage früher, o Du hätteſt dieſes treue Herz erkannt, und geliebt. Er liebt Dich, o wer wollte Dich nicht lieben; aber ich hätte Dich mehr geliebt, treuer, zärtlicher, reiner! Das laß mich dem harten Schickſale vorwerfen, nicht Dir! denn Du ſollſt nimmer erfahren, daß noch ein Herz Dich liebt, und in Liebe bricht.

„O wende nicht Dein ſchönes Auge voll Freundlichkeit in die Gegend, wo ich verborgen traure: ich träume ſonſt, das Auge ſucht mich, und ein täuſchendes Entzücken könnte den Hoffnungsloſen hervorreißen, und ich ſtürbe vor Deinen Füßen vor Schmerz! O einmal möchte ich in meine Arme Dich reißen — Auguſte, an Deinem Herzen den heißen Schmerz fühlen und dann ſagen: „ich habe gelebt.“

„Ach, warum benetzen ſeine Briefe Dein Auge mit Thränen, mit Thränen eines wehmüthigen Kummers? O biſt Du nicht ganz glücklich? O worüber beklagſt Du Dich? Was erregt in Deiner Seele das fremde Gefühl des Mißtrauens, unſchuldige, zutrauliche Seele? O wenn er Dich nicht auf liebenden Händen durch das harte Leben trägt; wenn nur ein Traum ihm ein andres Bild vor ſeine Seele führt, als Deines: ſo faſſe ich den letzten ſchwachen Athem meiner ſtillſtehenden Bruſt in einen Fluch zuſammen, gegen ihn, daß er Dich nicht liebte, gegen das Schickſal, das Dich mir verſagte! Wehe! Wehe! Iſt's ſein Rang, iſt's ſein Name, iſt's ein Zweifel in ſeiner Bruſt, was Dich zu Thränen bringt? O Du Einzige! Du unſchätzbare Krone des Lebens! Ich will mein Leben hinwerfen für ein Lächeln von Deinen Lippen, für einen Händedruck von Dir will ich meine Hoffnungen verkaufen, und lächelnd in das Grab ſinken, wie in ein Brautbett!“

Das las Auguſte freilich in Abſätzen; denn wenn ein Lüftchen ſich bewegte, ſchob ſie das Papier zurück.

Sie errieth nicht, wer es ſeyn konnte, der ſie ſo treu liebte, und der ihren geheimen Kummer errathen hatte. Aber ſie dachte nur an Hartmann, an ſeine Liebe. Sie liebte nur ihn, obgleich die ſchönen Worte einer ſo großmüthigen, ſtummen Liebe ſie gerührt hatten. Sie zog noch ein zweites kleines Blatt mit zitternder Hand hervor, wagte kaum ihr Auge auf das Blatt zu richten, und dennoch las ſie: „Ich kenne ihn nun, o Du geliebte Auguſte, Deinen Verlobten, den ſtolzen Freiherrn von Hartmannsdorf. O wie wollteſt Du ihn nicht lieben, den edelſtolzen Mann? der ſtolz und triumphirend das ſtrahlende Auge auf die Menſchen umher richtet, als wollte er ſagen: „Sie iſt mein! der reiche Edelſtein des Lebens iſt mein!" Ich ſah ihn neben dem Fürſten reiten, und er ſchien der Fürſt. Sie bückten ſich vor dem ſtolzen fürſtlichen Günſtlinge; ich bückte mich vor dem Manne, den Deine Umarmung geweiht hat. „O dieſe Hand iſt's," rief ich — „in der die Hand Auguſtens geruht hat; der Nacken iſt's, um den ihre Arme hiengen; die Lippe iſt's, auf der —" O iſt Neid, iſt Eiferſucht ein Verbrechen, nun denn, ſo kann nichts mich verſöhnen! —

„„Er iſt ein edler Mann," ſagten ſie! O was würde ich ſeyn, wäre ſie mein?

„Aber warum reitet er an der Seite des Fürſten? Warum athmet er noch am Hofe? Warum — o warum ziſchelt man ſich's ins Ohr, er würde vielleicht einer reichen Verwandtin, der Erbin ſeines reichen Oheims, die Hand geben? O muß denn ein, ein einziger kleiner Zweifel in ſeinem Herzen ſeyn, daß er anſtehen kann zwiſchen dem Adel, dem Reichthume, der Erwartung ſeiner ſtolzen Familie, und Dir, Dir, Du edelſte, Du reichſte der Frauen, Auguſte? Was hindert ihn denn, in Deine Arme, an Dein Herz zu fliegen? Warum knüpft er noch Banden, die Deine Wünſche, Du einfache, natürliche Seele, wieder zerreißen müſſen? Himmel! iſt in ſeinem Herzen noch Raum für eine andere Leidenſchaft als für die Liebe? O heftete ſich ſein ehrgeiziger Blick gar furchtſam auf Deinen armen Namen, Auguſte, auf Deines Vaters Gewerbe: o dann, gütige Natur, laß mich früher ins Grab ſinken, ehe ich ſehen muß, daß ſie ſeine Hand wie ein Allmoſen empfängt, ſeinen Namen wie ein theures Opfer! O weh, wenn er nicht mit dem ſtolzeſten Triumph, den das Leben hat, ſeine Gemahlin dem Haufen der Höflinge, dem Fürſten vorſtellt, und wagt es einer zu lächeln — O warum gehört er denn zu dem Haufen der Höflinge? O hartes Schickſal, das frage ich, und ich frage: „warum kam ich zu ſpät?““

Das las ſie, und ein Dolch drang durch ihre Seele; aber nur einen Augenblick lang. „Nein!“ rief ſie — „er iſt ein edler Mann.“

Mit den Worten verließ ſie das Zimmer, und die Wittwe, die während deß im Garten geweſen war, wußte gar nicht, daß Auguſte das Zimmer geöffnet hatte. Aber Auguſte hatte endlich Rudolfs Hand erkannt.

Aber die Worte, die ſie geleſen, kehrten zurück, und immer gewiſſer wurde es ihr, daß ſein Herz zwiſchen Liebe und Ehrgeiz getheilt war. Jetzt verſtand ſie alle räthſelhafte Anſpielungen in ſeinen Briefen. Er ſchämte ſich ihrer.

Da wendete ſich ihr Herz zerreißend von ihm. Sie gedachte ihres Vaters, der ihr hundertmal geſagt hatte: „Wähle nie einen

Mann, deſſen Herz Dir nicht ganz gehört.“ Und eben, da ſie zwiſchen Liebe und dem Befehle ihres Vaters kämpfte, kam Hartmann’s Brief, in dem er ihr, in glatte Worte gehüllt, den Antrag machte, in einer heimlichen Ehe mit ihm zu leben.

„Nein, nimmermehr, mein theurer Vater, erhält er nun meine Hand!“ rief ſie, mit ſtürzenden Thränen, und kniete vor Roberts Bild. „Nimmermehr!“ Und in dieſem entſcheidenden Angenblicke ſtürzte ein Mann in die Kapelle mit dem Freudengeſchrei: „Auguſte!“

Es war ihr Bruder.

Er fragte nach der Bedeutung ihrer Thränen. Sie ſagte ihm alles, und ihren feſten Entſchluß, ihr Herz von dem Manne loszureißen, der ſie verachtete, der ſie nicht ehren wollte.

„So biſt Du meine Schweſter, Au-

Guſte!" ſagte er, ſie ſtolz an ſeine Bruſt drückend.

Sie fragte nach ſeinem Geſchick. „In drei Tagen wirſt Du alles wiſſen!" war ſeine ernſte Antwort.

Am dritten Tage führte er ſeine Schweſter, wie ſie gekleidet war, als Gärtnermädchen in die Stadt.

„Wohin, Bruder?"

„Mich und Dich kennen zu lernen."

Er führte ſie in ein großes Haus, eine breite Treppe hinan, in einen großen Saal, und ſie erblaßte; denn da ſtand unter mehreren Menſchen der Freiherr Hartmann, und an dem großen runden Tiſche ſaß, die Feder in der Hand, **Rudlof**, und beide erblaßten, da ſie eintrat. Aber Hartmann war verwirrt, und er erröthete von Zeit zu Zeit, wenn ſie ihn anſah. Aber er redete ſie nicht an, als kennte er ſie nicht. . . . . . .

Rudlof's Auge hieng voll Liebe auf ihr. Er ſtand auf, er bückte ſich tief vor Gärtners-Guſtchen, und ein alter Mann fragte ihn: „Kennen Sie das Mädchen, Herr Ordenskonſulent?“

„Ich kenne ſie,“ antwortete Rudlof — „eines Gärtners Tochter, aber die Alleredelſte ihres Geſchlechts, Herr Baron!“

„So?“ ſagte der Alte, Hartmanns Oheim, lächelnd und ſeinen Blick auf Auguſtens Bruder wendend, fragte er: „Iſt's Deine Schweſter?“

„Sie iſt's.“

Der Alte nahm Auguſten in ſeine Arme, und mit weinenden Thränen rief er: „So hört! ſo hört. Es ſind Karls Kinder und die Erben ſeines Vermögens. Leſen ſie die Akten, Herr Rudlof, die Alles klar machen. Mein Bruder war verheirathet. Er lebte verborgen auf dem Kirchhofe der Komthurei.

Er kaufte, da die Komthurei eingezogen wurde, den Garten. Leſen Sie die Beweiſe, **Rudlof**, ſeiner Verheirathung, ſein Teſtament, und die Zeugniſſe ſeines Oheims', des Komthurs."

Rudlof las mit zitternder Stimme, daß **Auguſte** die Freiin von **Hartmannsdorf** war; denn nun hatte er ſie ganz verloren.

Aber da ſtürzte **Hartmann** hervor, warf ſich zu **Auguſtens** Füßen, und rief in frohem Entzücken: „O Glück ohne Maaß! O hochgeliebte **Auguſte**! O geſegnetes Geſchick! Nun kann ich Dich anerkennen! O himmliſches Entzücken!"

Auguſte erblaßte; aber ſie richtete ſich ſtolz empor. „Nein, **Hartmann**," ſagte ſie — „das Eine Wort; das große Wort, das Alles in ſich hält, das fehlte Dir. Du erkannteſt hier die Geliebte nicht, das Gärtnermädchen. Unſere Hände ſind getrennt, unſere

Herzen auch. Auf ewig!“ Sie wendete ſich an Rudlof. „Sie liebten mich, Herr Rudlof, mit treuer, ſtummer, reiner Liebe. Sie ehrten mich, als Gärtnermädchen, in der Einſamkeit, und hier vor der Welt. Wenn dieſes Herz, das einen andern liebte, noch Werth für Sie hat, ſo —“ ſie legte ihr Haupt an ihres Bruders Bruſt; und da ſie das Auge wieder empor ſchlug, da lag Rudlof vor ihr auf den Knieen, und ſie reichte ihm ihre Hand.

Hartmann ſtürzte dazwiſchen. Der Oheim ließ ſich die Sache von Auguſtens Bruder erklären. Er warf einen finſtern Blick auf Hartmann, und ſagte kalt: „Hartmann, rede, haſt Du nicht gewankt? Soll ich ſagen, warum Du hier biſt? ſoll ich?“

Da ſtürzte er auf, erblaſſend rief er: „O Auguſte, Auguſte! weh! Dich habe ich verloren.“

Sie ſah ihn mitleidig an; aber muthig reichte ſie dem ſeligen Rudlof die Hand, und ſelig leben ſie noch heut in dem Ritterkirchhofe, und Hartmann in kalter Verzweiflung unter der Bürde des kalten Hofes.

August Lafontaine.

Freiheit.

Du ſüßes Wort voll gold'nem Klang,
Du Flötenhauch, du Harfenſang,
Du Engellaut und Sphärenton,
Wie lieb biſt du dem deutſchen Sohn!
Dich halt' ich feſt in mir verſchlungen,
Dich hab' ich oft mir vorgeſungen!

Dein Wort dehnt frei die Seele aus,
Dein Wort beſchirmt vor Leid und Graus,
Entzückt im ſeligſten Genuß,
Wie erſtgepflückter Bräutchenkuß;
Ich kann den ſüßen Klang nicht hören,
Will ſtets in mir das Herz ſich kehren!

Auf Bergen wardſt du aufgeſäugt,
Der Himmel hat dir Koſt gereicht,
Dein Bettlein war ein ehrner Schild,
Mit Eichenblättern rings umhüllt;
Ein Kriegskleid deckt die edeln Glieder,
Und rings ertönt der Päan wieder!

Drum liebſt du Luft und blaue Höh'n,
Und freudereiches Lockenwehn,
Auf Felſen ſteht dein grüner Thron,
Dem niedern Schwächling ſprichſt du Hohn!
Doch alle freigeborne Seelen
Wirſt du zu Todeskämpfen ſtählen!

O, dringe tief mit ſüßem Schmerz,
Du Liebeswort ins deutſche Herz,
Zerſpalt' in Weh' und Wechſelluſt
Des freien Jünglings tiefſte Bruſt!
Hilf ihm den heil'gen Kampf beſtehen,
Hilf ſiegen oder untergehen!

Ich handl', ich leb' und ſterbe frei,
Haß ſchwör' ich aller Tyrannei,
Dem Franzmann Haß, des Böſen Knecht,
Der nur begehrt, was arg und ſchlecht,
Für ihn ſoll dieſes Eiſen zücken,
Mit Blut will ich die Stirn ihm ſchmücken!

Drum auf, du deutſcher Heldengeiſt,
Der kühn den Höhen ſich entreißt,
Herbei, und zünd' in tiefſter Bruſt
Zum Kampfe Kraft, zum Kampfe Luſt:
Damit die freie, deutſche Erde
Ein ſchöner Garten Gottes werde!

Karl Grumbach.

Der Ueberrock.

Er iſt in der That eine recht bequeme, ſchützende und deckende Tracht, was Wunder! wenn auch der **moraliſche Ueberrock** ſo beliebt iſt — nur muß man ihn immer fein zuknöpfen und ſich hüten, daß der Wind der Geſellſchaft, der Umſtände, der Laune, der Begierden ꝛc. ihn nicht von einander ſchlage — ſonſt offenbart ſich nur zu deutlich, wie gering, leicht oder ſchofel die Unterkleidung iſt, die man doch eigentlich nicht ſehen laſſen will und, welche zu verbergen, man eben den Ueberrock trägt. Unter ſolch einem Gewande läßt ſich allenfalls auch das Hückchen Noth verſtecken, das man durchs Leben zu ſchleppen hat. Nur muß man es nicht, wie manche Leute, halten, deren Ueberröcke ſo ärmlich und knapp ſind, daß das Nothhückchen immer und ewig hervorguckt und wenn ſie es noch ſo verſteckt zu halten meinen.

Richard Roos.

Liebeslaunen.

Adhemar, Graf von Rhetel, und Louis, Baron du Creſſi, gehörten beide zu den tapferſten und geachteteſten Rittern im Heere Franz des Erſten. Zu treuer Waffenbrüderſchaft vereint, ward ihnen das Glück, ſich in der Schlacht von Marignan gegenſeitig das Leben zu retten und durch Dankbarkeit den Bund ihrer Freundſchaft unauflöslich zu heiligen. Sie blieben im Laufe des Krieges unzertrennlich; doch als friedlichere Zeiten ſie auf ihre Ritterſitze zurückführten, gebot das Schickſal ihnen Trennung, da die Beſitzungen des Grafen von Rhetel in der Pikardie, die des Barons du Creſſi in der Normandie lagen. Gewiß, daß keine Entfernung ihre Liebe für einander zu ſchwächen vermögen werde, ſuchten beide Freunde doch nach einem Mittel, das Band ihrer Freundſchaft noch feſter zu ſchürzen und ſich durch die ſchöne Hoffnung einer noch innigeren Wiedervereinigung die Bitterkeit der Trennung zu verſüßen. Sie verheiratheten ſich beide an einem Tage und gelobten ſich am Fuß des Altars, ihre Erſtgebornen mit einander zu vermählen, wenn die Natur dies Gelübde begünſtigte und ſie verſchiedenen Geſchlechts geboren laſſen würde.

Schon im erſten Jahre ihres Eheſtandes beſchenkte die Gräfin v. Rhetel ihren Gatten mit einem Sohn, deſſen Geburt im Schloſſe Creſſi eben ſo prachtvoll gefeiert wurde, und mit eben ſo herzlicher Freude, als in Rhetel ſelbſt. Nur für die Gemahlin des Barons wurde dieſe Begebenheit eine Quelle der Trauer, da das Schickſal den heißen Wunſch ihres Gatten, bald in einer Tochter die Braut des kleinen Guido v. Rhetel an ſein Herz drücken zu können, unerfüllt ließ. Vier Jahre verſtrichen dem edeln Paare in banger Sehnſucht und ungeduldiger Hoffnung, bis endlich der Baronin die Gewißheit ihres Mutterglückes ward, und ſie in eine-

Tochter die kleinſte und niedlichſte Kreatur zur Welt brachte, die noch je in der Normandie geſehen worden war.

Mit aller nur erſinnlichen Pracht und Feierlichkeit wurde die Taufhandlung vollzogen. Die reiche und ſtolze Gräfin Laval und der Herzog von Longueville waren die Pathen der kleinen Adelinde. Ihre Mutter ſtillte ſie ſelbſt und genoß entzückt des Vergnügens, ſie täglich ſchöner werden zu ſehen. In ihrem ſechsten Jahr war ſie ſo reizend und durch die Zierlichkeit ihrer kleinen holdſeligen Geſtalt und die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes ſo allerliebſt, daß man es gar nicht müde werden konnte, dies kleine Wunder zu betrachten und der benachbarte Adel oft ſchon ſeine Unzufriedenheit darüber äußerte, daß ihr Vater ſie beſtimmt habe, künftig in der Pikardie leben zu ſollen, und dadurch ſeiner Provinz im Voraus eine ihrer ſchönſten Zierden entzogen habe.

Niemand war indeſſen mit dieſem Entſchluß des Barons unzufriedener, als Adelindens Pathin, die Gräfin Laval. Stolz und eigennützig wünſchte ſie, als Mutter eines einzigen Sohnes, leidenſchaftlich, ihn mit einer Erbin verbunden zu ſehen, die ihn durch ihre Hand zum reichſten und mächtigſten Herrn der Provinz erheben konnte. Sie kannte indeſſen den Karakter des Barons zu gut, um der Hoffnung Raum zu geben, ihn zu einem Wortbruch verleiten zu können; allein ſie erwartete vom Zufall und von der Zukunft irgend eine Begünſtigung ihrer Plane, und bot in dieſer Vorausſetzung alles auf, ſich das Vertrauen des Barons und die Freundſchaft ſeiner Gemahlin zu gewinnen. Es gelang ihr auch ſo gut, ſich bei ihnen einzuſchmeicheln, daß ſie von beiden das förmliche Verſprechen erhielt, Adelinde mit ihrem Sohn Richard zu vermählen, wenn das Schickſal durch irgend ein unvorherzuſehendes Ereigniß ihre Verbindung mit Guido löſen ſollte, und ſo ward die kleine Adelinde ſchon in ihrem ſechsten Jahre von der Kette einer zweifachen Zuſage ihrer Hand gefeſſelt.

Der Graf v. Rhetel und der Baron du Creſſi wechſelten häufig Briefe, deren Hauptinhalt die Liebenswürdigkeit und die Trefflichkeit ihrer Kinder war. Der Graf mahlte ſeinen Sohn mit aller der, jedem Vater natürlichen, Partheilichkeit. Er ſah in ihm ſchon, wie er ſeinem Freunde ſchrieb, alle die Eigenſchaften keimen, die einen Helden bilden. Ritterlich, voll Ehrgefühl, brav und kühn brannte Guido ſchon vor Verlangen, das Schwerdt zu tragen und ſeinen Ahnen nachzueifern, indem er, wie ſie, ſeinem Vaterlande und ſeinem König ruhmvoll diene. Der Baron rühmte dagegen dem Grafen die aufblühenden Reize ſeiner Tochter, die herzgewinnende Sanftmuth ihres Karakters, ihre Gelehrigkeit und die ſittige Anmuth ihres ganzen Weſens. Beide Freunde wünſchten gleich ſehnlich den Tag herbei, wo die Verbindung dieſer geliebten Kinder das Band ihrer treuen Freundſchaft noch feſter ſchlingen und das Glück derſelben vollenden ſolle.

Guido war elf, Adelinde ſieben Jahr alt, als man es angemeſſen fand, den Erben von Rhetel zu einem Beſuch ſeiner Braut nach Schloß Creſſi zu ſenden. Seine Eltern rüſteten ihn zu dieſer Reiſe auf das Prächtigſte aus und ſeine Kleidung ſowohl als ſein Gefolge zeugten von dem Reichthum und dem Stand ſeines Vaters. Er beſtieg das hübſcheſte, koſtbar aufgezäumte, kleine Pferd, das nur aufzufinden geweſen war und um den Hals hing ihm ſeine Mutter beim Abſchied eine in Juweelen gefaßte Reliquie an reicher Perlenſchnur, die von ihr zu einem Geſchenk für ihre künftige Schwiegertochter beſtimmt war. Auch empfohl ſie ihm angelegentlich, recht höflich, recht artig zu ſeyn, ſeine kleine Braut von ganzem Herzen lieb zu haben, und alles aufzubieten, ihr gefällig zu werden, und ihr ſittig zu dienen und aufzuwarten, wie es einem adelichen Jungherrn gezieme. **Guido** verſprach, ſo ehrlich als möglich ihre Befehle zu erfüllen; allein ſeine Erziehung ſowohl als ſeine Natur machten ihm dies unmöglich. Die erſte war ſehr vernachläſſigt und zu viel Nachſicht hatte ihm all die ungeſtüme Rohheit gegeben, die die Gewohnheit ſich in nichts Zwang aufzulegen, unausbleiblich bei lebhaften Kindern erzeugt.

Heftig und brauſend waren die wildeſten Spiele ſeine Lieblingsſpiele und bei einer in ſeinem Alter ſeltenen Kraft und Gewandtheit war Balgen ſein liebſter Zeitvertreib, und ein unruhiger Thätigkeitsdrang machte es ihm eben ſo unmöglich, eine Viertelſtunde auf einem Platze ruhig zu bleiben, als irgend einem ſtillern Spiel Geſchmack abzugewinnen. Sein Gang ſchon war ein ſtetes Laufen, Springen und Rennen. Auch hatte, trotz ſeiner ſchönen ſchwarzen Augen voll Feuer und Leben und ſeinem roſigen lachenden Mund voll der weißeſten Zähne, ſein Geſicht bei einem angenehmen Zuge unverkennbarer Gutmüthigkeit doch nichts Ausgezeichnetes und er hatte mehr das Anſehen eines derben, geſunden Bauernbuben, als das eines fein und vornehm erzogenen Jungherrn. Keck und handfeſt erſchien er auch in ſeinem ganzen Benehmen; eben ſo unfähig zur Verſtellung als zur Bosheit, war er höchſt ungeduldig und eigenwillig, beachtete ſo leicht keinen Verweis, duldete keine Zurechtweiſung und beantwortete eine Drohung nur zu oft und zu gern mit dem erſten Schlag.

Guido's Ankunft erregte im Schloß Creſſi die lebhafteſte Freude und er wurde unter Glokkengeläut und Trompetenſchall, begrüßt von dem Zujauchzen der Unterthanen, die alle herbeigeſtrömt waren, den künftigen Gemahl ihres kleinen Erbfräuleins zu ſehen, auf das Feſtlichſte empfangen. Der Baron, dem ſeine Züge das Bild ſeines Freundes Adhemar zurückriefen, fand ihn allerliebſt und gewann ihn väterlich lieb. Seiner Gemahlin gefiel er ſchon weniger,

weniger, ſie nahm ihn indeſſen doch mit vieler Herzlichkeit und Güte auf; allein ganz entſchieden mißfiel er der kleinen Adelinde, deren Neigungen und Erziehung auch den grellſten Gegenſatz mit den ſeinigen bildeten. Seine Gegenwart beläſtigte ſie, ſeine Spiele ermüdeten ſie und bald wurde er und ſein Umgang ihr unerträglich. Sanft, artig, wohlerzogen und ſo verſtändig, als man es nur immer im ſiebenten Jahre ſeyn kann, konnte ihr Guido's wilder Ungeſtüm und ſeine Ungezogenheit nicht gefallen; er betäubte ſie, wenn er ſo laut und ſchreiend mit ihr redete; er that ihr wehe, wenn er ſie im Spiel anfaßte, und war für ihre Puppenzartheit nie behutſam und achtſam genug gegen ſie. War er bei ihr in ihrem Zimmer, ſo faßte er alles an, zerbrach alles, trat ihrem Hündchen auf die Pfoten, verſchüchterte die Vögel und ängſtigte ihr Eichhörnchen. Gingen ſie zuſammen ſpazieren, ſo zwang er ſie, ſtatt ſich ſittig nach ihren kleinen zierlichen

Schritten zu bequemen, mit ihm zu laufen, zog ſie mit Gewalt fort, führte ſie in Diſtel und Neſſeln, auf ſchmutzige, naſſe Stellen, wollte ſie dann tragen und achtete eben nicht darauf, ob er ſie bei den Armen, den Haaren oder den Füßen zu packen kriegte. Oft ließ er ſie auch ganz im Stiche, um am Ufer des Kanals, der den Garten einſchloß, mit den Jungen zu spielen oder zu fiſchen; naß und ſchmutzig kam er dann zu ihr zurück, wollte ſeine kleine ſchmollende Braut zur Verſöhnung umarmen und zerknitterte dabei ihren Schleier, zerriß ihre Spitzen oder ſtreichelte wohl gar ihr Geſicht mit ſeinen rothen und naſſen Händen. Die Kleine, ſonſt ſo ſanfte und friedſame Adelinde, ſchrie jetzt beinah den ganzen Tag, und wenn die Zofen herbeieilten und nach der Urſache ihrer Thränen fragten, ſchalt ſie auf den groben häßlichen Jungen, der ihr, ohne es zu wollen, ſo viel zu Leide that.

Ganz anders war der zehnjährige Richard Laval, der oft ganze Monate zu Creſſi zubrachte und auch in dieſer Zeit da war. Lang und ſchlank aufgeſchoſſen, fein und wohlerzogen, war er ein ſehr hübſcher Knabe, mit den ſchönſten, zierlich gelockten blonden Locken, regelmäßigen Geſichtszügen und blaſſer, aber ſehr reiner Farbe. Sanft und ſtill, wie er war, konnte auch er Guido's wilden, ermüdenden Spielen keinen Geſchmack abgewinnen, und doch war er zu nachgiebig, ſeine Theilnahme daran zu verſagen, wenn Guido ihn dazu aufforderte. Er war für Adelinde, die ihn ſichtlich vorzog, ein Gegenſtand der freundlichſten Aufmerkſamkeit, und nie fehlte ihm ihre zärtlich bedauernde Theilnahme, wenn er ſich gegen ſie und gemeinſchaftlich mit ihr über ihren handfeſten Spielgeſellen beklagte. Auch zog er, zum Wettlauf zu langſam, zum Ringen zu ſchwach, immer Guido gegenüber den Kürzeren und erhielt von ihm manchen Puff, manchen Schlag. Jämmerlich weinend lief er dann zu ſeiner kleinen Beſchützerin, die ſeine Thränen trocknete, ihn liebkoſend tröſtete und eifrig auf den groben, unausſtehlichen, abſcheulichen Guido ſchalt. Dieſer fühlte ſich durch ihr Schimpfen beleidigt und durch ihr ſittliches Mißfallen gekränkt. Man verklagte ſich gegenſeitig; der Baron ſchalt ſeine Tochter, die Baronin Guido und alle drei Kinder erhielten den Befehl, ſich zu verſöhnen und ſich künftig beſſer mit einander zu vertragen. Allein auf jede ſo geſchloſſene Verſöhnung folgte bald ein neuer, noch haſtigerer Zank.

Guido's Sinn war, bei aller ſeiner Ungezogenheit, ſtolz und hochfahrend; er fühlte ſich von ſeiner Braut zurückgeſetzt und, dadurch beleidigt, fing er nun an, in ſeinen Reden und ſeinem Betragen ihrer eben ſo wenig zu ſchonen als ſie ſeiner, ſo daß in kurzer Zeit ihre Abneigung und ihre Erbitterung auf einander gegenſeitig wurde. Anfänglich hatte man ihre Zänkereien und den Unfrieden, in dem ſie lebten, keineswegeſ ernſtlich beachtet; allein jetzt fing man an, dadurch beunruhigt zu werden, und der Baron glaubte, in der Feierlichkeit einer öffentlichen Verlobung ein Mittel entdeckt zu haben, die Herzen der beiden Kinder ſich näher zu bringen, indem er von der Pracht und der Heiligkeit dieſer Ceremonie erwartete, daß ſie beide geſetzter, Guido ſittiger und Adelinde verträglicher machen werde. Dieſe Erwartung wurde indeſſen getäuſcht, da der Held und die Heldin des Feſtes noch vor Beſchluß deſſelben von Neuem mit einander uneins wurden. Adelinde trug einen Kranz und auch einen Beſatz von kleinen weißen Roſenknospen; Guido zerriß im Tanz mit ſeiner kleinen Braut ungeſchickter Weiſe die ſchön geſchlungene Blumenkette, und Adelinde ward darüber ſo zornig, daß ſie den ganzen Beſatz abriß, ihn mit Füßen trat, darauf Guido ins Geſicht warf und weinend aus dem Tanze lief. Von dieſem Augenblick an blieben beide unverſöhnlich, und ihre gegenſeitige Abneigung ward wahrer Haß. Vom Morgen bis zum Abend ſchalten, neckten, zankten, kniffen und kratzten ſie ſich, und nach vielfältig wiederholten, allein vergeblich gebliebenen Verſuchen, einen dauerhaften Frieden zwiſchen ihnen zu ſtiften, mußte man ſich entſchließen, ſie von einander zu trennen, wenn ſie ſich nicht, in ihrem Brautſtande ſchon, die Augen auskratzen ſollten. Guido ward, zu Adelindens großer Freude, zu ſeinen Eltern zurückgeſandt, wohin er von ihr das allerwidrigſte Bild mitnahm, feſt entſchloſſen, ſie nie wieder zu ſehen und ſie nie zur Frau nehmen zu wollen.

Ihre Freude über ſeine Abreiſe ward indeſſen durch den Kummer getrübt, wenige Tage nachher auch ihren kleinen ſanften Freund Richard ſcheiden zu ſehen, der mit ſeinen Eltern nach Paris ging, wohin der König ſeinen Vater berufen hatte und wo ſeine Erziehung vollendet werden ſollte. Die Gräfin ſorgte aber dafür, daß die Freundſchaft des Barons und ſeiner Gemahlin nicht erkalte, indem ſie durch öftere Briefe und Sendungen ihr und auch ihres Sohnes Andenken bei den Eltern und bei der Tochter lebendig erhielt.

Im Lauf der nächſten ſieben Jahre ward die Gräfin v. Rhetel Mutter eines zweiten Sohnes, deſſen Geburt die geheimen Pläne ihres Erſtgebornen zu begünſtigen verſprach, da dieſer innig wünſchte, ſeinen Pathen, den Grafen v. Penthieu, zu begleiten, der an der Spitze der Blüthe des jungen franzöſiſchen Adels über die Alpen ging, um Franz v. Bourbon eine anſehnliche Verſtärkung zuzuführen. Der Graf v. Rhetel wünſchte ſeinen Sohn mit Adelinde verheirathet zu ſehen, ehe er ſich den Gefahren des Krieges Preis gab; aber die Abneigung des Knaben gegen ſeine Verlobte war in dem Herzen des Jünglings zu einem ſo feſtgewurzelten Vorurtheil geworden, daß er ſein und aller ſeiner Freunde ganzes Anſehen bei ſeinem Vater aufbot, um von ihm den Aufſchub dieſer Verbintung bis nach geendigtem Feldzug zu erhalten. Sein Wunſch ward ihm endlich gewährt und froh verließ er das elterliche Schloß, um ſich zur Armee zu begeben. Der Name ſeines Vaters und das Andenken der glänzenden Tapferkeit, mit der dieſer ſich verherrlicht hatte, ſicherten dem Sohn eine ehrenvolle Aufnahme und berechtigten zu ſtolzen Erwartungen von dem Erben eines ſo erlauchten Hauſes; doch Guido übertraf dieſe noch und ſchon im zweiten Jahr ſeines Kriegerlebens war ganz Frankreich voll von ſeinem Waffenruhm und ſeiner freudigen Heldenluſt.

Auch Adelinde war jetzt herangewachſen und die Blüthe ihrer Schönheit begann ſich in reicher Herrlichkeit zu entfalten. Ihr Wuchs erhob ſich über die mittlere Größe, ohne die ihm ſeit ihrer früheſten Kindheit eigene, faſt ideale Zartheit und Grazie zu verlieren, und die heiterſte Jugend gab ihren ſeelenvollen Zügen einen Glanz, dem ähnlich, den man im Schimmer der Morgenröthe an den, vom Thau glänzenden, friſch aufgeblüheten Roſen bewundert. Ihr Geiſt war hell, ihr Herz gefühlvoll und rein, und dabei war ſie in hoher Anmuth aller Zierlichkeiten des vornehmen Lebens und der Bildung zu Kunſt und Talent Herrin. Frankreichs edelſte Söhne warben um ſie; noch feſt hing ihr Vater an ſeinem dem Freunde gegebenen Wort, und vergebens ſuchte man ihn zu überzeugen, wie Adelinde und Guido gegenſeitige Abneigung hinreichenden Grund biete, ein Band zu löſen, das beiden zur drückenden Feſſel zu werden drohe. „Meine Tochter iſt verlobt," war und blieb ſeine Antwort — „ſie war es ſchon vor ihrer Geburt, und als eine geborne Gemahlin des Grafen von Rhetel, habe ich kein Recht mehr, über ihre Hand zu verfügen."

Adelindens Herz nahm an dem glücklichen Erfolg der häufigen Bewerbungen um ſie keinen nähern Antheil; aber der Bewegungsgrund der abſchlägigen Antworten ihres Vaters betrübte ſie, weil auch ſie in ihrer Erinnerung von **Guido** ein Bild bewahrte, das ihren Abſcheu vor dem Gedanken, ſein werden zu ſollen, ſtark und lebendig erhielt. Noch immer ſah ſie in ihm jenen unbändigen, wilden, trotzigen Jungen, der über alle Gräben ſetzte, alle Bäume erkletterte, ſie in ſeiner Unachtſamkeit um und um lief, und dann mit zerzauſetem Haar, zerriſſener Kleidung und ſchmutzigen Fäuſten zu ihr zurückkam. Welchen Frieden, welches Glück konnte ſie ſich von der Verbindung mit einem Mann verſprechen, der ſo ganz unfähig war, ſich mit dem Wunſch und der Sorge, zu gefallen, zu beſchäftigen! Wie mußte der Tumult des Lagers, die kecke Freiheit des Kriegerlebens in ihm jene angeborne Wildheit und rauhe Verwegenheit entwickelt haben, die einer zartfühlenden Gattin an ſeiner Seite jede Hoffnung auf ſtilles Lebensglück und heitern Frieden verſagten!

Und doch ſchien ſein, als Krieger täglich höher ſteigender, Ruhm die Unwiderruflichkeit ihrer Verbindung mit ihm noch feſter zu beſtimmen, da er ihren Vater ſtolz auf ſeine Wahl machte und er ſowohl als der Graf Adhemar mit Ungeduld nur das Ende des Feldzugs erwarteten, um dann ohne Verzug die Vermählung ihrer Kinder feiern zu können. Adelinde weinte im Stillen, und war grauſam genug, oft eine Verlängerung des Krieges zu wünſchen; doch während ſie mit Schmerz und Furcht kämpfte, erſchien der Tag, wo Franz von Bourbon in den Gefilden von Ceriſalles ſich und ſeinem Heer unſterblichen Ruhm erkämpfte, wenn gleich die Lorbeeren ſeines Sieges von der Tapferkeit der Feinde mit dem edelſten franzöſiſchem Blut erkauft werden mußten. Ein dumpfes Gerücht nannte auch Guido unter den Gefallenen, und bald beſtätigten es alle Briefe, alle Todtenliſten, daß er, fortgeriſſen von ſeinem Löwenmuth und nur von wenigen der Seinigen begleitet, ſich zu unbeſonnen der Verfolgung der fliehenden Feinde überlaſſen und von ihnen wahrſcheinlich getödtet worden ſey, da ſo wenig Er, als irgend ein Mann ſeines kleinen Haufens wieder zu dem Heer zurückgekehrt war. Man hatte ſein Pferd todt, einen Theil ſeiner Rüſtung auf der Erde verſtreuet und ſein zerſprungenes Schwerdt gefunden, ihn ſelbſt aber unter den Todten nicht erkennen können. Der Tod des jungen Helden koſtete den großen Bourbon Thränen; er verdüſterte die Freude der triumphirenden Armee, und in das Jubelgeſchrei des Sieges miſchte ſich die wehmüthige Klage um den Gefallnen.

Trotz aller dieſer Umſtände war indeſſen den trauernden Elternherzen noch ein Zweifel leiſer Hoffnung erlaubt; doch, ach! auch er ſchwand, als jetzt Olivier, Guido's treueſter Diener, auf dem Schloſſe Rhetel erſchien. Er hatte ſeinen Herrn im Gewühl der Schlacht nicht aus den Augen verloren, und begleitete ihn auch, als ſie beim Nachſetzen auf eine Schaar der Feinde ſtießen, die bei dem Anblick ihres kleinen, ſie verfolgenden, Haufens ſich dieſem entgegenwarfen. Schwer verwundet ſank Olivier gleich im Anfang dieſes Gefechtes vom Pferde; doch ſah er noch, wie Guido die überlegene Zahl der Feinde angriff, warf, ſie in die Flucht jagte und wie dann ein Haufe der Fliehenden ſich aufs Neue um einen ſpaniſchen Officier ſammelte; er ſah, von der Mehrzahl überwältigt, Guido's Waffengefährten um und neben ihm ſinken, ſah das Pferd des Helden ſtürzen und hundert auf ihn gezückte Schwerdter über ſeinem Haupte blitzen. Bei dieſem Anblick verlor der treue, aus mehrern tiefen Wunden blutende, Diener den Gebrauch ſeiner Sinne. Barmherzige Landleute, die am andern Morgen noch einige Spuren des Lebens in ihm zu entdecken glaubten, trugen ihn in ihre Hütte, und behielten ihn bis zu ſeiner Wiederherſtellung bei ſich. Aber er wußte es ihrer Menſchlichkeit keinen Dank, ihn ins Leben zurückgerufen zu haben, und bedauerte es innig, daß er nicht ſeinen letzten Tropfen Blut für ſeinen Gebieter vergoſſen und mit ſeinem Tode ſeine Liebe und Treue für ihn verſiegelt hatte.

Auch im Schloſſe Creſſi war tiefe Trauer um den Frühgefallenen. Der Baron ließ dem jungen Helden, in dem er einen Sohn geliebt hatte, ein feierliches Todtenamt halten, und errichtete in der Kapelle des Schloſſes ein Monument zu ſeinem Andenken und zur Verherrlichung ſeines in ganz Frankreich gefeierten Namens. Adelinde trug auf Befehl ihres Vaters tiefe Trauer um den Verlobten und, in ihrem ſchwarzen Wittwenſchleier gehüllt, brachte ſie im ſtillen Gebet manche Stunde an ſeinem Grabmal zu. Ihre früher empfundene Abneigung gegen ihn war mit ihm in ſein frühes Grab verſunken, und ihr Herz trauerte voll zärtlichen Mitleidens um den, an deſſen Schickſal das ihrige durch heilige Eide geknüpft geweſen war. Sein Ruhm erhellte jetzt mit ſeinem lichten Schimmer ſein Andenken, und, niedergeſunken an ſeinem Grabe, betete ſie inbrünſig für die Ruhe ſeiner Seele und beſchwur in mancher ſtillen Stunde ſeinen Schatten, ihr ihren ehemaligen Haß und ihren vielleicht ungerechten Abſcheu gegen die Verbindung mit ihm zu verzeihen.

Da man um die geheim gebliebene Verabredung der Gräfin Laval mit dem Baron du Creſſi nicht wußte, ſo belebte und erneuerte Adelindens Trauer die Wünſche ihrer Bewerber, und alle, welche auf eine Verbindung mit dem edeln Hauſe Anſpruch machen durften, boten von Neuem alles auf, die Gunſt des Vaters, das Wohlwollen der Mutter und die Neigung der ſchönen Tochter zu gewinnen. Allein des Barons Erklärung ſeiner mit der Gräfin Laval eingegangenen Verbindlichkeit tödtete die neu entkeimten Hoffnungen aller dieſer Bewerber, und Adelinde ſelbſt erfuhr nun auch zuerſt, wie Guido's Tod ihr keinesweges die Freiheit ihrer Wahl zurückgegeben habe. Weit entfernt aber, mit dieſer Entſcheidung ihres Vaters unzufrieden zu ſeyn, ehrte ſie dieſelbe mit heiterer Folgſamkeit. Ihr Gedächtniß bewahrte noch immer mit ſtiller Neigung das angenehme Bild ihres Jugendgeſpielen, und ſie erinnerte ſich oft und gerne ſeiner ſchönen, ſanften Züge, der Friedfertigkeit ſeines Karakters und der Uebereinſtimmung ihres Geſchmacks und ihrer Anſichten. Je mehr ſie ſich dies Bild jetzt verlebendigte, je öfterer ſie an ihn und die gegenſeitige Zärtlichkeit dachte, die ſie in ihrer Kindheit mit einander verband, je lieber ward ihr die Hoffnung, in ihm den Freund ihres Herzens zu finden, deſſen Karakter und deſſen Liebenswürdigkeit das Glück ihres Lebens zu ſichern vermöge. Ihr Trauerjahr war auch noch nicht völlig beendet, als ihr Vater die Nachricht vom Tode des Grafen Laval und zugleich von der Gräfin Briefe erhielt, die ihm ihre und ihres Sohnes nah bevorſtehende Rückkehr nach der Normandie und ihren Beſuch meldeten.

Ein naher Verwandter des Hauſes Laval war

war der Ueberbinger dieſer Briefe. Er nannte ſich Taffard und im Beſitz aller der Vorzüge, die Reichthum und Geburt zu geben vermögen, fehlten ihm dagegen alle Eigenſchaften, welche dem Mann Achtung und Anſehen ſichern. Seit mehreren Jahren hatte er ſeine, nahe bei Schloß Creſſi gelegenen, Beſitzungen verlaſſen und war unſtät umhergeirrt, in der Hoffnung, die Zeit ſolle während ſeiner Abweſenheit mit dem Schleier der Vergeſſenheit eine Begebenheit bedecken, die er ein Unglück, andere ehrenwerthe Männer eine Ehrloſigkeit nannten. Auf ſeiner Rückkehr traf er mit ſeiner Tante, der Gräfin Laval, zuſammen und erfuhr von ihr die bevorſtehende Heirath ihres Sohnes mit dem Erbfräulein du Creſſi. Er erinnerte ſich dabei der Reize des ſchönen Kindes, von denen man ſchon, als er die Normandie verließ, ſo viel Rühmens gemacht hatte, und erbot ſich, die Briefe der Gräfin Laval ſelbſt im Schloſſe

Creſſi, bei dem ihn ſein Weg vorbeiführte, abzugeben.

Kaum ſah er aber Adelinde, als auch in ihm die Begierde erwachte, ſeinem Vetter Richard die ihm beſtimmte Braut zu entreißen. Die größten Schwierigkeiten ſtanden aber der Ausführung eines Planes entgegen, den keine Hoffnung irgend eines Vorzugs von Seiten Adelindens oder ihrer Eltern zu begünſtigen verſprach. Sein Alter und ſeine Häßlichkeit würden ſchon, ohne Rückſicht auf ſeinen Ruf, ſeine Mitbewerbung um die Hand eines ſo blühend ſchönen jungen Mädchens lächerlich gemacht haben. Die Natur ſchien bei ſeiner Bildung ordentlich darauf geſonnen zu haben, ſie aus den widerwärtigſten und dabei auf das grellſte zuſammengefügten Theilen zuſammenzuſetzen, und dieſe äußere Häßlichkeit war bei ihm die Hülle einer noch häßlicheren Seele. Falſch, treulos, feige, ſchadenfroh, ein Sklave aller laſterhaften Neigungen ſah er in Ade-

lindens Schönheit und Reichthum nur einen erwünſchten Raub, und ſann darauf, durch Liſt und Gewalt ihren Beſitz zu erzwingen. Er beſchloß ſie zu entführen, Frankreich mit ihr zu verlaſſen und ſich unter einem fremden Himmel gewaltſam zum Herrn ihres Schickſals zu machen. Während er ſich noch mit dem Erſinnen eines Plans zur Ausführung ſeines gottloſen Vorhabens beſchäftigte, kam die Gräfin v. **Laval** mit ihrem Sohn in der Normandie an. Entzückt über die Erfüllung ihres ſo lange genährten Wunſches, **Richard** mit **Adelinden** verbunden zu ſehen, eilte ſie ſogleich mit ihm nach **Creſſi**, um ihn ihren Eltern und ſeiner holden Verlobten ſelbſt vorzuſtellen. Ihre Gegenwart führte dort alle Luſtbarkeiten zurück, die **Adelindens** Trauer ſeit einem Jahre aus den Mauern des Schloſſes verbannt hatte; die trüben Erinnerungen verbleichten und man beſchäftigte ſich nur mit den Vorbereitungen zur glänzenden Feier der nahen Verbindung des

Grafen v. Laval mit dem Fräulein du Creſſi.

Wie weit entfernt war aber Adelinde, dieſe Freude ihrer Eltern zu theilen! Welches ſchmerzliche Erſtaunen hatte ſie ergriffen, als ſie den ſüßen Freund ihrer Kindheit wieder ſah und beobachtete! Es war noch derſelbe, ihr Auge fand die bekannten Züge wieder — ſie ſah dieſelben blonden Locken, dieſelbe ſchlanke, zierliche, jetzt zum Jüngling aufgeſchoſſene Knabengeſtalt — er war noch immer ſo ſittig, ſo wohlerzogen, ſo anſtändig geregelt in ſeinem ganzen Betragen, wie in allen ſeinen Aeußerungen und Neigungen; aber ſein Geſicht war ohne Ausdruck, ſein Auge ohne Seele, ſeine Geſtalt ohne Anmuth, ſein Betragen ohne Würde, ſeine Unterhaltung ohne Geiſt. Er erſchien ihr fade, läppiſch, träge; unfähig ſelbſt zu handeln und zu denken, ließ er ſich in Allem von ſeiner Mutter leiten, führen, beſtimmen, ohne daß irgend eine Anregung tiefen und eigenen Lebens ihn jereizte, ſich weſentlich mit ſich ſelbſt und mit Andern zu beſchäftigen.

Und dieſem Mann ſollte ſie vor dem Altar geloben, ihn zu lieben, zu achten und ihn als den Gebieter ihres Schickſals zu ehren! Unmöglich! unmöglich! ſie konnte dieſen weibiſchen Schwächling nur verachten. Er hatte ſein Gedächtniß mit einer Menge feiner Schmeicheleien und galanter Redensarten belaſtet, allein er taugte nicht einmal dazu, das mühſam Eingelernte ihr gegenüber anzubringen. Immer fiel ihm gerade das für den Augenblick Unpaſſendſte davon ein; bald hatte er den Anfang, bald das Ende eines Kompliments, bald in der Mitte das verbindende Wort vergeſſen, und indem er in ſeiner Verrathskammer ängſtlich darnach ſuchte, entſchlüpfte ihm der Faden ſeiner Rede und er verlor ſich ſtammelnd in den ſchwülſtigſten Unſinn.

Jetzt erſt lernte Adelinde Guido's Verluſt fühlen und betrauern. Alle ſeine ſonſt für ſie ſo abſtoßende Rauhheit erſchien ihr; mit Richards Auſternhaftigkeit verglichen, mehr als erträglich. Der heldenmüthige Sohn des Grafen von Rhetel hätte doch wenigſtens das Schickſal ſeiner Gattin mit dem Glanze ſeines Ruhmes erhellt; ſie hätte ihn, wenn auch nicht zu lieben, doch zu achten vermocht, und welche Frau könnte denn auch wohl, ohne ein ſtolz erhebendes Gefühl von Glück, ihren Gatten von der öffentlichen Achtung allgemein gefeiert ſehen! mit welcher Sicherheit würde ſie im Leben als Guido's Hausfrau dageſtanden haben und wie unſicher, wie ſchwankend und gefahrvoll würde ihr Loos, wenn ſie den Namen dieſes einfältigen, zu ewiger Unmündigkeit beſtimmten Richards führen mußte! Alle ihre Ehrfurcht für die Befehle ihres Vaters, alle ihre Kindesliebe und ihr Gefühl für Kindespflicht konnten ihr nicht den Muth geben, ſich mit dem Gedanken an eine ſo grauſame, ſo demüthigende Verbindung zu verſöhnen.

Kaum hatte auch Graf Richard einen Monat in der Normandie zugebracht, als man es allgemein anerkannte, wie wenig er das Glück verdiene, der Gemahl des ſchönen und allgeliebten Fräuleins zu werden. Alle Freunde des Barons vereinigten ſich, ihm vorzuſtellen, daß er das Glück ſeiner Tochter nicht dem habſüchtigen Ehrgeiz der Gräfin v. Laval opfern dürfe und daß die Vorzüge dieſer Verbindung in Hinſicht auf das Alter, die Geburt und den Reichthum des jungen Grafen, nie den Mangel einer ſo entſchiedenen Ungleichheit an Geiſt, Bildung und Seelenwerth vergüten könne. Der Baron hielt, obgleich auch ihm der erwählte Schwiegerſohn entſchieden mißfiel, eiſenfeſt an ſeinem gegebenen Worte. Vergebens warf ſich Adelinde troſtlos zu ſeinen Füßen; ihre Thränen, ihre heißen flehentlichen Bitten vermochten ſeinen Entſchluß nicht zu ändern. Sie wandte ſich an ihre Mutter, ihre Verwandte; keine Vorſtellung derſelben fand bei ihm Gehör. Des

Barons unerſchütterliche Treue im Halten eines gegebenen Wortes entſchied ihre Heirath unwiderruflich und mit ihr das unvermeidliche Unglück ihres Lebens, wenn ſie ſich nicht durch einen Schritt rettete, der, ihren eigenen Anſichten nach, eben ſo kühn als tadelhaft, ſie vermittelſt einer Flucht aus dem elterlichen, mit dem Verluſt aller ihrer Hoffnungen auf Glück, von dieſem Unglück errettete.

Nach langem Kampf und vielfachen, eben ſo vergeblichen als ſchmerzlichen Anſtrengungen, ſich in ihr Schickſal fügen zu lernen, ſann Adelinde auf ein Mittel, ihren Ungehorſam vor ihrem eigenen Herzen und in den Augen der Welt ſoviel wie möglich zu rechtfertigen. Sie beſchloß alſo, ſich dem Himmel zu weihen und unter fremden Namen in irgend einem Kloſter ſo lange in tiefer Verborgenheit zu leben, bis ihr ausgeſprochenes Gelübde zwiſchen ihr und Richard eine ewige Scheidewand gezogen habe. In früher Kindheit hatte ſie einmal mit ihrer Mutter einige Tage in einem Kloſter zugebracht, das nur drei Tagereiſen von ihrem Schloſſe entfernt war, und in welches ſie ſich jetzt zu flüchten beſchloß. Zur Ausführung ihres Entſchluſſes bedurfte ſie aber einer Vertrauten und erwählte zu dieſer eine ihrer liebſten Dienerinnen. Bertha erſchrak vor dem Plan ihrer Gebieterin und flehte Adelinden fußfällig an, ihn aufzugeben; doch beſiegt von den Thränen ihrer Gebieterin, gewonnen durch ihr Vertrauen, verſprach ſie endlich, ihre Flucht zu begünſtigen, ſie auf derſelben zu begleiten, und ſich mit ihr in das Kloſter einzuſchließen. Auch übernahm ſie es, für Pferde und einen ſichern Wegweiſer zu ſorgen, und Beide verabredeten es, daß Adelinde, drei Tage vor dem zu ihrer Vermählung angeſetzten Tage, das Schloß verlaſſen ſollte.

Eine ältere Schweſter Berthas war ſeit Kurzem an den Stallmeiſter des Ritters Taffard verheirathet und an dieſen Schwager wendete ſie ſich jetzt, um von ihm zu ihrer Flucht Pferde und einen Wegweiſer zu erhalten. Anfangs zeigte er ſich ſehr ſchwierig; doch ein koſtbarer Ring aus Adelindens Schmuckkäſtchen änderte ſeinen Entſchluß, und er willigte in Bertha's Verlangen, die mit ihm dann die Nacht und die Stunde verabredete, wo er an einer Thüre des Gartens ihrer und ihres Fräuleins harren ſollte.

Ach wie ängſtlich klopfte Adelindens Herz bei Annäherung der Stunde, wo ſie, die bis jetzt ſo gehorſame, ſo zärtlich geliebte, Tochter, das elterliche Haus heimlich und auf immer verlaſſen ſollte! Wie viel Seufzer und Thränen koſtete ſie der ſchreckliche Gedanke, daß ſie den Unwillen und den Zorn ihres Vaters auf ſich ziehen werde! Oft wankte ihr Entſchluß, allein Richards Anblick, ſeine Nähe und die Zubereitungen zu einem von ihr mehr als den Tod gefürchteten Feſte, beſiegten in ihrer Seele jede andere Furcht und erneuerten in ihr den Entſchluß, Alles zu wagen, um dem eiſernen Joch zu entgehen, in das man ſie unauflöslich zu ſchmieden ſich bereitete.

Sie hatte es mit Bertha beredet, ſich in dem Kloſter für ein Paar Waiſen auszugeben, die, nach dem Tode ihrer Eltern, freie Macht hatten, ihr Schickſal ſelbſt zu beſtimmen, und da die Letztere glaubte, es werde ihnen nützlich ſeyn, ihre beiderſeitige Mitgabe gleich bei dem Eintritt in die Hände der Aebtiſſin niederlegen zu können, verbarg ſie unter den Kleidern und der Wäſche, die ſie für ihre Gebieterin einpackte, auch das Geld und den Schmuck derſelben, mit Ausnahme der ſchönen Reliquie, die Guido einſt Adelinden im Namen ſeiner Mutter überreicht hatte und die Dieſe auf Bertha's Bitte um den Hals hängen mußte, weil ſie ihr gläubig die Kraft zutraute, ſie vor aller Gefahr ſchützen zu können.

Mit zitternder Hand und gebrochenem Hergen ſchrieb **Adelinde** folgende Abſchiedszeilen an ihre Eltern:

„Bin ich denn wirklich gezwungen, mich dem unglücklichen Schickſal der Verbindung mit einem Mann, den ich durchaus nicht lieben und nicht achten kann, auf die einzige Art zu entziehen, die mir die Möglichkeit einer Rettung darbietet? In der tiefen Verborgenheit einer heiligen Einſamkeit will ich mein Leben dem Dienſt meines Gottes weihen, der mich allein zu tröſten vermag, wenn ich nicht mehr für meine Eltern leben darf. Zu den Füßen ſeines Altars will ich meinen Ungehorſam beweinen und meine ganze Seele dem Gram hingeben, meine theuren, unausſprechlich geliebten Eltern zu betrüben, da die Natur mich doch beſtimmt hatte, Ihr Troſt und Ihre Freude zu ſeyn und mein ganzes Herz nur den Einen Wunſch hatte, Dies zu werden. O mein theurer, verehrter Vater, verſtoßen Sie ihre arme Adelinde nicht auf immer! O meine Mutter, meine liebe, gütige Mutter, verzeihen Sie mir Ihre Thränen! Ich weiß, Sie werden um mich weinen und Ihr Herz wird es fühlen, wie unverſiegbar die Thränen ihrer troſtloſen Tochter, bei dieſer tödtlich grauſamen Flucht aus Ihren Armen, fließen."

Nur Bertha's ängſtliche Aufforderungen konnten Adelinde zum Aufbruch bewegen und erſt im grauen Dämmerlicht des erſten Morgenſcheins trat ſie, blaß und ſchwankend, von Bertha geführt, in den Garten, durch den ſie ihr Weg führte. Jetzt ſtand ſie an der verhängnißvollen Thüre, wo jenſeits derſelben ihr Wegweiſer ſie erwartete; noch einmal wandte ſie den thränendunkeln Blick auf das väterliche Haus zurück ein heller Morgenſtrahl lag auf dem Schlafzimmer ihrer Eltern — ſie erblickte ihn und ſank mit einem lauten Schmerzensſchrei auf ihre Knie nieder, Gott unter heißen Thränengüſſen anflehend, ihr Leben zu ſchützen und ihre Herzen zu ſtärken, daß ſie den Verluſt ihrer unglücklichen Tochter nicht zu tief, zu kummervoll betrauern, ihrer Tochter, die es fühlt, daß ſie, getrennt von ihnen, nicht lange leben und leiden wird.

Bertha hob ſie auf und ſtellte ihr die Gefahr eines längeren Verzugs vor. Sie nannte ihr Richards Namen und ein ſchneller Druck von Adelindens Hand öffnete die Pforte, wo der Wegweiſer ihrer ſchon lange harrte und das Fräulein ſchnell auf das für ſie beſtimmte Roß hob. Tief gehüllt in ihrem Schleier, folgte ſie ſeiner Leitung, die ſie bald, vom gebahnten Wege ab, auf engen Fußſteigen, in ein dichtverwachſenes Gehölz führte. Doch nach einigen Stunden verlor ſich jede Spur eines betretenen Weges; der Wegweiſer geſtand, ſich verirrt zu haben und man mußte ſich entſchließen, dem Lauf eines Baches zu folgen, den man traf, und der die Reiſenden gegen Abend zu einer einſam gelegenen Mühle führte, von deren Bewohner ſie mit treuherziger Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurden. Der Wegweiſer erſuchte das Fräulein, ſich hier auszuruhen, während er, den verlornen Weg wieder aufzuſuchen, ſich entfernen wolle. Matt und erſchöpft, wie ſie war, ließ ſie ſich Dies gern gefallen; aber die Sonne ging unter, ohne daß er wiederkehrte. Bertha ſuchte die Angſt ihres Fräuleins zu beſchwichtigen, ob ſie gleich innerlich ihre Beſorgniß theilte. Alle Augenblicke trat Eine von ihnen aus der Hütte, um in der Ferne nach ihm zu ſpähen und, auf den leiſeſten Laut horchend, ihn zu rufen; aber Alles blieb ſtill und einſam um ſie her. Die ängſtlichſten Gedanken durchkreuzten ſich in Adelindens Sinn. Was ſollte ſie hier in dieſer einſamen Wildniß beginnen, ohne Begleiter, ohne Führer, ohne Pferde, denn Dieſe hatte er mitgenommen? Mußte ſie nicht fürchten, von ihm verrathen zu ſeyn? und welche Hoffnung, welche Möglichkeit der Rettung und der Flucht blieb ihr dann noch! die Müllerin ſah ihre Unruhe, ihre Angſt und ihre Thränen, und glaubte Dieſe am beſten zu ſtillen, wenn ſie die junge Dame, die ſie nur durch Zufall von ihrem Gefolge entfernt glaubte, ermunterte, ſich über das lange Außenbleiben ihres Begleiters nicht zu ängſtigen, weil er, wie er ihr geſagt habe, nach dem Schloſſe des Fräuleins eilen wolle, um von dort aus für die Bequemlichkeit ihrer Rückkehr zu ſorgen, da ſie zu erſchöpft ſey, den Weg dorthin zu Pferde machen zu können.

„O mein Gott," rief Adelinde angſtvoll — „wo ſoll ich mich verbergen? wie die Blicke meines Vaters ertragen!" und da ſie in dieſem Augenblick das Geräuſch herbeieilender Roſſe und Pferde hörte, ſank ſie ohnmächtig in Bertha's Arme.

Als ſie erwachte, ſah ſie ſich von unbekannten Männern umgeben, deren rauhe Miene

und

und finſteres Schweigen ſie erſchreckte. Sie ſah Bertha, weggeriſſen von ihr, ſich in den Armen Einer dieſer Unholde ſträuben, der ſich bemühte ſie fortzuſchleppen; ſie fühlte ſich ſelbſt von den Armen eines Mannes umſchlungen. Vergeblich bot ſie alle ihre Kraft auf, ſich loszureißen; jetzt aber, als ſie das Geſicht dieſes Mannes erblickte, erkannte ſie ihn, trotz ſeiner Verhüllung und ſank mit einem Schrei des Entſetzens in eine noch tiefere Ohnmacht zurück.

Die Abendkühle, die Bewegung und Bertha's Sorgfalt erweckten ſie daraus. Sie fand ſich in einer verſchloſſenen Sänfte wieder und Bertha's Thränen beſtätigten es ihr, daß ſie in der Gewalt des Ritters Taffard war, deſſen Händen ſie ihr treuloſer Wegweiſer überliefert hatte. Ihr Entführer ſchlug mit ihr den Weg nach Navre ein, wo ſchon ein Fahrzeug ihrer wartete, ſie nach England zu bringen.

Adelinde war der Verzweiflung nahe, und feſt entſchloſſen, lieber den Tod als dieſen mißgeſchaffenen Böſewicht zum Gatten zu wählen. Sie mußte indeſſen der Gewalt weichen, mit der man ſie und Bertha in das Fahrzeug ſchleppte, deſſen Seegel ein günſtiger Wind ſchwellte und das ſeinen Lauf nach der Inſel Whigt richtete.

Taffard glaubte den Schmerz ſeiner ſchönen Gefangenen zu lindern, indem er mit ihr von ihren Reizen und der Gewalt ſeiner Leidenſchaft für ſie ſprach; doch der unverkennbare Abſcheu, die tiefe Verachtung, mit der ſie ihn behandelte, empörte den rohen Uebermuth des Böſewichts und er gebot ihr, ihre Aufführung gegen ihn zu ändern und nicht durch ihre Starrſinnigkeit einen Mann zu erzürnen, der unbedingt Herr ihrer Perſon und ihres ganzen Schickſals, es ganz in ſeiner Macht habe, ſie zur Reue über ihr Betragen zu zwingen und auf deſſen Schonung ſie ſich keine Rechnung machen dürfe, wenn ſie fortfahre, ſich ſo undankbar gegen Den zu zeigen, der ſie von der gefürchteten Verbindung mit dem Grafen Laval befreie, ohne daß es ſie das Opfer koſte, in geweihten Kloſtermauern ihre Jugend vertrauen zu müſſen.

Dieſe Drohungen vermehrten Adelindens Schrecken, ohne ſie zu einer Aenderung ihres Betragens gegen ihn zu bewegen und ſie flehte inbrünſtig zum Himmel, ſeine Sturmwinde loszuketten und im Abgrund des Meeres ihren verabſcheuungswürdigen Räuber, und mit ihm das troſtloſe Opfer zu verſenken, das er dem Unglück, vielleicht gar der Schande zu weihen beſchloſſen habe. Ihr Gebet blieb aber unerhört. Schon erhellten die Stralen der Morgenſonne die Küſte der Inſel, wo Taffard zu landen beſchloſſen hatte, die Anker wurden ausgeworfen und Adelinde ans Ufer getragen. Hoffend durchſpäheten ihre Blicke den fremden Strand; doch ſie erblickte keine Wohnung, kein Schiff, wohl aber in einiger Entfernung einige Leute, die, mit den Zurüſtungen zum Fiſchfang beſchäftigt, um ein Boot verſammelt waren und den günſtigen Augenblick benutzend, wo Taffard, von ihr abgewandt, ſeinen Leuten einige Befehle ertheilte, entriß ſie ſich den Händen Eines ſeiner Diener und floh, trotz ihrer Mattigkeit mit Vogelſchnelle den Fiſchern zu, indem ſie mit lauter Stimme Gott und Menſchen um Hülfe und Mitleid anflehte.

Bei dieſem Anblick und dem flehenden Laut ihrer ſeelenvollen Stimme eilte, aus dem, ihn bis jetzt verdeckenden Haufen der verſammelten Fiſcher, ein hoch und edel geſtalteter, ritterlich gekleideter Mann hervor und der Fliehenden ſchnell entgegen eilend, empfing er ſie, die athemlos zu ſeinen Füßen niederzuſinken im Begriff war, in ſeinen Armen. „Um Gottes und aller Heiligen willen,“ flehete ſie, kaum noch hörbar — „retten Sie mich vor dem ſchrecklichen

Schickſal, das mir die Unthat eines Böſewichts bereitet.“ In dieſem Augenblick hatte Taffard ſie ſchon ereilt und ſtreckte ſeine räuberiſche Fauſt aus, ſie den Armen ihres Beſchützers zu entreißen. „Zurück,“ rief Dieſer mit ernſtgebietender Stimme, und Adelinde ſeinem Diener übergebend, der zu ihm geeilt war, warf er ſich Taffard entgegen, der, da er ihn unbewaffnet ſah, mit gezücktem Schwerdt auf ihn eindrang. „Ehrloſer,“ rief er ihm furchtbar ergrimmt zu — und mit kunſtvoller Gewandtheit entriß er ihm blitzesſchnell die Waffe, warf ihn zu Boden und drohte ihn zu tödten, wenn er nicht jeder Gewaltthätigkeit gegen die Dame zu entſagen verſpreche.

Der feige Taffard, von den Seinigen verlaſſen, flehte demüthig um ſein Leben; allein in demſelben Augenblick, wo ſein Sieger ſich niederbeugte, ihm die Hand zu reichen, um ihn vom Boden zu erheben, zog er verrätheriſcher Weiſe einen kurzen, in ſeiner Schärpe verborgenen, Dolch, um damit das Herz ſeines großmüthigen Feindes zu durchbohren. Dieſer aber ward ſeiner Abſicht gewahr und warf ihn mit kraftvoller Hand von neuem dröhnend auf die Erde nieder. Einer der Fiſcher ergriff, empört von der Niederträchtigkeit des elenden Feiglings, einen Stein und ſchleuderte ihn nach dem Wortbrüchigen, deſſen Stirne er traf und ihn todt niederſtreckte. Der fremde Ritter rief darauf die Diener des Entſeelten herbei und befahl ihnen, den Leichnam und mit Ausnahme der der Dame gehörigen Sachen, alles Gepäck, das ſie ſchon ans Ufer gebracht hatten, wieder einzuſchiffen. Schweigend gehorchten ſie und lichteten dann augenblicklich die Anker.

Man trug Adelinde halb todt in die nächſte Hütte und eine Stunde verging, ehe ſie ins Leben zurückkehrte. Endlich öffnete ſie die Augen, aber ihr fehlte noch der Muth, einen Blick auf die ſie umgebenden Gegenſtände zu werfen, da ſie fürchtete, Taffard oder Einen ſeiner feinen Helfershelfer an ihrer Seite zu ſehen. Allein ſie hörte nun Bertha's frohe, gerührte Stimme, hörte von ihr die Verſicherung, daß ſie gerettet, daß ſie frei war! Es dünkte ſie aber nur ein Traum zu ſeyn; endlich warf ſie einen matten, furchtſamen Blick um ſich her; ſie ſah ſich von unbekannten Frauen umgeben und zu ihren Füßen einen Fremdling, der voll der ehrerbietigſten, zärtlichſten Sorgfalt um ſie bekümmert ſchien. Ihr Blick ward heller, ihre Erinnerung lebendig; ſie erkannte in dieſer edeln, ſtolzen, in jugendlicher Schöne glänzender Heldengeſtalt, ihren Erretter, ihren Befreier! Mit ſüßer holdſeeliger Verwirrung verſuchte ſie, es ihm danken zu wollen; aber nie hatte ſie ſich ſo arm an Worten gefühlt. Auch unterbrach er ſie mit der Verſicherung, nur an ihm ſey es dem Himmel zu danken, daß er ihn des Glückes gewürdigt habe, ihr nützlich werden zu können und mit ehrfurchtsvoller Innigkeit beſchwur er ſie, alle Unruhe von ſich zu bannen und nur auf die Herſtellung ihrer Geſundheit zu denken. Er habe ſchon eine Sänfte beordert, ſie nach dem nahgelegenen Schloſſe zu bringen, wo ſie Alles zu ihrer Aufnahme bereit finden werde und bis zur Ankunft derſelben ſchlage er ihr vor, das enge niedrige Zimmer der Hütte zu verlaſſen, da ihr die friſche Luft des kleinen Gärtchens wahrſcheinlich wohlthun werde. Sie erhob ſich und ihre Mattigkeit berechtigte ihn, ihr den Arm zu bieten und ſie ſorgſam zu führen.

Adelinde fühlte in innerſter Seele den Werth ſeines Betragens und die Anmuth ſeiner Sitte, die edle Haltung ſeines Anſtandes und die Feinheit ſeiner Unterhaltung weckten in ihr den Gedanken, daß ſie noch nie einen Mann geſehen habe, werth mit ihm verglichen zu werden. Sie hielt ihn für einen Engländer und für den Herrn des Schloſſes, in das er ſie geladen hatte und bat ihn daher, ihr, ſobald wie möglich, heute noch ein Fahrzeug zur Rückfahrt nach Havre zu verſchaffen. Sie erfuhr nun, daß er, wie ſie, ein Fremdling auf dieſer Küſte und, von Geburt ein Franzoſe, ein naher Verwandter des Grafen von Montreuil ſey, den er auf einer Reiſe nach London, wohin er von dem franzöſiſchen Hofe wegen einer wichtigen Unterhandlung geſandt ſey, begleitet habe. Er war daher erſt ſeit ungefähr einem Monat in England, als ihn Sir Heinrich Harvey beredete, mit ihm nach der Inſel Whigt zu reiſen, um ſeine Schweſter Lady Bedford, die Beſitzerin des nahgelegenen Schloſſes, zu beſuchen. Ein Spaziergang hatte ihn dieſen Morgen an das Ufer des Meeres geführt, wo er ſich, um das Vergnügen des Fiſchfangs zu genießen, ein Boot miethete, das er eben im Begriff war zu beſteigen, als Adelindens Hülferuf ſein Ohr und ſein Herz traf. „Und warum,“ fuhr er fort — „wollen Sie ſich jetzt ſo ſchnell von dieſem Ufer wieder entfernen? Werden Sie, ohne Nachtheil für Ihre Geſundheit und ſo matt wie Sie es noch ſind, eine neue Seefahrt ſo bald zu unternehmen vermögen? Werden ſie ſich nicht dadurch neuen Schrecken, neuen Gefahren ausſetzen? Ich erwarte in den nächſten Tagen von London eine Jacht, die beſtimmt war, mich dahin zurückzuführen; erlauben Sie mir, Sie in derſelben nach Navre begleiten zu dürfen und gewähren Sie mir, um Ihrer eigenen Geſundheit und Sicherheit willen, nur einige Tage Verzug. In dem Hauſe der Lady Bedford werden Sie Alles finden, was Sie zu Ihrer Erhohlung nach ſolcher Angſt bedürfen; und wenn Sie vielleicht in Frankreich theure Freunde und Verwandte, die durch Ihre Entführung in Schrecken geſetzt ſind, zu beruhigen wünſchen, ſo würdigen Sie mich nur der Mittheilung Ihrer Befehle und ich ſende noch in dieſer Stunde einen treuen, zuverläſſigen Diener zur Ausrichtung derſelben ab."

„Ach," ſagte Adelinde, von dem Gefühl ihrer Lage ſchmerzlich ergriffen, mit naſſen Augen — „ich habe keine Verwandte. Ohne Anhalt, ohne Schutz, ohne Freunde ſtehe ich ganz einſam und verwaiſet in der Welt. Ich bin nichts als eine Unglückliche, vom Schickſal beſtimmt, in dunkeln Kloſtermauern den Verluſt aller mir früher erlaubten Hoffnungen auf Glück beweinen zu müſſen.“ —

„Sie ohne Freunde,“ antwortete der Ritter von Limours bewegt — „und wer könnte Sie ſehen, ohne Ihnen Blut und Leben zu weihen? ohne ſich glücklich zu fühlen, wenn er von Ihnen würdig gefunden würde, Ihnen Proben ſeiner Treue geben zu dürfen?“

Adelinde war im Begriff zu antworten, als Lady Bedford, von ihrem Bruder begleitet, erſchien, die ſchöne Fremde ſelbſt in ihr gaſtfreies Schloß einzuführen, da ſie durch einen von dem Ritter v. Limours an ſie geſandten Diener, das Abentheuer ihrer Befreiung erfahren hatte. Adelindens edler

Anſtand, ihre Schönheit und die ſtille Trauer ihres Weſens gewannen ihr die achtungsvolle Theilnahme der würdigen Frau. Zu zartgeſinnt, um ihr irgend eine Frage vorzulegen, wiederhohlte ihr Lady Bedford die Einladung des Ritters und die edle Freimüthigkeit, mit der Adelinde ihr Anerbieten dankbar annahm, ward zum neuen Bürgen, daß ſie die Achtung verdiente, mit der Lady Bedford ſich beeiferte ſie zu empfangen.

Adelindens Bläſſe verrieth, wie ſehr ſie der Ruhe bedurfte und ihr war daher der Antrag ihrer Wirthin, ſich, nach der Annahme einiger Erfriſchungen, in ihr Zimmer zu begeben, ſehr willkommen. Bertha wurde, ſobald ihr Fräulein ſie entlaſſen hatte, zur Dame des Schloſſes entboten, die in Gegenwart des Ritters v. Limours ſich bei ihr nach dem Namen und dem Stand ihrer Gebieterin erkundigte.

Dieſe Frage würde Bertha ſehr in Verlegenheit geſetzt haben, wenn ſie ſich nicht der Fabel erinnert hätte, die ſie mit ihrer Gebieterin verabredet hatte, im Kloſter erzählen zu wollen. Sie antwortete daher der Lady: „das Fräulein von Treſſen ſey in der Bretagne geboren, und nach dem frühen Tode ihrer Eltern, von einer, in der Normandie wohnenden Tante erzogen, die zwar ihre Erziehung mit lobenswerther Sorgfalt geleitet, dafür aber auch jetzt über ihre Hand zu Gunſten des Sohnes eines alten Freundes habe verfügen wollen, der in keiner Art einer ſolchen Wahl würdig, durch ſeine phyſiſche und moraliſche Häßlichkeit für das Fräulein ein Gegenſtand des Abſcheues geweſen ſey. Nachdem daher von dieſer Alles vergeblich verſucht worden ſey, ihre herrſchſüchtige und eigenſinnige Tante zur Aenderung ihres Vorſatzes zu bewegen, habe ſie ſich entſchloſſen, lieber den Schleier zu nehmen und ſey daher nur von Bertha begleitet, entflohen, um ſich nach Liſieux in das Kloſter der Bernhardinerinnen zu begeben. Die Treuloſigkeit des gewählten Wegweiſers habe ſie auf dieſer Reiſe in die Gewalt des Ritters Taffard gebracht. Von ihm entführt und bei Nacht in Havre eingeſchifft, ſeyen ſie hier gelandet, wo ihr Räuber die Strafe ſeines Frevels und das Fräulein ſo edelmüthigen Schutz gefunden habe.“

Lady Bedford und vorzüglich der Ritter v. Limours fanden es eben ſo unerlaubt als ungerecht, daß das Fräulein v. Treſſen, um ſich vor den Verfolgungen ihrer Tante und dem Zwang einer verhaßten Verbindung zu retten, ſo viel Schönheit, ſo viel Liebenswürdigkeit und Anmuth in ein Kloſter vergraben wolle, und beſchloſſen gemeinſchaftlich Alles aufzubieten, um von ihr eine Aenderung dieſes Entſchluſſes zu erhalten.

Die Sonne gieng ſchon unter, als Adelinde erſt von ihrem Schlummer erwachte;

ſie fühlte ſich erquickt, aber doch noch zu matt, um bei der Abendtafel erſcheinen zu können. Lady Bedford, die, ſobald ſie ihren liebenswürdigen Gaſt erwacht wußte, zu ihr geeilt war, nahm ihre Entſchuldigung nicht allein an, ſondern erbot ſich auch mit ihr auf ihrem Zimmer ſpeiſen zu wollen, wenn es dem Ritter Limours vergönnt ſeyn ſolle, ihnen Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Adelinde äußerte jetzt auch gegen Mylady den Wunſch, am andern Tage nach Frankreich zurückzukehren; allein Dieſe bat ſie mit ſo vieler Herzlichkeit, ihre Reiſe wenigſtens noch einige Tage aufzuſchieben und die Blicke des Ritters wiederholten ſo innig flehend dieſe Bitte, daß Adelinde keine Kraft in ſich fand, die Gewährung derſelben verſagen zu können.

Kaum aber war ſie mit Bertha allein, als Dieſe ihr die mit dem Verzug ihrer Rückkehr unausbleiblich verbundene Gefahr lebhaft vorſtellte. Adelindens Aufenthalt auf

Whigt konnte ihrem Vater nicht lange ein Geheimniß bleiben, da ſowohl durch die nach Navre zurückgekehrten Matroſen, als auch durch die Diener des Ritters Taffard ſein Tod und die Veranlaſſung deſſelben bekannt werden mußte. Der Baron mußte alſo auch erfahren, daß die vom Ritter Taffard entführte junge Dame auf der Inſel Whigt zurückgeblieben ſey und würde gewiß eilen, ihrem jetzigen Aufenthalt aufs genaueſte nachzuforſchen. Nur die ſchnellſte Rückkehr nach Frankreich und eine eilige Flucht ins Kloſter konnte ſie vor der Gefahr, von ihm entdeckt zu werden, retten. Adelinde mußte ſich und ihr die Wahrheit dieſer Bemerkungen eingeſtehen; allein ein Gefühl, mächtiger als ihre Furcht, machte ſie eben ſo unentſchloſſen als unruhig. Noch nie hatte ſie die Bitterkeit ihres Schickſals ſo herbe empfunden als jetzt. Der Zufluchtsort, wo ſie ſich verbergen wollte, erſchien ihr ſo traurig. Das Bild einer ewigen Abgeſchiedenheit von der hei-

heitern fröhlichen Welt erſchreckte ſie; ihr ganzes Herz empört ſich bei dem Gedanken, ein unauflösliches Gelübde ausſprechen zu ſollen. Sie wußte keinen Namen für das neue, geheimnißvolle Band, das ſie an die Welt zu feſſeln begann; aber ihr fehlte alle Luſt und mit dem Willen auch die Kraft es zerreißen zu wollen. Und doch blieb ihr keine andere Wahl als das Kloſter oder die Rückkehr zu ihren Eltern, deren Verzeihung ſie, wie ſie fühlte, nur durch ihre Einwilligung zur Vermählung mit Richard würde erkaufen können, und dieſer Gedanke war ihr ſchrecklicher denn je. „Ach,“ ſagte ſie bitterlich weinend zur treuen Bertha — „warum mußte mein Vater auch gerade ſolche Wahl für mich treffen? Es giebt ſo liebenswürdige Männer!“ — „Ja wohl,“ erwiederte Dieſe — „z. B. dieſer Ritter Limours, der eben ſo brav als ſchön, eben ſo anmuthig als kühn iſt und dabei ſo theilnehmend, ſo gefühlvoll“ — und nun fing ſie an, ihrer Dame zu erzählen, wie beſorgt er während ihres langen Schlafes um ſie geweſen, wie oft er in ihr Vorzimmer gekommen ſey, Bertha zu fragen, ob ſie auch ſicher, recht ſicher ſey, daß ihre Gebieterin nur ſchlafe, ob dieſer lange, feſte Schlaf nicht vielleicht eine Folge der tiefen Ohnmacht ſey, die das Fräulein am Morgen gehabt habe? und wie er immer wieder umgekehrt, immer wieder gekommen ſey, dieſelben Fragen zu wiederholen und an der Thüre ihres Zimmers zu horchen, ob ſie ruhig athme, ſich nicht bewege, nichts wolle, nichts fordre. Adelinde winkte ihr erröthend, leiſer zu reden, und, ihr näher tretend, ihre Erzählung noch einmal anzufangen. Sie hörte ihr ſüß bewegt, lächelnd und doch die Augen voll Thränen zu. Wie großmüthig, wie edelgeſinnt erſchien es ihr, daß er an dem Schickſal einer Unbekannten, von der er nichts als nur ihr Unglück kannte, ſo vielen Antheil nahm! Bertha lächelte und meinte, des Fräuleins Schönheit und des Ritters Jugend reiche ſo ziemlich zur Erklärung dieſes Antheils hin, ohne daß man gerade einen ſeltenen Edelmuth von ſeiner Seite zu Hülfe zu nehmen brauche. Es ſcheine ihr aber eben ſo nothwendig als nützlich von ſeinen Verhältniſſen nähere Kunde einzuziehen; dieſe Sorge übernehme ſie und hoffe dem Fräulein ſchon Morgen beim Erwachen, von dem Erfolg ihrer Erkundigungen Bericht abſtatten zu können.

Bertha fand aber hiebei Schwierigkeiten, auf die ſie nicht gerechnet hatte. Alle Diener des Ritters waren Engländer, deren Sprache ſie ſo wenig verſtand, als ſie die ihrige. Ein italiäniſcher Kammerdiener war der einzige, deſſen aus ſpaniſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Wörtern zuſammengeſetztes Geſchwätz ihr einigermaaßen verſtändlich war; doch Alles, was ſie mit liſtiger Geſchicklichkeit von ihm zu erfragen vermochte, reichte nicht hin, ihr über die Verhältniſſe des Ritters die gewünſchte Auskunft zu geben.

Er war Kriegsgefangener in Spanien, als Valerio — ſo hieß der Italiäner — in ſeinen Dienſt trat. Dieſem war daher der Geburtsort, der Stand, ja, wie er ſelbſt glaubte, der wahre Name ſeines Herren unbekannt, da er den letztern, wie Valerio argwöhnte, in Spanien verborgen hielt, um ſeine Freiheit leichter wieder zu erhalten. Der Herzog von Ferria hatte dem Ritter in einem Gefecht, das dem Herzog Gelegenheit gab, ſeine glänzende Tapferkeit zu bewundern, das Leben erhalten und ihn gefangen nach einer Gränzfeſtung geſandt, um dort von ſeinen vielen und zum Theil gefährlichen Wunden geheilt zu werden. Noch ehe ſeine Geneſung ganz vollendet war, brachte man ihn auf ein, dem Herzog gehörendes, Schloß. Die Reiſe hatte ſeinen Zuſtand verſchlimmert, er ward tödtlich krank, doch die Schweſter des Herzogs, die Gräfin Eugenie pflegte ſeiner mit großer Sorgfalt und was anfänglich nur Trieb der Großmuth und der Menſchlichkeit war, wurde bald das Werk der leidenſchaftlichſten Liebe. Der Ritter ſehnte ſich innigſt nach Frankreich zurück und ſandte einen eigenen Boten mit Briefen in ſein Vaterland, um ſeinen Freunden Nachricht von ſeinem Leben zu geben und von ihnen ſein Löſegeld zu erhalten. Dieſer Bote kam aber nicht wieder und eben ſo wenig einige andere, die er ihm folgen ließ. Eine Menge andrer, durch Poſt und Gelegenheit abgeſandter, Briefe blieben gleichfalls unbeantwortet und dies Verſtummen ſeiner Familie und ſeiner Freunde verſenkte den jungen Ritter in eine tiefe Schwermuth, aus der ihn Eine der Frauen der Gräfin zog, die, gerührt von dem täglich finſtrer werdenden Trübſinn des ſchönen Gefangenen, ihm entdeckte, daß dies von ihm ſo tief empfundene Schweigen und die ſcheinbare Vernachläſſigung ſeiner Freunde, eine

Folge der Maasregeln war, die die Gräfin getroffen hatte, ihn in Spanien feſtzuhalten. Sie hatte alle ſeine Briefe auffangen laſſen, in der Hoffnung, ihn dadurch ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie zu entfremden und ihn zu überzeugen, daß er in Frankreich vergeſſen ſey. Jung, ſchön und reich durfte ſie ſich die Hoffnung erlauben, ihn, durch eine Verbindung mit ſich, dann auf immer an Spanien feſſeln zu können. Dieſe Kammerfrau erbot ſich auch, die Wachſamkeit ihrer Gebieterin zu täuſchen und die Briefe, die er ihr anvertrauen wolle, ſicher nach Frankreich zu befördern. Er gab ihr Einen an den Grafen von Montreuil, erhielt eine Antwort und mit dieſer das Geld, deſſen er bedurfte, um dem Herzog von Ferria ſein Löſegeld und die von ihm empfangenen Vorſchüſſe zu erſtatten, und rüſtete ſich nun voller Freudigkeit zur Rückkehr nach Frankreich. Troſtlos über ſeine Abreiſe, bot die Gräfin Eugenie Alles auf, ihn zurückzuhalten; ja, ſie war ſogar willig, ihm nach Frankreich zu folgen; doch ihre Liebe und ihre Thränen vermochten nicht, ein Herz zu gewinnen, das, wenn gleich früher vielleicht keinesweges unempfindlich gegen ihre Schönheit, jetzt doch die Unwürdigkeit ihres ränkevollen Betragens viel zu tief empfand, um in ihr die Geliebte dieſes edelſtolzen, durchaus redlichen Herzens anzuerkennen. Der Ritter hätte ihr die Verlängerung ſeiner Gefangenſchaft vergeben; aber nie konnte er ihr die Grauſamkeit verzeihen, mit der ſie ſeine Eltern viele Monate lang dem Kummer über den Verluſt eines eben ſo zärtlichen als geliebten Sohnes preisgegeben und ihn ſelbſt mit dem herzzerreißenden Zweifel, ob nicht der Gram um ihn ihr Leben geendet, gequält hatte. Er reiſete ſo eilig als möglich ab, ohne ſich von dem Schmerz der ſtolzen Spanierin rühren zu laſſen. Bei ſeiner Ankunft in Bayonne fand er einen Boten des Grafen von Montreuil vor; die Briefe, die dieſer ihm überbrachte, ſchienen dem Ritter viel Freude zu machen und bewegten ihn zu einer Veränderung ſeines Reiſeplanes, da er, ſtatt wie es früher ſein Vorſatz geweſen war, nach Paris zu gehen, eiligſt den Weg nach London einſchlug.

„Und habt Ihr denn die Urſache dieſes veränderten Reiſeplanes nicht entdeckt?“ fragte Bertha den geſchwätzigen Valerio, dem die zierliche Zofe des Fräuleins ſo wohl gefiel, daß er eben ſo redſeelig als ſie neugierig erſchien. „Nein,“ ſagte er — „ich habe den Brief wohl geleſen, den mein Herr in Bayonne erhielt, aber ich habe aus ſeinem Inhalt nicht klug werden können. Es war darin die Rede von gelöſeten Banden, von einem Schwur, der von einem früher gethanen Schwur entbinde — von einem Geheimniß, das noch eine kurze Zeit ein Geheimniß bleiben müſſe und dergl. Unbegreiflichkeiten mehr.“ — „Vielleicht,“ warf Bertha nachläſſig hin — „denkt der Ritter darauf ſich in London zu verheirathen?“ — „Dazu iſt kein Anſchein, er bewirbt ſich wenigſtens um keine Dame, und ich muß ſeinem Betragen nach vermuthen, daß die Gräfin Eugenie ihm ihr ganzes Geſchlecht verleidet hat.“ — „Woher ſchließt Ihr aber, daß Euer Herr noch ſeinen wahren Namen verbirgt, da doch die Urſachen, die ihm in Spanien bewegen konnten, ihn zu verläugnen, jetzt wegfallen?“ — „Ich begreiſe auch nicht, warum er es thut; aber zuweilen nennt ihn der Graf v. Montreuil auch Graf und dann beſinnt er ſich wieder und ſagt Ritter. Sie haben auch den Kammerdiener des Grafen nach Frankreich geſandt, um Erkundigungen einzuziehen, und ſobald Dieſer zurückkommt, wird mein Herr nach dem Orte abreiſen, wohin wir erſtlich von Bayonne abgehen wollten. Das Alles ſind Räthſel für mich, um die ich mich aber auch nicht weiter kümmere. Mein Herr iſt gut, großmüthig und nachſichtsvoll; ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wenn er mich in ſeinem Dienſt behalten will, folge ich ihm bis an der Welt Ende.“

Bertha ſäumte nicht, ihrem Fräulein beim Erwachen dieſe Unterredung auf das Treulichſte zu berichten; allein ein Umſtand derſelben beſchäftigte Adelinde ſo, daß ſie die darauf folgenden Umſtände faſt alle überhörte, und zwar die Erzählung von der Liebe der Gräfin Eugenie, die ihm durch ihre unwürdigen Ränke nicht nur die Liebe ſelbſt, ſondern auch das ganze weibliche Geſchlecht, nach der Vermuthung ſeines Dieners, verhaßt gemacht hatte. Und dann dieſe bevorſtehende Reiſe des Ritters, von der man nicht wußte, wohin ſie ihn führen werde — das Alles betrübte ſie; doch der Gedanke an die nächſte Gegenwart, wo ſie ihn wieder ſehen, wieder ſprechen ſollte, beſiegte jeden andern. Zum erſtenmal beſchäftigte ſie ſich ernſtlich mit ihrem Anzug; zum erſtenmal empfand ſie den lebhaften Wunſch, ſchön und reizend zu erſcheinen und zu gefallen. Sie ordnete ſelbſt ihre ſchönen blonden Locken, die ſie mit den koſtbarſten Perlen ihres Schmuckes durchflocht, und befahl Bertha, ihr Eines ihrer reichſten Kleider auszupacken. Ruhe und Schlaf hatten ihren ſchönen Zügen ihre zarte, friſche Blüthe zurückgegeben; in ihren Augen ſtrahlte ein neues, reiches Leben und um ihr ganzes Weſen ſchwebte jene ſüße, unwiderſtehliche Anmuth eines in ihr erwachten Gefühls, das Alles verſchönert, indem es Alles beſeelt.

Mit lebhafter Unruhe hatte der Ritter die Stunde ihres Erwachens erwartet. Die ſchöne Unbekannte beſchäftigte ihn ausſchließend; allein Bertha's Aufrichtigkeit und die Wahrheit ihres Berichts von den Schickſalen ihres Fräuleins war ihm um ſo verdächtiger geworden, da ſeinem ſcharfen Blick ihre Verlegenheit und das Gezwungene ihrer Faſſung nicht entgangen war. Ihre reizende Gebieterin hatte ihm ja auch ſelbſt geſagt, ſie ſey ohne Freunde, ohne Anhalt und Schutz und nun hatte ihr Bertha in ihrer Erzählung eine Tante, eine Vormünderin gegeben! Wenn des Fräuleins Aeußerung wahr war — und wie hätte er an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln können! — ſo war ſie auch wahrſcheinlich ohne Vermögen, und wie glücklich machte es ihn dann, daß ſein Reichthum ihm die Macht gab, dieſe Ungerechtigkeit des Schickſals gegen die Lieblingstochter der Natur vergüten zu können! durfte er ſich aber die Hoffnung erlauben, daß ihr Herz noch frei ſey? und würde dies Herz ihn zu ihrem Beſchützer, ihrem Geliebten, ihrem Gemahl erwählen wollen?

Mit brennender Ungeduld zählte er die Minuten, bis Adelindens Thüre ſich öffnete und ſie ihr Zimmer verließ, um ihrer edlen Wirthin guten Morgen zu ſagen. Ehrerbietig eilte er ihr an der Treppe entgegen, ſie hinabzuführen und erſt jetzt ſah er ſie im vollen Glanz ihrer blendenden Schönheit, den am vorigen Tage Angſt, Krankheit und Unruhe nur verrathen, nicht enthüllt hatten. Der Anſtand, mit dem ſie jetzt bei der Lady eintrat, die edle Würde, mit der ſie ihr den Dank für ihre gaſtfreie und edelmüthige Aufnahme wiederholte, verriethen die Gewohnheit, alle Ehrfurcht und Höflichkeit zu zeigen und anzunehmen, die der feine geſellſchaftliche Ton einem erleuchten Range zuerkennt. Die Pracht ihres Anzugs beſtätigte ihr Recht auf dieſen Anſpruch und er ſagte ſich leiſe, der Druck äußrer Verhältniſſe, der Mangel an Glücksgütern können den heitern Morgen ihres Lebens nicht getrübt haben; die Urſache ihres Kummers müſſe in ihrem Herzen verborgen ruhen, und wenn ſie entflohen ſey, um der Verbindung mit einem ungeliebten Manne zu entgehen, ſo ſey es nur mehr als zu wahrſcheinlich, daß die Thränen, die er geſtern in ihrem Auge geſehen hatte, dem Gram um einen andern, einen geliebten Mann gefloſſen ſeyen.

So kummervoll dieſer Gedanke auch für ihn war, ſo beſtärkte er ihn doch in dem Entſchluß, Alles für ihr Glück thun und opfern zu wollen. Dazu bedurfte er aber ihres Vertrauens; allein wie emſig er auch die Gelegenheit zu erſpähen ſuchte, ſie abgeſondert von den übrigen Gäſten zu unterhalten, ſo war ſie doch von Dieſen ſo umgeben und von der Dame des Hauſes ſo angelegentlich und vorzugsweiſe unterhalten, daß alle ſein Bemühen vergeblich blieb. Jede Stunde dieſer, in ſo peinvollem Zwange verlebten, Tage erhöheten aber ſeine Bewunderung und ſeine Liebe, da jede Minute derſelben eine neue Bürgſchaft für Adelindens Werth und den Adel ihrer Geſinnung und ihrer Erziehung herbeiführte.

Endlich am Morgen des vierten Tages ſah er ſie, nur von Bertha begleitet, ungewöhnlich frühe das Schloß verlaſſen und den Weg nach der Küſte nehmen. Dieſer Spaziergang beunruhigte ihn, da er fürchtete, ſie ſey vielleicht Willens, ſich heimlich einzuſchiffen, um den täglich wiederholten Bitten, ihren Aufenthalt im Schloſſe der Lady zu verlängern, zu entweichen. Pfeilſchnell eilte er ihr nach und ſeine Unruhe, ſeine Angſt war ſo ſichtlich, daß Adelinde ſie in ſeiner Begrüßung entdeckte und ihn nach der Veranlaſſung derſelben fragte. Der Verſtellung unfähig geſtand er ihr, nach einigem Zögern ſeinen Argwohn. Adelinde fühlte ſich tief verletzt, daß er ihr einen ſolchen Mangel der Sitte gegen Lady Bedford und gegen ihn, ihren Retter, ihren Befreier einen ſolchen Mangel an Vertrauen zutrauen konnte. „Mich dünkt,“ ſagte ſie ihm bewegt — „Sie hätten mir eben ſo wenig eine ſolche Abſicht zutrauen müſſen, als ich fähig war, ſie zu haben. Ich vermiſſe ein Geſchmeide, das mir durch die lange Gewohnheit es zu tragen lieb geworden iſt und das ich einſt aus einer Hand empfing, die mir die Pflicht theuer machte; wahrſcheinlich habe ich es hier bei dem Ausſchiffen, oder auch während meiner Ohnmacht verloren und der Wunſch, es wieder zu erhalten, führt mich hierher, um mich bei den Bewohnern jener Hütte darnach zu erkundigen." „Dies kann aber auch Bertha ohne mich allein thun," fuhr ſie fort — „und indem ſie Dieſer zu gehen winkte, ſetzte ſie ſich unter einem vorragenden Felsſtück, vom Meere abgewandt, nieder."

„Sie erhielten das Geſchmeide aus einer Hand, die ihnen die Pflicht theuer machte?" fragte der Ritter furchtſam — „iſt dieſe Pflicht erloſchen, oder knüpft ſie Sie noch durch die Hoffnung an ihre Zukunft?" — „Ich hoffe nichts mehr," antwortete Adelinde — „weil ich nichts mehr zu verlieren habe." — „Und warum geſtaltet ſich Ihnen die Zukunft ſo düſter? warum wollen Sie ſich freiwillig einer Welt entziehen, die Sie bewundernd als Eine ihrer

ihrer ſchönſten Zierden verehren würde, wenn Sie ſich ihr erhielten?" „Das Schickſal hat mir keine Wahl gelaſſen; ich kann es nur verſöhnen, indem ich ihm ohne Widerſtreben gehorche." „Und warum wollen Sie der wahrhaft mütterlichen Liebe, mit der Ihnen Lady Bedford ihr Herz zugewandt hat, die Erfüllung des Wunſches verſagen, Sie als Tochter in ihrem Hauſe aufzunehmen? Sind Sie nicht unabhängig und frei in der Wahl Ihres Aufenthalts, in der Entſcheidung über Ihr Schickſal?" Adelinde ſchlug leiſe ſeufzend und erröthend die Augen nieder. Der Ritter ſah ihre Unruhe und ihre Verlegenheit. „Sie verſagen mir Ihr Vertrauen," fuhr er ernſt und tief bewegt fort — „und doch verräth alles, daß Sie im Herzen ein Geheimniß und in ihm den Quell aller ihrer Schmerzen tragen. Bertha's Erzählung hätte nur gleichgültigere Menſchen zu täuſchen vermocht, die in keiner innigeren Theilnahme den Antrieb ſanden, die Gründe, aus denen Sie ſich dem Kloſterleben weihen wollen, zu prüfen. Eine Tante kann unmöglich die Gewalt über Ihr Schickſal haben, Sie zu einer Heirath zwingen zu können. Alles verkündigt in Ihnen eine vornehme Geburt, Reichthum und Adel — und doch ſagten Sie mir früher, Sie ſeyen ohne Schutz, ohne Anhalt und Freunde! Sie haben wahrſcheinlich in meinem Herzen geleſen; gründen Sie aber darauf kein Recht, mir Ihr Vertrauen zu verſagen, ſondern gewähren Sie es unbeſorgt einem Manne, der feſt entſchloſſen iſt, alles für Ihr Glück thun zu wollen, weil dies allein ihm für die Entſagung auf eigenes Lebensglück Entſchädigung zu bieten vermag."

Adelindens Herz ſchlug bange. Die Großmuth des Ritters, der unverkennbare Ausdruck wahrer, treuer und uneigennütziger Liebe in ſeinem Blick und Ton, rührte, ſein Argwohn, ſie liebe einen andern, beklemmte ſie. „Und wenn die Gewalt, die ſo unerbittlich über mein Schickſal verfügte,“ hub ſie endlich zögernd an — „nun eine heilige und rechtmäßige war, der Natur und Geſetz mich unterwürfig machten und ich mein Widerſtreben, mich ihr zu unterwerfen, vor Gott, vor den Menſchen und vor mir ſelbſt, alſo auf keine andre Art als durch das Opfer meiner Freiheit zu verſöhnen vermag?“ „Sie ſind alſo keine Waiſe?“ unterbrach ſie der Ritter. „Nein, ich bin es nicht. Ein geliebter Vater, den aber die Treue eines übereilt gegebenen Wortes unerbittlich machte, hatte mich zur Gattin eines Mannes beſtimmt, den ich ſo wenig zu achten als zu lieben vermochte und ich habe alles verlaſſen, um dem Unglück einer ſo verhaßten Verbindung zu entgehen.“ Der Ritter erblaßte. „Laſſen Sie mich alles erfahren,“ fing er, nach dem Schweigen einer Minute, bebend an — „Ihr Herz widerſtrebte dieſer Verbindung, weil es nicht mehr frei war.“

„Wenn Sie mein Schickſal kennten,“ ſagte Adelinde gerührt — „ſo würden Sie mich bedauern. Zweimal verlobt habe ich doch nie geliebt, bin ich doch nie geliebt worden und eine Verbindung, die das Glück meines Lebens hätte begründen ſollen, wurde für mich beide Male nur ein Quell des tiefſten Kummers.“ „Wie,“ rief der Ritter überraſcht — „Bertha’s ganze Erzählung wäre eine Lüge; Sie wären frei, Sie hätten nie geliebt und es wäre mir vergönnt, um das höchſte Glück des Daſeyns werben zu dürfen?“

Dieſe Worte überraſchten Adelinden; ſie wagte es nicht zu reden; ſie hörte es mit Entzücken, daß ſie geliebt ſey, aber mit Schmerz, daß er ſie der Theilnahme an Bertha’s Erzählung ſchuldig glaubte. Es war ihr noch erinnerlich, welchen unauslöſchlichen Eindruck die Unwahrheit von Eugeniens Betragen auf ihn gemacht hatte und ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß auch das Ihrige ihm zweideutig zu erſcheinen vermochte. Ihre Augen füllten ſich bei dieſen Gedanken mit Thränen, die ſie nicht zu verbergen, nicht zurückzudrängen vermochte. Der Ritter konnte ſie nicht weinen ſehen, ohne ſich ſchuldig zu fühlen und Verzeihung flehend ſank er zu ihren Füßen.

„Ich bin nicht beleidigt, nicht böſe,“ antwortete ſie ihm — „ſondern nur gekränkt, betrübt und gedemüthigt. Ich werfe es mir vor, Bertha's Erzählung nicht gleich widerrufen und dadurch den Verdacht von mir abgewälzt zu haben, vor meinem Befreier und der edelgeſinnten Lady Bedford Geheimniſſe haben zu wollen. Erfahren Sie denn“ — Hier unterbrach ſie Bertha, die, ſchnell herbeieilend, ihr ſchon aus der Ferne zurief — „gefunden, gnädiges Fräulein, gefunden!“ Adelinde ſtreckte die Hand aus, das dargebotne Kleinod zu faſſen; aber in demſelben Augenblick entglitt es Bertha's Händen und fiel zu den Füßen des Ritters, der ſich ſchnell niederbeugte, es aufzuheben. Vom lebhaften Erſtaunen ergriffen, fuhr er, es genauer anblickend, ſichtlich zuſammen und blickte dann tief erſchüttert auf Adelinden. „Um Gott, edles Fräulein,“ fragte er höchſt geſpannt — „ſeit wann ſind Sie die Beſitzerin dieſes Halsbandes? und iſt es daſſelbe Geſchmeide, deſſen Sie vorhin erwähnten und das Sie einſt aus einer Hand empfingen, die beſtimmt war, Ihnen theuer zu werden? O wenn es das wäre!“ Ein lauter Schrei unterbrach hier den Ritter, den Bertha beim Anblick dreier Männer ausſtieß, die eben aus einem Fahrzeug ans Land traten und in deren Mitte ein ehrwürdiger, hochgeſtalteter Greis ſich ihnen näherte. Jetzt bei Bertha's Schrei blickte auch Adelinde auf und ſank mit dem Angſtruf: „ich bin verloren!“ in des Ritters Arme.

„Sie haben nichts zu fürchten, ſo lange ich noch lebe,“ rief dieſer, und wollte den Ankommenden entgegen eilen. Adelinde hielt ihn zurück. „Es iſt mein Vater," ſagte ſie — „und jeder andre Beiſtand als der des Himmels wird mir hier unnütz." Bertha lag ſchon zu des Barons Füßen, der drohend von ihr Nachricht von ſeiner Tochter forderte. Bei dem Ton dieſer Stimme lehnte der Ritter die zitternde Adelinde an den Felſen zurück und flog auf den Baron zu, den er ungeſtüm an ſein Herz drückte. „O mein Vater," rief er mit dem Ton der Freude und des ſeeligen Entzückens — „verzeihen Sie uns allen und nehmen Sie aus den Händen ihres glücklichen Sohnes ihre Tochter zurück."

„Nie, nie," rief der Baron erzürnt — „wenn die Unglückliche es gewagt hat, ohne meine Einwilligung ihre Hand zu vergeben." „Und kennen Sie mich denn nicht," fragte ihn der Ritter freudetrunken — „ich bin ja Guido, der Sohn Ihres Freundes Adhemar, Ihr Sohn, dem Sie ſelbſt ja in ihrer Tochter das Glück ſeines Lebens zugeſagt, zugeſichert haben!"

Jetzt erkannte auch der Baron in der blühenden Heldengeſtalt, die an ſeinem Herzen lag, den Knaben wieder, den er ſo innig geliebt, deſſen Tod er ſo ſchmerzlich betrauert hatte, und umfaßte ihn mit Freudenthränen feſt mit beiden Armen. Von Bertha geführt, wankte Adelinde herbei und ſank reuig flehend zu ſeinen Füßen; doch der glückliche Vater zog ſie verſöhnt an ſein Herz und ſah in ihrer Flucht jetzt nur das Werk der Vorſehung, die nicht gewollt hatte, daß ſie ihrem erſten Gelübde treulos werden ſollte. Froh gerührt gab er ihre Hand dem entzückten Guido. „Empfange ſie zum zweitenmal aus Vatershand," ſagte er — „und der Himmel erfülle den Seegen, den meine Liebe auf Eure Verbindung legt." Guido bog vor ſeiner ſchönen Verlobten das Knie und, zärtlich zu ihr aufblickend, fragte er, ob er hoffen dürfe, nicht mehr von ihr gehaßt, dieſe Hand ohne Widerwillen, ohne Abneigung zu empfangen? Süß erröthend blickte ſie ihn lächelnd an. — „Iſt es denn wirklich wahr,“ ſagte ſie — „daß ich Sie gehaßt habe! welch ein kleines boshaftes Ding muß ich da nicht geweſen ſeyn!“

Die Liebenden führten ihren Vater zur Lady Bedford, die den aufrichtigſten Theil an dieſer glücklichen Entwickelung ihres Schickſals nahm und es von dem Baron ſo dringend erbat, ihre Verbindung auf ihrem Schloſſe feiern zu dürfen, daß er, dankbar für den Schutz, den ſie ſeiner Tochter gewährt hatte, darin willigte. Eilboten überbrachten nach Rhetel und Schloß Creſſi dieſe frohen Nachrichten. Guido bat ſeine Eltern um Verzeihung, ihnen ſeit zwei Monaten freiwillig die Nachricht von ſeinem Leben verſchwiegen zu haben; da er aber in Bayonne, im Begriff zu ihnen zu eilen, die bevorſtehende Vermählung des Grafen Laval mit dem Erbfräulein du Creſſi erfuhr, ſo eilte er nach London, um dort erſt die Vollziehung eines Bündniſſes abzuwarten, das ihn von einem ihm verhaßten Gelübde entband.

Die Theilnahme von ganz Frankreich verherrlichte das Feſt der Vermählung des allgeliebten, heldenmüthigen Grafen **Guido** mit der ſchönen **Adelinde**.

Anruf.

Rette den ſinkenden Muth, ob tobt die ſchäumende Meerfluth,
Halte das Steuer, ein Gott leitet das fliehende Schiff!
Der nur raget ein tüchtiger Mann dem ſterblichen Volk vor,
Der im Glücke ſich gleich, gleich ſich im Elend verbleibt!

An Cidli's Urne.

Liſple leiſe gedämpft, o Luft, weht ſchweigend, ihr Winde,
Cidli ſchlummert hier, ſüßlächelnd den ewigen Schlaf,
Roſenblüte war ſie, vom ſäuſelnden Weſte gefächelt,
Ach, da rauſchte der Sturm, knickte den ſchlanken Halm!

Karl Grumbach.

Giftmiſcherinnen.

Eben ſo traurig als wahr iſt es, daß das weibliche Geſchlecht, wenn es einmal Rache kochte, oder böſe Plöne ſchmiedete, zur Ausführung am häufigſten der Giftmiſcherei ſich bediente. — Die ruhige, ſtille, unbemerkte Art, wie jene betrieben werden kann, ſcheint gleichſam der weiblichen Natur analoger zu ſeyn, als die Waffe, geſchmiedet aus Metall, und im Gebrauch vorausſetzend Uebung, Gewandtheit oder Stärke.

Einige Beiſpiele aus der Geſchichte werden obige Angaben beſtätigen.

Es war ungefähr 200 Jahre vor Chriſti Geburt, als zu Rom eine Menge Leute von Bedeutung in einem Jahre ſtarben. Dies fiel natürlich auf. Man forſchte nach und — den Ausſagen eines weiblichen Dienſtboten zufolge — lag die ſonderbare Sterblichkeit in Giftmiſcherei, womit ſich Frauen der erſten Familien beſchäftigten — aus welchen Gründen? davon ſchweigt die Geſchichte; dagegen aber berichtet ſie, daß über 150 ſolcher vornehmen Banditinnen, der That überwieſen, ihren verdienten Lohn empfingen. — **Livius** bemerkt bei dieſer Gelegenheit, daß man vorher nie etwas von dergleichen Giftmiſcherei in Rom geſpürt habe.

Als eine der geſchickteſten römiſchen Giftmiſcherinnen zeigte ſich in der Folge **Locuſte**, welche, dieſer edlen Kunſt wegen, ſchon zum Tode verurtheilt, von der Kaiſerin **Agrippina** noch gerettet ward, weil Letztre ſonder Zweifel ſchon damals im Sinne hatte, ihren Gemahl **Claudius** aus dem Wege zu ſchaffen. Dieſem brachte ſie denn auch wirklich, mit **Locuſten's** Hülfe, in einem Gerichte Schwämme ein Gift bei, das ihn langſam tödten, vor allen Dingen aber des Verſtandes ihn berauben ſollte, damit er ſich um die Thronfolge nicht bekümmern könne. Weil aber das

Gift, wegen der unordentlichen Lebensart des Kaiſers nicht ganz nach Wunſch wirkte, nahm Agrippina zu einem ſtärkeren Gifte ihre Zuflucht.

Auch ihr Sohn Nero ward von derſelben Locuſte mit Gift verſehen, um den Germanicus, den rechtmäßigen Thronfolger des Claudius, aus dem Wege zu ſchaffen. Weil aber Germanicus nur einen heftigen Durchlauf davon bekam, mußte Locuſte, mit Schlägen gezwungen, in des Kaiſers Gegenwart ein ſtärkeres Gift kochen, welches man zuerſt an einem Bocke verſuchte, der fünf Stunden nach dem Empfange ſtarb. Auch dies war dem Tyrannen noch nicht ſchnell genug. Locuſte ließ nun das Gift ſo einkochen, daß ein Schwein den Augenblick daran krepirte. Dies erhielt dann Germanicus bei einer Abendgaſterei und — es that die gewünſchte Wirkung. Locuſte aber ward nicht nur kaiſerlich belohnt, ſondern erhielt auch den ehrenvollen Auftrag, ihre edle Kunſt im Stillen Andern beizubringen, damit ſie, zum Heil des Staats und vornehmer Rachſüchtigen, ja nicht untergehe.

Die Erfindung der berüchtigten Aqua tophania, oder, wie man das fürchterlichſte unter allen ſchleichenden Giften auch nennt, aqua della Toffana, acquetta di Napoli etc. fällt in die Mitte des 17ten Jahrhunderts und iſt gleichfalls weiblichen Urſprungs. — Die teufliſche Erfinderin der Kunſt, durch wenig Tropfen und zu einer beſtimmten entferntern Zeit zu tödten, hieß Tophana oder Toffania, lebte erſt in Palermo, dann in Neapel, war auch der Obrigkeit als Giftmiſcherin wohl bekannt, konnte aber nicht zur Strafe gezogen werden, weil ſie — — in eine Kirche ſich geflüchtet hatte. Indeß ſoll ſie doch endlich verhaftet und hingerichtet worden ſeyn. Als der berühmte Keyßler 1730 in Neapel war, lebte ſie noch als ein ſteinaltes Mütterchen und erhielt Beſuche von vielen Fremden. —

Tophana verkaufte ihre Tropfen im Stillen für hohe Preiſe, ſchenkte ſie aber auch dann und wann, als ein Almoſen, Eheweibern, die gern alter oder häßlicher Männer ſich entledigen wollten.

Eine ihrer berüchtigſten Schülerinnen, deren ſie nicht wenig zog, war die Sicilianerin Spara, welche zugleich Wahrſagerei trieb und bei den Damen einen gewiſſen Ruf erlangte, weil ſie nicht ſelten ſo manchen, den Fragerinnen angenehmen, Todesfall vorausſagte, eine Kunſt, welche durch Hülfe ihrer Gifttropfen ſelten fehlſchlug.

Dieſe Spara war unter andern zu Rom das Haupt einer geheimen Geſellſchaft junger Weiber, welche im Jahr 1659 faſt alle zu gleicher Zeit Wittwen wurden. Dies fiel natürlich auf und harmonirte mit den Ausſagen der Geiſtlichen, daß man ihnen ſeit eini-

einiger Zeit Vergiftungen gebeichtet habe. Der Verdacht fiel bald auf die Wahrſagerin Hieronyma Spara, welcher ſich dann auch beſtätigte, als man ein liſtiges Weib, unter vornehmer Maske, zu ihr ſchickte, um durch ihre Tropfen einen läſtigen Ehemann ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Die ganze Geſellſchaft der Giftmiſcherinnen ward nun entdeckt, eingezogen und durch die Folter zum Geſtändniß gebracht. Spara war außer ſich vor Wuth, und berief ſich umſonſt auf eine Menge vornehmer Herren und Damen, welche ihr, für geleiſtete Dienſte, in der Zeit der Noth Schutz und Hülfe verſprochen hätten.

Außer Spara wurden noch eine Menge Weiber — und zwar, um die That deſto abſchreckender darzuſtellen, mit den fürchterlichſten Feierlichkeiten — gehenkt, geſtäupt und des Landes verwieſen. Allein Spara's Kunſt ging damit nicht unter, und ward noch, als Keyßler (1730) in Italien reiſete, ſo lebhaft betrieben, daß aqua toffana ſogar Fäßchenweiſe im Stillen verſchrieben werden konnte.

Von Italien kam die Kunſt der Giftmiſcherei nach Frankreich, wo ſie beſonders in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts mit dem größten, d. h. ſchrecklichſten Erfolg betrieben ward.

Eine der berühmteſten Giftmiſcherinnen war Maria Marguerite d'Aubray, welche 1651 den Marquis de Brinvillier heirathete, der ſelbſt ſchon 30,000 Livres jährlicher Renten hatte, und durch ſeine Gemahlin einen Brautſchatz von 200,000 Livres erhielt. Allein die Herrlichkeit der Liebe dauerte nicht lange. Die junge Frau war eine Verſchwenderin der erſten Größe, fand auch bald an dem Kapitän St. Croix einen ihr angemeſſenen Hausfreund, mit welchem ſie endlich ſogar in alle Welt gegangen ſeyn würde, hätte ihn ihr eigener Vater, der Civillieutenant Dreux d'Aubray, durch eine lettre de cachet, nicht noch im Reiſewagen verhaften und in die Baſtille ſetzen laſſen.

Hier aber ward St. Croix, durch den Unterricht eines italiäniſchen Gefängnißgenoſſen Namens Exili, zum Giftmiſcher. Als er nach Jahr und Tag wieder auf freien Fuß kam, theilte er die erlernte Kunſt ſeiner Geliebten mit, die denn auch bald die vortheilhafteſte Anwendung davon machte.

Um ſich nämlich in ihrer Kunſt ganz feſtzuſetzen, und ſie gleichſam ex professo zu ſtudiren, bediente und ſpeiſete ſie, unter der Firma einer Betſchweſter, die Armen und Kranken im Hotel-Dieu, ſetzte aber jeder Speiſe und Arznei etwas von ihren Giften bei, um die Wirkungen derſelben genau kennen zu lernen. — Ihre Lebensphiloſophie beſtand nämlich darin, daß ein Armer und Kranker am Leben nicht viel einbüße. —

Nachdem ſie in ihren Kenntniſſen feſt zu ſeyn meinte, brachte ſie den Bedienten des St. Croix bei ihrem Vater in Dienſt, und gewann ihn dann durch Beſtechung, nicht nur ihren Vater, ſondern auch ihren Bruder, den Parlementsrath, und ihre Schweſter zu vergiften.

Der Bruder unterlag bald den Künſten ſeiner edeln Schweſter. Der Vater mußte zehnmal Gift erhalten, ehe er ſtarb. Die Schweſter blieb geſund, vermuthlich weil an ſie die Reihe zuletzt kommen ſollte.

Der Tod des Vaters und des Sohnes, kurz nach einander, erweckte Verdacht, der ſich dann auch durch Leichenöffnung beſtätigte. Der Thäter aber blieb unentdeckt.

Erſt als der Giftkoch St. Croix durch ſeine eigene Kunſt ſtarb, kam man ihm auf die Spur. St. Croix trug nämlich, wenn er Gift kochte, eine gläſerne Maske; und erſtickte den Augenblick, als dieſe ihm einſt abfiel.

Unter ſeinem, von der Obrigkeit in Beſchlag genommenen, Nachlaſſe fand man ein Käſtchen mit der Aufſchrift, es nach ſeinem Tode, ungeöffnet der Brinvillier zuzuſtellen, oder, im Fall auch dieſe nicht mehr lebe, es zu verbrennen.

Natürlich öffnete man das Käſtchen und — fand darin Gifte verſchiedener Art, verſehen mit Gebrauchzetteln, welche ihre, durch Verſuche an Thieren beſtätigten, hölliſchen Wirkungen genau bemerkten.

Die Marquiſe gab ſich alle Mühe, das gräßliche Erbtheil zu erhalten, ſuchte aber endlich, weil ſie ſelbſt Verhaftung befürchten mußte, ihr Heil in der Flucht. Nicht ſo glücklich war la Chauſſée, St. Croix's Bedienter, welcher 1673 lebendig gerädert ward.

Die Brinvillier entdeckte ein Polizeidiener, Degrais, nach langen, aber immer vergeblichen Nachforſchungen, endlich in einem Kloſter zu Lüttich, entlockte ſie demſelben unter der

Maske eines in ſie verliebten Abbés, und verhaftete ſie auf einer Luſtreiſe.

Unter ihren Sachen fand ſich ein eigenhändig aufgeſetztes Regiſter aller ihrer Schandthaten, aus welchem ſich denn ergab, daß ſie nicht blos Giftmiſcherin, ſondern auch Brandſtifterin geweſen war, und ſchon im 7ten Jahre aufgehört hatte, eine reine Jungfrau zu ſeyn.

Im Gefängniß zu Paris war ſie ſo guter Laune, daß ſie Luſt hatte, Piquet zu ſpielen. Anfänglich läugnete, nachher aber geſtand ſie Alles, und beſtieg den 16ten Juli 1676 keck, wie ſie gelobt hatte, das Schaffot, wo ſie enthauptet und dann verbrannt ward.

„Voila un beau spectacle!“ ſagte ſie lächelnd, als ſie die vielen Zuſchauer erblickte — und „c'est donc tout de bon!“ als ſie das Blutgerüſte beſtieg; denn man hatte ihr, ihrer vornehmen Familie wegen, mit Begnadigung geſchmeichelt bis auf den letzten Augenblick.

Ihre und ihrer Lehrer teufliſche Kenntniſſe hatten übrigens in vielen Geld- oder Rache-ſüchtigen Herzen ſo üppig Wurzel geſchlagen, daß man 1679 ſogar ein eignes Gericht niederſetzte zu Unterſuchung der Giftmiſcherei, welche in Beichtſtühlen häufig bekannt und in vielen Familien geübt ward.

Da entdeckte man dann, nebſt ſo manchem liederlichen Geſindel, beſonders zwei Weiber, welche, neben Schatzgräberei, Wahrſagerei u. ſ. w. einen recht einträglichen Gifthandel trieben, aber freilich nur mit ſichern oder vornehmen Perſonen, welche letztere auch oft aus bloßer Neugierde bei ihnen anſprachen, weil ſie durch Schlagen der Karte, Schauen in den Spiegel ꝛc., Todesfälle voraus zu wiſſen trachteten, die ihrem Intereſſe, oder wenigſtens ihrer Neugier, nicht gleichgiltig waren.

Die eine der alten Drachen hieß la Voiſin, die andere la Vigoureux. Jene war zugleich Bademutter. Dieſe führte über die durch ſie Verführten eine Art von Controle, welche eine Menge Menſchen in Verlegenheit und Unglück brachte; denn das heimliche Gericht, eine Art Vehme, welches zu Unterſuchung der Giftmiſcherei niedergeſetzt war, lud, nach Anleitung jener Controle, Alle vor, deren Namen darin prangten, und verfuhr in Beſtrafung derſelben höchſt willkührlich.

Jenes ſchwarze Buch diente zugleich dem despotiſchen Miniſter Louvois und der ränkeſüchtigen Marquiſe de Montespan als ein treffliches Mittel, gewiſſe Perſonen vom Hofe zu entfernen. So mußte z. B. die Gräfin Soiſſons flüchten, der Marſchall von Luxemburg in die Baſtille wandern, und die Herzogin von Bouillon alle Vertheidigungsmittel aufbieten, wenn ſie nicht gleiches Schickſal haben wollte.

Die Voiſin und Vigoureux erhielten den 22ſten Febr. 1680 den verdienten Lohn.

Beide wurden nämlich verbrannt, nachdem man ihnen die rechte Hand mit einem glühenden Eiſen durchbrannt und dann abgehauen hatte.

Richard Roos.

Der Blumenkranz.

Ein Polterabendſcherz. *)

Ein orientaliſcher Gärtner (tritt herein.)

Verzeihung, edle Fraun! Mit Gunſt, verehrte Herrn! —
Ach, welcher helle Glanz! Da funkelt Stern bei Stern!

---

*) Die Idee zu dieſem Dramolet war dem Verfaſſer von dem geiſtreichen Prinzen ſelbſt angegeben, für den es gemacht wurde.

Iſts wohl vergönnt, daß ſich ein Mann aus niederm Stande
Zu ſolchem Himmel drängt? Vom fernen Indusſtrande,
Vom Land der Wunder und der Blumen bin ich hier,
Ein Gärtner, und es folgt aus jenem Wunderlande
Ein wunderſchöner Blumengarten mit.
Gern möcht' ich, wärs erlaubt, um euch zu unterhalten,
Des Gartens bunte Luſt vor eurem Blick entfalten.
Darf ich: ſo hol' ihn. Erlaubt ihrs? ſoll ich gehn?

(Nach erhaltener Erlaubniß.)

Im Strahle eurer Huld blüht er nun doppelt ſchön.

(Er geht ab. Es treten, von Muſik begleitet, ſechs junge Damen herein, folgende Blumen vorſtellend, und dem entſprechend koſtumirt: die

Roſe, die Nelke, die Lilie, das Vergißmeinnicht, die Mirthe, die Winde. Ihnen folgen der Gärtner und die Gärtnerin, und ſechs Herren als Gärtnerburſche, Blumentöpfe tragend. Die ſechs Blumendamen tanzen einen pas de six, wobei ſie zuletzt, den Gärtner und die Gärtnerin einſchließend, einen Kreis oder Kranz bilden. Hierauf:)

Der Gärtner (indem er jene in einen Halbkreis ordnet.)

Wohlan, ſo ſtell ich euch nun meine Blumen
hin! —
Doch dieſe, mit Verlaub, iſt meine Gärtnerin —
Und Alle die ſich hier auf Blumenflor verſtehen,
Ja, jedermänniglich, wer Augen hat zu ſehen,
Den frag' ich: war das Wort nicht allzuhoch
geſpannt,
Als ich mein Gärtchen da erſt wunderſchön
genannt?

Gärtnerin.

Doch hat dein Wort noch nicht der Blumen
Werth ermeſſen;

Wer blos die Schönheit nennt, hat manches noch vergeſſen.
Um einer Tugend nur noch eingedenk zu zu ſeyn:
Verſteht ihr mit Bedacht den bunten Farbeſchein
Zuſammenſtellend künſtlich zu verweben,
Dann regt auf einmal ſich die Blum' in höherm Leben:
Gedanke wird die Farb', und Wort iſt die Geſtalt.
Und was des Menſchen Bruſt mit ſiegender Gewalt
Zu alt und neuer Zeit in Freud' und Leid befangen,
Das ſtille Hoffen, wie das ſchmerzliche Verlangen,
Der Liebe Seeligkeit, der Freundſchaft ruhig Glück,
Die Bitte, wie den Wunſch, ja was im Augenblick
Wir alle ſelber hier, jetzt denken und empfinden,

Wird ſinnig und beredt der ſtumme Mund verkünden.
Zur Probe, ſcheint es, winkt mir die Gelegenheit!
Drum halte nur, mein Freund, mit Blumen dich bereit,
Um einen ſolchen ſtumm beredten Kranz zu binden.

Gärtner.

Das will ich gern. Wohlan! ein Brautpaar ſeh ich hier:
Zu einem Kranz, für ſie reich' ich die Blumen Dir.
(Er holt von der Roſendame eine Roſe und reicht ſie der Gärtnerin, indem er ſpricht:)
Vor allen dieſe da, die glüht im Morgenglanze:
Der Schönheit Blume ſei die erſte auch im Kranze!
(Eben ſo mit der Lilie:)
Der Unſchuld Bild geſell' ich jener bei;
Nur Herzensreinheit macht die Schönheit immer neu.

(Mit der Myrthe:)

Der Liebe Blümchen muß nun mit den beiden gehn,
Mit ſtiller Zauberkraft noch ihren Reiz erhöhn,
Und ſo, zum Dreiklang ſchön vereint in deinen Händen,
Das holde Bild der Braut geſchickt und zart vollenden.

(Mit der Nelke:)

Jetzt das Symbol der Treu' und der Beſtändigkeit.
Wie dürft' ich unbedacht ſie von der Liebe trennen?

(Mit dem Vergißmeinnicht:)

Sodann dies zarte Kind! Soll ich es euch erſt nennen,
Das ſeinen Namen jetzt zu unſrer Bitte leiht?

(Mit der Winde:)

Und endlich dieſe hier, die Wünſche anzudeuten,

Die Wünſche, die für euch in dieſem Kreiſe blühn,
Und die, der Winde gleich, mit ihrer Ranken Grün,
Den inhaltſchweren Kranz umſchließen und begleiten.

Gärtnerin (Den Kranz der Braut reichend.)
So nimm ihn hin! Und möcht' er immer friſch und ſchön,
Verehrte Braut, mit dir durchs Leben gehn!
(Die Gärtnerburſchen vertheilen die Blumen aus Blumentöpfen. Nachdem dies geſchehen:)

Der Gärtner.

Leer ſind die Töpfe jetzt: ſo wag' ich noch die Bitte,
Das uns vergönnet ſey, nach dieſes Landes Sitte
Den Polterabend zu begehn, wie ſichs gebührt.
So hattens nicht umſonſt die Alten eingeführt.

Das Poltern wurde vor der Hochzeit gern gelitten,
Um es verblümt und fein ſich nachher zu verbitten.

(Sie werfen alle die Töpfe mit Geräuſch zur Thür hinaus.

C.

Ars longa, vita brevis.

Eine ſchönere, herzerhebendere, tröſtendere Sentenz giebt es doch nicht — für — Stümper in der Kunſt. Sie würden nämlich gewiß mehr leiſten, wenn nur die Kunſt nicht zu lang — das Leben nicht zu kurz wäre. —

Richard Roos.

Die drei Hähne.

Ins Feld zog Ritter Degenhart,
Verließ ein Weiblein, jung und zart,
Doch nicht von ehrenfeſter Art.
Es horchte gern auf Buhlgekoſe,
Und war zu Zeiten eine Roſe,
Die ſich mit keinem Dörnlein wehrte,
Wenn ſie ein wüſter Fant begehrte.

Kaum trabte Jener ſeine Bahn,
So kam ein ſolcher Vogel an.
Sie barg ihn vor dem Hausgeſind,
Doch ihre Zoſe war nicht blind.
Sie merkte gleich das Spiel, und ſchmollte,
Daß man's ihr nicht vertrauen wollte,
Und keinen Schweigelohn ihr zollte.

Entſchloſſen, dieſes Herzeleid
Nicht ſtill und duldſam zu ertragen,

Fand ſie ſehr bald Gelegenheit,
Der Frau ein ſpitzes Wort zu ſagen.

Der Ritter hielt drei große Hähne.
Der eine war ſchneeweiß, wie Schwäne,
Der zweite roth, wie Flammenpracht,
Der dritte pechſchwarz, wie die Nacht.
Ein jeder hatte ſeine Hütte,
Wo er, bei Sturm und Regen, wohnte,
Und Nachts, in ſeiner Frauen Mitte,
Auf einer hohen Stange thronte.

Gerade da, als Degenhart
Der Hähne Namensvetter ward,
Fing Nachts ſein rother Gökelhahn,
Als jauchzt' er drob, zu krähen an.
Sein helles, grelles Kükerükü,
Das er in einem Athem ſchrie,
Drang ſchmetternd aus dem Hühnerhofe
Bis in der Herrin Schlafgemach.
Sie ward mit Zorn darüber wach,
Und fragte Morgens drauf die Zofe:

„Haſt du den Schreihals auch gehört,
Der jedermann im Schlafe ſtört?“

Das Mädchen ſprach: „Wohl hört' ich ihn;
Und, was ſehr wunderbar mir ſchien,
Er krähte nicht aus Unart blos,
Er zog auf irgend etwas los.
Nichts, rief er, iſt ſo klein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.“ —

Schnell wandte ſich die Herrin um,
Und wurde feuerroth und ſtumm.

Das Mädchen dadurch keck gemacht,
Sprach nach Verlauf der zweiten Nacht:
„Geſtrenge Frau, der ſchwarze Hahn
Fängt wahrlich auch zu reden an.
Von Mitternacht bis heute früh
Vernahm ich, daß er öfter ſchrie:
Aprillenwetter! Frauentreu'!
Ihr ähnelt euch, wie Ei und Ei!“ —

Die Herrin wurde wieder roth;
Doch, ſich zu wehren, ſchien ihr noth.
„Das iſt ſehr ſeltſam!“ rief ſie aus.
„Ein bösgeſinnter Hexenmeiſter
Bezauberte mein Hühnerhaus;
Denn augenſcheinlich krähen Geiſter
Aus beiden Thieren frech heraus.
Was für Entſchluß iſt da zu faſſen?
Ich will die Hähne ſchlachten laſſen.
Auch muß, da dir durch Zauberliſt
Die Weisheit eingeblaſen iſt,
Die Hahnenſprache zu verſtehn,
Und leicht mehr Uebel draus entſpringen,
Der nothgedrungne Schritt geſchehn,
Ins nächſte Tollhaus dich zu bringen.
Pack ein, und zieh freiwillig hin!
Mir graut vor ſolcher Dienerin.“

Erſchrocken, mit geſenktem Blick,
Zog ſich die Zoſe ſtill zurück.

Am dritten Morgen ſprach die Herrin:
„Nun, biſt du noch nicht fort? du Närrin!
Hat dir wohl auch der weiße Hahn
In letzter Nacht was kund gethan?“

„O ja!“ verſetzte die Befragte.
„Ich hörte deutlich, daß er ſagte:
Das Blümlein Merk, die Dieſtel Melde,
Sie wachſen beid' im Lebensfelde.
Pflück's Blümlein, laß die Diſtel ſtehn,
So wird's dir wohl auf Erden gehn.“ —

„Der weiße Hahn ſprach ſehr vernünftig!“
Entgegnete die Rittersfrau.
„Ich achtet' ihn bisher nur lau;
Mein Liebling aber ſey er künftig!
Und folgſt du ſeiner Lehre fein,
Werd' ich auch dir gewogen ſeyn.“

Langbein.

Der Ehezwiſt

oder

Täuſchung von allen Seiten.

Seit Menſchengedenken hatten in dem Städtchen Kleinthal die ſämmtlichen reſpektiven Herzen keinem Feſte mit ſo ſtürmiſcher Ungeduld entgegengeklopft, als den Feierlichkeiten, mit welchen man den vier und zwanzigſten Mai des Jahrs 18** zu verherrlichen entſchloſſen war. Schon mit Sonnenaufgang zerarbeitete ſich der Cantor in Einübung einer am Nachmittag vor dem Schloßfenſter aufzuführenden Cantate, die er, mit weiſer Beſchränkung auf die ihm zu Gebot ſtehenden Mittel, in eigner Perſon gedichtet und in Muſik geſetzt hatte. Ein zum Taktſchlagen zugeſtutztes Bankbein in der Hand, und reichbezweckte Holzpantoffeln an den nackten Füßen, rannte er, wie ein geſchoſſener Eber, von einem Notenpult zum andern, um in das gräßliche Tongewirr, das aus acht Kehlen, drei Geigen, einem Baß und einer Flöte hervorging, einige Ordnung und Methode zu bringen. — „Drei Wochen hindurch tagtäglich geübt und immer noch auf dem alten Flecke! Meine Ehre, meine Reputation, meine Compoſition — alles, alles geht durch euch zu Grunde, total zu Grunde, ihr Stockfiſche.“ Mit dieſen und ähnlichen Redeſätzen, durch welche die Sache nun freilich nicht um ein Haar verbeſſert wurde, begrüßte er fortwährend die zur Generalprobe verſammelten Dilettanten, indem er krampfhaft mit den knöchernen Fäuſten bald gegen die ſchwarze Schulſtubendecke empor fuhr, bald die zuckerpapiernen Wickel zerkratzte, mit welchen ſein Kopf rings beſpickt war, bald, in Seelenangſt und Leibesanſtrengung ermattend, auf den Polſterſtuhl zurückſank, bis er, durch den Ruf einer durch die Straßen lärmenden Trommel aus ſeiner Betäubung aufgeſchreckt, zu einem neuen Verſuche ſich wieder ermannte.

Aber nicht an ihm allein, an allem, was Leben und Odem hatte, bewährte ſich die von der Trommel ausgehende elektriſche Kraft; denn wenige Minuten darauf ſah man bereits die Schützengilde mit Ober- und Untergewehr zur Muſterung auf dem Marktplatze verſammelt; und von der Haltung, die ſie allmählich durch die Viſierſtäbe ihrer Anführer gewann, ließ ſich ſchon im Voraus die glücklichſte Wirkung verſprechen. Einen nicht minder vortheilhaften Eindruck hoffte der Stadtſchreiber von der ſelbſt verfertigten poetiſch-proſaiſchen Bewillkommnungsrede, die er, während der Volksjubel vielſtimmig die Gaſſen erfüllte, in der einſamen Stille ſeines Erkerſtübchens mit unermüdlichem Eifer deklamirte. Nur an dem eignen Beifalle hatte er bis jetzt ſich hegen und weiden können; und daß er es hieran denn auch nicht eben hatte fehlen laſſen, bewies das ſelbſtzufriedne Lächeln, mit welchem er, vermittelſt des Spiegels, ſeinen Bewegungen und Geberden den Stempel der höchſten Vollendung aufzudrücken, beeifert war. Heut endlich war der Tag erſchienen, da er den Triumph der Kunſt, den er ſeit ſechs Wochen vorbereitet und vorempfunden hatte, öffentlich feiern ſollte; kein Wunder alſo, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte, wo er im Glanze des Rednerberufs an der, in der Nähe des Schloßhofes neuerrichteten Ehrenpforte ſich zeigen, und der zierliche, fünf Quartſeiten lange Bewillkommnungsgruß wie Honigſeim von der begeiſterten Lippe ihm ſtrömen werde.

Näher und näher rückte die zum Aufbruch beſtimmte Stunde heran. Schon wurden die beiden hoffnungsvollen Söhne des Bürgermeiſters, als Genien gekleidet, von dem Rathsdiener behutſam auf die Ehrenpforte gehoben. Zwei ſchneeweiße Sonntagshemden des Vaters waren auf das glücklichſte zu fliegenden Gewändern verarbeitet; mit kaum bemerklichem Uebergange verloren ihre ſteifen Zöpfe ſich in eine dicke Blumenguirlande, die, kreuzweis über Nacken und Bruſt hinablaufend, als Gürtel endigte, indem ſie zugleich die ledernen Riemen verbarg, vermittelſt welcher zwei ſolide, mit grüner Firnißfarbe überſtrichene und reich vergoldete Holzflügel unterhalb der Schultern befeſtigt waren. In ihrer Rechten hielten ſie zwei ſtattliche, aus lackirter Pappe gearbeitete Füllhörner, aus welchen ein duftender Blüthenregen herabſtrömen ſollte, ſobald die Kutſche des Herrn Grafen, der heut mit ſeiner jungen Gemahlin den Einzug zu halten, gewilligt war, den Triumphbogen erreicht haben würde, den man, dem neuvermählten Paar zu Ehren, aus den Mitteln der Stadtkaſſe aufgebaut hatte.

2.

Ein ſchmetternder Trompetenſtoß, den der auf Spähung ausgeſtellte Badergeſell, ſeinem

Beruſe gemäß, aus dem geöffneten Schallloche des Thurmes vernehmen ließ, verkündigte endlich um die zehnte Stunde die Annäherung der hohen Herrſchaften, zu deren Empfang man die glänzenden Anſtalten getroffen hatte. Kurze Zeit darauf langte, mit Schweiß und Staub bedeckt, der keuchende Amtsbote an, der ihnen bereits bei Tagesanbruch eine halbe Meile weit entgegen geſendet worden war, mit dem Auftrage, in der Schnelle des Sturmwinds nach Kleinthal zurückzufliegen, ſobald er von der Anhöhe, die man ihm als Beobachtungspunkt bezeichnet hatte, auf der fernen Heerſtraße die erſte Kutſche bemerken würde. Mit der geheimnißvollen Miene eines Staatskouriers, und ohne auf die, von allen Seiten an ihn ergehenden Fragen nur im mindeſten zu achten, brach er ſich Bahn durch die wogende Volksmenge, um zu der, am Rathhauſe verſammelten, Behörde zu gelangen und die Nachricht zu beſtätigen, von welcher der Trompetenſtoß vom Thurme bereits der Vorläufer geweſen war. Ungeſäumt ſetzte ſich nun alles nach der Ehrenpfort hin in Bewegung, und da der Rathszimmermeiſter ſchon lange vorher über die daſelbſt einzunehmenden Plätze einen ordentlichen Riß verfertigt und eingereicht hatte, von welchem faſt in jeder Taſche ſich eine Copie befand, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß nicht jede Parthei ſogleich hätte wiſſen ſollen, wohin ſie gehöre und wie ſie zur Vollendung des Prachtgemäldes ſich zu gruppiren habe.

Hart an dem rechten Pfeiler der Ehrenpforte prunkte der Bürgermeiſter im rothen Sammetrocke, mit ruhig erhabner Würde aufblickend nach ſeinen, in der idealiſirten Sonntagswäſche niederlächelnden, Söhnen und nach den Füllhörnern, die einen Theil ihres Ueberfluſſes auch auf ihn herabzuſchütten verſprachen. Ihm gegenüber befand ſich der poetiſch-proſaiſche Stadtſchreiber, glühend vor ungeduldiger Erwartung, indem er mit geſchloſſenen Augen ſich die vorzutragende Rede von Punkt zu Punkt noch einmal überhörte und die Reihenfolge des dabei anzubringenden deklamatoriſchen Schmuckes von neuem in das Gedächtniß zurückrief. Unmittelbar an die in Hufeiſenform aufgeſtellten Senatoren ſchloß ſich der Chef des Schützenchors, welches letztere, mit beſtmöglicher Benutzung des gegebenen Raumes, eine halb keil-, halb hakenförmige Stellung angenommen hatte, und mit ſeinen beiden Endpunkten ſich an zwei ungeheure Biertonnen lehnte, deren Inhalt von Glied zu Glied bis zum Bürgermeiſter hinauf gelangen konnte, und auf dieſe Weiſe gleichſam den Kitt ausmachte, welcher die Theile ſo innig zum Ganzen vereinigte, daß, wenigſtens vor der Hand, nicht die mindeſte ſtörende Lücke zu befürchten war. Zu beiden Seiten des Sandweges, in welchen man mit kluger Vorſicht hin und wieder mäßige Vertiefungen gegraben hatte, damit die Kutſchen dadurch gezwungen würden, fein langſam und gravitätiſch zu fahren, befand ſich die aus fünf und vierzig Köpfen beſtehende Schuljugend in bunter Reihe, die Hüte und Schürzen gleichfalls mit Blumen angefüllt, die dem jungen Paar entgegen geſtreut werden ſollten.

Dieſen, in einer ausſchließlich dazu anberaumten Rathsſitzung in Vorſchlag gebrachten und einſtimmig bewilligten Verſchlimmbeſſerungen des Heerweges, die weit bis vor das Städtchen hinaus ſich erſtreckten, war es denn auch zuzuſchreiben, daß nach Ankunft des Amtsboten wohl noch eine Stunde verlief, bevor der vielerſehnte Einzug mit einer bedeckten Kutſche begann, die in der Mittagshitze langſam durch den tiefen Sand daher mahlte, und die man an der neben dem Kutſcher ſich zeigenden Mohrenfratze ſogleich für die Leibkutſche des Herrn Grafen erkannte. Augenblicklich rief der Chef zur Ordnung, indem er ſeinen, bisher nachläſſig auf den Schultern ruhenden Kommandoſtab in lothrechte Stellung brachte, und ſeinen Untergebnen in der Geſchwindigkeit nochmals die möglichſte Vorſicht beym Abſchießen der geladenen Gewehre empfahl. Eine erwartungsvolle todtenähnliche Stille ſank jetzt auf die zuſammengedrängte Volksmenge, nur durch das Huſten und Räuspern des Stadtſchreibers unterbrochen, den das Herz unter der brocatenen Weſte deſto lauter zu klopfen anfing, je näher und näher die Kutſche gegen ihr Ziel vorrückte. — Jetzt, jetzt war der verhängnißvolle Augenblick gekommen! Zwei handfeſte Rathsfrohne fielen mit pathetiſchem Anſtand den Pferden in die Zügel, und in der feſten Ueberzeugung, es geſchehe blos aus Beſcheidenheit, daß der Herr Graf ſeine und ſeiner jungen Gemahlin Anblick dem Auge der verſammelten Bürgerſchaft entziehe, begann der Stadtſchreiber, indem er um einige Schritte ſich dem Kutſchenſchlage näherte, die Frucht ſeiner ſechswöchentlichen Nachtwachen mit laut erhobener, donnernder Stimme an den Tag treten zu laſſen.

Die brennende Mittagsſonne ſchien ihm dabei, durch einen, vom Rathszimmermeiſter bei der Anordnung begangenen Fehler, ſo unbarmherzig ins Geſicht, und ſeine Bewegungen wurden nach und nach ſo heftig, daß die Ströme von Puder und Pomade, die ihm vom Wirbel herabſchoſſen, und wegen der ziemlich hervorſtehenden Backenknochen ihre Richtung ſämmtlich nach dem weitgeöffneten Munde nahmen, ihn bereits zu erſticken drohten, bevor er noch auf den eigentlich pathetiſchen Theil ſeiner Rede gekommen war. Dennoch wußte der Mann ſich durch dieſe, eben ſo verdrießlichen als unberechneten Hinderniſſe ſo glücklich hindurch zu arbeiten, und die Wirkung ſeines Vortrages auf die in der Nähe befindlichen Gemüther ſteigerte ſich allmählich bis zu einem ſo hohen Grade, daß die Rathsdiener nur mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte den Forderungen ihres damaligen Berufes Genüge zu leiſten vermochten, obgleich man bereits zu Anfange, aus wohlerwogenen Grün-

Gründen, einen mächtigen Hemmbalken zwiſchen die beiden Vorderräder des Wagens geſchoben hatte. Endlich war er im Schweiß des Angeſichts zum Schluſſe gelangt; gebieteriſch gab er das verabredete Zeichen, und aus Leibeskräften ſtimmten jetzt alle Anweſende in das dreimalige Vivat, mit welchem er kunſtreich ſeinen Vortrag beſchloß. Zu gleicher Zeit ſchwenkte der Schützenchef mit grimmig rollenden Augen den Speer, und ein praſſelndes Gewehrfeuer erfüllte die Luft, während die umgeſtülpten Füllhörner ihren Reichthum auf die beſtaubte Kutſchendecke und über den Mohren ergoſſen, der dieſe unerwartete Ehre nur durch ein unbändiges Gelächter zu erwiedern wußte. Wer aber beſchreibt das Entſetzen, in welches das Jubeln und Jauchzen der Menge urplötzlich überging, als in dem nämlichen Augenblick, da Vivatruf und Gewehrfeuer ſich wechſelſeitig zu übertönen ſuchten, der Kutſchenſchlag ſich öffnete, und ſtatt des Herrn Grafen ein kleiner, runder Mann in fuchsrother Perücke herausſprang, der — wie weiland der ſelige Voltaire, als die Brandenburgiſchen Bauern ihn für den Leibaſſen Friedrichs des Großen anſahen — mit quikend-keifender Stimme, indem er wie ein Kräuſel ſich auf dem Abſatz herumdrehte, ſeinen Unmuth darüber zu erkennen gab, daß man auf eine ſo unmanierliche Weiſe ihn aus dem Mittagsſchläfchen aufgeſchreckt habe, in welches er, während des Fahrens durch den tiefen Sandweg, verſunken geweſen ſey. — Starr und unbeweglich, wie die hölzerne Gerechtigkeit am Eingange des Rathhauſes, ſtand der Bürgermeiſter, an welchen die Ausfälle des Grolls und der Erbitterung zunächſt gerichtet waren, und weder er noch ſonſt jemand vermochte nur eine einzige Sylbe verzubringen, um über den Vorfall ſich mit dem läſternden Kobold einigermaßen zu verſtändigen. Dieſer drehte ſich, unter fortwährendem Schelten, durch die Ehrenpforte hindurch und verſchwand endlich im Innern des

Schloßhofes, wohin auch die Kutſche nebſt dem Mohren, der leider das einzige fröhliche Geſicht in der Geſellſchaft ausmachte, ihm langſam nachfolgte.

3.

Erſt jetzt begann der Schmerz über fehlgeſchlagene Erwartung, der bisher blos durch regungsloſes Erſtarren ſich ausgedrückt hatte, in ſeiner mehrfachen Geſtalt ſich zu äußern. Es rundeten ſich Gruppen von der verſchiedenartigſten Miſchung doch durch den großen tragiſchen Charakter, den ſie an ſich trugen, auf das innigſte zur Einheit verbunden. Weggeworfene Säbel und Flinten lagen, halsgefährliche Verhacke bildend, in der zwangloſeſten Geſtalt zu Dutzenden über einander, und auch die Helden ſelbſt, deren Zierden ſie geweſen waren, ſchienen dieſem Beiſpiele folgen zu wollen; denn in dichtgedrängten Haufen umlagerte man bereits die beiden Stützpunkte, die nun, von allen Seiten umgangen, ſie plötzlich im Mittelpunkte verwandelt ſahen. Quer über den Weg hinüber lag, als ein trauriges Bild vernichteter Herrlichkeit, der gefürchtete Kommandoſpeer, zum bedeutungsloſen Knüttel herabgeſunken, nachdem man die glänzende Spitze deſſelben in den Sand getreten hatte. Auch ſchien aus dieſer Schmach und Erniedrigung ihm fürs erſte keine Rettung zu Theil werden zu wollen; denn die Hand, von welcher er geführt worden war, hielt krampfhaft den Henkel eines zinnernen Bierkruges umklammert, aus welchem die Verzweiflung in vollen Zügen Troſt und Vergeſſenheit zu ſchlürfen bemüht war.

Das rührendſte Bild des Kummers aber ſtellte der in ſeinen Hoffnungen ſo ſchmählich hintergangene Stadtſchreiber dar. Matt und krank hatte er das Haupt an den linken Pfeiler der Ehrenpforte gelehnt, während er in ſtiller, gegen ſich ſelbſt gerichteter, Wuth, mit hakenförmig gekrümmten Fingern auf die brocatene

Staatsweſie fortwährende Angriffe that, von welchen jeder eine zehnfache Spur zurück ließ. Ergriffen von dem Anblick des Märtyrs näherte ſich ihm endlich der Bürgermeiſter, und ſuchte, ſo ſehr er auch ſelbſt des Troſtes bedürftig war, durch mildbeſchwichtigende Worte ihn aufzurichten und zu beruhigen. Aber einen nur geringen Eingang konnte er bei ihm finden. „Laßt mich! laßt mich!“ rief der Leidende mit matter Stimme, indem er einen eben ſo matten Blick aufwärts zu den geleerten Füllhörnern erhob; „verſtündet ihr meinen Schmerz zu würdigen, ſo würdet ihr begreifen, daß ich mich in der allernatürlichſten Stellung befinde. Aber mag der Herr Graf nur kommen; um den Hemmbalken braucht ihr nicht verlegen zu ſeyn; ich ſelbſt werde mich vor den Pferden queer über den Weg werfen, und über die Leiche eines gemißhandelten Stadtſchreibers ſoll er ſeinen Einzug in das Schloß halten!“

„Mein Himmel! Wer hat den Herrn Kollegen denn eben gemißhandelt?“ erwiederte der Bürgermeiſter, indem er zweifelhaft ſich umſah und mit betroffnen Mienen die Umſtehenden zu fragen ſchien, ob ſie nicht auch die Vermuthung hegten, daß die Zerrüttung, welche die brennende Mittagsſonne am Schädel des Stadtſchreibers angerichtet habe, keine blos äußerliche geweſen ſey? — „Laßt ihn nur kommen!“ wiederholte dieſer in fieberhaft zuckender Bewegung — und ſieh da! wirklich ward in dem nehmlichen Augenblick wieder eine mit vier Pferden beſpannte offne Kutſche ſichtbar, die ſo raſch gegen das Städtchen vorrückte, als es die Lage der Dinge nur immer verſtatten wollte. Mit einem Schrei des Entſetzens, der aber in gehöriger Entfernung gar wohl für einen Vivatruf genommen werden konnte, erfüllte ſich die Luft; haſtvoll ſprangen die Sitzenden auf, indem ſie die Stehenden zu Boden riſſen, und alles gerieth in eine Verwirrung, welche über die Anordnungen des Rathszimmermeiſters einen ſo entſcheidenden Sieg gewann, daß, als die Kutſche die erſten Häuſer des Städtchens erreicht hatte, der Bürgermeiſter ſich mit ſämmtlichen Rathsgliedern zwiſchen den beiden Biertonnen befand, während der eine Mundſchenk wider Wiſſen und Willen den Hauptplatz an der Ehrenpforte eingenommen hatte, und ſich, mit der bocksledernen Alltagsmütze auf dem Kopfe und dem verwitterten, mit gleißenden Oelflecken getiegerten Schurzfell um die Hüften, in die plötzliche Standeserhöhung und neue Anſicht der Dinge gar nicht zu finden wußte. Was hätte unter den obwaltenden Umſtänden alle Ordnung und Regelmäßigkeit aber auch viel geholfen? Die Patronen waren verſchoſſen, die Füllhörner geleert, die Rede ſammt dem dreifachen Vivat an einen Unwürdigen verſchwendet, der kaum einen Gruß von den Lippen des Mundſchenken verdient hätte. Wäre man auch auf den Einfall gekommen, die in dem Vivat begriffne Quinteſſenz der Rede aus dem Stegreif zu wiederholen: wer hätte das kühne Unternehmen beginnen und leiten ſollen, da der Schützenchef, um ſeinen Interimsſpeer herbeizuholen, in der Angſt nach Hauſe gerannt und der Stadtſchreiber im Gedränge verſchwunden war? —

Glücklicher Weiſe gerieth noch der eine Genius in dem verhängnißvollen Augenblick auf den Gedanken, ſich, mit Aufopferung ſeines Zopfbandes, der Blumenguirlande zu entledigen, um dadurch für das Füllhorn eine neue Ladung zu gewinnen. Indem er jedoch ſich an dies Geſchäfte machte und zu gleicher Zeit zwiſchen ihm und ſeinem himmliſchen Kollegen, der dem gegebnen Beiſpiele Folge zu leiſten ſich weigerte, ein Zank begann, wie er billig nur unter gefallnen Engeln ſtatt finden ſollte, entſank die Guirlande ſeinen zitternden Händen, fiel aber dem untenſtehenden Mundſchenken ſo regelrecht um die Schultern, daß der unanſehnliche Kauz dadurch ſogleich ein beſſeres, ja man möchte faſt ſagen, feſtliches Anſehen gewann. Auch ermangelte dieſe, durch eine höhere Hand ihm zu Theil gewordne, Zierde nicht, ihre begeiſternde Kraft an ihm zu üben und mit unternehmendem Muthe ihn zu entflammen; denn mit Erſtaunen bemerkte man alſobald, wie er, kühn eingreifend in die Rechte des Bürgermeiſters, ſich die Mütze vom Kopfe riß, ſie mit wildem Jubelgeſchrei hoch in die Lüfte ſchleuderte, und ohne von ſeinem Platze zu weichen, mit kunſtgeübter Hand ſie wieder auffing. Ein ſo hinreißendes Beiſpiel konnte in dem Augenblick, wo man um irgend einen ſichtbaren Ausdruck der Rührung und Freude ſo verlegen war, denn auch nicht lange ohne geſegnete Wirkung bleiben. Kaum hatte der erfinderiſche Ceremonienmeiſter ſeinen Wurf ein paarmal wiederholt, als die glückwünſchende Mütze ſich bei dem Auffluge bereits von mehreren ihres Gleichen begleitet ſah, indem ſie zur Mitwirkung für die beabſichtigten hohen Zwecke einen immer größern Anhang gewann. Bald verdunkelte ſich die Luft vor den aufſteigenden und niederfallenden Hüten und Mützen, zu denen ſich ſpäterhin ſogar einige Perücken geſellten, die man im blinden Eifer der Begeiſterung bald von dem eignen, bald von des Nachbars Kopfe herabriß. Denn keinen, auch noch ſo koſtbaren Gegenſtand gab es, den man nicht mit Freuden dem lieben Herrn Grafen entgegen geworfen hätte!

Leider waren, als die Kutſche ſich endlich genähert hatte, die Umſtände abermals nicht von der Art, um die Ausbrüche des Jubels und der Freude zu rechtfertigen und den feſtlichen Empfindungen der Verſammelten ſonderliche Nahrung zu gewähren. Zwar hatte man diesmal ſich nicht in der Perſon geirrt; es war der Graf Hallenfeld ſelbſt, der mit der reizenden Pauline von Arlheim, mit welcher er erſt vor einigen Tagen ſich auf dem, vierzehn Meilen von Kleinthal entfernten Schloſſe Weißenſtein vermählt hatte, im Wagen ſaß; allein die in Mienen und Geberden ſich ausſprechende Stimmung des jungen Paares ſchien mit dem Jubel des hier veranſtalteten Feſtes ſich in ſo auffallendem Widerſpruche zu befinden, daß in dem nehmlichen Verhältniſſe, wie das Jauchzen verſtummte, auch der Mützenregen alſobald nachließ. Düſtern Blickes hatte der Graf ſich in die Ecke des Wagens gedrückt; auf ſeiner ſonſt ſo heitern Stirn ſchwebte eine Wolke von Gram und Unmuth, die ſelbſt durch das gezwungne Lächeln, mit welchem er den Umſtehenden ſeinen Dank zuwinkte, ſich nicht verwiſchen ließ. Ihm zur Seite, aber zugleich in einer Entfernung, welche fortwährend mit den beſchränkenden Seitenwänden des Wagens zu hadern ſchien, befand ſich ſeine junge Gemahlin, gleichfalls in einem Zuſtande, der, wie es das Anſehen hatte, von dem ſeinigen nur durch den einzigen Umſtand unterſchieden war, daß mit dem Kummer, der auch in **Paulinens** Blicken ſich zeigte, noch ein mühſam verhaltner Ingrimm ſich um die Herrſchaft ſtritt. Sichtbar vermieden es Beide, einander, während der Wagen langſam durch die zuſammengedrängte Menſchenmaſſe dahinfuhr, mit den Blicken zu begegnen, und kaum hatten ſie den Schloßhof erreicht, als das, nach dem Städtchen führende Thor deſſelben ſich ſchloß; welcher Umſtand jede Verbindung mit dem Schloſſe abſchnitt und alſobald allen weitern Feſtlichkeiten ein Ende machte.

4.

Man hatte in **Kleinthal** ein uraltes, ſehr beliebtes Sprüchwort, das man immer als einen trefflichen Talisman gegen die Wißbegierde überhaupt und gegen die Neugierde insbeſondre bewährt gefunden hatte. Es hieß: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! — Fand man, daß das Beſtreben, irgend einem dunklen Gegenſtand auf den Grund zu kommen, mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, ſo bediente man ſich nur dieſer Zauberformel, und in den meiſten Fällen wurde dadurch auch das unruhigſte Verlangen beſchwichtigt. — Nur diesmal ſchien die viel erprobte Kraft dieſes Sprüchleins ihre gewohnte Wirkung nicht hervorbringen zu wollen, ob man gleich fort und fort zu ihm ſeine Zuflucht nahm, um ſich die Räthſelaufgabe eines ſo ſeltſamen Auftritts aus dem Sinne zu ſchlagen. Vielmehr fingen die Köpfe nur deſto ſichtbarer zu glühen an, jemehr man auf die altherkömmliche Abkühlung derſelben bedacht war. Und in der That war das Ereigniß, von welchem man ſo eben Augenzeuge geweſen, von ſo auffallender und unbegreiflicher Art, daß man nicht eben aus Kleinthal gebürtig zu ſeyn brauchte, um darüber in das peinliche Nachgrübeln zu verſinken. Noch vor wenigen Wochen hatte die Gräfin Pauline, bei einem Beſuche in Kleinthal, den Rathsdeputirten die Verſicherung gegeben, daß ſie den Tag ihrer Befreundung mit den Einwohnern dieſer Stadt als den glücklichſten ihres Lebens betrachten werde; daß ſie ohne Schmerz von den heimiſchen Triften ſich trenne, um an der Hand ihres Otto ein Paradies zu betreten, welches die Liebe ihr hier zu bereiten verſpreche! — „Und ſo weiter!“ war der wortführende Bürgermeiſter ihr damals in die Rede gefallen, und lächelnd hatte ſie ihm die Hand gereicht und ihn einen wackern Bürgermeiſter genannt; worauf der Herr Graf vor Aller Augen mit entzückter Geberde ſie in ſeine Arme geſchloſſen und die Deputirten wieder abtreten laſſen.

Man kann leicht denken, daß die von Mund zu Mund laufende Erzählung dieſer Thatſachen nicht eben geneigt war, den Gemüthern über den Abſtich mit dem heutigen Vorfalle ein erklärendes Licht gewinnen zu helfen; vielmehr gerieth man, indem man mit zollfreien Gedanken das Gebiet der Möglichkeiten zu durchlaufen anfing, immer tieſer in ein Labirinth von Zweiſeln und Widerſprüchen, aus welchem auch der ſcharfſinnigſte Verſtand, vom Mundſchenken bis zum Bürgermeiſter hinunter, ſich nicht wieder heraus zu winden wußte. So viel man auch die Köpfe zuſammenſteckte, um gemeinſchaftlich an einem Joche zu ziehen: kein befreundeter Laut unterbrach die in den Schloßgemächern herrſchende Stille, kein menſchliches Weſen erſchien an den hellblinkenden Fenſtern, zu welchen die von Sehnſucht ergriffne Verſammlung in melancholiſchem Reſpeckte empor blickte; die Thorflügel blieben verſchloſſen, und der Kantor ſchien der Aufführung ſeiner Kantate für immer enthoben zu ſeyn.

Höchſt unzufrieden mit der Aufnahme, welche die zu Ehren des jungen Paares veranſtalteten Feſtlichkeiten gefunden hatten, zog man endlich von dem Platze ſich zurück, und zwar größtentheils nach der am Markte gelegenen

ſilbernen Gans, allwo die Angeſehenſten des Orts ſich zweimal in der Woche zu verſammlen pflegten, um bei Bier und Taback ſich den Nachmittag und Abend hindurch mit Kartenſpielen und Kegelſchieben zu erluſtigen. Nachdem die leidenſchaftliche Stimmung der Gemüther hier einen etwas gemäßigtern Gang zu nehmen angefangen hatte, ward der Mundſchenk, der als wohlbeſtallter Kegelaufſetzer bereits einen Stellvertreter herbeigeſchafft hatte, durch die, in Folge ſeiner heut bewieſenen Verſchlagenheit und Gegenwart des Geiſtes, einſtimmig auf ihn gefallne Wahl, auf Spähung ausgeſandt, mit dem Bedeuten, von jeder in der Nähe des Schloſſes vorfallenden Bewegung in der ſilbernen Gans Bericht abzuſtatten. Mit der Verſicherung, ſeiner geheimen Sendung alle nur mögliche Ehre zu machen, ſtahl er ſich, über Planken und Gräben ſetzend, auf Umwegen nach der Gegend des Schloſſes, und brachte nach Verlauf einiger Stunden die Nachricht,

richt, daß der Herr Graf in einem der abgelegenſten und düſterſten Gänge des Schloßgartens, mit über den Rücken gekreuzten Händen und die Augen ſtarr an den Boden geheftet, einſam auf und ab wandre; während die junge Gräfin in einer ziemlich weit davon entfernten Laube ſitze, und mit dem rechten Zeigefinger auf einem vor ihr ſtehenden Tiſchchen den Deſſauer Marſch zu trommeln ſcheine, wozu ſie mit der linken Schuhſpitze ſich den Takt ſchlage; der kleine, runde Mann aber liege im Graſe nahe bei der Waſſerkunſt auf dem Bauche, ſtütze die Stirn auf die eine Hand und kratze mit der andern ſich fortwährend in der rothen Perücke.

„Unter allen Lagen des menſchlichen Lebens — Körpers wollt' ich ſagen — wohl eine der unbequemſten!" rief der Bürgermeiſter, indem er kopfſchüttelnd ſich an den Stadtſchreiber wandte. „Mit Nichten!" erwiederte dieſer — „es gab gewiſſe Augenblicke, wo ich im Begriff ſtand, eine noch viel unbequemere anzunehmen, wenn anders die Dinge ſich ſo ganz in ihrer Ordnung begeben hätten, daß es der Mühe werth geweſen wäre.“ — „Aber,“ fuhr jener fort — „was haben wir durch den ſo eben eingegangenen Bericht über die Erſcheinungen im Schloßgarten denn eigentlich gewonnen. Der Herr Graf wandert einſam auf und nieder; die Frau Gräfin trommelt den Deſſauer Marſch; der fremde Rothkopf liegt bei der Waſſerkunſt auf dem Bauche; — ich frage an, iſt einer in der Verſammlung, der mit oder ohne Nachdenken in dieſe merkwürdigen Begebenheiten einigen Zuſammenhang zu bringen vermag; ſo behalte er — feierlichſt fordre ich ihn dazu auf — ſeine Weisheit nicht für ſich, ſondern laſſe ſeine Gedanken laut werden, damit wir endlich einmal zu einem befriedigenden Aufſchluſſe gelangen!“ —

Ein in der Verſammlung herrſchendes, tiefes Stillſchweigen bewies zur Gnüge, daß man es für leichter halte, hundert Fragen dieſer Art aufzuwerfen, als nur eine einzige zu beantworten. Der Mundſchenk ward daher, unter Zuſicherung eines glänzenden Trinkgeldes für die treue Verwaltung dieſer auf ſeinen Schultern ruhenden Staatsangelegenheit, aufs neue mit geheimen Aufträgen nach ſeinem Beobachtungspunkte entlaſſen; und der Bürgermeiſter nahm nun abermals das Wort, und verkündete mit feierlicher Geberde, daß ihm der Rauchtobak ausgegangen ſey; worauf man ihm alſobald eine Menge trotzender Schweinsblaſen entgegen hielt, die wetteifernd ſeinem Bedürfniß abzuhelfen verſprachen.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als der Mundſchenk keuchend nach der ſilbernen Gans zurückgeſchoſſen kam, einige vor der Thür ſpielende Kinder zu Boden rannte und vor lauter Begierde zu ſprechen nicht zum Worte kommen konnte. Ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit verkündigte ſich in ſeinen Mienen und Geberden; alles drängte ſich um ihn her, und die Ungeduld der Umſtehenden ſtieg aufs Höchſte, da er erſt nach geraumer Zeit den Athem gewann, deſſen er zur wörtlichen Mittheilung ſeiner gemachten Entdeckungen bedürftig war. Mit ſtotterndem Eiſer berichtete er jetzt, daß es ihm ſo eben gelungen ſey, des hochgräflichen Bratſpießdrehers, ſeines vielgeliebten Freundes und Vetters, auf einige Augenblicke habhaft zu werden, der ihm, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, Dinge ins Ohr geraunt habe, vor welchen das ganze Städtchen in ein allgemeines Schrecken und Entſetzen gerathen werde.

„Ei, und wie denn ſo?“ rief der Bürgermeiſter, indem er die tombackne Schnupftobaksdoſe hervorzog, ſich mit den darin befindlichen parfümirten Sägeſpähnen beide Naſenlöcher anfüllte und den keuchenden Eilboten mit den weit aufgerißnen Augen verſchlingen zu wollen ſchien. Dieſer meldete hierauf, wie die Vermählung der beiden hohen Herrſchaften auf dem Schloſſe

Weißenſtein zwar in aller Ordnung und Einigkeit vollzogen worden, ein paar Tage darauf aber zwiſchen beiden plötzlich ein ſo giftiger Zwiſt und Haß ausgebrochen ſey, daß an eine Ausſöhnung der feindſeligen Gemüther gar nicht mehr gedacht werden könne; vielmehr ſey, nach der Anſicht ſeines Freundes und Vetters, eine baldige Eheſcheidung ſchon ſo gut als gewiß. Den eigentlichen Grund dieſes ſo ſeltſamen Haſſes habe man bis jetzt noch nicht ſo ganz errathen können; indeſſen hege der hochgräfliche Bratſpießdreher hierüber ſeine ganz eigenen Gedanken und Muthmaßungen! —

„Die hege ich auch!“ fiel mit pfiffigem Lächeln der Stadtſchreiber ihm ins Wort. Der Bürgermeiſter aber raffte, indem er, nach ſeiner in ſolchen Fällen üblichen Weiſe, noch drei Knöpfe an der Weſte öffnete und den Buſenſtreif um ein Bedeutendes hervorzog, ſeine ganze Würde zuſammen, trat raſch um einige Schritte zurück, führte mit flacher Hand einen kräftigen Schlag gegen den Doſendeckel und rief mit funkelnden Augen: „Wer wagt es, in Bezug auf unſern gnädigen Herrn Grafen, ein unziemliches Wort zu reden?“ — Niemand wagte es, ſondern Alle beobachteten das ehrfurchtsvollſte Stillſchweigen; nur der Stadtſchreiber murmelte noch einige verlorne Worte in den Bart.

„So viel iſt wenigſtens gewiß,“ fuhr nach einem erhaltenen Winke der Mundſchenk fort — „daß die ſchon ſeit zehn Jahren unbewohnten Zimmer im linken Flügel des Schloſſes, trotz aller Baufälligkeit, für den alleinigen Gebrauch des Herrn Grafen eingerichtet und in Stand geſetzt werden, und daß er ſchon dieſen Abend daſelbſt eingezogen iſt. In dem rechten Flügel wohnt die junge Gräfin und in der Mitte des Schloſſes der Juſtiziar — denn das eben iſt der Mann in der rothen Perücke — der wohl auch nicht ſo ganz umſonſt von Weißenſtein nach Kleinthal mitgekommen ſeyn mag.

Nein, mein Vetter hat gewiß Recht, wenn er ſagt, daß an eine Ausſöhnung ganz und gar nicht zu denken iſt!“ —

Leiſe ſchlichen, als der Berichterſtatter noch die Nachricht hinzufügte, daß man ſchon aus dem Stand der im Schloſſe brennenden Lichter von der Wahrheit ſeiner Ausſage ſich überzeugen könne, die in der ſilbernen Gans verſammelten **Kleinthaler** von dannen, um nun auch mit eignen Augen zu ſehen, wie man mit eignen Ohren gehört hatte. Sogar der Bürgermeiſter konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, in der nächtlichen Stille noch einen, der nähern Beobachtung gewidmeten, Spaziergang nach der Gegend des Schloſſes zu unternehmen. Man fand die Ausſage des Mundſchenken vollkommen beſtätigt. Drei armſelige Lichter brannten an den von ihm bezeichneten Orten, zum kümmerlichen Beweiſe, daß das Schloß ſo ganz ausgeſtorben nicht ſey, als man aus der darin herrſchenden Todtenſtille wohl hätte ſchließen mögen. Zwei davon erloſchen allmählich, während der größte Theil der auf Kundſchaft ausgezogenen Nachtwandler noch in der Dunkelheit umhertappte, und vom dritten, welches ein im linken Flügel befindliches Zimmer zu erhellen bemüht war, berichtete der deshalb in Eid und Pflicht genommene Nachtwächter am andern Morgen dem Bürgermeiſter, daß es fort und fort ungeputzt geblieben und erſt um zwölf Uhr acht und vierzig Minuten dem Beiſpiel ſeiner Vorgänger gefolgt ſey. —

5.

Die erſte Bekanntſchaft der beiden Neuvermählten ſchrieb ſich von einem glänzenden Balle her, zu welchem Graf Otto von Hallenfeld, der eben, vor ſeiner nahen Abreiſe nach der Univerſität, zufolge eines Beſuches ſich in der Gegend von Weißenſtein befand, eingeladen worden war. Gleich beim erſten Anblick machten Paulinens Reize, die ſchon damals von einer Schaar ſogenannter Anbeter belagert wurden, obgleich die Inhaberin derſelben kaum ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, auf das Herz des gefühlvollen jungen Mannes einen Eindruck, den der nähere Umgang mit ihr, zu deſſen Eröffnung ihm ſein Rang und Name ſchon des Tages darauf die erwünſchte Gelegenheit darbot, nur immer tiefer und unvertilgbarer begründete. Ausgezeichnet eben ſo wohl durch eine blühend edle Geſtalt, als durch Bildung des Geiſtes und Anmuth der Sitten, mußte auch er des Vorzugs bald inne werden, deſſen er in Paulinens Augen vor allen Andern ſich zu erfreuen hatte; und die wenigen Wochen, die Graf Hallenfeld jetzt auf dem Schloſſe Weißenſtein verlebte, verfloſſen den Liebenden unter allen Freudengenüſſen des paradieſiſchen Traumes, in welchen die erſte Liebe die Empfindungen unverdorbner Gemüther ſchmeichelnd zu wiegen pflegt. Der Bund, welchen die überall ſich begegnenden Blicke bereits geſchloſſen hatten, erhielt, kurz vor der Abreiſe des Grafen, in einem Augenblicke des vom Gedanken an die bevorſtehende Trennung überwältigten Gefühls durch klar ausgeſprochne Worte ſeine vollkommne Beſtätigung. Auch von **Paulinens** Vater ward er gebilligt und geſegnet; und der Graf eilte mit klopfendem, vom Gedanken an Trennung und Wiederſehen gleich ſtürmiſch bewegten, Herzen dem Ziele ſeiner Beſtimmung zu, während **Pauline** in einer einſamen Laube des Gartens nur den erſchütternden Abſchied ſich vergegenwärtigen und für den in ihrem Buſen vorherſchenden Schmerz der Trennung nur in ihren Thränen Erleichterung finden konnte.

Zwei Jahre können der beglückten, im fröhlichen Beſitz begriſſenen, Liebe zu zwei Augenblicken werden; getrennten Herzen, die bis zur Stunde des Wiederſehens mit peinlicher Sehnſucht den Minutenzeiger verfolgen, dehnen ſie ſich zur Ewigkeit aus. Fort und fort aber ſieht das erſchütterte Gefühl ſich unwillkürlich auf die wohlthätige Ordnung der Natur verwieſen, welche den Gram zugleich an dem eignen Weſen ſich ſchmerzlich nähren, zugleich an einer ferndämmernden Hoffnung ſich erquicken läßt.

Noch vor dem völligen Verlaufe der zu ſeinem Aufenthalte auf der Akademie feſtgeſetzten Zeit erhielt der Graf ein mit ſchwarzem Siegel verſehenes Schreiben, deſſen Inhalt ſeine Rückreiſe nach der Heimath beſchleunigen half. Ein alter Oheim, der auf einem, wenige Meilen von Kleinthal entfernten, einſamen Waldſchloſſe zwölf Jahre hindurch die rege gewordnen Gewiſſensſkrupel über ein wildluſtiges Leben zu bereuen und durch fromme Klausnerbeſchäftigungen zu dämpfen verſucht hatte, war in einem noch eigentlichern Sinne, als vor zwölf Jahren, aus der Welt gegangen, und hatte ſeinen, dermalen in H* ſtudirenden, Neffen zum Erben aller ſeiner beweglichen und unbeweglichen Güter eingeſetzt. Dieſer ſah ſich daher genöthigt, ſeinen Aufenthalt in H* um mehrere Wochen abzukürzen, indem ſeine Gegenwart bei Eröffnung des letzten Willens des Verſtorbenen für zweckdienlich erachtet worden war; man kann aber wohl denken, daß das Teſtament des Oheims an der Eilfertigkeit, mit welcher er ſich anſchickte, der in dem Trauerbriefe enthaltenen Aufforderung Genüge zu leiſten, einen nur ſehr geringen Antheil hatte.

Wer jemals geliebt hat, wird aus Erfahrung wiſſen, daß ein Umweg in gewiſſen Fällen oft gerade für den rechten Weg gehalten wird. Dieſer Anſicht zufolge befand denn auch Weißenſtein ſich gerade auf dem Wege des Grafen, obgleich der, von der eigentlichen Landſtraße abweichende, Halbzirkel, den er, um dorthin zu gelangen, einzuſchlagen hatte, mehr als zwölf Meilen betrug. — Es war an einem heitern Herbſtabend, als er ſein heißerſehntes Ziel von fern durch die hohen Pappelngipfel hervorſchimmern ſah; glühend vor ungeduldiger Erwartung ſprang er aus dem Wagen, eilte auf einem durch die falben Feldſtoppeln ſich ſchlängelnden Wege dem Schloßgarten zu, überſtieg eine Schlehdornhecke, bog, einen von verflochtenen Lindenzweigen überſchatteten Gang im Fluge zurücklegend, rechts herum nach der Laube, aus welcher während der letztverwichnen zwei Jahre ſo manches zärtliche Sendſchreiben an ihn ergangen war — und freudig-erſchrocken lag Pauline in ſeinen Armen.

Der todte Oheim war nicht allein in dieſem, ſondern blieb auch in mehrern darauf folgenden Augenblicken ſo rein vergeſſen, als ob ſein ganzer Nachlaß aus Krügen, mit lethäiſchem Waſſer gefüllt, beſtanden und ſein Univerſalerbe dieſelben bereits vom erſten bis zum letzten geleert gehabt hätte. Erſt geraume Zeit nachher, als das überſtrömende Gefühl des gegenwärtigen Glücks dem ruhigern Genuſſe deſſelben Platz gemacht hatte, berichtete der Graf, durch welch ein trauriges Ereigniß ſeine

Ankunft auf Weißenſtein früher erfolgt ſey, als ſie ſeiner letzten ſchriftlichen Verſicherung gemäß hatte erfolgen ſollen. Ein trauriges Ereigniß war dieſer Todesfall auch beſonders in der Hinſicht zu nennen, als dadurch gewiſſe zu beobachtende Formen und Geſetze herbeigeführt worden waren, welche den Wünſchen und Hoffnungen der Liebenden abermals und zwar auf eine um ſo empfindlichere Art in den Weg traten, je weniger man, ohne den Anſtand zu verletzen, ſie für ungültig zu erklären vermochte.

Wie der Tag, den der Graf auf Weißenſtein zu verweilen beſchloſſen hatte, ſich zu einer ganzen Woche ausdehnen konnte, ſchien am allerwenigſten dem alten Hausverwalter des Verblichenen einleuchten zu wollen, der mit grämlichem Geſicht in den verödeten Zimmern des Waldſchloſſes umher ging, mit der Brille auf der Naſe ſich von der Vollſtändigkeit des eigenhändig ausgefertigten Inventariums immer deutlicher zu überzeugen ſuchte, und das leichtſinnige Zaudern des jungen Herrn Grafen mit der in Empfang zu nehmenden ſelten Erbſchaft eben ſo wenig zuſammen zu reimen wußte, als er dies früherhin mit den Gebetbüchern und Geldſäcken ſeines Seligen vermocht hatte. Faſt nicht geringer, obwohl von den behaglichſten Empfindungen begleitet, war ſeine Verwunderung, als der eilfertige Reiſende endlich anlangte, ihn, bevor er noch in Hinſicht des Nachlaſſes irgend eine Unterſuchung angeſtellt hatte, auch für die Zukunft mit erhöhetem Gehalt als Oberaufſeher des Waldſchloſſes aufs neue beſtätigte, und nachdem er die Papiere des Verſtorbenen ſich hatte überliefern laſſen, ſchon am folgenden Morgen wieder von dannen reiſte, ohne daß es ihm für jetzt eingefallen wäre, vermittelſt Eröffnung der Siegel, die man den zur Schatzkammer des Alten gehörigen Thüren von Gerichts wegen aufgedrückt hatte, von der nähern Beſchafſenheit der ihm zugefallnen Reichthümer ſich durch den Augenſchein zu belehren. Auch auf ſeinem Schloſſe zu Kleinthal, wohin er ſich von hier begab, um über die, während ſeiner Abweſenheit daſelbſt verwalteten, Angelegenheiten ſich einige Rechenſchaft abſtatten zu laſſen und einen ſchwarzen Rock anzulegen, der ſich in ſeinem Reiſekoffer zufälliger Weiſe nicht befand, konnte der Graf weder Ruhe noch Raſt finden. Er brachte daher binnen wenigen Tagen ſeine wichtigſten Geſchäftsangelegenheiten in Ordnung, ließ darauf ſeine leichteſte Kutſche mit ſeinen raſcheſten Pferden beſpannen und langte mit einem von zärtlicher Ungeduld und fröhlicher Sehnſucht erfüllten Herzen wohlbehalten auf Weißenſtein wieder an.

Unter fortwährendem Hin- und Herreiſen dieſer Art verſtrich allmählich der Winter. Reizender als jemals ſchien in den Augen der Liebenden der wiederkehrende Frühling ſich zu verjüngen; denn mit grünenden Mirthen bekränzt

kränzt befand ihres Herzens theuerſte Hoffnung ſich in ſeinem Gefolge. Dem Schatten des Oheims war jetzt ſein gebührendes Recht wiederfahren; von lichtern Farben ſah das freudloſe Dunkel des Trauergewandes ſich verdrängt, und mit glänzend-feſtlicher Pracht ward am achtzehnten Mai auf dem Schloſſe Weißenſtein die Vermählung der beiden Verlobten vollzogen.

6.

Der Graf, der die Geſinnungen, mit welchen die Bürger zu Kleinthal ihm ergeben waren, nach ihrem ganzen Werth zu ſchätzen und zu erwiedern verſtand, war mit Paulinen ſchon längſt darin übereingekommen, daß die bei ihrer Vermählung zu veranſtaltenden Feſtlichkeiten auf Weißenſtein beginnen und zu Kleinthal endigen ſollten. Er hatte daher, um in den Augen der guten Leute ſich keine Zurückſetzung ſchuldig zu machen, bereits geraume Zeit vorher den Bürgermeiſter zu ſich berufen laſſen und ihm in den ſchmeichelhafteſten und gefälligſten Ausdrücken den Tag angezeigt, an welchem er mit ſeiner jungen Gemahlin den Einzug in Keinthal zu halten ſich vergeſetzt habe. Von dieſem Augenblick an hatten der Stadtſchreiber an der Bewillkommnungsrede, der Kantor an der aufzuführenden Kantate und der Tiſchler an den anzuheftenden Geniusflügeln zu arbeiten angefangen, und zwar alleſammt mit ſo ſtürmiſch lautem Eifer, daß die viel verbreitete Kunde von den Meiſterſtücken, welche Feder und Hobel ans Licht zu fördern bemüht waren, bereits zu den Ohren des Grafen gedrungen war, bevor er noch die erforderlichen Anſtalten zur Abreiſe nach Weißenſtein getroffen hatte, um ſeine reizende Braut von den Beſtandtheilen der Ueberraſchung, die ihnen unfern des Schloßthores zu Kleinthal bevorſtehe, gehöriger Maßen unterrichten zu können. Zufolge ſeiner, mit fröhlicher Laune gepaarten, Gutmüthigkeit unterließ er, nachdem der achtzehnte Mai ſeine ſchönſten Wünſche gekrönt hatte, denn auch nicht, ſich ſeiner dem Bürgermeiſter gegebenen Zuſage zu erinnern und Anordnungen zu machen, die ihn in den Stand ſetzten, zur beſtimmten Stunde bei dem Triumphbogen, den man ihm und ſeiner Gemahlin zu Ehren auf Koſten des Staats errichtet hatte, einzutreffen.

Die Gewitterwolke aber, die mit Unheildrohendem Groll, während er hell und heiter in die paradieſiſche Zukunft hinausblickte, über ſeinem Haupte heraufzog, kam immer näher und ſchickte ſich bereits an, auf das lachende Gebäude ſeines Glücks den zerſchmetternden Strahl herabzuſenden. Höchſt ſeltſam war dabei der Umſtand, daß ſie, bei aller ihrer Furchtbarkeit doch nur — aus einer Brieftaſche emporſtieg.

Man meldete nämlich dem Grafen, als er am vierten Tage nach ſeiner Vermählung, eben auf ſeinem Zimmer einige wichtige Papiere in Ordnung zu bringen, beſchäftigt war, daß ein Mann in Reiſekleidern ſich unten im Schloßgarten befinde, der ihn zu ſprechen wünſche. Der Graf begab ſich ſogleich, nachdem er die Papiere eiligſt zuſammengerafft und verſchloſſen hatte, hinunter, und fand einen jungen Edelmann aus der Nachbarſchaft, einen Univerſitätsfreund, der ſo eben aus H* zurückkehrte und ſeinen Reiſewagen in einiger Entfernung von dem Schloſſe hatte Halt machen laſſen, um in bündiger Kürze dem Grafen ſeinen Glückwunſch abzuſtatten. Dieſer empfing ihn mit einer herzlichen Umarmung, und beide gingen darauf wohl eine Stunde lang Hand in Hand in dem Lindengange auf und nieder, indem ſie wechſelſeitig alle die Schwänke und Abentheuer, in welche ſie während ihres akademiſchen Lebens verflochten geweſen, ſich in das Gedächtniß zurückriefen.

Eine verhängnißvolle Stunde! Pauline, die von dieſem Beſuche nichts wußte, trat in das Zimmer des Grafen, um ihm eine künſtlich gearbeitete und mit paſſenden Inſchriften verſehene Roſe zu zeigen, die ſie ſo eben von einer entfernten Freundin zum Geſchenk erhalten hatte. Ein an der Erde liegendes Papier fiel ihr in die Augen, und erregte, weil es beſchrieben war, zugleich ihre Neugierde. Sie hob es auf und ſah, daß das Blatt zu einem Briefe gehörte, deſſen Schluß es in folgenden Worten enthielt:

„und wenn Sie ſich getrauen, Ihren Frevel
„vor der Welt zu entſchuldigen; werden
„Sie ihn auch vor dem eignen Gewiſſen zu
„rechtfertigen vermögen? Wohl mag es —
„wie Sie in Ihrer letzten Zuſchrift mit eben
„ſo vieler Zartheit des Gefühls, als Feinheit
„des Ausdrucks mir verſichern — der
„betrognen Mädchen viele in der Welt geben;
„nur ſollte der Betrüger ſelbſt niemals der
„Meinung ſeyn, daß der Himmel den Betrug
„deswegen auch billigen müſſe, weil

„er ihn zuläßt, und daß man mit einer Rolle Geld alles auszugleichen und abzumachen vermöge. Zum Beweiſe, wie ſehr meine eigne Anſicht hierin von der Ihrigen abweicht, ſende ich Ihnen hierbei den mir überſchickten Wechſelbrief zurück und zwar mit der Verſicherung, daß es mir niemals wieder einfallen ſoll, Ihnen mit irgend einer Zeile von meiner Hand beſchwerlich zu fallen. Auch ſoll der Unglückliche, der meine Thränen bis jetzt nur durch ein harmloſes Lächeln zu erwiedern weiß, niemals erfahren, daß er einem Grafen von Hallenfeld ſein Daſeyn zu verdanken hat; nur darauf wird meine ſtete Sorge gerichtet ſeyn, daß er dem Treuloſen, deſſen Geſichtszüge er trägt, nicht auch in der Denkart gleich werde. Mögen die Freuden Ihres bevorſtehenden Hochzeitsfeſtes durch die Erinnerung an Ihre Univerſitätsjahre keinen Augenblick lang getrübt werden!

„doch dafür wird, auch ohne meinem Wunſch,
„Ihr gewandter Charakter wohl eben ſo gut
„zu ſorgen wiſſen, als Ihre zukünftige
„Frau Gemahlin ohne Zweifel nur zu bald
„Gelegenheit finden wird, ſich zu überzeugen, daß es nicht blos betrogne Mädchen
„in der Welt gebe!

„Henriette Silberg.“

Pauline würde, um eine für ſolche Fälle ziemlich in Umlauf gebrachte Redensart zu brauchen, bei Durchleſung dieſer Zeilen nicht gewußt haben, ob ſie ihren eignen Augen trauen ſolle, wenn ſie nicht auf dem nämlichen Tiſche, von welchem das unheilbringende Blatt herabgefallen war, alſobald ein von der nämlichen Hand überſchriebenes Briefkouvert hätte liegen ſehen, das in den klarſten Worten von der Welt an den Grafen Otto von Hallenfeld zu Kleinthal gerichtet war. Vor einer ſo augenſcheinlichen Gewißheit mußte jeder, auch noch leiſe, Zweifel verſtummen. Der Graf, an welchem ſie mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens bisher gehangen hatte, trat ihr plötzlich in der verworfenſten Geſtalt vor die Seele; ſich ſelbſt betrachtete ſie als das Opfer des ſchändlichſten Betruges, zu deſſen Vollführung Liſt und Bosheit ſich jemals die Hand geboten hatten. Da erblickte ſie durch das geöffnete Fenſter den Verräther, wie er, mit dem Fremden im heimlichen Geſpräche begriffen, den Lindengang herauf kam und im Gehen ſich ſo eben ein Wenig ſeitwärts bückte, um ſeinem Gefährten die Höhe irgend eines Gegenſtandes mit der flachen Hand zu bezeichnen. — „Ha, ich verſtehe!“ rief ſie mit bebenden Lippen; vor Abſcheu und Unwillen erglühten ihre Wangen und in die brennende Begierde nach Rache löſten alle ihre Empfindungen ſich auf. Das zuſammengedrückte Blatt in der Hand, eilte ſie aus dem Zimmer, um der in ihrem Innern kochenden Erbitterung Luft zu verſchaffen. Auf ihr Befragen, wer der Fremde ſey, mit welchem der Graf im Garten auf und ab gehe, meldete man ihr, daß derſelbe geraden Weges aus H* komme, wo beide ſich früherhin kennen gelernt hätten; und Pauline ſchlug bei dieſem Berichte, indem er ihr unwillkürlich des Grafen Bezeichnung mit der flachen Hand in das Gedächtniß zurückrief, ein ſchmetternd helles Gelächter auf. Entwurf und Ausführung des gefaßten Plans zerſchmolzen in einander und waren das Werk weniger Minuten.

7.

Um die Arbeit, bei welcher er unterbrochen worden war, zu Ende zu bringen und dann den Reſt des Nachmittags einem Spaziergange mit ſeiner Pauline widmen zu können, begab der Graf, nachdem der Fremde abgereiſt war, ſich wieder zu ſeinen Papieren, und das erſte, was ihm in die Augen fiel, war die mit ihren, auf das Vermählungsfeſt ſich beziehenden, Inſchriften prangende Roſe, die Pauline über den wichtigern Angelegenheiten, die ihre Aufmerkſamkeit hier beſchäftigten, mitzunehmen vergeſſen hatte. Voll zärtlicher Ungeduld, der reizenden Geberin des überraſchenden Geſchenks ſeinen Dank abzuſtatten, eilte er unverzüglich nach ihrem Zimmer, wo er ſie, gleichfalls mit Anordnungen zur morgenden Abreiſe, beſchäftigt zu finden hoffte. Er ſah ſich in dieſer Erwartung getäuſcht und war ſchon im Begriff, wieder umzukehren, als der Gedanke, daß Pauline vielleicht, um ihn zu necken, ſich nur irgendwo verſteckt habe, ihn zu einer nähern Unterſuchung des Zimmers bewog. Auch dieſe Mühe war vergebens; nirgends war eine Spur von ihr zu finden, und das wider Gewohnheit offenſtehende Schreibpult, welches ihm zuerſt zur Vermuthung von ihrer Nähe Anlaß gegeben hatte, galt ihm für den ſicherſten Beweis, daß ſie durch irgend ein dringendes Geſchäft ſchleunigſt von hier abgerufen ſeyn müſſe. Ein angefangener Brief von Paulinens Hand zog von dem Pulte her ſeine Blicke auf ſich, und machte zugleich jenen Trieb in ihm rege, von welchem man gewöhnlich zu behaupten pflegt, daß er hauptſächlich in der weiblichen Seele mit unbeſchränkter Gewaltherrſchaft den Vorſitz führe. — „Was kann Pauline," dachte er — „denn wohl zu ſchreiben haben? Gewiß enthält der angefangene Briefbogen nichts weiter, als einen ſchriftlichen Dank für die niedliche Roſe, die man ihr zugeſchickt hat, und der wird ja wohl auch für mich eben kein Geheimniß ſeyn ſollen." In dieſer Ueberzeugung näherte er ſich dem Pult; belehrte ſich aber ſogleich, welchen Fehlſchluß er gemacht habe, als er folgende Zeilen las:

„Wie lange werde ich es Ihnen noch vorpredigen ſollen, daß ein gehöriger Grad
„von Verſtellungskunſt jetzt das einzige
„Mittel iſt, um mit Ehren durch die Welt
„zu kommen, und daß auch wir uns hierin

„die möglichſte Fertigkeit zu eigen machen „müſſen, wenn anders ein Verhältniß länger beſtehen ſoll, das, durch übereinſtimmende Gefühle geknüpft, unter dem Druck „der leidigen Konvenienz ſeinen Untergang „finden zu wollen ſcheint. Fremd, mein „Herzensfreund, fremd müſſen wir gegen „einander ſcheinen, weil wir dadurch allein „uns die Fortdauer eines vertrautern Umgangs ſichern können. Und gehe ich Ihnen „hierin nicht mit dem beſten Beiſpiele voran? Glauben Sie mir, man kann zärtlich, „bis zur Schwärmerei zärtlich ſeyn, und „doch zugleich über einen ſo eben geſpielten „Betrug im Innern triumphiren! Was hat „denn übrigens ein, mit gewiſſen Formalitäten verknüpfter, Ringwechſel, Hochzeit „genannt, mit unſrer Liebe zu ſchaffen? Sagen Sie ſelbſt, was kann ich dafür, daß „erſt ſechszehn Monate nachher, als ich mit „faſt kindiſcher Bereitwilligkeit meine Hand

„verſchenkt hatte, ſich mir die Gelegenheit darbot, nach freier Einſicht mein Herz zu verſchenken? Und welches von beiden möchten Sie denn wohl lieber beſitzen? — Mäßigen Sie ſich daher in Ihrer leidenſchaftlichen Ungeduld! Nur durch kluge Vorſicht und Beſonnenheit laſſen ſich Entdeckungen vermeiden, die für uns von den verdrießlichſten Folgen ſeyn könnten! In allem Uebrigen laſſen Sie mich allein ſorgen! Morgen reiſe ich mit dem Grafen nach Kleinthal ab; bald werde ich mich dort von allen Mitteln und Wegen unterrichtet haben, die zur Beförderung unſerer Abſichten etwa in Anwendung zu bringen ſind; dann ſollen Sie unverzüglich weitere Nachricht und Auskunft von mir erhalten." —

„Daran wird er hoffentlich genug haben!" war Paulinens Gedanke geweſen, als ſie mit zitternder Hand dieſe Zeilen zu Stande gebracht und darauf, ohne das Geſchriebene noch einmal zu überleſen, ſich auf einem Umwege nach der entfernteſten Gegend des Gartens begeben hatte. Wirklich hatte der Graf daran auch vollkommen genug; bis auf den Umſtand nämlich, daß der ſogenannte Herzensfreund, an welchen die Aufforderung, ſich in der Verſtellungskunſt zu vervollkommnen, ſo dringend erging, mit keiner Silbe genannt worden war. — „Pauline!“ rief er mit verbißnem Knirſchen — „du, mit deiner offnen, engelreinen Miene, konnteſt eines ſo unerhörten Verrathes fähig ſeyn? — So weit, du dunkles Verhängniß, greift deine vergeltende Rechte, und der Name Hallenfeld ſtand alſo wirklich in deinem Regiſter verzeichnet?“ — Die eine Hand vor der Stirn, mit der andern gegen die Ecke des Pultes ſich ſtützend, ſtand er da und ſchien die Beantwortung dieſer Fragen an dem Bodenteppich des Zimmers, an welchem ſeine ſtarren Blicke geheftet waren, leſen zu wollen. Endlich raffte er ſich zuſammen, erſchrak vor der Möglichkeit, hier, bevor er noch irgend einen Entſchluß gefaßt habe, von Paulinen überraſcht zu werden, und verließ eiligſt das Zimmer. Auf der Treppe trat ſie ihm entgegen; beide fuhren erſchrocken zuſammen, als ſie einander erblickten; eine glühende Röthe überflog Paulinens Wangen, Todtenbläſſe bedeckte des Grafen Geſicht. — „Sie erröthet über ihre Schuld und hat den Muth nicht, mir ins Auge zu ſehen!“ dachte er. — „Er erbleicht über die Anſpielungen in meinem Briefe; ſicher hat er das Blatt bereits vermißt, muthmaßt mich im Beſitze ſeines Geheimniſſes, und hat nun das Herz nicht, mich anzureden!“ dachte ſie, und beide gingen ſtillſchweigend an einander vorüber.

Nie hat vielleicht unter zwei Ehegatten, beim entſchiedenſten Zwiſt der Gemüther, eine ſeltſamere Uebereinſtimmung in dem Spiel der Gedanken ſowohl, als in der äußern Handlungsweiſe, Statt gefunden, als es hier der Fall war. Als man des Abends im Schloſſe zur Tafel ging, ließen beide, wie durch Verabredung, obgleich ſie, ſeit dem Verfärben auf der Treppe, einander nicht wieder geſehen hatten, ſich mit einem heftigen Kopfweh entſchuldigen; ein Zuſammentreffen, das die verſammelten Gäſte zwar von Herzen bedauerten, aber nicht im entfernteſten für unmöglich hielten. Beide verweilten, den Kopf nachdenkend in die Hand geſtützt, einſam auf ihrem Zimmer; beide vernahmen das, auf das Wohl des jungen Ehepaars im Speiſeſaal ertönende, Gläſergeklirr und beide ſeufzten: „Ach, wenn Ihr doch nur wüßtet, wie es mit dem Wohle des jungen Ehepaares recht eigentlich beſchaffen iſt!“ —

„Ich könnte mich ſogleich von ihm losſagen;“ dachte Pauline — „das Briefblatt, das ſeine Verbrechen enthält, würde dieſen Schritt vor der Welt, wie vor dem Himmel, rechtfertigen. Aber nein! ich will ihn nach Kleinthal begleiten, damit ſein Leichtſinn nicht zu bald vergeſſe, welch ein treues Herz er zu Grunde gerichtet hat! Ach, daß ich doch Kraft genug beſäße, ihm meinen Abſcheu vor dem unerhörten Betruge ſo empfindlich fühlen zu laſſen, als er es verdient! — Ein Strom von bittern Thränen unterbrach ihre Betrachtungen. Erſchüttert von der Größe ihres Verluſtes und ihres Schmerzes, warf ſie, nachdem ſie mit wankenden Knieen das Schlafzimmer erreicht hatte, auf das Lager ſich nieder und eine ſchlummerloſe Nacht bot ihr zu neuen Erörterungen dieſer Art Gelegenheit dar.

„Ich könnte von der Heuchlerin mich auf immer trennen!“ dachte der Graf — „ihr ſauberer Brief würde die härteſten Maaßregeln, die ich zu ergreifen für gut fände, entſchuldigen. Aber nein! ſie ſoll mir nach Kleinthal folgen; vielleicht, daß ich dort dem Nichtswürdigen, der ſich einer ſo ausgezeichneten

Gunſt bei ihr zu erfreuen hat, ein Wenig näher auf die Spur zu kommen vermag. Ach Pauline! wie tief muß dein Bild mir in die Seele gegraben ſeyn, da es ſelbſt in ſeiner anerkannten Unwürdigkeit ſich ſo hartnäckig darin zu behaupten weiß!“ — Mit gepreßtem Herzen verließ auch er endlich das Zimmer, um ſich zur Ruhe zu begeben; oder vielmehr, um in qualvoller Unruhe dem Morgen entgegen zu ſeufzen.

Nächte dieſer Art begnügen ſich niemals an der ſchlichten Peinigung allein, ſie wiſſen derſelben auch einen um ſo grellern Anſtrich zu geben, je unermüdlicher ihre Geſchäftigkeit iſt, den Gemarterten ſtets bei der Vorſtellung zu erhalten, wie leicht die Folterbank, auf welcher er liegt, ſich in ein Roſenlager verwandeln könnte! — „Soll ich,“ frug Pauline ſich ſelbſt, indem das trauliche Dunkel die ſtöhnenden Athemzüge des unruhigen Schlafgenoſſen mit beſtechendem Hauch zu ihr herübertrug —

„ſoll ich ihm ſein Verbrechen vorhalten und hören, was er zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen weiß?" — „Nein!" erwiederte das empörte Gefühl. „Soll ich," war der Gedanke des Grafen, indem er die zitternden Seufzer ſeiner treuloſen Nachbarin vernahm — „ſoll ich ſie zwingen, mir den Namen des Nebenbuhlers zu nennen, um zu erfahren, auf wem von beiden die meiſte Schuld haftet?" — „Nein!" antwortete der gekränkte Stolz; und beide zögerten mit Ausführung eines annähernden Schrittes, bis endlich der Morgen mit feindlich trennendem Schimmer heraufſtieg.

Die Stunde der Abreiſe erſchien. Paulinens Vater, der in der Unruhe und Verwirrung, die ſeine Tochter blicken ließ, nur die Merkmale des Schmerzes über ihre Trennung von den heimathlichen Gefilden zu erkennen glaubte, verſprach, ſich in wenigen Tagen zu einem Beſuche in Kleinthal einzufinden; und der Graf, der den wahren Zuſtand ſeines

Innern unter dem Firniß des Welttons zu verbergen wußte, ſetzte ſich nebſt ſeiner jungen Gemahlin in einen, zum Hochzeitsgeſchenk erhaltenen, prächtigen Reiſewagen, während ſeine eigene Kutſche mit dem Juſtiziarius Katzberg vorausfuhr, der ihn, zur nähern Berichtigung ſeiner Erbſchaftsangelegenheiten, von Weißenſtein nach Kleinthal zu begleiten verſprochen hatte.

Das hartnäckige Stillſchweigen, welches beide, indeſſen der Wagen auf der offnen Landſtraße luſtig dahin rollte, gegen einander beobachteten, ſchien nur in ſofern von minder langweiligem Weſen für ſie zu ſeyn, als ſie es beiderſeits blos für das Kennzeichen einer, vom innern Schuldbewußtſeyn herrührenden, Verlegenheit nahmen, an welcher ſie wechſelsweiſe, in ſchadenfroher Aufwallung des Gemüths, den ganzen Tag hindurch ſich heimlich weideten. In dieſer peinlich geſpannten Lage erreichte man das Nachtquartier; und das Mienenſpiel, das man an beiden bemerkte, als der Wagen des Morgens darauf weiter fuhr, ließ ſogleich mit Zuverläſſigkeit ſchließen, daß die Nacht hindurch vielleicht abermals geſeufzt und geſtöhnt worden, in der Hauptſache übrigens aber alles beim Alten geblieben ſey. — Man kann leicht erachten, wie gering bei einer ſo widerwärtigen Stimmung der Gemüther die Empfänglichkeit für Ehrenbezeugungen überhaupt, und für Vivatruf und Mützenregen insbeſondre ſeyn mußte!

I

Mehr und mehr ſchien der unglückliche Zwiſt, nachdem ihre Ankunft auf dem Schloſſe zu Kleinthal erfolgt war, in den entfremdeten Herzen ſich feſtſetzen zu wollen. Eine wortkarge froſtige Höflichkeit trat an die Stelle des vertraulichen Tons, der früherhin unter ihnen geherrſcht und zur wechſelſeitigen Unterhaltung ihnen ſtets unerſchöpflichen Stoff dargeboten hatte. Scheu und verlegen vermieden es ihre Blicke, ſich zu begegnen; mit ſichtbarer Sorgfalt ſuchten beide in ihren Schritten einander auszuweichen, und eine ängſtlich unruhige Verwirrung zeugte von dem Unbehagen, welches das eine ſtets bei der Gegenwart des andern empfand. Beide ſuchten die Einſamkeit, um vor dem qualvollen Zwange ſich zu retten, unter deſſen Druck ihr ganzes Weſen vergehen zu wollen ſchien. Beide brüteten fort und fort über dem Vorſatze, das peinliche Stillſchweigen endlich einmal zu brechen, um dadurch ihrem Schickſal eine entſcheidende Wendung zu geben; und beide hatten, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbot, den Muth nicht, ihren Entſchluß auszuführen.

Es war am dritten Abend nach ihrer Ankunft in Kleinthal, als der Graf, der eben von einem einſamen Spaziergange nach dem Schloſſe zurückzukehren im Begriff war, an einem kleinen Luſthauſe vorbei kam, aus welchem ein mit tiefen Seufzern abwechſelndes Schluchzen ihm entgegen drang. Von der Dämmerung begünſtigt, näherte er mit leiſen Schritten ſich einem der Fenſter und erkannte ſogleich ſeine Gemahlin, die an dem Tiſche ſaß und ein vor ihr liegendes Bildniß mit heißen Thränen benetzte. — „Ha, jetzt vielleicht kann ich ihn näher kennen!" rief er, indem eine brennende Röthe ihm in die Wangen ſtieg — „ſicher iſt das Niemand anders, als der Herzensfreund, den ſie erwartet!" — Mit wildem Ungeſtüm brach er durch die Geißblatthecke ſich Bahn, um zu dem Eingange des Luſthauſes zu gelangen. Wer aber vermag ſein Erſtaunen zu ſchildern, als an der offen ſtehenden Thür Pauline mit einem lauten Schrei ihm entgegen flog, ihre Arme um ſeinen Nacken ſchlang und ſein Geſicht mit glühenden Küſſen bedeckte! Ueberraſcht durch die Neuheit dieſes Auftrittes, bebte ſeine Bruſt und unwiderſtehlich fühlte er zur Erwiederung ſo lang entbehrter Gunſtbezeugungen ſich hingeriſſen; da raunte plötzlich der hölliſche Dämon, der ihm durch die verſchlungenen Geißblattranken den Weg gebahnt hatte, ihm ins Ohr: „Traue der Heuchlerin nicht! Nur um ihre ſtrafbare Glut zu bemänteln, gewährt ſie Dir, was vor Deiner unvermutheten Dazwiſchenkunft einem Andern zugedacht war!“ — Mit ſanfter Gewalt ſuchte er ſogleich ſich von ihr loszumachen; allein vergebens! Immer heftiger drückte ſie ihn an ihre klopfende Bruſt. „Sie irren in der Perſon!“ rief er mit erwachendem Unwillen, indem er ſein Geſicht von ihr abzuwenden ſuchte; und kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, als Pauline, wie durch einen Blitzſtrahl getroffen, zu ſeinen Füßen niederſank, und ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben, auf dem Bodenteppich liegen blieb. Der Graf bückte ſich nieder, um ſie aufzurichten; mit tödtlicher Beſtürzung aber bemerkte er, daß ihr Buſentuch von hervorquellenden Blutstropfen geröthet war. Außer ſich vor Schreck und Entſetzen, ſtürzte er hinaus vor die

Thür, wo er mit der Geberde eines Verzweifelnden um Hülfe ſchrie. Bleich und leblos, einer geknickten Lilie gleich, ward die Gräfin nach ihrem Zimmer im Schloſſe getragen und auf das Ruhebett gelegt. Mit zitternden Händen löſte der Graf die Perlenſchnur, die ſie um den Hals trug, und zog, in Folge dieſer Bemühung, ein kleines Bild hervor, an welchem das Glas zerbrochen war und mit einigen Splittern ihr die Bruſt verletzt hatte. Trotz des eingedrungnen Bluts, erkannte es der Graf, ohne daß es einer genauern Betrachtung bedurft hätte, in dem nämlichen Augenblick, da es ihm zu Geſicht kam. Es war ſein eignes Bild! Ihm ſelbſt hatten die Thränen gegolten, die ſie in dem Gartenhauſe vergoß und deren Lauterkeit ſie mit ihrem Blute beſiegelte.

Der in der Eile herbeigerufene Wundarzt des Städtchens erklärte die Verwundung für ſo höchſt unbedeutend, daß der Graf vor Freuden über dieſen Ausſpruch die hinzugefügte Aeußerung des Befremdens, wie man über eine ſolche Kleinigkeit in Ohnmacht habe fallen können, völlig überhörte. Die Wunde ſelbſt ward, nach Vorſchrift des Wundarztes, durch die herbeigeeilten Kammerfrauen von den Glasſplittern gereinigt und verbunden, und Pauline, die unterdeſſen wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſah ſchweigend und mit gleichgültigem Geſicht, während der Graf fern unter dem dunkeln Fenſterbogen ſtand und den Muth nicht hatte, ſich dem Bett zu nähern, dieſem Geſchäfte zu, nach deſſen Beendigung ſie alle Umſtehende ſich entfernen hieß und in einen tiefen Schlummer verfiel. —

In der ſilbernen Gans hatte die außerordentliche Berufung des Wundarztes nach dem Schloſſe ſogleich eine außerordentliche Verſammlung der Klubbemitglieder zur Folge gehabt. In Stiefeln und Pantoffeln, in Perücken und Schlafmützen, je nachdem die unerwartete

Botſchaft ſie in der Werkſtätte oder im Lehnſtuhle angetroffen hatte, ſaßen ſie buntgemiſcht auf Bänken und Tiſchen umher und harrten der nähern Auskunft über ein ſo merkwürdiges Ereigniß voll ſiedender Ungeduld entgegen. Mit geheimnißvoll verſchloſſenen Mienen trat der Wundarzt endlich in die Stube, that, als ob er keinen der Anweſenden bemerke, warf ſich in einen am Ofen ſtehenden Lehnſtuhl, wedelte mit dem Taſchentuch ſich Kühlung zu und öffnete den Mund zu einer, in Kleinthal eben ſo unerhörten als unzubefriedigenden, Forderung, indem er von dem Wirth eine Flaſche alten Franzwein zur Stärkung begehrte. Alle waren bei ſeinem Eintritt von ihren Sitzen aufgeſprungen, alle drangen jetzt mit ſo ſtürmiſchen Fragen und in ſo dichten Haufen auf den Seſſel ein, den er eingenommen hatte, daß der hinfällige Hausrath krachend unter ſeiner Laſt zuſammenbrach, und der Wundarzt, während er ſich unter den Füßen ſeiner Freunde und Gevattern befand, nicht freudig genug die kluge Vorſicht zu rühmen wußte, zufolge welcher er ſeine chirurgiſchen Inſtrumente niemals in der Rocktaſche, ſondern ſtets unter dem Arme zu tragen gewohnt war. Nachdem es ihm endlich durch Anwendung einiger, von natürlicher Geſchwindigkeit unterſtützten, Kunſtgriffe gelungen war, ſich wieder auf die Beine zu helfen, wollte er die angefangene Rolle behaupten und den Anſtürmungen der Neugierigen fortwährend einen kalten ruhigen Trotz entgegenſetzen; er ward aber ſogleich geſchmeidiger, als er auch den Bürgermeiſter in der Verſammlung bemerkte, der mit dem ganzen Gewicht ſeines Anſehens näher trat und ihm die glimmende Gipspfeife dicht unter die Naſe hielt. — „Kinder,“ rief er jetzt, indem er dem aufſteigenden Tobaksdampfe auszuweichen ſuchte — „verlangt nicht mehr von mir, als ich ohne Verletzung meiner heiligſten Obliegenheiten Euch gewähren kann! Groß ſind die Pflichten eines Arztes;

größer noch die eines — ja Ihr mögt es nun glauben oder nicht! — eines Leibarztes! Wundert Euch, ſo viel Ihr wollt; die förmliche Ernennung zum hochgräflichen Leibarzt kann nach dem Vorgefallnen, unmöglich lange mehr ausbleiben. Unter dem Vorgefallnen verſtehe ich nämlich — im Vertrauen zu ſagen — gewiſſe Auftritte — gewiſſe blutige Auftritte!“

„Blutige Auftritte!“ ſchrie der Schützenchef, und traf, indem er erſchrocken ſich ſeitwärts bog, mit der Naſe ſo hart gegen die Stirn des Stadtſchreibers, daß die Verſammlung augenblicklich einen Auftritt dieſer Art und zwar in ſeiner lebendigſten Darſtellung und Farbengebung zu Geſicht bekam, und der Wundarzt nicht ſchnell genug ſeinen Scheerſack aufſchnüren konnte, um, beim trüben Scheine der Stubenlampe, an der blutenden Naſe des Speerſchwingers ein zertheilendes, an der ſchwellenden Stirnbrauſche des Deklamators ein blutſtillendes Mittel in Anwendung zu bringen.

„Was es mit der grauenvollen Begebenheit auf dem Schloſſe für nähere Bewandtniß habe,“ rief der Bürgermeiſter, nachdem man ein Wenig zur Ruhe gekommen war — „laſſen wir billig dahin geſtellt! Wenn unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Bad — der Leibarzt, ſeine Gründe hat, die nähern Umſtände jenes Vorfalls zu verſchweigen, ſo haben auch wir unſre Gründe, nicht weiter darnach zu fragen. Jeder verfüge ſich daher ſtill und ſittſam nach Hauſe, laſſe unterweges, bei fünf Thaler Strafe, keinen Funken aus der Pfeife fallen, und erwarte ruhig, was die Väter der Stadt etwa weiter zu beſchließen für gut finden werden.“ —

Alle ſchickten ſich an, dieſem Ausſpruche gebührende Folge zu leiſten; doch ward, bevor man aus einander ging, mit Beiſtimmung der Senatoren, die zum Glück ſich ſämmtlich in der ſilbernen Gans eingefunden hatten, noch für den nächſten Morgen eine außerordentliche Rathsſitzung anberaumt, weil man, zur ſchuldigen Beileidsbezeugung wegen der blutigen Auftritte, eine Deputation nach dem Schloſſe zu bewilligen, einſtimmig geſonnen war. —

9.

Schon begann der Morgen zu dämmern, als die Gräfin, vom Schlummer erwachend, die Augen aufſchlug und ihren Gemahl erblickte, der beim erbleichenden Schimmer der Nachtlampe vor ihrem Bette ſaß, ihre Verwunderung durch einen freundlichen Gruß erwiederte und mit ſanfter Theilnahme ſich nach ihrem Befinden erkundigte. Vergebens ſtrengte ſie ſich an, unter einem gleichgültigen Lächeln die Rührung zu verbergen, die ihr Innerſtes bewegte; das überwallende Gefühl behauptete ſeine Rechte! Zitternd ergriff ſie die Hand des Grafen und von mildhervorquellenden Thränen wurden ihre Wangen benetzt.

„Die ganze Nacht hindurch haben Sie vor meinem Bette geſeſſen? Wie durfte ich noch einer ſolchen Aufmerkſamkeit mich verſehn?“ frug ſie ihn mit ſtockender Stimme.

„Pauline,“ erwiederte der Graf — „wenn Ihre Wünſche und Empfindungen nur einiger Maßen mit den meinigen übereinſtimmen, ſo wird in Zukunft unter uns beiden eine Frage dieſer Art eben ſo wenig wieder aufgeworfen, noch beantwortet zu werden brauchen. Laſſen Sie uns dieſen Augenblick benutzen, um uns über ein Mißverhältniß zu verſtändigen, das bei längerer Dauer unſer ganzes Lebensglück zu zerſtören droht. Das ruhige Nachdenken, wozu die verwichne Nacht mir Gelegenheit gab, hat mich auf das Vollkommenſte überzeugt, daß ein verheimlichter Fehltritt zuweilen ſchwerer auf der Seele laſten kann, als ein klar ausgeſprochnes Verbrechen.“

„Sie ſind im Irrthum,“ verſetzte Pauline — „wenn Sie mich für weniger geneigt halten, dem unſeligen Stillſchweigen ein Ende zu machen, das in dieſer Hinſicht bisher unter uns Statt fand. Der Zuſtand, worin wir ſeit mehrern Tagen uns befinden, iſt viel zu unnatürlich, als daß Ihr Wunſch nicht auch von ganzem Herzen der Meinige ſeyn ſollte."

„Eben ſo unnatürlich," rief der Graf — „als die froſtige Sprache, die wir ſeit jenem unglücklichen Tage gegen einander führen, da einige übelverwahrte Schriftzeilen in die unrechten Hände fielen. Sie ſind nicht glücklich, Pauline! Nur zu tief fühle ich es, daß Sie nicht glücklich ſeyn können!"

„Oder Sie müßten mich eines Leichtſinns fähig halten, dem es eben ſo geringe Mühe koſtet, Verſicherungen zu geben, als ſich über dieſelben hinwegzuſetzen!" fiel ihm Pauline ins Wort. „Freilich hegte ich eine viel zu hohe Meinung von dem ehelichen Glück, als daß ich es jemals, bevor der Augenſchein mich eines andern belehrte, von einer offen ſtehenden oder verſchloſſenen Stubenthür hätte abhängig glauben ſollen!"

„Laſſen Sie uns in minder empfindlichen Ausdrücken die Sache beendigen! Aufrichtig, Pauline; war es meine Schuld, daß ich nicht allein die Thür Ihres Zimmers, ſondern auch Ihr Schreibepult geöffnet fand? Und war es überdies der Ordnung der Dinge denn ſo ganz zuwider, wenn ich durch den achtzehnten Mai mich einiger Maßen berechtigt glaubte, wenigſtens kein Geheimniß dieſer Art unter Ihren Geheimniſſen zu vermuthen?"

„In der That, Herr Graf, Sie müſſen dieſes Recht für ſehr einſeitig halten, da Sie es mit ſo vieler Ruhe in Anregung bringen können! Wohl uns beiden, wenn Ihnen Ihr Gewiſſen keine härtern Vorwürfe zu machen hat, als mir das meinige: Denn was Sie ein Geheimniß nennen, war nichts mehr und weniger, als eine — wie ich jetzt gern geſtehen will — etwas unzarte Erwiederung der Entdeckungen, zu welchen mir die bewußte Kunſtroſe Veranlaſſung geben mußte, während Sie mit dem fremden Reiſenden im Garten auf und ab gingen."

„Von welchen Entdeckungen ſprechen Sie? Allerdings giebt es unter meinen Papieren einige Briefe, deren Inhalt ich nicht ohne gutem Grund vor Jedermann, und bisher auch vor Ihnen geheim hielt."

„Auch vor mir! — Freilich mögen Sie dazu wohl Ihren beſonders guten Grund gehabt haben!"

„Gerechter Himmel! Sollte wohl gar einer von jenen Briefen Anlaß zu dem unglücklichen Mißverſtändniß — "

„Kein Mißverſtändniß, Herr Graf! Oeffnen Sie den Schreibtiſch dort am Fenſter und überführen Sie ſich mit eignen Augen, daß Ihre Treuloſigkeit eben ſo klar iſt, als mein Unglück!" —

Der Graf that, was Pauline verlangte, und fand das Blatt, das ſie aus ſeinem Zimmer mitgenommen hatte, in dem nämlichen Brief eingeſchlagen, durch welchen das gegenſeitige Mißverhältniß zur Vollendung gediehen war.

„Den Anfang des Briefes,“ rief Pauline, indem er mit allen Zeichen der Beſtürzung und Ueberraſchung das Blatt in der Hand hielt — „ſo wie den dazu gehörigen Umſchlag, auf welchem ſich Ihre Addreſſe befand, werden Sie leicht unter Ihren Papieren finden können; wofern Sie ſich etwa nicht mehr erinnern ſollten, daß er an Sie ſelbſt gerichtet geweſen ſey!“

„Nicht an mich, Pauline! In wenigen Minuten wirſt Du Dich vollkommen überzeugt haben, daß er nicht an mich gerichtet war.“ —

Mit dieſen Worten eilte der Graf aus dem Zimmer; kehrte aber bald darauf mit einigen Briefen in der Hand zurück. — „Hier zuvörderſt,“ ſprach er zu Paulinen, die während ſeiner Abweſenheit ihr Lager verlaſſen hatte — „das Schreiben von der nämlichen Hand, zu welchem der Umſchlag gehörte, der bei den übrigen Papieren auf dem Tiſche lag. Ich erhielt es an eben dem Tage, da Pauline an meiner zärtlichen Treue zu zweifeln anfing.“ — Mit ſichtbarem Erröthen entfaltete Pauline den Brief und las folgende Worte:

„Schon ſo oft, Herr Graf, habe ich Ihnen „die Verſicherung gegeben, daß ich keine „weitern Beweiſe Ihrer Großmuth mehr „bedarf, um das ſorgenfreie Leben, welches „ich Ihnen zu verdanken habe, bis an mein „Ende führen zu können; dennoch überhäufen Sie mich ſtets aufs Neue mit Wohlthaten, die ich nur durch inbrünſtige Gebete „für das Glück meines edelmüthigen Verſorgers zu erwiedern weiß. Den Tod Ihres „Herrn Oheims habe ich mit innigen Thränen beweint. Gewiß hat ſein, in den letzten zwölf Jahren geführter, bußfertiger Lebenswandel ihm für die Fehltritte ſeiner „Jugend vor dem höhern Richter vollkommne Verzeihung erworben — ich ſelbſt hatte

„ihm ſchon längſt verziehen; — Franz „wird in einigen Wochen die Pachtung an„treten. Schmerzlich iſt es mir, ihm auf „Ihren ausdrücklichen Befehl den Namen „des edlen Mannes verſchweigen zu müſſen, „dem auch er ſein ganzes Glück zu verdanken „hat. — Vielleicht hat unter dem Nachlaſſe „Ihres ſeligen Oheims ſich noch ein Brief „gefunden, den ich ihm ſchrieb, als die Nach„richt von ſeiner bevorſtehenden Vermählung „zu meinen Ohren gedrungen war. Er ent„hielt ſo bittre Vorwürfe, als die Größe „meines Unglücks mir gegen den Stifter „deſſelben nur immer eingeben konnte. Wie „hätte ich damals glauben ſollen, daß es mir „einige zwanzig Jahre ſpäter an Worten „fehlen würde, um ſeinem Neffen zu dem „nämlichen Feſte den Glückwunſch eben ſo „lebhaft abſtatten zu können, als mein in„nig gerührtes Herz ihn empfindet! Mögen „Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Lebens-

„tage ſo geſegnet ſeyn und bleiben, als dies „mit dankbewegter Seele von dem Himmel „erfleht

„Ihre
„ergebenſte Dienerin
„Henriette Silberg.“

Durchdrungen von Scham und Reue ſtand **Pauline**, nachdem ſie dieſe Zeilen geleſen hatte, und ſchüchtern und verwirrt ſchweiften ihre Blicke an dem Boden umher, ohne daß ſie den Muth hatte, ſie gegen ihren Gemahl zu erheben. Dieſer zeigte ihr jetzt noch den, mit der Jahreszahl 1782 überſchriebenen, Brief, von welchem jenes aufgefundene Blatt den Schluß enthielt, und bat zugleich in den liebevollſten Ausdrücken ſie um Verzeihung, daß er durch ſeine Nachläſſigkeit ſie in eine ſo tödtliche Unruhe verſetzt habe. Aber tief erſchüttert verbarg ſie ihre glühenden Wangen an ſeiner Bruſt, und die Morgenſterne, die ſo eben über die Baumgipfel des Gartens glänzend hervortrat, ward Zeugin eines Auftritts, der von dem geſtrigen nur durch das Benehmen des Grafen und durch einen fröhlichern Ausgang unterſchieden war. „Otto, wirſt Du mir jemals vergeben können, daß ich einen ſo niedrigen Verdacht gegen Dich hegen, daß ich auf eine ſo unedle Weiſe mich rächen konnte?“ rief Pauline, indem vor Schluchzen ihr die Sprache verſagte. Ein zärtlicher Kuß war die Antwort des Grafen.

„Beruhige Dich, meine geliebte Pauline!“ fuhr er fort — „wen hätte ein ſo ſonderbares Zuſammentreffen von Scheinbeweiſen nicht täuſchen ſollen? — Nur aus Schonung gegen den Verſtorbenen, der in den letzten Jahren ſeines Lebens durch aufrichtige Reue ſeine frühern Vergehungen abzubüßen ſuchte, verſchwieg ich Dir bisher dieſen, zur geheimen Geſchichte unſers Hauſes gehörigen, Umſtand, bei deſſen Entdeckung mir der Zufall auf ſo unerwartete Weiſe zuvorkommen mußte. Schon einige Jahre vor ſeinem Ende machte mich mein Oheim zum Vertrauten dieſes Geheimniſſes, und daß ich ſeit dieſer Zeit auf das Eifrigſte bemüht geweſen bin, gut zu machen, ſo viel in meinen Kräften ſtand, hat Dir der in Bezug auf dieſe traurige Angelegenheit geſchriebene Brief bewieſen, den Du ſo eben geleſen haſt. Und nun, wenn Du mich liebſt, keine Silbe weiter, die unſer gegenwärtiges Glück aufs Neue zu trüben vermöchte."

Arm in Arm, zur Verwunderung des ſämmtlichen Hofgeſindes, das an Erſcheinungen dieſer Art nicht eben gewöhnt war, traten die Verſöhnten hinaus in den Garten, um ſich zu überzeugen, ob in Kleinthal der gemeinſchaftliche Genuß eines reizenden Frühlingsmorgens ein eben ſo ſüßes Vergnügen gewähren könne, wie auf Weißenſtein.

10.

Mit feierlich abgemeſſenen Schritten und langgedehnten Geſichtern, auf welchen Gram und Betrübniß, Kummer und Herzeleid in kunſtreicher Miſchung ihr Spiel trieben, traten um die eilfte Stunde die Rathsdeputirten, unter denen auch der Bürgermeiſter ſich befand, in den Schloßhof, legten, während ſie beim Herrn Grafen angemeldet wurden, ſämmtlich ihre Schnupftücher in die Hutkappe, um ſie, im Fall mit der trocknen Geberdenſteigerung etwa nicht auszureichen ſey, ſogleich bei der Hand zu haben, und begaben ſich, nachdem ihr Erſcheinen im Audienzſaal bewilligt worden war, gebückten Hauptes und zerknirſchten Sinnes die Treppe hinauf. Bald aber ſah man den künſtlichen Schmerz in ein natürliches Entſetzen übergehen; denn mit Zentnerſchwere fiel bei der fröhlich-muntern Art und Weiſe, wie ſie von dem jungen Paar empfangen wurden, ihnen allen der Gedanke auf das Herz, daß ſie nur auf Wehklagen und Jammergeſchrei vorbereitet waren! Da fand ſich aber keine Spur von blutigen Auftritten, kein Merkmal von irgend einem Unfalle, wodurch nur eine einzige Silbe der einſtudirten Trauer- und Troſtrede zu rechtfertigen geweſen wäre. — „Ach, der verdammte Bartputzer!“ murmelte der Bürgermeiſter zwiſchen den Zähnen, indem er fortwährend in Bücklingen und Kratzfüßen ſich erſchöpfte, um zu Sammlung einiger vernünftigen Gedanken Zeit und Muße zu gewinnen; ein Verfahren, zu deſſen Nachahmung auch ſeine Gefährten ſich geziemender Maßen in Bewegung ſetzten.

Der Graf, dem die Verlegenheit nicht entging, in welcher ſie ſchwebten, ob er gleich den Grund davon nicht zu errathen wußte, war zu gutmüthig und befand ſich in einer zu frohen Stimmung, als daß er von dieſer Verwirrung einen ſchadenfrohen Gebrauch machen und dieſelbe durch kaltblütige Fragen über den Zweck eines ſo ſeltſamen Beſuchs aufs Aeußerſte hätte treiben ſollen.

„Sie mögen wohl Urſache haben, meine Herren,“ redete er ſie an — „mich wegen der ſcheinbar gleichgültigen Aufnahme des feſtlichen Empfanges, womit Sie vor einigen Tagen meine Gemahlin und mich zu beehren gedachten, ein Wenig zur Rechenſchaft zu ziehen. Es ſteht nicht in meiner Macht, Ihnen alle die Umſtände, die ſich gerade an jenem Tage vereinigen mußten, um unſern allerſeitigen Wünſchen und Abſichten entgegen zu arbeiten, namentlich anzuführen; gewiß würde ich Sie dadurch ſogleich zu überzeugen vermögen, daß ich über Ihre, uns bewieſene, Aufmerkſamkeit nicht ſo ungerührt geblieben bin, als es leider, wie ich nur zu deutlich fühle, wohl den Anſchein haben mußte. Ich kann Ihnen in dieſer Hinſicht nicht lebhaft genug ausdrücken, wie erwünſcht mir Ihr gegenwärtiger Beſuch iſt, da er mir Gelegenheit verſchafft, mich mit Ihnen über die Art und Weiſe, wie das Verſäumte am Schicklichſten nachzuholen ſey, gehörig beſprechen zu können. In wenigen Tagen wird mein Schwiegervater zu einem Beſuche hier eintreffen. Wir ſind geſonnen, ihm einige Meilen weit entgegen zu fahren, weil es ihm gewiß angenehm ſeyn wird, in Geſellſchaft ſeiner Kinder zu Kleinthal anzulangen. Wie wäre es, wenn wir dieſen Tag zur Veranſtaltung eines neuen Feſtes benutzten, und uns an dem verdrießlichen Zufalle, der uns jüngſt einen ſo hämiſchen Streich ſpielte, durch eine deſto ungetheiltere Fröhlichkeit beſtmöglichſt zu rächen ſuchten?“ —

Ein Strahl von Entzücken überleuchtete die Geſichter der Deputirten, als ſie dieſe Worte vernahmen. „Stricte Wiederholung, gnädigſter Herr Graf, wenn Sie huldreichſt geſtatten wollen,“ ſtammelte der wortführende Bürgermeiſter — „ſtricte Wiederholung der am verwichenen Dienſtage ſo grauſam geſtörten Feſtivetäten! Dem Himmel ſey Dank, daß wir die Ehrenpforte noch nicht wieder haben abtragen laſſen! Wir werden, wenn Sie gnädigſt erlauben, uns einbilden, daß es der vier und zwanzigſte Mai iſt, den wir in der feſtlichen Freude unſers Herzens begehen!“ — Der Graf billigte, in Uebereinſtimmung mit Paulinen, durch ein zufriednes Beifalllächeln dieſen Vorſchlag, die Deputirten wurden entlaſſen, und wenige Minuten darauf war die Kunde des erfreulichen Ausgangs, den die Unterredung mit dem Herrn Grafen genommen hatte, ſchon durch das ganze Städtchen verbreitet.

Der zur fröhlichen Bewillkommungsfeier beſtimmte Tag erſchien, und mit ihm die regelrechte Wiederholung der Feſtlichkeiten, welche diesmal ſelbſt durch die herzzerreißenden Mißtöne, die bei Aufführung der Kantate zu vernehmen waren, nicht geſtört werden konnten. Noch bis heute iſt dieſer Tag den Bürgern von

Kleinthal unvergeßlich geblieben. Mit Stolz blicken ſie auf ihre, zu dieſem Feſte getroffnen, glänzenden Anſtalten, mit Dankbarkeit auf die wohlthätigen Handlungen zurück, durch welche der Graf ſie zu erwiedern beeifert geweſen war.

K. G. Prätzel.

Das Altartuch.

O ſeht den hellen Sonnenſtrahl,
Der aus den Wolken auf einmal
Durchs trübe Kirchenfenſter fällt,
Und glänzend den Altar erhellt,
Als ſtiege mit ſchwanenweißem Gefieder
Ein lächelnder Engel vom Himmel nieder,
Zu zeigen der frommen Chriſtengemeine
Das Altartuch im himmliſchen Scheine.

Und Aller Augen ſchauen hin
Mit chriſtlichem, gerührtem Sinn,
Und Vieler Augen werden naß,
Und manches fragt: „Wer that uns das?"
Und zu guter Stunde, am rechten Orte
Erſchallen des Prieſters preiſende Worte
Vom Scherflein der Wittwe, welches vor allen
Geſchenken im Tempel dem Höchſten gefallen.

Und lange hallte, was er ſprach,
In vielen frommen Seelen nach;
Und wer die Urſach wiſſen will,
Der horche meinem Liede ſtill!
Es kam mir aus chriſtlicher Mägdlein Munde
Von dem, was ich ſinge, die rühmliche Kunde,
Und ſelber hab' ich die Kirche geſehen,
Wo meines Liedes Geſchichte geſchehen. —

Als jüngſt durch Krieges Mord und Brand
Geheimſucht wurden Leut' und Land,
Da ſchonte wilder Feinde Schwarm
Nicht Jung, nicht Alt, nicht Reich, nicht Arm;
Da ſah man von frevelnden Räuber-Händen
Die Kirchen ſogar, die geheiligten, ſchänden,
Denn wer des Mordens und Raubens befliſſen,
Der will ja von Gott und von Kirche nichts wiſſen.

Nach ſolchem ſündlichen Gebrauch,
Geſchah's in jener Kirche auch,

Daß frech durch eines Räubers Hand
Das Tuch vom Altar ward entwandt!
Das heilige Tiſchtuch, auf welchem ſeit Jahren
Die heiligen Mahle bereitet waren,
An denen ſich fromme Chriſten erbauen,
Das Tuch war nirgends nun mehr zu ſchauen!

Beklagend ſolches Mißgeſchick,
Flog auf zum Himmel mancher Blick!
Der Prieſter ſeufzte, daß Altar
Und Kirche ſo geſchändet war!
Doch allzu befangen in eigenem Leiden,
Fiels Keinem ein, den Altar zu bekleiden,
Und wollte nur Jeder am Abend und Morgen,
Für ſich und die Seinigen ſchaffen und ſorgen.

Nur eine arme fromme Magd
Nach ihrer eignen Noth nicht fragt,
Und opfert für den Tiſch des Herrn
Das Scherflein ihrer Armuth gern.

Sie holt aus dem Kaſten, zur chriſtlichen Gabe,
Das einzige leinene Tuch ihrer Habe,
Und ſucht es, ſo viel ihr nur möglich, zu ſchmücken,
Und weinet darauf mit frommem Entzücken.

Und ſieh, am nächſten Sonntag war
Damit bekleidet der Altar.
Mit Rührung Volk und Prieſter ſehn,
Was für ein gutes Werk geſchehn.
Der Himmel indeſſen, in Wolken begraben,
Scheint keine Freude daran zu haben;
Drum weinet die Magd, mit erbleichenden Wangen,
Sie habe zu Hohes ſich wohl unterfangen.

Im fernſten Winkel birgt ſie ſich,
Und ſeufzt und weinet bitterlich,
Und bittet Gott, ihr zu verzeihn,
Die Gabe ſo gering und klein.
Da zerreißt das Gewölk! und als ſtiege hernieder
Ein lächelnder Engel mit Schwanengefieder,

So herrlich erglänzet im Sonnenſcheine
Das Altartuch vor der ganzen Gemeine.

Und hochbegeiſtert thut der Mund
Des Prieſters Gottes Beifall kund,
Und führt die Witw' im Tempel an,
Die droben großen Lohn empfahn.
Und die Magd, in freudigem Schrecken erbebend,
Beginnet zu beten, nur halb noch lebend,
Und kann die zitternden Hände nicht falten,
Die, aufgehoben zum Himmel, erkalten.

Und als beim heiligen Abendmahl
Das Tuch erglänzt im Sonnenſtrahl,
Da wankt ſie mühſam mit hinzu,
Im Vorgefühl der ewgen Ruh.
Sie läßt von des Prieſters ſegnenden Händen
Das Brodt des ewigen Lebens ſich ſpenden;
Doch kaum daß ſie noch aus dem Kelche getrunken,
Da iſt ſie auch hin am Altare geſunken.

Ein Sonnenſtrahl fiel hell und leicht
Auf ihr verklärtes Angeſicht;
Und Engel ſangen: „Komm, o komm,
Du Schweſterſeele, rein und fromm!
Ein ſchöneres Kleid, als das hienieden,
Iſt dir am Throne des Höchſten beſchieden.
Er wäget die Thaten, und weiß ſie zu lohnen,
Mit nimmer verwelkenden, himmliſchen Kronen!“

A. G. Eberhard.

Berichtigung.

Mehrere ausländiſche Zeitungſchreiber erwarben ſich vor einiger Zeit das Verdienſt, der Welt bekannt zu machen, daß der König von Preußen geruht habe, einem braven, in den letzten Feldzügen invalid gewordenen, Krieger die gnädige Erlaubniß zu ertheilen, mit einer Drehorgel umherzugehen, um ſein Brodt zu verdienen.

Das war Waſſer auf die anti-preußiſchen Mühlen!

Leider verſichern aber Briefe glaubwürdiger Perſonen aus Berlin, daß dieſer brave Krieger kein *Preuße*, ſondern ein *Franzoſe* iſt, der als Unteroffizier unter Napoleons Garde *gegen* Preußen gefochten, und (als Gefangner oder Deſerteur) in Berlin zurück geblieben iſt. Nach Recht und Billigkeit ſollten jene Zeitungſchreiber dieſe Berichtigung ihrer frühern Verkündigung nachfolgen laſſen; aber das wäre ja kein Waſſer auf die bewußten Mühlen!

Wechſelgeſang,
zum Geburtstage der Mutter.

(Nach der Mel: Gieb mir die Blumen! gieb mir den Kranz!)

A. Laß unſrer Mutter ein Liedchen doch weihn!
Schweſterchen, hilf mir, und ſtimme mit ein!
B. Gern will ich helfen, ſo gut ich's vermag,
Singend zu feiern den feſtlichen Tag.

A. Vögel im Wald' und auf offener Flur
Huldigen ſingend der Mutter Natur.
B. Singend ſey unſerer Mutter denn auch
Heute gehuldigt, nach Vögelein Brauch.

A. Lächle nur freundlich herunter auf ſie,
Sonne des Glücks, und verhülle dich nie!
B. Blumen der Freude, umblüht ihren Pfad!
Duftet ihr Wohlgeruch, wo ſie ſich naht!

A. Spinnet, ihr Parzen, den Faden recht
fein!
Schneidet noch lange nicht grauſam hinein!
V. Säß' ich dabei doch, und ſpänn' ich doch
mit!
Nimmer erlaubt' ich den grauſamen
Schnitt.

Beide. Die du an mütterlich zärtlicher Bruſt
Treu uns gepfleget mit Schmerz und mit
Luſt,
Bliebeſt und blühteſt du ewig doch hier!
Mutter, je länger je lieber bei Dir!

A. G. Eberhard.

Der Gang.

Man lobt und bewundert an gewiſſen glücklichen Figuren ihre treffliche Haltung, ihren imponirenden Gang,, ihr gewandtes Sprechen und Handeln. — Sollten nur Arbeiten und Sorgen ſie drücken: ſie würden auch den Kopf ſinken, die Füße ſchlendern laſſen — ſie würden auch ängſtlich ſprechen und ſchüchtern handeln. — Es iſt eine kleine Kunſt, angenehm zu ſeyn, wenn man nur die Freuden des Lebens im vollen Maaße zu genießen, ſeine Bürden aber im geringen zu tragen hat. — Wie ſo mancher geduckte, linkiſch wandelnde vnd ſprechende und handelnde, einſilbige, düſtre, freude- und menſchen-ſcheue Mann würde, kraft ſeines Geiſtes und Körpers, den erſten Höfling, den Lieblings-Geſellſchafter vom Fürſten abgeben können, wenn er weniger hätte zum Beſten des Staats arbeiten — zum Beſten der Seinigen ſorgen müſſen. — Sorgen und Arbeit, und Arbeit und Sorgen — wer in dieſen polniſchen Bock geſpannt iſt, von dem iſt es wohl kein Wunder, wenn er geduckt durchs Leben geht.

Richard Roos.

Lord Exmouths That.

Der Menſchheit Sache zu verfechten,
Zog Exmouth gegen Algier hin,
Und jedes Volk, mit gleichen Rechten,
Hofft' auf des ernſten Kampfs Gewinn;
Doch plötzlich wird das Ziel verwechſelt,
Beim Klange großer Siegsmuſik:
Ein kleiner Friede wird gedrechſelt
Für Englands Handelspolitik.

A. G. Eberhard.

Silber und Glas.

Aeneas Sylvius ſagt unter andern von Nürnberg: „Wo wäre dort wohl ein Gaſthaus, da man nicht aus Silber trinken ſollte?“ Jetzt muß man aber faſt von der ganzen feinen europäiſchen Welt fragen: „Wo iſt noch eine Familie (geſchweige denn ein Gaſthaus), in welcher man aus Silber trinkt?“ — Glas, und nichts als Glas — eine Art von Symbol für die Zerbrechlichkeit der Freundſchaften und Bündniſſe, welche jetzt bei einem Trunke Wein geſchloſſen werden. Wenn man ſonſt einander etwas beim Becher gelobte, da mußte man gleichſam die Unverwüſtlichkeit des ſilbernen Zeugen fürchten — jetzt aber weiß man, daß der gläſerne Zeuge über kurz oder lang in den Scherbenkaſten wandert, und ſo haben denn auch die dabei geſprochnen Worte in der Regel eine nicht viel beſſere Haltbarkeit.

Richard Roos.

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. Andern.

Vierter Band.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1816

Inhalt des vierten Bandes.

Seite.
Nikolas Pedroſo. (Nach Richard Cumberland.) . . . 3
Erinnrungsfeſt. An C. F. Fiſcher, von A. G. Eberhard. . . 34
Poetenſchickſale, von Demſ. . 39
Ueber Kauf und Verkauf nachgedruckter Bücher, mit Beifügung e. dagegen geſchloß. Vertrags, von Demſ. 82
Der Verwundete an ſein Schwert, von Gottwalt.* . . . 102
Die ſtumme Antwort, von Demſ. 103
Allerlei, von A. G. E. . . 105
Für Muſikliebhaber. . . 112
Lied der kleinen Luiſe, komp. von F. Naue, als Muſikbeilage.
Die Welfen. Sage. . . 113
Großer Verluſt, von Langbein. . 141
Stürme noch im Hafen, oder die Rivalen, von Luiſe Brechmann. 14.
Poetiſche Kleinigkeiten, von Friedrich B.d..k.
1. Shakeſpeareſches Liedchen. . 187
2. Flüchtigſte Zeit. . . 188
3. Opferabet. . . . —
4. An Liebchen, auf dem Spaziergange 189

Seite.
5. Das Muſchelchen. . . 190
6. Die Blume vor Mollys Bruſt. 191
7. Jedem das Seine. . . —
8. Unter Emanuels Bild. . 192
Rückblicke auf meine Reiſe im Jahr 1813, von A. G. Eberhard. . 193
Die Unterbrechung, von Gottwalt. 209
Die Aufopferung. . . . 211
Beleidige keinen Unglücklichen. . 216
Zu einer Säkularfeier, von E. v. D. zu ſingen, von A. G. Eberhard. 220
Wer weiß? } von N. N. . 223
Vater und Sohn, }
Anekdote. 224
Cöleſtin und Annéli, von M. . 225
Urraca, von N. . . . 254
Das Bildniß, von M. . . 255
Alle gleich. 301
Rückblicke auf meine Reiſe im Jahr 1813. Fortſetzung, von A. G. Eberhard. 303
Dem Fürſten Blücher, von Pyl. . 326
Zur Rechtfertigung des Herausgebers. 330

Salina,

oder

Unterhaltungen

für

die leſeluſtige Welt.

Von

A. G. Eberhard, A. Lafontaine

und Andern.

Vierter Band

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung
1815.

Nikolas Pedroſo.

(Nach Richard Cumberland.)

Niklas Pedroſo, Wundarzt, Geburtshelfer und Bartſcheerer in Madrid, ein Mann, der daher alle Hände voll zu thun hatte, beſtieg vor ſeiner Wohnung ſeinen Mauleſel in der Plazuela de los Affligidos, um eiligſt ſich auf den Weg aus dem Thore San Bernardino zu machen, denn er war zu einer in Kindesnöthen liegenden Dame außerhalb der Stadt ohnfern der Meierei Foncarval gerufen worden. Man hatte die Sache äußerſt dringend gemacht.

Pedroſo war feſt überzeugt, daß der nächſte Weg gerade auf das Kloſter zugehe, das vor ihm lag. Der Mauleſel war aber anderer Meinung, und hielt den Weg links, beim Prado vorbei, für den kürzeſten und beſten. Es entſtand alſo ein Streit zwiſchen beiden, und da ihn der Mauleſel nicht mit Worten abmachen konnte, ſo ſchlug er das Mittel ein, wie angewurzelt ſtehen zu bleiben, den Kopf zwiſchen die Vorderbeine zu nehmen, und mit den Hinterfüßen wacker auszuſchlagen, um ſein Recht zu behaupten.

Pedroſo, der ein Paar altmodiſche aber tüchtige Sporen angeſchnallt hatte, opponirte ſeinem Gegner dadurch, daß er ihm die Stacheln unſanft in die Ribben drückte, und nachdem er das blaue Tuch, welches hinten auf dem Mauleſel lag, geſchickt aufgerollt und vor ſich hingelegt hatte, gab er dem ſtätiſchen Thiere mit einem tüchtigen Knittel, den er bei ſich führte, eine Anzahl derber Prügel, und Zorn ſprühte aus ſeinen andaluſiſchen ſchwarzen Augen. Er nahm den Glimmſtengel (Cigarro, aus dem Munde, der ihm unterwegs die Zeit verkürzen ſollte, fing an zu toben und zu fluchen, und den Mauleſel bei allen Engeln, Heiligen und Märtyrern zu beſchwören. Hätte dies auf das Thier den erwünſchten Eindruck gemacht, ſo würde es bald weiter gegangen ſeyn; aber, allen Heiligen der Legende zum Trotz, ſtand es wie angewurzelt feſt, mit Ausnahme einiger Bocksſprünge, die es aber nicht von der Stelle brachten.

Während dieſes Auftritts kam eine Prozeſſion von Bettelmönchen die Straße entlang, die einem Sterbenden die letzte Oelung geben wollten.

Einer der Mönche ſagte zu dem Bartſcheerer: „Seyd doch barmherzig, **Pedroſo**, und mißhandelt Euer Thier nicht ſo! vor allem aber enthaltet Euch aller Gottesläſterungen.“ —

„Ehrwürdiger Vater,“ verſetzte **Pedroſo** — „**Bileam** ſchlug ſeinen Eſel ſo lange, bis er ſich entſchloß zu reden; ich will meine [illegible] ſo lange durchwalken, bis er ſich dazu bequemt, weiter zu gehen.“ „Pfui!“ nahm ein andrer Franziskaner das Wort — „Ihr ſeyd ein Ketzer!“ „Laßt mich ungehudelt!“ rief Pedroſo verdrüßlich aus — „verrichtet Euer Amt, ich will das meine verrichten; es hat mehr Eile, als das Eure. Euer Kranker will aus der Welt gehen, meiner aber zur Welt kommen.“

„Habt Ihr wohl das Läſtermaul gehört, den Spötter, den Ungläubigen?“ ſchrie ein dritter Mönch, und der Zug ging langſam weiter.

Kaum vernahm der Mauleſel dies Glockengetön, ſo machte er luſtige Sprünge, und galoppirte blindlings unter die Mönche. Er trat dem einen auf die Füße, ſtreifte den andern an die Schulter und brachte den ganzen Zug in Unordnung. Pedroſo, der ſeinen Eſel nicht mehr bändigen konnte, benutzte dieſe Gelegenheit, ſich aus dem Staube zu machen. Er jagte mit ihm davon. „Verfluchte Beſtie!“ ſchrie er — „ich wollte, daß dich der Teufel lothweiſe holte!"

Er dachte aber nicht daran, ſich nur einmal umzuſehn, und ſich bei den Mönchen über das Unheil zu entſchuldigen, das ſein Thier angerichtet hatte.

Er kam endlich an den Ort ſeiner Beſtimmung, und verrichtete ſein Amt als Geburtshelfer noch zu rechter Zeit.

Kaum war er am andern Morgen nach ſeiner Wohnung zurück gekommen und von ſeinem Mauleſel abgeſtiegen, um ihn den Händen ſeines Lehrburſchen, eines vierſchrötigen Arragoniers zu übergeben, als Don Ignatio de Santos Aparicio, Chef der Alguazils der heiligen Inquiſition, ihm einen Befehl, von dem Großinquiſitor unterzeichnet und beſiegelt, vorzeigte, kraft deſſen er bevollmächtigt war, den Wundarzt, Geburtshelfer und Bartſcheerer Nikolas Pedroſo, wohnhaft in der Plazuela de los Affligidos, in ſeinem Hauſe No. 333, kenntlich an den aushängenden fünf meſſingenen Barbierbecken, zu verhaften und zur Unterſuchung abliefern zu laſſen.

Der arme Schelm, deſſen rothes Geſicht vor Schreck ſafrangelb wurde, zitterte an allen Gliedern, wie ein Kranker beim Fieberſchauer. Man führte ihn in das Gefängniß der Inquiſition. Vor dem am Eingange befindlichen Altar kreuzte und ſegnete er ſich ſehr andächtig.

Nachdem er einige Schritte gegangen war, öffnete ein Schließer, ganz ſchwarz gekleidet, eine eiſerne Gitterthür. Er mußte eintreten, und ſogleich raſſelte hinter ihm ein ſchwerer eiſerner Riegel, der vorgeſchoben und mit einem großen Vorlegeſchloß verſehen wurde. Hier wurde er von einem Andern durch viele dunkle Irrgänge in ein ganz finſteres Loch gebracht, wo man ihn ſeinem Nachdenken überließ.

Pedroſo empfand das Peinliche ſeiner Lage in ſeinem ganzen Umfange; da er aber ein Andaluſier war, ſo hatte er, wie ſeine Landsleute, eine ſehr lebhafte Einbildungskraft. Er überlegte, was ihm alles für Mittel zu Gebote ſtänden, um ſich aus einem ſo verzweifelten Handel zu ziehen. Er durfte nicht lange grübeln, was ihm ſeine Verhaftung zugezogen haben könnte. Sein Abentheuer mit den Barfüßern ließ darüber keinen Zweifel. Aber es war noch ein Umſtand, der einen ängſtlicheren Menſchen als Pedroſo, leicht hätte außer Faſſung bringen können. — Er war ein Jude. — Dies war eine Gewiſſensſache, die den armen Pedroſo, bei dem Verhöre, in große Verlegenheit hätte ſetzen können, aber, da dies, ihn ſelbſt ausgenommen, ein Geheimniß vor der ganzen Welt war: ſo fühlte er keinen Beruf, es zu verrathen.

Er überzählte nun, was er alles bei ſich gehabt hatte. Er fand darunter, zu ſeiner Freude, drei Medaillen, worauf die heilige Jungfrau geprägt war, zwei Agnus Dei, einen heiligen Nikolas von Tolentino, einen großen Roſenkranz, der unter dem Hemde an ſeinem Halſe gehangen und bis zum Gürtel gereicht hatte. In ſeiner Taſche hatte er noch einen kleinen Kuchen von getrockneten Feigen, ein Bündel Glimmſtengel, eine Lanzette in einem Futteral, ein Meſſer zu Operationen, und zwei alte Barbiermeſſer in einem ſchmuzigen Scheerbeutel gehabt.

Pedroſo hatte alle dieſe Habſeligkeiten dem Alguezil, bei ſeiner Verhaftung, ausliefern müſſen.

„Er mag auch nun alles aufbieten,“ ſagte er zu ſich ſelbſt — „um mich in die Enge zu treiben; er wird doch nie dahinter kommen, daß ich ein Israelit bin. Blos ſchon deshalb, weil er ein paar Barbiermeſſer bei mir gefunden hat.“

Nachdem er ſich noch überall befühlt hatte, ob nicht vielleicht etwas Verdächtiges an ſeinem Leibe ſey, fand er — was er ganz vergeſſen —

einen Brief, den der Alguazil nicht gefunden, weil er ihn in die Schlitze ſeiner Beinkleider geſteckt, wo er, da ſie zerriſſen, bis in die Stiefeln gefallen war. Dieſer Brief war von Donna Leonora de Caſafanda, ſie hatte ihm denſelben mitgegeben, um ihn nach ſeiner Addreſſe zu beſtellen.

„Schön!“ rief er aus — „den wollen wir wieder einſtecken. Er kann kein großes Geheimniß enthalten. Sicher iſt es ein Brief an einen ihrer Verwandten oder Bekannten, worin ſie ihm ihre Niederkunft meldet. Ich will ihn nicht aufbrechen. Die Väter der heiligen Inquiſition können ihn ſelbſt leſen, wenn ſie darauf neugierig ſind. Er wird dazu dienen können, die Wahrheit meiner Ausſage zu bekräftigen, und mir für meine Eile und das Unheil, das mein Mauleſel angerichtet hat, zur Entſchädigung gereichen.“

Kaum war ihm wieder ſein Mauleſel eingefallen, ſo fluchte er aufs neue auf das Thier.

„Heilloſe Beſtie! Du haſt mich in all' dies Elend gebracht. Ich wollte, daß dich der Beelzebub längſt geholt hätte! Welch ein Satan hat dich beſeſſen, als du, bei dem Geklingel der Glocke, wie raſend wurdeſt, und dich mitten unter die Mönche ſtürzteſt! — Nun muß ich dafür büßen, und ich will tauſend gegen eins wetten, daß du jetzt ganz ruhig biſt, und dein Haferſtroh und deine Diſteln dir recht gut ſchmecken läßt, ohne mit deinem armen Herrn Mitleid zu haben, den deine tollen Sprünge ſo grauſam den Händen unerbittlicher Henker überliefert haben."

Bei dieſem Ausbruch ſeines Zorns und ſeiner Verzweiflung öffnete ſich die Pforte des Gefängniſſes. Eine abſchreckende Figur trat hinein, in der Hand eine Kette mit einem Eiſen, das dem Gefangenen um den Hals gelegt wurde. Der ſcheußliche Kerl ſagte dabei zu ihm mit einem barſchen Ton, als er es feſt nietete: „Solche Halsbinden gehören für einen Gottesläſterer!“ —

„Jeſus Maria!“ ſchrie Pedroſo — „Wie? deshalb werd' ich mit allen erdenklichen Martern gequält, weil ich die größte Beſtie von einen ſtätiſchen Mauleſel etwas geprügelt habe?“

„Schweig!' verſetzte der Schließer — „dies iſt nur der Anfang; es wird noch beſſer kommen.“ Und indem er die Zange zurück zog, womit er das Halseiſen um den Hals des Deliquenten gebogen hatte, riß er ein Stück Fleiſch aus der Backe des letztern.

Pedroſo that einen lauten Schrei, aber der Schließer lachte laut auf. „Das iſt der gerechte Lohn dafür,“ ſagte er ſpöttiſch - - „daß Du mir vor einiger Zeit einen Zahn ausgeriſſen haſt. Du haſt ihn an der Wurzel abgebrochen, und ich leide noch oft große Schmerzen daran.“

„Um Gottes Willen!“ rief Pedroſo aus — „Habt Mittleid mit mir! Ich beſchwöre Euch bei dem heiligen Nikolas von Tolentino, meinem Schutzpatron: Seyd doch nicht ſo grauſam gegen einen armen Bartſcheerer und Wundarzt! ich will Euch auch zeitlebens umſonſt raſieren.“

Einer der Boten der heiligen Hermandat trat nun ein. Er ließ dem Gefangenen die Feſſeln abnehmen, indem er ihm ſagte, die frommen Väter ſäßen eben zu Gericht, und er ſollte vernommen werden.

„Das iſt ſonderbar,“ meinte der Schließer — „ich glaubte, daß er wenigſtens erſt ein Jahr hier ſitzen würde.“

Der Gefangene wurde ſeiner Ketten entledigt, und das Blut, das von ſeiner Backe lief, abgetrocknet und durch etwas Eſſig geſtillt. Man wuſch ihm Geſicht und Hände, und warf ihm einen Kittel von Zwillich über. Der Bote der Inquiſition und ein Gehülfe nahmen ihn unter die Arme, und führten ihn in einen großen Saal, wo Seine Exzellenz der Großinquiſitor mit ſechs Beiſitzern um einen großen runden

Tiſch ſaßen, an welchem ein leerer Lehnſeſſel für den König ſtand. Der Chef der Alguazils, der geheime Schreiber, zwei Archivare, und die übrigen Offizianten des heiligen Gerichts, waren zugegen. Jeder ſaß an dem ihm angewieſenen Platze.

Der Gefangene wurde vor die Schranken geführt. Die beiden Boten ſtanden ihm zur Seite, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren.

Er machte eine ſtumme, tiefe, demüthige Verbeugung an die verſammelten Richter. Nun begann das Verhör. Einer der Blutrichter fragte ihn nach ſeinem Vor- und Zunahmen, Herkommen, Familie, Gewerbe, Alter, Wohnort und einer Menge ähnlicher Dinge, wohl zwei Stunden lang. Alles wurde genau und langſam niedergeſchrieben. Nun öffnete Se. Exzellenz der Großinquiſitor ſeinen ehrwürdigen Mund, und mit einer Stimme, die in das Innerſte des armen Deliquenten drang, redete er ihn folgendermaßen an:

„Nikolas Pedroſo! Wir haben nun von Euch erfahren, wer Ihr ſeyd, was Ihr betreibt, und alle Eure Familienverhältniſſe. Sagt uns jetzt, weshalb Ihr hier vor dieſem heiligen Richterſtuhle ſteht? Fragt Euer eigenes Gewiſſen! Bleibt ſtreng der Wahrheit treu, und hütet Euch vor jeder Lüge oder Beſchönigung!"

„Wenn es Ew. Exzellenz nicht ungnädig nehmen wollen," verſetzte Pedroſo — „ſo glaube ich, mit allem ſchuldigen Reſpekt für Ihre Perſon und die ſo hochachtbare Verſammlung, welcher das Amt meiner gnädigen Richter übertragen iſt, daß ich um kein anderes Verbrechen hier ſitze, als weil ich meinen ſtöckiſchen Mauleſel tüchtig durchgewalkt habe. Das Thier iſt ſo halsſtarrig, daß ich, ſelbſt bei der Geduld eines Hiobs, mich nicht hätte enthalten können, ihn für ſeine tolle Halsſtarrigkeit zu prügeln, und dazu hatte ich um ſo mehr triſtige Gründe, weil ich eiligſt wohin beſchieden und im Verzuge Gefahr war, wie ich dies ſchon früher, der Wahrheit gemäß, angezeigt habe.“ —

„Beſinnt Euch ganz genau, auf Alles, was Ihr gethan habt, Nikolas Pedroſo!“ fuhr der Großinquiſitor fort — „Habt Ihr nichts weiter gethan, als Euren Eſel geſchlagen?“

„Ich rufe den heiligen Nikolas von Tolentino zum Zeugen an,“ verſetzte Pedroſo — „daß ich mich keines andern Verbrechens ſchuldig weiß, wofür ich dieſem erlauchten Tribunal verantwortlich ſeyn könnte.“

„Geben Sie wohl Acht, meine Herrn!“ ſchrie der Großinquiſitor — „Dieſer verſtockte Böſewicht hält es für kein Verbrechen, im Angeſicht von ehrwürdigen Mönchen ſeinen Eſel zu walken.“ —

„Verzeihen Sie mir, hochgebietender Herr Großinquiſitor! ich halt' es für ein großes Verbrechen. Ich will Ihnen auch meinen Eſel herzlich gern ablaſſen. Sie können mit ihm machen, was Ihnen beliebt. Sie können ihn lebendig einmauern laſſen. Er hat es gewiß mehr als zu ſehr verdient.“

„Nikolas Pedroſo!“ ſchrie der Blutrichter — „Euer Spas iſt hier ſehr am unrechten Orte. Nehmt Euch in Acht, daß Euer Witz Euch nicht theuer zu ſtehn kommt! Erinnert Euch lieber der Läſterungen, die Ihr ſo laut ausgeſchrien habt, daß ſie die frommen Mönche nicht haben überhören können.“

„Ich bitte unterthänigſt, zu erwägen,“ antwortete der Gefangene — „daß der Zorn eine Art von Tollheit iſt, und ich ſchmeichle mir, daß der heilige Gerichtshof mir einige Ausdrücke, die ich in der Uebereilung gegen meinen ſtöckiſchen Mauleſel mir erlaubt habe, nicht anrechnen wird. Eine Schindmähre von

Eſel brachte den Propheten Bileam um alle Beſinnung; und bedenken Sie, was war dieſer Eſel in Vergleich meines Mauleſels? Hätten Sie, Herr Großinquiſitor, die liebenswürdige junge Frau geſehn, die ſo lange mit dem Tode rang, bis ich zu ihrem Beiſtand ankam, und welch ein ſchönes Kind ſie zur Welt gebracht hat, das, ohne meine ſchnelle Hülfe, ohnfehlbar des Todes geweſen wäre, ſo bin ich gewiß, Sie würden mich jetzt um einige in der höchſten Ungeduld ausgeſtoßene unüberlegte Worte nicht verdammen."

„Elender!" rief einer der Richter — „mehr Achtung für den höchſten Gerichtshof in ganz Spanien!"

„Hat man ihn denn auch ſchon ganz genau durchſucht?" fragte ein Andrer. — „Das muß augenblicklich geſchehn."

„Ungeheuer!" nahm der erſte Richter wieder das Wort, indem er eine Zange vorwies — „was iſt dies für ein Teufelsinſtrument?"

„Mit Ew. Gnaden Erlaubniß," antwortete **Pedroſo**. „Aptum est ad extrahendos foetus."

„Unmenſchliches Scheuſal!" rief der Richter — „Ihr habt die Mutter ermordet."

„Gott behüte!" ſeufzte **Pedroſo** — „Ich glaube, ich habe noch einen Brief bei mir, der mich von dieſer Anklage frei ſprechen muß." Und nun zog er den Brief, deſſen eben erwähnt worden, hervor.

Der Geheimſchreiber entſiegelte ihn, im Namen der heiligen Hermandat, und begann zu leſen:

„**Don Manuel de Herrera!**

Wenn Sie dieſen Brief durch **Nikolas Pedroſo** erhalten werden, kann er Ihnen beſtätigen, daß ich nach einer ſchmerzlichen Stunde von einem geſunden und ſchönen Kinde glücklich entbunden worden bin. Ich bitte Sie, den **Nikolas Pedroſo** für die Mühe und Sorgfalt, die er dabei angewendet, fünfzig Piaſter zu zahlen, die Ew. Exzellenz — "

„Genug!" rief der Großinquiſitor, indem er trotzig aufſtand, und den Brief dem Geheimſchreiber aus der Hand riß — „Es ſcheint in dieſem Briefe mehr Verdächtiges zu ſeyn, als man ſich vorſtellen mag. Die Sitzung iſt aufgehoben. Ich werde den Inquiſiten beſonders noch vernehmen."

Kaum hatten die Anweſenden den Saal verlaſſen, ſo winkte der Großinquiſitor dem Gefangenen, ihm zu folgen.

Er ging mit ihm in ein entferntes Zimmer. Nachdem ſich der Großinquiſitor dort nachläſſig in einen Seſſel geworfen, ſah er den armen Wundarzt mit freundlicher Miene an. Er gebot ihm, ſich neben ihn auf ein Tabourett zu ſetzen, und redete ihn folgender Geſtalt an:

„Seyd gutes Muths, mein Freund! Eure Gefangenſchaft wird nicht lange mehr dauren; denn ich habe einen Auftrag an Euch, den Ihr ſo ſchnell als möglich ausrichten müßt. Ihr werdet ohne Zweifel ein Geheimniß verſchweigen, deſſen Entdeckung Euch in das größte Verderben ſtürzen würde. Auch könnt Ihr meinem guten Rufe nie nachtheilig werden, da er zu feſt begründet iſt. Hört alſo aufmerkſam zu, was ich Euch befehlen werde. Führt meine Aufträge mit der größten Pünktlichkeit aus, und haltet darüber reinen Mund, wenn Euch Euer Leben lieb iſt. Kennt Ihr den Namen und den Stand der Dame, die Ihr entbunden habt?"

Pedroſo verſicherte, daß ihm beides unbekannt ſey.

„So wißt denn," fuhr der Großinquiſitor fort — „die Dame heißt Donna Eleonora Caſafonda. Ihr Gemahl iſt Gouverneur in Quito, und man erwartet ihn mit dem erſten aus dem Südmeer kommenden Schiffe. Ihr könnt Euch wohl vorſtellen, daß bereits die nöthigen Maaßregeln getroffen worden ſind, ihn in dem Hafen, wo er eintreffen wird, bis auf weitere Befehle aufzuhalten, aber doch iſt die Lage der Donna Eleonora nicht die angenehmſte. Ihr müßt alſo alles Mögliche aufbieten, damit ſie recht bald wieder ganz hergeſtellt wird; und da ſie, nach ihrem Briefe, eine ſchwere Entbindung gehabt hat, ſo wird ihre völlige Geneſung ſich, wider ihren Wunſch, in die Länge ziehen, wenn man nicht zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt. Kennt Ihr ſolche, mein Freund?"

Pedroſo entgegnete: „Ich erlaube mir, Ew. Excellenz unterthänigſt bemerklich zu machen, daß meine Behandlungsart in ſolchen Fällen ſtets mit dem glücklichſten Erfolg gekrönt worden iſt. Ich bediene mich eines heilſamen Balſams, der ſeine Wirkung bisher noch nie verfehlt hat. Er kommt der Natur ſehr zu Hülfe —"

„Ihr ſprecht, wie ein Staar,“ unterbrach ihn der Großinquiſiter hitzig. „Was ſchwatzt Ihr von eurem alten Balſam! — Das iſt viel zu langſam. Wißt Ihr keine andere Mittel?“

Pedroſo ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

„Ich ſehe wohl, daß Eure Kunſt nicht weit her iſt,“ fuhr der Großinquiſiter fort — „Ich will aber Rath ſchaffen. Hier iſt eine kleine Flaſche mit Tropfen. Sie ſind von einem berühmten Chemiker verfertigt. Dieſe miſcht der Donna Eleonora unter den erſten Trank, den Ihr ihr verordnet. Es iſt das ſchmerzſtillendſte Mittel, das es nur giebt. Sie muß es ganz einnehmen! dann mag ihr Mann zurück kommen, wenn er will; ich ſtehe dafür, er wird nichts merken.“

„Hm! Hm!“ murmelte Pedroſo halbverſtohlen für ſich.

Er nahm jedoch die Flaſche aus der Hand

des Großinquiſitors demüthig an, und verſicherte ihm hoch und theuer, daß er ſie befohlnermaßen benützen und über alles, was ſie geſprochen, ein unverbrüchliches Schweigen beobachten wolle.

„Nicht ſo viele leere Worte!“ ſagte der Großinquiſitor — „Auf Eure Schwüre bau' ich nicht; mehr auf die Furcht, denn Ihr könnt ſicher drauf rechnen, daß ein unüberlegtes Wort Euch den Hals bricht. — Ich denke, Ihr habt dieſen Ort hinlänglich kennen gelernt, um ernſtlich zu wünſchen, ihn nie wieder betreten zu dürfen.“

Nun zog er an einer Klingelſchnur. Ein Gerichtsdiener trat ein; er befahl, den Gefangenen in Freiheit zu ſetzen und ihm ſeine Kleider und Sachen wieder zu geben. Er ſteckte dem Pedroſo noch heimlich eine Geldbörſe voll Dublonen heimlich in die Hand, und befahl ihm, ſeinen Auftrag ſogleich auszurichten, und ſich nicht eher vor ihm ſehen zu laſſen, als bis er alles pünktlich befolgt hätte.

Pedroſo lief pfeilſchnell die Treppe hinab und aus dem Gefängniſſe, ohne ſich bei dem Altar am Eingange zu verweilen. Nur erſt, als er eine Strecke gelaufen war, und ihm die fünf Barbierbecken von Meſſing an ſeinem Hauſe entgegen leuchteten, fing er an, langſam einher zu ſchreiten.

„Ei, ei, mein Herr Großinquiſitor!“ ſagte er zu ſich ſelbſt—„ich bin nicht ſo dumm, um nicht zu merken, wo das alles hinaus will. Bei Gott! ein ſchöner Auftrag! den Sie mir gegeben haben. Wenn ich die Dame erſt mit Ihrem verteufelten ſchmerzſtillenden Trank zur Ruhe gebracht habe, wird gewiß die Reihe an mich kommen, um mir das Maul auf immer zu ſtopfen, damit ich nichts aus der Schule ſchwatze. Ich will Ihnen aber zeigen, daß ich nicht um nichts und wieder nichts, in Andaluſien geboren bin.“ Pedroſo öffnete nun ein verborgenes Fach ſeines Schreibtiſches, nahm das darin noch vorräthige Geld heraus, das, mit den Doublonen, die ihm der Großinquiſitor geſchenkt hatte, ſein ganzes Vermögen ausmachte. Er ladete ſeine Piſtolen, und verbarg ſie ſorgfältig unter dem Sattel ſeines Eſels. Er rüſtete ſich mit einem langen Säbel, und zäumte eiligſt ſeinen Mauleſel.

„Teufelsbeſtie!" ſagte er, als er in den Stall ging — „Schämſt du dich nicht, mich anzuſehen? — Aber, ſey ohne Sorgen! Es ſoll dir geſchenkt ſeyn. Du haſt eine ſchöne Gelegenheit, deine Fehler wieder gut zu machen. Du darfſt nur, als ein treues Thier, jetzt recht raſch vorwärts gehen; an Futter ſoll es dir nicht fehlen."

Der Eſel beantwortete dieſe Anrede mit einem deutlichen Ja, und er benutzte dieſen günſtigen Augenblick, das Thier zu beſteigen. Er nahm ſeinen Weg nach der Brücke von Toledo, die ſehr ſtolz mit einem Dutzend hochgewölbter Bogen über einen Fluß emporragte, der keine drei Fuß breit iſt; und nach einer kurzen Reiſe befand er ſich in einer wüſten Gegend, ähnlich dem ſteinigen Arabien.

Da Pedroſos Reiſe von ihm nicht aus Neugier oder, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, unternommen worden war, ſo ſteckte er ſeine Naſe weder in Toledo, noch in Tolavera, noch auch auf ſeinem Marſch, in Merida.

Aus gleichen Gründen umging er an der Grenze Bajadoz, und tränkte nicht weit davon ſeinen Mauleſel in einem kleinen Teich, um ihn noch zu guter Letzt mit ſpaniſchem Waſſer zu bewirthen, froh, daß er endlich auf portugieſiſchem Grund und Boden wär.

„Bravo!“ rief er aus, und ſtreichelte den Hals ſeines Mauleſels — „Du ſollſt heute Abend das beſte Futter erhalten, was nur in Eſtremadura zu haben ſeyn wird. Dem Himmel ſey es gedankt, ich bin nun in einem Lande, wo die verirrten Schaafe der Heerde Iſraels ſich wohl befinden." Er ſang nun einen Pſalm Davids, und in der Freude ſeines Herzens ließ er ſeinen langſam fortkriechenden Eſel ſich verſchnaufen.

Als Pedroſo nach Liſſabon gekommen war, überließ er ſich zwar ganz der Freude, in Sicherheit zu ſeyn, aber er vergaß doch nicht, daß die Inquiſition ſehr lange Arme habe.

Nach einigen Wochen erfuhr er in Liſſabon, daß Don Manuel dort angekommen ſey. Er ſchrieb ſogleich einen Brief an ihn, in welchem er ihn um die Erlaubniß bat, ihm Dinge von großer Wichtigkeit entdecken zu dürfen.

Don Manuel geſtand ihm eine Unterredung zu.

Bei ſeinem Beſuch erzählte er ihm, was der Großinquiſitor von ihm verlangt habe.

„Ach!" rief der Spanier aus — „eine ſo ſchreckliche Entdeckung hab' ich nicht erwartet. Ich habe den Großinquiſitor immer für einen der edelſten Menſchen gehalten. Stets hat er gegen meine Gemahlin eine väterliche Liebe gezeigt. Er hat unſre Ehe geſtiftet, ſie eingeſegnet, und durch ſeine Verwendung bin ich Gouverneur von Quito geworden. — Möchte nur meiner Eleonora kein Unglück zugeſtoßen seyn! — Es iſt mir gar nicht denkbar, daß ſie den Großinquiſitor beleidigt haben ſollte. — Was Euch betrifft, ehrlicher Pedroſo, ſo werde ich den Dienſt, den Ihr mir erwieſen, nie undankbar vergeſſen."

Der Gouverneur ſchrieb ſogleich an ſeine Verwandten in Spanien, enthüllte ihnen das ihm offenbarte Geheimniß, und bat ſie dringend, wenn es noch Zeit ſein ſollte, das beabſichtigte ſchreckliche Verbrechen zu verhindern. Aber einige Tage darauf erhielt er, in Gegenwart Pedroſos, den er zu ſich genommen hatte, folgenden Brief:

„Die ſtrafbare Hand einer Gattin, die vergiftet, nur noch einige Augenblicke zu leben hat, ergreift zitternd die Feder, um Dir, meinem ſchändlich betrogenen Gatten, dieſe letzten Zeilen zu ſchreiben. Don Manuel, wenn Du noch einiges Mitleid mit einer Gattin haſt, die am Rande des Grabes ſteht, und wenn Du ſelbſt noch einen Werth in das Leben ſetzeſt, ſo hüte Dich, eine Gegend zu betreten, die Zeuge meines Meuchelmordes iſt. Wenn ich Dir das Geſtändniß mache, daß ich ein Kind geboren, deſſen Vater jenes Ungeheuer iſt, das mich vergiftet hat, ſo wirſt Du die treuloſe Eleonore verfluchen.

„Hätte ich noch Kraft und Zeit genug, um Dir alle die feinen Ränke zu ſchildern, deren man ſich bedient hat, um mich zu beſtricken und zu verführen, ſo würdeſt Du mich bedauern und mir verzeihen. O Schmach! o Greuel! Der Großinquiſitor iſt mein Mörder! — Die Feder entſinkt meiner Hand! — Lebe wohl auf ewig!“

Hätte in dieſem Augenblick ein Dolchſtoß das Herz des Don Manuel durchbohrt, es würde nicht ſo krampfhaft gezuckt haben. Er ſank beſinnungslos zu Boden, und ohne Pedroſos Hülfe wäre er vielleicht nie wieder zu ſich ſelbſt gekommen.

Er konnte lange kein Wort über ſeine Lippen bringen. Er ſaß im ſtummen Hinbrüten da, und ſtarrte mit unbeweglichen Augen den erſchrocknen Pedroſo an.

Endlich ſchien er wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, aber nur, um deſto tiefer den Schmerz über den Verluſt ſeiner Gattin zu empfinden. Erſt nach und nach wurde dieſer Schmerz minder heftig; mit Entſagung ergab er ſich in ſein unvermeidliches Schickſal, und beſchloß, ſein Leben in ſtiller Abgeſchiedenheit zu vertrauern.

Pedroſo erhielt den Auftrag, ihm in der Gegend von Liſſabon, an dem Ufer des

Tajo, einen kleinen Landſitz zu kaufen. Dies geſchah. Pedroſo blieb bei ihm. Don Manuel ſtarb nach einigen Jahren, und da er dieſen zum Erben des Landgutes machte, ſo hat Pedroſo, aus Dankbarkeit, ſich nie von ſeinem ſtöckiſchen Mauleſel trennen wollen, und ihm, bis zu ſeinem Tode, das Gnadenbrodt gegeben.

Erinnrungsfeſt.

An C. F. Fiſcher.

Greiffenhagen, im Julius 1816.

Endlich ſitzen wir beiſammen,
Endlich wieder friſch und froh!
Und aus jedem Auge flammen
Freud' und Freundſchaft lichterloh!
Dank dem freundlich hellen Sterne,
Dem das laute Lob gebührt,
Daß er uns aus weiter Ferne
Hier zuſammen hat geführt!

Wie wir in den Frühlingsjahren
Unſrer luſt'gen Burſchenzeit
Unbefangen glücklich waren,
Ohne Sorg' und Herzeleid,
Deß laß heut' uns froh gedenken,
Trotz der Jahre ernſter Zahl!

Nur vergiß nicht, einzuſchenken!
Wein gehört zu ſolchem Mahl.

Leichte Füße, leichte Taſchen,
Leichter Sinn und leichtes Herz,
Ließ die Freude leicht ſich haſchen,
Wohnte gern bei uns der Scherz.
Leicht entzückte Muſenſöhne,
Bald durch Buch und bald durch Wort,
Prüften, prieſen wir das Schöne,
Leſend hier, und küſſend dort.

Trotz des Beutels öftrer Leere,
Trotz der Manichäer Schrein,
Hielten wir auf Burſchenehre,
Burſchenrecht und breiten Stein.
Mußten wir auch manchmal büßen
Für die Luſt nach Burſchenruhm:
Staub war unter unſern Füßen
Jegliches Philiſterthum.

Frei zu denken, frei zu leben,
Galt uns mehr, als Gut und Blut;
Auch das Kühnſte zu erſtreben,
Hatten wir den frohen Muth;
Saßen ſtets auf hohem Pferde,
Wo es Burſchenweſen galt;
Dünkten uns die Herrn der Erde,
Weil uns „Herr“ ein Jeder ſchalt.

Luſtig’ und dumme Streiche machend,
Haßten wir die ſchlechten doch;
Oft das Heiligſte verlachend,
Ehrten wir’s im Herzen noch;
Stellten keck auf ſchroffe Spitze
Leben, Tugend, Ehr’ und Glück,
Hätten ſelbſt mit Jovis Blitze
Gern gemacht ein Wageſtück.

Doch, wie toll der Muth auch ſprühte,
Ringend nach der Thorheit Preis:

Dennoch tief im Herzen glühte
Freundesliebe ſtark und heiß.
Feſt und treu für's ganze Leben
Knüpfte ſich der Bruderbund;
Ehrlich Herz um Herz gegeben,
Sprach kein falſches Wort der Mund.

Mochten wir auch ſcheiden müſſen,
Trennt' uns auch ein weites Land:
Nimmer ward es doch zerriſſen
Unſrer Bruderliebe Band.
Erſt nach langen Jahren fanden
Wir uns wieder, Bruſt an Bruſt,
Aber Herz und Seel' entbrannten
Noch in jugendlicher Luſt.

Deuten graue Haar' und Falten
Auch auf ernſte Jahre hin:
Sind wir übrigens die Alten
Doch noch ganz an Herz und Sinn;
Denken unſrer Frühlingsjahre
Hoch vergnügt beim Glaſe Wein,

Laſſen unſre Haare Haare,
Unſre Falten Falten ſeyn.

Und ſo ſoll es ſeyn und bleiben!
Mag uns endlich auch der Tod
Feindlich aus einander treiben,
Auf des Schickſals Machtgebot:
Bis zum Sarge unvergeſſen
Bleibt das Glück der Jugendzeit,
Bleibt der Freundſchaft unterdeſſen,
Nach wie vor, das Herz geweiht!

Darauf ſtoßen wir zuſammen
Noch einmal die Gläſer an!
Heilig iſt, was ſo entflammen
Bis ins ernſte Alter kann!
Alles unterm Mond iſt eitel,
Nur die treue Liebe nicht,
Die uns um den Silberſcheitel
Einen Blumenkranz noch flicht.

A. G. Eberhard.

Poetenſchickſale.

Es gibt, in der Regel, kein empfindlicheres Gemüth, als ein poetiſches, deſſen Verſe die Welt nicht ſchön finden will. Wenn ſie eine Ahnung davon hätte, welche bittere Kränkungen ſie, Jahr aus Jahr ein, ja faſt tagtäglich, den meiſten ihrer ſchönen Geiſter anthut: warlich, ſie müßte in ſich gehen, und endlich anfangen, das ihr dargereichte poetiſche Futter, welches ſie zum größten Theile achtungslos unter die Füße tritt, mit dankbarer Erbauung zu genießen. Die verkannten Poeten von A bis Z, deren Manuſkripte die Buchhändler nicht drucken, oder deren gedruckte Werke die Recenſenten nicht loben, und die Bücherliebhaber weder kaufen noch leſen wollen, würden ſelig ſeyn, ohne eine päbſtliche Seligſprechung, wenn die Welt ſich endlich bequemen wollte, ihre Werke für das zu halten, wofür ſie ſelbſt ſie halten, nämlich für höchſt anmuthig, für äußerſt intereſſant, und für durchaus ruhmwürdig, wie irgend eins von den Herren unſerer Litteratur. Doch die Welt hat zum Theil ein verknöchertes Gehirn, nebſt einem Herzen von Kieſelſtein, wenn es darauf ankommt, poetiſche Verdienſte anzuerkennen; daher erfahren unſre jungen (oft auch die ältern) Schöngeiſter und Schriftſteller eine bittere Kränkung nach der andern. Kein Teufel will ſich ihrer und ihrer trefflichen Sächelchen erbarmen.

So ging es auch dem Stadtpoeten zu Fipſingen, Herrn Ehrenreich Hilberchen. Er iſt ein Mann von Genie, und daher nicht allein ein gelernter Barbier, ſondern auch Gaſtwirth zur goldenen Muſe, und eines Edlen Raths Kämmerer. In allen dieſen Qualitäten benahm er ſich freilich nicht immer mit Glück, denn nicht ſelten verwechſelte er ſeine Funktionen; das heißt: in den Rathsſitzungen lobte er ſein Lagerbier und ſeinen Doppelkümmel; ſollte er eilig ein paar Schröpfköpfe ſetzen: ſo verhandelte er erſt die Lage des ſtädtiſchen Kaſſenweſens; und wenn ſeine Gäſte die Rechnung verlangten: ſo barbierte er ſie unwillkürlich, daß ihnen die Augen übergingen. Allein ſein Haupt- und Lieblingsfach war die Poeſie. Er opferte ihr ſeine beſten Stunden, ſo arg ſeine Frau auch deshalb mit ihm zankte, und ſo ſpröde die vergoldete Muſe, welche er, ſtatt der ſonſtigen goldenen Gans, über ſeine Hausthür hat ſetzen laſſen, ſich auch in der Regel gegen ihn bezeigte. Reichlich entſchädigt würde er ſich gefühlt haben für ſeine unendlichen Anſtrengungen und Trübſale, wenn er mit ſeinen Verſen irgend Jemanden — wär' es auch nur ein durchreiſender Handwerksburſche — einmal in ein lebhaftes, ungeheucheltes Entzücken hätte verſetzen können. Doch dieſe Freude wollte ihm nie werden; denn die Rathsdiener, ſo wie ſeine Kinder, die ſich manchmal mit dem beſten Willen hinſetzten, um ihm zuzuhören, ſchlieſen regelmäßig über kurz oder lang ein, wenn er ihnen auch noch ſo pathetiſch in die Ohren ſchrie; und bei einigen Schelmen, die ihn für den Augenblick mit einigen entzückten Ausrufungen täuſchten, wurde er nur zu bald mit der Naſe darauf geſtoßen, daß ſie es entweder auf ſeinen Beutel oder auf ſeine hübſchen Töchter abgeſehen hatten.

So hing an jeder ſeiner poetiſch-vergnügten immer ein ganzer Drachenſchwanz von proſaiſch-verdrüßlichen Stunden; und er mußte endlich ſeine Vaterſtadt für ein ganz geſchmackloſes, barbariſches Neſt erklären. Er ließ ſich daher die Mühe nicht verdrüßen, an zehn Herausgeber eleganter Taſchenbücher und Zeitungen die allerhöflichſten Briefe zu ſchreiben, um ſie zur öffentlichen Mittheilung ſeiner zierlich geſchriebenen Gedichte zu bewegen, und ſich auf dieſe Weiſe eine glänzende Genugthuung vor ganz Fipſingen zu verſchaffen. Doch ſein Unſtern verfolgte ihn auch auf dieſen ſo viel betretenen Wegen; denn ſo viele und handfeſte Schmeicheleien er jenen Herren auch unter die Naſen rieb: ſo blieben ſie doch ganz verſtockten Sinnes gegen ihn, und keiner ſeiner Verſe ward in ihren Sammlungen abgedruckt, obgleich dieſe zum Theil dafür bekannt waren, daß ſie ſich ſchwacher Poeten ſehr willſährig erbarmten, um nur, leichten Kaufes, Schwarz auf Weiß zu bekommen.

Auf die etwas empfindlichen Erinnerungen, welche er endlich ergehen ließ, bekam der Gekränkte entweder gar keine oder nur niederſchlagende Antworten. Mit Entrüſtung ſah er, daß er es mit geſchmackloſen, groben Leuten zu thun habe; und ſo nahm er dann in den Abſchiedsbriefen, die er an ſie ſchrieb, auch kein Blatt vor's Maul, und ſagte ihnen derbe Wahrheiten über ihre Verblendung in Abſicht der Geringſchätzung ſeiner und der wahrſcheinlichen Ueberſchätzung ihrer Arbeiten.

Um dieſe Zeit ſtand er Gevatter bei Eines Edlen Raths Buchdrucker, und vernahm von dieſem, was ein Autor für einen Schlag machen könne, wenn er ſein Werk für eigne Rechnung drucken ließe und verkaufte, anſtatt die Thorheit zu begehen, einen gewinnſüchtigen Buchhändler damit zu beauftragen und reich zu machen. Bei einem Glaſe Wein berechneten ſie zuerſt, daß ein Bändchen Gedichte, tauſendmal aufgelegt, und der Preis eines Exemplars auf einen Thaler geſtellt, tauſend Thaler einbringe; dann fanden ſie, daß man den Preis nur um einen halben Thaler erhöhen dürfe, um funfzehnhundert Thaler heraus zu bringen; und endlich ging ihnen ein glänzendes Licht darüber auf, daß man nichts nöthig habe, als die Auflage zu verdoppeln, um dreitauſend Thaler für ein einziges leichtes Bändchen auf dem poetiſchen Jahrmarkte zu erobern. Daß ein zweites Bändchen abermals dieſe Summe einbringen müſſe, ergab ſich ganz beſtimmt, und ohne Kopfzerbrechen; eben ſo unbezweifelt war es, daß jede neue Auflage von gleicher Stärke, wie die erſte, (nämlich zu zweitauſend Exemplaren) wieder den Ertrag der erſten Auflage in die Kaſſe liefern müſſe; nur konnte man in dieſem Punkte doch zu keinem feſten Reſultate kommen, weil nicht vorausberechnet werden konnte, wie viele Auflagen das Werkchen in jedem Jahre oder halben Jahre erleben werde. So viel war indeſſen dem Poeten klar (denn er war als Kämmerer mit dem Summiren bedeutender Kapitale nicht unbekannt), daß ein ſchönes Rittergut binnen zehn Jahren erworben werden müßte, wenn auch halbjährlich nur eine neue Auflage ſeiner Werke gemacht würde. Der Buchdrucker aber gab aufs Heiligſte ſein Wort, nöthigen Falls alle drei Monate eine zu liefern, und lieber andere Arbeiten zurückzuweiſen, als ſeinen neuen Herrn Gevatter im Stiche zu laſſen, wenn die alten Aufgaben ſchneller vergriffen werden ſollten, als es gewöhnlich ſey.

Der Wein ward immer wohlſchmeckender bei dieſen Berechnungen, und der Kämmerer umarmte den neuen Gevatter endlich ſo vertraulich, als wenn er es mit einem Rathskollegen zu thun hätte. In Gedanken bezahlte er ſchon alle ſeine Schulden, gab ſeiner Frau den Gaſthof zurück, um ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, und führte ein Leben voll Ruhe, Braten und Ehre, wie ſeine kühnſten Träume es bisher nie erreicht hatten. Die proſaiſche Frau, die hiervon noch nichts ahnete, kam daher beim Nachhauſegehen ſehr ſchlecht an, als ſie den bisherigen ehelichen Kreuzträger auf gewöhnliche ſchnöde Weiſe behandeln wollte. Das ſonſtige, duldende Lamm verſuchte auf einmal, ſich zur Wehre zu ſtellen, wie ein ſtößiger Widder; und der offene Markt von Fipſingen ward zum Zeugen der kühnen Beredtſamkeit des Kämmerers.

Späterhin machte ihm ſeine aufgeregte Phantaſie dieſe Nacht noch zu einer der ſeligſten ſeines Lebens. Zwar begann ſeine Frau ziemlich vernehmlich zu ſchnarchen, was in der Regel einem, den der Schlaf flieht, eben nicht ergötzlich klingt; allein mit dem Kämmerer war das anders: er war jedesmal froh, wenn er ſeine Ehegenoſſin ſchnarchen hörte, weil er dann die Hoffnung hegen konnte, ſie fürs Erſte nicht ſprechen zu hören. So überließ er ſich dann ungeſtört ſeinen poetiſchen Träumen, ſpann den Goldfaden ſeiner ſchriftſtelleriſchen Glückſeligkeit immer länger, und entwarf mit immer höher aufloderndem Feuer die Plane zu einer ganzen Reihe von Bänden, an die er früher noch nicht gedacht hatte. Er ſah nicht ein, warum er dem Wieland in der Freigebigkeit mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten etwas nachgeben ſollte. Ganze Heldengedichte brauſten ihm im Kopfe. Warum hätte er ſie nicht der Welt zum Beſten geben, und ſeine zeitlichen Güter dadurch anſehnlich vermehren ſollen? Er wollte es mit der ganzen Energie des Enthuſiasmus, welchen der Gevatter Buchdrucker in ihm aufgeregt hatte; und ſo war er dann wegen des Vollbringens nicht im mindeſten bange.

Als er endlich ausgeſchlafen hatte, ſollte es raſch an den Druck des erſten Bändchens gehen. Da wurde eine ganz unerwartete Freudenſtörung durch den fatalen Umſtand herbeigeführt, daß zuvörderſt Papier angeſchafft werden mußte, welches eine bedeutende Ausgabe verurſachte, auf die der neue Autor nicht gerechnet hatte. Auch brachte der Herr Gevatter bei dieſer Gelegenheit zur Sprache, daß es conditio sine qua non ſey, ihm abſchläglich eine runde Summe auf die Koſten für Satz, Druck, Cenſur und Korrektur des Werks voraus zu bezahlen. Der Kämmerer war aus den Wolken gefallen, und ſchalt, wie ein Rohrſperling, auf Fürſten und Miniſter, daß

ſie

ſie nicht die Landeskaſſen zu dem edlen Zwecke Preis gäben, die Werke vaterländiſcher Dichter drucken zu laſſen. Auch dem Burgemeiſter wollte er es zur Ehrenſache machen, die Schleuſen der Kämmereikaſſe zu öffnen, um das poetiſche Frachtſchiff des Kaſſirers flott zu machen; allein der Burgemeiſter war eine ſo durchaus proſaiſche Natur, daß er meinte, mit allen Verſen in der Welt wäre keine Gans fett zu machen, und er frage den Henker nach der Ehre, einen gedruckten Poeten an der Rathstafel ſitzen zu haben. Der Kämmerer mußte alſo aus eigenen Mitteln Rath ſchaffen, um den Druck ſeines erſten Bändchens zu Stande zu bringen; und wenn er gleich das ſchöne Gefühl hatte, daß an ſich kein Opfer zu dieſem Zwecke zu theuer ſey: ſo kratzte er ſich doch mitunter ganz bedenklich hinter den Ohren, wenn er berechnete, was für eine bedeutende Summe von dem gehofften Gewinn durch unerwartete Koſten abgehe. Er fing an, zu begreifen, daß er mit einem etwas kleineren Rittergute werde vorlieb nehmen müſſen, als er ſchon in Gedanken gekauft hatte; das verdarb ihm freilich anfangs die gute Laune nicht wenig, indeſſen da er als Kämmerer und Autor den vollen Beruf hatte, ein weiſer Mann zu ſeyn: ſo tröſtete er ſich ſchnell genug durch die Vorſtellung, daß man eben nicht in vornehmer Ueppigkeit leben müſſe, um glücklich zu ſeyn, und daß ein Dichter ſich grade nicht in Wein zu baden brauche, um der berauſchenden Zauberkraft der Hyppokrone ein wenig nachzuhelfen. Er ergab ſich darein, täglich blos eine Flaſche Elfer zu trinken, und allenfalls an Sonn- und Feſttagen, ſo wie bei beſondern Veranlaſſungen, noch ein Uebriges zu thun.

Endlich war das Bändchen fertig, und im vollen Maaße genoß der Kämmerer das Glück einer blutjungen Autorſchaft. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem bedruckten Papier, beſonders an dem Titelblatt mit ſeinem Namen, der ſich, nach ſeinem Gefühl, herrlicher ausnahm, als irgend einer in unſerer Bücherwelt. Und wie vortreflich erſchienen ihm nun ſeine Gedichte! Mit dem größten Vergnügen las er ſie wieder und wieder, ob er ſie gleich längſt auswendig wußte. Und als er vollends die erſten gebundenen Exemplare erhielt, an denen der Buchbinder alles, was ihm an Kunſtfertigkeit und koſtbarem Stoff zu Gebote ſtand, hatte aufbieten müſſen, da war er berauſcht, wie ein Kind reichgewordner Eltern am Weihnachtsabend, und er griff öfter danach, als ein Knabe nach der erſten Uhr.

Aber die innige Seelenſeligkeit war auch augenblicklich eng verknüpft mit einem ganz neuen Gefühl von innerer Würde, die ſich unwiderſtehlich nach außen zu offenbaren ſtrebte. Er begriff nämlich, was es heiße, in Reihe und Glied zu ſtehen mit den Heroen unſerer Litteratur, und eine Einlaßkarte in den Tempel des Ruhms und der Unſterblichkeit zu haben, ſo gut als ſeine Herren Kollegen: der noch lebende **Göthe** und der ſelige **Voltaire**. Kein Wunder alſo, daß er jetzt nach einem Uebergewicht in der Rathsſtube rang, daß er gegen ſeine Gäſte eine etwas zurückſtoßende Haltung annahm, und daß er mit keiner Hand mehr Barbierbeutel und Schröpfkopf anrühren wollte.

In allen dieſen edlen Beſtrebungen fand er viel Widerſtand nicht allein von Seiten des Burgemeiſters, ſondern ganz vorzüglich auch von Seiten ſeiner Frau; doch hätte er gewiß mit Muth und Feſtigkeit die Behauptung ſeiner äußern Würde durchgeführt, hätte er nur nicht in Abſicht ſeiner Autorſchaft gar zu niederſchlagende Erfahrungen machen müſſen.

Die letzte Freude, die er an ſeinem Werkchen erlebte, ward ihm durch die lobpreiſende Feilbietung deſſelben, nicht allein im Fipſingenſchen Intelligenzblatte, ſondern auch in der privilegirten Hofzeitung, zu Theil. Zwar waren dieſe Lobpreiſungen durch den Buchdrucker beſtellt, und koſteten dem Geprieſenen ſein baares Geld; dennoch erregte es in ihm eine überaus wohlthuende Empfindung, ſich und ſeine Werke ſo vor aller Welt gefeiert zu ſehen. Er meinte, Weihrauch ſey Weihrauch, und dufte gleich ſchön, es möge ihn eine fremde Hand oder eine eigne geſtreut haben. Eine beſcheidene Meinung, welcher in der Welt von mehrern Seiten gehuldigt zu werden ſcheint.

Der nächſte Verdruß, welcher der Freude über die gedruckten Lobpreiſungen nachfolgte, war der, daß ſie den beabſichtigten merkantiliſchen Zweck faſt gänzlich verfehlten. Außer einem Kopiſten in der Kämmerei, welcher ſich bei dem Herrn Kämmerer zu inſinuiren ſuchte, fand ſich in ganz Fipſingen nicht ein einziger Käufer. Um nun den Weg zu auswärtigen Liebhabern deutſcher Poeſie zu bahnen, blieb endlich nichts übrig, als einen Buchhändler zum Kommiſſionair zu machen; dieſer aber, mit ſeiner Legion von Unterkommiſſionairen, drohte wieder mit einem ſo furchtbaren Abzug von der zu hoffenden Einnahme, daß dem armen Kämmerer ſelbſt in Abſicht des kleineren Ritterguts und des täglichen Deputats an Eiſer, worauf er ſich geſpitzt hatte, der Muth immer mehr zu ſinken anfing. War es ein Wunder, daß ſeine ſonſtige, gebildete Humanität ſich zu mancher hausbackenen Verfluchung des ganzen deutſchen Buchhändlerweſens verirrte? — Doch war aller dieſer Verdruß nur ein leichter Morgennebel, im Vergleich mit der ſchwarzen Donnerwolke, die plötzlich den ſchönen Tempel ſeines zeitlichen Glücks und ewigen Ruhms mit einem furchtbaren Schlage in Trümmern ſtürzte.

Ein Satan von einem Recenſenten nämlich hatte ſich das malitiöſe Vergnügen gemacht, die Poeſieen des neuen Autors öffentlich zu kritiſiren, und hatte den unbarmherzigen Urtelsſpruch herausgebracht, Herr Hilberchen ſey von allen poetiſchen Pfuſchern am Fuße des Parnaß vielleicht der allermiſerabelſte, und es ſey unmöglich, daß irgend ein Gaumen, und wenn es auch der ungebildetſte wäre, dieſen ſogenannten Gedichten den mindeſten Geſchmack abgewinnen könne. Und das Schlimmſte bei dieſer unglücklichen Sentenz war der fatale Umſtand, daß der häniſche Recenſent ihr eine Menge von Probeſtückchen aus Herrn Hilberchens Poeſieen beigefügt hatte, welche es freilich auch ſeinem dienſtwilligſten Advokaten unmöglich machten, eine genügende Antikritik aufzuſtellen. Der arme Sünder war durch keine Appellation zu retten! Der kritiſche Staupbeſen, welchen er empfangen hatte, haftete auf ihm unvertilgbar; und ſo war und blieb er mit ſeinem Werkchen dem ſchmählichſten litterariſchen Tode geweiht!

Seine Lage war nun in der That bemitleidenswerth. Mit dieſem einen furchtbaren Schlage waren Glück und Ehre auf immer hin. An die Stelle des ſchönen Luftſchloſſes', welches bisher ſein geiſtiges Auge ſo überſchwenglich entzückt hatte, war plötzlich eine Schandſäule getreten. Zu dem bittern Gefühl der eigenen innern Schaam kam noch von außen der zehnfach bittrere, ſchadenfrohe Hohn der liebloſen Proſaiker um und neben ihm. Gern hätte er noch einen zehnfachen Staupenſchlag in der Stille hingenommen: hätten nur die Einwohner von Fipſingen nichts davon erfahren; und dennoch hätte er gern vor ganz Fipſingen am Pranger geſtanden, hätte nur ſeine Frau von ſeinem litteräriſchen Schiffbruche nichts erfahren! So furchtbar konzentrirte ſich in dem Munde dieſer ſeiner unzertrennlichen Liebes- und Lebensgefährtin das Mißgeſchick, was ihn betroffen hatte! Wäre es ihm irgend möglich geweſen, noch ein Poem zu Stande zu bringen: er hätte ſein Haus als die Hölle, und ſein Weib als den Satan darin im Schwarz und Feuerfarbe gemahlt: allein ſeine ſchriftſtelleriſche Rechte war wie von einem Schlagfluß gelähmt, ſo daß er keine Zeile mehr aufs Papier bringen konnte.

Mit der Zeit hätte ſich vielleicht ſeine gebeugte Seele, nach dem Beiſpiel vieler anderer gebeugter Schriftſtellerſeelen, an dem Gedanken wieder etwas aufgerichtet, daß der Recenſent ſein perſönlicher Feind und Neider ſey; doch auch dieſer letzte Troſt geſtäupter Autoren wollte bei ihm nicht haften, weil er nur zu bald die neue, ſchmerzhafte Beſchämung erfuhr, daß der Buchhändler, welcher das Werkchen in Kommiſſion genommen hatte, die ſämmtlichen Exemplare unfrankirt zurück ſchickte, weil Niemand ſeines haben möge. Nunmehro konnte der Unglückliche es ſich nicht länger verhehlen, daß entweder ganz Deutſchland gegen ihn verſchworen, oder daß ſeine Muſe eine unausſtehlich einfältige und langweilige Dirne ſeyn müſſe. Natürlich war er nur zu ſehr geneigt, dieſes zu bezweifeln und jenes zu glauben. Er ſchnappte von einem andern unglücklichen Schriftſteller den oft vorhaltenden Troſt auf, daß die jetzt lebende Welt noch nicht reif genug ſey, um ſeine Arbeiten gehörig zu würdigen, daß aber ein künftiges, höher ſtehendes Geſchlecht ihm die bisher verſagte Gerechtigkeit gewiß werde wiederfahren laſſen. Schon war er im beſten Zuge, an dieſer Kletterſtange gekränkter Schriftſtellereitelkeit immer höher hinauf zu klimmen; doch nur zu bald rutſchte er mit wunden Händen wieder herab, und fiel gar unſanft auf den harten Boden der kritiſchen Schmach, denn ein durchreiſender Freund, zu deſſen Verſtand und Herzen er unbedingtes Vertrauen hatte, ſchenkte ihm reinen Wein ein, indem er ganz offenherzig geſtand, daß es auch ihm unmöglich ſey, irgend einem dieſer Gedichte Geſchmack abzugewinnen.

So war denn von dem gehofften Rittergute kein Dachziegel zu erobern, und die gefühlloſe Frau entblödete ſich nicht, das koſtbare Werk ihres Mannes um mäßigen Makulaturpreis loszuſchlagen, und den Reſt nach und nach in ihrer Haushaltung zu verbrauchen, um von dem verſchleuderten Gelde wenigſtens einen geringen Theil zu retten.

So traf es ſich dann, daß der unglückliche Autor beim nächſten Feſttagskuchen, an dem er ſich laben wollte, ſich in eine ſeiner angebacknen Oden verbiß; und als er, bei näherer Unterſuchung, dieſen Skandal entdeckte, und im heftigen Aerger verfluchte, erhielt er von ſeiner Frau die boshafte Antwort, da er ſelbſt ſeine Poeſie hinweg ſprudle, dürfe man ſich freilich nicht wundern, daß keine Seele auf der ganzen Welt ſie genießbar finde.

Da knickten, im Uebermaaß der Beſchämung und des Aergers, dem gemißhandelten Manne die Knieen zuſammen; und auf den Boden ſtürzend, that er einen unwiderruflichen, gar fürchterlichen Schwur, daß er ſein Haupt in dieſem Höllenhauſe nicht niederlegen, und nichts als Waſſer und Brodt genießen wolle, bis er irgend eine Seele ausgekundſchaftet, die ſein Werk genießbar finde, und bis ſeine gottloſe Frau die giftige Rede ihm abgebeten habe.

Seine Frau lachte laut auf, und meinte, er werde wohl mit ihrer Küche und ſeiner bisherigen Lagerſtatt vorlieb nehmen, auch ohne Abbitte und ohne eine ſolche Seele zu finden. Er aber ſtand auf, ſteckte ein Prachtexemplar ſeines Werks in die Taſche, nahm Stock und Hut, und ging mit haſtigen Schritten zum Hauſe und zur Stadt hinaus. Eine Stunde nach der andern und ein Tag nach dem andern verſtrich, ohne daß man erfuhr, wo er geblieben war.

Die Töchter fingen an zu weinen, und die Frau hörte wenigſtens auf, des Vertriebenen zu ſpotten, wenn ſie ſich auch nach ſeiner Rückkehr nicht ſehnte. Ein böſer Traum, der den Gedanken in ihr aufregte, daß ihr Mann wohl gar ins Waſſer gegangen ſey, machte ſie endlich wirklich unruhig, ſo daß ſie ſich einige Mühe gab, ſeinen Aufenthaltsort auszukundſchaften. Hätte ſie nun gleich erfahren, daß er noch im Trocknen ſaß, ſo würde ſie wahrſcheinlich wieder gelacht und geſpottet haben. Doch ehe dies geſchehen konnte, lief die Nachricht ein, daß einer ſeiner entfernten Verwandten geſtorben ſey, wodurch ihm aufs Unerwartetſte ein nicht unbeträchtliches Vermögen zufallen ſollte. Hiedurch ſtieg der Entflohene auf einmal bei der verlaſſenen Gattin gewaltig im Preiſe, denn ohne ſeine Dazwiſchenkunft war es ſehr ſchwierig, ja vielleicht gar nicht möglich, ſich in den Beſitz der ſchönen Erbſchaft zu ſetzen. Dies veranlaßte ernſtlichere Nachforſchungen, als bisher; und ſo wurde dann entdeckt, daß der unglückliche Poet ſich in einem entfernten Dorfe, bei einem armen Schulmeiſter, der ſein Jugendfreund war, aufhielt, und von dort aus ſeine kleinern und größern Exkurſionen machte, um Jemanden zu finden, der ſich an ſeinen, von aller Welt verſchmähten, Gedichten ergötzen möchte.

Es war unverkennbar eine Art von Wahnſinn, mit dem er dies Weſen trieb; allein da es in unſrer Welt nichts Ungewöhnliches iſt, daß man von verkannten Poeten, die nothgedrungen nur nach dem genugthuenden Beifall einer oder zweier ſympathiſirender Seelen ringen, ehe man es ſich verſieht, zu einer Vorleſung geentert wird: ſo blieb der arme Hilberchen weit unbeachteter, als man hätte erwarten ſollen, und die meiſten Leute hielten ihn für nichts, als einen der gewöhnlichen Narren, welche die Welt mit ſchlechten Verſen heimſuchen. Am allerwenigſten fiel es dem Schulmeiſter auf, daß er ſeinen Freund blos Brodt und Waſſer genießen ſah, weil er ſelbſt vom Staate, trotz ſeiner ſauren Arbeit, faſt nichts anderes zur Friſtung ſeines kläglichen Daſeyns erhielt. Er glaubte, ſein Gaſt ſey

Schulden halber aus Kipſingen entwichen, und daher wunderte er ſich auch nicht über den ſtarren Tiefſinn, mit welchem der Unglückliche ſeine magere Koſt verzehrte. Als aber eines Tages ſeine Töchter erſchienen, ihm die Nachricht von der anzutretenden Erbſchaft verkündigten, und dennoch vergeblich um ſeine Rückkehr flehten, da merkte der ehrliche Schulmeiſter wohl, wie es mit ſeinem Freunde ſtand, und er gab ſich alle Mühe, ihm weiß zu machen, daß er die langweiligen Gedichte vortrefflich finde. Doch Hilberchen wendete ſich mit Stolz von ihm ab, und gab zu verſtehen, daß ſeine Satisfaktion von einem ganz andern Subjekte kommen müſſe.

Da es den Töchtern nicht geglückt war, ihn zurück zu bringen: ſo machte ſich die Frau endlich auf den Weg, und bat ihn, des zu erlangenden Mammons wegen, mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Herzlichkeit, wegen des Vorgefallenen um Verzeihung. Im Feuer der übernommenen Rolle fiel ſie endlich ſogar auf ihre Knieen, und wollte die ſeinigen voll reuiger Inbrunſt umfaſſen; doch der Unerbittliche entwiſchte ihr noch zur rechten Zeit, ſprang auf den nächſten Tiſch, und ſagte: „Falſche Schlange! wenn ich an Deine Beſſerung glauben ſoll: ſo deklamire mir erſt die ſchöne Ode, die Du mir unter den Kuchen haſt backen laſſen!“ Und da ſie das nicht konnte, drohte er ihr ſo grimmig mit der Fauſt, daß ſie voll Schrecken das Haus des Schulmeiſters verließ, und unverrichteter Sache in das ihrige zurück kehrte.

Es fand ſich ein ehemaliger Liebhaber jetzt als Freier bei der älteſten Tochter ein. Dieſer bedurfte nur einer mäßigen Summe, um ein einträgliches Gewerbe anzufangen. Mit Hülfe der Erbſchaft wäre das junge Paar ſchnell glücklich zu machen geweſen; die Mutter verſuchte alſo allerlei Mittel und Wege, ſich in den Beſitz der Erbſchaft zu ſetzen, ohne Dazwiſchenkunft des abweſenden Vaters. Doch da da thürmte ſich vor ihr eine ſo unüberſteigliche Mauer richterlicher Bedenklichkeiten auf, und dienſtfertige Advokaten zogen um dieſe hohe Mauer einen ſo tiefen, peſtilenzialiſchen Graben, über den die Sollicitantin erſt eine ſilberne Brücke mit goldenem Geländer bauen ſollte, ehe ſie zur Hebung des Schatzes gelangen konnte, daß ihr aller Muth dazu verging. Die heirathluſtige Tochter quälte daher die Mutter unabläſſig, den Vater vollends zu verſöhnen, bis dieſe ſich endlich entſchloß, auch in den allerſauerſten Apfel zu beißen, welchen der Herbſt ihres Lebens ihr auf die Naſe hatte fallen laſſen, das heißt: ſie fing an, die bewußte Ode auswendig zu lernen.

Doch die Ode hatte die ganze Schöpfung auf Erden, nebſt allen Lichtpunkten des Firmaments, zum Gegenſtande, war daher von unendlicher Länge und Breite, und von gar holprichter antiker Form; dazu kam, daß die büßende Lernerin von ſchwachem Gedächtniß war; ſie ſeufzte alſo nicht wenig unter ihrer herkuliſchen Arbeit, und ſchritt gar langſam vorwärts, weil ſie über dem Hinterſten immer das Vorderſte, und über dem Vorderſten wieder das Hinterſte vergaß, ſo daß ſie, immer abwechſelnd, bald die Verſe ihres Mannes zu recitiren ſuchte, bald aus dem Stegreiſe die ſcheltenden Ausbrüche ihres Unmuths einſchob, als welches für einen unbefangenen Zuhörer eine gar ſeltſame Unterhaltung gab.

So hörte ihr dann einsmal ein Reiſender, welcher in der goldnen Muſe zu Fipſingen eingekehrt war, in ruhiger Abendſtunde, aus ſeinem Bette in dem nachbarlichen Kämmerlein, mit großer Verwunderung zu. Er hatte am andern Morgen nichts Eiligers zu thun, als daß er bei der zweiten Tochter, die er in der Gaſtſtube allein traf, ſehr angelegentlich nach den gehörten wunderlichen Deklamirübungen fragte. Das hübſche Mädchen wurde noch hübſcher durch das Erröthen über die unerwartete Frage. Dadurch ward die Theilnahme des Reiſenden erhöht; und da er ſelbſt, miterröthend in dem freudigen Anſchauen des hübſchen Mädchens, immer hübſcher erſchien: ſo gewann er ſehr bald das Vertrauen deſſelben, und hörte die ganze Geſchichte, um deretwillen die Frau Wirthin ſich jeden Abend die große Strapaze mit der holprichten Ode zu machen gezwungen war.

So gern er laut aufgelacht hätte: ſo ließen ihn doch die Thränen der unſchuldigen Erzählerin nicht dazu kommen. Er behauptete ſelbſt da noch ſeine ernſthafte Faſſung, als ſie ihm einige Bogen der unglücklichen Gedichtſammlung brachte, und die naive Bitte an ihn that, er möchte doch einen Verſuch machen, ob er nicht, mit gutmüthigem Herzen, den Verſen ihres Vaters ſo viel Geſchmack abgewinnen könne, als nöthig wäre, um ihn mit ſeinem Schickſale zu verſöhnen und in die Arme ſeiner Familie zurück zu führen. Er that ein paar

Blicke in die gedruckten Bogen, und verzweifelte daran, die fromme Bitte jemals erfüllen zu können. Das betrübte Mädchen ſchien ſeine Verlegenheit auf ſeinem Geſichte zu leſen, und ſetzte kleinlaut hinzu: „Oder vielleicht finden Sie auf Ihrer Reiſe Jemanden —?" Da ſtieß der Poſtillon ins Horn! Der Reiſende ſteckte die Bogen haſtig in die Taſche, und ſagte ſtotternd: „Ich melde es Ihnen, mein gutes, ſchönes Hannchen, ſobald ich Jemanden finde."

Hannchen reichte ihm freundlich die Hand zum Abſchiede. Er bat ſie um einen Kuß, und da ſie that, als ob ſie die Bitte nicht höre, wollte er ſich nehmen, was ſie ihm nicht geben mochte. Doch ſie wendete, im neuen Erröthen, ihr Geſichtchen raſch von ihm ab, und ſagte: „Ich gebe Niemandem einen Kuß, bis mein Vater zurückgekehrt iſt." Mit dieſen Worten war ſie verſchwunden, und vergebens verſuchte der Reiſende, ſie noch einmal zurückzurufen.

Herr Reinhold Burmeiſter — ſo hieß der Reiſende — fuhr ſeines Weges, und konnte lange das kleine Abentheuer nicht vergeſſen. Das hübſche Hannchen, das ihn nicht küſſen wollte, erſchien ihm küſſenswerther, als alle hübſche Mädchen, die ſich auf der langen Reiſe weniger ſpröde gegen ihn gezeigt hatten. Mit reger Theilnahme fing er daher mehrmals an, in den Poeſieen ihres Vaters zu leſen; aber jedesmal warf er ſie ſchnell wieder aus der Hand, und gab die Hoffnung endlich ganz und gar auf, ſich einen Kuß von der unſchuldigen Tochter zu verdienen. Unverſehens überraſchte er ſich ſelbſt mit der Ausrufung: „Es iſt unmöglich! Das Zeug iſt gar zu ungenießbar!"

Das mochte ein launiger Dämon gehört haben, der ſich vornahm, ihn Lügen zu ſtrafen; denn als er es am wenigſten vermuthete, ſtieß er auf ein gutmüthiges Geſchöpf, welches das Werk des Herrn Hilberchen, ohne alle Verſtellung, ungemein ſchmackhaft fand.

Herr Reinhold Burmeiſter gelangte nämlich nach der berühmten Reſidenzſtadt Potsdam, die auf den erſten Anblick ein gutes Theil ſchöner ausſieht, als ſie wirklich iſt. Sobald er ihr dies abgemerkt hatte, ging er hinaus in ihre reizenden Umgebungen, ergötzte ſich an ihren hellen Waſſerſpiegeln und dunkeln Waldbergen, und wahlfahrtete im hingezauberten italiſchen Düften die großartige Terraſſe hinauf, an die heilige Stätte, wo der große Friedrich ſtarb. Als er hievon ausgeruht hatte, eilte er zu dem Lieblingsaufenthalte des Nachfolgers, wo heitre Lebensluſt aus Marmorſchloß, und See, und Garten den Wanderer höchſt erfreulich anſpricht. Luſtwandelnd bald im hellen Sonnenſcheine, bald im lieblichen Baumſchatten, kam er endlich in eine waldige Gegend, von welcher ein begleitender Freund ihm ſagte, daß der treffliche Kleiſt, von welchem unſre neumodiſche Welt (eben nicht zu ihrer Ehre) faſt nichts mehr weiß, hier ſeinen Frühling gedichtet habe. Unwillkürlich begrüßte Reinhold die heilige Stäte mit des Frühlingsſängers unvergeßlichen Worten:

„Empfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen,
belaubten Gewölbe,
Der ernſten Betrachtung geweiht, empfangt mich,
und haucht mir ein Lied ein!“

Doch in dem Augenblicke fiel ihm ſtörend ein Frühlingslied aus Herrn Hilberchens Sammlung ein, und halb verdrüßlich halb lachend dachte er daran, was außer den Lerchen- und Nachtigallentönen auf dem deutſchen Parnaß auch für Krähen- und Unkengeſchrei dem Muſengotte ſeine Huldigungen entgegenruft. Da er einmal aus ſeiner feierlichen Stimmung herausgeriſſen war: ſo zog er, Spaßes halber, den einzigen Bogen der Hilberchenſchen

Gedichte, den er noch nicht zum Einwickeln von allerlei Reiſegeräth verbraucht hatte, aus der Taſche, und las lachend ein paar Verſe des ſtelzbeinigen Frühlingsliedes.

Während deſſen war ſein Freund, ein wenig ſeitwärts, nach einer Umzäunung gegangen, welche einige Hirſche als Gefangene einſchloß. Ein niedliches, weißgeflecktes Damhirſchchen nahte ſich zahm und vertraulich der Stelle, wo die Beſucher ſtanden, und ſteckte das halbe Köpfchen durch den Zaun, als rechne es mit Gewißheit auf eine kleine Näſcherei. Reinhold und ſein Freund hätten viel darum gegeben, wenn in ihren Taſchen ein Leckerbiſſen geweſen wäre, um die Erwartung des freundlichen Thierchens zu befriedigen. Da ſie aber auch nicht ein Brodtkrümchen bei ſich hatten: ſo hielt Reinhold zum Scherz den poetiſchen Makulaturbogen, welchen er eben in der Hand hatte, dem lüſternen Hirſchchen hin; und ſiehe, es biß begierig hinein, und verſchlang im Umſehen das erſte Blatt des Frühlingsliedes, als wär' es der leckerſte Marzipan.

„Bravo!" rief Reinholds Begleiter — „wenn dieſer Appetit Mode wird: was hat es dann für Noth mit unſern Bücherfabrikanten? Du niedlicher Makulaturfreſſer, wäre ich Beſitzer der Weidmannſchen Buchhandlung in Leipzig: ich ließe dich in Kupfer ſtechen, und als Vignette auf den Titel jedes Meßkatalogs ſetzen."

Während deſſen hielt Reinhold den Schluß der holprichten Ode, an welcher die Frau des Verfaſſers ſo lange gewürgt hatte, dem Hirſchchen hin, und es war mit dieſem Fragment eben ſo ſchnell fertig, als mit dem des Frühlingsliedes. Und gleiches Wohlgefallen fand es an erotiſchen und epigrammatiſchen Gedichten, wie es ſie in bunter Reihe zwiſchen die Zähne bekam, der Inhalt mochte tragiſch oder komiſch, und die Verſe mochten gereimt oder ungereimt ſeyn.

Um den Geſchmack des neuen Liebhabers deutſcher ſchöner Litteratur auf eine entſcheidende Probe zu ſtellen, holte Reinholds Begleiter friſches Gras und junges Eichenlaub herbei. Mit beiden nahm das Damhirſchchen vorlieb, ſo lange es keine andere Wahl hatte; reichte ihm aber Reinhold wieder etwas von dem poetiſchen Futter dar: ſo lief es eilig nach dieſem hin, ohne alles andere zu achten; und ſo war dann in Kurzem die Hilberchenſche Muſenfrucht bis auf den letzten Fetzen aufgezehrt.

Lachend wünſchte Reinhold dem leichtfüßigen Leckermaule geſegnete Mahlzeit, und im Hinweggehen dachte er an Hannchen, und rief aus: „Da hab' ich ja Jemanden gefunden, der den unglücklichen Dichter tröſten könnte!“ — Hierauf erzählte er ſeinem Freunde das Abentheuer aus dem Gaſthofe zur goldenen Muſe in Fipſingen. Endlich zurückgekehrt nach Potsdam, kam Reinholden in luſtiger Laune der Einfall, den Namen ſeines Makulaturfreſſers in lateiniſcher Schrift mit Kreide auf den Tiſch zu ſchreiben, dann den zweiten und dritten Buchſtaben auszulöſchen, und ſeinen Freund zum Leſen herbeizurufen. Dieſer las das D..HIRSCH ohne Anſtoß „Doktor Hirſch;“ und auf dem Grund und Boden dieſer Schelmerei ſetzte ſich Reinhold an den Schreibtiſch, und ſchrieb auf einen großen Papierbogen folgende Zeilen mit großen, umſtändlichen Buchſtaben:

„Kund und zu wiſſen ſey hiermit gethan für Jeden, den es angeht, daß Schreiber dieſes auf ſeiner gegenwärtigen Reiſe das Vergnügen gehabt hat, die Bekanntſchaft des merkwürdigen D..HIRSCH im neuen Garten bei Potsdam zu machen, und in demſelben den entſchiedenſten Liebhaber der poetiſchen Werke des Hn. Kämmerers Hilberchen zu Fipſlingen zu entdecken, immaaßen beſagter D..HIRSCH den verſchiedenſten Gedichten jenes Autors auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe Geſchmack abgewonnen, daß man, zur Steuer der Wahrheit, ſagen kann, er habe dieſelben nicht geleſen, ſondern wirklich verſchlungen. Solches wird hierdurch auf Treue und Ehre, zeitliche Wohlfahrt und ewige Seligkeit, wie mit einem Eide, verſichert, von

Reinhold Burmeiſter,
als Augenzeugen."

Als er dieſe Schrift fertig hatte, ſchob er ſie ſeinem Freunde hin, und dieſer ſetzte noch hinzu:

„Die Richtigkeit obiger Thatſachen beſtätigt auch

Karl Flaus, als Zeuge des
vorſtehenden Augenzeugen."

Sie ſahen mit Zuverſicht einer guten Wirkung dieſer Poſſe entgegen; denn ſie wußten, wie geneigt die meiſten Poeten ſind, auch das zweideutigſte Lob für ein vollgültiges zu nehmen, und wie begierig ein ſchiffbrüchiger Autor nach jedem Rettungsſeile greift, ſollt' es auch nur ein Narrenſeil ſeyn.

Die ſchelmiſchen Freunde machten ſich nun an eine Flaſche Wein; vergnügt wurde mehr als ein Glas auf Hannchens Wohlſeyn getrunken; dann ſchickte Reinhold unter ihrer Adreſſe das doppelſinnige Atteſtat auf die Poſt. — Es kam richtig an ſeine Behörde, ward von Hannchen, in ehrlicher Unſchuld, mit Freudenthränen geleſen, und von der ganzen Familie als ein vom Himmel gefallener Rettungsanker betrachtet. Man baute den künftigen Frieden und Wohlſtand des ganzen Hauſes darauf, ſetzte ſich am nächſten Morgen damit auf einen Wagen, und fuhr hinaus nach dem Schmollwinkel des unglücklichen Dichters.

Dieſer nagte eben, düſter und in ſich gekehrt, an ſeiner Brodtrinde, als die Beſuchenden in ſein Kämmerlein traten. Ohne eine Bewegung der Freude oder des Verdruſſes, ſtarrte er ſie an, bis Hannchen ihm ſchluchzend um den Hals fiel, ihm das wichtige Atteſtat vorlas, und dann zum Selbſtleſen in die Hand gab. Er überlas es mehrmals, fing an, ſich zu bewegen, wie ein Erwachender, ſeine Augen funkelten im Glanze der Freude, er ſprang auf, drückte den Töchtern die Hände, ging mit großen Schritten in dem engen Raume auf und ab, und lobte den Doktor Hirſch und den Burgemeiſter Reinhold als die bravſten Leute auf Erden. Nur ſeine Frau ſchien er noch nicht zu bemerken oder bemerken zu wollen; doch kaum begann ſie, mit gebrochener Stimme und niedergeſchlagenen Augen, die aufgegebene Ode, mit Hülfe ihrer Töchter herzuſagen: ſo blieb er vor ihr ſtehen, half ihr weiterhin, wenn ſie ſtockte, ſelbſt mit ein; und als ſie ſich bis ans Ende gehaſpelt hatte, drückte er auch ihr die Hand, und zwar ſo derb, daß ſie laut aufkreiſchen mußte vor wonnigem Schmerz.

Nun reichte ihm Hannchen ein Glas Wein, Dorchen ein Stück Braten, und die Frau ein Sandtörtchen. Er aß, er trank wieder etwas anderes, als Brodt und Waſſer! es ſchmeckte ihm! er erquickte ſich daran! Alle weinten vor Freude, umarmten ihn Eins ums Andere, und freundlich erwiederte er ihre Umarmung; ja endlich ließ er ſich ohne Widerſtreben auf den Wagen packen, und fuhr mit den glücklichen Seinen, als ein Geretteter, in das alte bequeme Haus, wo der alte Großvaterſtuhl ihn wieder mit treuen Armen umfing, das Hausgeſinde ihn ehrerbietig begrüßte, und der losgelaſſene Hofhund in wilder Freude ihn umheulte.

Schon am nächſten Tage wurden die erſten Schritte zur Erlangung der Erbſchaft gethan. Ein ſchöner Wohlſtand kam ins Haus, und

Dora's Freier ward ſogleich zum Bräutigam erhoben.

An ihrem Hochzeittage, als Hannchen einmal eilig über den Hausflur laufen wollte, trat ihr plötzlich der Urheber aller dieſer Freude, Herr Reinhold Burmeiſter, in den Weg. In freudigem Schrecken erröthend, ſtand ſie ein Weilchen unbeweglich vor ihm; doch bald faßte ſie ſich zu dem freundlichſten Gruße, führte ihn in das nächſte einſame Zimmer, erzählte ihm das Glück ihres Hauſes, und gab ihm dann ungebeten den längſt verheißenen Lohn. Und ſpäterhin fanden ihre beiderſeitigen Lippen ſich wieder und immer zärtlicher wieder, ſo daß hundert gegen eins zu wetten iſt: ſie veranlaſſen nächſtens ein zweites, glückliches Hochzeitfeſt.

So endete die poetiſche Noth im Gaſthofe zur goldenen Muſe, ohne daß Herr Hilberchen ahnet, wer eigentlich ſeine Gedichte ſo begierig verſchlang, und dadurch die Veranlaſſung zur Heilung ſeines beginnenden Wahnſinns und zur Beglückung ſeines ganzen Hauſes gab. — Sollte irgendwo ein unglücklicher Schriftſteller in ähnlicher Noth ſtecken: ſo verſuche man nur die nämliche Kur mit ihm, und glaube ja nicht etwa, daß die erzählte Thatſache nur ein Mährchen ſey. Der Erzähler derſelben hat noch am letzten ſiebzehnten Auguſt, bei ſeinem Beſuch des neuen Gartens bei Potsdam, mit dem zahmen Damhirſchchen das nämliche Experiment gemacht, indem er demſelben einen Bogen ſeiner eignen Werke hinhielt, welchen es, zu ſeiner großen Beluſtigung, mit dem beſten Appetit verzehrte.

A. G. Eberhard.

Ueber
Kauf und Verkauf
nachgedruckter Bücher,
mit Beifügung eines dagegen geſchloſſenen Vertrags.

Wenn es Niemanden gäbe, der ſich zum Handel mit geſtohlner Waare verſtände, und wenn es keine Käufer geſtohlner Waaren gäbe: ſo würden die meiſten Spitzbuben bald nach einem andern Gewerbe greifen, und (aus Noth) ehrliche Leute werden müſſen.

Auf den Buchhandel angewendet, heißt das: Die edle Sippſchaft der Nachdrucker würde bald aufhören, ſich die Werke rechtmäßiger Verleger zuzueignen, wenn nicht eine Menge von (Sortiment-)Buchhändlern ihnen zur Verbreitung ihrer Nachdrücke behülflich wären, und wenn es nicht Leute genug gäbe, die ohne Bedenken ihre Bücherbreter mit dieſer unrechtmäßigen Waare ſchmücken.

Dieſe Buchhändler und dieſe Bücherkäufer, indem ſie dem Nachdrucker ſeine Waare abnehmen, ſind alſo die Hauptbeförderer ſeines unrechtlichen Gewerbes, und jeder von ihnen nimmt hierdurch Theil an der Verſündigung, welcher ſich der Nachdrucker gegen Verfaſſer und rechtmäßigen Verleger ſchuldig macht.

Daß Viele, welche dieſer Vorwurf trifft, übrigens als ſehr ehrenwerthe und rechtliche Leute in der Welt daſtehen, weiß ich ſehr wohl; denn eben darum konnte ich es lange nicht begreifen, wie Der und Jener nach ſo verrufener Waare greifen mochte. Aber Unrecht bleibt Unrecht, wenn es auch noch ſo ehrenwerthe Leute ſind, die ſich dazu verleiten laſſen.

Obgleich in vielen deutſchen Staaten, wegen Mangelhaftigkeit der Geſetzgebung, (oder aus noch ſchlimmern Urſachen,) kein poſitives

Geſetz den Nachdruck oder das Verbreiten und Kaufen nachgedruckter Bücher verbietet: ſo ſollte wohl eigentlich bei allen ehrenwerthen Leuten ihr ſittliches Gefühl den ſchmählichen Mangel eines ſolchen Verbots erſetzen; denn daß durch den Nachdruck Verfaſſer und rechtmäßige Verleger, auf unrechtliche Weiſe, in den allerempfindlichſten Schaden gebracht werden, weiß ziemlich jeder Bücherkäufer, trotz der Scheingründe, womit der Eigennutz ſein Verfahren, vor Andern oder vor ſich ſelbſt, zu beſchönigen ſucht. Aber um ſeines eigenen, kleineren oder größeren, Vortheils willen einen Andern in unbezweifelten, großen Schaden bringen, oder bringen helfen, das will doch nicht gut zum Charakter eines ehrenwerthen Mannes paſſen, geſetzt auch, daß ihn das Schweigen des Geſetzgebers darin beſtärken zu wollen ſchiene. Wer nichts thut und nichts unterläßt, als was ihm ein poſitives Geſetz befiehlt oder verbietet, der ſtellt ſich ſelbſt auf eine ſehr niedrige Stufe innrer, wahrer Würde, und ohne dieſe iſt doch die höchſte äußere nur höchſt wenig oder vielmehr gar nichts werth.

Ich meine daher, daß jeder, wer ein nachgedrucktes Buch kauft oder verkauft, ſich eigentlich die Finger beſchmutzt. Freilich wird dieſe Unſauberkeit an vielen Orten nicht mehr bemerkt oder beachtet, weil ſie zu allgemein geworden iſt; allein das Unreine wird dadurch nicht rein. Man iſt an die blauen Hände der Färber und an die rußigen Geſichter der Kohlenbrenner gewöhnt; aber Niemand kann ſagen, daß ihre Haut ausſieht, wie ſie eigentlich ausſehen ſollte.

Die Meiſten, die ſich beim Leſen dieſer Grundſätze getroffen fühlen, werden ſich freilich nicht daran kehren, ſondern fortfahren, zu thun, was ſie bisher gethan haben, und zwar theils aus Bequemlichkeit oder Trotz, theils aus Eigennutz und aus innrer Rohheit, welche von keinem ſittlichen Gefühl gezügelt ſeyn will. Allein ich weiß, daß Mancher ſich mit jenem Diebesſchmutz befaßt, ohne ihn klar für das zu erkennen, was er iſt; und ich darf hoffen, daß nicht Jeder, der bisher in einer falſchen Anſicht befangen war, eine richtigere verſchmähen wird. Daher habe ich es für Pflicht gehalten, den vielbeſprochenen Gegenſtand auch einmal von dieſer Seite zur Sprache zu bringen.

Meine eigne frühere Erfahrung muntert mich hiezu auf. — In meiner Schule, vor mehr als dreißig Jahren, hatte ich einen Lehrer, welcher ſich dazu hergab, für ſich, für ſeine Kollegen und ſelbſt für viele Schüler Bücher aus der Fabrik des Nachdruckers Schmieder in Karlsruhe zu verſchreiben. Ich war erſtaunt über die ungemein wohlfeilen Preiſe, und hielt daher den Herrn Schmieder für den erſten Ehrenmann in der Buchhändlerwelt. Und da ich damals eben mit der vollen, friſchen

Jugendluſt in dem Nektar und Ambroſia unſrer Dichter ſchwelgte, und keinen wünſchenswerthern Beſitz kannte, als den ihrer Werke: ſo verſagte ich mir einige Zeit größtentheils den Genuß von Morgen- und Veſperbrodt, um mir Klopſtocks Oden, Kleiſts und Hölty's Gedichte u. d. m. aus Karlsruhe verſchreiben zu laſſen. — Die Freude über dieſes Eigenthum ſpornte mich zu immer mehr Entbehrungen an; und ſo zahlte ich, bei der nächſten Verſchreibung meines Lehrers, alles, was ich erſpart hatte, für eine neue Beſtellung. Als aber der ſehnlich erwartete Bücherballen endlich ankam, wurde er, auf Anzeige der nächſten Buchhandlung, als verbotne Waare, weggenommen, und ich bekam kein Blatt von den beſtellten ſchönen Sachen zu ſehen.

Jetzt erſt erfuhr ich, was es mit dem wohlfeilen Schmiederſchen Verlag für eine Bewandtniß habe, und meine Freude über die ſchon erhaltenen Bücher war von dieſem Augenblicke an gänzlich hin. Ich mochte keinen Vers mehr in einer Ausgabe leſen, von der ich wußte, daß durch Veranſtaltung derſelben dem von mir verehrten Verfaſſer oder dem rechtmäßigen Verleger Unrecht geſchehen war. Daher verborgte ich meine ſonſt ſo lieben Bücher, ohne ſie zurückzufordern, und wurde ſie auf dieſe Weiſe bald los. Und da mir Originalausgaben zu theuer waren: ſo that ich lange Zeit lieber auf das Bücherkaufen Verzicht, als daß ich mir jemals wieder erlaubt hätte, ein nachgedrucktes Buch zu kaufen.

Dieſe Erinnerung hat gemacht, daß ich ſpäterhin mit dem beſten Gewiſſen gegen den Büchernachdruck habe ſchreiben können, und daß ich mich nicht im Mindeſten getroffen fühle, wenn Jemand meint, ich habe dies blos gethan um meines Vortheils willen. Freilich ſetzen manche Leute nicht eher, als bis es den eigenen Vortheil gilt, die Feder an; allein ich könnte es beweiſen, daß ich gegen den

Nachdruck geſprochen und geſchrieben habe, ſchon ehe ich wußte, daß von meinen eigenen Arbeiten etwas nachgedruckt ſey, und ehe ich ahnen konnte, daß ein unerwartetes Geſchick mich in eine nähere Verbindung mit dem Buchhandel bringen werde.

Ich bin weit davon entfernt, dies beſonders geltend machen zu wollen, ſondern ich habe es nur zu meiner Vertheidigung gegen engherzige Widerſacher geſagt. Und je weniger ich es mir als etwas Verdienſtliches anrechnen kann, daß mein natürlich gutes Gefühl mich vom weitern Ankauf nachgedruckter Bücher abhielt, um ſo geneigter bin ich zu glauben, daß dies nämliche richtige Gefühl wohl in Manchem geweckt werden könne, der ſich bisher, ohne ernſtere Prüfung, von Beiſpiel und Gelegenheit fortgezogen, zum Kauf oder Verkauf einer Waare verleiten ließ, an welcher Diebesſchmutz klebt.

Ich ſollte meinen, wenigſtens jedes unverdorbene, junge Gemüth müßte einen Vortheil verſchmähen, den man ſich nur auf Koſten eines Andern verſchaffen kann. Wer die Männer wahrhaft ehrt, deren Geiſteswerke Licht und Wärme unter Tauſenden ihres Volks verbreitet haben, kann der es ſich (bei gutem, unverdorbenem Gefühl) wohl verzeihen, ſie mit berauben zu helfen? Müßte er nicht vor ſich ſelbſt erröthen, wenn der Mann, dem er die ſchönſte Geiſtesnahrung verdankt, zu ihm ins Zimmer träte, und ſähe, daß der warme Verehrer, um ſchmutziger Erſparung von einigen Groſchen, einen Nachdruck ſeines Lieblingswerks in der Hand hätte? Wer die verdienſtvollſten Schriftſteller ſeiner Nation, deren Werke ſeine Kenntniſſe vermehren oder ſein Gefühl erheben, nicht höher achtet, als ſo kleinlichen Vortheil, iſt der des reichen Schatzes ihres Geiſtes wohl werth? Habe ich unrecht, wenn ich es für höchſt unedel und undankbar halte, daß man ſich unſchätzbaren Geiſtesgewinn, um etwas wohlfeiler dazu zu gelangen, aus der Diebesbude verſchafft, und dadurch ſeinen verdienſtvollſten Wohlthäter um den gerechten Lohn ſeiner Arbeit bringen hilft?

Wirkliche *Armuth* treibt gewiß die wenigſten Käufer zu dem ſchmutzigen Kaufe. Was für Geldſummen vergeudet Mancher auf unnütze, *ſchädliche, ſündliche* Weiſe, der die rechtmäßigen Ausgaben der Bücher für zu theuer erklärt! Auch kann es nicht oft genug geſagt werden, *daß grade durch den Unfug der Nachdrucker ſehr viele Bücher immer theurer werden müſſen.* Die unentbehrlichſten Bücher aber, z. B. für Schüler und für das Volk, ſind faſt alle (des geſicherten, größern Abſatzes wegen) ſo wohlfeil, daß kein Billiger und Sachverſtändiger ſich über die Preiſe derſelben beſchweren kann. Was aber wirklich zu theuer iſt, ſollte das nicht jeder rechtlich-geſinnte Unbemitlelte entbehren müſſen, grade ſo in dieſem Falle, wie in ſo vielen andern? Wo wären auch die Grenzen der Anſprüche und der Anwendung unrechtlicher Mittel, wenn es nicht mehr für Pflicht gelten ſollte, lieber auf das Wünſchenswertheſte Verzicht zu thun, als es ſich auf unrechtlichem Wege zu verſchaffen?

Zudem gibt es nichts, was, unbeſchadet ſeines innern Werths, ſo von Hand zu Hand gehen kann, als ein Buch; daher ein einziges Exemplar eines ausgezeichneten Buchs oft Hunderten zur Belehrung oder zum Vergnügen dient.

Das nördliche Deutſchland iſt doch gewiß nicht reicher, als das ſüdliche, und es ſteht dieſem an Beleſenheit und wiſſenſchaftlicher Bildung keinesweges nach; und doch ſind die koſtbareren, rechtmäßigen Bücherausgaben im nördlichen, und die wohlfeilern Nachdrücke im ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe. Daraus folgt unwiderſprechlich, auf der einen

Seite, daß man in Süddeutſchland eben ſo gut die rechtmäßigen Ausgaben bezahlen könnte, als in Norddeutſchland; und auf der andern Seite, daß man die Nachdrücke entbehren kann, ohne deswegen in wiſſenſchaftlicher Bildung zurückbleiben zu müſſen.

Es iſt traurig für Schriftſteller und rechtliche Buchhändler, und unehrenvoll in mehr als einer Beziehung, daß in Süddeutſchland, (Oeſtreich nicht zu erwähnen!) jenes Uebel ſo tief Wurzel gefaßt hat. Wer lebhaft an dieſem Gegenſtande Theil nimmt, kann daher nicht ohne Unmuth nach Süddeutſchland hinblicken; aber es wäre ungerecht, wenn man deshalb unſre ſüddeutſchen Landsleute im Allgemeinen für unrechtlicher halten wollte, als es die Bewohner von Norddeutſchland ſind. Viele Norddeutſche, die über den Unfug mit Nachdrücken in Süddeutſchland ſeufzen oder ſchelten, würden gewiß an dieſem Unfuge mit Antheil nehmen, wenn ſie Süddeutſche wären, und daher, mitten inne ſitzend in dem Unfuge, faſt ohne beſtimmtes Wiſſen und Wollen hineingewachſen wären, wie man in provinzielle Sitte, Lebensweiſe und Sprache hineinwächſt.

Der erſte und hauptſächlichſte Grund jenes Unfugs in Süddeutſchland liegt unſtreitig darin, daß es zerſtückelter iſt, als das nördliche. Wo faſt auf jeder Quadratmeile eine eigne, eigenſüchtige Politik befolgt wird, welche den brüderlichen Nachbar feindſelig als Fremdling betrachtet, und von einem gemeinſamen deutſchen Vaterlande nichts wiſſen will, da läßt ſich freilich, wie die Erfahrung gelehrt hat, auch nicht viel Sinn für deutſche Ehre im Allgemeinen und für das gemeinſame Beſte und Würdige des deutſchen litteräriſchen Verkehrs finden. Die einzig noch übrige Hoffnung auf ein Beſſerwerden in dieſer Hinſicht beruht daher auf der Verheißung des Wiener Kongreſſes, daß die hohe deutſche Bundesverſammlung den Nachdruck in Deutſchland geſetzlich verbieten werde. Möge dieſe Hoffnung recht bald in Erfüllung gehen, und der bisherige Unmuth der Gedrückten ſich in recht freudigen, ungetrübten Dank verwandeln können! *)

Aber bis ein ſolches Geſetz erſcheint und in kräftige Wirkſamkeit tritt, kann noch viel, höchſt empfindlicher Schaden geſchehen. Der Unfug mit Nachdrücken iſt ein Polyp, der ſeine Arme immer weiter von Süden nach Norden hin zu ſtrecken ſucht. Iſt es Uebermuth

---

*) Die ſo lange getäuſchte Hoffnung hat Manchen ſo verzagt gemacht, daß ihn ſchon der Umſtand niederſchlägt, grade in Frankfurt, einem der Hauptmärkte des Nachdrucks, den Bundestag ſeinen Sitz nehmen zu ſehen. Aber bei einer ſolchen Verſammlung ausgezeichneter Staatsmänner, vereinigt zu einer ſo hohen Beſtimmung, irgend eine unwürdige Einwirkung zu fürchten, muß ich für thöricht, faſt ſtrafbar halten.

wegen der bisherigen Unwirkſamkeit der gegen ſie gebrauchten Waffen, oder iſt es Furcht vor dem nahen Ende ihrer Räuberherrſchaft, was die Nachdrucker ſeit einiger Zeit immer weiter um ſich greifen läßt? Doch habe dies einen Grund, welchen es wolle: ſo muß dem Unfug wenigſtens in Norddeutſchland entgegengewirkt werden, ſo weit es möglich iſt.

Zwar gehören die Nachdrücke bei uns wohl zu den verbotenen Waaren; aber dies allein reicht nicht hin, dem Uebel zu ſteuern. In den meiſten Staaten iſt man gewohnt, Waarenverbote nur als eine drückende, willkürliche Beſchränkung der Freiheit zu betrachten, ſo daß Leute, die ſich ſonſt keinen Schritt vom Wege der Pflicht erlauben, ſich nicht ſchämen, zu konterbandiren. Was man bei Zucker und Kaffee gelernt hat, wird man auch bei Büchern in Ausübung bringen. Man ſchelte wegen dieſes Sinnes nicht auf das Volk, ſondern beherzige lieber, wer die Schuld hievon auf dem Gewiſſen hat! — Da dieſer Sinn aber einmal weit verbreitet iſt: ſo werden die Verbote des Handels mit Nachdrücken bei uns jetzt ſchwerlich ausreichen, wenn die norddeutſchen Sortimentbuchhändler nicht, von einem beſſern Geiſte beſeelt, die verderblichen Vortheile eines kleinlichen Schachergeiſtes verſchmähen, indem ſie, feſt und ehrlich verbunden, dem andringenden, verderblichen Strome einen Damm entgegenſtellen. Leider haben die Buchhändler ſelbſt an dem trefflich eingerichteten deutſchen Buchhandel ſo vieles ſchon verderben, daß es immer dringender nöthig wird, das noch beſtehende Gute aufrecht zu erhalten. Der beſte und kräftigſte Wille der Einzelnen reicht hiezu aber nicht hin, ſondern eine Vereinigung iſt nöthig, in welcher der Stärkere den Schwächern mit halten hilft.

Um wenigſtens einen Schritt zu dieſem wichtigen Ziele zu thun, hielten kürzlich die

Beſitzer und Vorſteher der Sortimentbuchhandlungen zu Halle eine Zuſammenkunft, deren Reſultat der folgende Vertrag war:

„In Anerkennung der Unrechtmäßigkeit und Schädlichkeit des Büchernachdrucks und des Handels mit nachgedruckten Büchern, und durchdrungen von dem Pflichtgefühl, daß jeder rechtlich-geſinnte Buchhändler, wenigſtens in dem nördlichen Deutſchland, dieſem Uebel möglichſt entgegen zu wirken ſuchen müſſe, haben die Unterzeichneten am heutigen Tage, nach gemeinſchaftlicher Berathung, folgende Verabredungen genommen:

1. So wie ſie ſich nie erlaubt haben oder erlauben werden, unrechtmäßiger Weiſe ein Buch nachzudrucken, ſo ſchließen ſie auch allen Handel mit nachgedruckten Büchern gänzlich von ihren Geſchäften aus. Daher

2. werden ſie nie ein nachgedrucktes Buch verſchreiben,

3. jedes ihnen unverlangt eingeſchickte nachgedruckte Buch ſogleich zurückſchicken, und

4. keine Beſtellung auf ein nachgedrucktes Buch annehmen, ſondern jeden Auftrag dieſer Art, als unverträglich mit ihren Verpflichtungen, unbedingt zurückweiſen.

5. Sollte einer der Unterzeichneten jemals von der ſtrengen Erfüllung dieſer Beſchlüſſe abweichen: ſo werden die Andern ihn als ausgeſchloſſen von ihrer kollegialiſchen Verbindung betrachten, augenblicklich die Rechnung mit ihm abbrechen, ihm weder ein Verlags- noch Sortimentbuch, ſo wenig für baares Geld, als auf Kredit, fernerhin zukommen laſſen, und ſein wortbrüchiges Verfahren auch zur Kenntniß auswärtiger Buchhandlungen bringen, um ihn oder ſeine Buchhandlung, als unwerth des fernern Vertrauens rechtlicher Buchhändler, zu bezeichnen. Endlich

6. iſt noch, als wohlgemeinter Verſuch, verabredet worden, durch weitere Mittheilung obiger Beſchlüſſe, auch auswärtige, rechtliche Buchhandlungen zur Uebernahme gleicher Verpflichtungen freundſchaftlich einzuladen und anzuregen, um, ſo weit es möglich iſt, einem immer weiter um ſich greifenden Uebel Einhalt zu thun.

Die ſtrenge Erfüllung der obigen Beſchlüſſe haben die Unterzeichneten ſich gegenſeitig nicht nur mit Hand und Mund feierlich gelobt, ſondern ein Jeder hat auch, zum bleibenden Zeugniß, dieſen Aufſatz, für ſich und für die Buchhandlung, deren Stellvertreter er iſt, eigenhändig mit ſeinem Namen unterſchrieben. Halle am 1. Nov. 1816."

Hierauf folgen die Unterſchriften von den Beſitzern und Vorſtehern der Rengerſchen, Hemmerde und Schwetſchkenſchen, Wayſenhaus, und Kümmelſchen Buchhandlung.

Wie gut würde es ſeyn, wenn dieſer Verſuch eine Billigung fände, welche recht viele ſolche Verträge herbeiführte! Es könnte manchem Unheil, das ſonſt ſchwerlich abgewendet wird, hoffentlich auf dieſem Wege geſteuert werden. Ich denke, wer es ehrlich meint, wird kein Bedenken tragen, ſich einer ſolchen Vereinigung anzuſchließen.

A. G. Eberhard.

Der Verwundete.

An ſein Schwert.

Was regt ſich mein Schwert in der Scheide?
Sey ruhig, du alter Geſell!
Du weiß'ſt ja, wir liegen hier beide
Und können auch nicht von der Stell'.

Die Wunden, die hab' ich alleine,
Was haſt du zum Zucken denn Recht?
Ich rege ja nicht die Gebeine,
Und ich bin der Herr, du der Knecht.

Und Schmerzen ja hab' ich die Fülle!
Was machſt du mir neue dazu?
So halte dich ritterlich ſtille,
Verbeiß dir die drückende Ruh!

Dir banget, wie mir, nach dem Freien,
Wird dir es zu dumpfig im Haus?
Ja wahrlich! Noth thut es uns Zweien:
So tragt uns denn beide hinaus.

Gegrüßt mir! wie blickſt du ſo labend,
Du Feld und du Himmel der Schlacht!
Es iſt mir, als wär' es am Abend,
Und morgen ging's wieder mit Macht.

Und wie wir am Morgen ſie ſchlagen,
Das kommt über jeglichen Streit,
Die Wolken am Himmel, ſie jagen,
Und Grab iſt im Grünen bereit.

Gottwalt.

Die ſtumme Antwort.

Bei des Morgens frühem Schimmer
Ging ich einſam, liebeſiech,
Weil mein holdes Mädchen immer
Meinen Liebesworten ſchwieg.

Als ich ſtill den Weg genommen,
Der empor zum Wäldchen ſtieg,
Saß ſie dort: „O ſey willkommen!“
Doch das böſe Mädchen ſchwieg.

Und ich eilte ſchnell von hinnen,
Blickt' ihr zürnend in's Geſicht,
Lächelnd ſah ſie mein Beginnen,
Doch ſie ſchwieg und rief mich nicht.

Nur noch einmal kam ich wieder,
Neu begann der ſtumme Krieg,
Und ich ließ mich ſchweigend nieder,
Und ſie ſah mich an und ſchwieg.

Und ich küßte ſie mit Bangen,
Sie verwehrte nicht den Sieg,
Und ich hielt ſie kühn umfangen!
Ach, das holde Mädchen ſchwieg.

Gottwalt.

Allerlei.

1.

Ein Brief aus Rügen ſagt mir, daß der achtzehnte Oktober dort ſehr theilnehmend gefeiert iſt. Auf dem Rugard, dem höchſten Punkte der Inſel, nahe bei dem Städtchen Bergen, brannte ein herrliches Feuer, wozu eine große Volksmenge Arndts Lied: „Auf danket Gott und betet an,“ in feierlicher Stimmung ſang. Man zählte von dort aus mehr denn zwanzig Feuer auf der Inſel, worunter zwei auf der kleinen Halbinſel Mönchgut ſichtbar waren. Ja ſelbſt darüber hinaus, auf der armen Inſel Ruden brannte ein Freudenfeuer. Und, wohl zu merken, dieſe Inſel bringt nicht das mindeſte Brennmaterial hervor, weder Holz, noch Torf oder Stroh, ſondern alles muß erſt Meilenweit von der pommerſchen Küſte herbeigeſchifft werden. *)

In der Gegend von Halle zählte ich am achtzehnten Oktober vorigen Jahres auch zwei und zwanzig Freudenfeuer; in dem jetzigen Jahre aber nur vier!! Woher dieſe ſo auffallend verminderte Theilnahme, ſchon drei Jahre nach der denkwürdigen Schlacht? — Die Einwohner von Halle und der Umgegend haben warlich zu den entſchiedenſten Franzoſenhaſſern gehört, und den folgereichen Sieg über ſie auf das lebhafteſte bejauchzt! Was könnte wohl ihren Enthuſiasmus ſchon ſo merklich herabgeſtimmt haben? Wie wäre er wohl wieder anzuregen und lebendig zu erhalten? — Dieſe Fragen paſſen vielleicht auch auf manche andere Gegend, und

---

*) Ich behalte mir vor, den Leſern der Salina, beim Erzählen von meinem diesjährigen Aufenthalt auf Rügen, auch einiges von meinem Beſuch der Inſel Ruden mitzutheilen. C.

die Beantwortung derſelben wäre daher wohl nicht unwichtig.

Hier und da wendet man gegen die Freudenfeuer die ziemlich allgemeine Holznoth ein. Aber ſollte dieſer kleine Verbrauch wohl gegen den übrigen ungeheuren Bedarf in Betracht kommen? — Und wäre dies der Fall: nun ſo ſollte man Stiftungen zu wohlthätigen Austheilungen von Brennmaterialien an jedem achtzehnten Oktober machen, damit wenigſtens in den Hütten der Armuth, beim nächſten Froſte, Freudenfeuer angezündet würden, bei denen man des großen Sieges dankbar gedächte.

2.

Herr D. Merkel, in ſeinem alten Freimüthigen, nimmt Anſtoß daran, daß H. Profeſſor Oken dem in der Iſis abgedruckten Gutachten Roſtockſcher Profeſſoren (über die Unzweckmäßigkeit, den Hn. P. Oken an Links Stelle zu berufen) ſo viele in Holz geſchnittene Eſelsköpfe beigefügt hat, als Namen unter jenem Gutachten ſtehen.

Man ſieht, daß H. D. Merkel vom Auslande zu uns gekommen iſt. Wäre er in Deutſchland recht zu Hauſe: ſo würde er aus ſeinen Knabenjahren wiſſen, daß es in vielen deutſchen Schulen eine ſehr gewöhnliche Plaiſanterie der ABC-Schützen und Mensa-Renomiſten iſt, einander Eſelsköpfe anzuſchimpfen und anzumahlen, oder auch nur, wenn es an Zeit fehlt, zwei ausgeſpreizte Finger (plaſtiſch-ſymboliſch) von hinten über die Köpfe zu halten. — Iſt dieſer Kunſttrieb nun vielleicht durch einen barbariſchen Präceptor in der Jugend gewaltſam unterdrückt worden: darf man ſich da wundern, daß er, bei einem genialen Kopfe, endlich mit voller Manneskraft und Freiheit hervorbricht?

Aber wenn die Roſtockſchen Profeſſoren in gleichem Sinne den Herrn Profeſſor Oken figürlich darſtellen wollten: welch eines Bildes würden sie ſich wohl für ihn bedienen müſſen? Ich weiß es nicht, ſchlage aber das alte: Didicisse fideliter artes, emollit mores, als Umſchrift vor, nur mit verkehrten Buchſtaben geſchrieben.

3.

Immer lauter und allgemeiner klagt man darüber, daß planmäßig die engliſchen Fabrikanten darauf ausgehen, durch Verſchleuderung ihrer Waaren den deutſchen Fabrikanten die Meſſen und Märkte zu verderben. — Wie neulich einer ihrer Parlamentsredner das Meer die Domäne von England nannte: ſo wird man endlich auch die deutſchen Handelsplätze zu den engliſchen Domänen zählen, wenn nicht kräftige Maaßregeln dagegen ergriffen werden. Sind die deutſchen Fabriken erſt ſo weit ruinirt, daß ſie nicht mehr die Bedürfniſſe des Publikums befriedigen können: ſo werden die Engländer ihre Fabrikate ſchon ſo den Preiſe ſteigern, daß ſie ihren jetzigen Schaden wieder reichlich vergütet bekommen. Alſo nicht allein die Fabrikherren und Arbeiter werden leiden, ſondern mit der Zeit wird auch das ganze Publikum für die vorübergehende Luſt an überwohlfeilen Waaren büßen müſſen.

Die Regierungen werden ſchwerlich durch Verbote der engliſchen Fabrikwaaren helfen können. Dadurch würde auch nur die Luſt zum Konterbandiren gereizt werden. Aber das deutſche Volk könnte ſeine Fabriken vom Verderben und ſich ſelbſt von einem ſehr unehrenvollen Tribute retten. Es dürfte nur den guten Willen haben, kein engliſches Fabrikat zu kaufen, was durch ein gutes deutſches erſetzt werden kann.

Als die Nordamerikaner noch von England abhängig waren, und dieſes ihnen eine verhaßte Abgabe vom Thee auflegen wollte, beſchloſſen die Amerikaner, keinen Thee zu trinken. Und ſie führten aus, was ſie beſchloſſen hatten, obgleich der Thee ein allgemein beliebtes Getränk war.

Etwas Aehnliches, ungleich Wohlthätigeres könnten und ſollten jetzt die Deutſchen thun. Aber zuvor müßten ſie freilich dem kleinlichen Provinzialgeiſte entſagen, welcher meint, daß Deutſch-Krähwinkel nicht nöthig habe, ſich um die Noth der Fabrikarbeiter in Deutſch-Kuhſchnappel zu bekümmern.

4.

Bei der großen Sonnenfinſterniß am 19. November dieſes Jahres war es Vielen gar nicht recht, daß es nicht ſo finſter wurde, als ſie erwartet hatten. Da meinte Einer, die Sonnenfinſterniß möchte wohl nicht ſo groß geweſen, als die Kalendermacher verkündigt hätten. Aber ein Anderer, der gelehrter ſeyn wollte, nahm dieſe in Schutz, und behauptete, der Fehler ſey bloß der geweſen, daß der Him mel ſo dicht überzogen geweſen ſey; denn da habe die eigentliche Finſterniß von der Sonne nicht durchgekonnt.

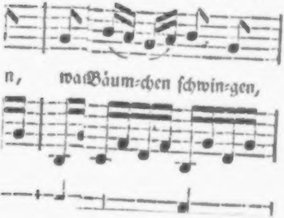
A. G. Eberhard.

Für Muſikliebhaber.

Unter dem beſcheidnen Titel: Muſikaliſche Verſuche von Naue, iſt eine ſehr reichhaltige Sammlung von Liedern, Canzonetten und Auszügen aus Cantaten erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten. Um Muſikliebhaber auf das ausgezeichnet glückliche Talent des Hn. Naue aufmerkſam zu machen, folgt hier als Beilage das, hoffentlich ſich ſelbſt lobende, Lied der kleinen Luiſe.

der k

Von F. Naue.


n,
wa Bäum=chen ſchwin=gen,

Die Welfen.

Sage.

In der Burg zu Altorf, ſonſt gar fleißig von ſtattlichen Verſammlungen und Banketten wiederhallend, war es nun ſchon geraume Zeit ſtill und einſam hergegangen. Graf Eiſenbrecht war in Welſchland beim Könige Karl, dem Großen, und Frau Irmentrud, ſein Gemal, betrübte ſich daheim, daß, mit ihm ſelbſt, ihr auch neuerlich die Nachrichten mangelten von dem theuern Herrn. Gleichwohl ſcheuete ſie alle Zerſtreuungen und Mittel, ſich die böſe Zeit zu vertreiben. Auch ging die Neugier der fremden Herren welche durch Altorf kamen, um die, weit und breit wegen ihrer ſchönen Geſtalt und ihres tugendlichen Wandels gleich berühmte Frau kennen zu lernen, gemeiniglich leer aus. Denn die Gräfin hatte das Gelübde gethan, Niemanden in ihrer Einſamkeit zu ſehen, als ihre Dienerinnen und die Botſchafter ihres Gemals.

Je reiner aber und gottesfürchtiger ihr Herz war, deſto größer wuchs auch in ihr die Betrübniß über die ſo mannichfachen Fehler und Schwachheiten der Menſchen. Statt des geliebten Gatten, den ihre Sehnſucht alle Tage, vom Fenſter aus, endlich wieder zu ſehen hoffte, mußte ſie gewöhnlich wahrnehmen, wie Pracht und Hoffart und noch ſchlimmere Dinge, die Gemüther der Menſchen verkehrt hatten.

Unter mehrerern, die an den Tagen des Marktes ſelten fehlten, gab es auch eine Müllerin aus der Nachbarſchaft, die ſich von dem übrigen Getreibe, das die Burg vorüberzog, durch ihr wohlgebildetes Aeußeres und eine beſondere Reinheit und Zierlichkeit des Anzuges auszeichnete. Oft kam ſie mit ihrem Gatten, und Frau Irmentrud freute ſich gar ſehr über die Eintracht der Beiden und die herzlichen Geſpräche, welche ſie mit einander führten. Da die Frau ſich allem Anſehen nach, in geſegneten Leibesumſtänden befand, ſo war die Gräfin ſchon Willens, dem Paare, zum Beweiſe ihres Wohlgefallens an ſo gutem, ehrbarem Leben, zum Tauftage des zu erwartenden Kindleins, ein Angedenken zu verehren.

Allein nur allzubald veränderte ſich die Geſinnung der Gräfin in dieſem Punkte. Eines Tages nämlich, ſah ſie die Müllerin mit einem andern jungen Mann, in gar innigem Zwieſprach, immer unruhig nach allen Seiten blickend. Und als bald darauf die Frau ihren Gatten von weitem gewahrte, ſo erröthete ſie hoch, und hieß den Andern weggehen, wendete ſich dann aber alsbald zu dem herzukommenden Müller, beſänftigte deſſen Zorn und warf dabei dem, hinter einem etwas entfernten Baume halbverſteckten, Andern von Zeit zu Zeit heimliche Blicke zu.

Je höher die gute Gräfin jene Frau zuvor geachtet hatte, deſto heftiger zürnte ſie nunmehr über ſie, zumal da am nächſten Markttage der junge Mann bei demſelben Baume ſtand, und voller Freude auf die Müllerin, ſobald ſie ſich zeigte, zuſprang, und das Geſpräch zwiſchen ihnen, ſo innig und furchtſam, wie das erſte Mal geführt wurde.

Die Gräfin, welche zuvor in der frommen Eintracht des Müllerpaars einen Schutz gegen den beunruhigenden Gedanken an die mannichfachen menſchlichen Thorheiten und Laſter gefunden, verfiel jetzt, da ſie auch in dieſer Eintracht nichts mehr, als einen leeren, gottloſen Schein erblickte, in die tiefſte Bekümmerniß.

Als ſie eben eines Abends, in ihren Mißmuth verſunken, das Auge von der Kunkel, an der ſie mit der Dienerin ſaß, emporrichtete, und den Himmel zu fragen ſchien, warum, bei dem vielen Unheil der Welt, eine Ehe wie die ihrige, die andern Paaren zum ermunternden Beiſpiele dienen möchte, ſo lange getrennt, dazu auch kinderlos ſeyn müſſe, da kam die Botſchaft, daß ein Fremder, mit Kunde von ihrem Gemal, vor dem Burgthore auf Einlaß harre.

Bald ergab ſich's, daß es Graf Eiſenbrecht ſelbſt war. Erſt hatte er zwar in fremder Geſtalt einen Scherz treiben wollen, allein ſein Herz ſchlug den Vorſatz entzwei, er eilte, um die vor Freude halb Ohnmächtige baldmöglichſt in ſeine Arme zu ſchließen, und wie in Irmentrudens Herz, ſo kehrte auch auf die Burg Leben und Heiterkeit zurück.

Karl der Große war inzwiſchen zum Kaiſer erhoben worden, und Graf Eiſenbrecht gab ein prächtiges Bankett zu Ehren dieſes frohen Ereigniſſes. Nach der ſcherzreichen Tafel ſprach der Graf: „Was meint Ihr, werthe Gäſte, ob wir uns von dem anmuthigen Lenze ein wenig in die benachbarte Gegend verlocken ließen?“ Da nun Alle dieſem Vorſchlage Beifall gaben, ſo ſaßen bald ſämmtliche Anweſende, Männer und Frauen, zu Roſſe, ein großer, glänzender Zug. Wohin er kam, da drückte der Landmann ſeine Freude, beſonders über die Rückkehr des Grafen und das Wiederſehen der Gräfin, aus. Beide fragten mit vieler Theilnahme nach dem Hausſtande Dieſes und Jenes, und das: „Lange lebe der gräfliche Stamm!“ erſcholl überall, wo der ſtralende Zug ſich blicken ließ.

Als aber jetzt Graf Eiſenbrecht auf Irmentrudens bangem Angeſichte eine Thräne gewahrte, da flüſterte er ihr die Frage zu: „Warum das, mein theures Gemal?“

Sie zögerte lange mit der Antwort. Doch ſeinem bittenden Auge mochte ſie nicht widerſtehen und verſetzte, ein wenig abſeits reitend, leiſe und rührend: „Es quälen mich zuweilen gar böſe Gedanken, theurer Herr. Kurz vor Euerer geſegneten Rückkehr erwog in der Einſamkeit mein liebendes Herz, warum es Euer ſo lange entbehren müſſe? Die Vorſehung ſtrafte mich für mein Murren, nach ihrer allgütigen Weiſe, mit dem ſeligſten Augenblicke meines Lebens, der ohne die frühere Trennung nie hätte eintreten können. Da eilte ich denn in mein Kämmerlein, und fiel auf die Knice nieder, meinem innigen Danke die Bitte um Vergebung beifügend. Und ich gelobte, nie wieder zu murren gegen die Weisheit des Himmels. Dennoch kann ich mich jetzt ſchon wieder der Betrübniß nicht erwehren, bei dem Freudenrufe: es lebe der gräfliche Stamm, bei dem Anblicke ſo vieler frohen Kindelein die ihn nachſtammeln. „Warum,“ ſo frage ich den Himmel — „warum iſt es denn unter ſo Vielen nur mir nicht vergönnt, Mutter zu ſeyn, und meinen Herrn und Gemal für ſeine große Liebe und Zärtlichkeit mit Nachkommenſchaft zu lohnen?“

„Theure Irmentrud,“ ſprach der Graf — „habe ich doch Euer Herz hierüber noch mit keinem Vorwurfe beſchwert. Laßt den Gott, der mich glücklich zu Euch wiederkehren ließ, auch dieſen Kummer aus Euerer Seele nehmen. Er wird, wenn es uns zum Heile dient, unſer Haus nicht erlöſchen laſſen!“

Als ſie hierauf wieder der Uebrigen gedachten, waren dieſe von den Pferden abgeſtiegen, um ſich in einem nahegelegenen grünen Haag zu lagern, aus dem der Geſang einer wohltönenden, männlichen Stimme herüberſcholl. Daher überließen ſie gleichfalls ihren Leuten die Pferde, und begaben ſich zu den Andern.

Der junge, zierlich gekleidete Landmann, der ſchon einige Lieder geſungen hatte, erhielt großen Beifall und wurde wieder um eins erſucht, worauf er dem Begehren durch folgendes Gnüge leiſtete:

Sonne lacht ſo luſtig drein
In das Leben bang und düſter,
Und des Mondes trauter Schein
Weckt der Liebe hold Geflüſter.

Sonne ruft die ſtille Braut
Freudebebend zum Altare,

Und wenn Mond herniederſchaut,
Sinkt der Kranz ihr aus dem Haare.

Süßer Kranz! Kein froher Stral
Winket mir, dich zu erbeuten:
Neue Sonne, neue Qual,
Neues Mondlicht, neue Leiden!

Nur in ſchwarzer Nacht Gewand
Darf ich, mit verzagtem, leiſen
Diebestritt' und ſchneller Hand
Ab vom Glück ein Knöſplein reißen.

Knoſpen haben kein Gedeihn,
Als in Lichtes heitern Reichen,
Drum kann auch ſolch Knöſpelein
Meine Schmerzen nicht verſcheuchen. —

Es war, als quölle der Geſang noch mehr denn die vorigen Lieder ihm aus ſeiner Seele, und als handle er von ſeinem eignen Zuſtande. Daher fühlte ſich auch die Verſammlung gewaltiger davon, als von jenen, ergriffen. Zumal die Frauen ſchien der wohlgeſtaltete Geſell damit ſehr befriedigt zu haben. Denn mehere unterließen nicht, ihm ihr beſonderes Wohlgefallen daran zu erkennen zu geben.

Nur Frau Irmentrud ſchlug die Augen finſter zu Boden, als er ihr vorzugsweiſe ſeine Ehrfurcht bezeigte, ſo daß die Uebrigen faſt empfindlich darüber wurden und Graf Eiſenbrecht ſie gewiß um die Urſache des ſo ſichtbaren Unwillens befragt hätte, wenn ihm ihr Betragen nicht entgangen wäre.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit wurde bald auf einen andern Gegenſtand gelenkt. Die Frau des Müllers hatte vor einigen Wochen drei Knäblein zugleich zur Welt gebracht, und ſollte ſchon wieder rüſtig und wohlgemuth ihrer Wirthſchaft vorſtehen. Man war begierig die Wöchnerin und deren Kinder zu ſehen, und ſogleich ging der Zug nach der Mühle. Alles fand ſich, wie berichtet worden. Der Hauswirth war in Geſchäften abweſend.

Während Frauen und Männer der Müllerin Bewunderung und Freude über ihr Wohlſeyn und die Munterkeit ihrer Knäblein zu erkennen gaben, ſah Irmentrud dumpf ſinnend vor ſich hin, und ließ nur zu Zeiten einen finſtern Blick auf die Bewunderte fallen.

„Wohl dem Hauſe,“ ſagte endlich Graf **Eiſenbrecht**, der Müllerin die Hand reichend — „in dem ſo kräftige Jugend heraufkeimt!“

Da trat die Gräfin auf ihn zu, ihren Widerwillen gegen ſein Wort durch Mienen und Geberden kund thuend.

Der Graf, beſorgt, daß ſie in dieſem Erheben fremder Fruchtbarkeit den Vorwurf ſehen möchte, den er vor Kurzem noch der Schuldloſen erſpart zu haben, ſich rühmte, zog ſich alsbald von der Wöchnerin zurück und ſagte leiſe und mild zu Irmentruden:

„Sind es doch unſere Kinder auch, mein Schatz!“

„Nein, nein, nein!" verſetzte die Gräfin mit Heftigkeit. „Gott bewahre uns vor ſolchen!"

Unwillig über dieſes gar nicht gewohnte Auffahren, folgte der Graf den Uebrigen, denen der Zuſammenhang ihres Geſpräches abging. Irmentrud aber blieb bei der Müllerin zurück, ſie ſo heftig ausſcheltend und des Ehebruchs bezüchtigend, daß die Frau ganz außer ſich gerieth und kein Wort hervorbringen mochte. Das Wunder der drei ſo vollkommenen Knäblein, löſe ſich, ſagte die Gräfin auf Einmal, wenn man ſo viel wie ſie wiſſe, von dem unreinen Wandel der Kindbetterin.

Als die Müllerin von dem Schrecken hierüber wieder zu ſich kam, ſaß Irmentrud ſchon zu Pferde, und ritt nebſt Gemal und Gäſten mit ſtarken Schritten der Stadt zu.

Erſt am Abend auf der Burg fand ſich ein fortgeſetztes Geſpräch zwiſchen den Gatten. Irmentrud klagte dem Gemal das Weh, welches der ſchöne Tag ihr bereitet habe, weil ſie, ſeltſam genug, zwei Menſchen an verſchiedenen Orten geſehen, deren ärgerliches Leben ihr ſchon früher, vom Burgfenſter aus, verſchiedentlich böſes Blut gemacht. Der Sänger war nämlich derſelbe, deſſen heimliche Verhandlungen mit der Müllerin ihr ſo zuwider geweſen.

„Das frohe Lied, das er geſungen," ſagte ſie — „bekräftigte die Strafbarkeit der Beiden nur noch mehr, die, unerklärbarer Weiſe, von allen Anweſemden ſo ſehr habe verkannt werden können, da doch gewiß nimmer drei ſolche Kinder aus einem rechtmäßigen Wochenbette hervorgehen möchten.

Irmentrud drang in den Grafen, die unſittliche Müllerin, zum Beiſpiel für Andere, zur Strafe zu ziehen. Allein Graf Eiſenbrecht ſagte: „Laß, mein theures Gemal, dem allwiſſenden Gott die Rache, denn nur er iſt Richter des Verborgenen! Sollte ich das erſte Feſt nach meiner Rückkehr durch Beſtrafung eines unerwieſenen Vergehens trüben?“

Die Gräfin ereiferte ſich über ſeinen Zweifel an letzterm ſo lange, bis er ihr ernſtlich Stillſchweigen auferlegte.

Da die drei Knäblein bald das allgemeine Geſpräch wurden, ſo hielt ſie mit ihrem ſtrengen Urtheil über die Wöchnerin nie zurück, ging auch von dem Satze nicht ab, daß es unmöglich ſey, auf Gott gefälligem Wege, mit einem Male zu ſo ſtarker Nachkommenſchaft zu gelangen.

Ihr Gemal pflichtete dieſer Meinung nicht bei; daher ſie jeden Markttag darauf wartete, ihn von der Müllerin heimlichem Verſtändniſſe mit jenem Sänger durch den Augenſchein zu überzeugen. Allein der Sänger war gar nicht mehr in der Stadt zu ſehen. Die Müllerin kam dagegen ſo fleißig wie ſonſt, entweder allein oder mit ihrem Manne. Auch ſchien dem Grafen der Frau Benehmen gegen letztern ſo arglos und gut, daß er mehrmals äußerte, wie er ſich freue, den Einflüſterungen des Argwohns ſeiner Gattin nicht nachgegeben, und eine voreilige Unterſuchung über die ſchuldloſe Müllerin verhangen zu haben.

Eines Tages, als Graf Eiſenbrecht ziemlich ſpät von einer Wolfsjagd nach Hauſe kam, harrete ſein hier eine Nachricht, die ihm plötzlich gar frohen Muth einflößte; Frau Irmentrud eröffnete ihm, daß ſie guter Hoffnung ſey.

Von nun an gab es der Feſte unzählige bei ihm, bis endlich der Burgherr nach Aachen zum Kaiſer beſchieden wurde.

Der Abſchied war diesmal überaus rührend. Die Gräfin ging ſchon mit ſtarken Schritten ihrem Kindbette entgegen, und beſchwor deshalb ihren Gatten um baldthunlichſte Rückkehr. Es ahnde ihr, ſagte ſie, ein

Unheil, wenn er bei ihrer Niederkunft nicht zugegen ſeyn ſollte.

Der Graf tröſtete ſie, durch das Verſprechen der möglichſten Beſchleunigung ſeiner Geſchäfte.

Allein die bange Stunde kam, und er war noch nicht zurück. Unter dem einzigen Beiſtande der Kellnerin wurde ſie glücklich entbunden, aber — o Wunder! — von nicht weniger, als zwölf Knäblein.

So heiß das Verlangen nach baldiger Nachkommenſchaft bei Frau Irmentruden geweſen war, ſo groß war auch jetzt ihr Schrecken über die Zahl der Kinder.

„Ach, mein Heiland,“ ſo rief ſie der Kellnerin zu — „was ſoll ich nun anfangen, ich Unglückſelige, da jedermann noch weiß, wie ich damals über die drei Kinder aus einem Bette geurtheilt habe? Statt der gehofften Freude im Alter, wird dieſes Wochenbette über meinen Herrn und mich nichts bringen, als

Schmach und Herzeleid. Denn man wird mich Schuldloſe überall für die frechſte Ehebrecherin im Lande achten.“

Als nun ihr bitteres Klagen gar nicht aufhörte, ſo ſagte endlich die Kellnerin:

„Geſtrenge Frau, Euer Zuſtand peiniget mich ſelber um ſo mehr, da ich vorausſehe, wie ſo leicht ein ſchlimmer Unfriede daraus erwachſen kann, zwiſchen Euch und Euerm Eheherrn. Wenn Ihr mich aber anhören wolltet, ſo dürfte doch wohl dem Unheile noch vorzubeugen ſeyn.“

„O ſprich, gute Kellnerin, ſprich, ich will mich Dir gänzlich vertrauen,“ ſo ſagte die Gräfin, ſich im Bette aufrichtend und nach der Hand der Alten, wie nach dem Leidfaden aus einem ſchauderhaften Labyrinthe, greifend.

„Eure zwölf Knäblein,“ verſetzte die Dienerin — „ſind ſo klein und ſchwach, daß ſie wohl ſchwerlich ſich insgeſammt erhalten mögen. In den alten, heidniſchen Zeiten aber — ſo habe ich immer gehört — dachte man ſolchenfalls mit Recht darauf, von zwei, zugleich gebornen, Kindern lieber das ſchwächere ganz aufzugeben, als durch die Sorge für beide auch das Leben des Stärkern zu gefährden.

„Wie wolltet Ihr auch, geſtrenge Frau, bei Eurer Schwäche und dem nagenden Kummer über die Sache, allen zwölf Kindlein Mutter werden? Allen die Mutter rauben, weiter könntet Ihr nichts mit ſolchem Verſuch! — Wenn Ihr aber — da jetzt noch kein Menſch um die Begebenheit weiß — ein einziges der Kindlein auferzöget: ſo wäre gar wohl zu hoffen, daß Ihr dieſes und Euch ſelbſt dabei erhalten möchtet, und Ihr hättet warlich beſſer geſorgt für Eures Gemals Heil und Ruhe, als wenn eine unzeitige Schonung Euch verhinderte, Euerm Stamme einen kräftigen Sprößling zu bewahren.“

Die treuloſe Rathgeberin fuhr in dieſer Weiſe noch lange fort zu ſprechen, ſo daß endlich die gebeugte Mutter, ſchon früher ihres Bewußtſeyns wenig mächtig, dem unchriſtlichen Rathe nachgab, ein einziges der Kleinen aufzuerziehen, die eilf andern aber in einem nahgelegenen Bache ertränken zu laſſen.

Alsbald nahm die Kellnerin dieſe eilf in ihre Schürze, um den gottloſen Vorſatz ins Werk zu ſetzen.

Kaum aber war ſie zur Stadt hinaus, ſiehe, da kommt ein fremder Herr in ſtattlicher Kleidung her geritten. Und das war, aus ſonderlicher Schickung des Himmels, Graf Eiſenbrecht ſelbſt, der, ſein Gemal mit der glücklichen Heimkehr beſſer zu überraſchen, dem Gefolge weit vorausgeeilt war. Die Alte, von der untergehenden Sonne geblendet, erkennt ihn jedoch nicht eher, als bis er ſchon dicht vor ihr ſteht.

Da fängt ihr Fuß an ſtarr zu werden vor Schreck, und weiß nicht, ob er zurück oder vorwärts ſoll.

„Was trägſt Du, Alte, da in Deiner Schürze?" fragt der Graf die plötzlich zu Schnee Erbleichte.

„Geſtrenger Herr," verſetzt ſie hierauf mit zitternder Stimme — „nichts iſt es, gewiß gar nichts, als junge Welfen, *) deren wir uns entledigen wollen."

Darauf ſpricht Graf Eiſenbrecht: „Ei, ſo laß doch ſchauen, ob einige darunter mir anſtehen, daß ich ſie aufziehen laſſe und zur Jagd gebrauchen möge."

Da weigert ſich die Alte deſſen, wird aber von ihm gezwungen, das ruchloſe Geheimniß zu offenbaren. Und der Graf entbrannte in ſeinem Zorn, und wollte ſchon dem Leben des böſen Weibes auf der Stelle den Garaus machen. Bald beſann er ſich aber eines andern

---

*) Hunde.

und ſprach: „Dein Leben ſoll Dir geſchenkt ſeyn, doch nur ſo lange, als Du gegen mein Gemal und jedermänniglich verſchweigſt, was ich Dir jetzt anbefehlen will. Gehe ſogleich mit den Kindlein, wohin Du mich reuten ſieheſt.“

Darauf lenkte er ſein Pferd der Mühle zu, in welcher ein Jahr zuvor die Drillinge zur Welt gekommen, und beide Müllersleute, die er daheim fand, verſprachen dem Grafen, auf deſſen Verlangen, die eilf Knäblein beſtens zu warten und zu pflegen, und keiner Seele zu ſagen, wer ihnen ſolche anvertrauet. Der Kellnerin aber gebot er, Frau Irmentruden zu verſichern, daß alles auf die verabredete Weiſe vollbracht worden ſey.

Als nun Graf Eiſenbrecht auf die Burg kam zu ſeinem Gemal, ſo erſtarb ſein Zorn ſogleich vor der Verzweiflung, in welcher er ſie erblickte, ſo daß er vielmehr herzliches Mitleiden mit ihr hatte, und ſich enthielt alles

Forſchens nach der Urſache ihrer befremdlichen Trauer.

Wie aber am folgenden Tage Frau Irmentrud noch immer die Hände rang und die Augen nicht aufſchlagen konnte vor dem theuren Herrn, da ſprach derſelbe: „So laß doch, Liebe, Dein Betrüben! Iſt uns nicht der ſehnlichſte Wunſch vom Himmel erhört worden? Freue Dich des ſüßen Knäbleins, welches Du mir geſchenkt haſt, und vertraue im Uebrigen dem, der alles wohl machen wird.“

Aber Irmentrud war untröſtlich im Gefühl ihrer ſchweren Schuld. Auch ſtand ſie mehrmals im Begriff, dem Gemal alles zu bekennen und ihn um ihren Tod anzuflehen. Nur die Furcht, durch die böſe That den Grafen ſelbſt ſchwermüthig zu machen, hielt ſie immer davon zurück.

Wie ſie ſonſt ſeine Abweſenheit ſchmerzlich empfunden hatte, ſo geſchah es dermalen mit ſeiner Gegenwart. Denn ſie glaubte ſich ſeiner Liebe völlig unwerth geworden, und lebte einzig dem Söhnlein und der Einſamkeit, in der ſie ſich mit dem Himmel zu verſöhnen trachtete. Die Kellnerin durfte, ſeit jenem unglückſeligen Tage, nicht wieder vor ihr Auge.

Bei dieſen Umſtänden kam es Irmentruden ſehr zu Statten, daß ihr Gemal drei ganze Jahre lang, beinahe ohne Unterbrechung, theils im Kriege, theils in andern Angelegenheiten von der Burg ferne war.

Jetzt aber erſchien die Zeit, wo er zurückkehren konnte, mit der Hoffnung, länger als bisher ſeinem Hauſe und ſeinen Unterthanen zu leben. Und ſo wenig feſtlich es auch in dem Herzen der Gräfin ausſah, ſo ladete doch ihr Gemal ſeine und ihre Freundſchaft zu einem großen Bankett. Wie nun die Gäſte eben am fröhlichſten waren, ſiehe, da trat die bekannte Müllerin mit den eilf Knäblein, alle ganz adelich und liebreizend, herein. Und Jedermann betrachtet die Kindlein mit großem Verwundern, weil ſie insgeſammt roth angethan, gleich dem Erben des Hauſes, auch dieſem an Größe, Geſtalt und Geberde ſo ähnlich ſind, daß man wohl auf den Gedanken gerathen mußte, ſie ſeyen von Einem Vater gezeugt, und hätten unter Einem Herzen gelegen.

Da ſteht der Graf von der Tafel auf und fragt: „Wer ſagt mir wohl, welche Strafe ein Weib verdiene, das eilf ſo ſchöne, adeliche Knäblein, ihr eignes Fleiſch und Blut, umbringen wollen?“

Und die Gräfin, nunmehr den ganzen Verlauf und Zuſammenhang der Sache errathend, erhebt ſich von ihrem Sitze, eilt zu ſeinen Füßen und ſpricht: „Den Tod, den ſchmachvollſten Tod! Mit tauſend Freuden will ich ihn erdulden, nun ich ſehe, daß der Himmel mir ſo gnädig geweſen, und dieſe lieben Kindlein unter ſeinen beſondern Schutz genommen.“

Aber Graf Eiſenbrecht hob ſie auf in ſeine Arme und ſprach: „Nein, herzallerliebſter Schatz, mit heute iſt nun Deine Strafe zu Ende. Oft bin ich Zeuge geweſen deſſen, was Du litteſt durch die Folgen der That. Jetzt mußt Du leben, mich und unſre ganze Sippſchaft glücklich zu machen. Siehe, mein Kind, weil Du die Müllerin des Ehebruchs zieheſt, wegen ihrer drei Knäblein, ſo hat Dir der Himmel deren zwölf auf ein Mal beſcheert. Da fürchteteſt Du denn durch Deinen eigenen Ausſpruch Schimpf und Schande auf Dich zu bringen und auf unſer ganzes Haus, und lieheſt Dein Ohr dem böſen Rathe. Derſelben Frau, die damals ſo hart angelaſſen wurde von Dir, verdanken wir die Erhaltung dieſer lieben Kindlein.“

Und die Gräfin zog einen köſtlichen Ring vom Finger, reichte ihn der Müllerin dar und rief: „Zum Andenken, gute Frau, was auch

Deine Schuld ſonſt ſeyn möge, neben mir ſtehſt Du rein, wie erſt gefallner Schnee."

„Vergiß, theures Leben!" ſagte der Graf hierauf zu Irmentrud, und beruhigte ſie allmählich durch allerlei zärtliche Zuſprache.

Als es nun Abend wurde, da kamen, geladen von ihm, die Landleute aus der Gegend zuſammen, um an dem Feſte Theil zu nehmen. Unter ihnen fiel der Gräfin jener Sänger auf, den ſie ſeither nicht mehr geſehen hatte.

Da wendete ſie ſich an die Müllerin mit der Frage, wo er geweſen, und hörte von dieſer, er ſey aus Unmuth mit in den Krieg gezogen, habe ſich auch in manchem Kampfe hervorgethan, und durch die Vorſprache des Grafen endlich von ihrem Manne, dem Müller, das zugeſagt erhalten, wonach ſein Sinn nun ſchon ſo lange einzig geſtanden.

„Dich?" rief die Gräfin mit Staunen.

„Nein, geſtrenge Frau," antwortete lächelnd die Müllerin. „Mein Mann aber hat eine jüngere Schweſter, um die er längſt, aber vergebens, warb. Denn das Mägdlein war ohne Güter und er auch. Daher ließ er mir denn immer keine Ruhe, damit ich meinen Mann ihm zu Gunſten ſtimmte. Der aber wollte ſo wenig wiſſen davon, daß er mir am Ende gar verbot, ihn auch nur anzuhören. Das that mir indeſſen gar zu weh, da der junge Burſche doch mein leiblicher Bruder iſt."

„Dein Bruder?" rief Irmentrud hocherröthend, und die Beziehung jenes Liedes nunmehr beſſer einſehend.

Alsbald trat der fröhliche Geſell ſelbſt mit ſeiner Braut vor die Gräfin, welche jener eine reiche Ausſtattung gab.

Die Müllerin ſollte durchaus bei Irmentruden auf der Burg wohnen bleiben. Da aber das Hausweſen der Frau dieſes nicht erlaubte, ſo kam ſie wenigſtens fleißig zum Beſuch dahin, um die lieben Kindlein zu ſehen, bei denen ſie drei Jahre lang Mutterſtelle vertreten hatte, und ſich an dem erneuten Glück der Burgherrſchaft zu freuen, in dem ſie den treuen Spiegel ihres eigenen häuslichen Weſens wieder fand.

Graf Eiſenbrecht pflegte in der Folge ſeine Söhne nicht anders, als ſeine lieben Weiſen zu nennen, und es ſtammt von ihnen das edle Geſchlecht dieſes Namens her. Auch hat er zum Gedächtniß der ſo denkwürdigen Geſchichte das Nonnenkloſter zu Altorf geſtiftet, an derſelben Stelle, wo noch heutiges Tages die Pfarrkirche zu ſehen iſt.

Großer Verluſt.

Der Kenner.

Willkommen, lieber Freund, willkommen!
Mich ärgert eben ein Roman,
Der mit der Meßfluth angeſchwommen.
Zwar nicht ganz übel iſt der Plan,
Und gut gehalten ſind die Charaktere;
Auch überraſcht, bei meiner Ehre!
Recht oft ein Blitz
Von ächtem Witz;
Allein, bei allem dieſen Glanze
Befindet doch mein Kennerblick,
Nach ſcharfer Muſterung, das Ganze
Als kein vollendet Meiſterſtück.
Ich zähl' es zu dem vielen Wuſt,
Womit mich die gelehrte Welt
Um manchen ſchönen Thaler ſchnellt.

Der Freund.

Wie groß iſt heute Dein Verluſt?

Der Kenner.

Hm! — doch ein Groſchen Leſegeld.

Langbein.

Stürme noch im Hafen,

oder

die Rivalen.

Erſter Brief.

Felix an Ferdinand.

Wie lange iſt es, Du Vertrauter meines Herzens, daß ich Dir nicht ſchrieb! Verzeih! Du kennſt es ja, dies unruhige, beſtürmte, aber Dir doch ewig treue Herz; es hat nun endlich Ruhe gefunden. Die Begebenheiten meines Lebens haben ſich ſeit Kurzem ſo gedrängt, daß ich keine ungeſtörte Stunde fand, ſie Dir zu ſchreiben, daß ich aber auch nun nicht weiß, wo ich mit ihrer Erzählung anfangen ſoll. Wie vieles hat ſich mit mir zugetragen, ſeit ich Dir das letztemal ſchrieb? Wiſſe für's Erſte, daß ich jetzt, was Du immer ſo ſehr wünſchteſt, in einen feſten Poſten bei der **ſchen Geſandtſchaft angeſtellt bin, und noch mehr, daß auch Liebe, was ich immer bezweiſelte, und edle, glückliche Liebe mir zu Theil geworden iſt. Hier aber, mein Lieber, erwarte keine förmliche, ſtufenweis fortgeführte Liebesgeſchichte, die Dir vielleicht Stoff für Deine dichteriſche Feder gäbe, denn wiſſe, daß ich an dem Ziele ähnlicher Geſchichten bereits angelangt, daß ich ſeit einem Monate der glücklichſte Ehemann bin! — Ja, ich habe Ruhe gefunden, ſeit ich die Zierde ihres Geſchlechts, ſeit ich ein engelgleiches Weib mein nennen darf; ſie, die nicht wie Andre durch Flatterſinn ein treues Herz den quälendſten Beſorgniſſen Preis giebt.

Wie ich ſie fand, die himmliſche Adelaide, wie mich der Zufall, mein guter Stern an den Ufern des Genfer Sees in die reizende Einſamkeit führte, in der ſie mit ihrer Mutter, von früher Kindheit an, ein ſtilles Landhaus bewohnt hatte, wie ſich die erſten zarten Nüancen unſerer gegenſeitigen Neigung entwickelten, bis ſie zur vollen Farbenglut emporſchlugen; dies Alles kann ich Dir heute ohnmöglich ausführlich erzählen. Nicht fern von dem romantiſchen Thale von St. Maurice, wo ſich die Rhone donnernd unter jener mahleriſchen Brücke hervorſtürzt, erhob ſich das verborgne Landhaus, wo die edle, vortreffliche Mutter Adelaidens in größter Stille mit ihrer reizenden Tochter lebte. Sie ſelbſt wird durch wichtige Gründe beſtimmt, die Einſamkeit zu wählen, allein ſie hat nicht verſäumt, ihrer Tochter zu Lauſanne die vollendetſte Erziehung geben zu laſſen. — Ausgezeichnetes Unglück ihrer frühern Jahre ſcheint ihrem Charakter ein Anſtrich von Schwermuth und von Mißtrauen in die Geſinnungen Anderer gegeben zu haben; nur mit dem äußerſten Widerſtreben willigte ſie ein, mir die Hand ihrer Tochter zu geben, nachdem ich eine Zeit in ihrer Nähe gelebt hatte; nur die zärtliche Leidenſchaft Adelaidens, die der meinigen vom erſten Anblick entgegen gekommen war, beſiegte endlich ihre Abneigung.

Sie ſelbſt war nicht zu bewegen, ihre Einſamkeit zu verlaſſen, und wir trennten uns unter dem Verſprechen, daß wir, oder hielten mich auch meine Geſchäfte davon zurück, wenigſtens Adelaide jährlich einige Zeit bei ihr zubringen ſollte.

Ich hatte ſchon vor meinem Herumſchweifen in der Schweiz die Bekanntſchaft des Geſandten gemacht. Von ihm erhielt ich Briefe, die mir die erledigte Stelle ſeines Geſandtſchafts-Sekretairs anboten. Die äußerſt vortheilhaften Bedingungen, die er mir machte, ſetzten mich, verbunden mit meinem väterlichen Vermögen, in den Stand, Adelaiden früher meine Hand zu bieten, als ich es außerdem gekonnt haben würde. Du weißt, wie ſehr ich von jeher für die diplomatiſche Laufbahn eingenommen geweſen bin; allein mehr als alle dieſe Vortheile beſtimmte mich für dieſe

Stelle der Wunſch, in der Nähe dieſes hinreißend einnehmenden Mannes zu leben. Ich kann Dir nicht ſagen, welch unnennbares, herzeinnehmendes Etwas den vortrefflichen Grafen von B... bezeichnet. Die Milde, die ſich in ſeinem Weſen mit der Hoheit vereint, ſcheint nicht Gabe der Natur; erſt aus den Stürmen des Lebens, aus dem Reinigungsfeuer der Schmerzen mag dieſe Sanftheit hervorgegangen ſeyn; und eine ſtille Schwermuth, die ſeine Kraft zu beugen ſcheint, ob er gleich noch in der Mitte des Lebens ſteht, macht ihn nur unausſprechlich anziehend. Ob dieſe Schwermuth von frühern Erfahrungen herrührt, oder ob ſie blos Folge ſeines wenig glücklichen häuslichen Lebens iſt, kann ich nicht ſagen. Der arme Graf iſt nicht glücklich verheirathet. Die Gräfin hat nicht die Fähigkeit, ein ſo ſchönes, warmes Herz zu ſchätzen, zu verſtehen. Ihr kalter Weltſinn, ihre ſtolze Trockenheit, ſcheuchen ihn in ſich ſelbſt zurück. Sein einziges Vergnügen ſcheint darin zu beſtehen, Andern wohlzuthun. Mit welcher innigen, großmüthigen Freude ſcheint er ſich an dem Anblick meines Glücks zu letzen und ſein eignes trübes Geſchick darüber zu vergeſſen! Er ſelbſt drang darauf, daß ich mich mit der Geliebten meines Herzens verbinden ſollte; ja er erleichterte mir die Mittel dazu. So lebe ich in den ſchönſten, glücklichſten Umgebungen. — Mein Herz iſt heute zu voll von dieſem eindringenden Bewußtſeyn. Lebe wohl, mein Ferdinand, und freue Dich des Glückes Deines Freundes.

Zweiter Brief.

Dank Dir, mein Bruder, für die Theilnahme Deiner ſeelenvollen Freundſchaft. Aber wozu dieſe Beſorgniß? Du fürchteſt, ich werde durch einen Rückfall in meinen alten Fehler, in dieſe furchtbare Eiferſucht, die bisher mein Leben vergiftete, den heitern Himmel meines Glücks trüben? O Ferdinand, kennteſt Du dieſen Engel, meine himmliſche Adelaide: Du würdeſt bald fühlen, daß Deine Beſorgniß ungegründet iſt. In ihren reinen Augen liegt der Talisman, der mich auf ewig von dieſem Fehler heilt! Und iſt es eben ein Fehler zu nennen? War nicht meine gutmüthige Empfänglichkeit von je her das Spiel koketten Leichtſinnes? Ich habe unglücklicher Weiſe etwas in meinem Aeußern gehabt, das mir ihre falſche, beunruhigende Gunſt zugezogen hat. Schon in den Jahren der Akademie, auf Reiſen, überall haben ſie meine Eiferſucht gerechtfertigt und gereizt. — Du ſiehſt mich ernſt an? Nun ja. Ich gebe Dir zu, daß ich zuweilen zu weit gegangen bin, daß ich mit unter den bloßen Schein für Wirklichkeit nahm. Indeß ſo viel iſt doch gewiß, daß noch keine mich zu ſchonen wußte, keine noch für mich geſchaffne Hälfte meines Weſens war. — Aber Adelaide, o Du ſollteſt ſie ſehen, mit welcher lieblichen Natürlichkeit und doch zugleich mit welcher Würde ſie ſich in den großen

Zirkeln der Reſidenz bewegt, die ich in meiner jetzigen Lage nicht vermeiden kann, zu beſuchen; ob ich gleich — aufrichtig zu geſtehen — die Stille irgend eines abgelegenen Thales mit meinem angebeteten Weibe vorziehen würde. Doch Adelaide wirft auch nicht den kleinſten Schatten in den ruhigen Spiegel meiner Seele. Die Unſchuld ihrer Augen flößt Vertrauen ein, und ſchreckt doch, ohne daß ſie es ſelbſt weiß, die Kühnheit jener verhaßten Schmetterlinge zurück, die bei Bällen und größern Geſellſchaften die Schritte einer ſchönen jungen Frau unablässig umgaukeln. — Seltſam aber iſt es, daß Deine Beſorgniſſe, wegen der eiferſüchtigen Stimmung meines Charakters, ganz mit denen von Adelaidens Mutter übereintreffen. Weißt Du wohl, daß dies der Grund ihrer hartnäckigen Weigerung war, mir die Hand ihrer Tochter zu geben? Aus einigen leichten Zügen hatte ſie, mit dem Scharfblick ihres Geſchlechtes, dieſe

Schattenſeite meines Weſens entdeckt, und ein tiefer Schauder ſchien die Grundveſten ihrer Seele zu erſchüttern. „Meine Tochter,“ ſagte ſie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen — „willſt du deine ſanften Tage einem Manne anvertrauen, der durch eine der furchtbarſten, der tyranniſchſten aller Leidenſchaften ſich ſelbſt und das, was er liebt, ohnfehlbar, ſpät oder früh, herzzerreißend zerſtören wird? Ich ſelbſt habe durch die Eiferſucht eines angebeteten, vergötterten Mannes, das Unglück meines Lebens gefunden — eines Mannes, dem ich alles aufgeopfert hatte! Und ſollte ſich für meine Adelaide das Schickſal ihrer unglücklichen Mutter wiederholen?“

Dieſe Worte tönten, wie eine furchtbar weiſſagende Götterſtimme, in mein Herz, und die Scene, die ſie umgab, machte ſie noch feierlicher. Wir ſtanden alle drei auf einer kleinen Anhöhe vor dem einſamen Landhauſe. Die Sonne ging eben unter, und warf auf

Felſen und Hain und auf den Strom zu unſrer Seite, ein tiefes Purpurroth; ein tiefes Blutroth ſchien es mir in dieſem Augenblick! — Seltſame, bange Ahnungen durchſchauerten mich; erſchüttert faßte ich die Hand der edeln Geſtalt, die noch geſchmückt mit den Reſten einer ehemals hohen Schönheit in der Abendſonne vor mir ſtand, und ſchwur ihr, mit allen Kräften meines Weſens dieſen geheimen Feind zu bekriegen und zu überwinden. Ich habe meinen Schwur gehalten, Ferdinand. Bis dieſen Augenblick habe ich mich frei wie ein Gott gefühlt, in dieſer ſeligen Sicherheit, in der mein Leben hinfließt; und ich hoffe, einſt nach jahrelangen Beweiſen vor Adelaide treten und ſagen zu können: „Sieh, du Krone der Weiber, den Triumph der Tugend, und geſtehe, daß es nur von euch abhängt, alles aus euren Liebhabern zu machen, was ihr ſelbſt wollt.“

Auch meine übrigen Verhältniſſe ſind ſo

ſchön und glücklich! Die freie Uebung meiner Kräfte in einer lange gewünſchten, mir angemeßnen Sphäre! Was erhebt den Mann wohl mehr, als die edle Uebereinſtimmung ſeines Wirkungskreiſes mit den höhern Forderungen ſeines Innern? — Nächſt den höheren, ernſten Beziehungen meines Standes, erwecken mir auch manche ſeiner kleinen Zufälligkeiten eine lebhafte jugendliche Freude. Es iſt ein ſchöner, ſtolzer Gedanke, durch ſeine Individualität in einem fremden Lande, eine ganze Nation vorſtellen zu helfen, und oft durch perſönliche Liebenswürdigkeit einen vortheilhaften Schimmer auf dieſe ſelbſt zu werfen. Das Volk ſchließt ſehr oft von den wenigen Perſonen einer Geſandtſchaft auf den Charakter, auf die Sitten, auf den Werth ihres Volks; und ſo unrichtig dieſer Schluß ſeyn mag: ſo kann doch nichts einfacher und unmittelbarer den edelſten Wetteifer wecken. Es heißt in größern Zirkeln, wo wir beiſammen ſind: Der Engländer! der

Franzos! der Spanier! und mit einem ſüßen Nationalgefühle durchzittert immer dieſer Name den, dem er gilt.

Der Graf verdient mit jedem Tage meine Dankbarkeit und Bewunderung mehr. Wäre er nur glücklicher! Das Mißverhältniß mit ſeiner feindſeligen Gemahlin ſcheint ſeinen höchſten Gipfel erreicht zu haben; man ſpricht von unvermeidlicher Trennung zwiſchen Beiden. Die Gräfin hat ſich ſchon auf die Güter ihrer Verwandten begeben.

Dritter Brief.

Es iſt wieder ein langer, langer Zeitraum hingegangen, ſeit ich Dir nicht ſchrieb; und ſoll ich es Dir geſtehen, daß es Beſchämung war, die mich ſo lange zurückhielt, Dir zu ſchreiben? Dir, gegen den ich nicht anders, als wahr ſeyn kann, und dem ich doch fürchtete, die Wahrheit zu bekennen. Doch es ſey! mein übervolles Herz bedarf Ergießung. Ja wiſſe, daß Du Recht hatteſt! daß ich mich täuſchte, als ich die geheime Feindin meiner Ruhe, dieſe verzehrende Eiferſucht für beſiegt, oder mein Schickſal für ausgeſöhnt hielt! wiſſe, daß ich unglücklich bin, und nun alle Hoffnung auf ein geſichertes Glück der Erde aufgegeben habe! Müſſen denn ſelbſt die Engel niederſteigen, um an mir zu Teufeln zu werden? — Dieſe Adelaide, nicht ein gewöhnliches, leichtſinniges, in Eitelkeit ertrunknes Weib; und nicht einer der herzloſen, faden Jünglinge, die ſie umſchwärmten; nein, der Mann, den ich vergötterte, er, der in Weſen, in Geſtalt, in Mienen den Ausdruck einer göttlichen Seelenſchönheit trägt, mein Wohlthäter, der edle Graf; dieſe Beiden ſind es, die zu Verräthern an dem Herzen werden, das ſich ihnen mit grenzenloſer, unausſprechlicher Liebe anvertraute.

Sage nicht, daß ich übereilt mich meiner eiferſüchtigen Stimmung hingegeben! Ich habe lange gekämpft, geforſcht, geduldet! Es giebt tauſend Dinge, die ſich beſſer fühlen, als beſchreiben laſſen, aber die dem unverdorbenen Gefühl auch des roheſten, gemeinſten Naturmenſchen nicht entgehen würden! — Ich Thörichter! warum entging es mir ſo lange, mit welcher leidenſchaftlichen Zärtlichkeit ſeine Blicke an ihr hingen! wie die geſunkne Flamme ſeines Lebens ſich aufs Neue zu beleben und entzünden ſchien an ihrem holden Anblick! Ach, mein Herz weigerte ſich lange, dem ſchrecklichen Gedanken Raum zu geben! ich hielt alles nur für ein großmüthiges Wohlwollen! — Und Adelaide! es iſt wahr, ſie hatte bisher alle Kunſtgriffe gewöhnlicher Verführungskunſt verachtet, hatte alle Triumphe der Eitelkeit am Altar der Liebe geopfert — und dieſer Graf — in Wahrheit, ob er gleich ſchon auf der Mittagshöhe des männlichen Alters ſteht, obgleich die Stürme des Lebens verheerend über ſeinen Blüthenflor gezogen ſind; er iſt noch immer ein ſchöner Mann, ſchöner und intereſſanter, als alle die unbedeutenden Jünglinge, die ſie umſchwärmten. — O, Ferdinand, Du ſollteſt ſie ſehen, mit welcher Innigkeit ihr Blick an ſeinen Lippen hängt, wenn er ſpricht! wie ſie alles, was ihm begegnet, mit zu fühlen ſcheint! — Geſtern gerieth ich in einen Streit mit dem Grafen. Es war das erſte Mal, und ich geſtehe Dir wohl, daß die Bitterkeit meiner Stimmung ihn herbei führen mochte. Ich ſprach vielleicht einige zu raſche Worte. Der Graf wendete ſich ab. „Felix!“ ſchrie Adelaide, die gegenwärtig war — „um Gottes willen, ſchone unſern Wohlthäter!“ Sie eilte auf den Grafen zu, faßte bittend ſeine Hände, und ſuchte mit der zarteſten Beſorgniß ſein aufgeregtes Gemüth zu beſänftigen. Sieh, Bruder, dies that ſie für den Fremden! Nach mir fragte ſie nicht! mir mochte die Erbitterung das Herzblut vergiften! — Und dies ſollte ich ertragen? — Die Scheidung des Grafen iſt jetzt vollzogen. — O wie konnte mir es doch ſo lange entgehen, daß ihm das Joch, das er doch ſchon viele Jahre getragen hatte, das Joch unglücklicher Ehe erſt ſeit der Bekanntſchaft mit Adelaiden ſo unerträglich ward! Er hat es abgeworfen, und zugleich ſcheint ſeine verbrecheriſche Leidenſchaft gegen mein Weib entfeſſelt zu ſeyn. Er iſt ja frei; und die heiligen Bande, die einen rechtſchaffnen Mann an ſein Theuerſtes auf Erden binden — o was ſind die zu beachten?

Vierter Brief.

Mein Schickſal iſt entſchieden für dieſe Welt! Betäubt ſitze ich hier, erſtarrt in dumpfer, kalter Verzweiflung. Ich ſollte fliehen, mein Leben zu retten! Was ſoll mir Leben? der Tod iſt in meiner Bruſt! — Die Kräfte würden mir verſagen, wollt' ich nach einem Gute ringen, das für den Elenden nur dem Schein nach exiſtirt. — Kein Wille, keine Bewegung mehr, die mir zu Gebote ſtänden! Bewußtlos bin ich von den guten Seelen, die mich zu retten meinten, in einen Wagen gebracht, und zur Flucht getrieben worden. Hier bin ich angekommen auf der erſten Station, und hier ſitze ich bei dem Schein einer düſter brennenden Kerze in dem einſamen Gemach. Der Poſtillion iſt zurückgekehrt. Was ſoll ich weiter fliehen? Hier will ich mein Verhängniß erwarten. — Die einzige ſchwache Linderung fühle ich in dem Beſtreben, Dir, mein Bruder, die letzten Vorgänge meines Lebens zu ſchildern, ſo gut ich es in dieſem Zuſtande grauſender Herzenszerſtörung vermag, — Dir zu ſagen, wie ſtrafbar, aber auch, wie unausſprechlich elend ich bin! Ach, Ferdinand, Wuth drängt ſich in die Schmerzen meiner Reue, wenn ich an jene Szenen denke! — Nein, ich kann nichts bereuen! Höre und verdamme mich!

Ich war mehrere Wochen lang in Geſchäften der Geſandtſchaft verreiſt geweſen; meine Sehnſucht nach der Heiß- und Einziggeliebten ſtieg mit jedem Tage. Seltſam! der Argwohn, zu dem mich ihr letztes Betragen berechtigte, hatte meine Leidenſchaft nur befeuert. Ich flog zurück nach beendigtem Geſchäft. Ich hoffte, freundlich würde ſie mir entgegen kommen, ihr holder Blick würde beruhigend, — ach, beſeligend auf mir ruhen! — Ich kam an, doch leer und öde war unſre Wohnung, Adelaide verreiſt! Meine Stimmung war weich; und Wehmuth fühlte ich, als ich in die einſamen Zimmer trat. Aber düſter wurde es vor meinen Augen, als ich die zurückgebliebenen Dienſtleute fragte, wohin Adelaide gereiſt ſey, und die Antwort in meine Ohren ſchmetterte, ſie ſey mit dem Grafen auf ſein nahliegendes Landgut gefahren! — Ferdinand! verwundend trafen dieſe Worte mein Herz! Doch bekämpfte ich noch die aufſteigende Bitterkeit, und beſchloß, nur eilig dahin nachzureiſen, um dem Grafen meinen Bericht abzuſtatten, und — um mein Weib bei ihm aufzuſuchen. — Ich ging vorher noch nach dem Hauſe des Grafen, um aus ſeinem Schreibzimmer, deſſen Schlüſſel ich beſaß, noch einige nothwendige Schriften mitzunehmen. Ich ſuchte unter den Papieren, und — o Entſetzen! — das, was mir unter dem eilfertigen Suchen in die Augen fällt, iſt meines Weibes wohlgetroffnes Bildniß! ihr Bildniß in dem Kabinet des Grafen! In idealiſcher Tracht, reizend, ach göttlich reizend war ſie dergeſtalt; ſey es als eine Nymphe in dem roſenfarbnen griechiſchen Gewande, ſey es als die Göttin der Liebe ſelbſt, daß ſie der Verräther hatte konterfeien laſſen — meine Beſinnungskraft reichte nicht hin, um das zu beurtheilen; Schwindel faßte meine Sinnen bei dem zerrüttenden Anblick! Halb wahnſinnig warf ich mich auf das wildeſte Pferd, und jagte durch die einbrechende Nacht nach dem Gute des Grafen. Das tolle Thier war freudig, einmal ſeiner natürlichen Wildheit folgen zu können, und trug mich über Stock und Graben mit Tod drohender Schnelligkeit. Ach, wär' ich doch ge-

geſtürzt! hätte mich es doch mit wüthendem Hufſchlag zerſchmettert! ich hätte dann den fürchterlichſten Augenblick meines Lebens nicht geſehen, und Dein Felix wäre jetzt kein fluchbeladener Verbrecher!

Das iſt umſonſt! — Ich kam unverletzt auf dem Schauplatz meines Unglücks an; es war jetzt völlig Nacht geworden. Ich eile, wie ich es gewohnt war, unangemeldet nach dem Zimmer des Grafen, ich finde es verſchloſſen, doch hör' ich Stimmen darin, und erkenne — Ferdinand! ich erkenne des Grafen, erkenne meines Weibes Stimme! Außer mir, brauchte ich keine Rückſicht mehr; ein heftiger Fußtritt ſprengte die Thür — o Verzweiflung! ich ſah mein Weib, meine einſt vergötterte Adelaide, in des Grafen Armen! Das Licht der Kerzen, die auf dem Tiſche brannten, ſtreifte nur ſeitwärts über ihre Geſichter; allein es war hinreichend, um mir ihre verbrecheriſche, mich vernichtende, Zärtlichkeit zu zeigen, in die ſich jetzt der Schrecken über meinen Eintritt miſchte. — Großer Gott des Himmels! war dies nicht zu viel für ein armes Menſchenherz? Ach, Ferdinand, wirſt Du Dich wundern, wenn mich in dieſem Augenblick alle guten Geiſter verließen? Ehe die Ueberraſchten nur Zeit hatten, ein Wort hervorzubringen, ergriff ich ein Piſtol, das ich zur ſchwarzen Stunde bei mir trug, und mit einem dumpfen Schrei ſtürzte der Graf durchbohrt zu meinen Füßen. — „Felix!!“ ſchrie Adelaide mit herzzerreißendem Ton, und ſank ohnmächtig an der Seite des Entſeelten nieder. Nur zu wohl hatte die tödtliche Kugel den Weg zu ſeinem Leben gefunden. Das Blut meines Feindes und meines Wohlthäters ſpritzte über meine Hand. Starr, wie eine Bildſäule, ſtand ich ſelbſt neben dem erſtarrenden Körper. Die Leute des Grafen eilten auf den Schall herzu. Es war ihnen leicht, den Zuſammenhang der blutigen Szene zu errathen. Sie vergötterten ihren Herrn, allein ſie liebten auch mich mit ſeltner Anhänglichkeit. Das, was ſie von meinem Schickſal errathen haben mochten, ſchien ihr Mitleid zu erregen; ſie drängten mich zur Flucht; einige von ihnen brachten mich nach einem ſchnell herbeigebrachten Wagen, warfen noch eine Rolle Geld zu mir hinein, und geboten dem Poſtillion die größte Eil. Halb leblos ließ ich mich führen, wohin man wollte. Der Wagen hielt bei dem einſamen Poſthauſe der nächſten Station; ich bin nun hier geblieben; ich will nicht weiter reiſen. Leb wohl, mein Freund! der Morgen dämmert ſchon an den Fenſtern auf. — Bald wird mich die verfolgende Gerechtigkeit vernichten; blutig war meine That, blutig mag ihre Vergeltung ſeyn! — Leb wohl, mein Ferdinand!

Fünfter Brief.

Ferdinand! wo ſoll ich anfangen? O mein Freund, wie darf ich Unwürdiger ein ſolches Glück das meine nennen? Welch ſchneller

Wechſel des Schickſals! Ich glaubte, die Boten der Gerechtigkeit nahen zu hören, als ich meinen Brief an Dich ſchloß; und die Kunde des Lebens drang in meine Nacht. Es war ein Diener des Grafens, der mit bebender Eil in mein Zimmer trat. Er brachte mir die Nachricht, daß der Graf lebe, und mich zu ſprechen wünſche. Die Kugel, die meine Wuth nur ſchlecht gerichtet hatte, und von der ich ſein Gehirn zerſchmettert glaubte, war nur leicht verwundend an ſeinem Haupte vorüber geſtreift, die Betäubung des Schuſſes hatte ihn zu Boden geſtürzt. —

O **Ferdinand**, mit welchem freudigen Zittern ich die Nachricht vernahm, und dem Boten augenblicklich folgte, kannſt Du Dir denken. Die Vorſtellung ſeines Todes hatte ja ſchon längſt, mir ſelbſt unmerklich, die Rache in meiner Bruſt entwaffnet, und die alte Liebe für ihn aufgeregt; aber als ich nun in ſein Zimmer trat, als mich die Gewalt ſeines lange verehrten, herzgebietenden Anblicks ergriff, und er ſich nun bleich von ſeinem Lager empor richtete, und die hohen, reinen Blicke, die eingeſunken waren von den Schmerzen dieſer Nacht, himmliſch, mild und verzeihend nach mir wandte, mein Bruder! da ſchwand jedes Wuthgefühl aus meiner Seele, und ich ſtürzte überwältigt an der Seite ſeines Lagers auf die Kniee.

„Felix,“ ſagte er, indem er mir mit einem ſanften Lächeln die Hand reichte, und mich aufſtehen hieß — „ich verzeihe dir! Verzeihe auch du mir den Anſchein von Unrecht, der auf mich fällt, und wiſſe, daß ich ältere Rechte auf Adelaiden habe! Wiſſe, daß ſie meine Tochter iſt! Erſt den Tag vor deiner Rückkunft entdeckte ich das glückliche Geheimniß; ich bat Adelaiden, mich hieher auf's Land zu begleiten, wo ich, in unentweihter Stille, der reizenden Vermuthung nachſpühren wollte, die mir noch eine Ausſicht auf längſt verloren geglaubtes irdiſches Glück eröffnete. Ihr frommes, kindliches Vertrauen willigte ohne Bedenken in meinen Wunſch, den ich durch hinreichende Gründe zu unterſtützen wußte. Vom erſten Anblick an hatte mich Adelaidens Aehnlichkeit mit ihrer theuren, unvergeßlichen Mutter wunderbar ergriffen, deren Porträt ich noch kürzlich mit dem lebenden Abbild ihrer Vollkommenheit verglich; doch glaubte ich nicht an die Möglichkeit ihres Daseyns, bis mich ein leichter Zufall auf dieſe Ahnung leitete. Ich hatte Briefe und Papiere mit hierher gebracht, wir tauſchten die Belege aus, und eben war der Augenblick gekommen, wo ich in völliger Klarheit die geliebte Tochter in die Armen ſchloß, als uns Dein überraſchender Eintritt ſtörte.“

Bruder Ferdinand, welche Gefühle wachten bei dieſer Rede des edeln Grafen in mir auf! Ich konnte nicht an der himmliſchen Wahrheit zweifeln, die ſeine Worte und

Adelaidens Anblick, die eben jetzt ins Zimmer trat, in meine Seele blitzten. Auch sie war bleich; aber leuchtend, wie ein Engel der Unſchuld, ſtand ſie vor meinen beſtürzten Blicken. O, wenn ich an meine unſelige Heftigkeit dachte, die bald uns Allen ſo grenzenlos verderblich geworden wäre: ich hätte die vatermörderiſche Kugel gegen die eigne Bruſt richten mögen! Doch, wie der Regenbogen in den Sturm, ſo lächelte Adelaide in die Stürme meiner Seele. Ohne Vorwurf, himmliſch beruhigend, ſchloß ſie mich in ihre Arme, nachdem ſie ihren erſten zärtlich-beſorgten Gruß dem edlen Kranken geweiht hatte. „Mein Felix," ſagte ſie, mit dem linken Arm mich umſchlingend, mit der Rechten die geliebte väterliche Hand an ihren Buſend rückend — „kennſt Du nun die heilige, wunderbare Sympathie, die mich immer, mir ſelbſt unerklärbar, räthſelhaft zu dieſem angebeteten Vater zog?"

Der Graf ſchien ſehr angegriffen von ſo

vielen heftigen Erſchütterungen der letzten Stunden. „Mein Sohn,“ ſagte er matt — „und Du, Tochter der heiligſten und doch unglücklichſten Liebe! ich bin Euch die Erzählung meiner Geſchichte ſchuldig, allein laßt mir ein wenig Erholung. Finde ich mich dieſen Abend leichter: ſo ſollt Ihr ſie erhalten, treu, wie ſie in meiner Erinnerung lebt.“

Wie mir die Stunden dieſes Tages hingingen, ach, wie kann ich Dir es beſchreiben! In einer Art von Rauſche brachte ich ſie zu. Alſo Adelaide blieb mein? Es war das Bildniß ihrer Mutter, das mich Raſenden ſo in Aufruhr gebracht hatte. Der herrlichſte Mann war mir zum Vater geſchenkt, und ich Unſeliger hatte dies geliebte Leben in Gefahr des Todes geſetzt! Adelaide war nicht minder in ſchmerzlicher Unruhe über ſeinen Zuſtand, die ſie aus Schonung gegen mich mir zu verbergen ſtrebte. Die Wundärzte beruhigten indeß unſre Furcht, und am Abend war er ſo geſtärkt, daß er ſein Verſprechen halten und uns die Geſchichte mittheilen konnte. Die Kerzen waren eben in ſeinem Zimmer angezündet, als er uns zu ſich rufen ließ, und uns beim Eintritt heiter-lächelnd winkte, uns in trauliche Nähe neben ſein Lager zu ſetzen. Ach, Ferdinand, alles Gewicht meiner Schuld fiel auf mein Herz bei ſeinem Anblick und bei den rührenden Beweiſen ſeiner Güte. „O mein Vater!“ ſchrie ich, indem ich unter hervorſtürzenden Thränen ſeine Hand ergriff — „Iſt es möglich? Können Sie ein Verbrechen, wie das meinige, verzeihen?“

„Mein Felix,“ ſagte der Treffliche, tief bewegt — „wie ſoll ich Dich anklagen, ohne mich ſelbſt zu verdammen? Wunderbar iſt die Gerechtigkeit des Himmels! Durch das ganz gleiche Vergehen eines Andern wird meine eigne ſchwere Schuld geſtraft. — Ihr ſollt meine Geſchichte hören.“

Er theilte uns nun, mit einigen Unterbrechungen körperlicher Schwäche und angegriffenen Gemüths, die Geſchichte mit, die ich mir faſt wörtlich aufgezeichnet habe, und die ich hier beilege. Dir ſie mitzutheilen, iſt kein Mißbrauch des edelſten Vertrauens, Du weißt den Werth eines ſolchen Herzens, auch unter ſeinen Verirrungen zu würdigen.

Geſchichte des Grafen Reimond.

Ich bin, wie ihr wißt, aus einer der feurigen ſüdländiſchen Nationen entſprungen, die die Glut ihres Himmelſtrichs, in ihrem Blute und in allen ihren Leidenſchaften, mit ſich tragen, und wären ſie auch zwiſchen das Eis der grönländiſchen Wüſten verſetzt. Nur Schmerzen, wie ich gelitten habe, nur Thränenſtröme, aus den tiefſten Quellen des Lebens gefloſſen, ſind vermögend, dieſes Feuer zu mildern; aber — ſie löſchen auch zugleich das Sonnenfeuer des Glücks auf immer in dem ertödteten Herzen. — Lange Zeit, nachdem ich die Grenzen der Jünglingsjahre betreten hatte, waren alle

Triebe meines heißen Herzens, war alle mein Streben nur der Ehre geweiht. Von Jugend auf von meinem Vater zum Waffendienſt beſtimmt, den ich leidenſchaftlich liebte, ſtrebte ich, die Erwartungen meiner ſtolzen Familie nicht zu täuſchen. In mehreren Feldzügen außerhalb meines Vaterlandes, erwarb ich mir Ruhm, und ſtand an der Spitze eines mir anvertrauten Korps, das mich mit Frohlocken als ſeinen Anführer grüßte. Die Ehre und die Liebe meiner Waffenbrüder hatten bis dahin meinem Herzen hinreichende Beſchäftigung gegeben; die Liebe kannte ich noch nicht, aber ſie erwachte denn auch mit aller Stärke meiner glühenden Seele. Der Krieg war geendigt für einige Zeit, doch konnte ich nicht in meine Heimath zurückkehren. Ich blieb in einer entfernten, von uns eroberten, Landſchaft in Beſatzung ſtehen. Dort lernte ich ein Mädchen kennen, das mit körperlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit zugleich eine charaktervolle Stärke der Seele verband, das, indem es mein Gefühl mit ſüßem, mir noch unbekanntem, Zauber umfing, zugleich für meinen Geiſt eine würdige Gefährtin ſchien. Nur eine ſolche konnte meiner Sehnſucht genügen. Aber — Matilde war nicht reich, und nicht dem Range meines Hauſes angemeſſen. Nie konnte ich hoffen, daß meine Familie in eine Verbindung mit ihr willigen würde. Auch ich war ſtolz, aber ſo, daß ich mich über äußerliche Zufälligkeiten erhaben fühlte, ſobald mein höheres Bewußtſeyn entſchied. Matilde, die meine Liebe mit der ſchönſten Gegenliebe belohnte, ſie war meine Königin, durch ihre Tugenden dazu erhoben; und ich wankte keinen Augenblick, mein Schickſal an das ihre zu binden; nur kindliche Ehrerbietung hinderte mich, öffentlich ein Band zu knüpfen, von dem die Ruhe meines Lebens abhing.

Matilde willigte in eine heimliche Vermählung mit mir. Sie liebte mich genug, um mir alle die angenehmen Verhältniſſe aufzuopfern, in denen ſie, obwohl elternlos, mit ihren übrigen Verwandten lebte. Ich kaufte ein kleines Landgut, ohnfern meinem Standquartier, in einer ſchönen romantiſchen Gegend, und es waren Tage — ach die einzigen Tage des Glücks, die mein Leben zählt, wenn ich froh, nach vollendeten Dienſtgeſchäften, zur ſtillen Freiſtatt meiner Liebe eilen konnte. Die Landſchaft lag zuweilen noch im rothen Abendfeuer, zuweilen hatten ſich die Sterne ſchon entzündet. Wenn ich dann mit der Geliebten durch die reizende Gegend wandelte, wenn der Waſſerfall, in dunkeln Melodieen, in unſre ſüßen Liebesreden ſprach, wenn durch den Blüthenhain die Sterne zu uns niederblickten, die freundlichen, verſchwiegnen Zeugen unſrer Seligkeit — doch was darf ich Euch, Ihr Glücklichliebenden, die Wonne ſolcher Augenblicke ſchildern? Ach, hätte ich ſie zu feſſeln gewußt! hätte ich nicht freventlich mich ſelbſt darum betrogen! gerade in dem Augenblick, wo mir das heiligſte Glück bevorſtand, das Glück, dies theure Kind an meine Bruſt zu drücken! Ach, jene unglückliche Leidenſchaft, die Dich, mein Freund, an den Rand des Abgrunds führte, die furchtbare Eiferſucht, ſie ſtürzte mich in ſeine Tiefe!

O könnte ich Alle unſers Geſchlechts vor dieſer grauſamen Tyrannin warnen, die ſich unſre Freundin nennt, indeß ſie ſich mit unſerm Blut und unſern Thränen nährt! Wir ſind nicht vermögend, die zarten Abſtufungen eines ſchönen, weiblichen Herzens zu begreifen; unſre rauhe Heftigkeit verurtheilt oft nach dem Schein, wo ſie die Wahrheit nicht erreichen kann. Nur Glaube iſt der ſchöne Ankergrund des Glücks und das Unterpfand der wahren liebenden Vereinigung.

Ich weiß nicht, wie viele Umſtände ſich verbunden hatten, meine natürlich eiferſüchtige Stimmung zu erhöhen, zu verſtärken. Erſt ſpäterhin bin ich auf die Vermuthung gekommen, daß meine Verwandten und diejenige, die Ihr als meine Gattin habt kennen lernen, geheime Triebfedern meiner unſeligen Uebereilung geweſen ſind. Ohne mein Wiſſen iſt mir ſchon früh jenes konventionelle Band beſtimmt geweſen, und man hat — von meiner Verbindung heimlich unterrichtet — auf die Zerſtörung meines Glücks die Ausführung des früh entworfenen Plans gebaut. — So wurden mir von verſchiedenen Seiten deutungsvolle Winke hingeworfen, die das Gift in meine Adern brachten. Nur von unbeſtimmten Schreckbildern gefoltert, fühlte ich mich beſchämt, ſo oft ich in die Gegenwart meiner Geliebten trat, und ihr in die reinen Augen ſah. Ich wußte keinen Grund für meine Zweifel anzugeben, und doch, ſo wie ich entfernt war, kehrten jene quälenden Phantome immer mit erneuter Stärke in mein Herz.

In dieſer Stimmung ward ich zu einem

kriegeriſchen Unternehmen befehligt, das mich auf mehrere Monden entfernt hielt. Die Zeit war nahe, die Dir, meine Adelaide, das Leben geben ſollte. Mit Angſt und Wonne hatte ich wechſelnd an meine verlaßne Geliebte gedacht. Mit zärtlicher Ungeduld flog ich zurück, ſobald es mir die Pflicht vergönnte; aber ach, jener Dämon, der vor der ernſtern Stimme der Liebe und der Natur geſchwiegen hatte, noch immer barg er ſich in den Falten meines Herzens, und trat mir jetzt, als ich bei einbrechender Dämmerung dem ſtillen Wohnſitz meines Glücks mich nahte, in der Geſtalt eines der Freunde entgegen, die ſo geſchäftig Ruhe und Vertrauen aus meinem Herzen vertrieben hatten. Er kam aus jener Gegend. „Reimond!" rief er mir zu, ſobald er mich erkannte — „willſt Du noch auf Deinen Glauben an Weibertreue beſtehen: ſo eile nach Deinem Hauſe! Mit dieſen Augen habe ich jetzt viele Abende hinter einander einen Mann, in dunkeln Mantel gehüllt, zu Deiner Gattin ſchleichen ſehen! — wahrſcheinlich — ſie über Deine Abweſenheit zu tröſten! — So eben iſt er wieder bei ihr!“

Ein Feuerſtrom goß ſich bei dieſen Worten durch meine Adern. Ohne Beſinnung ſtürzte ich nach dem Hauſe, trat durch eine Seitenthür, die ich wider Erwarten offen fand, in den abendlich dämmernden Garten, wo mir vergebens alle freundlichen Erinnerungen ſüß und verſöhnend entgegen kamen; ich flog durch die duftenden Blumenfelder, durch die Büſche, die mir einſt ſo theuer waren, und die mich jetzt mit ihren Ranken aufzuhalten ſtrebten, auf dem Wege des Verderbens. Am vordern Eingange des Hauſes ſah ich die Kammerfrau meiner Geliebten Wache halten; mein Argwohn ſtieg mit furchtbarer Gewalt. Ich ließ ihr nicht Zeit, mich zu erkennen. Ich ſtürmte die Treppe hinauf, riß die Thür auf, und —

erblickte mein Weib in den Armen eines jungen Offiziers, von der feindlichen, durch uns überwundenen, Partei.

Was in dem Augenblick in meiner Seele vorging, kann ich nicht ſagen; nur ſo viel weiß ich, daß ſich der Verhaßte mit gewandter Schnelle meiner Wuth entzog, nach einem Seitenzimmer ſchlüpfend, und daß mein Degen, der einmal zur Rache gegen ihn gehoben war, in den Buſen meiner unglücklichen Gattin zuckte, noch ehe ich ſelbſt wußte, wie mir geſchah.

„Mörder!“ ſchrie der erſt Entflohne, bei dem Schrei, mit dem ſie todt zu meinen Füßen ſtürzte, und flog zurück, um jetzt mich mit erbitterter Heftigkeit anzugreifen. Der Anblick ihres Blutes hatte ſchnell den auflodernden Zorn in meiner Seele gedämpft; ich wollte ihr zu Hülfe eilen, und, gleichſam wider meinen Willen, weckte der Angriff des Verwegenen meine Rache gegen ihn.

Wir kämpften einige Minuten lang, und auch der Jüngling ſank verwundet zu Boden.

Die Kammerfrau war indeß herbei gekommen, und beſchäftigte ſich um ihre Gebieterin; ich ſank neben der Getödteten nieder. „O um Gottes willen, gnädiger Herr!“ rief die Dienerin — „was haben Sie gethan? ſie kommt nicht wieder zum Leben!“

„Ach Schweſter!“ ſeufzte der Verwundete matt — „um meinetwillen mußt Du ſterben? So lohnt er Dir, um den Du Vaterland und Ehre aufgeopfert haſt?“

„Schweſter!“ rief ich dumpf, und ein Nebel ſchien von meinen Augen zu fallen, der bald mit der blendendſten Beleuchtung wechſelte. Ach, zu ſpät wird uns armen Irrenden gewöhnlich dann erſt volle Klarheit, wenn wir das Theuerſte durch unſern Wahn verloren haben! — Uebereinſtimmend aus dem Munde der Dienerin und des Verwundeten, der ſich unter der Pflege meiner Leute wieder erholte, erfuhr ich nun, daß mein geglaubter Nebenbuhler kein Anderer, als der Bruder meiner unſchuldigen, ermordeten Geliebten war, der, unter der feindlichen Partei dienend, ſich zu einer Verſchwörung gegen die unſrige verbunden hatte, und jetzt nur einmal gekommen war, die geliebte Schweſter zu ſehen. Ihre Verbindung mit mir hatte, ſo wie er ſie in der Ferne erfahren, ſeinen heftigen Zorn gegen ſie erregt; ihre ſchonende Zartheit verhehlte mir dies; und da ſie nicht glaubte, daß wir uns ſo leicht begegnen würden, vermied ſie, von dem Entfernten zu ſprechen. Seine Liebe für ſie beſiegte endlich ſeinen Unwillen, und da ihn ſein Beruf in die Nähe führte, be nutzte er die Zeit meiner Abweſenheit zu einem Beſuche, den er in ſeiner Lage höchſt geheim halten mußte.

In einem Zuſtand dumpfer Verzweiflung hörte ich das alles an, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, ſie wieder zu erwecken. Alle meine Kraft und Entſchloſſenheit war mit der Blume meines Lebens getödtet. Daß Flucht nach meiner Handlung nothwendig war, hatte ich nicht Faſſung, einzuſehen. Der Bruder, obwohl mein Feind, war großmüthig genug, ſelbſt meine Rettung anzuordnen, und mir einen treuen Diener mitzugeben, der mich Halbbewußtloſen durch abgelegene Länder zu entfernten Verwandten führte, wo ich anfangs Zuflucht und nach und nach Beruhigung fand; allein der Frohſinn meiner Seele war auf immer dahin.

Meine Familie wußte mir Sicherheit zu verſchaffen; ich wohnte noch mehreren Feldzügen bei; der Tod floh mich. Auf den Wunſch meiner Eltern vertauſchte ich endlich den Kriegsdienſt mit dem meiner jetzigen Laufbahn, und aus derſelben Nachgiebigkeit gegen ſie, da ich einmal auf kein irrdiſches Glück mehr rechnen durfte, willigte ich in jene ſo lange von ihnen gewünſchte Vermählung, die — freilich wohl nicht beigetragen hat, mein Leiden zu erleichtern.“

Erſchöpft ſchwieg der edle Graf einige Augenblicke nach dieſen Worten; Erſtaunen und Rührung ſchloſſen unſre Lippen, und nach einer Pauſe fuhr er fort:

Mehrmals ſeitdem habe ich, einem irrenden Schatten gleich, den Wohnplatz unauslöſchlicher Erinnerungen beſucht, und immer die Beſtätigung von Matildens Tode mit mir gebracht. Adelaide hat neues Leben in mir entzündet durch die Entdeckung, daß ſie meine Tochter ſey, und daß ihre geliebte Mutter lebe, welche nach jenem ſchauderhaften Auftritte und nach meiner Entfernung ſich wieder erholt, und ſo ſchnell es ihre Kräfte geſtatteten, jene fürchterliche Gegend verlaſſen, und ſich weit, weit davon in der entlegenen Schweiz einen Zufluchtsort für ihren unheilbaren Gram gewählt habe, wo Adelaide dann bald darauf geboren wurde. — O Gott! mit welchen Empfindungen muß ſie dem Kinde ihres Mörders das Leben gegeben haben! — Die bittere Scheu gegen das ganze menſchliche Geſchlecht, wovon mir Adelaide ſagt, ach ſie ſagt mir nur zu ſehr, welches ihr Gefühl gegen mich ſeyn wird, gegen mich, dem zu Liebe ſie einſt jeden Anſpruch auf ein ſicheres, von den Ihren anerkanntes, Glück aufgab, und von dem Unwillen, ſelbſt von der Verachtung aller ihrer Freunde belaſtet, mit dem dort verhaßten Fremdling in die Einſamkeit entfloh, um dort in weiter Welt nur ihm zu leben.

Mißtrauen gegen mich hatte man ihr von allen Seiten einflößen wollen; Elend, Verachtung drohte ihr ringsumher, wie ein wogendes Meer, wenn ich ſie je verließ. Der Glaube ihrer Liebe ſtand wie ein Fels in dieſem Meer, und ich, ich Unglückſeliger, ich lohnte durch Verdacht und Wuth ihr heiliges Vertrauen! Ach, ich kenne ihren Charakter. Energiſch, wie ſie lieben konnte, wird ſie mich jetzt ſcheuen und verachten! — Wie darf ich da wohl hoffen, den Rückweg in mein verlornes Paradies zu finden? — Meine Kinder, ich mußte Euch dieſe Geſchichte treu mittheilen, um zu Eurer Vermittelung bei der Erzürnten flüchten zu können. O wollt Ihr wohl meine Friedensengel werden? Adelaide, willſt Du Vergebung flehen für Deinen unglücklichen Vater?"

Hier endigte Graf Reimond ſeine Geſchichte. Wir überdeckten ſeine Hände mit Küſſen und Thränen, und ſuchten ſeinen aufgeregten Schmerz durch jeden lindernden Troſt zu beſchwören. — Und zweifelſt Du auch, Ferdinand, daß ihm die beleidigte Liebende verzeihen wird? Es iſt wahr, ſie hat ihn im Gefühl gerechter Kränkung geflohen; aber ſie kennt bis jetzt auch nur ſein Vergehen, nur ſeinen Undank, ſeine Grauſamkeit, wie ſie es nennt, und nicht ſeine tiefe glühende Reue, nicht den Schmerz, der vor der Zeit ſein Leben gebrochen hat. Es iſt beſchloſſen worden, daß wir Alle, ſobald es die Geſundheit des Grafen erlaubt, die Reiſe zu ihr unternehmen wollen.

Sechſter Brief.

Was Du geahnet haſt, mein Ferdinand, was Du haſt ahnen müſſen von der heiligen Gewalt der Liebe, es iſt erfüllt. Ich ſchreibe Dir dieſen Brief aus der Schweiz, aus dem Aufenthalte — ſonſt banger Trauer, jetzt beſeligter, verſöhnter Liebe! Ja, ſie iſt verſöhnt. Fordre nicht, daß ich Dir die Szene überfließender Zärtlichkeit, ſchmerzlicher Wonne ſchildern ſoll! Mahle ſie Dir ſelbſt mit Deiner empfänglichen Seele. — Mein Glück iſt jetzt erſt vollkommen, ſeit ich auch den verehrten theuren Grafen glücklich weiß. Der Tod ſeines Vaters gibt ihm die Freiheit, auch öffentlich die als ſeine Gemahlin zurückzuführen, die das Weib ſeines Herzens war. Schwer hat er ein Vergehen gebüßt, das mir Unwürdigen die Gunſt des Himmels ſo ſtraflos hat vorüber gehen laſſen, und deſſen ſich im mindern Grade ſo viele der Unſrigen ſchuldig machen. — O möchte dieſe Geſchichte ein Warnungsſpiegel für unſre irrenden Brüder werden!

Louiſe Brachmann.

Poetiſche Kleinigkeiten.

1.

Shakeſpeareſches Liedchen.

(Aus: Twelfth-Night; or, What jou will. Act. II. Scene V.)

Hole mich ab, hole mich ab, Tod!
Leg' unter die Cypreſſen mich!
Entfleuch, entfleuch, du Lebenshauch!
Ein grauſam Mädchen tödtet mich.
Mein weißes Leichenkleid, — umſteckt's
Mir dicht mit Rosmarin!
Getreulich theilt es meinen Tod;
So theilt kein andrer ihn.

Keine Blume, keine Blume ſüß
Mögt auf den ſchwarzen Sarg ihr ſtreu'n.
Kein Freund, kein lieber Freund begrüß'
Mein armes, ruhendes Gebein.

Ach! tauſend Seufzer zu ſparen,
Bergt mich am Ort,
Wo nimmer finde treue Lieb' mein Grab,
Zu weinen dort!

2.

Flüchtigſte Zeit.

Ach, wie ſchwand, von Flügeln getragen,
Schnell dahin die köſtlichſte Zeit! —
Traurig muß ich nun weinen und klagen,
Weinen und klagen, ſo morgen, wie heut.
„Zeit der Liebe!“ — muß weinend ich ſagen —
„Zeit der Liebe! du wäreſt noch ſchöner,
Wäreſt du nicht die flüchtigſte Zeit.“

3.

Opfergebet.

Dieſe Roſen, dieſe Myrten
Leg' ich dir auf den Altar;

Dieſe zarten Turteltäubchen
Bring' ich dir zum Opfer dar.

Anadyomene, neige
Huldvoll dich zu meinem Fleh'n!
Laß die Liebſte für mich glühen;
Oder — meine Gluth verwehn!!

4.

An Liebchen.

Auf dem Spaziergange.

(Anakreontiſches Liedchen.)

Hier, o Liebchen, laß uns weilen!
Schattig iſt es hier und kühl.
Schau! mit Blüthen und mit Blättchen
Treibt der junge Weſt ſein Spiel.
Horch, wie ſüß die Bächlein rauſchen!
Könnten wir vorübergehn? —
Liebchen, nein! — wir bleiben ſtehn:
Bei des Weſtes lindem Wehn,

Bei der Bächlein ſüßem Rauſchen,
Zärtlich Kuß um Kuß zu tauſchen.

5.

Das Muſchelchen.

Willſt du, Freund, das Schönſte finden:
Lern' Verborg'nes wohl ergründen!
Denn es birgt ein ſüßer Kern
Sich in rauhe Schaalen gern.

Ein Muſchelchen lag am Strande,
Zwar unſcheinbar und klein;
Doch ſchloß der Perlen ſchönſte
In ſeinen Schooß ſich ein.
Die Menge lief vorüber,
Sie achtete nicht drauf;
Still kam ein Kenner gegangen
Und hob das Muſchelchen auf.

6.

Die Blume vor Mollys Bruſt.

O Blume, wie beneid' ich dich!
O, könnt' ich mir dein Loos erwerben!
An Mollys Buſen wirſt du ſterben! —
Wo ſtürb', wo ſtürb' es ſüßer ſich? —

7.

Jedem das Seine.

Der Eine jagt nach Stern und Orden,
Ein And'rer wünſcht, geliebt zu ſeyn.
Der wählt den Pfad zum rauhen Norden,
Und Jener lenkt gen Süden ein.

Wünſch' Jedem Glück zu ſeiner Reiſe!
Gönn' Jedem gern, was ihn erfreut!
Und du, verfolge deine Gleiſe,
Wie dir's der innre Gott gebeut!!

8.

Unter Emanuels Bild.

O heilig' Angeſicht! o gotterfüllter Blick,
Von Andacht ſtill verklärt, zum Himmel aufgehoben! —
Laut ſpricht aus euch der Geiſt: „Mein Heimathland iſt droben;
Mich lockt kein Tand der Welt, mir gnügt kein irdiſch Glück;
O Vater, führe mich in's Heimathland zurück!!“

Friedrich B.b..k.

Rückblicke

auf meine Reiſe im Jahr 1813.

Man kann nicht leicht eine anziehendere, zugleich bequemere und wohlfeilere Reiſe machen, als wenn man ſich in Regensburg auf ein ſogenanntes Donauſchiff ſetzt, und bei günſtigem Wetter den prächtigen Strom bis Wien hinunter fährt. So lange die Jahreszeit es erlaubt, findet ſich jede Woche einmal, und mitunter noch öfter, Gelegenheit dazu. Will man ſich ihrer zur Reiſe dorthin bedienen: ſo zahlt man etwa einen Dukaten für die ganze, ungefähr ſechszig Meilen lange Fahrt, und bekömmt dadurch das Recht auf einen Platz unter den Honoratioren, in einer Art von Cajüte, wo es wenigſtens ein paar ſchmale Bänke, und einen faſt eben ſo ſchmalen Tiſch zur nöthigſten Bequemlichkeit giebt. Wer noch wohlfeiler reiſen will, wird in den hintern Theil des

Fahrzeuges verwieſen, um auf Kiſten und Fäſſern zu thronen. Und die Handwerksburſche, die ganz unentgeldlich mit wollen, müſſen blos die Verpflichtung übernehmen, abwechſelnd an zwei großen Rudern zu arbeiten, wenn der Strom bei ungünſtigem Winde das Fahrzeug nicht raſch genug forttreibt.

So beſteht die ganze Bevölkerung aus zwei ſehr verſchiedenen Geſellſchaften, die einander nicht unangenehm berühren. Hier und da giebt es einen Ruhepunkt, wo man, während der Schiffer ein- oder ausladet, oder das Mauthweſen und dergleichen zu beſorgen hat, einmal ans Ufer ſpringen, ſich in einem Wirthshauſe erquicken, und manchen intereſſanten Gegenſtand beſchauen kann. Und wäre das auch einmal einen ganzen Tag lang nicht der Fall geweſen: ſo wird wenigſtens des Abends ans Land geſtiegen. Ohne von der Unbehaglichkeit, welche eine anhaltende Fahrt im

Wagen verurſacht, etwas empfunden zu haben, tritt man aus dem Fahrzeuge ans Ufer, genießt mit voller Munterkeit, was noch zu genießen iſt, und findet für die Nacht eine mehr oder weniger bequeme Ruheſtätte.

Das Unangenehmſte bei dieſer Reiſegelegenheit iſt unſtreitig die Beſchränkung, daß man nirgends und niemals länger ans Ufer kann, als wo und wie es der Schiffer für gut findet, und daß man daher bei hundert ſchönen und merkwürdigen Stellen und Gegenſtänden unaufhaltſam vorüber muß. Will man alſo dieſe Reiſe auf eine möglichſt vollkommene Art genießen: ſo muß man ſich ein eignes Fahrzeug verſchaffen, und weder Zeit- noch Geldaufwand ſcheuen, um landen zu können, wo es einem beliebt, und am Ufer zu verweilen, ſo lange es einem dort gefällt. Aber freilich könnte es dann wohl geſchehen, daß man auf dieſe Weiſe ſtatt der gewöhnlichen fünf bis ſechs

Tage, faſt eben ſo viele Wochen zubrächte, ehe man nach Wien käme. Denn einem lebhaften, ſchauluſtigen Reiſenden möchte leicht an hundert Stellen die Luſt ankommen, zu landen. Wie viele anziehende Städte, wie viele freundliche Dörfer, wie viele glänzende Schlöſſer, wie viele einzelne, einſiedleriſche Hüttchen, Kapellen und Ruinen gäbe es zu beſuchen! wie viele nützliche Anſtalten und Werkſtätten, wie viele Kunſtſachen und Künſtler wären kennen zu lernen! wie viele Berge und Felſen zu beſteigen! wie viele entzückende Ausſichten zu genießen!

Indeſſen hat doch auch jene unvollkommene Fahrt ihre eigenthümlichen Reize. Das größere Leben der bunt zuſammengewürfelten Schiffsbevölkerung gewährt manche, zum Theil luſtige Unterhaltung. Ich ſtand oder ſaß gewöhnlich ganz vorn auf der Spitze des Fahrzeuges, wo ich nicht allein hinunter in unſre offne Cajüte ſehen konnte, ſondern auch gewöhnlich ein ſehr buntes, oft recht mahleriſches Bild auf dem flachen Bretterdache, welches den größten Theil des Fahrzeuges bedeckt, vor mir hatte. Da ſtanden zunächſt auf einem eignen Geſtell die Schiffsleute und der Lootſen, deſſen man häufig bedarf, nebſt den Handwerksburſchen, welche eben die Reihe traf, am Ruder ihre Sklavendienſte zu verrichten. Weiterhin, auf dem flachen Dache, ſaßen, ſtanden, oder lagen in bunter Reihe die Herren und Damen aus dem Hintertheile des Schiffs, unter welche ſich mitunter auch wohl ein hübſch geputztes Bürgermädchen verlief, das mit dem ſeidnen Sonnenſchirmchen der leicht beweglichen Gruppe eine anmuthige Spitze lieh. — Die Schiffer nannten die Nahmen der Oerter, an denen wir vorüber fuhren, erzählten von den Merkwürdigkeiten derſelben, und theilten auch wohl eine alte Volksſage mit. Unter der dahinter befindlichen Geſellſchaft gab es noch abwechſelndere Unterhaltung, bei welcher bald die Einfalt, bald der naive Volkswitz zum Lachen reizte. Die Ruderſklaven aber ſangen viele ſchöne Beiträge zu des Knaben Wunderhorn ab; und ſchroben dann zur Abwechſelung einander mit ihren verſchiedenartigen Gewerben, wobei indeß am meiſten zwei Schneider zum leichtgetroffnen Ziele dienten.

Die armen Nadelhelden thaten nämlich gewöhnlich, als ob ſie ſchliefen, wenn die Reihe an ſie kam, die großen, ſchweren Ruder zu handhaben. Seit man nun gemerkt hatte, daß ſie nicht wirklich ſchliefen, ging Niemand mehr hin, um ſie aufzurütteln, ſondern man warf ihnen nur aus der Ferne ſo viele Schwärmer des Spottwitzes zu, bis ſie es nicht mehr aushalten konnten, und dienſtwillig hervorgekrochen kamen.

Aber ich wäre ein Verläumder, wenn ich ſagen wollte, daß ich, ſo weit meine Augen und Ohren reichten, irgend etwas Unanſtändiges geſehen oder gehört hätte. Auch ſtörte mich nichts, wenn ich, frei zwiſchen Himmel und Waſſer, einen Brief oder ſonſt etwas ſchrieb. Mein kleines Reiſeſchreibzeug ſtand auf dem Rande des ſanft gleitenden Fahrzeugs faſt ſo feſt, wie auf dem Tiſche im Zimmer, und Niemand wurde mir durch irgend eine Zudringlichkeit beſchwerlich.

Und ſo unangenehm es auf der einen Seite iſt, dem vielen Schönen und Merkwürdigen, was rechts und links den Vorüberfahrenden einladet, in gleichmäßiger Bewegung vorübereilen zu müſſen: ſo würde ich doch, bei völlig freier Wahl, zuerſt eine Fahrt juſt auf dieſe Weiſe, und eine langſamere erſt hinterher anrathen, ſo wie man ein klaſſiſches Werk am nützlichſten erſt einmal unaufgehalten durchlieſt, ehe man es auf längere Zeit zur Hand nimmt, um ſeine einzelnen Schönheiten und beachtenswerthen Eigenthümlichkeiten zu ſtudiren.

Der ſchnelle Wechſel der mannichfaltigen Gegenſtände, an denen man, bei unaufgehaltener Fahrt, vorübereilt, gewinnt noch an Reiz durch die Sehnſucht, mit der man nach den vorzüglichſten Stellen ſchaut. Man ſeufzt hinüber nach den ſchön geſchmückten, fernbleibenden Ufern, wie nach einer hellen, phantaſtiſchen Traumwelt, nach der man die Arme ausbreitet, ohne ſie jemals erreichen zu können. Und der mächtige Strom, auf dem man hinabgleitet, iſt ein treffendes Bild des Stromes der Zeit, der uns, unbekümmert um unſre Sehnſucht und Freude, unwiderſtehlich hinab durchs Leben zieht.

* * *

Der Rhein mag immer der deutſche Königsſtrom heißen; aber die Donau wäre der wahre Kaiſerſtrom, wenn ſie auch keine Kaiſerſtadt an ihren Ufern begrüßte. Sie wiegt jenen auf, an Maaß, und Fülle, und Kraft, wie an Reichthum der Ufer, und an Menge und Größe der Inſeln, welche ſie umſpült.

Was in dem reizenden Rheingau an heitrer Segensfülle, und in dem ernſten Felſenthale, von Bingen abwärts, an romantiſcher Schönheit, auf einer Strecke von wenigen Stunden zuſammengedrängt iſt, das bietet die Donau, im vielfachen Wechſel, auf ungleich längeren Strecken, wenn auch nicht in ſchärfern Gegenſätzen, doch in ungleich reicherer Fülle dar.

Daß ich den Rheinfall hier nicht mit in Anſchlag bringe, wird mir Niemand vorwerfen, denn ich ſpreche von beiden Flüſſen nur in ſo weit, als ſie von Luſtreiſenden auf Schiffen befahren worden. Den Rheinfall aber pflegt man nicht hinabzuſchiffen, ſondern nur vom Ufer aus zu beſchauen.

Und wenn jedes Vergnügen, das an Gefahr grenzt, gerade hierdurch für den frohen Muth an Reiz gewinnt, ſo iſt auch von dieſer Seite eine Reiſe auf der Donau weit intereſſanter, als eine auf dem Rheine. Der Rhein hat in dem berühmten Bingerloch ſeine gefährlichen Klippen, welche der Schiffer im raſcheren Stromfalle ſorgſam zu vermeiden hat; allein ohne Vergleich wichtiger iſt der Strudel und der Wirbel der Donau. Und außer dieſer gefahrvollſten Stelle, welche zugleich die romantiſch-ſchönſte auf der ganzen Fahrt iſt, giebt es noch mehrere lange Strecken, die kein Schiffer, ohne einen Lootſen an Bord zu nehmen, befährt. Eine der wichtigſten erreicht man unterhalb Vilzhofen. Die Ufer treten da plötzlich ſo nahe gegen einander, daß der Strom vielleicht kaum die Hälfte ſeiner vorigen Breite behält. Mehrere Gruppen von Felſenſtücken ſtehen aus dem Strome hervor, und viele, noch gefährlichere, welche es unter dem Waſſerſpiegel giebt, verrathen ſich nur durch unruhiges Bewegen des Waſſers, wie in einem kochenden Keſſel, das hier und da in brauſende Wellen übergeht. Zufällig noch erhöht wurde der Eindruck, den dieſe Stelle auf unſre Reiſegeſellſchaft machte, durch ein nahendes Gewitter, deſſen Donner ein ſchönes Echo in den Bergen weckte, wodurch die Furcht vor einem leicht möglichen heftigen Windſtoße entſtand, der verderblich werden könnte, ſo ſicher auch ſonſt die Lootſen, mit ihrer genauen Kenntniß der zu nehmenden Richtung, das Schiff zwiſchen den Klippen hindurchleiten.

Auch unterhalb Engelhardszell, unterhalb Aſchau, Ens und Mölk gab es Stellen, wo das unruhig bewegte Waſſer ver:

borgene Felſen verrieth, oder wo es ſich an ihnen, mitten aus der Fluth hervorragend, gewaltſam brach. Da wird nicht gerudert, ſondern das Fahrzeug, für deſſen Richtung der Lootſen ſorgen muß, blos von der mächtigen Kraft des Stromes fortgetrieben.

So förderlich dieſe Kraft iſt, um den Strom hinab zu fahren, ſo hindernd iſt ſie, wenn man ihn hinauf fahren will. Es iſt ohne Pferde nicht möglich; daher werden die ſogenannten Donauſchiffe möglichſt leicht und wohlfeil gebaut, und größtentheils nach ihrer erſten und letzten Reiſe in Wien verkauft, um wieder auseinander gebrochen zu werden. Die Schiffer nehmen dann ihr Bündelchen auf den Rücken, und wandern auf feſtem Boden zurück.

Einzelne Schiffe mit Holz, und mehrere Flotillen mit Salz beladen, ſah ich aber doch ſtromaufwärts gehen. Ungemein große, kräftige, und doch dabei ſchöngebaute ſteyermärkiſche Pferde, davon ich einmal in einem Zuge 31 dicht hintereinander zählte, müſſen dieſe Fahrzeuge ziehen. Wegen vieler örtlicher Hinderniſſe durch unwegſame Ufer, müſſen die Pferde häufig von einer Seite des Stroms auf die andere oder auch auf Inſeln gebracht werden. Nicht ſelten geht ihr Weg höchſt beſchwerlich auf und nieder über treppenartige Klippen, wo ſie klettern müſſen, wie leichte Koſakenpferde. Oft gehen ſie auch lange Strecken, in der Nähe des Ufers, im Waſſer, wobei auf dem vorderſten Pferde ein Kerl ſitzt, der mit einer langen Stange die Tiefe des Waſſers prüft, während ſeine nachfolgenden Kameraden, zum Antreiben und Leiten der Pferde, ein Geſchrei machen, das man weit hinauf und hinab auf dem Strome hört, wie ein vorüberziehendes Heer des wilden Jägers. Ein unterhaltendes Schauſpiel für den Reiſenden, ſo lange er nicht an die Quälerei der Menſchen und Thiere dabei denkt.

* * *

Etwas iſt mir aufgefallen auf der Donau, was ich mir nicht erklären kann: nämlich ein ganz beſonderes, aber nur ſchwaches Geräuſch des Waſſers, wofür ich kein recht paſſendes Wort zu finden weiß. Es war eine Art von Kniſtern oder Ziſchen, daß ich mehrmals bemerkte, wenn unſer Fahrzeug eben recht ſanft hinglitt, und ich von der Spitze deſſelben ganz ungeſtört in die Flut hinunterſchaute. Auf der Waſſerfläche ſah ich dabei keine Bewegung, die mit dieſem Geräuſch in Verbindung zu ſtehen ſchien.

Die erſtenmale, da ich es bemerkte, traute ich mir ſelbſt nicht recht, und vermuthete irgend eine Täuſchung in meinen Ohren. Als ich mich aber endlich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall ſey, theilte ich meine Bemerkung einem Reiſegefährten mit, welches der Schiffer hörte. Dieſer verſicherte nun, dies Geräuſch längſt zu kennen; aber er behauptete, daß man es auf der Donau nur von da an höre, wo der Inn in dieſelbe fällt, und daß das Waſſer dieſes Fluſſes, ehe er in die Donau fällt, beſtändig ziſche.

In Wien, und wo ich ſonſt noch hiernach fragte, wollte Niemand etwas davon wiſſen.

Wenn es gegründet wäre, daß das Waſſer des Inn dieſe Eigenthümlichkeit hätte: ſo wäre es immer noch ſchwer zu begreifen, wie es dieſelbe, nach ſeiner Vermiſchung mit dem großen Donauſtrome, noch ſo lange behält, oder dieſem ſelbſt mittheilt. Denn Paſſau, wo der Inn in die Donau fällt, hatten wir ſchon am 10ten Auguſt erreicht; und es war am 14ten des Morgens, etwa in der

Nähe von Tuln, als ich die abermalige Beobachtung machte, welche die Erklärung des Schiffers veranlaßte! Alſo nachdem das Waſſer des Inn vielleicht dreißig Meilen weit in den vielfachen Krümmungen des Bettes der Donau mit fortgezogen war! — Welche Eigenſchaft kann das ſeyn, die ſich unter ſolchen Umſtänden, noch in friſcher Kraft erhält?

Möchte mich und das Publikum doch Jemand hierüber durch eine Mittheilung in dieſer Zeitſchrift belehren!

* * *

(Die Fortſetzung folgt.)

A. G. Eberhard.

Die Unterbrechung.

In dem Garten ganz alleine
Saß ich an dem Wieſenbach,
Und ich ſann beim Mondenſcheine
Meiner Lieb' in Tönen nach.
Sang und Klang,
Woge frank
Dich die ſtille Flur entlang.

Alle Vögel wurden munter,
Alle Blumen blickten auf,
Und die Sterne ſah'n herunter,
Und die Flut verzog den Lauf.
Liebe ſchwellt
Luft und Feld
Und die ganze ſüße Welt.

Und mein Hoffen und mein Sehnen
Gab ich ganz den Lüften Preis,
Bis ich ſchwieg vor ſüßen Thränen.
Ach, mir war ſo wohl und heiß,

Und ich ſann:
Herz, ſag' an,
Wie mein Lied nur enden kann.

Doch es wollte ſich nicht geben,
Und mir ward nichts weiter kund.
Ach, da fühlt' ich warmes Leben
Zarter Finger vor dem Mund,
Und ſie ſtand
Rückgewandt!
O du liebe, weiße Hand!

Hätt' ich nun beim Rückwärtsneigen
Nicht den Schluß vergeſſen gar:
Müßt' ich ihn doch jetzt verſchweigen,
Schweigen möcht' ich immerdar!
Zarter Gruß!
Seel'ger Schluß,
Wenn die Lippe ſchweigen muß.

Gottwalt.

Die Aufopferung.

(Frei nach dem Engliſchen.)

Dormont's Tiſchzeit war um vier Uhr. — Heute kam er um eins nach Hauſe. Emma, ſeine Gattin, ſtaunte, als ſie ihn klopfen hörte, eilte ihn einzulaſſen, und betrachtete ihn vom Kopf bis zum Fuß, voller Sorge, daß vielleicht etwas Uebles vorgefallen ſey. Aber ſein Lächeln verſcheuchte bald alle bange Vermuthungen. „Sieh hier, meine Emma," ſprach er — „hier iſt ein Geſchenk für Dich. Ich habe die hundert Pfund erhalten, die ich ſchon ganz aufgegeben hatte, und ich bin hieher geeilt, um Dir eine Freude damit zu machen."

Emma vergaß ihr Mittageſſen, nahm Papier und Dinte, und ſetzte ſich hin, um über die beſte Anwendung dieſes Geldes nachzudenken. „Ich will mir alles anſchaffen, was mir fehlt," ſprach ſie. Da war kein Heller, der nicht in weniger, als einer halben Stunde, ſeine Stelle auf dem Blatt Papier erhalten hatte. Dieſe ſchnelle Einrichtung gefiel Dormont. Hätte er ihr auch nur einen Heller wieder genommen, ſo würde er alle ihre Pläne verrückt haben, und ſie hätte dieſen Verluſt mehr gefühlt, als wenn die hundert Pfund gar nicht wiedergekommen wären. Dormont war entzückt, ſeine Emma ſo glücklich zu ſehen, und verlebte einen der froheſten Tage — Da kam ſein Freund Karl, der die Rückzahlung der hundert Pfund erfahren hatte, und ſagte: „Leihe mir funfzig Pfund! Ich würde Dich nicht darum bitten, lieber Dormont, wenn ich nicht wüßte, daß Du ſo viel entbehren kannſt." Dormont blickte ihn verlegen an und ſagte, er könne ihm die Bitte nicht gewähren. Karl ſchrieb den Blick und die Weigerung einem unlautern Bewegungsgrunde zu, von dem ſein Freund weit entfernt war, denn dieſer hätte ihm gern dreyhundert Pfund mit Freude gegeben, wenn ſie in ſeinen Händen geweſen wären. Aber Emma hatte ſchon hundert Pläne, hundert kleine Einrichtungen gemacht. Er hätte einen Raub an ihren Freuden begehen müſſen, wenn er etwas von ihr zurückgefordert hätte. Karl ſah dies nicht ein, ſo viel ſich Dermont auch Mühe gab, ihn zu beruhigen, und bat wenigſtens um zwanzig Pfund. Und als Dermont ihm auch dieſe verweigerte, brauſte er immer heftiger und heftiger auf, läſterte den Freund und die Freundſchaft, und ſtürzte raſch zur Thür hinaus, mit der Erklärung, ein Ehrenmann müſſe lieber nie heirathen, wenn es ſo ſchwer ſey, Gatte und Freund zugleich zu ſeyn, denn die Freundſchaft ſey etwas Edleres als die Liebe, und ein Mann ſey mehr werth als ein Weib.

Dormont rief ihm im Zorne gleichfalls böſe Worte nach, aber augenblicklich that es ihm leid um den alten Freund, den er verlieren ſollte, und er rieb ſich, im Auf- und Abgehn, unruhig die Stirn.

Da trat Emma in's Zimmer, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er nicht für den Freund funfzig Pfund von ihr zurückgefordert habe. „Weil Du ein Weib biſt," ſagte Dormont — „und weil ein Weib die Kraft nicht hat, einen Lieblingswunſch aufzugeben."

Als ſie eben noch über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer Behauptung ſtritten, kam Karl athemlos ins Zimmer geſtürzt, und dankte dem Freunde mit Umarmung und Thränen für die funfzig Pfund, die er in ſeiner Wohnung ſchon vorgefunden habe. Dormont wußte nicht, ob Karl ſeiner ſpotte, bis dieſer ihm ſchwur, daß er im Ernſt ſpreche. Und nach vielem Nachforſchen fand es ſich endlich, daß Emma das Opfer gebracht habe; und die beiden Männer, die ſeitdem noch innigere Freunde wurden, baten Emma die Sünde ab, die ihr Männerſtolz gegen ein Geſchlecht begangen hatte, das man ſehr oft mit Unrecht das ſchwächere nennt.

Beleidige keinen Unglücklichen.

(Aus dem Engliſchen.)

„Höre, Eduard," ſprach der Oheim beim Frühſtück — „Du ſollſt ein Feſt haben dieſen Morgen. Ich habe Dir einen köſtlichen Spaß zugedacht." — „Wie ſo?" rief Eduard. — „Ich habe," antwortete der Oheim — „angekündigt, daß ich einen Mann zu einer kleinen Schulſtelle brauche, und Du mußt unter den verſchiedenen Kandidaten, die ich dieſen Morgen habe herbeſcheiden laſſen, Einen auswählen. Beluſtigung wirſt Du genug dabei haben. Denke Dir einen Haufen halb erſtarrter und verhungerter Wichte, die Dir erzählen, daß ſie Alles und Jedes können und verſtehen. Der Eine iſt Mitarbeiter an allen Recenſionen, der Andere iſt fertig zum Kirchendienſt bis auf die Anſtellung, der Dritte —" „Still, ſtill," rief Eduard — „ich bitte Dich, theurer Oheim, laß uns nicht über ſie ſpotten! — Sind ſie nicht ſo ſchon unglücklich genug, ohne daß wir noch obendrein über ſie lachen? Oder hältſt Du nicht das ſchon für ein Unglück, daß ſie ſich genöthigt ſehen, um eine Anſtellung bitten zu müſſen? Ich werde gegen Jeden artig ſeyn; denn gewiß iſt es ſchon drückend genug für ſie, keine Verſorgung zu haben. Der Eine hat wohl eine Mutter oder einen alten Vater zu ernähren, und hofft mit ganzer Seele, wenn ihm nur heute das Glück wohl will, diejenigen bald glücklich machen zu können, denen er das Leben verdankt. Er iſt heute fröhlich beim Frühſtück; die Mutter lächelt, weil der Blick des Sohnes heiter iſt, und ſendet mit Inbrunſt ein Gebet für ihn zum Himmel. In der Einfalt ihres Herzens gibt ſie ihm noch eine Menge Höflichkeitsregeln mit auf den Weg, und bittet ihn, ſchnell wieder zu kommen. Er kommt zurück; aber aus ſeinem trüben Blick lieſt man ſchon ſein Schickſal! — Ein Anderer hat ein Weib, ein Kind, das er mehr als ſein Leben liebt. Seine Eltern gaben ihm, thöricht genug, eine vornehme Erziehung, aber nicht das Vermögen dazu. Er heirathete das Weib, das er liebte — und Beide wurden unglücklich. Nun aber glauben ſie, das Ende ihres Elends zu ſehen; die ganze Nacht iſt mit Geſprächen über ihre kleinen Einrichtungen hingegangen. Helene iſt mit dem Früheſten auf, die beſten Kleider ihres Mannes zu bürſten und bereit zu legen; und da ſie ihn nun fertig ſieht, ruft ſie, im frohen Wahne ihres Herzens und mit dem Feuer der Jugend, aus: „O ſie können Dir's nicht abſchlagen, mein Richard!“ Er umarmt ſein Weib und ſein Kind, die ihm unverwandt nachſchauen, bis er aus ihren Augen ſchwindet. Erſt zur Nacht kehrt er zurück, ſchlüpft ungeſehen in ſein Bett; denn es fehlt ihm die Stärke, Helenen zu ſagen, daß er unglücklich geweſen ſey. — Ein Dritter hofft vergebens, nun ſeine Studien wieder beginnen zu können, nun auch eine kleine Rolle in der Welt zu ſpielen, dem Ziele ſeines Faches näher zu kommen, einen wohlwollenden Gönner an ſeinem Patron zu finden, denkt nur daran, welches Werk er nun zuerſt ſtudiren wolle. — Ein Vierter — doch wozu ſoll ich noch mehr Fälle anführen? Sprich nicht wieder von dieſem Scherze, mein Oheim! Wie wenn auch ich einſt manche der vortrefflichſten Luftſchlöſſer niederreißen müßte, die Du auf die Erwartung gebaut haſt, daß ich Deine Sorge und Bemühungen um mich einſt vergelten werde?"

Und der alte, luſtige Oheim wurde ernſthaft, und ſagte, mit halber Beſchämung, daß dies Mal der Neffe Recht habe; und die Kandidaten, ob ſie auch manche Blöße gaben, wurden mit mildem Ernſte behandelt, wie es dem Bedürftigen gebührt, wenn er dem Reichen gegenüber ſteht.

Zu einer Säkularfeier,

von S. v. D. zu ſingen.

Nicht ſing' ich goldne Hochzeitfeier,
Nicht funfzigjähr'gen Ehrenſtand;
Zu höherm Lied' ertönt die Leier
In meiner froh bewegten Hand!

Ein Greis, der volle hundert Jahre
Mit Ehr' auf ſeiner Stelle ſteht,
Und ohne falſche Zähn' und Haare,
Die Krück' und ſelbſt den Stock verſchmäht!

Ein Greis, der nie an Rheumatismen,
An Zipperlein und Krämpfen litt,
Und, unbekümmert um Sophismen,
Mit Kant und Schelling niemals ſtritt!

Ein Greis, der ſtets die ſchöne Tugend
Der ſtillen Häuslichkeit geübt,
Und dem kein Rückblick in die Jugend
Mit Reu' und Schaam den Sinn betrübt!

Ein Greis, der nie ein Sklav' der Mode,
Verſchmähend eitle, äußre Pracht,
Beſcheidentlich ſich bis zum Tode
Behilft mit ſeiner alten Tracht!

Dabei von altem Schrot und Korne
Ein Freund, wie wenig Freunde ſind,
So ſehr von hinten, wie von vorne,
Für fremde Fehler taub und blind!

Ein Freund, der ſeinen Freunden nimmer,
Um Dankes willen wohlgethan,
Den gleich bereit zum Wohlthun immer
Die Hohen, wie die Niedern, ſah'n!

Der, ob er oft auch kalt erſchienen,
Doch ſchnell erglüht, ſo bald es gilt,
Dem Hülfsbedürftigen zu dienen,
Mit Troſt, der ſeiner Bruſt entquillt!

Und weil er nie mit wildem Triebe
Des Anſtands Schranken überſchritt:

So theilt die unbefangne Liebe
Sich ihm auch ohne Rückhalt mit.

Im Stillen ward der fromme Buhle
An manche fromme Bruſt gedrückt,
Denn nimmer ſchwatzt er aus der Schule,
Und fodert nie, was ihn beglückt! —

Wer ſollte ſolch Verdienſt nicht ehren,
Und wär' es hundert Jahr' auch alt!
Ich will die Spötter ſchnell bekehren,
Und kämen ſie auch noch ſo kalt.

Ich halte mich mit deutſcher Treue
An meinen greiſen Freund! denn wißt,
Daß wärmender, als alle neue,
Mein hundertjähriger Ofen iſt.

A. G. Eberhard.

Wer weiß?

Der große Büffon, dem Grundſatze huldigend, daß man immer, auch im Aeußern ſo vortheilhaft als möglich erſcheinen müſſe, ließ ſich, beſonders an feuchten und windigen Tagen, zwei auch dreimal täglich die Haare brennen und friſiren, welches ihm natürlich nicht wenig Zeit raubte.

Wären nun damals ſchon die ſogenannten Titus- oder Schweden- oder Struppköpfe Mode geweſen, welche mit zehn Fingern binnen zehn Augenblicken in Ordnung, oder vielmehr in den beliebten Wirrwarr gebracht ſind: wer weiß, um wie viel wichtige Erfahrungen die Naturkunde jetzt reicher wäre!

Vater und Sohn.

Daß Vater und Sohn in einer Kanzelei ſitzen, wer mag dagegen ſeyn, wenn nur der Geiſt nicht fehlt.

R. R.

Anekdote.

Auf dem Lande ſollte ein Kranker Fenchelthee trinken. Man mußte in den ſauren Apfel beißen, einige Groſchen Botenlohn zu zahlen, um für einen Groſchen Waare zu erhalten. Indeſſen was iſt zu theuer für einen geliebten Kranken? Der Bote wurde alſo fortgeſchickt, und ihm die möglichſte Eile zur Pflicht gemacht, weil man den Fenchel für den Kranken gar zu nöthig habe. Der Bote ſchien das ſelbſt zu fühlen, und that daher ſein Möglichſtes, war nach drei Stunden ſchon wieder zurück, und brachte den ſehnlich Harrenden für einen Groſchen — Pfennige, die er gewiſſenhaft, nicht etwa bei einem Kaufmann, ſondern nach der erhaltenen Vorſchrift, bei einem Apotheker eingewechſelt hatte.

Cöleſtin und Anneli.

Carlo, der Maler, und Cöleſtin, ſein Reiſegenoß, ſchwebten, freudig ausſchauend, im ſanftgleitenden Nachen dahin.

Ruhend in hohen Felſenbuchten, wie ein Fluß in Ufern, eröffnete ſich jetzt der See von Wallenſtadt vor ihren Blicken. Vom Schneewaſſer blaugrünlich ſchimmerte er ſtill im Abglanze der Felſen und im Abendroth.

Zur Linken Alpenweiden und Sennhütten; hin und wieder, aber ſelten, ſchroffe Klippen, welche, andringend gegen die Gewäſſer, freundliche Dörfer umſchirmten, die mit ihren Namen „Quarten und Quinten" die Freunde an jene Zeit erinnerten, wo hier Römer in beſtändigen Lagern gewohnt und, immer kriegfertig, dieſe Wachten unter ein kräftiges, unruhiges Volk hingeſtellt hatten. — Zur Rechten, als Wächter des Seethors, die ſieben

Kurfürſten, den höchſten, den Pfälzer, in der Mitte, und auf allen ſieben ſchwindlich-ſchroffen Häuptern Nebelkronen ruhend.

„O! dieſer Name weckt durch ſeinen Klang große Erinnerungen. Er heftet eine unauslöſchliche Inſchrift an dieſen Tempel, wo ſich keine andere Kuppel, als die des Himmels ſelbſt, auf die ſtolzen Felſenſäulen niederwölbt. Die Vorwelt läßt hier ihre Stimmen erſchallen und ruft die Kraft auf, daß das Alte ſich verjünge.“

So rief, von Begeiſterung ergriffen, Carlo.

„Ha! Trümmern eines Pallaſtes der alten Hünen!“ jauchzte Cöleſtin, als er hart neben den ſieben Kurfürſten eine glatte, ungeheure Klippenmaſſe, von den Waſſern auf, jäh in die Wolken ſtreben ſah, Büſche wehend aus den Spalten, Bäume grünend oben auf der Mauer.

Ein neues Seebecken öffnete ſich. Mit einem Male ſetzte ſich der Wind um. Kurze, heftige Wellen ſchlugen gegen das zerbrechliche Fahrzeug. Die Schiffer mäheten ſich ab, mit Moos dem eindringenden Waſſer zu wehren. Cöleſtin und Carlo achten der Gefahr nicht, womit ſchroffe, unerſteigliche Ufer dräuen; der dumpfe Wiederhall der Wogen, von den Klippen zurückbrauſend, weckt ſie nicht aus dem Zauber, welcher ſie jetzt umfangen hält, denn es jähnt eine Felſenwand aufwärts und wölbt ſich, ein düſterer, ſchauerlicher Dom, über den See hinaus. Schwindelnd ſtarrt das Auge hinan; die ſchwarze Wölbung will niederſtürzen; fliegende Wolkenſchatten vermehren das Grauen.

Nun endlich hoffen die Schiffer der Gefahr entgangen zu ſeyn. Friſches Alpengrün ſchimmert um die Felſenecke. Aber es iſt nur ein ſchmales Vorland, einer der Grundſteine der furchtbaren Rieſenburg. In Thürmen und Mauern, ernſt von düſtern Tannen bekrönt, ſtarrt hier der Schleicheler-Berg empor, daß das Auge ſich verliert und der Geiſt, von den ungeheuern Bewohnern der Burg träumend, in ſich ſelbſt verſinkt.

Leicht und muthig, wie ein neckender Kobold der Burg, tanzte dort ein Bach von der ſtummen, drohenden Ruine herab und hüpfte ſchäumend in den See. Stracks aber verwandelte er ſich in einen rettenden Schutzgeiſt. Denn ſiehe! jenſeits der Felſen ſonnten ſich am grünenden Abhange zwei Hütten, vom geſelligen Weinſtock freundlich umrankt. Am Ufer ſtand eine Linde, die dichten Zweige, über einem Nachen hin, in die Flut tauchend.

„Die Felſen,“ ſagte Cöleſtin — „trennen dieſen Ruheſitz von der übrigen Welt, als ob wahres Glück nur heimlich, ganz für ſich, genoſſen werden möge.“

Indem erbrauſte aufs neue wilder das Leben der Natur um die Schiffenden. Dort ſtürzte der Quintenbach mit drei ſchäumenden Fällen in den See.

„Wer kann,“ rief Carlo aus — „von ewiger Ruhe des Lebens träumen? Und hält man auch ein ſtilles Plätzchen feſt, ſo zeigt bald die Ferne Schreckniſſe. Darum das Irdiſche genoſſen als flüchtig!“

Jetzt donnert es dumpf durch die Felſen, die kühner und immer kühner emporſteigen. Eiſig kalt weht der gewaltige Luftzug die Schiffenden an. Die Wellen toben in eine düſtere Schlucht hinein. Der Schiffer nähert ſich mit banger Ahnung. Schäumend ſtürmt ein mächtiger Waſſerguß durch die Klippen hervor. Tiefe Schatten hangen über der Schlucht und verdüſtern den himmelhohen, jähen Abſturz des Hintergrundes. Immer näher donnert der Waſſerfall. Nun erſt erblicken ſie, hinter friſchen, üppig-grünenden Ranken der Gebüſche, eine weiße Wogenſäule, hernieder ſchäumend, den Speierbach.

Während die Freunde anſtaunen dieſen ſchauervollen Felſenbau, dieſe brauſenden Waſſer, ſind die Schiffer immer eifriger bemüht, das lecke Fahrzeug zu verſtopfen und zu bergen: aber umſonſt ſchöpfen ſie die Flut aus; immer und immer füllt ſich der Nachen augenblicklich wieder, und mit bleichen Geſichtern fordern ſie die beiden Jünglinge zur Mithülfe auf. — Dieſe, von der Gefahr überraſcht, bieten alle Kräfte auf, ſchöpfen und rudern. „Friſch! friſch!" ruft einer der Schiffer — „eilt nach jener Landſpitze hin, ſonſt verſinkt uns das Fahrzeug!" Und wirklich zeigte ſich jetzt ein grünes Vorland. Weinumlaubte Hütten lagen zerſtreut am Hügel; Reben rankten hinauf an ſchrägen Geländern; an der äußerſten Spitze ſtand eine Ruine, von jungen Bäumen beſchattet, als ein liebliches Bild vor ihnen und weckte neuen Muth. Nur noch einige Ruderſchläge und ſie waren am Geſtade. Da ſchrieen Alle auf! Ein Brett hatte ſich gelöſt;

das Waſſer drang gewaltſam ein; nur noch wenige Schritte vom Ufer ſank das Fahrzeug unter. — Carlo, ein guter Schwimmer, ergriff ſeinen Freund und riß ihn mit ſich an's Land. Alle retteten ſich. Es war mehr der Gedanke der Todesgefahr, als die Todesgefahr ſelbſt, wovor ſie erbebten.

Cöleſtin warf ſich mit Ungeſtüm an das Herz ſeines rettenden Freundes, tief bewegt durch das Gefühl, einen Freund zu haben für Leben und Tod.

Heute mußten ſie nun ſchon hier bei den Fiſchern ein Obdach ſuchen. Ihre Geräthſchaften waren durchnäßt, wenn ſie gleich nichts verloren hatten. Die Bewohner der Hütte hießen freundlich ſie eintreten. Ein kräftiger, wohlgeſtalteter Mann, ſein friſches Weib und vier blühende Kleine umringten ſie mit tröſtendem Mitleid. Dann ſchürte das Weib Feuer an, lud ihre Gäſte an die wärmende Flamme und half trocknen.

Carlo konnte ſich nicht erwärmen; Fieberfroſt durchflog ſeine Glieder; er wünſchte zu ruhen. Die guten Leute beeiferten ſich, ihrem Kranken in einem obern Kämmerchen das Lager zu bereiten. Aber Carlo vermochte nicht aufzuſtehen; er fühlte im rechten Fuß einen ſehr heftigen Schmerz, den er früher nicht beachtet hatte. Als man nachſah, war der Fuß ſehr geſchwollen und ſchien bei dem Unfall eine Quetſchung erlitten zu haben. Der beſorgte Cöleſtin ließ ſich nicht abhalten, ſeinen Freund allein auf das Kämmerchen zu tragen. Er bereitete Umſchläge, legte ſie ſelbſt dem Kranken an und pflegte ſeiner mit liebevoller Sorgfalt.

Die Nacht war unruhig für beide Freunde. Der Schmerz ließ Carlo nicht ſchlafen, und Cöleſtin horchte auf jedes Athmen des Kranken. Vergebens bat Carlo am folgenden Morgen ſeinen Freund, deſſen Bläſſe ihn beunruhigte, ſich niederzulegen. Endlich nahm er ſeine Zuflucht zu einer Liſt, ſchützte vor, er fühle ſich müde, wünſche, allein zu ſeyn, und ſchickte ihn fort.

Carlo ſah ſeine Reiſe nach Zürich für jetzt geſtört. Der Schmerz ließ ihn einen längern Aufenthalt in dieſer Einöde ahnden; denn jugendlich-froh wollte er ſich lieber hier der Pflege Unbekannter überlaſſen, als gebrechlich zu ſeinen Freunden kommen. Er machte daher allerlei Plane zu Beſchäftigungen. Er hatte vieles geſammelt. Herrliche Bilder ſchwebten vor ſeiner Phantaſie und drängten ihn zur Ausführung, ſo daß er den Entſchluß faßte, ſeine Staffelei hier aufzuſchlagen. — Dies Alles ergriff ihn ſo lebendig, daß er ſeinen Schmerz vergaß und träumend unter holden Dichtungen einſchlummerte.

Cöleſtin war indeſſen gedankenvoll hinab geſchlichen. Er erinnerte ſich einiger Kräuter, welche im Kloſter, wo er ſeine Kindheit verlebt, geſammelt wurden, und wollte ſie aufſuchen. Am Abhange gegen den See führten Rebengelände, üppig belaubt, bis an die Ruine, welche auf einer Klippe, nicht hoch über der Waſſerfläche, ſich erhob. Eine ſchöne, blühende Linde beugte ſich auf das Gemäuer, aus deſſen Spalten auch ſchon wieder neues Pflanzenleben keimte. Cöleſtin erſtieg das Innere der Ruine. Sie war wild in einander geſtürzt; nur ein enges Gemach ſchien ſo ziemlich erhalten. Die Wände und was von der hohen Deckenwölbung übrig geblieben war, bekleidete ein reicher, grüner Epheuteppich, deſſen wehende, dunkle Ranken über die Oeffnung in der Mitten herein hingen und eine zauberiſche Beleuchtung ſchufen. Ein kleines Fenſter ging auf den See. Zerſtreute Wohnungen mit Weingehängen reihten ſich am Geſtade hin, und die Gebüſche, welche es bekränzten, tauchten in die ſtille Flut. Jenſeits erhoben ſich Gebürge, mit der Binde von ewigem Schnee um die Scheitel.

Cöleſtin mußte ſich losreißen von der herrlichen Ausſicht, um die Kräuter zu ſuchen.

Als er mit ſeinem Fund nach Hauſe kam und an Carlo's Thür horchend wahrnahm, daß derſelbe nicht mehr ſchlafe, trat er heiter hinein. Des Freundes Blick begegnete ihm froh und freundlich, und er erzählte mit Entzücken von ſeiner Wanderung. Carlo that ſeinen Entſchluß kund, hier bis zu vollkommner Herſtellung zu malen, zugleich aber auch ſeinen Wunſch, den gewählten Gegenſtand vor der Vollendung zu verſchweigen.

Bald waren die Leinwand aufgezogen, eine Staffelei eingerichtet, Farben herbeigeſchafft und gerieben. Cöleſtin half treulich zum Werk, da der Schmerz den Freund ſehr unbehülflich machte. Endlich konnte ſich Carlo an die Staffelei ſetzen, doch nur unterſtützt von dem Freunde, denn es ging mit der Geneſung gar langſam.

Cöleſtin hätte dem Geneſenden gern eine

geräumigere und freundlichere Wohnung verſchafft. Mit Betrübniß ſah er ihn ſo an eine einengende Stelle gebannt. Da gedachte er ſeiner Ruine, ſchlich eines Tages ſich heimlich davon und begann mit großem Fleiß den Schutt aus dem Epheugemach hinwegzuräumen. Einige Steine blieben zur Bank und zum Tiſche. Seine Mühe war belohnt. Alles war gereinigt und freundlich. Hierher wollte er täglich ſeinen Freund tragen. Hier ſollte er freier, heiterer malen. Die noch ſtehende Wölbung gab ihm und ſeinem Geräthe hinlänglich Schutz.

Carlo hatte ſehr fleißig gemalt. So leicht und glücklich war ihm noch nichts gelungen. Er ahndete es kaum, und doch trug das Bild überraſchend Cöleſtins Züge. Es war ein Johannes, des Heilands Liebling, ein ſchöner Jüngling, ſtille Wehmuth, ſüße Schwärmerei über das ſeelenvolle Antlitz ausgegoſſen, die Wangen von zartem Roth angehaucht, wie im Wiederſchein göttlicher Erſcheinungen, den Blick mit ruhiger Begeiſterung zum Himmel gehoben, die reichen, goldnen Locken auf die Schultern niederwallend, in der Hand das Buch der Offenbarungen. Mit jedem Pinſelſtrich entfaltete ſich das Gemälde herrlicher; ein ſchönes, ſanftes Leben ward mit den Farben darüber hingeathmet. Zwei Mal war das Bild ſchon übermalt. Begeiſtert ſchaute es Carlo an, als Cöleſtin unvermuthet eintrat. Da es ſein Freund wünſchte, hatte er immer vermieden, nach ſeiner Arbeit zu forſchen. Ueberraſcht von der Freude des gelungenen Werks, Alles vergeſſend, ſtand er da, ſtaunend vor dem ſchönen Gemälde Carlo wandte ſich nach ihm um, und nun erkannte er das Urbild ſeines Johannes. Auch Cöleſtin glaubte die Züge zu errathen, und warf ſich an die Bruſt ſeines Freundes, der ihm entzückt die Arme entgegen ſtreckte. So tief hatte er es noch nie gefühlt, was ihm dieſer Jüngling ſey und daß alle Bilder ſeiner Seele ſich in Cöleſtins Züge verſchmolzen. „O!“ rief er — „könnte ich dieſes liebe Bild freier, unbeengter vollenden: ich fühle, es ſollte gelingen; aber hier in der kleinen Kammer, wohin durch die Bäume nur ſparſam ein matter Sonnenſtrahl dringt, wird es nichts; und doch kann ich nicht den günſtigern Ort abwarten, in der Trunkenheit der Begeiſterung.“

Cöleſtin hielt ſich nicht in der Freude. Er hob Carlo, der ſich ſträubte, der nach dem wunderſamen Beginnen fragte, ſchweigend auf die Schulter und trug ihn nach der Ruine. „Wirſt Du hier, mein Geliebter, mit heiterer Seele malen können?“ fragte er den froh-erſtaunten Freund.

„Eile!“ rief Carlo — „hole mir das Gemälde und Geräth, daß ich dieſes Entzücken in Farben hinhauche!“ — Es geſchah. — Jeder Pinſelſtrich erhöhte den Zauber. Hier unter dem hellen Himmelsblau, das durch die ſonnеglänzenden Epheublätter lächelte, goß er die holde Beleuchtung auf das Bild.

Cöleſtin ſtand neben ihm, ſtumm, kein Auge von der herrlichen Schöpfung wendend, verſunken in goldnen Träumereien. Dies war ſeine Geſtalt, aber ſchon hinüberſchwebend in ein ſeliges Land, mit der Verklärung im Anſchauen Gottes. Seine Seele hob ſich empor, träumte von ewigen Wonnen, daß er anbetend niederknieete.

Bis gegen Abend malte Carlo. Das Werk hatte ſich heute der Vollendung ſichtlich genähert; aber nun fühlte er ſich auch erſchöpft; die Abendluft zog kühl durch die Mauerſpalten; er wünſchte ſich, um auszuruhen, auf ſein Kämmerlein zurück. Als Cöleſtin ihn liebevoll dorthin getragen, erheiſchte heftig erwachender Schmerz im kranken, heute vernachläſſigten, Fuß die ſorgſamſte Pflege. Das Gemälde blieb in der Ruine. Ein plötzlicher

Sturm jagte Regenwolken herauf und empörte See und Luft.

Als Carlo verbunden war und ſich erleichtert fühlte, hatte das Unwetter wieder nachgelaſſen und die untergehende Sonne brach durch braunes Wolkengold. Cöleſtin eilte hinaus, das Gemälde zurückzubringen. Er trat in die Ruine. Siehe! vor dem Bilde knieete betend eine zierliche, ſchlanke Geſtalt. Der weiße Strohhut, mit Blumen geſchmückt, verbarg ihr abgewandtes Geſicht. Doch beim Geräuſch des eintretenden Jünglings bog ſie das ſchöne, blühende Köpfchen nach ihm um. Sie erblickte den Jüngling, der im faltenreich niederwallenden Kloſtergewande, in der ganzen Aehnlichkeit jenes Jüngers, im glühenden Schein, welchen die Abendſonne durch das Fenſter warf, wie in einer Glorie des Himmels daſtand.

Die Begeiſterung der Andacht in den offnen, blauen Augen, lächelte das Mädchen ſelighold. „O du Wonne des Himmels!“ rief ſie, hob die gefaltenen Hände gegen ihn empor und ſank auf ihr Angeſicht nieder.

Cöleſtin fühlte erröthend den Irrthum, und wollte die Andächtige aufheben; aber ſie lag bewegungslos; das Antlitz überzog Bläſſe; die Augen waren geſchloſſen. Er nahm ſie ſanft in ſeine Arme und trug ſie auf den ſteinernen Ruheſitz. Dieſe Bewegung erweckte das Leben. Sie lag noch in ſeinen Armen, ſein Haupt über ſie geneigt. Leiſe Röthe erblühte auf den Wangen. Sie hob die langen, ſeidenen, dunkeln Wimpern empor. Ein matter, trunkener Blick ſchwebte zu Cöleſtin auf. „Gar ſanft trugſt Du mich von der Erde hinweg!“ flüſterte ſie lieblich — „So ſchnell, o heiliger Johannes, erhörteſt Du mein Gebet um einen ſeligen, leichten Hinſcheid. O, dieſes iſt die verheißene Seligkeit! Wie mich anſtrahlt der Wiederſchein der Herrlichkeit Gottes, der im Roſenglanz um Deinen Scheitel ſchimmert!"

Cöleſtin, in unausſprechlicher Verwirrung, entgegnete leiſe: „Faſſe Dich! Ich bin, wie Du, im Leben!"

Mit dem rührendſten Tone der Wehmuth klagte das Mädchen: „War es nur ein Traum? — Warum wecktest Du Anneli?" — Sie richtete ſich langſam auf, berührte des Jünglings Locken und ſeine Hand, und ſenkte den Blick, das Köpfchen an ſeine Schulter gelehnt. Beide ſaßen ſchweigend und träumend. Anneli's Wangen glühten von einer nie gefühlten Empfindung. Sie hatte von einem unbekannten Glücke geſchwärmt. Der Traum war entflohen; aber noch ruhte ſie an der lieblichen Geſtalt, deren Erſcheinen ſie in den Himmel verzückt hatte. Sie blickte den Jüngling zuweilen ſchüchtern und hocherröthend an; ſie geſtand es ſich nicht, ob Traum oder ob Wirklichkeit ſchöner ſey.

Auch Cöleſtin ſchwieg gedankenvoll. Jedes holde Bild des Menſchen erfüllte ihn mit liebevoller Zuneigung. Er blickte dem Mädchen heiter in's Geſicht. Ihr hohes Erröthen, die Zartheit des ſchüchternen Blickes, machten ſie immer reizender, er wußte nicht wie. Er träumte ihren Traum der andern Welt nach. „So," ſchwärmte er — „halten ſich ewige Geiſter umſchlungen!" So ſchwebte er auf ätheriſchen Flügeln zwiſchen Himmel und Erde, gern verweilend in dieſer Verzückung, und ſchaute in der Unbefangenheit reiner Wonne das ſchöne Mädchen an.

Aber plötzlich riß Anneli ſich auf. Sie mußte fort, das fühlte ſie; dennoch blieb ſie ſtehen, und wünſchte, der Traum möchte wiederkehren, um nie wieder zu verſchwinden. Jetzt dämmerte es in ihrem Innern; das Herzchen pochte heftig; ſie blickte Cöleſtin an, ſo innig, ſo ſehnſuchtsvoll; ſie konnte nicht ſcheiden; ein unüberwindlicher Zauber bannte ſie zu ihm. Und doch war ſie eines Anderen. In acht Tagen erwartete ſie die Hochzeit mit einem reichen, wackeren Fiſcher, dem ſie ſich, nach der Aeltern Willen, hingab, ohne lebhaftes Gefühl der Liebe. — Ach! ſie mußte fort von dem, der ihr unvergeßlich bleiben würde! — Sie reichte ihm die Hand. Cöleſtin drückte ſie in ſeiner frohen Unſchuld, daß Anneli heftiger bebte, Thränen in ihre Augen traten, die blaſſen Lippen ein ſchweres „Lebe wohl!“ herauspreßten, und ſie dann zu ihrem Nachen enteilte unten am Fuße der Ruinen, und ſchnell um die Felſen ruderte. Ihre Hütte aber ſtand bei jener Linde am See, auf dem Vorſprunge, jenſeit des Speierbachs. Sie war nach Weſen hinabgefahren. Der Sturm und der Regen hatten ſie überraſcht. In der Ruine hatte ſie Schutz zu finden gehofft, und hatte das herrliche Gemälde erblickt und dann — den ſchönen Jüngling.

Cöleſtin ſchaute der fliehenden Erſcheinung nach, bis ſie verſchwand. Er wünſchte, ſie möchte noch einmal zurückblicken: doch ſie ruderte zu emſig. Er freute ſich, Carlo das anmuthige Abentheuer zu erzählen; aber dieſer ſchlief bereits. Auch ihn umfing bald der ſanfte Schlummer; nur in leichten Träumen ſpielten Engel um ihn, und alle trugen Anneli's Züge.

Dießmal überraſchte ihn der helle Morgen auf dem Lager. Carlo fühlte ſich von dem Genuß der friſchen Luft und nach der ſanften Ruhe ungemein erquickt. Er verſuchte mit Hülfe eines Stabes ſeinen Fuß und kam glücklich, ohne Cöleſtin zu wecken, zu ſeinem Wirthe hinab. Der mußte ihm leiſe ſein Geräth in die Ruine tragen. Er ſelbſt folgte langſam, doch fröhlich, nach.

So fand Cöleſtin beim Erwachen die Kammer leer. Beſorgt und doch froh überraſcht, eilte er dem Freunde nach. Er traf ſchon in fleißiger Arbeit ihn an. Er drückte ihm einen Kuß auf die Stirne, inniger, wie ſonſt, und ſchlich dann hinweg, den Freund nicht zu ſtören. Den ganzen Morgen ſtreifte er umher, und ſtand unwillkührlich auf jener Anhöhe ſtill und ſah nach der Felſenecke; vielleicht konnte Anneli im leichten Kahn um ſie her beugen: doch daß ſie nicht kam, machte ihn eben auch nicht unruhig. Als er ſpäterhin zu Carlo zurückkehrte, fühlte er nicht mehr ſo den Drang, zu erzählen. Das Kommen und das Verſchwinden der Unbekannten hatte ihm jetzt etwas lieblich-geheimnißvolles, daß er lieber den Schleier nicht wegziehen mochte.

Es waren mehrere Tage verfloſſen und damit Carlo's Beſſerung fortgeſchritten. Er war einer Stütze nur noch wenig bedürftig. Cöleſtin gedachte kaum noch mehr anders an Anneli, als wie an ein ſüßes Bild des Schlummers.

Eines Abends, da Carlo die Abreiſe auf morgen gewünſcht hatte und früher zur

Ruhe gegangen war, ſaß Cöleſtin noch in der Weinlaube am See. Wie zarte Roſenknospen blühten nur die höchſten Schneewipfel im Abendſcheine. Der Mond blinkte ſchon golden in der düſtern Fluth; da lenkte ein Kahn um die Felſen von Weſen her. Das Rauſchen der Wellen ließ den Ruderſchlag nicht hören. Die Dämmerung verbarg den Kahn, der noch unter dem Klippenufer hinſchwebte. Jetzt ward Cöleſtin ihn gewahr und im Kahn ein Mädchen. „Ob ſie es wohl iſt?“ dachte er und ging ungeſehn zur Ruine. Er erkannte ſie, als ſie ausſtieg, den Nachen anband und nun ſchüchtern und leiſe herauſkam. Freundlich trat er ihr entgegen. Sie war verwirrt, als hätte ſie ihn nicht erwartet und doch heimlich gewünſcht, ihn anzutreffen und ließ ſchweigend ihn ihre Hand nehmen.

„Du biſt lange ausgeblieben, Anneli!“ ſagte Cöleſtin. Sie ſchwieg, erröthete aber glühend.

„Und jetzt ſo allein in der Dunkelheit über den See!“ ſetzte er hinzu. „Nein! ich laſſe Dich nicht fort. Ich wäre zu beſorgt um Dich.

Tief bewegt hob ſie das Auge voll Liebe zu ihm auf und ſeufzte: „Ach! ich muß heim!“

„Aber die Wellen gehen unruhig, und jener ſchwarzen Felſen gedenke ich mit Entſetzen. Bleib, liebe Anneli!“

Sein Ton war ſo ſüß überredend, ſo einſchmeichelnd. Ach! ſie fühlte, daß ſie ihn liebte; aber ſie durfte nicht bleiben. Morgen war ihr Hochzeittag. Sie war unbemerkt nach Weſen gerudert, um allerlei einzukaufen, und mit Fleiß hatte ſie die Rückkehr verſpätet, noch einmal heimlich die Ruine zu beſuchen, wo ſie ihn erblickt hatte, den ſie allein lieben konnte.

„Nein!“ rief ſie — „nein, ich muß fort!“

„Aber allein laſſe ich Dich nicht!“ fiel Cöleſtin ein. „Zwei können beſſer Winden und

Wellen trotzen. Ich geleite Dich zu Deinen Aeltern."

Sie erſchrak bei dem Gedanken. Sie flehte, er möchte bleiben; aber umſonſt! Er ſaß ſchon im Nachen und hatte das Ruder ergriffen. Sie folgte endlich. Kaum faßte der ſchmale Sitz Beide. Sie mußte ſich dicht an ihn ſchmiegen, und ſelbſt, bei ſeinen Beſorgniſſen, auf ſein Bitten, mit ihrem Arm ihn umſchlingen. Ach! mit welchem Gefühl hielt ſie ihn, mit dem ſie jetzt den ſeligſten Moment des Daſeyns verlebte, und der ihr bald auf immer entriſſen werden ſollte, an ſich! Ihre Thränen ſtrömten unaufhaltſam nieder.

Cöleſtin hatte ſchon oft ſich ſelbſt in den See hinaus gefahren. Er ruderte muthig und geſchickt durch die Wellen, welche ſo heftig anſchlugen, daß er, oft den freundlichen Blick nach **Anneli** wendend, ſie unſchuldig bat, ſich noch feſter an ihn zu ſchließen.

Glänzend tanzte die Flut im hellen Mondenſcheine; aber in ſeinem Dämmerlichte ſtiegen auch die grauen Felſenmaſſen noch unermeßlicher und ſchauerlicher in die Luft. Da donnerte es dumpf durch das Rauſchen der Wellen; ſchaurig wehte ſie der Luftzug an; ſie ſchifften zu der finſtern Kluft des Speierbachs. Cöleſtin ruderte gegen die Seite hinan und bat ſo dringend, hier einen Augenblick zu landen, daß Anneli nicht widerſtand. Sie ſtiegen aus und gingen in die Kluft hinein. Die himmelhohen Klippen vermehrten die gräßliche Dunkelheit. Aber hell ſchien durch eine Schlucht der Mond auf den brauſenden Waſſerfall. Wie im funkelnden Demantſchleier der Rieſengeiſt dieſer Felſenburg, ſtieg er nieder unter lautem Donner, blitzenden Thau in die Luft ſprengend und herrlich von ſchimmernden Ranken und goldengrünem Gebüſch Kränze windend.

Cöleſtin, von dieſem Zauberanblick entzückt, lehnte ſich an Anneli. Sein leiſer Odem wehte ſie an. Sie ſchwankte; ſie ſank zitternd an ſeine Bruſt und umſchlang ihn mit ihren weißen Armen. Der Jüngling glaubte ſie von der Wonne des Anſchauens überwältigt, und drückte ſie an ſich. Da zerging ihre Seele in Schmerz und Entzücken. „O!“ ſeufzte ſie mit heißen Thränen — „wie liebe ich Dich!“

Cöleſtin hob innigſt gerührt ihr Köpfchen in die Höhe, ſah ihre Thränen und küßte ſie hinweg. „Warum weinſt Du, liebes Mädchen?“ fragte er unbefangen. — Sie ließ die Arme ſinken. Der Klang ſeiner Worte war nicht der Ton der mitfühlenden, glücklichen Liebe. „Nein!“ rief ſie dann, lautſchluchzend — „Du liebſt mich nicht!“

„Anneli!“ rief der Jüngling, von dieſem nie gehörten Klange der klagenden Liebe wunderſam bewegt — „ich liebe Dich!“ und faßte ſie innig in ſeine Arme.

„O dann weh mir!“ fuhr ſie wild empor

— „Dein darf ich nie werden. Morgen iſt mein Hochzeittag.“

Erſt jetzt blickte Cöleſtin hell in ihre Seele. Sie glühte von einem ihm bis daher fremden Gefühle.

„Sey barmherzig!“ ſchluchzte ſie — „verlaß mich hier! Dein Anblick an meinem Traualtare würde mich tödten.“

Cöleſtin vermochte kein Wort zu erwiedern. In tiefen Gedanken ſah er vor ſich hin. Der erſte Funke der Liebe glimmte in ſeiner Seele. „O! Dein Leben iſt mir theuer!“ rief er plötzlich — „ich verlaſſe Dich.“ „Auf ewig!“ ſeufzte Anneli, und lag in ſeinen Armen, die er jetzt inniger um ſie ſchlang, indem er den erſten, den — letzten Kuß auf ihre glühenden Lippen drückte.

Dann riß er ſich los, ſtürzte fort auf einen Pfad, der ſchroff und gefährlich ihn nach ſeiner Hütte führte. Anneli ſtieg weinend in den Kahn und ruderte zurück. Ihre Eltern kamen ihr ängſtlich-beſorgt entgegen. Sie eilte in ihr dunkles Kämmerlein, die verweinten Augen zu verbergen.

Als am folgenden Morgen, dem Hochzeittage, der Bräutigam kam, ſie abzuholen, blieb ſie noch einige Minuten allein im heißen Gebete zu Gott. Dann trat ſie heraus, bleich und bewegt. Ein bebendes Ja zitterte von ihren Lippen; aber ſie gelobte, ein gutes, treues Weib zu ſeyn, und hielt Wort.

M.

Urraca.

Alfonſo der Sechſte, König von Leon und Caſtilien, hinterließ, als er im Anbeginn des zwölften Jahrhunderts zu ſeinen Vätern heimging, nur eine einzige Tochter, Namens Urraca. Dieſelbe war dazumal Wittwe, denn ihr Gemahl, Heinrich von Burgund, war in friſcher Jugendblüthe Todes verfahren. Schönheit und Reichthum lockten eine glänzende Schaar fürſtlicher Freier herbei nach Toledo; aber die reizende Urraca zögerte noch immer, irgend einen jener ſchmachtenden Anwerber zu erhören, denn ſie hatte ihr Herz in der Stille ſchon an die Blume der ſpaniſchen Ritterſchaft, den wackern Don Juan de Villafranca, verſchenkt. Jetzt eben war derſelbe zu einem neuen Feldzuge gegen die Sarazenen von Cordova ausgezogen, um auch dieſe herrliche Stadt der Beſleckung der Ungläubigen zu entreißen. Urraca hatte in der Stille ihres liebenden Herzens beſchloſſen, wenn ganz Spanien dem Sieger mit Lorbeerkränzen entgegenjubeln würde, ihm dann den glänzendſten und höchſten Preis, den Myrthenkranz in ihrer Hand, zu überreichen, denn es würden, hoffte ſie, in ſolchem ehrenreichen Augenblicke, ſämmtliche Vaſallen die etwas ungewöhnliche Wahl billigen, und einen Helden, der ſie alle geſchützt habe, nun auch ihrerſeits gegen die Schaar der Neider und Nebenbuhler in kräftigen Schutz nehmen. — Aber als ſie dieſes bei ſich beſchloß, wußte ſie noch nicht, daß Don Juan bereits mit Roſauren von Medina Celi, einer Erbin großer Güter, und dem ſchönſten Fräulein von Spanien, ſo ſchön, daß ſelbſt die Königin zurückſtehen mußte, durch geheime Liebe unzertrennlich verbunden ſey, denn Beide hatten ihren Bund verborgen gehalten, weil Urraca ſchon längſther Roſauren mit Argwohn beobachtete, da der Vater und der Bruder des Fräuleins, in einem Aufſtande gegen Urraca's Vater, den König Alfonſo, das Leben verloren hatten. Und damit Roſaura deſto weniger im Stande ſeyn möchte, etwas Widerwärtiges zu unternehmen, hatte Urraca ſie unter dem Scheine zärtlicher Freundſchaft, und als wollte ſie das geſchehene Uebel durch nachfolgende Huld in Vergeſſenheit bringen, an ihren Hof gezogen. Da indeſſen Roſaura einen Vorwand gefunden, ſich auf eine Weile von dem verhaßten Hofe zu Toledo zu entfernen, ſo erſann die Königin ihrerſeits ſchnell einen andern Vorwand, Roſauren nachzufolgen. Sie ſchlug ihr Hoflager in eben dem Schloſſe auf, wohin Roſaura ſich zurückgezogen hatte, indem ſie vorgab, daß ſie hier dem Kampfplatze näher ſey, wo Don Juan die Fehde mit den Sarazenen ausfocht. Ihre eigentliche Abſicht aber war die, daß ſie Roſauren, welcher ſie noch immer Uebles zutraute, nahe bleiben wollte, damit,

mit, ihr unbewußt, kein ſchädlicher Anſchlag geſchmiedet werden könnte.

Don Juan indeſſen ſchwang den ſieggewohnten Speer, und die geſchreckten Sarazenen baten um Frieden. Sie mußten denſelben durch neue Abtretungen theuer erkaufen, und der Sieger eilte über den Tajo zurück, um in Roſaurens Armen den Siegesdank zu empfangen, wornach er ſich einzig ſehnte. Daß aber die Königin bei Roſauren verweile, war ihm unbekannt geblieben.

Als er nun in der Dämmerung des Abends durch die Gebüſche des Parkes in Liebesſehnſucht und Hoffnungswonne heranſchlich, ſeine Roſaura zu überraſchen und die ſchönſten Roſen ſeines Siegeskranzes von ihren ſüßen Lippen zu pflücken; ſiehe, da erblickte er am Rande eines Marmorbeckens, von Myrthen umſäuſelt, eine ſchöne Frau, die ſich eben entkleiden wollte, um der Kühlung des Bades zu genießen. Indem er aber mit Herzklopfen noch hinter den Gebüſchen ſtehen blieb, und ſich vergebens bemühte, zu erforſchen, wer dieſe ſchöne, noch verſchleierte Dame — denn Roſaura war es nicht — ſeyn möchte, da ſtürzten jählings zwei verlarvte Männer mit blitzenden Schwerdtern auf ſie ein, unter dem Geſchrei: „Stirb, Tyrannin! deine Stunde iſt gekommen!“ Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes fuhr Don Juan hinterwärts auf die Mörder zu, und ſie ſuchten voll Schreck augenblicklich das Weite. Während er ihnen eine Strecke vergeblich nachſetzte, war aber auch die unbekannte Dame verſchwunden. Doch fand Don Juan ihren Schleier, der im Gebüſch flatterte, und knüpfte denſelben in ſeine Feldbinde. Dann ſetzte er mit pochendem Herzen ſeinen Weg fort und ſchlich durch eine wohlbekannte, geheime Thür einem entlegenen, einſamen Gemache ſüßer Erinnerungen näher und näher. Dort aber war eben jetzo Don Roderigo Almanarez, der Geſandte des Königs von

Arragon, in eifriger Unterredung mit Floren, der vertrauten Zofe Roſaurens, begriffen, um das Mädchen zu gewinnen, daß ſie durch ihr Zureden ihre Herrin bewegen möchte, die Werbung des Königs von Arragon bei der Königin zu unterſtützen. Aufgeſchreckt durch das Geräuſch des herannahenden Ritters, eilte das ſchüchterne Mädchen durch eine Nebenthüre davon; Don Roderigo aber, um abzuwarten, was geſchehen würde, ſtellte ſich hinter die Tapeten einer Scheidewand. Wenige Augenblicke nachher trat Don Juan ein, und, ſo wollte es das Schickſal, faſt zugleich mit ihm, von einer andern Seite, Donna Roſaura, die ſich über die Urſach des Hin- und Herlaufens im Park, deſſen Veranlaſſung ſie ahndete, näher belehren wollte.

Welch eine Freude des Wiederſehens! Welche Umarmungen und welche Küſſe belohnten den glücklichen, den tapfern Don Juan!

Roſaura, vor Entzücken ihrer ſelbſt zu wenig mächtig, als daß ſie jetzt dem Liebling ihres Herzens noch irgend einen ihrer geheimſten Gedanken hätte verhehlen können, flüſterte ihm zu, indem ſie ſich zärtlich immer näher an ihn ſchmiegte: „Die Stunde iſt da, wo ich Dir ein lange verborgenes Geheimniß entdecken werde. Du kennſt die unheilbaren, ewig ſchmerzenden Wunden, welche jene verhaßte Urraca und ihr Haus, dem meinigen geſchlagen haben! — Du haſt die Gräber meines Vaters und meines Bruders geſehen! — Der Augenblick meiner Rache, meines Glückes, Deines Glückes iſt gekommen! — Die Königin iſt in meiner Gewalt; ſie ſelbſt hat ſich mir überliefert; ſie iſt hier! — Sie, die mich betrügen wollen, hat ſich nicht zu beklagen, wenn ſie ſelbſt betrogen wird! — Spanien iſt unwillig, länger noch von einem Weibe beherrſcht zu werden, in einer Zeit, wo es der Tapferkeit eines Mannes bedarf. Die edelſten

Familien des Landes ſind mir hold; Dir alle, ſo Adel als Volk. —' Die Königin ſterbe! — Dich beglücke die Krone, mich aber Deine Liebe!" — Und damit umfing ſie ihn von neuem noch zärtlicher, und gab ſich ſeinen Küſſen und Liebkoſungen hin.

Don Juan war ein Trunkener. Bei dem Verluſte aller Beſonnenheit verdämmerte eine Empfindung, ein Gedanke, ein Entſchluß in den andern, wie Geſtalten im Morgennebel; jetzt ein aufflammender Unwille, daß ihm, deſſen Ehre nie einen Fleck geduldet hatte, ein Verrath zugemuthet werde, — aber die Geliebte war es, welche ihm denſelben zumuthete; dann ein heißer Wunſch, der Schönen zu gefallen, und nicht allein als der Glücklichſte in ihren Armen, ſondern auch als der Mächtigſte auf dem Throne von Caſtilien zu walten; dann wieder ein Vorſatz, Roſauren durch Bitten, durch Vorſtellungen von einem ſo ehrloſen, ſchrecklichen Unternehmen abzubringen;

und dann zugleich die Furcht, die Geliebte zu verlieren, ſie vielleicht durch Widerſpruch zu reizen, daß ſie einem Andern, minder Gewiſſenhaften, ihr Vorhaben entdecken könne, der für einen ſo hohen und ſüßen Preis die Ausführung ſtraks übernehmen werde. — Endlich raffte er noch ſo viel Ueberlegung zuſammen, daß er beſchließen konnte, ſich für jetzt zu verſtellen, nichts ganz zu verſprechen, nichts ganz zu verweigern, und es abzuwarten, ob die Umſtände nicht einen erwünſchten Ausweg vergönnen würden. Er bat ſeine Dame unter den zärtlichſten Liebkoſungen, ihm, der ſeiner vor Wonne in dieſer Stunde nicht mächtig ſey, mit ſo ſchweren Sachen zu verſchonen, welche das ſchärfſte und ernſteſte Nachdenken erforderten, und verſprach, daß er auf jeden Fall ſich ihrer Liebe und ihres Vertrauens nicht unwerth halten werde. Von dem aber, was im Garten ihm begegnet war, ſchwieg er, denn es wehte ihn eine Ahndung an, daß Roſaura nicht ohne Antheil an dieſem böſen Handel ſeyn möchte. Nachdem ſich Beide noch wiederholentlich auf das Süßeſte geletzt hatten, ſchieden ſie von einander mit tauſend Küſſen und Schwüren der Liebe und Treue, denn der Ritter durfte es nicht länger verſäumen, der im Schloſſe anweſenden Königin ſeine Ehrerbietigkeit zu bezeigen.

Durch das Glück der Liebe, durch die Herrlichkeit ſeiner Siege einem der Erzengel gleichend, wenn derſelbe mit Waffen angethan iſt, ſo erſchien nun Don Juan vor der Königin. Der Schleier der Unbekannten flatterte noch an ſeiner Feldbinde.

Als Urraca den Sieger und den Retter und den geliebten, den ſchönſten, den tapferſten, den redlichſten Mann in Spanien jetzt ſo nahe vor ſich erblickte, als ſie den Schleier, ihren Schleier, an ſeiner Feldbinde flattern ſah, blieb ſie ihrer ſich kaum mächtig, hielt ſie kaum ſich noch zurück, daß nicht, wie kurz zuvor

Roſaura, ſo jetzt ſie ſelbſt an ſeine Bruſt geſunken wäre und mit der einen Hand ſeinen ſtolzen Nacken umſchlungen, mit der andern die goldne Krone ihm auf das ſchwarzgelockte Haupt geſetzt hätte.

Auch dem Ritter mochte die große Huld und Gunſt der Königin nicht verborgen bleiben, und das Bewußtſeyn, ihr das Leben gerettet zu haben, woran er nicht mehr zweifelte, führte ſie, mehr als jemals, ſeinem Herzen näher. Er hätte vor der ſchönen Herrin niederſinken, er hätte in der Begeiſterung dieſes Augenblicks, in der Aufwallung ritterlicher Kühnheit, in dem hohen Gefühl ſeiner Würde und Verdienſte, ihre Hand zum Danke fordern mögen, wenn nicht, wie ein überirrdiſcher Geiſt, mit allen Himmelswonnen um- und angethan, Roſaura vor ſeiner Einbildungskraft zur Seite geſtanden wäre, und vor dem höhern Glanze dieſer Allerſchönſten das Geſtirn der Königin den Schein verloren hätte. —

Urraca aber nahm eine unſchätzbare Kette von Gold und Rubinen von ihrem ſchneeweißen Nacken und hing ſie dem Ritter um, reichte ihm dann mit unausſprechlicher Huld ihre Hand zum Kuſſe dar, und beſchied ihn auf den morgenden Tag nach Toledo, wohin ſie mit ihrem Hofe jetzt zurückkehren wollte, da, wie ſie ſagte, der wackre Arm des Ritters der Königin und dem Vaterlande die Sicherheit wieder geſchenkt hätte. Der wahre Grund aber, warum ſie dieſen ländlichen Aufenthalt verließ, war das entſetzliche Ereigniß im Garten. Sie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, auch Roſaura ſey in dieſen Frevel verflochten. Indeſſen hielt ſie es für gerathen, die arge Sache für jetzt noch in ein tiefes Schweigen zu verſenken: „denn," ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt — „die Welt muß glauben, daß die Könige ſo wohl bewacht werden von Engeln und Menſchen, daß es den Verräthern unmöglich fällt, an ſie zu kommen." Auch war ſie der Meinung, daß die Bekanntmachung eines mißlungenen Angriffs, wenn gleich er beſtraft werde, vielleicht einem andern Böſewicht zu einem klüger angelegten Wageſtück reize, und ſo aus dem Blute eines abgeſchlagenen Kopfes der Hyder zehn verderblichere wiederum aufwachſen könnten. Nächſtdem hatte ſie ſich vorgenommen, den gegenwärtigen, ihrer geheimen Liebe ſo günſtigen Zeitpunkt zu benutzen, um den Vertrauteſten ihres Staatsrathes über die Wahl des Beifallswürdigſten unter ſo vielen andringenden Freiern zu befragen, und gedachte, dieſen Antrag ſchon ſo geſchickt zu ſtellen, daß man ihr, wie von freien Stücken, den tapfern Don Juan, den Retter des Vaterlandes, zum Gemahl vorſchlagen ſolle.

Es kehrte alſo der Hof nach Toledo zurück; herrliche Feſte erglänzten; die ganze Ritterſchaft ſollte nach den Kämpfen des blutigen Ernſtes ſich auch wieder an luſtigen Spielen erquicken und ergötzen, und aus den Händen der ſchönſten Damen von ganz Spanien ſollten köſtliche Preiſe vertheilt werden.

Es ſchien über dem prächtigen Toledo ein Morgenroth aufgegangen zu ſeyn, welches den heiterſten Tag verkündigte; aber ſchon bildete ſich am fernen Horizonte in grauenvoller Stille der Brodem eines Gewitters, welches bald den Tag verfinſtern und alle Blumen der Hoffnung niederſchmettern ſollte. Es hielt nämlich Don Roderigo Almanarez, der Geſandte des Königes von Arragon, bei der Königin um eine geheime Unterredung an, weil er eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit ihr zu entdecken habe. Urraca ließ ihn vor ſich, und er offenbarte jetzt der Königin alles, was er, als er in Roſaurens Schloſſe hinter der Tapete ſteckte, erlauſcht hatte. Da ihm ſehr viel daran gelegen war, die Königin mit dem Ritter zu entzweien, weil ihm das Walten einer ungewöhnlichen Huld gegen denſelben nicht mehr zweifelhaft blieb, ſo ſparte er keine Zuſätze, um die heiße Liebe der Königin in den glühendſten Haß zu verwandeln. Er rieth, dieſe beiden Verräther, Don Juan und Roſauren, ſogleich zu verhaften, dieweil es noch Zeit ſey, und erbot ſich ſelbſt zur thätigſten Beihülfe. Die Königin aber, ſo überraſcht, als erſchüttert, dankte ihm auf das Höchſte, bat ihn jedoch, ſie jetzt allein zu laſſen, damit ſie ſich vorher faſſen und Alles, was in dieſer böſen Sache zu thun ſey, reiflich möge überlegen können.

Welche Marter für ein weibliches Herz, und dazu das einer Königin! — Ein Unterthan, aus Liebe zu welchem ſie den Stolz ihres königlichen Geblütes niedergebeugt hatte; ein Unterthan, welchen ſie zum Beherrſcher der Herrſcherin erkohren hatte, zog ihr eine ihrer Dienerinnen vor, und dazu das verhaßteſte weibliche Haupt in ganz Spanien. Dieſes Verbrechen allein — denn des Verraths an Krone und Leben hielt ſie, was auch Don

Roderigo mochte vorgebracht haben, den Ritter für unfähig — dieſes Verbrechen der verſchmähten Liebe allein, verwandelte jeden Tropfen ihres Blutes in glühende Flammen. Und doch verloren Krone und Leben, ohne den Beſitz dieſes ſchönſten der ſpaniſchen Männer, allen Werth. Schaam, Zorn, Liebe kämpften mit einander in dem gemarterten Herzen. Sollte ſie Don Juan, den Retter des Vaterlandes, den Retter und die Wonne ihres eigenen Lebens, dem Blutgerüſt überliefern? — Sie ſchauderte vor dieſem Gedanken. Oder ſollte ſie Roſauren als Verbrecherin anklagen? — Der Beweis hielt ſchwer, und die Meiſten würden glauben, der Haß des Geſandten und die Eiferſucht der Königin ſelbſt habe dieſe Anklage ausgebrütet. Und wie würde es um ihre Ehre ſtehen, wenn Roſaura das Leben verlöre und Don Juan die Hand, welche mit dem Blute ſeiner Geliebten befleckt wäre, mit Schaudern von ſich wieſe?

— Und wie, wenn er im ſchrecklichſten Falle ſich ſelbſt anklagte, um die Geliebte zu retten?

Während die arme Königin in dieſen Qualen ſeufzte, war auch Roſaura nicht auf Roſen gebettet. Es war der Schleier um Don Juans Feldbinde ihr keinesweges unbemerkt geblieben. Es war der Schleier der Königin. Aber die Entzückung des erſten Wiederſehens, die Beweiſe der feurigſten und treueſten Liebe ihres Ritters, die Berauſchungen der Wonne, hatten ſie nicht zu Fragen und Nachforſchungen kommen laſſen in den erſten Augenblicken. Nachmals aber war Don Juan einer jeden Unterredung unter vier Augen ausgewichen. Sie kam wieder zur Beſinnung. Sie erwachte, wie aus einem Traume. Nun quälten ihre Seele peinliche Fragen: „War jener Schleier ein Geſchenk aus der Hand der Feindin? ein Zeichen ihrer Gunſt? Warum weigere ſich Don Juan, eine Unternehmung gegen ſie, da, wo es am leichteſten war, auszuführen?

Warum wich er jedem geheimen Zuſammenſeyn aus? Hatte nicht etwa die Hoffnung des Thrones durch den Beſitz der liebenden, ſchönen Königin ſelbſt ſein Herz beſtochen, und die alte Treue wankend gemacht?“ — Da ſchlug der Haß gegen die Feindin, die ihr nun, nachdem ſie den Vater und den Bruder genommen, auch den Geliebten rauben wollte, zu einer Glut aus, die nur durch Blut noch gelöſcht werden konnte. Sie beſchloß alſo, ſtracks in dieſer Nacht, mit einem Male allen Qualen ein Ende zu machen, der Ausgang ſey dann, welcher er wolle. Indeß ſchmeichelte ſie ſich mit der Hoffnung, daß die alte Liebe des Ritters triumphiren, und wenn erſt die Königin hinweg, und keine Wahl mehr übrig gelaſſen ſey, Don Juan ſeiner früheren Geliebten mit Dank den befreieten Arm reichen werde, um das Werk zu vollenden. — Sie bewaffnete ſich alſo mit Don Juans eignem Dolche, den er in ihrem Zimmer abgelegt hatte, ſchlich vor Einbruch der Nacht in das Schlafzimmer der Königin und verbarg ſich hinter einem Teppich. Aber vor dem Schlafzimmer der Königin war eben für heute Don Juan erkoren, Wache zu halten, denn Urraca hatte dem ſüßen Gedanken, den Geliebten in der Nähe zu wiſſen, nicht widerſtehen können, was auch Klugheit und beleidigte Ehre dagegen mochten eingewandt haben, denn der Liebe Zauberkünſte ſind unüberwindlich. Auch war ja der ſchöne Ritter vor dem Richterſtuhl der Liebe längſt von aller Schuld freigeſprochen und die ganze Laſt allein auf Roſauren hinübergewälzt worden. Dieſe aber zu beſtrafen, ſollte nur erſt eine füglichere Gelegenheit abgewartet werden.

Kaum war die Königin, durch den Sturm des Tages abgemattet, von einem leichten Schlummer und gaukelnden Träumen beſchlichen, ſo trat Roſaura raſch aus ihrem Verſteck hervor, den Dolch gezückt. Aber — ſo waltet der Zufall oft — ein Schirm, der vor dem Bette der Königin aufgeſtellt war, fiel mit großem Geräuſche zu Boden. Don Juan, ſchon längſt in der ſonderbarſten, qualvollſten, wonnevollſten Lage; glühend, zitternd, ſeufzend, gegenwärtig, abweſend, ſchrak heftig zuſammen bei dem plötzlichen Geräuſch, und trat, wie unwillkürlich, ſchnell in die Thür des königlichen Schlafgemachs. Da erblickte er Roſauren, ſchon den funkelnden Dolch gegen das Herz der Königin gezückt. Raſch fiel er der Raſenden in den Arm, hielt den Streich ab und entwand ihr die Waffe. In dieſem furchtbaren Augenblicke erwachte die Königin. Ein lauter Ruf des Entſetzens. — Trabanten und Zofen aus allen nächſten Gemächern ſtürzen herzu. Hundert Arme ergreifen Don Juan und Roſauren.

„Welch ein Schickſal!“ ſeufzte Don Juan. „Wozu ſoll ich mich entſchließen?“ fragte er ſich ſelbſt. „Schweige ich, ſo fällt das Verbrechen auf mich; ſage ich aber die Wahrheit, ſo werde ich der Verderber meiner Roſaura!"

Die Königin, von gleicher Pein gefoltert, und außer ſich, rief: „Wer iſt hier der Verräther? Seyd Ihr es, Don Juan? Biſt Du es, Roſaura? Oder ſeyd Ihr es Beide? — Wie ſoll ich dieſes furchbare Räthſel löſen? — Der Dolch iſt in den Händen des Ritters, und es iſt Don Juans Dolch; Dich aber, Roſaura, was führt Dich hierher zu dieſer ungewöhnlichen Stunde? — — — Ihr ſchweigt? — Wohl! ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich mag den Unſchuldigen nicht kennen, damit ich den Schuldigen nimmer erfahre. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. — Roſaura! aller Frevel ſey dir verziehen, wofern ich nur den Ritter unſchuldig wiſſen darf."

So wurde die arme Urraca auf den

Wogen ihrer ſtürmiſchen Leidenſchaft hin und her geworfen.

Indeſſen war auch der Kanzler herbeigekommen. Er erhub ſeine Stimme: „Und wenn auch Ihr, edle Frau Königin, es hierbei wolltet beruhen laſſen, ſo darf dennoch ich nicht ſchweigen. Das Verbrechen iſt zu greuelſam. Mein Amt, die Wohlfahrt des Landes, die Ehre der Krone gebieten, den Urheber zu erforſchen.“

„Ihr habt Recht!“ ſeufzte die Königin, wider Willen überzeugt — „Die Unterſuchung iſt nothwendig. — Ritter, bekennt die Wahrheit! Ach, welche Pein! — Bekennt die Wahrheit! oder iſt Roſaura die Verbrecherin? War ſie es, die meinen Tod wollte?“

Der Ritter ſchwieg.

„Ihr alſo! O, unglückliche Verblendung! Ihr alſo wolltet Urraca morden?“ — fragte die Königin kaum hörbar.

„Schreckliches Schickſal!“ rief der Ritter — „ich weiß es nicht!“

„Aber wie kam das Werkzeug des Mordes in eure Fauſt?“ forſchte der Kanzler.

„Weil,“ erwiederte Don Juan — „ein feindſeliges Geſtirn meinen Untergang herauf führen will.“

Eine neue Hoffnung, den Geliebten gerettet zu ſehen, dämmerte der Königin auf. Sie befahl, Beide, Don Juan und Roſauren, in Verhaft abzuführen, bis das grauſenvolle Dunkel ſich mehr aufhellen werde.

Roſaura hatte während dieſes ſchrecklichen Auftritts ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. Der Schein — ſah und wußte ſie — verdamme den Ritter. Nie aber — darauf baute ſie unerſchütterlich — werde dieſer ſich entſchließen, dieſen Schein zu vernichten, und um ſich zu befreien, ſie aufopfern. Und für das Leben des Ritters beſorgte ſie nichts, da ſie eben jetzo ſich vollkommen überzeugt hatte, in welcher Glut die Königin gegen ihn brenne. Ueberdem hoffte ſie mit jedem Augenblicke von einem allgemeinen Aufſtande und dem Tode der Königin zu hören, denn ſie hatte kurz vor dieſem ſchrecklichen Augenblicke von ihrem Oheim die Nachricht erhalten, daß er ſich noch fortdauernd in der Nähe befinde, und daß, wenn auch der erſte Verſuch — der im Garten Roſaurens — verunglückt ſey, ſchon ein anderer ſtracks ausbrechen und gewiß gelingen werde. — Sie zweifelte nicht, daß der Oheim, bei der Kunde ihrer gegenwärtigen Verhaftung, alles um deſto mehr beſchleunigen werde. „Auf den Thron Kaſtiliens, an der Seite Don Juans!“ Dieſes Zauberbild umgaukelte ſie unabläſſig, und hielt, wie ein eifriger Trabant, jede andere Ueberlegung oder Furcht weit von ihr entfernt.

Dieſer Ruhe der Verblendung genoß aber nicht Don Juan in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes. Jener Taumelkelch der Einbildungen und Hoffnungen, aus welchem auch er mit Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt und des wahren Zuſtandes ſeiner Lage ſich wohl hätte berauſchen mögen, fehlte ihm. Wie über Flammen einerſeits und durchbohrenden Stacheln andererſeits, ſchwebte er zwiſchen der Wahl, entweder ein Verräther zu werden an ſeiner eigenen Ehre, wenn der Verdacht des Meuchelmordes auf ihm ſelbſt haften blieb, oder ein Verräther zu werden an der Liebe, wenn er Roſauren anklagte; entweder ein Undankbarer zu werden gegen die Huld ſeiner Königin, oder ein Undankbarer gegen die Zärtlichkeit ſeiner Herzensdame.

Endlich, da er ſich weder zu dem Einen, noch zu dem Anderen entſchließen konnte, weder zu der Anklage ſeiner ſelbſt, noch zu der Anklage ſeiner Geliebten, hielt er für das Beſte, durch eigene Hand zu ſterben, und ſo die grauenvolle Sache hinfort auf Ungewißheit beruhen zu laſſen. Zuvor aber wollte er noch vollbringen, was die Dankbarkeit gegen Urraca und die Liebe des Vaterlandes von ihm erheiſchten. Er wollte Roſauren beſchwören, in Zukunft von allen Unternehmungen gegen die Königin und gegen die Ruhe des Vaterlandes abzuſtehen. Er ſchrieb dieſen Brief:

„Geliebte Roſaura! — Ich nähere mich meinem letzten Augenblicke. Ich wähle den Tod durch eigene Hand, aus Liebe zu dir. Ich ſterbe, damit Du lebſt. — Urtheile, wie groß und wie aufrichtig meine Liebe zu Dir iſt, da ich eher ſelbſt ſterbe, als daß ich dein mir über Alles theures Leben in Gefahr ſetze, und lieber das Grab, um deinetwillen, als den Thron, ohne Dich, erwähle. — Empfange deſto geneigter meine letzte Bitte und Erklärung, und bewahre ſie als ein heiliges Vermächtniß. Roſaura, höre die letzten Worte Deines Juan! Ich halte jede Unternehmung, wodurch die Ruhe und Sicherheit des Landes erſchüttert und ein chriſtliches Reich den auflauernden Heiden könnte Preis gegeben werden, für gottlos und der Hölle werth. Wenn alſo Du mich liebſt und dein Vaterland, und deine Seligkeit, Roſaura! wenn wir uns im Paradieſe wiederſehen, und in ewigen Wonnen beiſammen leben ſollen: ſo gieb einem jeglichen Anſchlage gegen das Leben der Königin den Abſchied. — Meine Roſaura! opfere der Liebe den Haß auf, wie ich freudig der Liebe das Leben opfere. Die heilige Jungfrau ſtärke Dich, meine einzig Geliebte!

Don Juan.“

Der Ritter übergab den Brief einem der Wächter, einem Kriegsmann, der einſt unter ihm in mancher Schlacht gefochten und auf deſſen Treue er mit Sicherheit bauen zu können meinte. Er hatte ſich geirrt. Die Gunſt einer Königin auf ihrem Throne galt dem Boten mehr, als die Gunſt eines Ritters im Kerker.

In demſelben Augenblicke, wo Don Juan dieſe Zeilen dem Boten, und dieſer ſie der Königin übergeben hatte, war Roſaura durch ihre Freunde, welche den Kerkermeiſter beſtochen hatten, aus dem Gefängniß entführt worden.

Als die Königin den Brief des edlen, frommen Ritters an ſeine Geliebte geleſen hatte, hub in ihrem Gemüthe ein bitterer Kampf an: der Haß — da der geliebte Ritter die Königin der Todfeindin nachſetzte — bekämpfte die Bewunderung, da der Großherzige ſich ſelbſt der Sache Gottes und des Vaterlandes nachſetzte und aufzuopfern im Begriff ſtand. Der Haß wollte nicht erlauben, daß ſie ihn bewundern, und die Bewunderung nicht, daß ſie ihn haſſen ſollte. Der Schmerz aber, dieſen einzigen Mann nicht beſitzen zu können, trug über alle andern Empfindungen den Sieg davon.

Indem ſie noch ſo mit ſich kämpfte, brachte man die Nachricht, Roſaura ſey entflohen. Zum Haß, zur Liebe, zur Bewunderung, zum Schmerz, geſellte ſich nun auch noch die Furcht, um die gequälte Königin auf das Aeußerſte zu treiben. Roſaurens Freiheit und Urraca's Sicherheit konnten nimmer neben einander beſtehen.

In dieſer Angſt, in dieſen Sorgen, in dieſen Zweifeln, fiel der armen Frau mit einem Male ein Lichtſtrahl in die gemarterte Seele. „Kämpfe nicht gegen das Schickſal: ſo wird es müde werden, dich ſelbſt zu bekämpfen!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „So mag es denn, da es hart darauf beſteht, Roſauren den Juan ſchenken, und dieſer Edelmüthige wird mein Leben, wenn er es nicht beglücken ſoll, doch mindeſtens ſchützen.“

Und ohne weiter zu zögern, ließ ſie dem

Ritter verkündigen: „Die Königin läßt Euch, als einen Mann, welchen ſie, wie ſehr der Schein gegen Euch ſprechen möge, für unſchuldig hält, ziehen in Freiheit und Ehren. Nur dieſe eine und unerläßliche Bedingung ſchreibt ſie Euch vor, daß Ihr zur Stunde aus der Stadt Toledo abreiſet, und Euren Sitz zu Medina Celi am Tajus nehmt, und Euch dort mit Donna Roſaura, welche gleichfalls von aller Schuld freigeſprochen wird, vermählet. Dort an jener Landesgrenze ſollt und werdet Ihr nach Eurer bewährten Ritterkraft und Treue die Kirche Jeſu und das Vaterland gegen die Sarazenen ſchützen, als ein hoher Wall und tiefer Strom.“

Dieſen Ausſpruch ließ die Königin auch ſogleich allenthalben durch Herolde feierlich in allen Städten des Landes verkündigen.

Don Juan, als er die Schrift las, wurde von Bewunderung einer ſolchen Mäßigung und Weisheit innigſt durchdrungen. Er hielt es für Unrecht, eine ſolche Herrin auch nur einen Augenblick länger in Sorgen und Unruhen zu laſſen. Jetzt noch aus einem Leben ſcheiden zu wollen, wo Ehre, Verdienſt und alle Süßigkeit der Liebe auf ſonnebeglänzten Pfaden neu erblühten, ſchien ihm ein Verbrechen und eine Raſerei. Er eilte noch deſſelben Tages aus den Thoren von Toledo gen Medina Celi. Dort fand ſich, ſo bald die Verkündigung der Königin bekannt geworden war, auch Donna Roſaura in Begleitung ihres Oheims, Don Ruperto, ein, und in der Wonne der Liebe ging aller Haß nun endlich unter.

Während bald nachher zu Medina Celi ein freudenreiches, glänzendes Vermählungsfeſt gefeiert wurde, ſchenkte, mit tiefverborgner Betrübniß im Herzen, Urraca dem König von Arragon mit ihrer Hand die Königreiche von Leon und Caſtilien.

N.

Das Bildniß.

In Regennacht und Sturm ritt Adelſtan einſam durch das Waldgebürge, heimkehrend aus dem gelobten Lande. Der Vater des Ritters hatte den Jüngling, ſein letztes Gut, ſeinen einzigen Sohn, auf die Wallfahrt mitgenommen und war im Kampfe um das heilige Grab gefallen.

Den Adelſtan, jetzt einen ſtattlichen Ritter, zog die Sehnſucht nach der Heimath zurück. Mit friſcher Lebensblüthe, Jugendmuth und Hoffnung, ſeinen einzig übrig gebliebenen Schätzen, kehrte er jetzt zu der verfallenen Stammburg heim.

In Gedanken verloren, irrte er von der Straße ab, und ſah ſich plötzlich von einer unbekannten Wildniß umfangen. Endlich dämmerte ein Pfad auf, und ein Köhler gab ihm Nachricht, daß derſelbe zum Falkenſtein führe.

Wie ein freundlicher Stern in finſterer Nacht, ſchimmerte ein freundliches Licht aus engen Fenſtern der Felſenburg in das Thal. Er ſpornte ſein müdes Roß; er erklomm den ſteilen Pfad; er hielt vor dem Thore der Burg, deren Thürme geiſterhaft in der Nacht hinaufdämmerten; er ſtieß in ſein Horn, und als er dem Thürmer ſeinen Stand und ſein Begehr gemeldet, öffnete ſich nach kurzer Weile das Burgthor.

Eng und düſter überbaut war der Hof; der Sturm raſſelte ſchaurig mit den Wetterfahnen; die loſen Fenſterſcheiben klirrten; die ganze Burg ſchien verödet; nur durch ein Fenſter ſchimmerte ein freundliches Licht. Ein alter Diener brachte des Ritters Roß zur Raſt, und führte dann ihn ſelbſt bei dem Dämmerſchein einer Lampe die ſchmale Wendeltreppe hinauf, und öffnete ein Gemach. Da ſaß bei der Lampe eine ehrwürdige Matrone an der Spindel, und ein Mädchen, mit gefaltenen

Händen über ein großes Buch hingebogen, in weißem, einfachem Gewande, die langen, blonden Locken herabwallend, ſchön und fromm, wie ein Engel im Mitgefühl von Erdenleiden.

Adelſtan entſchuldigte den ſpäten Beſuch. Die Matrone hieß ihn freundlich willkommen und bat ihn, ſich an ihrer Beſchränktheit genügen zu laſſen.

Als wenn des Ritters Stimme das Mädchen anmuthig und bekannt anſpräche, hub ſie erſt bei ſeinen Worten das große Auge zu ihm empor. Adelſtan begegnete ihrem Blick, und eine ſüße Verwirrung bemächtigte ſich ſeiner; doch ſie ſenkte das Auge fromm wieder auf das Buch und las ferner.

Bald darnach trat der alte Diener mit einer Kerze herein, den Ritter nach ſeinem Gemach zu führen. Er verneigte ſich ſchweigend gegen die Frauen und folgte dem Alten. Lange Gänge brachten ihn in ein weites Gemach, deſſen Zierlichkeit veraltet, das ſeit

Jahren verödet ſchien. Ein Becher Weins und ein mäßiges Abendeſſen ſtanden bereit. Der Ritter wünſchte, mit ſeinen Träumen von dem frommen, ſchönen, Burgfräulein allein zu ſeyn, und entließ den alten Diener bald. Er ſtürzte den Becher feurigen Weines hinab, und ſchritt gedankenvoll im weiten Zimmer auf und nieder. In ſeine Seele, voll Jugendübermuth, war ein Funke gefallen, der durch alle friſchen, weichen Aeſte ſeines innern Lebens mit hellen Flammen emporſchlug. — Jetzt auf einmal blieb der Ritter, der Wand gegenüber, ſtehen, fuhr mit dem Haupt, wie aus Träumen, empor, denn ſein Auge war auf ein Bildniß gefallen. Er glaubte anfangs, er täuſche ſich; aber es war das Bild des Fräuleins. Er ergriff die Kerze; er betrachtete das Bildniß genauer; es waren alle ihre Züge, nur freundlicher und faſt blühender: dann konnte ſie es doch wieder nicht ſeyn; der Schmuck war zu reich für dieſes ſtille, einſame

Weſen. Er fand eine ſüße Luſt darin, die Aehnlichkeit aufzuſuchen.

Die Thurmuhr ſchlug elf; dann halb zwölf — und noch immer ſtand Adelſtan vor dem Gemälde und ſog immer brennendere Glut ein. Jetzt riß er ſich los, um ſchlummernd noch ſüßer fortzuträumen. Er legte ſich nieder. In einer Vertiefung ſtand das Lager, deſſen verblichene Vorhänge ſchauerlich zurückrauſchten, als der Ritter ſich noch einmal, ehe die Kerze verloſch, hinausbog nach dem Bildniß, das wunderſam freundlich auf ihn herniederſchaute.

Wein und Phantaſie jagten Träume vor ſeiner Seele vorüber, als ihm, im halben Wachen und halben Schlummer, der Schlag der Mitternachtsſtunde erklang. Er vernahm ein leiſes Rauſchen, ein Klirren der Schlöſſer; eine Thür eröffnete ſich ſtöhnend; bleicher Schimmer dämmerte herein: näher und näher das Rauſchen; der Ritter, in höchſter Spannung lauſchend, athmete kaum. Eine weiße, ſchlanke Geſtalt, im ſchwarzen, zu den Füßen hinabwallenden Schleier, die matt ſchimmernde Lampe in der Hand, ſchwebte dem Lager vorbei, dem Bildniß zu. Die tiefe Grabesſtille unterbrach nur ein leiſes Kniſtern des Bodens. Vor dem Bildniß hub die Erſcheinung langſam den Schleier empor, hielt die dämmernde Lampe hinauf, und ein leiſer Seufzer klagte durch das Gemach.

Wie im Fiebertraum ſtarrte Adelſtan hin auf die Erſcheinung und das Gemälde. Er glaubte, das Urbild zu erblicken. Doch als ihm in allen Zügen des Bildniſſes Leben zu erwachen ſchien, als das Auge ihn ernſt und blitzend anſah, als die Hand ſich, wie nach ihm, ausſtreckte, als die Erſcheinung vor dem Gemälde dieſer winkenden Hand folgte und ſich nach ihm umwandte, da ergriff ihn ein kalter Schauder; ein heller Schrei drang durch die Nacht, und alles war vor ſeinen Sinnen und Augen untergegangen.

Es ward heller Tag. Ritter Adelſtan ließ ſich drunten noch immer vergeblich erwarten. Die Matrone ſandte den alten Diener hinauf, nachzufragen; aber eilfertig kehrte dieſer zurück und meldete: „Der Ritter liegt im Sterben!“ —

Kunigunde, ſo hieß die gutmüthige Alte, trippelte ſtöhnend und ächzend hinauf, und holte aus ihrem ſie ſtets begleitenden Arzeneibüchslein Tropfen hervor, rieb dem todtgleichen Schläfer die Stirne, flößte den bleichen Lippen manches Tröpflein ein, bis endlich der Ritter tief aufathmete.

„Es war nur eine Ohnmacht!“ flüſterte ſie dem Diener zu, gab ihm Arzeneien und Anweiſung und ſchlich fort, noch andere Hülfsmittel herbeizuholen, denn in der Einſamkeit, auf den Bergen voll Heilkräuter, hatte ſie die angeerbte Kunde vielfach erweitert und erprobt.

Adelſtan aber war in ein heftiges Fieber verfallen und ſchwärmte in abentheuerlichen Phantaſieen. Der alte Diener wich nicht von ſeiner Seite. Kunigunde ſorgte ſo mütterlich für den Kranken, daß Konradine, die ſchöne Nichte, es ihr leicht verbergen konnte, wie innig auch ſie der kranke Ritter beſchäftige. Dem ſie Alle ſo herzlich zugethan ſchienen, dem konnte ſie allein unmöglich Unhuld zuwenden. Der Klang ſeiner Stimme, lieblich ſie anſprechend, erwachte immer und immer wieder vor ihrer Seele. Sie überraſchte eines Tages ſich ſelbſt, als ſie, das Tüchlein ihrer Baſe emſig ſuchend, zufällig alle die langen Gänge bis zu dem Gemach des Ritters durchſtreifte, und wie träumend hineintrat, dann erſchrak, doch, als Niemand ſie gewahrte, auch der Kranke zu ſchlafen ſchien, ſchüchtern durch die Bettvorhänge lauſchte, hinwegwollte und doch blieb, weil der Ritter ja ſo ſanft und ſüß ſchlummerte, bis endlich Kunigunde die Treppe hinaufhuſtete und das Mädchen verſcheuchte.

Aber Adelſtan ſchlief dies Mal nicht. Die Sehnſucht, welche das ſchöne, fromme Mädchen herangezogen hatte, erweckte in ihm alle ſüßen Gefühle des Lebens wieder. Er fühlte ſich ſtärker. Wie durch einen wohlthätigen Zauber gerufen, kehrten die Kräfte ſtündlich zurück. Kaum ſaß der alte Diener wieder an ſeinem einſamen Lager, ſo beſtürmte er ihn mit Fragen nach ſeinen gütigen, frommen Burgfrauen.

Da erzählte der getreue Wolf: „Dieſe und die meiſten Burgen meines geſtrengen Herrn ſind die Mitgift der ſchönen Mathilde von Falkenſtein. Als dem tapferſten Ritter weit und breit wurde ihm Mathilde vermählt; aber er vermochte ihre fromme Seele nicht zu erkennen und zu ſchätzen. Seht dort ihr Konterfei!“ und er wies nach dem Bildniß — „wie ihre Güte aus allen Zügen ſpricht!

Auf dieſer Burg lebte ſie die erſten Jahre in einem Glücke, wie ihr ſanftes Gemüth es in ſich ſelbſt, nicht in dem wilden Ritter, fand. Dieſes war ihr Lieblingsgemach. Hier ſchenkte ihr der Himmel das einzige Kind, Fräulein Konradinen. Der Ritter aber, unmuthig, daß ihm kein Sohn und Erbe ſeines Ruhmes geboren wurde, ward kälter und rauher und verließ endlich Burg und Frau, zog fern nach andern Schlöſſern und lebte wild in Fehde und Luſt; die edle Frau aber verzehrte der Gram. Kaum war ſie hingeſchieden, ſo freite mein geſtrenger Herr ein anderes Weib. Dieſe ſchenkte ihm bald darnach einen Sohn, dem er alle ſeine Liebe zugewendet hat. Fräulein Konradine, die wahre Erbin ſeiner Burgen, war ihm nun gänzlich verhaßt und er verbannte ſie hierher, mit ſeiner Schweſter, Fräulein Kunigunden. Darum iſts nicht ſchlimmer mit ihr worden, denn die Stiefmutter iſt bös, und die Baſe liebt das Fräulein, wie ihre

Tochter; aber doch iſt es hart, die ſchönſten Jahre in ſo unholder Einſamkeit und Armuth hinzuſchmachten. Mein geſtrenger Herr reicht uns den Lebensbedarf nur zur höchſten Nothdurft. Jetzt, heißt es, will er das fromme Kind an einen ärgen Ritter verkuppeln, weil derſelbe keine Mitgift heiſcht; dann wehe meinem armen Fräulein!"

So ſprach der Alte; noch lauter aber ſprach Adelſtans Liebe und Ritterpflicht, die bedrängte Unſchuld zu ſchirmen. Konradinens Holdſeligkeit machte ihm diesmal die Pflicht ſehr ſüß. Er war unmuthig, daß er noch darniederlag, und daß er dem Fräulein ſo nahe war und doch ſo getrennt von ihr ſeyn mußte.

Die Liebe iſt eine Mutter vieler Liſten. — Adelſtan, noch matt, raffte ſich dennoch empor, und ſtand, als Kunegunde hereintrat, angekleidet am Fenſter. Sie hatte eine große Freude darüber, verbot ihm aber ſtrenge, das Gemach zu verlaſſen. Er ſeufzte und verlangte Troſt der heiligen Religion. Er wußte, daß ein Beichtiger nur ſelten aus einem ſehr entfernten Kloſter heraufkam, und daß, außer Konradinen, Niemand auf der Burg des Leſens kundig war.

Die gutmüthige Alte verſprach, Konradinen mit ihrem Gebetbuche mitzubringen.

Sie hielt Wort. — Das Fräulein las heute ſehr ſchwankend; ihr Händchen zitterte beim Umſchlagen der Blätter. Der Ritter ſaß fromm, wie ein Heiliger, da; aus ſeinem Herzen ſtiegen aber noch andere Gebete auf, als im Buche ſtanden. Unvermuthet wurde Kunigunde abgerufen. Nun war es Konradinen nicht möglich, weiter zu leſen. Der Ritter betete in der Stille fortwährend, aber immer heftiger, daß hohe Gluth auf ſeinen Wangen brannte. Konradine hob, im Drange des Herzens, den Blick zu dem Bildniß der Mutter. Der Ritter begegnete ihrem

Blick und geleitete ihn mit dem ſeinigen. Seltſam! Es war, als ob das Bild im hellen, eben hereinfallenden Sonnenſchein freundlich lächelte. Konradine, von hohem Muth ergriffen, ſank vor dem Bildniß nieder und wandte dann in Thränen ſich zu Adelſtan um. „Der Blick meiner Mutter,“ rief ſie — „zeigt auf Euch, Ritter; ſeyd Ihr mein Retter!“

Adelſtan ſank neben ihr auf die Knie; zog dann ſie mit Innigkeit an ſich, daß ihre Lippen an einander glühten.

Mit Wunderkraft ſtärkte ihn die Glut des erſten, leiſen Kuſſes. Er hielt den Arm empor und rief: „Bei Deiner Mutter ſchwöre ich Dir Treue und Errettung! Schon in der erſten Nacht, wo ſie mir erſchienen, gelobte ich ihrem Winke Gehorſam.“

„Auch Euch iſt ſie erſchienen, Ritter?“ fragte Konradine freudig.

„In der erſten Nacht meines Hierſeyns

ſtand ſie, im ſchwarzen Schleier, hier leibhaftig vor ihrem Bilde!" entgegnete Adelſtan.

„Ach!" ſeufzte das Fräulein — „ich war dieſe Erſcheinung. Der alte Diener hatte Euch das unrechte Gemach angewieſen. Ich, deß unbewußt, wallete in der Sterbenacht zu ihrem Bildniß hieher. Mir aber iſt ſie da wunderbar erſchienen; Leben regte ſich in ihren Zügen; ſie zeigte nach jenem Lager, und ich erblickte Euch, Ritter! — Wie ich nachmals aus dem Gemache gekommen bin, weiß ich nicht."

„Ja, Deine Mutter hat Dich mir anvertraut, Du Holdſeligſte!" und mit neuer Gluth drückte er ſie an ſeine Bruſt. Eben kehrte Kunigunde zurück. Er trat, das Fräulein mit ſtarkem Arme umſchloſſen, der erſtaunten Alten freudig entgegen. „Nun auch Euren Seegen, mütterliche Seele! den Seegen der Mutter ſelbſt haben wir!" und er wies nach dem Bildniß.

„Und des Vaters?“ rief Kunigunde, vor Schreck erbleichend.

„Mit Gott,“ ſprach der Ritter feſt — „und mit dieſem meinen Arm werde ich die Braut gewinnen.“

„Ach! Ihr wißt nicht Alles,“ ſchluchzte die geängſtete Alte, und ſchloß die bebende Nichte, mit Thränen in ihre Arme. „Schon in wenigen Tagen kommt der Vater, und bringt den Freier, der nichts fordert, als dieſe weiße Hand, und darum wird er ſie nur dieſem geben.“

Mit ſtolzer Freude lächelnd fragte Adelſtan: „Und will ich denn mehr als Konradinen?“

Die Liebe gab ihm Kraft. Er zog eilends zu der Burg des Vaters. Adelſtan ſelbſt beſaß zwar nur ein einziges, verfallenes Schloß; aber ſein Geſchlecht war edel und hochberühmt im Lande. Seiner eigenen Thaten Ruf im heiligen Kriege war in das Vaterland vor ihm hergegangen. Der alte, wilde Ritter, ein gewaltiger Kämpfer, ehrte den Heldenruhm. Und nun begehrte dieſer tapfere Jüngling nichts zur Mitgift, als das Bildniß Mathildens. Da ward ihm die Braut und das Bild zugeſagt.

Mit der Tochter und dem Bilde der Mutter zog der Segen in die zerfallenen Mauern. Allgemach erhob ſich das Schloß aus ſeinen Trümmern und die Zinnen glänzten im Sonnenſcheine. Still und fromm waltete innen Konradine, und der Ritter ſtand in hohen Ehren bei Herren und Knechten.

M.

Alle gleich.

Froh verſammelt hatten ſich die Kinder
Und die Freunde — viele weit herbei geeilt —
Um das ſchöne Feſt der goldnen Hochzeit
Eines hochverehrten Paars zu feiern.
Wie verklärt im Strahl der Freude, ſaßen,
Als des Feſtes Königin und König,
Braut und Bräutigam in Silberhaaren;
Und die bunte Reihe froher Gäſte
Wogt' umher im hellen Kerzenſchimmer;
Und der Becher ging herum im Kreiſe,
Wein zum Opfer ſpendend auf dem Feſtaltar.

„Lange ſoll das edle Paar noch leben!“
Riefen Alle aus des Herzens Grunde,
Lallte ſelbſt der jüngſte Enkel fröhlich mit.
Freundlich ſchaut' auf Den der Greis hernieder,
Nahm ihn bei der Hand, und ſagte ſcherzend:
‚Gieb für meine erſt mir Deine Jahre:
Dann gewiß will ich noch lange leben.“

Und mit Wehmuth blickten viele Gäſte
Nach des Feſtes Königin und König,
Still beklagend, daß die Laſt der Jahre
Hart ſie ſchon dem Grab' entgegen drücke;
Und wohl Mancher pries das Glück der Jugend,
Die ſo weit noch von dem finſtern Ziele ſey.

Doch der Todesengel, ſolches hörend,
Lachte der beſchränkten Menſchenweisheit,
Die das Nächſte kaum mit Klarheit überſchaut.
Wenig Monden waren nur vergangen:
Sieh, da ſtand er, mit geſenkter Fackel
An der Wiege jenes jüngſten Enkels,
Nicht beachtend ſeines Lebens frühen Lenz;
Und erſt ſpäter trat er zu dem Greiſe,
Der mit Lächeln den Erwarteten empfing.

Darum ſey die Jugend, wie das Alter,
Stets gefaßt, von dieſer Welt zu ſcheiden,
Denn der Tod, der ernſte, ſtrenge Engel,
Führet, nach des Schickſals heilgem Willen,
Greiſ' und Kinder unerbittlich fort.

Rückblicke

auf meine Reiſe im Jahr 1813.

Fortſetzung.

Es war ein lange und lebhaft in der Bruſt getragener Wunſch, den ich endlich in Erfüllung gehen ſah, als ich am 9ten Auguſt, Morgens nach 6 Uhr, den Gaſthof des düſtern, doch ſtattlichen Regensburgs verließ, um die Donaufahrt zu beginnen. Das Wetter war trefflich zur Reiſe. Voll Ungeduld eilte ich nach der Stelle, wo unſer Schiff lag. Ein Bret führte vom Ufer hinüber. Statt hinein zu treten oder zu ſpringen, fiel ich in das Schiff, weil das Bret nicht feſt lag, und ich nicht bedächtig genug ging. Ich hatte von Glück zu ſagen, daß ich nicht einen Arm oder ein Bein brach.

„Soll das ein Zeichen ſeyn?“ ſagte ich zu mir ſelbſt. Faſt war ich geneigt zu abergläubiſcher Aengſtlichkeit, denn im Hintergrunde meiner Seele war eine unruhige Empfindung, die ich nicht vertreiben, ſondern nur ſo weit zurückdrängen konnte, daß ſie mir nicht über den Kopf wuchs. Es war nähmlich eine ſehr kritiſche Zeit, in welcher ich reiſte. Der Waffenſtillſtand, in welchem Oeſtreich den Friedensvermittler machen ſollte, ging zu Ende. Ich hatte einen Reiſepaß, bloß von dem weſtphäliſchen Unterpräfekten zu Halle unterſchrieben. In Regensburg hatte ich gehofft, einen aus Caſſel zu finden, von dem dortigen öſtreichiſchen Geſandten unterſchrieben. Aber meine Erwartung war getäuſcht; und bis zum folgenden Poſttage in Regensburg zu bleiben, war nicht rathſam, weil das eben abgehende Schiff wahrſcheinlich das letzte war, wenn der Waffenſtillſtand aufgekündigt wurde, und Oeſtreich, wie zu vermuthen ſtand, auf die Seite der Verbündeten trat. Niemand, den ich deßhalb befragte, wußte mir etwas Gewiſſes darüber zu ſagen, ob ich mit meinem Paſſe

nach

nach Wien kommen werde, oder nicht. Der Eine hoffte, der Andere bezweifelte es. Nur der Schiffsmeiſter ſagte mit Zuverſicht, daß ich ohne Sorgen ſeyn könne; doch traute ich dieſem nicht recht, weil er vielleicht nur ſo ſprach, um mein Reiſegeld nicht einzubüßen.

Nicht ohne Veranlaſſung fragte ich mich daher, ob mein Fall ins Schiff nicht ein Warnungszeichen ſeyn ſolle. Indeſſen ſo wie er nur gefährlich geweſen war, ohne doch unglücklich abzulaufen, ſo, hoffte ich, werde auch meine Reiſe, wenn gleich bedenklich, doch nicht unausführbar ſeyn. Mit dieſem Troſte überließ ich mich, in möglichſter Unbefangenheit, jedem angenehmen Eindrucke auf der herrlichen Waſſerreiſe.

Wollte ich von allem erzählen, was ich an den langen, tauſendfach gekrümmten Ufern der Donau ſah: ſo müßte ich ein Buch ſchreiben. Und ſchriebe ich das mit noch ſo glücklicher Feder: ſo würden die Leſer doch eher ermüden, als eine klare, ſinnliche Vorſtellung von den beſchriebenen Gegenſtänden erhalten. Alſo will ich lieber nur auf wenige Punkte flüchtig hinweiſen, wie es, mit Hülfe einiger verwiſchter Schreibtafelblätter, nach beinahe viertehalb Jahren, noch in meiner Erinnerung ſchwebt.

So lange es möglich war, ſah ich nach den alten Thürmen von Regensburg zurück, denn ich konnte den herrlichen Dom nicht vergeſſen, deſſen reich geſchmücktes Portal mich zum freudigſten Anſchaun gefeſſelt, und deſſen Inneres, matt erleuchtet von wunderbarem Lichte, das durch lauter altbemalte Scheiben fällt, mich mit dem eigenthümlichſten, heiligen Schauer erfüllt hatte. Als ich ihn zum letztenmale ſah, tröſtete ich mich mit der Hoffnung auf den baldigen Anblick des Stephansthurms in Wien, wie leichtfertige Geſellen ſich auf ein anderes Mädchen in einem andern Städtchen freun.

Man ſchelte mich nicht, daß ich Heiliges mit Unheiligem vermiſche! Iſt es doch ſo in der ganzen Welt, und an den Ufern der Donau ganz beſonders. Zum Trinken, zum Küſſen und zum Beten ſind die Auffoderungen faſt gleich ſtark. Welche Rebengebürge, welche ſchöne Mädchen, welche fromme Mauern winken dem Reiſenden von den Ufern der Donau zu! In dem Maaße, wie von dieſem, kann man das von keinem Strome Deutſchlands ſagen, daß Wein, Liebe und Frömmigkeit ſeine Ufer geſchmückt haben. Aber die Frömmigkeit, möchte ich behaupten, ſpricht einen doch am lauteſten an, denn der Wein iſt bis Wien größtentheils ſauer, und die weibliche Schönheit thront nicht überall, ſondern, auf eine ausgezeichnete Weiſe, nur auf einer gewiſſen Strecke.

Den Rhein möchte ich, auf ſeinen anziehendſten Stellen, den chriſtlich-ritterlichen Strom nennen, die Donau den katholiſch-geiſtlichen. Wie proteſtantiſch, oder wenigſtens unkatholiſch, erſcheinen dagegen zum Beiſpiel die Elbe und die Oder mit ihren Ufern! Das heißt: Ueberall dringt es ſich an der Donau dem Reiſenden auf, daß ſeit Jahrhunderten fromme katholiſche Chriſten, von vielen Prieſtern geleitet, dieſe Ufer bewohnt haben. Um eine klare Vorſtellung hiervon zu bekommen, muß man ſelbſt ſehen die vielen, zum Theil noch wohl erhaltenen Kirchen, Klöſter, Kapellen, Betſtationen, Wallfahrtsörter und Heiligenbilder, die oft recht ſinnig zur Andacht einladen. Daß man aber, vorzüglich in Baiern, die Zeit hinter ſich hat, in welcher die Frömmigkeit oder Frömmelei ſolches baute und gründete, das beweiſet vielfältig der Anblick aufgehobener Klöſter und verfallener, bis auf das nackte Mauerwerk ausgeleerter Kirchen, die höchſtens noch maleriſche Ruinen abgeben, wie unter andern Niederalteich, deſſen Abt 90,000 Gulden Einkünfte gehabt haben ſoll. Eine auffallende Nichtachtung der Geiſtlichkeit ſoll gleichen Schritt mit dieſen Zerſtörungen gehn.

* * *

Meilenweit unterhalb Regensburg war zur rechten Seite die Gegend noch offen, während auf der linken Seite ſchon eine Kette von Bergen dem Strome ſeinen Lauf anwies. Bei Donauſtauf verband eine hölzerne, leicht und luftig vom Strome aus anzuſehende, Brücke, von wenigſtens zwanzig Pfeilern oder Böcken, die beiden Ufer. Solcher Brücken gab es noch mehrere bis Wien, zum Beiſpiel bei Deckendorf eine von neunundzwanzig Böcken, und nur eine ſteinerne bei Straubing, von vier oder fünf ſchweren Pfeilern, da dort der Strom ſehr zuſammengedrängt iſt.

Hinter Donauſtauf, mit einem Schloſſe des Fürſten von Turn und Taxis, worauf ein Bergſchloß mit ſchönen Ruinen herunterſchaut, ſah ich den erſten Weinbau an dem linken bergigen Ufer, noch mitten im Paradieſe der Bierliebhaber. Als ich das Gewächs dieſer Berge zu koſten wünſchte, lachte der Schiffer, und wies auf ſein mitgenommenes Bierfaß, als auf etwas Beſſeres, hin. Ich verſtand ihn um ſo leichter, da ich bereits in Bareuth, Amberg und Regensburg bei ſehr ehrenwerthen Freunden und Bekannten in die baierſche Bierſchule hatte gehen müſſen. Der Schiffer ließ mir von ſeinem Biere ſo viel ab, als ich zur Löſchung des Durſtes bedurfte.

Was mir in Bareuth noch gar nicht hatte ſchmecken wollen, das fing ich in Regensburg bereits an zu loben; nur war mir die Zugabe an Rettig zuwider geblieben, welche die Bierwirthe bei jeder geſoderten Flaſche, nebſt etwas Brodt und Salz, unverlangt ihren Gäſten vorſetzen. Uebrigens hatte ich auf einem Dorfe bei Regensburg, in einem viel beſuchten Wirthshauſe, ſehr ſchön an der

Donau gelegen, ſchon in Erfahrung gebracht, wie vergnügt und beweglich das Volk auch beim Biere ſeyn kann. Ich ſah dort einen Tanz, wie er mir ſo lebhaft und jauchzend noch nirgends vorgekommen iſt. Mitten im Herumwalzen that die Tänzerin von Zeit zu Zeit, halb gehoben von ihrem Tänzer und halb aus eigenen Kräften, einen hohen Sprung, während der Ritter des folgenden Paares ihr mit der flachen Hand auf den hochflatternden Rock, wohl berechnet juſt in der Mitte ihrer Kehrſeite, einen herz- und ſcherzhaften Schlag gab, wobei der Anſtand zu fordern ſchien, daß die Dame, luſtig erſchreckend, laut aufſchrie. Sprung, Schlag und Schrei ſchienen hier zuſammen zu gehören zur Tanzesluſt, wie Citrone, Zucker und Arrac zum Punſch. Wenn ich dieſen Tanz nun auch nicht als kunſtſchön loben will: ſo ſah ich in ihm doch den Ausdruck einer ſehr kräftigen Luſtigkeit, wie ſie nicht unpaſſend iſt für ein Volk, das im Stande iſt, ſich gegen ſeine Regierung darüber zu beklagen, es könne, wegen böſer Zeiten, wöchentlich, jezt kaum zweimal Braten eſſen, ſtatt der ſonſtigen ſechsmal. In dem Wein- und Braten-reichen Ungarn ſah ich einen Volkstanz, der an Luſtigkeit und Beweglichkeit mit jenem bei Regensburg nicht zu vergleichen war. Ich überzeugte mich dabei, daß man wenigſtens nicht unbedingt das Volk der Weinländer für geiſtiger, froher und beweglicher halten muß, als das Volk der Bierländer.

* * *

Grüne Berge und Thäler mit Schlöſſern und Ruinen, mehr und minder freundliche Dörfer an den niedrigen Ufern, arbeitende Menſchen und weidende Heerden, gingen im ſteten Wechſel an mir vorüber, wie die Bilder einer magiſchen Laterne. — So kam der Mittag heran, wo ich, wider Erwarten, von dem Schiffer zu meiner kalten Koſt einen Teller voll eben gekochter Fleiſchbrühſuppe erhalten konnte, die mir, ſo wenig Kunſt auch daran verſchwendet war, doch vortrefflich ſchmeckte, weil der Hunger ſie mir würzte.

Am Nachmittage konnten wir bei guter Zeit, rechts am flachen Ufer, im hellen Sonnenſcheine Straubing liegen ſehen. Da ſollte gelandet werden, um einiges aus- und anderes einzuladen. Faſt Jeder freute ſich aufs baldige Ausſteigen, denn der Eine hatte etwas einzukaufen, der Andere wollte einen Bekannten begrüßen, die Meiſten ſehnten ſich nach einem Wirthshauſe. Aber unſre Geduld wurde auf eine lange Probe geſtellt, denn als ob ein ſchelmiſcher Dämon uns neckte, war das Ziel unſerer Wünſche bald rechts, bald links entrückt; ja oft lag es faſt hinter uns, wenn wir uns danach umſchauten, wegen der vielen, ganz entgegengeſetzten Krümmungen, in welchen die Donau hier, wie ein verirrter Wanderer, ihren Lauf nimmt.

Erſt um fünf Uhr ſtiegen wir, dieſſeits der alten, mit ſchwerem Geſtein dem Strome trotzenden Brücke, ans Land, von welcher die ſchöne Agnes Bernauerin, im Jahre 1435, in die Flut hinabgeſtürzt wurde. Kaum hatte ich ein Wort hierüber fallen laſſen, als einer unſrer Honoratioren, ſo weitläufig als er konnte, die Geſchichte erzählte, daß die Bernauerin zwar nur die Tochter eines Baders zu Augsburg, aber wegen ihrer Tugend und Schönheit wohl werth geweſen ſey, von einem Prinzen geliebt und geheirathet zu werden, wobei er dann ſehr eifrig gegen den Stolz und die Härte von Albrechts Vater, wodurch der ſchönen Schwiegertochter ein ſo grauſames Ende bereitet worden ſey, zu Felde zog.

Dieſer gefühlvolle Erzähler hatte aber noch kurz vorher über den empfindlichen Schmerz, den einer unſrer armen Ruderſklaven durch eines Andern Unvorſichtigkeit leiden mußte, recht luſtig gelacht, und jetzt eben kehrte er denjenigen Zuhörern, die nicht zu unſern Honoratioren gehörten, recht auffallend den Rücken zu, um ihnen zu zeigen, daß er nicht für ſie, ſondern blos für Seinesgleichen, die Schleuſen ſeiner Beredtſamkeit geöffnet habe. Ich mußte ihn ſelbſt alſo für nicht wenig hart und ſtolz halten. Als er nun mein Urtheil über die grauſame Geſchichte wiſſen wollte, antwortete ich ihm mit ſcherzhaftem Ton, doch ernſthaftem Sinn: „Wer weiß, was Sie ſelbſt gethan hätten, wenn Sie im funfzehnten Jahrhundert Herzog von Baiern geweſen wären, und eines Baders Tochter zur Schwiegertochter bekommen hätten?“

„Jeſus Maria!“ ſchrie er auf — „was trauen Sie mir zu? Wollt' ich doch lieber zehn hübſche Mädels aus dem Waſſer herausfiſchen, als eins hineinwerfen laſſen. Ein hübſches Mädel iſt doch weder ein Hund noch eine Katze, die man, mir nichts dir nichts, erſäuft?“

„Es frägt ſich," war meine Antwort — „wie Sie denken würden, wenn Sie ein Herzog geworden wären, und es die Reinheit Ihres Stammbaums gölte? Wer weiß, ob Sie ihn nicht ebenfalls in der Donau von einem bürgerlichen Klex zu reinigen ſuchten, den ein verliebter Sohn hinein gebracht hätte? — Weiter iſt es ja nichts mit der ganzen Tragödie!"

Hierauf wußte er nichts zu antworten; und ſo war ich den Redner los, der überdem großes Verlangen hatte, das nächſte Bierhaus dieſes tragiſch-klaſſiſchen Bodens kennen zu lernen.

Das war mir um ſo lieber, da ich die Kapelle der Agnes Bernauerin beſuchen wollte, weil ich ſo nahe dabei war. Man wies mich links bei der Stadt vorbei nach dem St. Peterskirchhofe, noch ein paar tauſend Schritte weit am Strome hinab. Dieſe Strapaze war für den durſtigen Redner zu groß: ich war alſo ſicher, daß er mir nicht nachkam.

Die Kapelle zeichnete ſich weder auswendig noch im Innern durch beſondere Kunſtſchönheit aus. Vor dem Altar, an welchem noch jährlich funfzig Meſſen geleſen werden ſollen, war, über der wahrſcheinlichen Gruft, ein kleiner Stein mit der Inſchrift:

Agnes
Bernauerin
1436.

Rechts in der Mauer ihr Bild in Stein gehauen, mit einem Kiſſen unter dem Kopfe und einem Strick in der Hand. — Stoff genug zu empfindſamen Betrachtungen! Aber ich hatte keine Zeit dazu; und der Redner hatte mir durch die ſeinigen auch alle Luſt dazu benommen.

Als ich wieder aus der Kapelle trat, fiel es mir erſt auf, wie der Kirchhof mit unzähligen vergoldeten und nicht vergoldeten eiſernen Kreuzen und Steinmonumenten beſät war. Ich fand unter andern eins zu Ehren des Herrn „Peter Gärtel Nachrichters Sohn zu Straubingen,“ im Jahr 1811 geſtorben. Von dem ward gerühmt:

Er war ein Sohn der
Muſen
Ein Sohn der
Hyemis
Ein Sohn des
Mars
Ein Sohn der
Themis
Was aber noch mehr iſt
Ein echter Chriſt.

Hieraus enträthſele, wer Luſt hat, ſeine hohen Würden und Tugenden.

Ich eilte nach dem Schiffe, um es nicht aufzuhalten, oder gar zurückgelaſſen, und dadurch für meine Wallfahrt geſtraft zu werden.

Aber als ich hinkam, waren die Schiffer noch ſehr mit Einladen beſchäftigt, und die Abfahrt verſpätete ſich noch ziemlich lange. Alles freute ſich um ſo mehr, als wir endlich wieder den Strom hinabruderten.

Hinter uns die herrlich untergehende Sonne, und vor uns zur Rechten der aufſteigende Mond, verſchönerten den letzten Theil unſrer heutigen Fahrt auf eine höchſt anziehende Weiſe, bis wir, etwa um halb neun Uhr, am linken Ufer landeten, um in einem Dorfe zu übernachten.

Weder die Wirthin war freundlich, noch das Abendbrodt wohlſchmeckend; daher wäre das Beſte geweſen, ſich gleich dem Schlaf in die Arme zu werfen. Aber das war faſt die ganze Nacht hindurch unmöglich, denn wenn die Betten auch ſo einladend geweſen wären, als ſie es nicht waren: ſo hätte ſchon die Menge der unruhigen Gäſte nicht dazu kommen laſſen. Es war mir daher eben recht, daß wir am

Morgen um zwei Uhr ſchon wieder das Fahrzeug beſtiegen, und davonfuhren.

Ich ſaß, ziemlich ſchlaftrunken, bis vier Uhr in der Cajüte; dann aber zog mich ein herrliches Morgenroth wieder auf meine alte Stelle hinaus, und ich freute mich wieder des bunten Wechſels der Gegenſtände. Nach ein paar Stunden erreichten wir den Einfall der Iſar in die Donau. Weiterhin verlor ſich auf einige Zeit hinter nahem Gebüſch jede andere An- und Ausſicht. Etwa um 10 Uhr kamen wir bei dem Städtchen Bleintingen vorbei, wo endlich auch das nahe Ufer zur rechten Seite bergig wird. Nun ſah ich die erſte Spur eines felſigen Flußbettes, theils am Ufer, theils mitten im Strome durch kleine Steinmaſſen, die aus dem Waſſer hervorſchauten.

In Vilzhofen mußte gelandet werden, um einen Lootſen aufs Schiff zu nehmen. Das verſchaffte uns Gelegenheit, uns in einem Gaſthauſe durch ein Mittagseſſen zu ſtärken, um mit beſſerem Muthe zwiſchen den verborgenen Klippen, durch welche unſer Weg dann ging, hindurch zu fahren. Mehr als einmal traten die Ufer außerordentlich nahe gegen einander. Hier ſtiegen kahle Felſen, dort ſteile Waldberge am Ufer in die Höhe, zwiſchen denen der Strom ſich mit verdoppelter Gewalt hindurchdrängte. Wir kamen über mehrere gefährliche Stellen; doch die ruhige Aufmerkſamkeit des Lootſen gab auch dem Furchtſamen Muth; und immer wurde die Erwartung auf das erſt noch künftige Gefährlichſte, den berüchtigten Strubel, durch Erzählungen und Schilderungen hingelockt, ſo daß darüber die gegenwärtige Gefahr faſt aus dem Auge verſchwand. — Immer intereſſanter wurde die Fahrt. Und eben waren wir wieder über eine bedenkliche Felſenſtelle gekommen, da erheiterten ſich plötzlich alle Geſichter, denn mit dem Anblick von Paſſau breitete ſich plötzlich ein Bild vor uns aus, das auch auf den Roheſien zu wirken ſchien.

Ich habe weit und breit nur wenig Landſchaften geſehen, die, gleich dieſer, in Form und Farbe mahleriſch ſchön, wie von ſinnig-künſtleriſcher Hand geordnet, mich überraſcht und entzückt hätten. Alles, wie es da vor mir lag, treu mit einem geſchickten Pinſel auf die Leinwand getragen, müßte ein unvergleichlich ſchönes Bild geben. Wenigſtens eine Stadt kann man nicht leicht reizender in ein Landſchaftgemälde hineinblicken laſſen, als es hier mit Paſſau der Fall iſt.

Im Vorgrunde lag eine grüne Inſel, welche die breite Waſſerfläche ſehr freundlich unterbrach. Als die Hauptmaſſe der Landſchaft erſchien das linke Ufer in einer äußerſt mahleriſchen Fels- und Baumpartie von mäßiger Höhe. Darüber ragte ein hoher Felſenberg mit Schloß und Feſtungswerken hervor. Alles von der Natur trefflich geformt, gefärbt und beleichtet, und durch die Menſchenwerke bereichert ohne Verkünſtelung. Rechts gegenüber, im verſchönernden Gegenſatze, nur ein ſanfter Berganfang mit Gebäuden, welche die Frömmigkeit aufgeführt. Dahinter lag der größte Theil der Stadt verſteckt, aber in der Mitte des Bildes, gerade über der Inſel, erſchien ein Theil derſelben mit einer ſehr mahleriſchen Hauptgruppe von Kirchthürmen, neben denen, mehr links, der neue Dom ſich erhob. Nirgends ein kleinliches Detail von Häuſern, ſondern alles zu einem ſchönen Ganzen vereinigt, das weiterhin durch einen bergigten Hintergrund begränzt ward.

Hätten Pferde mich gezogen: ſo wäre ich ihnen in die Zügel gefallen, um ſie aufzuhalten. Aber der Strom riß unaufhaltbar das Fahrzeug mit ſich fort; und ſo verſchwand die ſchönſte Anſicht leider nur allzu ſchnell. Ich verwünſchte die Knechtſchaft, in der das Fahrzeug mich gefangen hielt.

Mahleriſch und militäriſch wichtig iſt die Lage von Paſſau noch dadurch, daß dicht unter ihr der Inn in die Donau fällt. Die Stadt läuft ziemlich ſpitz zwiſchen beiden Flußbetten aus. Und gegenüber, unter dem Feſtungsberge, fällt die kleine Ilz in die Donau, und macht, daß auch dieſer mit einer ſcharfen Spitze ausläuft. Kurz alles erſcheint hier von der Natur mit abſichtlich kecker Hand bereitet, um die Menſchen zu einer feſten Anſiedelung einzuladen. Und welch ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag bewohnt dieſe glücklichen Ufer!

Wir mußten bei Paſſau landen, und verweilten von vier bis ſechs Uhr. Wie viel Schönes hätte ich aufſuchen, wie fröhlich hätte ich hier ſeyn können, wenn es kein Polizeiweſen gegeben hätte! Aber dieſes brachte mich um den größten Theil der koſtbaren Zeit, und raubte mir faſt alle Empfänglichkeit für das Schöne.

Die ganze Schiffsgeſellſchaft mußte ſich auf das Polizeiamt verfügen, um ihre Päſſe viſiren zu laſſen. Da ſtanden wir Alle, Honoratioren und Ruderſklaven, wie die armen Sünder, um in Demuth den Urtheilsſpruch zu erwarten, ob wir die Gränze von Baiern paſſiren dürften, oder zurück bleiben müßten. Wir harrten eine halbe Stunde lang, die mir eine halbe Ewigkeit zu ſeyn ſchien. Dann wurden wir vorläufig entlaſſen, um in einem Stündchen wieder zu kommen und Päſſe und Beſcheid zu holen. Dabei erklärte der eine unſerer geſtrengen Herren gleich mit Bedauern, daß Mancher von uns die öſtreichiſche Gränze nicht werde überſchreiten dürfen, weil es nicht mit allen Päſſen ſo ſtehe, wie es eigentlich ſtehen ſolle.

Ich glaubte, meinen Urtheilsſpruch ſchon zu hören, hatte aber nicht den Muth, zu fragen: „Herr, bin ichs?“ um mein böſes Gewiſſen nicht zu verrathen. Ohne mir etwas merken zu laſſen, entfernte ich mich.

Während der größte Theil der Schiffsgeſellſchaft ſich in Speiſe- oder Bierhäuſer verlor, irrte ich wie unſtät durch einige Straßen, ging in den offenen Dom, den ich, mit Recht oder Unrecht, widrig überladen mit Bildern und Verzierungen fand, und kam endlich ins Freie, wo ich eine ziemliche Strecke weit die einladenden Ufer des Inn vor mir hatte. Gern hätte ich mich damit näher bekannt gemacht, aber die innere Unruhe ließ mich zu keinem Entſchluſſe kommen, und endlich trieb ein Regenſchauer mich wieder in die offene Vorhalle einer Kirche.

Hier hatte ich die ungeſtörteſte Muße, über das Peinliche meiner Lage und Gemüthsverfaſſung die abentheuerlichſten Betrachtungen anzuſtellen. „Was hilft es mir nun, ein ehrlicher Mann zu ſeyn?“ ſagte ich zu mir ſelbſt — „Könnte ich mich wohl übler befinden, wenn ich ein Dieb, ein entlaufener Gefangener wäre? Wahrſcheinlich hätte ich dann einen weit keckeren Muth, oder es ſtänden mir ſchlauere Ränke zu Gebote, als jetzt!“ — Möchte ich mir auf der andern Seite noch ſo viel zum Troſte ſagen, und mir zurufen, daß ehrlich am längſten währt: dennoch mußt’ ich die zahlloſen Vagabunden, deren perſönliche Freiheit immer in der Luft ſchwebt, um die Freiheit des Geiſtes und Stärke der Seele beneiden, womit ſie zwiſchen den Steckbriefen, die ihnen nachgeſendet werden, meiſtens glücklich hindurchgehen, und vielleicht dicht neben dem Gefängniſſe, das ſie eigentlich aufnehmen ſollte, im Bier- oder Brandweinhauſe, kecken Muthes ihren Verfolgern ein Schnippchen ſchlagen. Ich wollte mich ſelbſt auslachen wegen meiner dagegen gar kläglich abſtechenden Aengſtlichkeit; aber meine Lachmuskeln ließen ſich durchaus nichts aufraiſonniren, wozu der ächte, innere Reiz fehlte.

Ich eilte vor der Zeit zu meinen Richtern zurück, und hielt mit dem Einen und dem Andern, der eben nicht feſt beſchäftigt war, um ihn mir geneigt zu machen, ein langes Geſprach. Man war begierig, von dem bisherigen Kriegsſchauplatze allerlei Einzelnheiten zu erfahren, welche die Zeitungen nicht aufgetiſcht hatten. Ich erzählte daher, was ich Näheres wußte, beſonders auch über die Renomiſterei, mit welcher Herr Hieronymus Bonaparte bei ſeinem letzten Beſuche in Halle gegen die Profeſſoren aufgetreten war. Man hörte mir mit Aufmerkſamkeit zu; und das machte mich wieder muthiger, wenn es auch vielleicht von gar keinem Einfluß auf die Entſcheidung über mich war.

Endlich wurden die Päſſe wieder vertheilt. Ein Bürgersſohn aus Regensburg erhielt den Beſcheid, daß er zurück müſſe; manchem Andern wurde geſagt, daß es mißlich an der Grenze ſtehen werde. Als die Reihe auch an mich kam, wurde zwar gegen mein Weiterreiſen nichts eingewendet; doch hieß es, ich werde, wenn auch allenfalls bis Wien, doch ſchwerlich nach Ungarn, (welches mein Ziel war,) gelaſſen werden, wenn ich nicht einen beſtimmten, unverfänglichen Zweck meiner Reiſe gehörig darthun könne. Was ich hierüber ausſagte, fand man nicht zulänglich, wenn ich keinen Beweis dafür vorzeigen könne.

Da erinnerte ich mich, faſt nur wie eines Traumes, daß mir bei meiner Abreiſe von Halle — ich wußte ſelbſt nicht, wie — der Einfall gekommen war, einen Brief aus Ungarn, welcher eigentlich meine Reiſe dahin veranlaßt hatte, in meine Brieftaſche zu ſtecken. Ich ſuchte nach, ich fand ihn, und zeigte ihn vor. Man erklärte ihn für ein ſehr nützliches Aktenſtück, und gab ihn mir mit dem viſirten Paſſe zurück. Ein Stein fiel mir vom Herzen, wer weiß wie ſchwer. Zum erſten Mal athmete ich frei und froh in Paſſau wieder auf.

Mit mehrern Erlöſten eilte ich hinweg. Man fragte mich, wie mir die hübſchen Mädchen in Paſſau gefielen. Ich verſicherte, kein einziges geſehen zu haben. Keiner konnte das begreifen; aber ich wußte den Grund daven wohl. Ich hatte bis jetzt faſt für nichts ein Auge gehabt. Auch ſah ich nun erſt, daß Paſſau zum Theil ſehr alterthümliche, doch viele recht anſehnliche, maſſive Häuſer habe. Hier und da war auch hinter den Fenſterſcheiben ein Geſichtchen zu ſehen, das ich gern näher betrachtet hätte, um dahinter zu kommen, ob die Reiſebeſchreiber, welche ſo viel Aufheben von den hübſchen Mädchen in Paſſau und Linz machen, wohl Recht haben möchten oder nicht.

Schon nach der Donau eilend, erhielt ich die Nachricht, daß der Schiffer noch in der Stadt, und alſo wohl noch ein halbes Stündchen bis zur Abfahrt übrig ſey. Ich ging zurück nach der Stadt, und bemerkte jetzt erſt, daß unter dem Thore eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Schooße ſaß. Es war, wie ich bald hörte, Großmutter und Enkelin. Ich wußte nicht, ſollte ich mehr nach dem Kinde oder nach der Alten ſchauen. Das Kind war zum Mahlen ſchön; aber warlich die Alte war es, in ihrer Art, nicht weniger. Sie ſchien eine rechtliche Bürgerfrau zu ſeyn; aber noch nie hatte ich ein edler geformtes Matronengeſicht geſehen. Dazu kam, daß das ſeidne Tuch, welches ſie um den Kopf gewunden hatte, ihr ein fremdartiges, faſt orientaliſches Anſehen gab.

Ich ſagte ihr, daß ich nun nicht nöthig habe, um an die Schönheit der Paſſauſchen Mädchen zu glauben, noch in die Stadt zu gehen, da ich gleich unter dem Thore eine ſolche Großmutter und ein ſolches Enkelchen gefunden habe. Sie nahm den Scherz freundlich auf, meinte aber doch, daß ich zwanzig bis dreißig Jahre zu ſpät käme, um ſie zu betrachten, und ich möchte daher nur in die Stadt gehen, um hübſche Mädchen zu ſehen. Sie ſchien auf den Ruhm ihrer Stadt zu halten, wenn ſie auch jetzt nicht mehr, wie ehedem, dazu beitragen zu können glaubte.

Ich folgte ihrem Rathe, und ging ein

Paar Straßen auf und ab; und es freut mich noch heute, daß ich das that. Ich ſah mehr als ein Geſicht, das mir ungemein gefiel. Vor allen andern aber zog ſehr bald ein Mädchen meine Aufmerkſamkeit auf ſich, das aus einem nahgelegenen Hauſe mehrmahls kam, um Waſſer an einem Brunnen zu holen. Mit einem Wuchſe, wie er für eine Juno, und mit einem Geſicht, wie es für eine Madonna paßt, leicht doch edel in ihren Bewegungen, den Kopf ebenfalls mit einem ſeidenen Tuche umwunden, und auf demſelben den Waſſerkrug tragend, den ſie mit der Rechten ein wenig hielt, während ſie mit der Linken ihr Kleid etwas vorwärts in die Höhe zog, glich ſie aufs überraſchendſte einer der ſchönſten Geſtalten in Raphaels Gemälden, der berühmten Waſſerträgerin.

Ich konnte mich nicht ſatt ſehen, an der hohen, edlen Geſtalt, die gar nicht zu merken ſchien, daß ſie betrachtet wurde. Um ſie in ihrer Unbefangenheit zu laſſen, redete ich ſie daher nicht an, (ſo gern ich mir auch einen Trunk Waſſer von ihr hätte geben laſſen), beſonders weil ich befürchtete, das Idealiſche der Erſcheinung werde ſogleich verſchwunden ſeyn, wenn der ſchöne Mund ſich zum baierſchen Deutſch geöffnet hätte.

Als ich zu der Großmama unter das Thor zurückkehrte, hörte ſie mit Wohlgefallen mein Lob ihrer Landsmännin, und zum Danke hielt ſie mir das Engelsgeſichtchen ihrer Enkelin hin, damit ich doch auch rühmen könne, ein *Paſſauſches* Mädchen *geküßt* zu haben.

Wir ſollten nun ins Schiff ſteigen. Einige von unſern Gefährten fehlten noch. Es hieß, ſie würden ſich von den ſchönen Mädchen nicht losreißen können. Unglücklicher Weiſe hörte das auch eine Frau, die überhaupt oft mit ihrem Manne zu ſchmollen ſchien, und eben ſehr unwillig über ſein Außenbleiben war. Sie hatte ihn in eine Thür gehen ſehen, und glaubze, er könne vom Bierkruge nicht loskommen. Ein Schelm ſagte ihr aber, er ſey zu einem hübſchen Mädchen gegangen, das mit Käſe handle. Die Frau verſicherte, daß er der größte Käſefeind auf Gottes Erdboden ſey, und ſelbſt ihr keinen gönne. Sie ſchalt daher immer lauter auf ihn, und konnte nicht begreifen, was er bei der Käſehändlerin mache. Eiferſucht ſchien ſich in ihrer Bruſt zu regen. Ein furchtbares Gewitter zog ſich zuſammen, um ſeine Donner und Blitze über den armen Ehemann loszuſtürmen.

Endlich kam er herzugeeilt, ich weiß nicht, ob von ſelbſt, oder von einem Andern gerufen. Der Sturm brach los. „Sieh doch, Herzel!“ ſagte der erſchrockene Ehemann, und hielt der zornigen Eheliebſte etwas in Papier gewickeltes hin. Ein Blitz aus dem Ellenbogen der Frau fuhr dagegen, und warf es auf den Boden. — „Aber, Herzel,“ ſagte der beſtürzte Mann — „ſo ſchau doch nur, was es iſt!“ Er hob das verſchmähte Geſchenk dienſtfertig wieder auf, öffnete mit ſpitzen Fingern, und mit unverkennbarem Ekel, das Papier; und ſiehe, ein großes Stück Käſe lachte die Frau ſo freundlich an, daß ſie plötzlich wie verſteinert war. Endlich fand ſie wieder Worte, und verſicherte, ſo eine Galanterie habe er in ihrem ganzen Eheſtande noch nicht ausgeübt. — Ein rührender Verſöhnungskuß ſchloß den lächerlichen Auftritt.

Der arme Ehemann ſchien mir ein Erzſchelm zu ſeyn, der ſeine Gewitterableiter, vielleicht je ſchuldbewußter er war, deſto glücklicher zu wählen wußte. Aber die Frau hatte ihm wahrſcheinlich die erſten Schelmereien angebrummt.

* * *

(Die Fortſetzung folgt.)

A. G. Eberhard.

Dem Fürſten Blücher.

(Bei ſeinem Beſuche in der Maurerloge zu
Hamburg am 20. Sept. 1816.)

Es hält der wohlverdiente Eichenkranz
Des Helden Schläfe jugendlich umſchlungen;
Ihn ſchmückt der Hoheit Rang, der Würden Glanz,
Die er im Felde der Gefahr errungen.
Sein Thatenlob verkünden Erz und Stein,
Sein Beiſpiel ſtrahlt im Idealeslichte;
Es gräbt der Ruhm ins Jahrbuch der Geſchichte
Mit goldnen Lettern ſeinen Namen ein!

Und doch giebts Preiſe, die mit höh'rer Luſt,
Mit ſüßeren Gefühlen ihn belohnen:
Der ſtille Beifall ſeiner eignen Bruſt,
Der laute Segensruf von Millionen!
Heil ihm, der glorreich ſeinem Thatenlauf
Durch menſchlich milde Züge Werth verleihet!
Denn eine Thräne, die der Dank ihm weihet,
Wiegt alle Würden dieſer Erde auf. —

Hier, wo in dem Beruf zu gleicher Pflicht
Sich freie Gleichheit liebevoll verbreitet,
Wo keines Titels Anſehn und Gewicht
Zu unbedingter Huldigung verleitet;
Hier flieht der Schmeicheleien falſche Spur,
Nie hallt ihr Ton von dieſen Mauern wieder;
Denn die vereinte Sprache freier Brüder
Sucht ihre Zierde in der Wahrheit nur!

Heil uns, daß ſie an unſrer Seite ſteht,
Wenn wir des herrlichen Gewinns uns freuen,
Der uns den Augenblick zum Feſt erhöht,
Da Du erſcheinſt in unſern Bundesreihen!
Verehrter Held, bei deſſen Gegenwart
In Lieb' und Dank die Herzen überwallen;
Welch Freudenzeichen ſchmückte dieſe Hallen,
Das nicht ſchon längſt Dir dargeboten ward?

Wohin Dein Fuß ſich immer wenden mag,
Du findeſt Feſte überall bereitet;
In Segensgrüßen fliehet Dir der Tag,
Von Luſt und Jubel ſiehſt Du Dich begleitet.

Mit regem Eifer drängt ſich Schaar um Schaar,
Des deutſchen Herrn verehrtes Haupt zu ſchauen,
Den edlen Blick, voll Güte und Vertrauen,
Wie er im Kampf der Feinde Schrecken war! —

Zwar trübt uns bange Wehmuth noch die Bruſt,
Und überflort jedwede Freudengabe;
Uns traf ein drückend ſchmerzlicher Verluſt,
Denn unſern Meiſter *) trugen wir zu Grabe.
Doch war er ja auch Deinem Herzen werth;
Drum dürfen ſonder Scheu es wir geſtehen,
Was, dieſes Feſtes Frohſinn zu erhöhen,
Der Bundeskreis vermiſſet und entbehrt! —

Den Mann des Volkes hat man Dich genannt,
Weil Deiner Hoheit ſich die Huld verbindet,
Und weil Du nie verſchmähſt den Druck der Hand,
Der prunklos ſchlicht Dir ſeinen Dank verkündet.
So gelte Dir denn auch an dieſem Ort
Ein deutſcher Gruß für feſtliches Gepränge;

---

*) Friedrich Ludwig Schröder, geſt. am 3. Sept. 1816.

Und ſtatt des Pomps gewohnter Preisgeſänge,
Gefall' und gnüge Dir ein herzlich Wort.

So lang' Dein Bild uns freundlich noch umſchwebt,
So lange noch in dieſem Bruderbunde
Der ächte Sinn für ächte Größe lebt,
Wird uns geſegnet bleiben dieſe Stunde. —
So laßt uns denn, hier an geweihter Statt,
Noch einmal ihn nach Maurerart begrüßen,
Den wir in unſre Herzen dankbar ſchließen,
Weil er am Dank der Menſchheit Antheil hat.

Wenn edler Sinn euch rühret und bewegt,
So eilt, der Seele Neigung auszudrücken,
Daß er die Wünſche, die der Buſen hegt,
Verdeutlicht ſind' in unſern Brüderblicken!
Und daß die Liebe, die er hier erkennt,
Erinnernd noch ſein Heldenherz erfülle,
Wenn des Geſchickes heilig ernſter Wille
Uns ſeinen Anblick länger nicht vergönnt.

Pzl.

Zur Rechtfertigung des Herausgebers.

Ein lange in Händen gehabtes, durch Zufall aus den Augen gekommen geweſenes Manuſkript: Stürme noch im Hafen, von L. Brachmann, wurde von dem Herausgeber der Salina vor einiger Zeit wieder gefunden; und um ein altes Verſehn gut zu machen, im elften Stück abgedruckt.

Wahrſcheinlich hatte die Verfaſſerin es für verloren geglaubt, und ſandte eine andere Abſchrift an die Redaktion des Rheiniſchen Taſchenbuchs ein, denn faſt gleichzeitig erſchien es auch in dieſem abgedruckt. Der doppelte Abdruck iſt alſo ohne wiſſentliches Verſchulden weder der Verfaſſerin noch des Herausgebers der Salina oder des Rheiniſchen Taſchenbuchs geſchehen, und wird von den Leſern alſo verziehen werden.